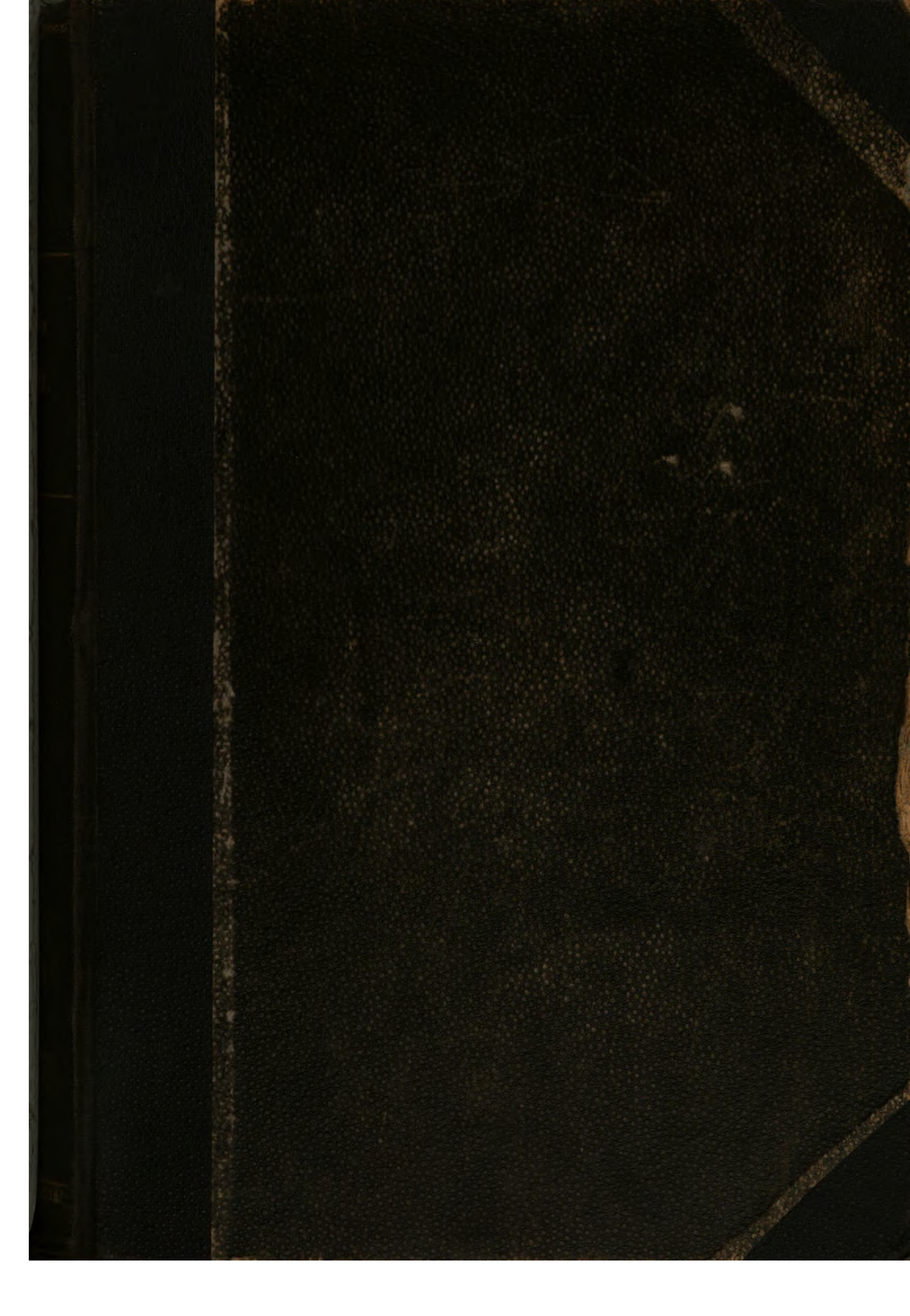
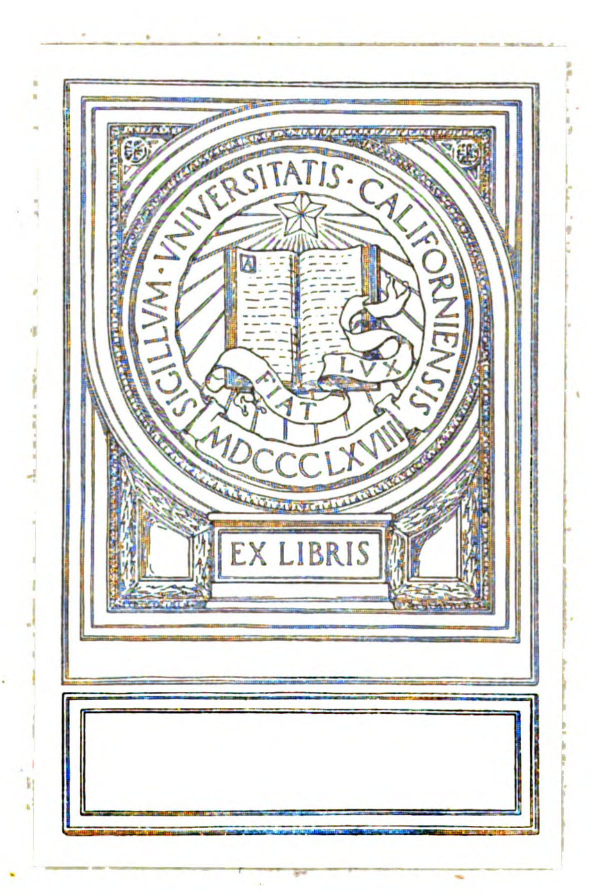
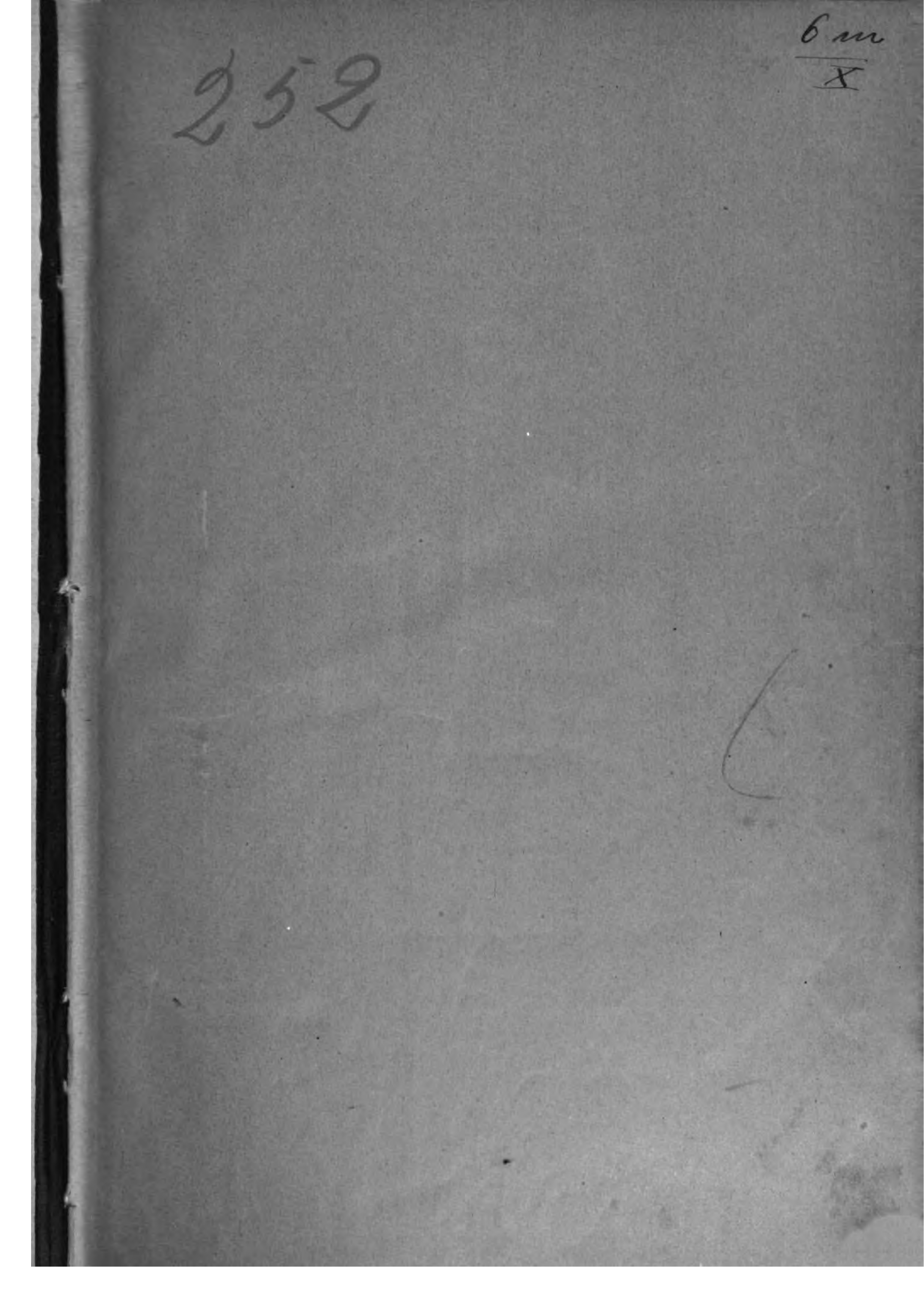



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundneunzigster Band.

April 1902 bis September 1902.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1902.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Sechsundvierzigster Jahrgang. Zweiundneunzigster Band.
W

Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zweiundneunzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt
des zweiundneunzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum zweiundneunzigsten Bande.

Litterarische Rundschau:

XCII. Band
Heft 547

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

April
1902

Arbeit mein Opium

Roman

von

Ilse Frapan-Akunian

I.

Erstes Buch.

Es hatte eben ein Uhr geschlagen. Über dem ganz lautlosen Hause „Zum grauen Ackerstein“ brütete die schwüle Sommernacht.

Plötzlich begann es in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes zu klingen, ein langgezogenes, schlaftrunkenes Kinderweinen, und zwischenhinein laute, schrille Schreie, einer nach dem anderen. Dann erhob sich eine dritte schluchzende Stimme, die einzelne Silben jammernd hinausstieß: „Uh! Uh! Mam! Uh!“

Das dunkle Eckzimmer, wo sie weinten, wurde jäh von einem hereinschießenden Lichtstreifen erhellt.

Durch die helle Lichtbahn kam mit rücksichtslosem Tritt, so als ob es nicht Nacht wäre, eine große schwarze Frauengestalt, ihre Stirn berührte fast den niederen Querbalken über der Thür.

„Kinder! Kinder! Attention!“ rief die Frau, hastig und erschrocken von einem Bettchen zum anderen eilend.

Eine Sekunde lang verstummte das Geschrei, dann brach es aus mit greller Heftigkeit, daß die ganze Luft davon zu zittern schien.

Drei kleine Gestalten saßen jammernd zwischen ihren Kissen. Nun erhob sich die eine und stand lang und weiß mit [illegible] gebogenen Armen im Bette aufrecht.

Die Mutter eilte zu ihr, legte ihre Hand unter ihre Achsel und versuchte die leichte, zitternde Gestalt niederzulegen.

„Was ist dir, Hermannli? Was ist denn, großer Bub?“ beruhigte sie ihn.

Der Kleine widerstrebte, steif und unbeweglich, indes er an der Mutter vorbeistarrte, gerade hinaus mit offenen, thränenvollen Augen, den Mund vom Weinen zuckend, ohne Acht auf die streichelnden Hände.

„Ruhe! Attention!“ rief sie laut und trat hart auf den Boden.

Dann lief sie hinaus und holte die Lampe.

Wieder war das Geschrei auf eine Weile verstummt. Und während die zusammengezogenen traurigen Augen der Mutter angstvoll suchend jeden Winkel des großen, einfachen, weißgetäfelten Schlafzimmers durchspähten, folgte ihr der blinzelnde, sonderbar vorwurfsvolle Blick der schläfrigen, aufgescheuchten Kleinen, und die Mündchen bebten, wie bereit, aufs neue hinauszuschreien.

Zum zweitenmal ging die Mutter von einem zum anderen, trocknete ihnen das Gesicht, klopfte und streichelte die zarten Backen und Schultern.

Aber ihre Stirn entrunzelte sich nicht bei ihrem Thun; die scharfe Gramfalte um den

Mund verschwand nicht. Sie war nicht hier bei den Kindern, die sie zu beruhigen strebte.

Und die Kinder fühlten es. Auf einmal begann das Geschrei von neuem. Es hatte etwas Bewußtloses, Elementares, Ansteckendes. Etwas vom klagenden Wind. Etwas von der Sturmglocke.

Die Frau richtete sich heftig empor, unwillkürlich öffnete sich ihr Mund. Da, tief in ihrer Kehle steckte auch ein Schrei, ein Schrei, den sie Tag und Nacht zurückpressen mußte, der sie würgte, erstickte ...

Sie rang ratlos die Hände.

„Hermannli, was ist denn? Kinder, ich bitt euch! Verrückt! verrückt! Man wird verrückt! — Leg dich, Bub! Schlaf!" schrie sie plötzlich auf und drückte den ältesten gewaltsam in sein Bettchen nieder.

„Papa!" schluchzte der Bub und drängte ihre Hand weg.

„Nein!" Sie klopfte auf den Boden. „Schlafen sollt ihr!"

Plötzlich, bei den starrenden Blicken ihrer Kinder, verließ sie die letzte Fassung. Die Thränen stürzten ihr hervor, unstillbar, unaufhaltsam, die Füße trugen sie nicht länger.

Sie warf sich auf den Boden, neben die Wiege, in der das Kleinste still im Schlaf geblieben war, biß in die Kissen und zuckte in wilden Krämpfen.

Ihre heftigen Bewegungen schaukelten die Wiege, aber die Kissen dämpften die Schreie ihres Mundes.

Die Lampe erlosch.

Die Kinder beruhigten sich, schliefen ein. Und zwischen ihnen auf dem Boden, in voller Kleidung, sank auch die Mutter endlich in bleiernen Ermattungsschlaf, den Kopf auf der Bretterdiele, in den entzündeten Augen Bilder des Entsetzens, die Ohren wiederhallend von dem fieberischen, unbewußten Weinen ihrer kleinen Kinder, zermalmt unter der Wucht eines furchtbaren Schicksals.

* *
*

Am anderen Morgen, früh gegen sieben Uhr, kam der Vater der Frau.

Er stand und wühlte mit den sonnengebräunten Fingern in dem vollen grauen Bart, sein breitkrempiger schwarzer Filzhut war tief in die Stirn gezogen. Die Stimme drang, wie aus weiter Ferne, fast erloschen und dennoch rauh aus der mächtigen Brust.

Das Mädchen, das die Stiege kehrte, erschrak vor ihm; sie war in der letzten Zeit in diesem Hause völlig schreckhaft geworden.

Auf seinen goldknäufigen Rebenstock gestützt, stand der alte Plattner vor dem kleinen Flurfenster mit dem roten Vorhang, durch den die Sonne breit auf die blanken gelben Stufen fiel, und blickte auf seine bestaubten Schuhe, während er seiner Tochter nachfragte.

„Noch nicht aufgestanden? Aber es ist bereits bald sieben Uhr. Geh, sag's ihr."

Die natürliche Sicherheit eines starken aufrichtigen Menschen, die sich in der ganzen Erscheinung Plattners aussprach, schien wie durch eine innere schwere Erregung verstört. Bei den wenigen Worten färbte sich sein braunes Gesicht, und die Hand, die den Stock hielt, bebte.

Das Mädchen hatte die Flurthür hinter sich offen gelassen, durch die er schwerfällig, stampfend eintrat; er atmete stoßweise in der beklemmten Luft des fensterlosen Flurs.

„Vater," sagte eine Stimme hinter ihm, halblaut, wie eine Frage, auf die man keine Antwort hoffen darf.

Plattner wendete sich um und streckte langsam die Hand aus, um die seiner Tochter zu erfassen.

Wortlos gingen sie miteinander auf eine der gelben Thüren zu, an der ein weißes Porzellanschild mit der Inschrift „Wartezimmer" schimmerte.

Plattner zeigte im Hineingehen auf das Porzellanschild. „Warum nimmst du das nicht weg?" sagte er streng. Es war das erste Wort, das er sprach.

„Ja, ja," erwiderte die Tochter bereitwillig und zerstreut. Ihre Blicke hingen an ihm. Als er sich auf einen der Rohrstühle setzte, wies sie auf das kleine Ledersofa. „Warum nicht hier? Es ist bequemer ... Du kommst so früh, so früh zu mir, Papa!"

Er saß dicht an der Wand, den Stock zwischen den Knien, den Kopf gesenkt. In die tiefe Stille klangen durchs offene Fenster Räderknarren, Flüche und der Gesang der Amseln.

Die Frau schob mit abgewandtem Gesicht ihr weißes Tuch in die Tasche des schwarzen Kleides. Sie stand noch immer.

„Nun, Josy," begann Plattner, „sitz daher!"

„Ja." Sie blieb stehen.

„Und — also — eben — Josy — — es ist also eben aus! Und fertig und aus."

„Ja."

„Schuft! Schuft! Niederträchtiger Schuft!" brach der Mann aus und stieß den Stock nieder.

„Vater!" schrie Josy. Es war kein Wort, es war ein Hilfeschrei.

Der alte Plattner zuckte den Kopf empor, schob sich den Hut in den Nacken und blickte seine Tochter an. Auf der schönen hellen Stirn, die der Hut verdeckt hatte, arbeitete es, die klaren Augen funkelten.

„Nun?" grollte er verwundert, „noch nicht Schuft genug? Was meinst?"

Das Räderknirschen, die Fuhrmannsflüche, der Amselgesang erklangen deutlich wie zuvor in der Stille. Josefine ächzte leise.

„Ich mein, wenn einer emal fünf Jahr Zuchthaus überkommt, no braucht man sich nicht genieren, ihn Schuft zu heißen!" schrie Plattner.

„Bitte, Papa! Nicht, nicht!"

Eine neue heftige Bestürzung überlief das Gesicht des Vaters. Er sprang auf, um der Tochter in die gesenkten, abgewendeten Augen zu sehen.

„Das wär noch besser!" grollte er. „Wärst ihm etwa noch gut nach all der Schande? Hör emal — —"

Er faßte nach ihrem Ärmel, da drehte sie ihm selbst das leidende, verzerrte Gesicht mit den geschwollenen Augen zu. Eine kaum beherrschte Heftigkeit machte ihre Züge scharf, fast drohend.

„Ach, Vater, kommst auch nur, um ihn noch mehr herunterzusetzen? Gern haben? Man kann fast nicht anders! Wenn einer emal so tief drunten ist — — ach, was wollt ihr noch! Er ist ja schon in der Höll, und ich — mit — ihm —"

Sie schrie es heraus, dann erstarb ihre Stimme im Weinen. Das Gesicht mit den Händen verdeckt stand sie neben dem Vater, der sie lange betroffen, verständnislos anstarrte.

„Bin nit herkommen derwegen," begann er endlich mit schwerer Zunge, „derwegen nit, Josy. Herkommen bin ich, um dich heim zu holen mit deinen Kindern. Ich hab Retourbillet."

Er machte sich an seiner Brusttasche zu schaffen, indes er fort und fort ein gedankenloses „Ja, ja, ja!" murrte. Als er der Tochter die grüne Fahrkarte reichte, bebte seine Hand immer noch.

„Da siehst es. Heut oder morgen. Es läuft drei Tage." Seine Stimme nahm einen gutmütig beruhigenden Ton an. Er las das Datum umständlich vor, Jahreszahl und alles. Ein zutrauliches Lächeln erschien auf seinem starken, grobgeschnittenen Gesicht.

„Die Alte hat schon die ganze Nacht rumort. Gleich gestern abend, wie's Telegramm kommen ist vom Verteidiger," — er seufzte — „daß es aus ist, — hat's angefangen, Betten rüsten. Ich bin gewesen wie en Ochs — vor den Kopf geschlagen — wie's Telegramm kommen ist — aber es ging halt in Gottesnamen kein Zug mehr — wirst es begreifen, Josy."

Josefine preßte seine Hand.

„Bist gütig, Vater!" sagte sie in müdem, hoffnungslosem Ton, „einzig lieb und gütig." Sie bückte sich, schluchzte auf und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

Steif und verlegen, ohne sich zu rühren, blickte Plattner gerade hin. Der dunkelblonde Scheitel, so nah seinem Gesicht, mahnte ihn an längst vergangene Zeiten und machte ihn weich vor Rührung.

„Nun, nun!" stotterte er. Und dann faßte er schnell nach einem Halt. „Und die ganz' Nacht hat's kracht und wetteret — — und ich hab mir dacht, wenn's nur ihn in den Gottserdsboden hineinschmetteret hätt, den verfluchten Schuft!"

Josefine richtete sich steil auf und zog mit plötzlichem Besinnen ihren Arm zurück. In den verweinten Augen begann es leidenschaftlich zu glühen.

„Ach, ihr! Ach, ihr alle!" rief sie schrill, „immer das gleiche! Immer der Schuft! Ich kann's nicht mehr hören! Ich will's nicht mehr hören! Es bringt mich um! Er ist ja verurteilt! Fünf Jahr, Vater! Zuchthaus! Denkst es? Kannst es ausdenken?

Und die ganze Zeit, bis auf die letzte Minute, hab ich Hoffnung gehabt, bis — —"

Die Thränen überströmten ihr Gesicht, das in unerträglichem Weh zuckte. Händeballend begann sie das Zimmerchen zu durchlaufen, auf und ab.

„Wehe, wehe, wer ihnen in die Hände fällt! Es ist ihnen recht so! Es macht ihnen Freude! Ein Sündenbock muß sein, daß die Heuchler alle ihre Tugend an Tag legen können, wenn sie den einen in Fetzen reißen! Nein, Vater, so versteh ich's denn doch nit! Müßt mich nicht wild machen, ich versteh's nicht! Bist gütig, Vater, aber siehst — mit dir gehn — 's thut sich eben nicht! Wir kämen emal nicht überein! Du hast deine Meinung, aber ich — ich bin die Frau! Da sind die Kinder! Seine vier Kinder! Kannst die Natur umkehren? Wenn ich auch noch anfang, schreie: hoho, der Schuft! — — Was dann? Nein, lieber grad in den See, daß ein End wär! Aber es geht ja nicht! Nit Vater, nit Mutter für die vier Waisen? Bedenke doch, Vater, 's wär schrecklich! Schändlich wär's gradaus! Ich vermag's nicht und thät's doch so gern!"

Der Atem versagte ihr. Sie drückte die Hand auf den schmerzenden Hals, während sie hart vor dem Vater stehen blieb, der mit gerunzelter Stirn und offenem Munde, blaß und regungslos, diesen Ausbruch angehört.

Es klopfte an die Thür des kahlen Wartezimmerchens, wo sie sich immer noch befanden.

„Frau, 's Koffi ischt vorusse!" rief das Mädchen, ohne zu öffnen.

Wie wenn es eine unaufschiebbare Pflicht zu erfüllen gelte, gingen Vater und Tochter auf die Altane, aßen und tranken.

Während dieser Zeit sprachen sie nichts. Plattner brockte sein Brot in die große Kaffeetasse und brummte etwas vor sich hin vom Zahnreißen, das er recht unleidlich spüre.

Josy erwachte wie aus schreckhaften Träumen. „Welcher ist's, Vater? Zeig emal."

Der Alte öffnete weit den Mund unter dem überhängenden grauen Bart und klopfte mit dem Theelöffel an seine gelben starken Zähne.

„'s Gebiß wär g'sund. ‚Echte Bündnerzähne', sagt der Doktor Anstand — kennst ihn ja — ist g'schickt. Aber die ewig' Aufregung zeither, 's sind halt die Nerven." Sein Blick richtete sich voll Besorgnis auf die Tochter. Er versuchte sich vorzustellen, wie Josy sonst ausgesehen. „Ja so! Wie geht's denn dir mit der Gesundheit?"

„Oh danke, merci, Papa! 's passiert. Ich spüre nichts."

Er sah die scharfen Züge von den Mundwinkeln abwärts, die hohlwangige Magerkeit Josefines. Unterm Tische ballte er die Hand. „Spürst nichts, bis die Reaktion kommt. Aber die bleibt nicht aus."

Sie schwiegen wieder. Plattner sah hinaus.

Der Morgen war nebelig; die Sonne schien gedämpft. Die Altane, von Reben umzogen, deren Blätter sich an den vier Pfeilern zu goldgrünen Kränzen verwoben, ließ den Blick frei wandern über die schöne weiße Stadt am grünen See, auf den niedere weißgeballte Wolken herabhingen. Hier und da funkelte eine Fensterreihe, ein Glasdach, eine der Wiesen am Ütli drüben war smaragdgrün herausgehoben, sonst lag ein sanftes Lilagrau über allem; rosig schimmerte das nackte Felsenegg aus den sommerdunklen Wäldern. Mit kosendem Zwitschern schossen die Schwalben ganz nah und niedrig um die Altane; Wolken von Duft stiegen aus den Weinbergen und aus den breiten saftigen Gewinden an den Pfeilern.

„Blühen eure Reben erst jetzt?" entfuhr es Plattner.

„Ja! Es ist recht verspätet. Die Sonne hat gefehlt."

Wieder langes Schweigen.

Die Nebel zerrannen und flossen wieder zusammen. Einen Augenblick standen die hübschen Villen am See weiß und zierlich wie Elfenbeinspielzeug auf dunklem, verwischtem Grunde. Dann wieder war die Stadt grau verschattet und hob sich nur in undeutlicher Masse vom weiß und scharf beleuchteten Berge ab.

Plattners Augen folgten dem Wechselspiel, ohne daß er selbst darum wußte. Nun schob er die klirrende Tasse zurück und faltete die braunen Hände auf der Tischplatte. „Was hast vorhin gemeint, Kind? Ich hab's nicht recht verstanden."

Josy hob die dunkelgeränderten Augen und ließ sie gleich wieder sinken; es war

eine Bewegung in ihrem eingefallenen Gesicht, die den Vater warnte.

„Man muß ja reden, wenn's auch unangenehm ist, Josy. Also — heraus mit der Hauptsach! Willst gleich Antrag stellen auf Scheidung oder willst noch warten?"

„Nein, davon ist keine Rede," sagte Josefine mit fester Stimme.

Der Mann bäumte sich von seinem Sitz auf. Das Blut stieg ihm in die Augen.

„Ich versteh nicht," sagte er rauh. „Hast mich nicht recht gehört, wie es scheint. 's ist ja nur die letzte Form. Glatt wird's gehen, ohne allen Anstand. Ich denk sogar, daß du nicht vor Gericht erscheinen mußt. Es wär ja auch widrig. Wenn du mal von dem Schurken los bist — auch gesetzlich los — —"

Josefine stand auf, so schnell, daß ihr Strohsessel umfiel. Leise, mit zischender Dringlichkeit in der Stimme, begann sie: „Nein, Papa, nein! Scheiden laß ich mich nicht! Ihr braucht mir nicht zuzureden. Weder glatt, noch schwierig — ich will's nicht! Es ist unmöglich. Aber weißt, es sticht mich da! Jedes Wort, das du drüber redest! Nur nicht sagen, ich wär vernarrt in ihn, jetzt noch! O nein! Bin nicht vernarrt, Vater, bin ganz klar und so ruhig!"

Ihr ganzes Gesicht glühte plötzlich in Fieberröte.

„Du sagst: nicht vernarrt? Also verzaubert? Behext?" schrie Plattner, auf den Tisch schlagend. „So ein Schuft, so ein —"

„Siehst du!" rief sie wild. „Das ist es! Weil ihr immer so sprecht! Weil er von der ganzen Welt verachtet, verstoßen, verlassen ist! Und ich soll mitmachen? Nein, nicht verzaubert, nicht behext, aber die nächste, wo er hat! Den einen erwischen sie, und zehntausend gehen frei aus. Schuft! Schuft! Immer nur Schuft! Pfui, die Bande! Alle hergefallen über einen! Schämt euch! Vater, weißt — einmal ist der Georges doch so ganz wie andere — doch so ganz — —"

Thränenüberströmt sank sie an der Wand in sich zusammen. Aber wie der Vater wirr und stumm dreinblickte, zwang sie ihre Fassung zurück.

„Bitte, bitte, laß mich thun, was ich kann! Du weißt ja, daß ich immer meinen Weg gehen muß. Ich bin ja ganz zerschlagen, eigentlich wie toll!" Sie drückte ihre Schläfen mit den Händen zusammen. „Auf die Straße möcht ich und schreien, bis die Leute mit mir kommen und ihn da herausreißen, wo sie ihn vergraben haben!"

Sie funkelte den Vater an, kurz und schnell, mit ihren Fieberblicken. Aber sein Gesicht war fremd und abweisend geworden; er sah sich verloren um, betastete seine Stirn, auf der Schweißtropfen standen. Dann suchte er seinen Hut, den derben Stock und näherte sich dabei unmerklich der Thür.

„Also — also — adie, Josy," sagte er in trockenem Ton, ohne die Hand auszustrecken.

Sprachlos sah die junge Frau ihm zu. Sie konnte nichts reden, um den Preis ihres Lebens nicht. Aber ihr Herz klopfte in wilder Verzweiflung, daß er so gehen sollte, ihr lieber, treuer Vater.

Und er ging.

Durch das halbdunkle Balkonzimmer über den kleinen fensterlosen Flur hörte sie seine schweren Tritte. Er stieß mit dem Stock auf, als ob er mit lahmen Füßen an der Krücke ginge...

Die Thür klappte, der schwere, müde Tritt, der Krückstock erklang auf den Treppenstufen... Josy schüttelte sich auf aus der Erstarrung. Sie riß das Kleinste aus der Wiege und rannte mit ihm auf dem Arm dem Vater nach. Am Ende der Stiege holte sie ihn ein.

„Die Kinder!" rief Josy keuchend. „Vater, du hast ja die Kinder nicht gesehen."

Er kehrte mit ihr zurück in die Wohnung.

Die älteren Kinder lärmten in ihren Betten. Josefine riß weit die Schlafzimmerthür auf: „Springt heraus, der Großvater ist gekommen!"

Schüchtern, im Hemdchen, mit bloßen Füßen kamen sie herangehuscht, ein blasser, schmaler Bub von sieben Jahren mit unruhigen Augen und ein untersetzter Blondkopf mit rotgeschlafenen Backen. Ein zartes Mädchen mit dünnem, seidigem, dunklem Haar folgte. Es ging mit gesenktem Kopf und schlaff hängenden Ärmchen beschämt und langsam hinter den Buben her.

Josefine eilte mit dem Kleinsten in die Küche. Sie war froh, einen Augenblick fortzukommen, während sie doch den Vater noch hier wußte, hier bei ihr, in der traurigen

Wohnung mit dem schwarzen, gähnenden Schlund in der Mitte. Der gute, treue Vater mit dem starken, ehrlichen Antlitz, mit den kräftigen, Lebensfrische atmenden Gliedern, mit den derben Kleidern, die nach Heu dufteten, mit den sonnenbraunen, arbeitgewöhnten Händen. Er war noch hier.

Sie stand in der Küche und sah gedankenlos zu, wie das Mädchen die kleine Nina badete und ankleidete. Das Mädchen lachte, wenn die Kleine sog an dem Waschschwämmchen und wollte es nicht fahren lassen. Aus dem Zimmer vorn kamen die Stimmen der Kinder, froh und jauchzend, und dann wieder hörte sie ihres Vaters Stimme und sein Gelächter. Josefine seufzte erleichtert. Er war ja im Grunde ein fröhlicher Mann, ihr Vater, jung geblieben zwischen seinen jungen Zöglingen von der landwirtschaftlichen Schule. Und sie fühlte es: immer doch würde er auf ihrer Seite sein mit seiner Hilfsbereitschaft, mit seinem praktischen Sinn und seinem Vaterherzen. Nur keine Entzweiung zwischen ihnen! Nur seine Hand nicht loslassen müssen!

Zögernd entschloß sich Josefine, wieder hinüberzugehen, aber dann, als sie die fröhliche Gruppe sah, wurde ihr ganz licht vor den Augen. Die Kinder hielten den Großvater eng belagert, wie er da mitten im Balkonzimmer saß. Röslis leichtes, kleines Figürchen lag fest in den starken Armen, das Köpfchen dicht an des Großvaters Brust geschmiegt, die Finger in seinem grauen Lockenbart vergraben. Hermannli hielt ihn von rücklings umfaßt, der Kleinere, Uli, stand zwischen den Knien des Alten, der ganz beruhigt, milde und versöhnt auf die Kinder niedersah.

„Sie gehen mit mir, alle miteinander! Deine ganze wilde Bande! Aber das ist noch die wildeste von allen!“

Er zupfte Rösli an den braunen Ringeln und wiegte sie spielend. Hermann versuchte, sie von dem bevorzugten Platze zu verdrängen. Plattners Blick musterte scharf den Knaben, und jäh entschwand das Wohlgefallen aus seinen Zügen.

„Wie der Bub ihm gleicht!“ sagte er langsam. „Der wird dir zu schaffen machen.“ Und in romanischer Sprache fuhr er fort: „Er hat mich gleich gefragt, wo doch der Papa sei. Die Mama sage: im Spital bei den kranken Leuten, aber er glaubt's nicht. ‚Und warum glaubst du's nicht?‘ frag ich ihn. Da macht der Lausbub so ein altbärtiges G'sicht hin und flüstert: ‚Mir darfst schon sagen, Großvater, daß der Papa tot ist. Ich bin nicht so dumm, wie die Mama meint, ich merke alles.‘“

Während der Wiedererzählung blickte der Knabe mit seinen unruhigen Augen von dem Großvater zur Mutter und umgekehrt, als verstehe er jedes Wort der ihm fremden Sprache.

„Mama, wann kommt der Papa heim?“ sagte er, sich an des Großvaters Schulter drängend.

„Wenn er gesund ist,“ entgegnete Josefine kurz.

„Wird er wahrscheinlich lange krank sein?“ fing der Bub in herausforderndem Ton an.

„Ja, lang. Wahrscheinlich.“

„Wieviel Jahre, Mama? Ein Jahr oder mehr?“ Es klang wie frühreife Ironie.

Josy ergriff ihn am Arm. „Schwatz nicht so viel,“ sagte sie finster. „Geh jetzt! Wasche dich! Zieh dich an! Marsch hinaus!“

Da beugte sich der Knabe an des Großvaters Ohr und zischelte: „Wir beide sind Männer, gelt Großvater? Ich will mit dir gehen! Und du zeigst mir Papas Grab, haha!“

Er lachte plötzlich frech der Mutter ins Gesicht, dann duckte er sich, schluchzte auf und ging mit schlotternden Knien hinaus. Mit scheuer Miene schlich ihm Rösli nach. Nur der kleine rotbäckige Uli ritt lärmend und jauchzend in seinem kurzen Hemdchen auf einem Blumenstab durch das Zimmer und über die Altane, wo Vater und Tochter wieder gramvoll nebeneinander saßen. Selten fiel ein Wort.

„Ihr kommt also nicht mit mir?“

„Nein, Vater!“

„Und was gedenkst du zu thun?“

„Irgend etwas anfangen.“

„Und denkst davon zu leben?“

„Ja!“

„Mit den Kindern?“

„Wenn ich die Kinder nicht hätt, braucht ich nicht zu leben.“

„So—o—o?“ Der große vorwurfsvolle Aufblick des Vaters drang Josefinen tief in das leidende Herz.

„Hab nicht Furcht," sagte sie bitter, „ich lebe und will leben. — Der Bub bringt mich fast um mit seinen Fragen, und ich gäb ihn dir gern. Aber es könnte ein Wort fallen — von den Knechten — von einem Zögling — nein. Sie werden ja dort von nichts anderem reden."

Plattner fuhr auf. „In meiner Gegenwart?" brummte er ingrimmig. Unwillkürlich sah er hinter sich, als erwarte er schon die Angreifer und Tuschler.

Die Sonne kam über den Balken herein, sie malte das zackige Blattornament scharf und treu auf den hellen Parkettboden. Aus dem nebligen Morgen wollte ein voller Sommertag erstehen, nicht ganz klar, aber voll lockendem, mildem Glanz.

„Was der Mensch sich selber zubereitet!" nickte Plattner aus seinen schweren Gedanken heraus.

Josefine nickte stumm.

„Du auch, Kind, du auch."

„Ich? Was kann ich noch thun oder nicht thun? Mir hat ja das Schicksal alle Wahl erspart," höhnte sie bitter.

„Wenn du dem — dem — Menschen absagst und läßt dich scheiden und ziehst zu deinem Vater und — —"

„Dann bist erst recht gemein!" rief Josy überlaut. „Wenigstens ich, Vater, ich wär's. Übrigens — ich könnt nicht. Da ist kein Überlegen, kein Besinnen. Was ich einmal lieb gehabt, das bleibt mein gegen die ganze Welt. Wir sind nun in der Hölle, Vater — nun denn — in der Hölle."

Sie sprang auf. Ihre starren Augen erschreckten ihn.

Unwillkürlich hob er den Arm, um sie zu schützen. Aber er ließ ihn wieder sinken.

Ihr bewegliches Gesicht hatte sich verändert.

„Man muß herauskommen, aber nicht so, wie du meinst, Vater. Man muß ihn mit herausreißen, sonst ist's gemein. Wenn ich könnte — wenn ich beweisen könnte, daß man ihn unschuldig verurteilt hat!"

Glühend, leuchtend, von Schwärmerei verklärt, mit aufwärts gerichteter Stirn, mitten in dem sonnendurchspielten Zimmer stehend, erschien die Frau plötzlich wie eine andere. Es war einer jener Augenblicke, in denen das sonst unkenntlich verhüllte oder umpanzerte Innerste des Menschen, sein eigenes, individuelles Selbst, in eigenster Gestalt erscheint, überraschend, neu, eine Offenbarung.

Den Vater überrann ein leichter Schauer. Er schwieg betroffen. Die Tochter gewann Gewalt über ihn, über seine Meinungen und Abneigungen, die er für unerschütterlich gehalten. Mühsam ermannte er sich.

„Unschuldig?" sagte er in weichem, traurigem Ton. „Josy, was träumst auch! Er hat ja gestanden. Da fehlt kein Pünktchen am Schuldbeweis. Die Hoffnung mußt fahren lassen."

Josefine antwortete nicht gleich. Die Begeisterung auf ihrem Gesichte erlosch, wie eine helle Lampe erlischt. Herausforderung bebte um ihre Lippen.

„Und wer in der ganzen Welt ist unschuldig?" schrie sie. „Welcher Mensch und welcher Mann? Wen dürfte man nicht einsperren, wenn man jedes Blatt seines Lebens kennte?"

„Halt du! Hast schon vorhin so etwas gesagt!" Plattner war aufgestanden, Zornröte schoß ihm über die Wangen. „Ich verbitt mir, daß du so mit mir redest!"

Die Hände auf dem Rücken, lief er im Zimmer hin und her, kopfschüttelnd, unbehaglich über alle Maßen, von hilflosem Mitleid gequält für dies eigensinnige Kind, das sich in allem Elend so selbständig, so unbeugsam zeigte.

„Ich bin so weit," sagte Josy, ins Leere sprechend, „daß für mich alles aus ist. Achtung vor den Menschen? Pah! Glauben an die Menschen? Noch viel haltloser. Heute denk ich so, morgen wieder anders, und alle Leute so, — einfach. Wir sind wie Buchstaben, ins Wasser geschrieben! Launische Kranke! Armselige Verrückte, wir alle!"

„Widerspricht sich bei jedem Wort und weiß es selber nicht!" zürnte Plattner.

„Widersprech ich mir?" — Josy errötete flüchtig — „nun, vielleicht auch. Warum nicht, wo alles ringsum sich widerspricht? Aber ich weiß doch nicht, warum wir nicht aneinander hängen sollten, coûte que coûte. Glauben hab ich nicht, Hoffnung hab ich nicht, aber dies — dies bißchen Liebe — das ist etwas so Menschliches — so Natürliches —" Sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Der kleine Uli kam herangestolpert, ahnungsvollen Kummer in seinem dreijährigen Gesichtchen und bereit, auch zu schreien.

Plattner drückte ihn an sich und faßte Josys Hand. „Gut, gut; ich sage nichts mehr. Die kleine Zeit, wo ich noch hier bin, soll Friede sein. Von mir aus.“ Seine Augen wanderten, und plötzlich rief er: „Aber ich bitte dich, Josy, warum hast du nicht wenigstens das Bild da weggethan? 's ist doch entsetzlich, wenn jemand —“

Er stockte und zog Uli auf seine Knie.

Der unselige Georges! wie er den Eindringling, den Verderber, den Teufel haßte!

* * *

Drei Tage blieb Plattner bei seiner Tochter, und all die drei Tage stieß er Stunde um Stunde mit dem Gespenst zusammen, das hier im Hause „Zum grauen Ackerstein“, bei hellichter Sonne, bei Amselsang und Kinderlachen in allen Zimmern spukte und aus seinen verschleierten Augen mit stillem Hohnlachen auf all die blühende Wirklichkeit sah.

Im Balkonzimmer die große Photographie des jungen Ehepaares — Josefine und Georges mit dem damals einjährigen Hermann auf den Knien — verdarb dem Vater das Frühstück und ließ ihn mitten im Satz innehalten, so oft seine Augen widerwillig über die Wand streiften.

Auf dem Flur das Porzellanschild an der Thür mit der Aufschrift: „Wartezimmer. Sprechstunden von 7 bis 9 und von 3 bis 5 Uhr“ stach ihm belästigend in die Augen, wenn er aus dem einen Raum in den anderen ging.

Im Eßzimmer wieder ein Bild: Georges mit seiner Schwester Lucile, sie im weißen Konfirmandenkleid und Schleier, er halbwüchsig, mit langen blaßblonden Locken über einem goldbraunen Sammetrock, schmachtend und glatt, die fatale Unterlippe, ohne alle Form und Zeichnung, schon gerade so schlaff wie jetzt beim Erwachsenen. Eine talentlose Malerei, eine süßlich fade Auffassung; für Plattner eine tägliche Herausforderung, dies Geschwisterpaar.

Schon damals hat er nicht getaugt, der freche lüsterne Bengel! dachte er bei sich und ballte heimlich die Faust. Und der hat meine Josy bekommen, mein bestes, tüchtigstes Kind! Wo hab ich alter Esel meine Augen gehabt? Wir sind alle blind gewesen, sagte er sich ingrimmig.

Im Schlafzimmer, Doktor Georges Geyers ehemaligem Schlafzimmer, derselbe Georges Geyer als Student, in einer Gruppe, irgend einer Verbindung in Wichs. Hier unter den übrigen, ziemlich unbedeutenden Köpfen sieht er gleichwohl nach etwas aus. Ein feines Gesicht, bis auf den Mund. Und den versteckt der Bart. Was man so einen „schönen Mann“ nennt. Der Teufel hol ihn!

Und Plattner nahm allabendlich die Photographie von der Wand, um besser schlafen zu können.

Aber er schlief trotzdem schlecht. Warum konnte er nicht sein tapferes, armes Kind herausziehen aus alledem? Warum nicht sie in die Arme nehmen, samt ihren Kleinen, und fort, fort in reine Luft?

Er hätte ihr befehlen mögen: Denk nie mehr an ihn! vergiß sein Gesicht, seine Stimme, euer achtjähriges Zusammenleben! vergiß das kurze Glück, vergiß die lange Schmach! es soll alles sein, als wäre es nie gewesen!

Wenn er abwesend war von ihr, im anderen Zimmer nur, dann erschien sie ihm so jung, so hilflos, so unendlich mitleidsbedürftig.

Seine Lider wurden heiß und feucht, seine starken Hände wanden und krampften sich in verzweifeltem Harm. Wie ein kleines Kind war sie ihm dann, das in dunklen Wellen um sein Leben kämpft.

Und wenn er sie dann wieder vor sich sah in der Dornenkrone ihres Leides, in der ernsten Würde der Gefaßtheit, unnahbar in ihrem heißen Gram, unnahbar in ihrer leidenschaftlichen Parteinahme für den Verurteilten — dann stand er stumm, dann sagte er sich bitter und schmerzlich: nie mehr kommen wir recht zueinander. Der verfluchte Schuft steht zwischen uns.

Und er haßte ihn tiefer jeden Tag, und er fluchte ihm mit jedem Gedanken und jedem Wort, und seine Tochter fühlte den Haß wie eine feindselige Atmosphäre um den geliebten Vater, die sie nicht durchbrechen konnte; sie hörte die Flüche, obgleich sie nicht ausge-

sprochen wurden, und Weh und Trotz kämpften in ihrem Herzen.

Plattner lag nachts und grübelte: Sie sagt, der Schuft ist wie alle! Allmächtiger Gott, was meint sie? Hat er ihr zu allem übrigen noch das moralische Gefühl geraubt? Ist sie auch schon verdorben?

Er sah Josy wieder und atmete auf: Sie ist so unschuldig — sie versteht nicht einmal, was der schuftige Patron angestellt hat!

Der Abschied war unsäglich traurig.

Gerade beim Verlassen der Wohnung sieht er noch die Messingtafel an der Glasthür. Auf dem Namen „Doktor Georges Geyer, praktischer Arzt" funkelt gelb die Sonne. Neben Plattner steht Josy, wie immer in Schwarz, mit bleichem, schmalem Gesicht, mit ungeduldigen Augen, denn bis zum letzten Moment fürchtet sie einen jähen Zusammenstoß.

„Adieu! adieu!" rufen die älteren Kinder. Den dreijährigen Uli, die einjährige Nina nimmt der Großvater mit; das Mädchen ist mit ihnen voraus auf den Bahnhof, wird sie auch während der Eisenbahnfahrt versorgen.

Rot vor Zorn deutet Plattner auf die sonnenglitzernde Namentafel. „Und das soll auch bleiben?"

„Ja," macht Josy herausfordernd.

„Aber 's ist ja nicht wahr! Er wohnt ja ganz wo anders!" ruft Plattner.

Ein Blick auf die Kinder macht ihn still. Er erschrickt. Fast hätten sie sich gezankt, harte Worte gesagt, hier an der Schwelle der Trennung.

Auch Josefine besinnt sich. „Nein, so sollst du nicht gehen, Vater! Wir kommen mit. Holt eure Hüte, Kinder."

Als sie gerüstet da standen und Plattner sie stumm und trübe musterte, blitzte ihr ein plötzlicher Argwohn auf.

„Ich trage keinen Schleier. Soll ich einen Schleier umbinden, Vater? Du scheust dich vielleicht, mit mir so über die Straße zu gehen?"

„Komm, komm!" sagte Plattner müde.

„Aber du wirst angestarrt werden, Vater. Sie werden dich alle sehen wollen. Ich kenne diese grausame Neugier," rief sie schneidend.

Ohne zu antworten, ergriff Plattner das kleine Rösli an der Hand und ging mit ihm hinunter.

In Josys Augen spielten grünliche Funken. Sie wollte ihren Hut wieder abnehmen.

„Komm, komm, Mama! Der Zug fährt weg!" drängte Hermann.

So kamen sie dann auf die Straße. Aber nur gleichgültige Worte wurden gewechselt, und etwas Gespanntes, Argwöhnisches wich nicht aus den Gesichtern.

Erst als sie die Bahnhofshalle betraten, unter dem Kohlendampf und dem Pfeifen der Züge sich durch den Menschenstrom arbeiteten, schob sich Josefine an ihres Vaters Seite.

„Aber das ist alles dummes Zeug, nicht wahr? alles dummes Zeug." Sie sprach hastig, sie überstürzte sich im Reden. „Ich habe dir noch nichts von meinen Plänen gesagt. Man muß natürlich Pläne machen. Mit dem dummen Zeug, dem Kummer und so weiter verliert man alle Zeit und Kraft. Und nun reist du fort! O, wie schade! Ich habe einen Plan, weißt du, einen Hauptplan — und du schickst mir Laure Anaise, nicht wahr? Und dann, wenn ich sehe, daß es geht, schreib ich dir. Du hilfst mir ja doch, gelt? Ach, es ist eigentlich keine Minute zu verlieren, und nun haben wir diese drei Tage — O, schon einsteigen? Kaum, daß ich die Kinder noch küssen kann!"

Noch aus dem Fenster rief Plattner seiner Tochter zu: „Das Thürschild ist absolut unnötig, führt nur irre!"

Das letzte, was er sah, war ihr hartnäckiges Kopfschütteln.

Dann kamen große, graue Dampfwolken und legten sich zwischen die Abschiednehmenden, und die geschwenkten Taschentücher wurden unsichtbar ...

* * *

Josefine weinte viel auf dem Rückwege. Stumm und gedrückt gingen die Kinder neben ihr.

Einmal blieb sie stehen: „Kinder, nun ist der liebe, liebe Großvater fort! Aber wir danken es ihm tausend-, tausendmal, daß er zu uns gekommen ist."

„Tausendmal," sagten die Kleinen mechanisch.

Und den ganzen Nachmittag, während sie sich in der verödeten Wohnung bewegten,

das Nötigste besorgend, ohne fremde Hilfe, ward Josy nicht müde, den beiden von dem lieben Großvater zu erzählen, und daß man ihm tausendmal danken müsse.

„Er hat uns aber nichts mitgebracht,“ sagte Hermann blinzelnd.

„Und Uli und Nina?“ fragte Röslis unsicheres Stimmchen, „sind sie nicht lieb? Wollen wir sie nicht mehr haben, Mama?“

„Nein, aber ich möchte wissen, in welchem Spital Papa ist!“ flüsterte der Bub seinem Schwesterchen zu. „Es ist sicher, daß Mama ihn gar nicht lieb hat, sonst würde sie ihn doch besuchen. Und ich geh mit und gehe von Thür zu Thür und frage: Ist mein Pape nicht hier?“

„Ich geh auch,“ flüsterte Rösli mit großen Augen.

„Nein, du nicht, das ist nur was für Männer,“ er stieß sie vertraulich an. „Weißt, Rösli, der Pappe ist überhaupt schon lang tot, die Mama will's nur nicht sagen. Er ist ausgegangen und nicht heimgekommen, einmal am frühen Morgen; wir haben noch geschlafen. Er ist gewiß ermordet. Man muß sein Grab suchen. Ich will ihm einen Kranz hinlegen von Epheu und Immergrün. Das ist für die Toten.“

„Und weiße Rosen sind auch für die Toten. Und ich will auch,“ sagte Rösli, ängstlich an den Bruder geschmiegt.

„Nein, du nicht. Du bist zu klein. Du bist eine dumme Gans. Der Pappe ist ermordet!“ Er spitzte den Mund und machte starre Augen.

Rösli wurde es heiß vor Angst. „Das lügst du,“ flüsterte sie empört, „das sag ich der Mama.“

„Ach, du Dumme! Warum trägt sie immer Schwarz? Schwarz ist Trauer! Da siehst es!“

Rösli zitterte vor Aufregung. „Kriegen wir jetzt einen neuen Papa?“

„Ho, du Dumme! neuen Papa, sagt sie. So sagt man nicht, man sagt Stiefvater. Ja, jetzt giebt's bald 'nen Stiefvater! Dann kriegst du aber Wichs!“

Der Bub lachte höhnisch auf; dann stockte er. Die Kinder sahen sich erschrocken an.

„Was habt ihr beiden vor? Warum flüstert ihr? sprecht laut!“ rief Josefine aus dem anstoßenden Raum.

„Wir sprechen etwas, Mama,“ sagte Rösli kleinlaut.

„Vom Christkindli, Mama!“ rief Hermann und ließ seine Finger knacken. Er lächelte dreist der Kleinen zu.

„Vom Christkind? schon jetzt?“ Josy seufzte erleichtert. „Wohl, 's ist ganz recht, sprecht nur vom Christkindli. Vergeßt auch den Großpapa nicht.“

Und die Geschwister nickten sich zu und steckten die Köpfe dicht zusammen und spannen weiter an ihrem phantastischen Gewebe wie zwei der roten kleinen Spinnentierchen, die blitzgeschwind ihre silbernen Fädchen über schwarze Spalten und unheimliche Klüfte ziehen und daran durch die Luft fliegen, heimlich und lautlos, fast ohne Bewegung, daß man meint, sie schliefen nur, die schlauen kleinwinzigen Spinnlein.

* *
*

Josefine hatte nicht mehr geglaubt, daß ihre Schwestern zu ihr kommen würden, aber eines Abends, in der Dämmerung, kamen sie doch zu ihr. Hübsch, jung und elegant, von einer Wolke zarten Parfums umhüllt, mit dem Knistern seidener Unterkleider, traten sie in das Zimmer.

In Hüten und Schleiern saßen sie, nahe der Thür, als Josefine, aus dem Schlafraum der Kinder kommend, sie begrüßte.

Josefines Herz wallte hoch auf, als sie die Schwestern sah. Sie konnte nicht sprechen. Sie trug die Sonnenschirme, die sie ihnen abgenommen, aus einer Zimmerecke in die andere.

Die hübschen Frauen saßen da wie das böse Gewissen. Schweigend bewegten sie die Taschentücher.

Die Balkonthür war halb geschlossen, es regnete schwer. Durch das Prasseln der Tropfen in das dichte, harte Kastanienlaub tönte das Kreischen und Klingeln des Trams. Der Wind schüttelte die Balkonthür. Die Besucherinnen seufzten und schnaubten sich abwechselnd.

Adele, die schlanke Älteste mit der gebogenen Nase und dem Zwicker am Bande, blickte Josefine prüfend an. „Du trägst also Schwarz! ja, ja, ja!“ sagte sie in kondolierendem Ton.

„Ihr trinkt doch eine Tasse Thee mit mir," machte Josefine aufstehend.

Marie hielt sie zurück. Ihr kleines verweintes Gesicht unter dem toupierten hellen Blondhaar verzog sich kummervoll.

„Nicht dazu sind wir hergekommen, Fifi; ist es denn wahr, daß du dich nicht scheiden läßt?"

„Ja, das ist ganz wahr," nickte Josefine, den Blick abwendend.

„Aber, mon dieu! mon dieu! was werden sie sagen!" Adele zog die Handschuhe ab und begann die Hände zu ringen.

„Wer?" machte Josefine zerstreut.

„Die Leute, Fifi, alle Leute!"

„Ja, ich kann mich doch darum nicht kümmern!" Josefines Gesicht ward immer finsterer.

„Sie sagen, dir fehlen die moralischen Begriffe!" schrie Marie auf.

„Ich habe meine eigenen Begriffe, Mia."

„Aber das verzeiht dir ja kein Mensch, Josefine!"

„Auch ihr nicht?" forschte Josefine in seltsam leichtem Ton.

Adele richtete sich gerade auf. „Wir sind deine Schwestern. Mit uns ist es ja anders. Wir kennen dich."

„Bin ich eure Schwester? Kennt ihr mich?" stammelte Josefine mit verzerrtem, schmerzhaftem Lächeln. Sie fühlte Stiche am Herzen und atmete mühsam.

„Mein guter Mann —" begann Marie.

„Mein Léon —" fiel Adele ein.

„Ja, ihr seid die Glücklichen," flüsterte Josefine.

„Aber das ist doch nicht unsere Schuld!" riefen die Schwestern gleichzeitig.

„Nein, es ist euer Verdienst," versetzte Josefine sehr bitter.

Schmollend blickten die Besucherinnen einander an.

„Wir haben's ja gewußt, wie du uns aufnehmen würdest!" sagte Adele gekränkt, „aber gekommen sind wir in Gottesnamen doch."

„Arme Fifi! du bist natürlich furchtbar verbittert," schluchzte Marie und fächelte mit dem feuchten Taschentuch ihre Augen. „Wir, das heißt unsere Männer und wir, meinen es ja so gut mit dir!"

Josefine sah die Sprecherin mit einem langen, trüben Blick an. Dann glitt der Blick zur Seite und fiel auf den Boden, matt und leblos.

„Warum seid ihr gekommen?" hauchte sie in sich hinein.

„Wenn du es nur nicht falsch auffassen möchtest —" sagte Marie und legte mit einer ihr eigentümlichen, weich koketten Bewegung den Kopf auf die rechte Schulter.

Adele rückte sich zurecht.

„Das beste ist und bleibt doch, daß du von Zürich fortziehst, liebe Josefine, von dem Orte, wo — nun, wir wissen ja alle, wie schrecklich dir diese Stadt jetzt sein muß! Zum Vater — das ist natürlich sehr schön, jedoch in seiner Stellung — als Direktor der landwirtschaftlichen Schule — es ist ja begreiflich. Nein, aber irgendwo aufs Land. Es ist auch wegen der Kinder. Weil sie dort frische Luft haben. Sehr viel besser ist ja die Luft auf dem Lande als in der Stadt."

„Keimfrei, Fifi, das ist nicht zu unterschätzen," fiel Marie ein.

Adele nickte. „Ganz recht. Und dann, wenn du dich dann recht bald zur Scheidung entschließen wolltest — nein, hör doch erst, was ich dir sagen soll —, Léon und der Vater und vielleicht auch Albert, wenn seine Geschäfte so weiter gehen, werden jeder jährlich tausend Franken hergeben, damit du die Kinder recht erziehen und selber ziemlich bequem leben kannst. Auf dem Lande, wo alles billiger ist, der Hauszins und so weiter, wirst du mit dreitausend Franken — aber Léon wird sogar noch fünfhundert zulegen, wenn du ja sagst, denn der Plan, weißt du, ist von Léon, und der Vater weiß noch nichts davon."

„Vater war hier," unterbrach sie Josefine.

„Hier? Bei dir und nicht bei uns? Wie lange denn?"

„Drei Tage."

„Drei Tage?" Die Schwestern blickten sich fragend an. „Und zu uns ist er nicht gekommen? In schöner Gemütsverfassung mag er gewesen sein."

Sie schwiegen wieder. Marie seufzte oft und schüttelte den kleinen Kopf. „Nun, Fifi, was sagst du zu Léons Vorschlag?"

Josefine hielt die Augen gesenkt. Sie drehte eine welke Rose in den Fingern, die aus der Schale auf dem Tische herausgefallen war. „Ich begreife, daß es euch un=

angenehm ist, wenn ich hier bleibe, und euren Männern erst recht," sagte sie mit schwerer Zunge, „und ich danke euch für eure Fürsorge, auch der Kinder wegen. Die zwei kleinsten hat der Vater mitgenommen, die alte Nina ist noch da. Ich habe vorläufig nur die Sorge für zwei."

Die Schwestern hatten mit angehaltenem Atem gehorcht.

„Das wußten wir ja gar nicht," sagte Adele verwundert. „Wir sind immer die letzten, die etwas erfahren. Übrigens — Léons Plan wird ja dadurch nicht alteriert. Er hängt wirklich sehr an dem Plan. Sogar einen Ort hat er schon in Aussicht genommen. Es ist nämlich im Tessin, bei Morcote, weißt du, an dem reizenden Luganersee. Man bekommt selber gleich Lust, gelt Mia?" Adeles Jovialität brach durch den Nebel der Unbehaglichkeit und des bösen Gewissens plötzlich siegreich hervor.

„Also, Fifi, nämlich. Léon ist — er weiß selbst nicht wie — an ein Häuschen in Morcote gekommen, ein reizendes Chalet. Von einem verkrachten Geschäftsfreund, sagt er. Es ist mit immergrünen Rosen berankt, von oben bis unten. Diese kleinen gelben immergrünen Rosen, weißt du — sie blühen so merkwürdig früh. Auch Garten dabei; Kamelien im Freien — alles tadellos. Und das Chalet giebt Léon dir kostenfrei für dich und die Kinder zum Bewohnen! Onkel Birrli sagt: ‚Potztausend, da möcht ich auch hin!‘ Mit diesen Worten. Das einzige ist — — etwas einsam! Sozusagen weltabgeschieden! Aber das ist ja gut, nicht? Du mußt ja vergessen, arme Fifi! Dort kannst du vergessen. Die Rosen! Die Kinder! Die Kamelien — —"

Josefine schwieg. Ihr Atem ging hörbar laut. Sie drehte die entblätterte Rose immer schneller zwischen den Fingern.

Marie fiel ein: „Einsam ist gut, aber ich hätte doch Angst so allein. Ich habe gleich gesagt: ‚Fifi muß einen großen Hund haben!‘ Und den schenk ich dir, liebste Fifi — ohne Hund laß ich dich nicht in das abgelegene Häuschen ziehen. In Rapperswil hab ich einen prachtvollen Wurf echter Bernhardiner besehen. Ich nehme nämlich auch einen, Albert ist so oft auf Reisen jetzt. Sie sind braun, ein wunderhübsches Braun mit weißen Flecken. Die Mutter ist auf den Mann dressiert. Der Vater ein Prachttier! So hoch. Schon zweimal prämiiert!" Marie griff nach Josefines kalter Hand und war zum erstenmal, seit sie in die Thür getreten, unbefangen und natürlich.

Josefine blickte auf. „Und was noch?" machte sie mit seltsamem Lächeln.

Ganz ernüchtert sahen die Besucherinnen sich an. Sie verstanden nichts.

„Möchtest du nicht an den Luganer —" stammelte Marie erschrocken.

Ein schneidendes Lachen antwortete ihr. Josefine warf die Rose hin und sprang auf. „Warum nicht nach Afrika? Warum nicht auf eine Südseeinsel? Das wäre doch noch weiter! Mit einem zahmen Panther zur Unterhaltung und mit dem Geld meiner großmütigen Schwäger beladen! Man kann nur lachen! Als ob ich ein Kind wäre! ein Kind! eine Null! ein Nichts! Wie groß ist der Bernhardiner, Mia, zeig noch mal! Und was schenkst du mir, Adele, um mich zu beschützen? Eine Dynamitpatrone? Albert handelt ja mit Dynamit! Ach!" schrie sie und lachte immer wilder, „wie gütig ihr doch seid! Wie zwei fremde Damen gegen eine arme — so zum Verzweifeln großmütig! zum Verrücktwerden gütig. Aber seht mal" — sie setzte sich dicht zu den entsetzten Schwestern und flammte sie mit ihren großen Leidensaugen an — „es geht nicht. Der Bernhardiner frißt zu viel! Und die Rosen sind zu schön! Und der Luganersee ist zu blau! Haha! ich weiß, wie blau der ist. Das ist etwas für Leute, wie ihr seid! nicht für mich. Warum machst du solch ein dummes Gesicht, liebe Mia? Von geschenktem Geld leben — in meiner Lage — und thun, als wär es mir ums Tanzen —? Denken, wie ich mir einen guten Tag mache? Ach, Kinder, Kinder!" — —

Marie war zusammengeknickt. „Mir ist fast ohnmächtig. Gieb mir ein Glas Wasser!" stöhnte sie, „diese Aufregung! Dafür bin ich nicht gemacht."

Josy ging hinaus.

„Was hat sie vor?" flüsterte Marie.

„Was sie vor hat? Gott mag wissen. Irgend etwas Unsinniges! Du kennst doch Josefine. Ach, ich fürchte — wir werden nicht sobald wieder hierher kommen."

Marie weinte. „Sie ist nicht zurechnungsfähig. Man wird hier ganz nervös. Was für ein Zustand. Und solche Hartnäckigkeit. Wie öde hier! Schrecklich! Man sieht es den Zimmern an.“

„Gottlob, Josefine hat Nerven von Stahl. Vater scheint auch in Unfrieden von ihr gegangen zu sein,“ überlegte Adele.

Dann kam Josy und brachte Himbeerlimonade.

„Wir müssen leiser sprechen,“ bat sie, „die Kinder wachen schon wieder. Sie sind so unruhig geworden —“

Der Lampenschein, leicht gedämpft durch einen zartblauen Schleier, der die Gesichter blaß machte, beleuchtete die drei Schwestern, die ungleichen Schwestern. Sie tranken, und dabei musterten sie einander wie fremde Leute.

Hastig, sprudelnd, wie es ihre Art war, wenn sie einmal ihre natürliche Zurückhaltung durchbrach, begann Josy zu sprechen: „Was ich thun will? Oh, vielerlei. Erstlich kommt zu mir Laure Anaise von Chur, Vater hat mir heut telegraphiert.“

„Ach, die Kleine von der alten Nina?“ sagte Marie verwundert.

„Ja, die. Sie ist achtzehn Jahr, frisch, naiv. Nach der hab ich Sehnsucht.“

„Merkwürdig!“ machte Adele.

„Laure Anaise — das ist wie ein Feldblumenstrauß; die Kinder brauchen sie auch. Dann — die Wohnung ist zu groß und zu teuer. Ich vermiete zwei Zimmer und die Mansarde.“

„Fifi, aber nein! nein! Das ist doch nun wahrlich nicht nötig,“ jammerte Marie.

„Nicht? Ich weiß wohl, was nötig ist! Viel ist nötig. Alles ist nötig. Die Hauptsache kommt noch. Ich werde Medizin studieren und meines Mannes Praxis übernehmen.“

Adele lachte schrill auf. „Du machst dich lustig! Das ist nicht schön von dir, Fifi, wir sind in guten Treuen zu dir gekommen!“

„Und ich spreche zu euch in guten Treuen. Seit ich den Entschluß gefaßt habe, bin ich wieder ein Mensch. Ich lebe wieder! Ich habe ja diese Zeit nicht gelebt.“

Marie streichelte mitleidig Josys schmale Wange. „Arme Josy! Ich bin furchtbar erschrocken.“

Josefine fing die Hand der Schwester und drückte sie zwischen ihren fiebernden, heißen.

„Arme Marie! Arme Adele! Verzeiht! Ich muß hier bleiben. Wo sonst sollt ich so bequem studieren, so bequem Pensionäre finden. Ich werde bald hineinkommen. Hab ihm ja oft geholfen. Bei den Operationen, wißt ihr.“

Adele saß wie erstarrt in kühler Würde. Sie vergaß, mit dem Zwicker zu spielen.

„Ja, ob aber Albert und Léon zu einem solchen Experiment Geld hergeben — —“

Marie seufzte tief auf.

„Wohl,“ sagte Josy nach langer Pause, „das glaub ich gern. Ich hab auch nicht auf eure Hilfe gerechnet, Kinder. Wir kennen uns ja. Eure Wege sind nicht meine Wege, und eure Gedanken sind nicht meine Gedanken. Que faire?“

Marie beobachtete sie, diese vergrämten Züge mit den tiefliegenden Augen, die einen seltsam erschrockenen, entsetzten Blick bekommen hatten. Ein schwesterliches Gefühl wallte auf. „Es ist mir unbeschreiblich traurig zu Mute. Dieses viele Schwere willst du auf dich nehmen, meine arme Fifi! Weißt du, was du brauchst? Ruhe und Erholung, sonst nichts! Wenn ich dich so ansehe — ach, kein Mensch würde denken, daß du von uns allen die jüngste bist.“

„Das größte Unglück!“ lachte Josefine. „Ich seh wohl schrecklich aus?“ Sie sprang auf. „Das macht das Herumsitzen, das Zuwarten. Man wird fast verrückt davon. Nein, so kann es nicht weitergehen. Ich muß etwas thun, ich muß einen Beruf haben, sonst geh ich zu Grunde. Nur nicht denken! Denken macht verrückt! Thun! Arbeiten! Irgend etwas!“

Die Schwestern gingen bald. Es war kein Wort mehr über das Geldanerbieten gefallen.

„Besinne dich, Fifi!“ hieß es noch beim Abschied.

„Stärke dich! erhole dich!“ rief Marie, während sie Josefine küßte.

Aber als sie fort waren, hatte Josefine einen Weinkrampf.

Hermannli erwachte davon; er rief Rösli zu: „Hörst du's? Mama weint wieder! Merkst du jetzt, daß der Papa tot ist?“

* * *

Die Antwort des Vaters kam umgehend. Sie lautete:

Mein gutes Kind Josefine!

Du bist von den Menschen, die sich selbst helfen wollen und denen anderer Hilfe nichts nutzt. Ich billige deinen Entschluß nicht, ich billige vor allem nicht, daß du die Scheidung hinausschiebst. Denn ich bleibe dabei, sie ist nur hinausgeschoben, und spätestens nach fünf Jahren, wenn eine gewisse schreckliche Frist abgelaufen sein wird, wirst du die Notwendigkeit einsehen. Mir ist nur leid, daß er überhaupt einmal wieder herauskommt. Das sollte nicht sein. Ich glaube auch nicht, daß du dir die Möglichkeit eines künftigen Zusammenlebens vorstellst. Ich kann das nicht glauben. Ich bin überzeugt, es wäre das größte Unglück für dich. Überlege, Kind.

Ich habe dir oben so rundweg geschrieben, daß ich deinen Entschluß, zu studieren, nicht billige. Doch das ist zu viel gesagt. Ich kann nur sagen, daß mir die Frage neu und fremd vorkommt. Auf alle Fälle bin ich bereit, dich zu fördern und mit Geld zu unterstützen, soweit es in meinen Kräften steht. Doch das ist selbstverständlich.

Pensionäre schaden nicht, nur bürde dir nicht zu viel auf. Nina und Uli möchte ich jedenfalls über die nächsten Jahre hier behalten. Die Alte ist versessen auf sie. Laure Anaise kommt morgen.

Es ist wohl recht, daß du dein Heil in der Arbeit suchst. Lebe gesund!

Dein Vater.

Josefine küßte den Brief unzählige Male. Sie hatte ein Gefühl, als müsse sie sich irgendwo auf die Knie werfen in Dank für die Erlösung.

Aber sie nahm sich kaum Zeit, den Kindern zuzurufen: „Der liebe Großvater hat geschrieben. Vergeßt ihn fein nit."

Dann schrieb sie Briefe, Zimmerangebote und trug sie selbst auf die Expedition und zum Pedell, damit er sie am schwarzen Brett anschlage. Sie erkundigte sich auch, wann der Rektor zu sprechen sei, und kaufte den Kindern, die sie mitgenommen, auf dem Heimweg Kirschen.

„Könnten wir nicht gleich auch Papa besuchen, weil du so gut gelaunt bist?" fragte der Knabe, während er fröhlich dahinsprang.

Josefine faßte beide Kinder an den Händen. „Hermannli und Rösli, der Papa ist auf eine große Reise gegangen, auf eine weite Reise —"

„Nach Afrika?" fiel der Bub überrascht ein.

„Ja ja, nach Afrika, und besuchen können wir ihn also nicht."

„Ist der Papa also wieder gesund?" sagte Hermann noch verwunderter.

„Ja, gesund."

„Aber warum hat er uns nicht grüß Gott gesagt und nicht adie?"

„Es war ja spät am Abend. Ihr schliefet schon. Da ist er in die Stube gekommen, hat euch angeschaut und im Schlaf geküßt und einen schönen Gruß für euch dagelassen. Und ist fort."

„Nach Afrika?"

„Ja, nach Afrika."

„Und wir — sind wir nicht traurig, Mama?" fragte Rösli mit unsicherem Stimmchen.

Auf der Bank in der kleinen blühenden Anlage, wo sie saßen und die Kirschen verzehrten, zog Josefine die beiden Kleinen in ihre Arme. „Ja, wir sind traurig," sagte sie, ihre Thränen bezwingend, „aber wir dürfen nicht daran denken. Wir sollen nur denken, wie wir tüchtige, brave Menschen werden —"

„Und dem Papa Freude machen, wenn er heimkommt," fiel Hermann mit altkluger Miene ein.

„Ja. Weißt noch, wie er sich über dein erstes Zeugnis gefreut hat?"

„Man muß den Papa also lieb behalten?" fragte Rösli nachdenklich.

„Aber gewiß! Behaltet ihn lieb, den armen Papa, behaltet ihn lieb, aber sprecht nicht von ihm. Es thut eurer Mama weh —"

„Geht es ihm nicht gut in Afrika?" lispelte Rösli ängstlich.

„Oh nein, es geht ihm nicht gut. Und er sehnt sich nach euch und denkt an euch, mein Rösli —"

„Ich sehne mich auch," sagte Rösli feierlich, die kleinen Hände faltend, „gieb mir noch ein paar Kirschen, Mama."

„Ja, aber warum geht es dem Papa schlecht in Afrika? Ist es zu heiß da?“ begann Hermann wieder.

„Ja, heiß. Und nun hört, Kindli, was ich euch sage. Wir wollen den Papa lieb behalten und an ihn denken, da inwendig, in unserem Herzen,“ Josefine tippte auf Hermanns und Röslis Brust, „aber sprechen wollen wir nicht mehr von ihm. Nicht laut und nicht leise. Nicht zur Mama und nicht zu anderen Leuten, hört ihr das? Weil es der Mama weh thut.“

„Ja, aber wenn sie mich in der Schule fragen, was denn der Papa in Afrika macht?“ fuhr Hermann unerwartet heraus.

Josefine war ratlos vor Schrecken. „Nun — kannst ja nicht sagen, was du nicht weißt.“

„Aber schreibt der Papa keine Briefe?“

„Ich weiß nicht. Wenn die Kamele den Weg finden durch die große Sandwüste —“

Die Augen der Kinder weiteten sich und hingen an ihr. „Ist der Papa auf einem Kamel, Mama?“

„Ja, dort unten,“ sagte Josefine mechanisch.

Aber der Bub schüttelte eifrig ihren Arm. „Erzähl uns von der großen Sandwüste, von den Kamelen, erzähl uns alles, Mama!“

„Ich bin nicht dort gewesen, Bub, ich weiß also nichts. Aber hört etwas anderes! Eure Mama war einmal klein, ganz klein, so klein wie Nina.“

„Ach du!“ sagte Rösli lachend, „das glaub ich nit.“

„Ich glaub's, ich glaub's!“ schrie Hermann, „sag weiter, Mama.“

„Und die kleine Josefine, eure Mama, war hungrig und durstig, denn sie hatte keine liebe Mutter.“

„Warum nicht?“ erschrocken rückten die Kinder näher.

„Weil sie gestorben war und ihre kleine Josefine allein gelassen hatte.“

„Ach! Und was that die kleine Josefine?“

„Sie schrie den ganzen Tag, denn sie war durstig und hungrig, aber wenn jemand ihr Milch zu trinken geben wollte, dann drehte sie ihr Köpfchen weg und schrie noch ärger. Und die Leute sagten: die kleine Josefine trinkt nicht, sie wird sterben.“

„Oh!“ Rösli schmiegte sich dicht an die Mutter. „Und wo waren wir, Mama?“

„Und es wäre vielleicht gut gewesen für die kleine Josefine, wenn sie damals gestorben wäre, denn sie mußte noch viel weinen,“ sagte Josy, von Schwäche übermannt.

Hermannli streichelte ihren Ärmel. „Mach es lustiger, Mama, mach die Geschichte jetzt lustiger.“

„Ja, sie wird ganz lustig. Da kommt eine braune Bäuerin aus dem Dorf, mit einem lustigen bunten Rock und einem lustigen seidenen Tuch um die Schultern und mit roten Bändern im Zopf und sagt: ‚Gebt mir die kleine Josefine, bei mir wird sie wohl trinken lernen.‘“

„Jä,“ sagte Rösli zufrieden, „mit roten Bändern im Zopf, das ist schön.“

„Und sie nimmt die kleine Josefine in den Arm, steckt sie unter das bunte Seidentuch, lacht ihr zu und hätschelt sie und klingelt mit der silbernen Kette an ihrem Hals, und die kleine Josefine muß lachen!“

„Ja, sie muß lachen!“ lachten die Kinder.

„‚Kannst du lachen, so kannst du auch Milch trinken, mein Schatzi,‘ sagt die gute Bäuerin Nina, und richtig — die kleine Josefine dreht nicht mehr das Köpfchen weg, schreit nicht mehr, sondern trinkt!“

„Haha! Wir haben auch eine Nina, Mama!“

„Und die kleine Josefine ist gerettet, denn die lustige Bäuerin ist ihre Amme geworden und hat sie so lieb wie ihre eigenen Kinder. Und die kleine Josefine wird groß, und die lustige Bäuerin wird alt. Ihre Kinder sind verheiratet, beim Großpapa in Chur führt sie die Wirtschaft. Sie hat aber eine Enkelin, und das ist Laure Anaïse. Und nun, was geschieht? Laure Anaïse sagt: Ich will einmal die Josefine in Zürich besuchen, und Hermann und Rösli will ich auch besuchen. Lange will ich bei ihnen bleiben und alles mit ihnen thun. Wenn die Stuben geputzt werden, will ich mit putzen helfen, und wenn viel zu schaffen ist, will ich mit schaffen. Und wenn sie mich dafür lieb haben, will ich singen und ihnen auf der Zither vorspielen und mit Hermann und Rösli tanzen. Ist das nicht schön? Sehr lieb werden wir Laure Anaïse haben und keinen Augenblick vergessen, daß sie uns besucht und uns hilft. — Wie Mamas Schwester wird Laure Anaïse sein —“

„Wie Tante Adele?“ machte Hermann erschrocken.

„Nein, nicht wie Tante Adele, bitte, Mama!“ rief Rösli.

„Wie Tante Marie? Tante Marie ist ziemlich hübsch,“ forschte der Bub mit dem altklugen Gesicht.

Die Mutter beruhigte sie. „Laure Anaise ist Laure Anaise, heißt nicht Tante, heißt Laure Anaise, hat eine Zither und lacht den ganzen Tag.“ —

Diese Nacht weinten die Kinder nicht im Schlaf, von unbewußten Schrecknissen geängstigt. Sie träumten von Laure Anaise, die mit ihnen lacht und springt, daß der schwarze Zopf mit dem roten Bande wackelt.

Und am Morgen, als sie erwachten, war Laure Anaise gekommen und lachte wirklich und nickte ihnen zu, nickte bei jedem Wort, aber nichts verstand sie, denn sie war ein romanisches Kind und konnte wenig deutsch.

* *
*

In der Küche erklingt das Lachen und Zwitschern der Kinder, die Zither erklingt.

Werden die zarten Klänge allmählich das dumpfe Grabgeläute übertönen, das unablässig, Tag und Nacht, durch dieses Haus dröhnt?

Werden die Frühlingsblumen den schwarzen Spalt verhüllen, dem Höllenqualm entsteigt?

Josefine sah es deutlich durch die geschlossenen Thüren gehen, das Gespenst mit den verschleierten Augen, das sie verfolgte mit seiner Unbegreiflichkeit, mit seinen höhnenden, quälenden Rätselfragen.

Ich war dein Gatte.

Ich war Georges.

Wer bin ich? Wer ist das — Georges?

Bin ich der Mann, den du kennst? Den du geliebt hast? Dem du noch anhängst mit der Kraft der Erinnerung? Der Vater deiner Kinder? Der Mann, der deine Kinder liebte? Bin ich dieser Mann? Oder bin ich der Abschaum, der Verbrecher, der Ausgestoßene, vor dem alle guten Dinge der Erde fliehen, vor dem die Sonne ihr Gesicht verhüllt? Das Scheusal, das die Menschen nicht unter sich dulden durften? Der Angesteckte, der die Pest verbreitet?

Nein! nein! nein! schrie es in ihrem zerspaltenen Herzen, ich kenne dich, Georges! Du bist ganz Mensch! Hab ich dich nicht oft gesehen, hilfbereit, eilig, selbstverleugnend fortstürmen mitten in kalter Nacht, um als Arzt Leidenden beizustehen? Wie oft hab ich von dir Worte gehört, tiefe, warme, wenn du an den Bettchen unserer Kinder standest! Wie dientest du eifrig der Wissenschaft! Wie wenig verlangtest du von den Menschen! Wie nachsichtig war dein Spott! Wie fröhlich war deine Weinlaune! Hast du nicht angstvoll um mein Leben gebebt, als ich in Gefahr war? Wolltest du nicht mit mir sterben, als ich zu sterben fürchtete? Nein, du bist ganz Mensch, Georges, ich muß dich doch kennen, ich, die Mutter deiner Kinder!

Aber — aber — sie sagen ja — ich kenne dich nicht! Sie sagen, du seiest jemand anders als der, der du bist. Du selber hast bekannt, nicht der zu sein, als der du gewöhnlich erscheinst. Du selber hast gegen dich ausgesagt. Das war gefährlich, Georges. Das war unsinnig! Sie haben alles geglaubt. Sie glauben das Schlechteste zuerst und am liebsten. Warum hast du gegen dich selber ausgesagt, Georges?

Sie haben dich angeklagt unbegreiflicher, lichtscheuer Greuel, die der Mund nicht nennen kann, die nur ihr Mund nennt, der Mund der schamlosen Gerechtigkeit, die gekommen ist, die Schamlosigkeit zu strafen. Du hast die Beschuldigung gehört, und du hast sie nicht ins Gesicht geschlagen, deine Beschuldiger. Du hast ihre abscheuliche Zunge nicht in den lügnerischen Mund zurückgestoßen. Du hast die Achseln gezuckt, sagen sie, du hast — gelächelt! War das ein Augenblick zum Lächeln, Georges?

Wer bist du? Sprich, wer bist du?

Ein Bild auf dem Wasser?

Ein bunter Anstrich auf einer zerbröckelten Lehmwand?

Ein Ungeheuer mit Menschenaugen?

Ein Vampir, der lachen kann und in heimtückischer Mitternacht seinen Mund in Blut taucht?

Ja — aber dann — wer bin ich?

Und deine Kinder?

Kleine weiche, rosige Geschöpfe mit träumenden Augen und Vogelstimmchen — wer sind sie?

Sind es Kinder wie andere Menschenkinder? Sind es junge Werwölfe?

Sind sie wie — du?

Wie welches Du? Sind sie wie dein Du, das ich kenne?

Sind sie wie jener schreckliche Verbrecher, den sie in dir gefunden haben?

Eine Mutter denkt viel, Georges! Sage mir etwas über die Kinder, deine und meine Kinder! Ist ihr Schicksal — nein, nein! Ich kann es nicht aussprechen! Ich kann die Antwort nicht hören. Ich entsetze mich vor der Antwort! Ich empöre mich gegen jede Unerbittlichkeit! — Ich will das nicht dulden, Schicksal! Hörst du mich, du unerbittliches?

Oh, Georges! ich kenne dein verschleiertes Lächeln. Was flüstern deine seltsam zuckenden Lippen mir zu? Was sagst du?

Wie ich, so sind alle! Ohne Ausnahme. Keiner ist besser. Nichts ist gut. Niemand ist wert, daß ihn die Sonne wärmt. Alles ist nur Heuchelei, Konvention, und darunter das Aas. Lüge ihre Begeisterung, Lüge ihre Entrüstung. Sie spielen! Hast du das nicht gesagt, Georges? Hast du nicht die Erde um mich zu einem Leichenfeld gemacht? Hab ich nicht an deiner Seite gebebt und gezittert nach der Sonne, der keiner auf Erden wert ist? —

Aber dann — als alles vorüber war, als du vor den Schranken standest, abgeurteilt, verdammt, zerschmettert, ausgelöscht, bist du da nicht wie ein Flehender an der Himmelspforte zusammengeknickt? Hast du nicht mit der Stimme der Wahrheit und der Verzweiflung geschrien: ich sterbe ohne mein Weib! Gebt mir mein Weib und meine Kinder!

Haben sie nicht in ihren kalten Berichten gesagt: Es ging ein eisiger Schauder durch alle Anwesenden?

War das auch Heuchelei? Konvention? Lüge? Hast du das gespielt?

Wer bist du?

Grübelnd, qualvoll starr ich dich an, und du erwiderst meinen Blick, grübelnd, qualvoll. Bodenlos und seicht zugleich ist dein Auge, höhnisch und verzweifelt zugleich ist dein Lachen.

Wer bist du? — —

Und plötzlich dann brach es wie ein Erlösungsschrei aus Josefines angstbeschwerter Brust: Ein Leidender! Was frag ich noch! Ein Verlassener! Ein Gefangener!

Armer Georges, fürchte nichts! Fürchte nichts! Ich verlasse dich nicht. Ich verurteile dich nicht. Ich verachte dich nicht. Ich will dich schützen, denn du bist in der Verzweiflung. Ich will aus meinem Herzen einen warmen Mantel machen um deine Nacktheit. Ich will —

Aber sag — wo waren deine Gedanken, während du bei mir warst, Georges? Was für Bilder —

Ach, nicht denken! Nicht denken! Gar nichts denken.

Leben. Und vergessen.

Die Zeit wird helfen; dir und mir.

Und die Arbeit! Vor allem die Arbeit.

Schaffen muß man, nicht rechts, nicht links sehen. Schaffen, leben und vergessen.

Lieber Gott, ich danke dir, daß ich arbeiten darf!

Lieber Vater, ich danke dir, daß du mir beistehen willst!

Nur Kräfte bitt ich ...

Und fort mit dem quälenden Grübeln!

— — — — — — — — — — — — — — —

Und so begann Josefine zu studieren wie ein Student und unter den Studenten. Und ihre schmerzhafte Aufregung verwandelte sich in rastlose Thätigkeit, und eine Fülle von Kraft strömte ihr aus der Arbeit entgegen.

Zweites Buch.

Rastlose Thätigkeit, wie freundlich bist du dem Leidenden, der sein Herz nicht beschwichtigen kann! Aber Gedankenarbeit muß es sein, Gedächtnisarbeit selbst ist willkommen. Das stärkt, das lindert, das — betäubt. — —

Die Uhr schlägt halb sechs. Dunkel, mondlos ist der Wintermorgen.

Steh auf, Josefine, die du müde wie eine Lohnarbeiterin gestern abend auf dein Bett sankest; um sieben Uhr beginnt das Kolleg.

Wecke die Kinder nicht, sie brauchen den Morgenschlaf, wecke nur Laure Anaise und das Mädchen, das dir und den drei Pensionären das Essen bereitet. Zwei von den dreien müssen auch geweckt werden, sie haben auch um sieben Kolleg.

Da poltert schon einer in die Küche, um sich die Stiefel zu putzen.

Ein ordentlicher Mensch, dieser Bernstein; der Einfall, daß sich jeder hier selbst die Schuhe zu putzen habe, stammt von ihm.

„Kocht das Wasser, Laure Anaise? Ein Ei für jede Person; wir haben Kolleg bis elf in einem Ruck, dann komm ich heim. Nur zwei Grad heute morgen? Zieh Hermanli die wollenen Strümpfe an, die ich zurecht gelegt habe, und laß Rösli nicht ohne Jäckchen in den Garten. — Guten Morgen, Kollege! Ist Ihr Referat fertig? Ich brauche einen hellroten Farbenstift, können Sie mir aushelfen? Ich werde mich blamieren heut im Präpariersaal, Sie sollen sehen!“

Bernstein ruft zum Thee. Bernstein macht immer den Thee morgens. Er hat seinen Samowar dazu hergegeben. Ein ordentlicher Mensch, dieser Bernstein. Immer gelassen, hilfbereit, ohne Galle.

Er steht neben dem Samowar und liest. Das ganze Zimmer ist voll Holzkohlendampf. Zwei Bücher hat er unter dem Arm, die Pelzmütze liegt vor ihm auf dem Teller. Er liest halblaut, murmelnd und blickt nicht auf, wenn jemand kommt. Laure Anaise lacht über Bernstein, aber Bernstein ist ein ordentlicher Mensch.

Den heißen Thee geschluckt, die Kinder geküßt, die sich erwachend die Augen reiben, noch ein paar Anordnungen an Käthe wegen des Mittagsessens und hinaus in den Wintermorgen.

Die Laternen brennen rot. An der Spitalscheuer heult der Hund an der Kette. Ein Wagen fährt ganz langsam in den Spitalhof ein; ein anderer, mit einem schmucklosen Sarge rasselt hinaus. Beide, der Krankenwagen und der Totenwagen, fahren an Josefine vorüber, die in das Auditorium der Anatomie geht. Sie blickt sich nach dem Sarge um, trübe Gedanken wollen sich ihrer bemächtigen.

Da läuft es eilig heran durch den Nebel über den knirschenden Kies. Eine Kollegin. „Hören Sie, schlägt's schon ein Viertel? Nachher sind unsere Plätze fort.“ Sie stürzen vorwärts.

Atemlos hinein und auf die Plätze. Die ganze Wandtafel ist schon vollgezeichnet, der Assistent wäscht sich eben die Hände. Man gähnt, zeichnet nach und gähnt.

Richtig, der hellrote Farbenstift fehlt. Fatal! Ist da schon der Professor? Wischt der Assistent die Zeichnung schon ab? Es ist ja noch niemand fertig! Was für eine Art ist denn das, abzuwischen, ehe jemand fertig ist?

„Meine Herren und Damen —“

Zwicky wird die Zeichnung haben, denkt Josefine, während sie eifrig nachschreibt. Zwicky ist der zweite Pensionär. Auch ein ordentlicher Mensch, aber hitzig und ehrgeizig, nicht so wie Bernstein.

In den Präpariersaal jetzt. Nun, was ist da für ein Auflauf? Etwas besonders Interessantes? Ach nein, nur eine frische Leiche, eben aus dem Wasser gezogen. Eine Frau, die mit ihrem Kinde in die Siehl gesprungen ist; sie wird sofort „verteilt“.

Josefine weicht zurück, es ist ihr immer noch schwer.

Der Prosektor sagt etwas. Ein einziger lacht.

Dann dröhnendes Gescharre. „Was hat er gesagt?“ Das Scharren über den unflätigen Witz will kein Ende nehmen.

Josefine geht mit ihrem Präparat an ihren Tisch. Die Hand ist's, die sie bekommen hat, die rechte Hand der Selbstmörderin. Eine feine, jugendliche Hand, die Finger von Nadeln zerstochen. Die Hand einer fleißigen Näherin. Nun starr, bläulich, gekrümmt.

„Ist Ihnen schlecht?“ ruft die Kollegin vom Nachbartische, „wollen Sie eine Cigarette?“

Josefine bezwingt sich, raucht und beginnt ihre subtile Handarbeit an der zernähten Hand. Eine Mutter mit ihrem Kinde im Arm — in der Siehl gestern — heute hier — zerstückt — von einer anderen Mutter, die an ihrem toten Leibe den Bau — die normale Anatomie studiert.

„Was? ich werde doch nicht ohnmächtig? Kollegin, Wasser! Nein, ich laufe hinaus! Aber ich komme sofort wieder. Lassen Sie niemand mein Präparat wegnehmen, bitte — oh — Luft!“ —

Josefine kommt zurück, noch etwas blaß, aber gefaßt. Sie schämt sich ihrer Schwäche. Sie möchte sich verteidigen. „Ich begreife das nicht. Ich stehe ganz ruhig und interessiert, schneide vorsichtig, habe keine Spur

von Widerwillen, und plötzlich fühle ich etwas unter den Fußsohlen, so eine Schwäche — so ein Kribbeln — es dreht sich langsam alles im Kreis — der Magen wird ungemütlich — im Munde —" Sie schüttelte sich, sie fürchtete eine Wiederholung des Anfalls.

„Ich denke gar nichts," sagte die Nachbarin ruhig. „Thun Sie das auch. Es muß ja doch sein."

Warum nicht?

Es muß ja sein.

Man muß ja essen, alles muß so sein, wie es ist. Die magere, zernähte Hand, die scharfen Messerchen zum Zerschneiden, der Selbstmord der Armen. Woher sonst frisches Material nehmen für die „normale Anatomie"?

Ich — das hier — der Präpariersaal — arme, verzweifelte Mutter — starrer Zeigefinger du —

Nun, was ist das heute mit mir? Fängt es schon wieder an? Nimm dich zusammen, Josefine, der Assistent kommt. Er wird dich fragen nach den Namen der Muskeln, der Nerven, die diese arme Hand —

Um Himmels willen, was ist mit mir? Ich werde mich blamieren! Sie ist ja tot. Fühlt nichts mehr. Hat den Witz des Prosektors nicht gehört. Keine Miene verzogen! Du willst doch lernen. Lernen, um nachher helfen zu können!

Kann ich — kann ich helfen? Solchen armen Müttern, die in die Siehl springen müssen mit ihrem Kinde im Arm?

Da! der Assistent. Er schiebt heran. Das tägliche Examen beginnt.

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand."

Immer citiert er, der Assistent ... „Was er erschafft —"

Und was er zerstört auch.

Wieso zerstört? Hier wird nichts zerstört. Nur schön reinlich zertrennt. All die Muskeln, die Bänder, die Nerven — nachher giebt es ein zierliches Präparat. Man lobt sogar. Es muß ja sein. Aber doch lobt man das schönste Präparat. Das ist für den Ehrgeiz.

Warum sprang sie in die Siehl? Sitzt ihr Mann vielleicht im Zuchthaus? Und die Kindesleiche? Die ist gleich in Eis gelegt, nicht wahr?

Ach richtig, daß ich es nicht vergesse — morgen ist Röslis Geburtstag. Die kleine Wachspuppe muß ich noch kaufen, sie freut sich so darauf. Liebes Rösli du!

Aha, der Professor auch noch. Jetzt examiniert der noch einmal. Werd ich bestehen? Werd ich mich blamieren? Nein, ich werde schon wissen, ich bin das meinem Vater schuldig ...

In einer anderen Ecke des Saales abermals einer der „Medizinerwitze".

„Pfui!" schreit Josefine.

Es ist ihr so entfahren, ganz laut und empört. Alle gucken sie an. Einige nicken.

„Das hätten Sie sich sparen können," sagt die Kollegin tadelnd, „der bringt's in die Bierzeitung, passen Sie nur auf. Man muß diese Dinge nicht so ernsthaft nehmen. Das macht nur böses Blut gegen uns Weibliche. Thun Sie das, bitte, nicht wieder."

Josefines Gesicht zuckt. „Immer werd ich pfui schreien, wenn's nötig ist. Sollen wir überall dabei sein und schweigen? Man läßt uns zu — nun — wir wollen den Ton mit bestimmen, der hier herrschen darf!"

„Sie sind zu hitzig. Wenn Sie so machen, fliegen wir Weibliche nächstens hinaus."

Am Ausgang trifft Josefine mit dem Witzling zusammen. Er bringt sein schon verwelktes, freches Gesicht dem ihren ganz nah und schreit: „Sie da! Warum haben Sie pfui gerufen?"

„Warum?" Josefine sieht ihn ernsthaft an. „Solche Roheiten gehören nicht in eine wissenschaftliche Anstalt, Herr —"

Der Student blinzelt. Seine Augen röten sich vor Wut. „Sie haben hier nichts zu monieren. Dazu ist der Prosektor da."

„Ich werde mich beim Professor beschweren!"

„Hihi! sogar beschweren!"

„Schämen Sie sich, Herr!" ruft Josy.

„So? auch noch schämen! Wer zimperlich thut, mag draußen bleiben, wissen Sie's jetzt?"

Es hat sich ein Kreis um die Streitenden gebildet, niemand greift ein.

„Kommen Sie fort!" Die Kollegin zieht Josefine mit sich. „Sie haben schon genug angerichtet, Sie hetzen uns den ganzen Präpariersaal auf den Hals."

Müde und zerschlagen heim zum Mittagsessen.

Aber an der Thür laufen Josefine die Kinder entgegen.

„Einen Augenblick, Kinder, Mama muß sich erst umziehen.“

Fort mit den Arbeitskleidern, an denen der Geruch aus dem Präpariersaal klebt! Fort mit den abstoßenden Bildern, den niederdrückenden Vorstellungen dieser letzten Stunden.

Es ist doch gut, daß wir nicht in die Siehl gesprungen sind, meine süßen Kinder ...

„Leg dein Köpfchen an, Rösli, schneckelt euch an die Mama; ja, die Mama bleibt jetzt bei euch, vier volle Stunden, wir haben heut einen bequemen Tag. Und morgen? was ist morgen? Wie alt wird unser Rösli morgen? Und wünscht sich noch eine Puppe, so ein großes Mädchen von sieben Jahren!“

Aber da kommt Bernstein zum Mittagsessen, lesend im Gehen wie gewöhnlich.

Josefine läßt die Kinder los und ruft ihn an: „Haben Sie die Geschichte mit dem widerwärtigen Burschen gehört? Wo waren Sie, als ich den Streit hatte?“

Bernstein zieht die Brauen in die Höhe und blickt mit runden Augen durch die Brille. „Weiß nicht. Komme eben vom Präpariersaal. Nichts gehört.“ Bernstein liest wieder.

„So hören Sie jetzt. Oder — Sie haben wohl keine Lust?“

„Ach — nein. Ich lese.“

Josefine lacht und wendet sich zurück zu den Kindern. Aber ihre Gedanken sind bei dem Zusammenstoß mit der Roheit, den sie heut wieder erlitten, und instinktiv nur drückt sie die Kleinen an sich.

Wie einsam ich bin, fährt es ihr schmerzhaft durch die Seele.

Da klingelt Hermann mit der Kuhglocke zum Mittagsessen. Das ist sein Amt und sein Vergnügen. Er klingelt, bis ihn Zwicky am Ohr nimmt und ihm die Schelle entreißt. Zwicky spielt oft mit den Kindern, er packt sie derb an, aber sie haben ihn gern.

Käthe bringt das Mittagsessen. Es ist genießbar, mehr nicht. Die Kartoffeln sind sogar angebrannt.

„Aber, Käthe!“ ruft Josefine.

Bernstein blickt von seinem Buche auf, er macht ein finsteres Gesicht. „Beschämen Sie das Mädchen nicht, wir essen die Kartoffeln doch.“

„Wir sind nicht so verwöhnt,“ fällt Zwicky ein.

Nur der dritte Student sagt nichts. Ihn scheinen die angebrannten Kartoffeln zu verdrießen. Sein Schweigen beunruhigt Josefine. Diesem Neuen gegenüber fühlt sie sich als „verantwortlicher Minister“, wie sie das nennt.

„Es thut mir sehr leid, Herr Dubois — Käthe hat vielleicht etwas anderes.“

Dubois murmelt und errötet. Der wird nicht lange hier bleiben. Diese Art fühlt sich in der kleinen Republik „Zum grauen Ackerstein“ nicht behaglich. Bernstein und Zwicky sind wie zu Hause, der dritte ist immer ein Wandergast, sonderbar! —

Lateinstunde bei Zwicky, dann wieder ins Kolleg bis sieben Uhr.

In die Stadt, eilig, sonst sind die Läden geschlossen und das Wachspüppchen für Rösli nicht mehr zu haben.

In den Anlagen um die Universität rauscht der Sturm, er jagt Josefine den steilen Weg des Schienhut hinab, zum Hirschengraben, wo die kahlen Bäume mit ihrem breiten Geäst die Laternen fast verdecken.

Wachspuppe — morgen Repetitorium in der vergleichenden Anatomie — und der will Arzt werden? darf Arzt werden? Sind wir wirklich nur geduldet, wie die Kollegin sagt? Ach, das zahme, wehrlose Frauenvolk! Die Entstehung des Glykogens ist mir nicht klar, da frag ich Bernstein — noch kein Brief vom Vater — ach, mein kleiner Uli, so lang hab ich dich nicht gesehen! — Und der will Arzt werden! Und den wollen sie auf die Menschheit loslassen? — Georges —

Ein Schauder schüttelt Josefine, jemand faßt sie am Genick und dreht ihr den Kopf nach rechts hin. „Dort!“

Von Mauern umgeben, von Anlagen umschlossen, liegt dort das Haus des Schreckens wie ein Herrensitz oder ein Schloß. Was thut er jetzt? Sie haben ihn mit Schreinerarbeit beschäftigt, aber er hat kein Geschick für mechanische Arbeiten. Fortwährend ver-

letzt er sich an seinem eigenen Werkzeug. Dann geht er müßig und brütet vor sich hin.

Ach, qualvoll! qualvoll!

Nur den Weg nicht gehen, der sich an der Zuchthausmauer entlang windet!

Sie standen nicht immer, diese Mauern. Es kam ein Tag, da wollte man dies schreckliche Haus stürmen und die Gefangenen befreien. Den schmalen gewundenen Weg kamen sie herauf, wollten die Thüren erbrechen. Damals ist hier scharf geschossen worden, und nachher hat man die festen Mauern angelegt.

Josefines Herz bebt mit den Sturmstößen um die Wette.

Wenn solch ein Tag wiederkäme wie der von 1871, von dem ihr der Vater als Augenzeuge erzählt hat, und sie dabei, und sie in der vordersten Reihe! Sie wird doch in der vordersten Reihe sein, wenn es zu befreien gilt?

Komm heraus, du Armer, Verachteter — unseliger Mann du! Fühle die Luft, den Alpenwind von den Bergen herunter. Sieh, die Sonne scheint noch! Die Erde steht noch fest. Der See rollt seine blitzenden Wellen. Wer hat dir das Schandkleid angezogen? Wer hat dir die rote Nummer auf die häßliche Jacke genäht?

Ihre Seele strömte in ihre Augen, sie flossen über.

Wie Georges vor ihr gestanden ist, wenn sie ihn besuchte! Wie ihm die graugelbe Jacke am mageren Leibe hängt! Wie gelb sein Gesicht geworden ist, wie fahl sein Haar, wie matt seine Augen, wie schlürfend sein Schritt. Ein gebrochener Mann! Wie er wimmert und klagt und seine blutlosen Hände zeigt und auf seine Brust schlägt und ächzt.

„Morphium, Josefine, bring mir Morphium! Aber genug! Ich will nicht an der Schwindsucht sterben, das geht mir zu langsam. Du kannst es leicht verschaffen, mußt es thun! Ich hinterlasse einen Brief, in dem ich sage, daß ich das Gift noch selbst in Besitz hatte. Auf dich fällt kein Verdacht! Laß mich sterben."

Entsetzliche Stunden, diese Besuche im Zuchthause. Krankmachende, wirrmachende Minuten.

Nun haben sie ihn nach Neuenburg übergeführt, seit einem halben Jahre ist er fort von hier.

„Aus Schonung!" sagte der Direktor. „Ihre Besuche lassen stets eine hochgradige Aufregung zurück bei dem Gefangenen; in der Zwischenzeit findet er sich in sein Schicksal so gut wie die anderen hier."

Der Direktor hat Josefine immer mit Achtung und Mitgefühl behandelt; endlich hat er den Ausweg einer Wegführung des Gefangenen in eine Anstalt seines Heimatkantons erdacht.

„Es geschieht auch in Ihrem Interesse," hat der Direktor gesagt.

Der Vater hat Josefine darauf einen beglückwünschenden Brief geschrieben. Er hat seine Meinung noch immer nicht geändert, der alte Plattner. Das macht den Verkehr zwischen Vater und Tochter schwierig ...

An der Zuchthausmauer raschelt der dürre Epheu. Ob in Neuenburg oder hier, immer doch ist der Unglückliche dort, wo in der Mauer die Gitterthür schließt, die sich nur öffnet, wenn der Wächter es erlaubt. — —

Vorwärts! in den Laden. Das Wachspüppchen für das geliebte Kind gekauft. Laure Anaise hätte den Gang machen können, aber Josefine wollte selbst.

Ach, meine Kleinen, zu wenig, zu wenig bin ich für euch! Und doch — alles, was ich treibe, mein ganzes Studium, mein ganzes Tagewerk, ist es nicht für euch? Wozu sonst lebte ich? Was wäre mir dies schwere Dasein? Ihr versteht das heut noch nicht. Ihr schmollt mit mir, wenn ich immer von euch weggehe. Einmal werdet ihr es verstehen. Einmal werdet ihr wissen, daß mich die Liebe zu euch von euch forttrieb ...

Und morgen also Repetitorium, und am Samstag zum erstenmal Diagnose machen! Himmel, wenn ich mich nur nicht blamiere!

* * *

Sie blamierte sich nicht. Sie machte all ihre Examina in der denkbar kürzesten Frist, trotz all der Erschwerungen. In den Pensionären fand Josefine Kameraden, die sie bereitwillig und mit großer Stetigkeit vorwärts schoben. Auch das dritte Zimmer gewann einen ständigen Bewohner in Helene Vegas, einer scharfäugigen, tüchtigen Mathematikerin, die Josefine bald freundschaftlich näher trat und ihre Hilfe auch auf das

Stiefkind des „Grauen Ackersteins", die geregelte Hauswirtschaft, ausdehnte. Ihr war es zu danken, daß in das Hausmädchen Käthe ein feuriger Ehrgeiz einzog, keine Kartoffeln mehr anbrennen zu lassen. Man nannte Käthe die „Ernährerin" und behandelte sie mit Achtung, und Käthe sah, daß hier im Hause niemand lebte, nur um sich einen guten Tag zu machen. Verwundert sah auch Laure Anaise, wie emsig geackert ward im Haus „Zum grauen Ackerstein". Es gab nur ein Gespräch — die Arbeit! nur ein Interesse — die Arbeit! nur ein Streben — die Arbeit! die Arbeit! und noch einmal die Arbeit!

* *
*

Wenn Josefine später dieser Jahre gedachte, dann sah sie vor sich einen flachen Garten unter einem grauen Himmel. Mit schnurgerader Regelmäßigkeit war der Garten angelegt, in unübersehbar viele kleine Quadrate geteilt, und jedes Quadrat trug seine Etikett.

Und in diesem Garten wandert sie und ist wieder Kind. Eine zweite Schulzeit ist gekommen. Wie Hermann und Rösli denkt man nur von einem Tag auf den anderen. Wie Hermann und Rösli freut man sich, wenn man gut bestanden hat, und ist niedergeschlagen, wenn man schlecht bestanden hat. Man freut sich auf den Samstagnachmittag, weil dann kein Kolleg ist; man erwacht und will aus dem Bette springen, mit Herzklopfen, mit Angst, weil man zehn Minuten zu spät aufgewacht ist, und auf einmal dehnt man sich lachend: „Ach, es ist Sonntag! Sonntag." Und wie gut sind die Ferien, obwohl man dann erst recht studiert, alles wieder durcharbeitet und endlich auch einmal zum Lesen kommt. Natürlich wissenschaftliche Bücher, aber zusammenfassende, philosophische, vor denen man klein wird und ganz sich vergißt, sich und seine eigene ephemere Existenz. Das sind schöne Jugendaugenblicke, die vor den Büchern und die vor dem Mikroskop, wo man sich in das Geheimnis des Lebens vertieft: Der Kern der stillen Zelle wird unruhig, er dehnt sich zur Spindel; die Elemente, einen Augenblick zum wirren Knäuel verschlungen, ordnen sich an beiden Polen. Sie schließen sich zu Sternen zusammen, die sich voneinander lösen, aus dem Mutterstern sind zwei Tochtersterne geworden, die ein selbständiges Dasein führen; der Teilung des Zellkerns folgt die Teilung der Zelle, ein neues Individuum ist entstanden, da unter dem zarten Deckgläschen auf dem Objektträger, und ich, ich! hab es werden sehen.

* *
*

Eine merkwürdige Kräftigung ging von diesen Naturstudien aus. Josefine vergaß nicht nur sich und ihr Leid, sie fühlte eine intellektuelle Freude, einen Genuß am Erkennen, der sie widerstandsfähig machte gegen die Stöße des Geschicks. Es war ihr, als gewänne sie festen Grund unter den Füßen. Sie schwebte nicht mehr im Bodenlosen, sie erkannte wenigstens die Grenzlinien des unbekannten Landes, das hinter aller menschlichen Erkenntnis liegt. Es war vielleicht nicht möglich, etwas zu wissen, aber man konnte vieles sehen, woran man nie zuvor gedacht. Die Schaulust war auch eine Lust, und keine geringe.

Josefine vergaß zuweilen, daß die Kinder noch jünger waren als sie, und sie zeigte ihnen, was sie selbst überrascht hatte. Die Kleinen sahen den lebendigen Plasmastrom durch die Stengel der Armleuchterpflanze rinnen und beguckten durch das Fernrohr die Ringe des Saturn. Josefine wollte ihnen große Eindrücke geben, die größten, die sie selber gehabt. Dann saßen die Kleinen nachher mit Laure Anaise zusammen und woben Märchen daraus. Rösli war voll Phantasie, sie dichtete am eifrigsten. Sie sah die Bäume bluten, wenn man ihnen einen Zweig abschnitt, und die Traube am Hausspalier sprach zu ihr mit deutlicher, flüsternder Stimme: „Nimm mich, Rösli, ich bin reif." Wenn sie sich in den Straßen verirrte, dann war allemal „ein guter Zwerg" gekommen und hatte sie nach Hause geführt. „Ein Zwerg, ganz gewiß! Glaubst du es nicht, Mama? Er war ganz klein mit einem großen Bart, so wie die Zwerge immer sind, Mama."

Fräulein Vegas warnte zuweilen: „Das ist nicht gut, Frau Josy, das Rösli phantasiert so viel zusammen, Sie als Mutter sollten das nicht dulden."

Dann lächelte Josefine. „Lassen Sie doch. Das Kind ist glücklich. Ich freue mich über seine schöne Mitgabe für das schwere Leben."

„Ich freue mich nicht! Das Rösli wird konfus und unzuverlässig. Es lügt ganz ruhig, gerade ins Gesicht."

„Ach, Fräulein Helene, Sie sind Mathematikerin! Lassen Sie dem Rösli sein harmloses Spiel. Das Leben ist so grau — —"

Zum Schlusse fiel Fräulein Begas über Laure Anaise her: „Auch Laure Anaise ist nicht klar. Sie macht Ausflüchte, wenn sie was pecciert hat. Und den ganzen Tag sind die Kinder mit der zusammen."

Dann ward Josefine gereizt. „Sie verstehen das nicht, liebe Helene, Sie können Laure Anaise nicht begreifen. Das Mädchen ist wie ein Stückchen Natur, und mir sagt sie immer die Wahrheit. Ich habe Laure Anaise sehr lieb, und die Kinder hängen an ihr. Was wollen Sie weiter?"

Einmal nach solchem Gespräch kam Laure Anaise ins Zimmer. Sie brachte ein Körbchen voll zarter Herbstzeitlosen in dunkelgrünem Moos und strahlte vor Freude.

„Ach, die sind ja giftig!" rief Fräulein Begas unzufrieden.

In Josefines müdem Herzen aber erwachte ein Sturm von Zärtlichkeit. Sie nahm das zierliche Mädchen in die Arme, preßte sie an sich und küßte ihre glänzenden Kirschenaugen, in welche das krause Haar hineinhing. „Ich bin froh, daß du da bist, Laure Anaise."

Hinter der Portiere stürzte Hermann hervor: „Mich auch, Mama! Mich auch küssen, Mama!"

Rösli aber hatte sich zwischen den Vorhangfalten verkrochen und beobachtete stumm und gespannt ihre Mutter und Laure Anaise, die Hermann vergeblich wegzudrängen suchte. Röslis dunkle Augen glühten, ihr kleines leidenschaftliches Gesicht zuckte in verhaltenem Weinen. Und dann, als Josefine hinausgegangen war, ohne sie zu beachten, ohne sie zu sich zu rufen, stampfte sie mit den Füßen und brach in unstillbare Thränen aus.

Über den Flur schrie und wimmerte es: „Papa! Papa! Papa!"

Fräulein Begas suchte die Kleine zu beruhigen, es gelang ihr nicht.

„Was ist euch? Was fällt euch ein? Wollt ihr schweigen!" rief Josefine zornig zurückkehrend.

Die Kinder blickten trotzig zur Seite. Sie saßen auf einem Bänkchen, hielten sich umfaßt und schrien um die Wette.

„Wir wollen zum Papa," sagte Hermann; sein Gesicht hatte einen so bekannten Ausdruck, daß Josefine zusammenschrak. „Wir wollen nach Afrika, wo Papa ist!"

Da kam es wie ein Entsetzen über Josefine. Sie fühlte eine Kälte herwehen von dem Plätzchen, wo die Kinder saßen. Sie entgleiten mir, dachte sie, ich kann sie nicht halten. Ich gebe mein Leben für sie, und sie entgleiten mir.

Sie wollte niederknien, die Kinder umfassen, mit ihnen weinen, ihre Thränen trocknen, aber sie blieb stehen, starr aufrecht, thränenlos, mit geballten Händen.

Sie sah auf einmal fremde Kinder vor sich, die ein ihr unbekanntes Weh weinen machte; — sie sah sich selbst einem unbekannten Ziel nachrennen auf unbekannten Wegen. Die Wege führten sie weit, weit fort von jenen fremden weinenden Kindern.

In diesem selben Augenblick — was ist das? Woran denke ich? Denke ich an die interessante Anamnese von heute morgen oder denke ich an die Kinder?

Ein Schleier zerriß, sie fühlte die Leere um sich wie eine scharfe, bis ins Mark fressende Kälte.

Ist alles Betrug? Wozu leb ich? Leb ich nicht für sie? Bin ich ganz allein? Ist jeder so allein wie ich?

Sie konnte die Kinder nicht ansehen. Sie fühlte: Es sind seine Kinder. Meine nicht. Ich liebe sie nicht genug.

Zwickys laute, lärmende Stimme tönte über den Flur. Hermann erhob den Kopf und schüttelte seine Schwester: „Onkel Zwicky soll uns reiten lassen, komm."

Mit furchtsamen Blicken nach der Mutter, die in müder Haltung in einem Stuhl hing, schlichen die Geschwister hinaus. Rösli schluchzte noch eine Weile, bis sie sich beruhigte. Mit Laure Anaise aber wollte sie den ganzen Tag nicht zu thun haben. Abends noch beim Auskleiden stieß sie mit den Füßen nach ihr.

* *
*

„Unsinn!“ sagte sich Josefine, als sie die kleine Gesellschaft lachen und jauchzen hörte, „die Kinder entbehren nichts. Meine Sentimentalität meldet sich wieder. Die schlauen Schelme haben bemerkt, daß ich unruhig werde, wenn sie nach dem Papa schreien, und nun probieren sie's immer von neuem. Ich gebe den Kindern jeden freien Augenblick. Dies Kopfzerbrechen über unabänderliche Dinge ist ein schädlicher Zeitvertreib. Und ich habe nicht einmal Zeit. Ich habe Besseres zu thun. Ich arbeite, um den Kindern eine Existenz zu schaffen. Wenn ich die Kinder nicht gehabt hätte, hätte ich das Leben nicht auf mich genommen. Jetzt ist es mir recht, daß ich es gethan habe. Es ist der Mühe wert, gelebt zu werden, solch ein Arbeitsleben. Man wird stark davon. Die Kinder werden einmal einsehen, wie schwer das war. Wenn ich die Kinder nicht hätte, wie unendlich viel einfacher läge alles. Dann könnte ich mich ganz dem Studium widmen — — dann — Mein Leben für die Wissenschaft! Ich hätte Tüchtiges geleistet, ich weiß es.“

Oft empfand sie Fesseln um sich, atmete schwer unter den hunderterlei Verpflichtungen.

„Ich kann mich dem Studium nicht so hingeben, wie ich möchte. Die anderen haben es gut. Helene, und der Bernstein erst! Wie Bernstein möcht ich am liebsten sein. Hört und sieht nichts als seine Physiologie. Die Physiologie ist seine Mutter, seine Geliebte, seine Welt. Er braucht keine Kunst, keine Religion, er braucht nur Physiologie. Ohne Zucker, ohne Butter kann er leben, ohne Physiologie nicht. So möcht ich mich konzentrieren können. So unbeteiligt, kühl und rein durch dies dumme, abscheuliche, widerspruchsvolle Leben gehen. Aber dieses beste Glück ist mir versagt. Nun — wenigstens werd ich Brot für meine Kinder schaffen. Das ist auch etwas!“

Bei dem Gedanken, daß auch das Brotschaffen etwas sei, ging ein Aufrecken jedesmal durch Josefines Gestalt.

„Ein ganzer Mensch werd ich sein, nicht nur eine Frau. Für meine Kinder werd ich arbeiten. Für meine Kinder und auch für Georges! Für dich, du Armer! Ich, die Mutter von allen!“

Eine fieberhafte Freude durchzuckte sie. Sie riß die Kinder an sich, drückte und küßte sie. „Ich, ich werde euch alles geben! Das Brot, die Kleider, das Haus! Von meinem Blut, von meinem Hirn sollt ihr leben, Kinder. Von meinem ganz allein! Versteht ihr das?“

„Spielst du dann mit uns?“ sagte Rösli zaghaft unter den heftigen Liebkosungen der Mutter.

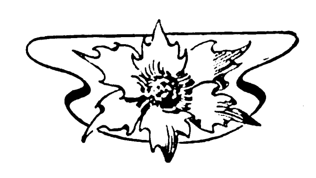
„Spielen? Nein, dazu hab ich nicht Zeit. Mama muß lernen. Hier! all die dicken Bücher. Seht ihr? In den Ferien spielen wir zusammen.“

Josefine schob die Kleine von sich und griff mit Ungestüm nach dem verlassenen Buch. Der Wirbel der Empfindungen legte sich. Sie atmete bald ruhig und gleichmäßig.

Ich werde doch können, was jeder beliebige Bub kann, lächelte sie, ich werde doch lernen, beobachten, mich konzentrieren können wie jeder dieser jungen Studenten?

Und es gelang vollkommen; mit den Aufgaben wuchsen die Kräfte.

(Fortsetzung folgt.)





Sommer. (Aquarell, 1889.)



Walter Leistikow: Wäsche am Strande. (1888.)

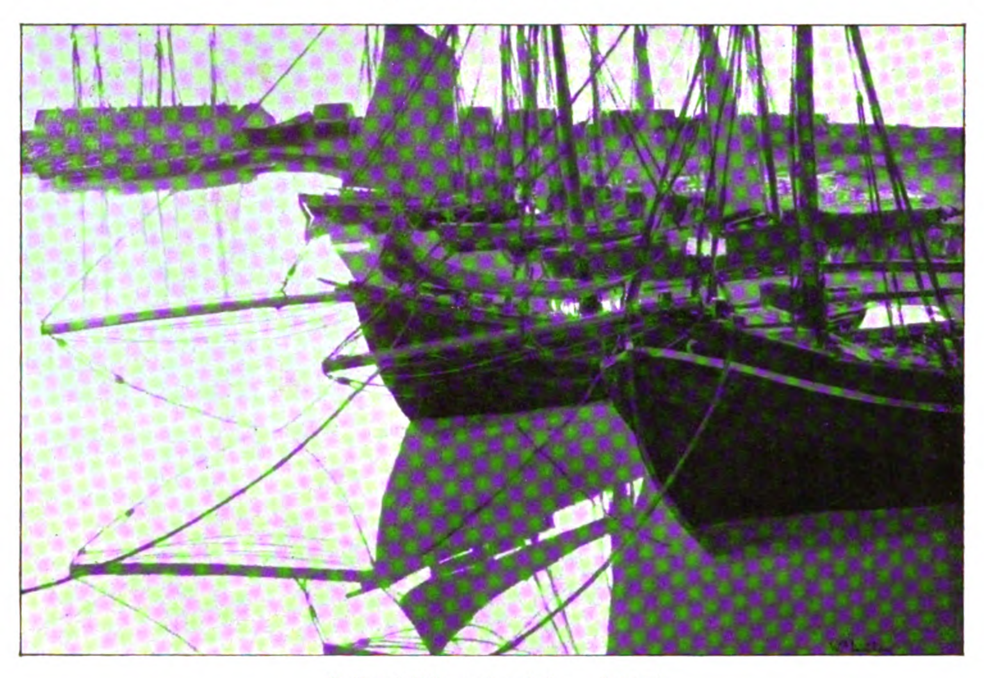
Walter Leistikow

Von

Friedrich Fuchs

Was ist es, das uns vor der landschaftlichen Natur befängt und befreit, erdrückt und aufrichtet? — Nach den Jahreszeiten lassen unsere Stimmungen sich unterscheiden: das Hoffen und Sehnen beim Wachsen und Werden, die jauchzende Lust, da alles rings in Reife prangt, dann die Wehmut beim Welken und Vergehen und zuletzt frostige Öde, die uns anweht aus erstarrten Fluren. Oder bloß das Wetter ist es, von dem sich unser Gemüt beeinflussen läßt: lachende Sonne, finsteres Gewölk, beklemmende Nebel, Sturm und Stille. Anders auch erscheint die Welt im silberigen Licht eines taufrischen Morgens als im grellen Scheine der heißen Mittagstunde, anders, wenn die Schatten länger werden, der Sonnenball purpurn untertaucht und veilchenblaue Dämmerung sich herabsenkt. Ragendes Felsgebirge, waldige Hügel, die weite Ebene, das unendliche Meer machen abwechselnd die Seele bangen und frohlocken. Und wiederum können es einzelne Dinge — nur Gegenstände — sein, die in uns Regungen zu stande bringen: zwischen Baumwipfeln eine lugende Kirchturmspitze, ein Tempel unter Cypressen, der ringelnde Rauch aus einer Hütte, die Burgruine auf der Höhe.

Das alles, das Greifbare und das Unbestimmte ist gemalt worden. Oder die Maler haben es versucht. Denn nicht das Gesamte, was uns umgiebt und mit dem Eindruck erfüllt, kann durch Zeichnung und Farbe, durch Linien und Töne auf einmal wiedergegeben werden. Viele Wahrnehmungen bleiben allein dem Wort, den Begriffen der Sprache zu sagen vorbehalten, und einen anderen Teil vermag wieder nur mit ihren Melodien und Harmonien die Musik zu beschreiben. Weil nun der Maler, während er mit den Sinnen doch alles zugleich erlebt, nur der Mittel sich bedienen kann, die ihm seine eine Kunst gewährt, so muß er einseitig den Ausdruck steigern, die Motive verstärken, das Wesentliche in der Ekstase seines Schönheitfühlens noch übertreiben, damit die Illusion mächtig werde und man mit seinem Bilde auch das Abendläuten von jenem Kirchturm her zu hören vermeine und etwas wie den Duft des Erdreichs atme. Und immer nur ist es ein winziges Stückchen des weiten Raumes, das er in seinen goldenen Rahmen fassen kann, und es ist nicht die Sonne, sondern nur Kremserweiß, was er auf seiner Palette hat. Das sind ja Selbstverständlichkeiten für jeden, der es



Walter Leistikow: Im Hafen. (1895.)

liest, aber es sind die Bedingungen, die den Schaffenden vor jedem neuen Werke zu Reflexionen nötigen. Bei den Gottbegnadeten mag's oft weniger Verstandeserwägung sein als Sache des glücklichen Gefühls. Doch die Kunst ist lang, und alle künstlerische Reife ist das Produkt unaufhörlicher, immer von vorn beginnender Versuche. Die Begabung fürs Malerische stellt sich (besonders im Vergleich mit der Gestaltungsweise des Bildhauers) als eine spielende Intelligenz dar, die über tausend Experimente zu dem Resultat kommt, das schließlich Auffassung heißt.

Eine selbständige Landschaftsmalerei giebt es erst, seit die Ausdrucksmittel durch eine höher entwickelte Kunstfertigkeit vermehrt worden waren und ein beweglicherer, unternehmenderer Kulturgeist das Gemüt in mannigfachere Beziehungen zur Außenwelt gebracht hatte. Denn die Empfänglichkeit für den Naturgenuß ist Bildung und beruht auf Gegensätzen. Das Reisen regte an und bildete. Ehe die niederländischen Meister für die schlichten Reize ihrer heimischen Umgebung liebevolle Augen hatten und die schwere graue Eintönigkeit der Weidestriche und Heidehügel als Poesie empfanden, waren sie über die Alpen gepilgert in das Land mit dem Glanz seiner Sonne und Erinnerungen, wo neben der edelgewachsenen Pinie die korinthische Säule stand und in blauen Grotten marmorne Götterbilder schimmerten. Vor der Landschaft konnten sich die Künstlermenschen in ganzer Unbefangenheit geben, mit allem Zartgefühl und Überschwang ihrer Herzen. Der Gottesgarten war ein freies Gebiet für die Kühnheiten der Phantasie und die Sensationen des Geschmacks. So spiegeln die Landschaftsgemälde dieser letzten vier Jahrhunderte die Empfindungen, die Bestrebungen und Affektationen der aufeinander folgenden Epochen getreulich wieder, daß wir die idealistischen und realistischen, die klassicistischen und romantischen, idyllischen und heroischen, historischen und intimen Regungen auseinander halten. Ja, es kann zur Unterscheidung neuerdings von socialistischen Landschaften gesprochen werden. In der gewissen Unkontrollierbarkeit der Erscheinungen, weil unter freiem Himmel draußen Licht und Farbe im Augenblick des Wegsehens und Wiederhinschauens schon sich ändern, und weil die Raum- und Größenverhältnisse, die Formationen des Gesteins und der Vegetation sich immerhin mit einiger Willkür behandeln ließen, mochten die Maler



Im Wiesenbusch. (Aquarell, 1891.)

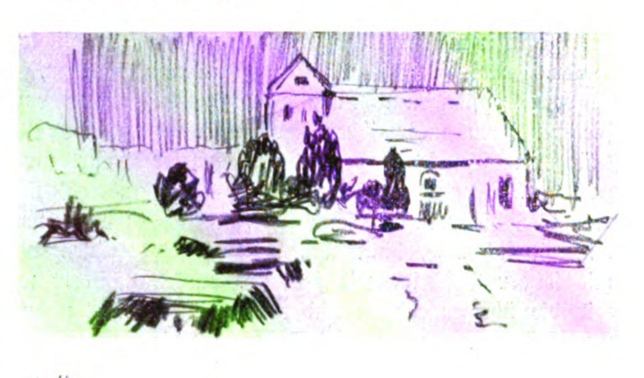
des Figürlichen eine Minderwertigkeit erblicken. „Bei einem Baum kommt's ja auf ein paar Kopflängen nicht an," pflegten gern die mit ihren anatomischen Exaktheiten sich brüstenden Geschichts- und Anekdotenmaler zu sagen. Aber gerade diesem Schalten und Gestalten, dieser künstlerischen Selbstherrlichkeit, die sich doch, hinsichtlich des Stoffes, mit solcher Bescheidenheit verband, danken wir die überzeugendsten und einwandfreiesten Offenbarungen, Kunstschöpfungen, die am reinsten den Begriff von dem verkörpern, was die Kunst sein soll: Sinnessache — nicht Philosophie. Und Zeiten, in denen einmal die Landschaftsmalerei wieder zurück- oder ganz einging, waren immer zugleich eine Ära der Verbildung des Kunstsinnes und des Naturgefühls, wie damals zu den Tagen Lessings, der den Ausspruch that, daß die Landschaft nicht darzustellen sei, weil sie keine Seele habe.



Walter Leistikow: Waldinneres. (1896.)

„Historienmaler", „Genremaler" giebt es heutigestags nicht mehr. Man hat die Titulaturen abgelegt, seit die neuen Probleme des Lichtes jeden wieder an die Arbeit zwangen, zur Auseinandersetzung mit der Natur, vor der alle gleich wurden. Ja, so paradox es klingen mag, gesagt darf werden, daß es zur Zeit auch keine Landschafter gebe, obwohl noch nie zuvor mit so heißem Bemühen, von so vielen Malern zugleich, die grünen Wiesen und grünen Bäume abgeschildert worden sind. Man reflektiert ja nicht mehr im kalten Nordlicht des Ateliers, sondern zieht vor die Thore und schlägt unter offenem Himmel seine Werkstatt auf. Aber noch entstanden nicht Bilder, bleiben es Studien nach Dingen, die von der Sonne beschienen werden. Denn was uns in Deutschland die letzten zehn Jahre an starken Überraschungen, an Offenbarungen eines geklärten Kultus der landschaftlichen Natur gebracht haben, das waren, außer den Bildern Leistikows, die längst klassischen Werke der großen Meister von Barbizon, die von rührigen Handelsvermittlern erst dem aufblühenden Berliner Kunstmarkt zugeführt wurden. Gleichzeitig kamen von Frankreich allerdings

auch die Errungenschaften des Impressionismus herüber, die Bilder von Claude Monet, Camille Pissarro und Sisley, und verblüfft sieht man, wie da, mit der vertrautesten Beobachtung und den nervösesten, geübtesten Mitteln, ganz neue Illusionen auf Leinwand mittels Ölfarbe erzeugt wurden: die flimmernde Glut eines Sommermittags, der rauchige Frost eines Wintermorgens, die Augenblicksnuancen des Wetters, die wechselnden Lichtphasen der Tagesstunden. Aber wenn man im schönsten Kabinett unserer Nationalgalerie, die jetzt durch die Umordnungen und Ergänzungen ihres neuen Pflegers zu einer Stätte des Lernens und Genießens geworden ist, einen Monet neben einem Daubigny hängen sieht, dann kommt einem, indem man jenen bestaunt und diesen bewundert, das Bewußtsein von Wesensunterschieden: dort skeptische Betrachtung, hier andächtige Verklärung, dort Analyse, hier Synthese. Dafür freilich bedeutet Monet Anfang und der andere Ende, die letzte Etappe eines Erkenntnisganges. Wer in der Kunst, wie in allem Leben, ein Werden sieht, muß es immer auch mit denen halten, die nicht mit Erreichtem sich begnügen mögen, die das Gesetzmäßige alter Schönheiten verachten und mit rücksichtslosem Fanatismus das Neue, was ihre Augen entdeckten, zu Bedeutung bringen wollen. So müssen all die optischen Experimente jetzt genommen werden, auch die der Allerextremsten, jener Neuimpressionisten, die ihre Töne nicht auf der Palette zusammenrühren, sondern die aus der Tube gequetschten, prismatisch reinen Farben des Regenbogens als Pünktchen nebeneinander auftragen, damit sie sich erst im Auge des Bildbeschauers mischen und auf diese Weise in größerer Reinheit und Helle das Sonnenlicht wiederstrahlen.



Walter Leistikow: Dorfkirche in der Mark. Kreideskizze.

Keinem Laien darf es verdacht werden, wenn er nicht mit vollem Verständnis an all den Entdecker- und Bezwingerfreuden der bestrebten Maler teilnimmt. Denn dazu gehört Kennerschaft, und die erwirbt sich nur, wer Gelegenheit hat, dem Künstler bei der Arbeit über die Schulter zu sehen. Dann kann es ihn sogar zur ungeheuchelten fröhlichen Begeisterung mitreißen, wie richtig, wie wunderbar schön so ein blaues Luftreflexchen auf einem grünen Blättchen sitzt. Solche Gunst ist eben nur wenigen beschieden, und diese Auserwählten unterschätzen, wie die Malenden selbst, den Vorzug, das Sehen gelernt zu haben. Immerhin beanspruchen die Professionellen für ihr Teil, was Schopenhauer, der doch aber jetzt nicht mehr mit dabei war, verlangt hat: „Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und wann es zu ihm sprechen werde; und wie jenen auch dieses selbst hier nicht anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen.“ Und nicht nach einem akademischen Schönheitsideal, sondern nach



Walter Leistikow: Abend. Original-Lithographie.



Am alten Burgwall in Tokio. Nach einer Originallithographie.

der Kraft, mit welcher der Künstler das, was ihm als schön erschien, verkörpert hat, wünschen sie, daß das Publikum ihre Kunstwerke betrachte. Wäre es nur Kraft! Die absonderlichen Schönheiten aber, die am Neugemalten schon zu werten wären, sind zwischen zusammengekniffenen Lidern das farbige Schimmern wahrzunehmen, der Natur die koloristischen Delikatessen gewissermaßen abzuluchsen, der sucht auch im Gemälde des eigenen großen Eindrucks starken Wiederklang; dem können die einseitigen Beobach-



Walter Leistikow: Alte Brücke. Nach einer Original-Lithographie.

nicht Äußerungen starken Temperamentes, sondern differenzierte Geschmacksempfindungen, oft so fein und leise, daß die Sprache dieser Bilder nicht jedermann vernehmlich ist. Wer mit offenen Augen und geweiteter Brust, in Vollgefühlen schwelgend, da draußen in Wald und Feld spazieren geht und sich nicht darauf versteht oder verstehen mag, tungskünste von noch so kultiviertem Reiz nicht gar viel sagen. Eine Symphonie, ein Beethovensches Pastorale, etwas dergleichen möchte er hören. Böcklins „Sommertag" ist da das einsame Wunderwerk.

Während nun eine so zahlreiche, höchst beflissene Malerschaft sich am Problematischen erschöpft, an ausgesuchten Farbengerichten

sich wohl delektiert, ohne noch zu frommen oder wenigstens freundschaftlichen Anschauungen von der Schöpfungswelt gelangt zu sein, ist ein einzelner auf besonderen Wegen fortgeschritten, zur Seele der Natur vorgedrungen, hat den sprechenden einzigen Ausdruck für seine ganz eigenen Wahrnehmungen gefunden und mit seinen Mitteln auch das Allgemeingut der objektiven Erfahrungen erweitert: Walter Leistikow.

Er ist der Maler der reinen, absoluten Landschaft. Von keinem vorher ist die Erde in ihrer starren Planetengröße, in der milden Weihe ihres Ewigseins aus so ruhigen, geraden Augen angeblickt, von keinem ist sie so ohne kleinmenschliche Bezüglichkeiten, ohne den scenischen Apparat geschichtlicher Reminiscenzen und ohne das Inventar unserer litterarisch-poetischen Vorstellungswelt in ihrer unbedingten Gottbeschaffenheit dargestellt worden als von ihm. Welche Mittel haben andere angewendet! Poussin und Claude Lorrain, dann so viel später noch die Joseph Anton Koch, Friedrich Preller und Leopold Rottmann fanden die Natur leer, nichtssagend, wenn sie nicht auf das grandioseste ausgestattet war mit den Spuren von Menschengröße, die einst über die Fluren dahingeschritten war. Oder bei den Romantikern, bei C. F. Lessing, Jos. Scheuren, mußten Ritterburgen dräuen, Klöster brennen, damit sie von Kriegsschrecken erzählten, die in den Thälern getobt hatten. Und um das Zeitliche noch sichtbarer zu machen, wurden diese Örtlichkeiten mit Kostümfigürchen staffiert, daß es schon nicht mehr Landschaften, sondern Historienbilder waren. Dramatische Bewegung wollten auch Everdingen und Ruisdael und die Wiederbeleber von deren Kunstweise, Andreas Achenbach und die norwegischen Düsseldorfer schildern, aber sie waren doch im Banne der Naturgewalten und malten die vom Tosen der Elemente aufgeregte Landschaft: jagende Wolken, brausende Katarakte, die Bäume vom Sturm gerüttelt, die Schiffe von der Brandung an die Felsenküste geschmettert. Nach Wynants, van der Velde und van Goyen, den liebenswürdigen Konterfeiern ihrer Heimat, ließen Constable, dann Theodor Rousseau und sein Kreis sich erst wieder von dem Freundlichen in der Natur ansprechen: fern von London, fern von Paris genossen sie den Frieden des Landlebens, wurden sie innig vertraut mit dem, was um sie her sich regte; und die Bilder dieser beschaulichen Meister sind erfüllt von einem behaglichen Sommersonnenglanze. Die Eichen des Waldes von Fontainebleau stehen da wie gutmütige Riesen, die wohlwollend den ruhenden Rindern ihren breiten Schatten spenden. Das war die gütige Mutter Erde, in ihrer stattlichen Wohlhabenheit, mit den Wiesen und Äckern und den Wohnstätten derer, die das Säen und Ernten besorgten; das war die „ländliche“ Natur, mit dankbarem Sinn in liebevoller Gegenständlichkeit verherrlicht, so gegenständlich zuletzt, daß aus der Befreundung mit diesem Leben eine neue Tier- und Bauernmalerei hervorwuchs.

So beruht die Stärke aller dieser Landschaftspoesien, dieser Epen, Elegien und Idyllen, zum wesentlichen Teile im stofflich Konkreten, im plastisch Symbolischen, in der beschreibenden Schilderung. Die Paradiesbilder Hans Thomas, der so „naiv“ ist wie ein alter Breughel, vermögen manches Gemüt — es ist wohl eine zeitgemäße Reaktion auf die dominierenden Künstlichkeiten — rein durch die gewissenhafte Aufzählung des Baum- und Tierbestandes anzuheimeln.

Leistikow aber emancipierte sich. Er suchte in der Gottesnatur das innerlich Beständige, das Unantastbare, das, unabhängig von Stunde und Wetter, von unserer Bildung und jeweiligen Gemütsverfassung, in stetig starker Weise auf das Empfinden wirkt — wirken muß. Er erkannte, daß da etwas obwaltete, was wir nicht durch unsere Betrachtungen und Verstimmungen erst hineintrugen, sondern was, unmittelbar und unfehlbar, aus seiner Existenz heraus, bestimmte seelische Schwingungen erzeugte. Gab es dies Elementare nicht, dann war auch nie von dem Urcharakter einer Landschaft zu reden. Nicht die Blümchen und Blättchen, nicht das Bauernhaus, der Kirchturm und die Burgruine machten das Charakteristische aus. Indem Leistikow in seiner Darstellung die Natur all dieser — wie es schien — gewichtig mitsprechenden Dinge entkleidete und nur in nackten, großzügigen Umrissen die einfach getönten Komplexe von Wasser, Land und Luft zeichnete, lieferte er den



Walter Leistikow: Schlachtensee. (1897.)

wunderbar überzeugenden Beweis, daß das, was wir vor der Landschaft als groß, weit, fremd, als ernst, wild, heiter und wehmütig zu empfinden gestimmt wurden, ausging von dem Rhythmus der beherrschenden Linien. Wie die verschiedenen Accorde der Farben

und Töne bestimmte physiologische Wirkungen erzeugen, so löst auch das Zusammenspiel der Linien nach seiner Art eigentümliche Reflexe aus. Zwar ist dies noch von keinem Helmholtz nach Zahl der Schwingungen gemessen worden. Aber durch Vergleichungen lassen sich die Gesetzmäßigkeiten erkennen. Man braucht nicht alle spekulativen Schlüsse einer Graphologie zu acceptieren, um doch die genauen Unterscheidungen dieses Studiums der linearen Charaktere und Temperamente zu würdigen. Für gerade und geschwungene Linien, für horizontale und vertikale, gleichlaufende, auseinander strebende und sich überschneidende, steigende und fallende Linien hat unsere Empfindung noch anders kennzeichnende Worte: stolz, schlicht, langweilig, lustig, sanft, keck, mürrisch oder freundlich — keine Laune, die nicht durch eine Linie ausgedrückt wurde: und es sind nicht beigelegte Bedeutungen, nicht Associationen, sondern eben direkte Sinnesreizungen, die ein seelisches Behagen oder ein Mißbehagen bewirken. Aber ganz selbstverständlich haben die Maler schon immer ihr Gefühl dafür gehabt, welches sie beim wohlgefälligen, bildmäßigen Anordnen beeinflußte, nur hat niemand noch, wie jetzt Leistikow, so künstlerisch bewußt die Konsequenzen gezogen.



Walter Leistikow: Kiefern. Kreideskizze.

Die Landschaft ist der weite Raum, und da hatten Linien perspektivische Funktionen zu erfüllen, nie jedoch waren sie so völlig an sich auch die eigentlichen Stimmungsfaktoren. Leistikow malt ein Waldinneres: vorn bis tief ins Dunkel hinein steht Stamm neben Stamm; man ist mitten dazwischen, die Äste, das Laubdach sind über einem, man sieht sie nicht, nur die Schatten — und Stamm neben Stamm, gerade, senkrecht, einer wie der andere; ein Bann drückt die Brust, man fühlt sich eingeschlossen, verirrt in diesem Labyrinth, von einem Zauber eingeschläfert.

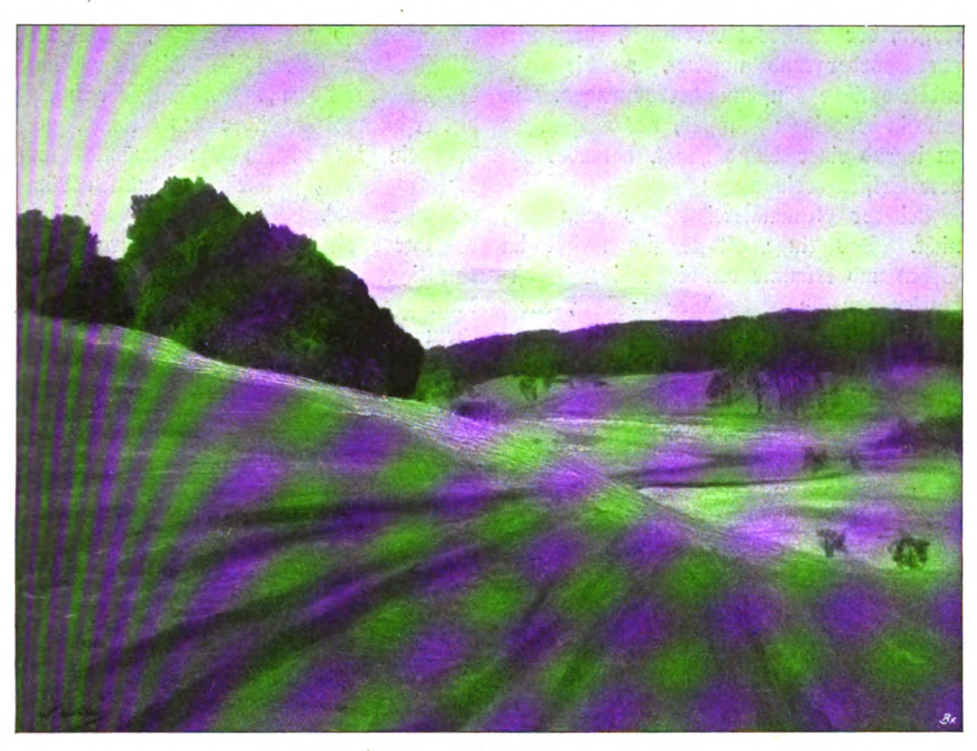
Ein anderes Bild: flaches, waldiges Hügelland dehnt sich, der Blick kann schweifen, er streift noch gerade über die jenseitigen Höhen, daß sich ihre dunklen Umrisse zusammenschieben und als eine einzige ebene Linie sich gegen den klaren Abendhimmel abheben, an dem nur ein schmaler Dunstschwaden lang sich hinzieht, und unten streckt zwischen sanften Ufern sich ein blankes Wasser, worin die schlichten Züge sich noch einmal spiegeln. Unendliche Ruhe, heiliger Frieden — mähliches Verklingen eines letzten Tones — sachtes Ausschwingen eines letzten Gedankens — weiches, wunschloses Hinüberträumen! — Wodurch wird diese wundersame Illusion abendlichen Erdenfriedens erzeugt? Da taucht keine goldene Mondscheibe hinterm Walde empor, aus keiner einsamen Hütte steigt von drunten ein blauer Rauch auf, es kommt keine Herde des Weges, und kein müdes Landvolk zieht mit seinen Geräten vom Feld heimwärts oder steht in Andacht zusammen beim Läuten des Ave



Walter Leistikow: Schloß Friedrichsruh.

Maria. Was dies Bild macht, ist einzig das wunderbar Beschwichtigende dieser wagerechten Linien. Und so bewirkten bei jenem anderen Bilde zunächst nicht die realistische Genauigkeit, womit Moos und Borke gemalt waren, auch nicht die farbige Dämmerung den zauberhaften Eindruck des verschlafenen Waldes, sondern vornehmlich die wie die Stäbe eines Gitters die Bildfläche einteilenden senkrecht geraden Linien der Baumstämme, suggestive Macht der Linie. Daraufhin soll man sich seine Bilder erst einmal anschauen. Mehr oder weniger zeigt jedes eine besondere Caprice, am ausgesprochensten aber in der Nationalgalerie der „Frühlingstag", auf dem die Hauptsache der unbeschreibliche Reiz ist, den es gewährt, durch eine Baumallee hindurch in das offene Land dahinter zu blicken.

Hat man sich denn auch schon mal davon überzeugt, wie wenig Böcklins Bilder nach



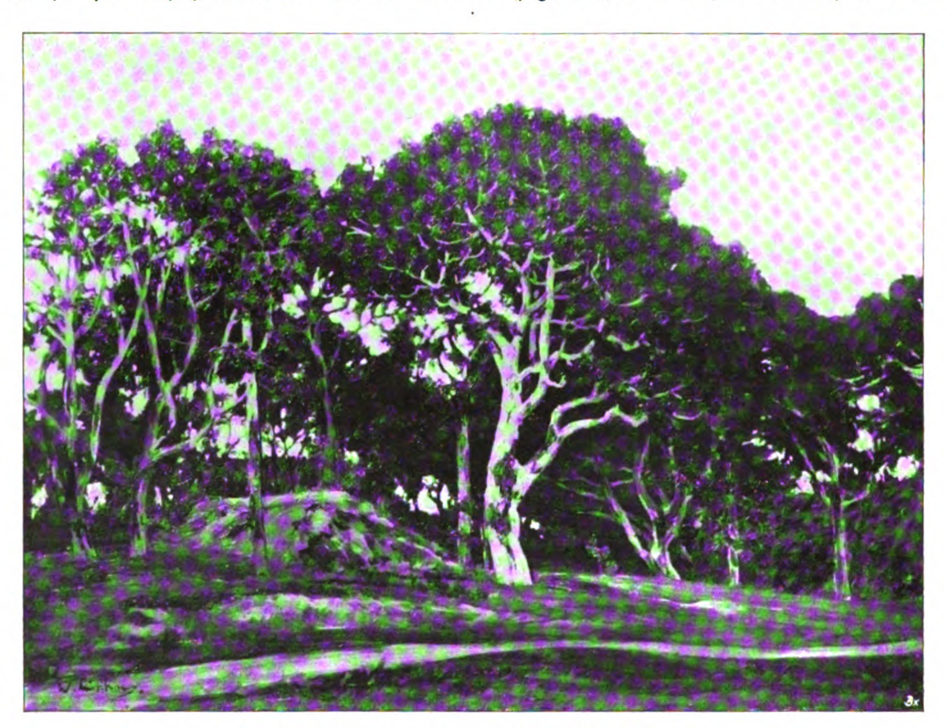
Walter Leistikow: Märkisches Land. (1900.)

nur daher die lähmende Beängstigung, dies Gefühl des Gefangenseins.

Bei den schönsten „Waldinterieurs", die man schon gemalt gesehen hatte, bei Rousseau oder Diaz, fühlte man sich niemals mitten hinein versetzt, hatte man ständig nur das Bewußtsein, am Rande oder auf einer Lichtung Platz genommen zu haben; der einzelne prächtige Baum war in aller Gemütlichkeit und in gehörigem Abstand mit seinen Blättern und Zweigen betrachtet. Ja, Böcklin, dem sich das Geheimste in der Natur erschloß, der das Wasser nasser und die Luft luftiger zu malen verstand als alle so scharfsichtigen Naturalisten miteinander, der kannte auch die Öl und Firnis riechen? Er hatte sein besonderes Malverfahren, eine Art Temperatechnik. Aber das kommt für den harmlosen Genießer nicht in Betracht. Der Meister wollte lediglich auf einfache Weise den Äther, die absolute Klarheit wiedergeben. Jeder unbeflissene Naturbetrachter empfindet die Luft als strahlend und alles Körperliche im Gegensatz dazu als schwer und dunkel, und er trägt davon die Vorstellung mit sich herum, der ein Gemälde nun entsprechen soll. Als die Maler mit so verdächtiger Plötzlichkeit die Entdeckung gemacht hatten, daß alles draußen hell und grau sei, wollten diese Pleinairbilder auf keines naiven Menschen

Gemüt überzeugend wirken; höchstens, nachdem man die ungeschickten Leute angewiesen hatte, doch gefälligst nur mal das eine Auge zuzuhalten und mit dem anderen durch ein Loch in der geschlossenen Hand zu gucken, waren sie frappiert, wie „kolossal natürlich“ alles sei. Und im Schlachtenpanorama, wo die neue Offenbarungskunst triumphierte, hatten sie es gar nicht erst nötig, sich und den Malern durch die Finger zu gucken, denn da waren große Vorrichtungen getroffen, der Standort verdunkelt, ein plastischer Vordergrund angelegt, um die vollendete optische Täuschung hervorzurufen. Ein Bild in beliebigem Maßstab, das eingerahmt an irgend einer Wand hängt, hat aber andere Existenzbedingungen

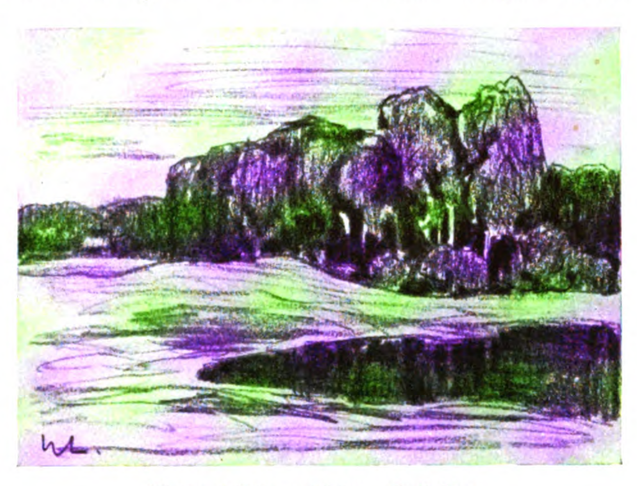
Bei der Graumalerei blieb's denn auch nicht. Das Auge bildete sich weiter im Sehen und erkannte den vielfarbigen Dunstschleier, der alle Gegenstände einhüllte, durch den sie hindurchschimmerten. Mit eminentem Feingefühl sind die wechselreichen Schönheiten der atmosphärischen Vorgänge belauscht worden, eben von Monet und den anderen, aber schließlich — es bleibt ein peinlicher Rest: der nervöse Pinsel bohrt in der schlickigen Ölfarbe. Wohl haben andere Maler denn auch wiederum resigniert und sich gesagt: wir können nicht mit Licht, nur mit Farbe malen. Diese Erwägung brachte denn Whistler und die Schotten und den bei Kennern als großen Qualitätsmaler geltenden Wilhelm Trübner auf die eigentümlich kultivierte Art. Aber haben bei diesen, die es, ebenfalls einseitig, auf „Tonigkeit“ absahen, die Farben nicht bei aller ihrer Köstlichkeit so viel Getrübtes, Schweres, Stoffiges an sich? Nicht mit dem Glanz des Tages, mit dem frischen Hauch der Außenluft erfüllen diese Bilder das Gemach, sondern ein Parfum, ein sehr gewähltes und decentes freilich, strömen diese matten Dämmerungen aus. Da fand denn Leistikow, daß nur durch starke, ruhige Kontrastierung von Licht und Materie der große klare Ausdruck der Natur, ihr leuchtendes Auge wiederzugeben sei. Das hat nur noch einer als seine Wahrheit bekannt: Lesser Ury, der in tiefgefärbten Pastellen mit blitzgenialer Ausdrücklichkeit den blendenden Himmelsglanz hinzaubert. Jedoch was mit dem wie Schmet-



Walter Leistikow: Unter schwedischen Eichen. (1901.)

terlingsstaub so weichen Pastell wohl möglich ist, läßt sich noch nicht sogleich auch mit der Ölfarbe zuwege bringen, die selbst zu viel Körper hat; und darum füllt Leistikow seine bestimmt gezeichneten Umrisse mit einfach gemischten Tönen aus, daß Berg und Baum in klarer Massigkeit in die reine Helle der Luft ragen. Damit gelang's ihm, die strahlende Ruhe im Antlitz der Natur auszudrücken.

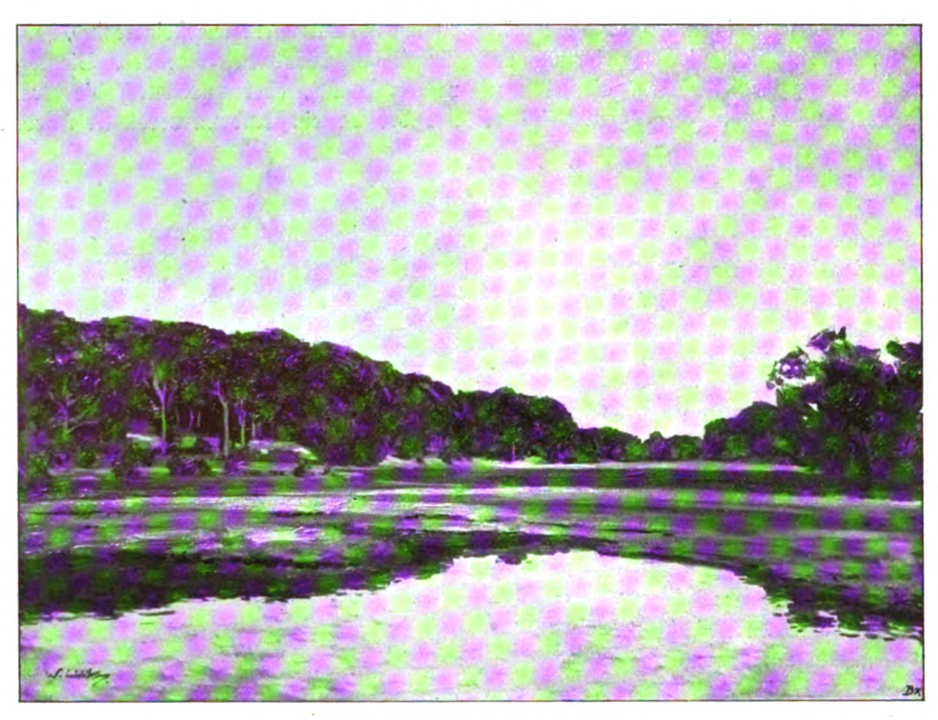
Wer will sagen, daß die persönliche Art Leistikows die Natur vergewaltige? Ist es nicht größere Vermessenheit, die Sonne vom Himmel herunterholen zu wollen? Hier aber hält er sich ganz im irdischen Bereich, in den Grenzen der technischen Möglichkeiten, und teilt sich vornehmlich mit durch die Formensprache, die er in neuer Weise anzuwenden weiß, und um völlig neue Ausdrücke, völlig neue Sinnbegriffe vermehrt. Sein stark ausgeprägtes Naturgefühl bewahrt ihn jedoch vor der naheliegenden Gefahr, einem abstrakten Formalismus zu verfallen. Man kann von diesem Maler nicht einmal sagen, daß er komponiere. Fast alle seine Bilder entstanden im Freien, wurden da draußen fix und fertig gemalt; zu Hause ward dann nur der Rahmen probiert. Was ihn am meisten anspricht, was er am wahrsten glaubt wiedergeben zu können, das sucht er unmittelbar in der Natur selbst; und er weiß seine Plätze. Dort geht er hin und macht seinen Ausschnitt. Er liebt das Stille, doch nicht eigentlich das Sanfte, Liebliche, nicht mal das Freundliche, sondern den feierlichen Ernst, den heiligen Frieden, das große Schweigen. Und wenn ihn so, am einsamen Ort, die Natur aus ihrem Riesenauge anstiert und das Herz zu lautem Pochen bringt, dann hat die Beobachtung nicht zärtliche Muße für die kleinen Dinge, in großen Zügen nur vermag die erregte Hand den Pinsel zu führen. Man kann Stil haben, ohne Stilisierer zu sein. Aber sogar die Sachen, die vom Künstler selbst als dekorative Gemälde bezeichnet werden, wo die pathetisch geschwungenen Linien mit bewußter Absicht ins Ornamentale gesteigert sind, haben für niemand etwas Befremdendes. Sie überraschen freilich, aber nur durch die Kraft, mit der da ein Eindruck verdichtet worden



Walter Leistikow: Birken. Kreideskizze.

ist. Er geht auf große Charakteristik, und das unterscheidet seine Darstellungen von allen den entweder bis zur Kleinlichkeit genauen oder bis zur Undeutlichkeit verschwommenen Landschaften. In ihrer großzügigen Vereinfachung sind es dennoch keine schönen Allgemeinheiten. In ihnen ist mit bildnismäßiger Treue der Charakter einer Örtlichkeit getroffen, daß sie selbst in der Verkleinerung schwarz-weißer Reproduktionen sich wiedererkennen lassen. Man ist glücklich, sagen zu können: „Ah, das sind die Kastanien bei Paulsborn, und das dort ist die Stelle vom Schlachtensee, wo links der Weg nach Beelitzhof abgeht!" Die Leute in Schweden finden, daß Leistikow das schwedische Land schwedischer malt als die eingeborenen Maler. Aber man erfreut sich der Schilderung auch ohne Heimatgefühle und persönliche Erinnerungen. Es sind ja nicht, wie ach die vielen Landschaftereien, Ansichten von der Reise oder topographische Aufnahmen, sondern — was braucht es eigentlich gesagt zu werden — Gedichte von der Weihe der reinen Natur.

Nur wer einen langen Weg hinter sich hatte, wer das immense Gebiet der heutigen Kunsterfahrungen ganz durchschritten hatte, konnte zu solchen Anschauungen gelangen und zu solchen Mitteln, sie auszudrücken. Walter Leistikow kam im Jahre 1883 als



Walter Leistikow: Teich. (1901.)

noch nicht Achtzehnjähriger von Bromberg, seiner Vaterstadt, nach Berlin, um sich hier in die Akademie — oder wie sie sich offiziell nennt: Königliche akademische Hochschule für die bildenden Künste — aufnehmen zu lassen. Aber man nahm ihn nicht. Für Künstlerbiographien ist es immer ein reizvolles Detail, wenn gesagt werden kann: „Also niemand erkannte damals das große Talent, welches in dem stillbescheidenen Jüngling schlummerte." Im Grunde hat das gar nichts zu bedeuten. Denn selbst die Berliner Akademie ist immerhin keine Vorschule, und wenn einer so direkt vom Gymnasium aus hinein will, dann wird ihm stets dieselbe Enttäuschung bereitet werden. Der den Ansprüchen nicht genügende junge Leistikow ging also in ein privates Atelier, zu Hermann Eschke, um sich dort vorzubereiten. Diese Thatsache erst hat etwas Charakteristisches. Denn daß er sich gleich zu einem Landschafter in die Lehre begab, zeigt deutlich, wie er von vornherein wußte, wofür er taugte. Andere gelangen erst, nachdem sie mit dem Zeichnen nach Händen und Köpfen die traurigsten Erfahrungen gemacht haben, zu dem Entschluß, es mit dem Landschaftern zu versuchen, „wo es ja nicht so sehr genau drauf ankommt". Überhaupt ist es eine sehr glückliche Seite von Leistikows Begabung, immerwährend das richtige Gefühl zu haben für das, was er kann und nicht kann.

Bei Eschke blieb er nicht länger als ein Jahr, dann meldete er sich beim Professor Hans Gude, der damals gerade als Vorsteher des akademischen Meisterateliers für Landschaftsmalerei aus Karlsruhe berufen worden war. Diesmal wurde er nicht abgewiesen. Von allen den Norwegern, die sich in Düsseldorf zusammengefunden hatten, war Gude unbedingt der feinste, derjenige aus dem Umgang der Schirmer und Achenbach, der für stille Schlichtheit, für die Anspruchslosigkeit der niederdeutschen Tiefebene und der nordischen Küsten den meisten Sinn hatte; und um ein guter Lehrer zu sein, war er ein zuverlässiger Beobachter. Hier konnte ein Schüler schon sich aneignen, was er zur Wissenschaft und zum Leben brauchte.

Bis 1889, ganze fünf Jahre also, hat Leistikow denn auch treu zu diesem seinem einzigen Meister gehalten, und es waren „fertige" Bilder, die er damals auf die Aus-

stellung schickte. Gerade zu dieser Zeit schallte von Paris via München das Dogma herüber, daß der Sonnenschein nicht golden u. s. w. sei, sondern weiß. Wer irgend auf der Höhe sein wollte, mußte sich dem unterwerfen. Aber wenn nun auch auf Leistikows Bildern Häuser und Bäume gegen das weißliche, alle Farben verschlingende Licht als blaßgraue Silhouetten sich abhoben, so blieben es immer noch dieselben alten, lieben „Motive", wie sie Douzette, Eschke und Flickel in Prerow oder sonst einem „malerischen" Fischernest an der pommerschen Küste zu sammeln liebten. Damals regte sich auf seinen Landschaften auch noch allerhand idyllisches Leben: Fischer machten sich an ihren auf den Strand gezogenen Booten zu schaffen, Frauen breiteten Wäsche auf der Wiese aus, Kindervolk trieb sich mit Hühnern und Enten herum.

Damals schrieb der dann so bald verstorbene Robert Warthmüller aus Paris, wo



Walter Leistikow: Villa im Grunewald. (1901.)

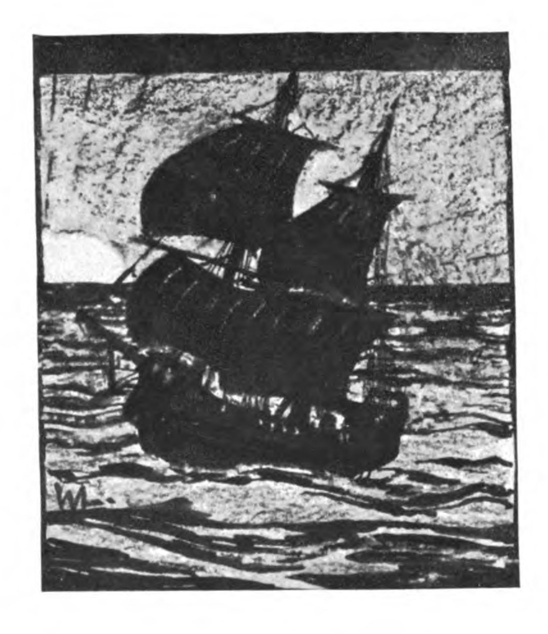
er auf der Académie Julien sich noch einmal unter die Anfänger gemischt hatte, dem Freunde Malerbriefe voller Begeisterung: „Alles Graumalen ist Blödsinn, längst überwundener Standpunkt. Komm bloß her und sieh, was die Kerls hier machen." In Berlin, das vor zehn Jahren noch kein Kunstmarkt war, hatten sich von den letzten großen Evolutionen nicht die leisesten Erschütterungen spüren lassen. So mußte Leistikow sich schon selbst auf den Weg machen.

Auch ich wollte mich zur selben Zeit durch den Augenschein von der Wahrheit der Wundergerüchte überzeugen und preise den Zufall, der es fügte, daß wir die notwendige Reise gemeinsam machten. Es war im Mai 1893 am Himmelfahrtstage, als wir miteinander im Kölner D-Zug saßen, froher Sehnsucht voll. Was gab's nicht unterwegs schon zu schauen, während wir so durch die Landschaften sausten! Was erlebt man nicht, wenn man einen Maler bei sich hat! „Mensch, sehen Sie bloß dort hinten das dolle Violett! Toll — doll!" Jeden Augenblick was anderes Dolles, und jedesmal ein begeisterter Knuff. Noch nach Tagen waren bei mir die farbigen Eindrücke nicht verschwunden — an meinen Armen.

Und dann in Paris! Auch hier blieben wir beisammen, machten wir unsere Exkursio-

nen gemeinschaftlich. Aber nicht nur die Orte, wo die Bilder wie im Speicher hängen, der Louvre, das Luxembourg, der alte Salon im Industriepalast, der neue auf dem Marsfelde, wurden abgesucht, sondern auch die Stätten, wo die Kunst Bestimmung und Anwendung gefunden hatte, das Pantheon, das Rathaus, die Sorbonne, die Mairiegebäude. Der Reingewinn war: Besnard und Puvis de Chavanne. Für Ludwig von Hofmann sind, wie er selbst sagt, die Wandgemälde Besnards in der École de Pharmacie mit ihrer hellklingenden Farbigkeit von bestimmendem Einfluß gewesen; für Leistikow wurden es zugleich auch die Wandgemälde Puvis de Chavannes im Hotel de Ville mit ihrer feierlich großen Räumigkeit. Das ließ sich an den Bildern konstatieren, die er das Jahr darauf bei uns zur Ausstellung brachte. Zunächst zeigte sich am deutlichsten der Wechsel im Farbenbekenntnis, und das ist ein erklärliches Moment. Denn während sich in den Farben vor allem die Genußfreude, das Temperament eines Künstlers ausgiebt, liegt in der Linie und im Raumgefühl so viel mehr der Ausdruck seiner Gesinnung, seines Charakters, seines Lebensernstes. Darum konnte sich die zweite Wandlung nur mählicher vollziehen. In den Ausstellungen, die die exklusive Vereinigung der „XI“ zu jener Zeit mit jedem Frühjahr veranstaltete, ließ sich Leistikows stetiger Entwickelungsgang verfolgen. Hatte er also anfänglich nur Augen für das, was das Sinnlichere war, für farbiges Dämmern und Flimmern, so zeigte sich immerhin gleichzeitig das Verlangen, mehr vom Eigenen, von großer Sehnsucht in die Natur hineinzuthun, den Erscheinungen dichterische Bedeutung beizulegen; er symbolisierte, nicht nur mit den Farben, auch mit Begriffen. Das mochte die Nähe Hofmanns mitbewirken. Nun malte er nicht Enten mehr und Gänse an Tümpeln auf grüner Wiese: es zogen Schwäne in langem Flug über nachtdunkle Seen, Kraniche über das morgensonnige Meer.

Jetzt braucht es der Gleichnisse nicht mehr. Die einsame Landschaft sagt ihm genug, und seine Kunst ist beredt geworden, es mitzuteilen, daß alles, was ihn in ihrem Anschauen befing oder befreite, auch uns andere erdrückt oder aufrichtet.





Schloß Zdißlawitz. Gesamtansicht.

Marie von Ebner-Eschenbachs Heimat

Von

Theo Schücking

(Nachdruck ist untersagt.)

Ein weites Hügelland, das fruchtbare, von üppigem Saatenreichtum schwellende Felder decken, aus deren Wellen sich nur hie und da, gleich Inseln, dunkle Wälder herausheben — das ist die mährische „Hanna", die Heimat Marie von Ebner-Eschenbachs. Auf Zdißlawitz, dem jetzigen Stammsitze der Grafen Dubsky, kam sie als die zweite Tochter des Grafen Franz Dubsky am 13. September 1830 zur Welt. Gastlich schimmern die weißen Mauern des Schlosses, das auf einer Anhöhe liegt, zwischen den Parkwipfeln hervor, die es umkränzen, und von seinen Fenstern blickt man über die gesegneten Fluren hinweg bis zu ihrer Begrenzung durch niedrige Gebirgszüge, die Ausläufer der Karpaten.

Unter dem langgestreckten Dache von Schloß Zdißlawitz hat sich Marie Ebners Kindheit und Jugend und der größere Teil ihres Lebens abgespielt. In ihrem biographischen Fragment „Aus meinen Kinder- und Lehrjahren" hat sie eine so überaus liebenswürdige Schilderung jener vergangenen Tage entworfen, daß wir diese selbst wenigstens in einem kleinen Bruchstücke wiedergeben.

„In jener Zeit brachten wir den größten Teil des Jahres in Zdißlawitz, dem Gute meines Vaters, zu, kamen erst im Spätherbst nach Wien und zogen im Vorfrühling aufs Land. Die Tage der Abfahrt, der Reise, der Ankunft waren befugte freie Tage für die Kinder. Wir wußten uns aber auch einige unbefugte zu erschwindeln. Sobald der erste für unsere Effekten bestimmte Koffer sich blicken ließ, waren auch schon unsere Bücher und Theken hineingeschmuggelt — unmöglich noch eine Lektion zu nehmen, alle Lehrgegenstände fehlten. Wir summten müßig im Hause umher, in der Küche, in den Vorzimmern, krochen in die noch leer stehenden Kisten, verbargen uns im Stroh, genierten alle Welt und wurden fortgeschafft, wo wir uns zeigten; das alles war uns unbeschreiblich angenehm, am angenehmsten aber die Reise selbst.

„Heute legt man die Strecke (Wien-Zdißlawitz) in sechs Stunden zurück, damals

brauchten wir anderthalb, wenn das Wetter schlecht war, auch wohl zwei Tage; ein Nachtlager gab es immer, und je länger wir unterwegs blieben, desto lieber war es uns. Die Postillone bekamen ein Extratrinkgeld „fürs Blasen", und gar herrlich schien es uns, unter schmetternden Fanfaren über die Landstraße und durch die Ortschaften zu rollen.

„Die Ankunft in der Stadt war immerhin erfreulich wegen des alten Spielzeugs, das wir dort zurückgelassen hatten und wiederfanden. Nach der langen Trennung kam es uns vor wie neugeschenkt und trotz mancher Schadhaftigkeit schöner denn je. Aber was bedeutete dieses Wiedersehen mit alten Bekannten aus Holz oder Blech im Vergleiche mit den lebendigen Freunden, die uns bei einer Ankunft in Zdißlawitz erwarteten. War das ein Drängen im Schloßhof, wenn unsere drei Reisewagen vorfuhren; war das ein Willkommrufen und ein Händeschütteln und ein Versichern, man hätte die Stunde, die uns wiederbringen sollte, kaum erwarten können!

„Unter dem Thor, auf ihren Stock gestützt, stand eine alte Frau, ‚Urgroßmutter' wurde sie im Hause genannt; man rechnete ihr nach, sie sei weit über neunzig. Unter unseren Großeltern schon hatte sie ihr halbhundertjähriges Dienstjubiläum gefeiert und lebte jetzt als Pensionärin im Schlosse. Ihr kleines, feines Gesicht war schneeweiß, weiß die zierlich gefältelte Haube, die es umrahmte, weiß das über die Brust gekreuzte Tuch. Sie sprach fast nie; die weichen Schuhe, in denen sie einherhumpelte, machten ihren Gang unhörbar. Wir empfanden gewöhnlich einige Scheu vor ihr, doch kam diese im Freudenrausch der Heimkehr nicht zur Sprache. Die alte Frau erwiderte unsere Grüße scheinbar unbewegt, aber wir vernahmen das laute Klopfen ihres Herzens, wenn sie sich niederbeugte, um uns auf die Stirn zu küssen. Nicht minder herzlichen Willkomm als die Menschen daheim bot die heimische Natur: die Felder, die Wiesen, die blütenüberschneiten Bäume am Wegesrand und im Garten jeder Strauch und jeder Halm. Kein schöneres Wiedersehen aber als das der doppelreihigen, breitästigen Lindenallee, unseres liebsten Spielplatzes an heißen Sommertagen — o, wie herzlich wünschte ich oft ein Riese zu sein mit ungeheuren Armen, um all diese Wipfel umfassen und ans Herz drücken zu können —"



Schloß Zdißlawitz. Vorderseite.

Auch nachdem sich die Achtzehnjährige mit ihrem Vetter, dem hochbegabten Ingenieur-Offizier Moritz Freiherrn von Ebner-Eschenbach vermählt hatte, verbrachte sie die Sommerzeit stets in Zdißlawitz, gemeinsam mit ihrem Gatten, wenn ihn sein Beruf nicht in die Ferne führte. Da er derselben Familie angehörte wie sie, legte ihr ihre Heirat kein schmerzliches Losreißen von dem Boden des Eltern-

hauses auf. Die Wurzeln, die schon das Kinderherz so tief in die Heimaterde versenkt hatte, wurden nicht gelockert durch den Eintritt in ein neues Dasein, sie konnten sich mehr und mehr festigen und stärken. Und ebenso sind die Fäden des Gemütes, welche, solange sie zu denken vermag, Marie Ebner untrennbar mit denen verknüpft haben, die ihres Blutes sind, in langer Jahre wechselvoller Reihe nur immer unzerreißbarer geworden.



Marie von Ebner-Eschenbachs Büste im Garten von Zdißlawitz.

Nach dem Tode ihres Vaters übernahm ihr ältester Bruder, Graf Adolf Dubsky, die Herrschaft Zdißlawitz. „Der beste aller Brüder", so nennt sie ihn einmal. Und in der That darf Graf Dubsky als die Verkörperung aller Eigenschaften gelten, die diese Charakterisierung in sich schließt: zartes Erraten von unausgesprochenen Wünschen, liebevolles Bereiten fürsorglich ausgedachter kleiner Daseinsbehaglichkeiten, wachsame Ritterlichkeit, die alles von der Schwester abzuwehren sucht, was sich einer hochstehenden Frau von zudringlichem Alltagsgetriebe zu Mühsal und Belästigung an die Sohlen heften möchte, und als Untergrund so mannigfach sich in Worten und Thaten äußernder Treue eine lebenslange, tiefe, verehrende Liebe.

Im Jahre 1860 wurde Marie Ebners Gatte von Klosterbruck an der Thaya, wo er ein Jahrzehnt hindurch als Lehrer an der Ingenieur-Akademie gewirkt hatte, nach Wien versetzt, und von nun an verlebte sie die Wintermonate ebenfalls in der Nähe der Ihrigen. Das Ehepaar bezog eine Wohnung im dritten Stocke des Dubskyschen Familienhauses in der Rotenturmstraße, in dessen zweitem Stocke die Stadtwohnung Graf Adolf Dubskys lag. Als ihn das Schicksal traf, seine erste Gattin durch den Tod zu verlieren, war Marie Ebner seinen Kindern die sorglichste Mutter, eine Liebe, die ihr nun in beglückender Weise erwidert wird. Ist ja stets echte Liebe eins: was sie giebt, wird ihr zur Umgebung, was sie denkt, macht sie selbst zu liebender Gedanken Mittelpunkt. Aus den Kindern sind seitdem ganze, der Segnungen ihrer Erziehung innerlichst bewußte Menschen geworden. Und nicht nur ihnen, allen Kindern ihrer Geschwister hat Marie Ebner jene Liebeswärme entgegengebracht, aus der heraus sie an ihrem sechzigsten Geburtstage das schöne Wort sprach: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder."

Vor einer Reihe von Jahren vergrößerte Graf Adolf Dubsky Schloß Zdißlawitz durch einen neu angebauten Seitenflügel, und seitdem hat Marie Ebner darin stets dieselben Räume im ersten Stocke bewohnt. In „Schattenleben" hat sie uns in meisterhaft auf den Vorwurf gestimmten weichen Zügen, über denen es wie Dämmerungsschleier liegt, eine abendliche Wanderung auf dem Gange, an den sie stoßen und dessen Fenster auf den inneren Hof und auf die Lindenallee gehen, geschildert.

Noch früher als in Wien und Rom beginnt Marie Ebner ihren Tag in Zdißlawitz. Die ersten Stunden gehören der Arbeit, selten findet das Morgenlicht sie nicht schon an ihrem Schreibtische — an dem sie doch nur körperlich weilt in diesen Stunden intensiver Schaffensthätigkeit. „Ich bin dann gar nicht hier," sagte sie einmal, als sie von ihren Frühstunden sprach. Ihre Seele geht jenen verschlungenen, nur von dem Lichte dichterischer Intuition erhellten Wegen nach, die zu den Geheimnissen der Menschenbrust führen. Und sie erschaut die versteckten Hemmungen wie die verborgen wirkenden Triebfedern menschlichen Thuns, sie horcht auf das Schlagen eines geängstigten Herzens, das Pulsieren einer verlangenden Leiden-

schaft, und furchtlos blickt sie hinab in die dunklen Tiefen des schuldigen Gedankens, in die Abgründe schuldigen Thuns. Aus den lebenatmenden Bildern aber, die sie in die-



„Frühstücksplätzchen“ im Garten von Zdißlawitz.

sen Stunden entwirft, lösen sich jene Gestalten los, die uns fortan gleich teuren Weggenossen auf unseren Pfaden begleiten und an unserem Herde vertraute Gäste werden.

Auch den, der das Glück hat, Marie von Ebner-Eschenbach seit vielen Jahren zu kennen, wandelt stets von neuem das Staunen an über die Kunst ihrer Zeiteinteilung, mit deren Hilfe sie den vielfältigsten Ansprüchen an ihr Gemüt und an ihre Zeit gerecht zu werden vermag. Weises Raten und mildes Führen, liebevolles Thun und großherziges Handeln drängen sich in ihren Tag zusammen.

So ist denn auch keine Familie in Dorf Zdißlawitz und in seinem Umkreise, an deren Erlebnissen fröhlicher oder trauriger Art sie nicht wärmsten Anteil nähme, einen Anteil, auf dessen Bethätigung man dann freilich so sicher zu bauen gewohnt ist wie auf die Folgen von Regen und Sonnenschein. Ein Wunsch, den sie lange in den Tiefen ihres Herzens gehegt und für dessen Verwirklichung sie Jahre hindurch die Erträgnisse ihrer Arbeiten zurückgelegt, hat sich seitdem erfüllt. Im Dorfe steht jetzt ein geräumiges Armenhaus, das Graf Adolf Dubsky errichten ließ und das im Herbst 1900 seine ersten Bewohner aufnahm. Es wird ein Ziel mehr abgeben für Marie Ebners Spaziergänge, die beinahe immer einem guten Zwecke gelten, dem Besuche alter Freunde, einstiger Bediensteten auf dem Gute. In einem Briefe plaudert sie darüber, welche Freude es ihr ist, „irgend ein getreues altes Möbel“ zu begrüßen, „mit dem ich von längst vergangenen Zeiten, längst dahingeschiedenen Menschen sprechen kann. Und da freut mich's halt, wenn jeder, der mir begegnet, mich freundlich ansieht und mir die Hand reicht und sagt: Das ist gescheit, daß Sie wieder zu uns kommen.“

Wie manches Mal ist sie den Weg gewandelt, der vom Dorfe zum Schlosse führt, wie manche Vorstellung, manche Sehnsucht ihres Lebens ist ihr hier zur Seite geschritten. Und von wie vielen Träumen vergangener Tage bringt ihr das Rauschen der alten Linden im Garten, unter denen ihrer Kindheit Spielplatz war, die Erinnerung zurück. Viele unter diesen Träumen, die sich in edelster nicht nur, auch in glänzendster Gestalt erfüllt haben; aber welches Dichterleben gliche nicht dem Flusse, dessen Tiefen, so reiches Gold auch daraus ans Licht gefördert wurde, noch manche edle Körner bergen, auf die nie ein Sonnenstrahl gefallen.

Nur an einen Umstand sei erinnert. Nachdem Marie Ebners Drama „Maria Stuart in Schottland“ von Eduard Devrient in Karlsruhe mit gutem Erfolg aufgeführt worden war und sich dort jahrelang auf dem Spielplan gehalten hatte — Eduard Devrient brachte dies Stück später sogar, wie wir jetzt wissen, für den Schillerpreis in Vorschlag* —, entsagte sie für immer der Bühne angesichts der unbenennbaren Behandlung, die die Wiener Presse ihrer von Laube mit Freude begrüßten und angenommenen Gesellschaftskomödie „Das Waldfräulein“ hatte zu teil werden lassen. Wohl hatte es ihr seit ihrer frühen Jugend als höchstes Ziel vorgeschwebt, eine große dramatische Dichterin zu werden; solcher Art der Gegner-

* Vergl. den „Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Eduard Devrient“ in unseren Monatsheften, Dezember 1901, S. 355.

schaft indessen, wie sie sie damals kennen lernen sollte, fühlte sie sich nicht gewachsen.

Aber es sind nicht nur Erinnerungen an weit vergangene Tage, die sie in der alten Heimat umgeben, Zeugen auch von jüngst erlebten großen Eindrücken ihrer Seele empfangen sie hier, wenn sie nach einer längeren oder kürzeren Abwesenheit zurückkehrt. Das Parterre vor dem Schlosse ist mit römischen Erwerbungen geschmückt. Die drei vorletzten Winter hat Marie Ebner in Rom verbracht, und Graf Adolf Dubsky, der sie jedesmal über die Alpen geleitete, hat in Rom die mächtigen Steinlöwen, die Hüter jetzt der Schwelle des Schlosses, und die schöne, in Marmor ausgeführte Nachbildung der Flora des Vatikans angekauft und hierher gebracht.

Noch ein Standbild ließ Graf Dubsky vor kurzen im Garten aufstellen, Marie Ebners Marmorbüste von dem Wiener Bildhauer Robert Weigl, die sich nun leuchtend von dem Hintergrunde dunklen Nadelholzes abhebt. Das bescheidene und doch so vornehme kleine Denkmal zeigt den Kopf der Dichterin in meisterlicher Wiedergabe. Es ruht auf einem anderthalb Meter hohen Sockel aus Laaser Marmor, dessen Vorderseite ein Bronzerelief mit der Darstellung einer Scene aus dem „Gemeindekind" trägt. Pavel, der Held dieser ergreifenden Erzählung, ruht unter einem hohen Baume, während sein Blick an dem im letzten Strahl der Abendsonne erglänzenden Kloster drunten im Thale hängt, in dem seine Schwester soeben den Schleier genommen hat.

In der Nähe dieser Stätte, der Bruderliebe so unvergänglichen Schmuck verlieh, erhebt sich in einem Rundell unter alten, schönen Fichten ein reizvoll fremdartiger Bau, die architektonische Wiederholung des Achmed-Brunnens. Baron Moritz Ebner war es, der ihn einstmals errichten ließ als Wetterwarte, in der er dann viele Jahre hindurch meteorologische Beobachtungen und allerlei Messungen vornahm, bei denen Marie Ebner ihrem Gatten oft geholfen hat. Seit seinem Übertritte in den Ruhestand — Baron Ebner war im Jahre 1875 um seinen Abschied eingekommen — gab er sich nur um so eifriger seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten hin, und bis zu seinem letzten Tage blieb er allen seinen geistigen und künstlerischen Interessen treu, trotz körperlicher Leiden und der Verdunkelung, die das Schwinden des Augenlichtes über seinen Lebensabend brachte. Im Jahre 1898 trennte der Tod eine Ehe, deren fünfzigjährige Dauer nach Verlauf von nur wenigen Monaten hätte gefeiert werden sollen. Als sie dieser Schicksalsschlag traf, war Marie Ebner noch tief gebeugt durch den Tod ihrer edlen Schwester, Friederike Gräfin Kinsky, die sie vor kaum einem Jahre verloren hatte. Ihre Gesundheit, die unter diesem Schmerze und unter der steten Sorge um ihren Gatten gelitten hatte, gab jetzt nach seinem Hingange ernstlichen Anlaß zur Beunruhigung.

Eine gute Fügung wollte es, daß ihre so innig geliebte, seit Jahrzehnten ihrem Herzen nicht nur, auch ihrem Geiste am nächsten stehende Freundin, Frau Ida von Fleischl-Marxow, den folgenden Winter in Rom verbringen sollte. Marie Ebner begleitete sie dorthin; es war das erste Mal in ihrem



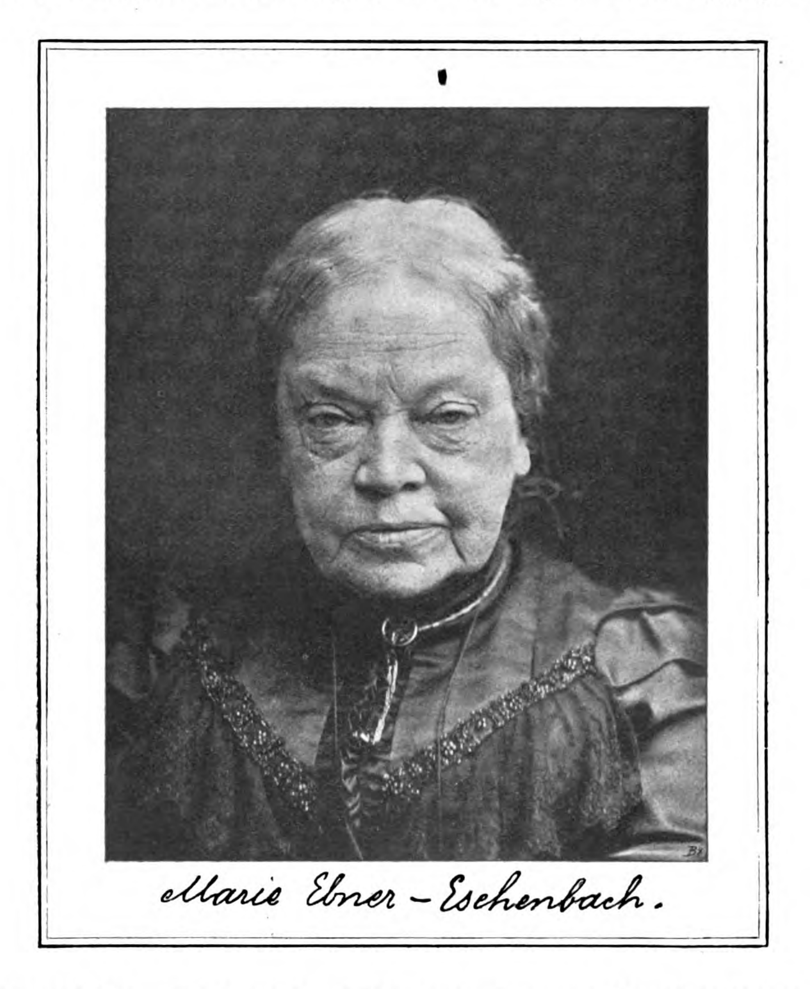
„Wetterhäuschen" im Parke von Zdißlawitz.

Leben, daß sie römischen Boden betrat. Rom wirkte auf sie wie eine Offenbarung, neue Weiten der Erkenntnis eröffneten sich vor ihr. Sie sagte einmal von diesem ersten römischen Winter, daß er der weihevollste

ihres Lebens gewesen sei. „Keiner von euch kann ermessen, was es heißt, im neunundsechzigsten Jahr zum erstenmal seinen Fuß auf die Stätte zu setzen, die einst die Achse der Welt war.“ Und nur wenige Zeilen weiter lesen wir in einem Briefe, den sie kurz vor ihrem Abschiede von Rom im Frühling 1899 schrieb: „Früchte werden diese goldenen Tage mir nicht tragen. Ich habe nicht mehr die Zeit und die Kraft, zu verwerten, was ich hier erwarb.“

Diese Worte sollten sich nicht erfüllen. Als sie sie niederschrieb, vergaß sie, daß es nicht bei ihr stand, über ihr Schaffen zu entschließen, daß wieder einmal ihre eigenen Worte an ihr wahr werden sollten:

Ich diene ja, seht ihr, bin willenlos
In meines Dämons Macht — Wie nenn ich ihn?
Heißt er vielleicht — daß Gott erbarm — Talent?



Marie Ebner-Eschenbach.

Bei einem Spaziergange in der Villa Mattei war sie staunend stehen geblieben vor einer fremdartigen, in ihrer Üppigkeit an die Tropen gemahnenden Blütenrispe auf schlankem, hoch über Menschenhöhe emporragendem Schafte. Man sagte ihr, daß dies eine Agave sei, eine Pflanze, die oft länger denn ein Jahrzehnt hindurch nur ihre bizarr geformten, mattgefärbten Blätter treibt, bis mit einem Male aus deren kahlem Kranze ein Blütenschaft von wunderbarer Pracht emporschießt. Aber die Pflanze selbst stirbt daran.

Der Eindruck, den Marie Ebners Phantasie davon empfing, sollte sich nicht wieder verwischen. Wie ein Symbol erschien ihr diese Pflanze, die Jahre braucht, um eine herrliche Blüte zu treiben, und danach verdorrt — wie ein Symbol so manches Künst-

lerlebens. Wohl sind sie gerade unserer Zeit besonders vertraut, jene künstlerischen Erscheinungen, die sich in einer einzigen wie über Nacht gekommenen Schöpfung ausgeben und dann verwelken, aber alle Zeiten haben sie gekannt. Und vor der Dichterin erstand nun ein Bild aus fernen, längst dahingegangenen Tagen, das des Jünglings Antonio Venesco, der von dem großen Masaccio zu seinem Schüler erwählt wird und nach einigen Jahren spontan, wie in Fieberglut, ein wunderbares Bild schafft, das ihn mit einem Schlage zu einem berühmten Maler macht. Aus den zwei stärksten Impulsen menschlichen Thuns ist es hervorgegangen, die Liebe und danach der Haß haben Antonio den Pinsel geführt. Nach dieser einen wundervollen Blüte versagt ihm seine Kunst für immer. Was nun folgt, ist graue Dämmerung: ein langsames Absterben dessen, was einst in ihm nach dem Höchsten rang — die Ergebung in die Alltagsmühsal des Handwerkers. In dem Motto schon hat die Dichterin die Idee des Werkes klar ausgesprochen:

> Aus farbloser Hülle, Agave, bist du
> In Schönheit erstanden, seltsame du,
> Wie Blumen im Märchen durch Zauber erweckt.
> Im Kranze süß duftender Blumen ragst du
> Auf zierlichem Schafte gen Himmel empor,
> Für einen berauschenden Frühling giebst du
> Die Kraft eines Lebens, Agave, dahin
> Und stirbst am Erblühen — ein Wunder bist du.

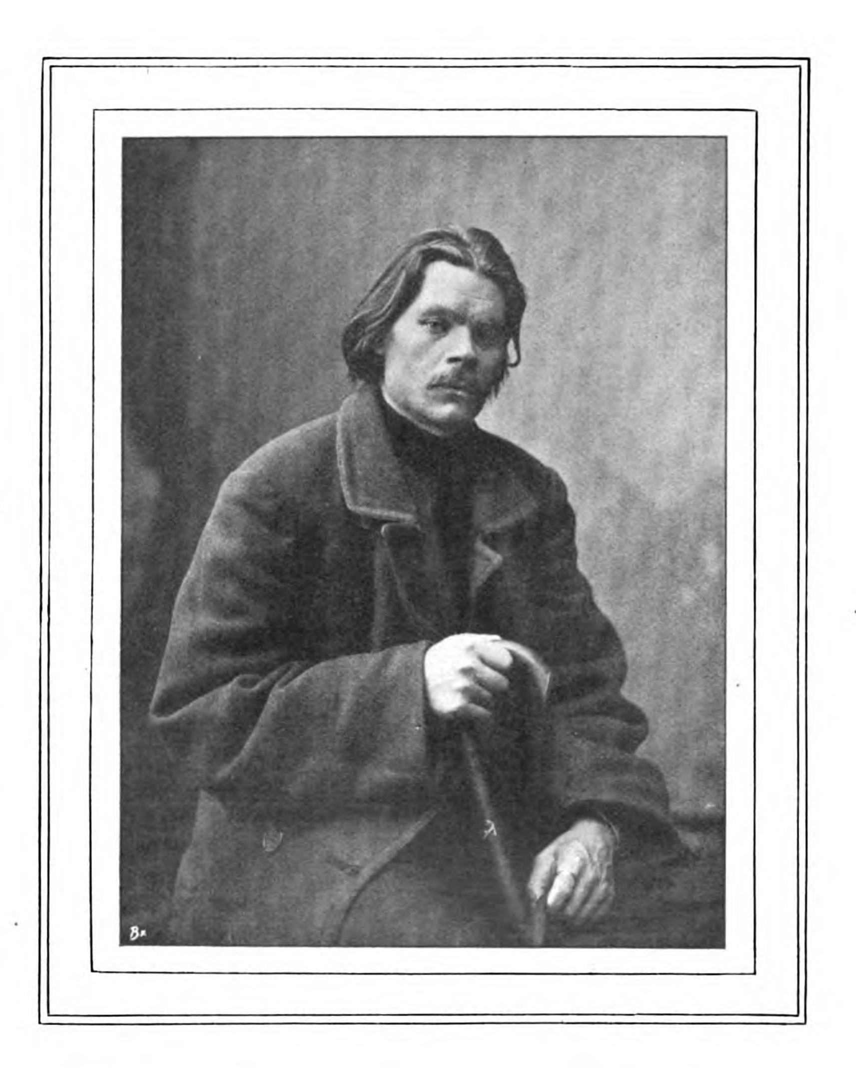
Um diese tragische Gestalt gruppierte sich bald vor den Augen der Dichterin ein reiches, farbiges Geleite, und aus dem Bilde heraus spannen sich die Fäden nach ihr hin, die sie immer mehr und immer stärker umwoben.

Im folgenden Herbst entschloß sie sich zu einer zweiten Romfahrt, so schmerzlich auch ihrem wunden Herzen das Wiederaufsuchen derselben Stätten erschien, an denen sie zuletzt mit ihrer teuren Freundin, Frau Ida von Fleischl-Marxow, geweilt hatte, die ihr seitdem durch den Tod genommen worden war. Aber sie fühlte wohl, daß nur die Arbeit ihr in der Gemütsverwaistheit, die diese drei letzten Jahre über sie verhängt hatten, Hilfe bringen könne. Um der Studien zu ihrer Renaissance-Erzählung willen kehrte sie nach Italien zurück und verbrachte den Winter, nachdem sie einen längeren Aufenthalt auch in Florenz genommen hatte, in Rom. Den darauffolgenden Sommer widmete sie noch denselben sehr gründlichen, sehr umfassenden Studien, die erst im vergangenen Frühjahr in Rom ihren Abschluß fanden, da sie dort die letzte Hand an die „Agave" legte.

Nun ist diese vor uns emporgeblüht,* und Marie von Ebner-Eschenbach hat uns damit ein edles Kunstwerk mehr geschenkt. Wir sehen dankbar zu ihr auf, die uns von neuem gab, was unserem Leben Erhebung und Verklärung verleiht, jene leuchtenden Stunden reinsten Genusses, in denen uns Dichterwort zum goldenen Schlüssel wird des eigenen Herzens wie der Welt.

* Seine erste Veröffentlichung fand der Roman in den Heften Oktober 1901 bis Januar 1902 dieser Zeitschrift.





Maxim Gorki

Von

Leo Berg

Vor wenigen Jahren war der russische Schriftsteller Maxim Gorki in Deutschland noch völlig unbekannt. Sein deutscher Ruhm datiert kaum weiter als ein Jahr zurück und ist ziemlich jäh gestiegen. In solchen Fällen plötzlicher Berühmtheit wird willkürlich alles durcheinander übersetzt. Plötzlich trifft man den Namen überall: in Zeitungen, im Buchhandel; hier eine Skizze, dort eine größere Arbeit, dann Sammlungen. Und man lernt beinahe in umgekehrter Reihenfolge, wie sie entstanden, die Werke kennen. Da ist es schwer, sich ein Bild der Entwickelung, ja der ganzen Persönlichkeit auch nur in den Hauptzügen zu vergegenwärtigen.

Gleichwohl hinterlassen die Skizzen und Novellen Gorkis, wie sie zerstreut jetzt überall bei uns zu finden sind, einen ziemlich einheitlichen Eindruck. Das, was ihn auszeichnet, tritt stark hervor, entweder als einzelne Erscheinung, die das Grundmotiv bildet.

oder in merkwürdigen Mischungen, so daß es möglich wird, seine litterarische Gestalt zu charakterisieren.

In der Physiognomie Gorkis fallen zunächst zwei Züge auf: der Vagabund und der Träumer. In beidem ist er echter Russe, aber verschiedenen Gruppen dieser bunten Völkerschaft angehörend.

Gorki hat eine ganze Reihe von Novellen geschrieben, darunter sind wohl seine besten und stärksten die, die den Stromer zum Gegenstande haben. Mit dem, was wir in unserer älteren Poesie als Vagantenlitteratur verstehen, hat diese Novellistik keine Ähnlichkeit. Der Fahrende in den deutschen Liedern ist ein lustiger Bursche, der keine Sorgen hat oder sich doch keine macht, meist Student oder Künstler, der dem Philister gern ein Schnippchen schlägt, dabei aber im allgemeinen einer idealen Lebensführung huldigt. Wein, Weib und Gesang sind seine Götter; er ist tapfer, wenn auch nicht so ritterlich, wie sein französischer Bruder, er spielt und flucht, vergißt aber darüber nicht ganz seiner Wissenschaft und Kunst. Vor allem liebt er das Wandern. Aber wenn er auch ungebunden umherstreift und sich gern außerhalb der bürgerlichen Ordnung stellt, denn er ist jung, so macht er doch der bürgerlichen Ordnung selbst nicht den Krieg. Und vor allem, er ist nicht heimatlos; er ist nur brotlos. Im ganzen also ein ziemlich naiver Junge.

Ganz anders Gorki. Sein Vagabund ist ein Verbrecher, Verschwörer und Verächter. Es ist noch Chaos im russischen Volkskörper. Gorki und andere russische Schriftsteller schildern die Elemente, die sich der organischen Bildung widersetzen, die sich als feindliche Mächte im brodelnden Kessel der Gesellschaftsentwickelung beweisen. Ob sie diese ihre außergesellschaftliche Stellung, dieses Herum- und Herausgeschleudertwerden aus dem Organismus des Volkskörpers, was sie unselig und trotzig macht, ob sie sich selbst mystisch umschleiern wie bei Dostojewski; ob sie wie bei Tolstoj durch die Schuld der Gesellschaft gerächt werden; ob sie sich politisch rechtfertigen wie bei Turgenjew oder durch irgend welche Philosophie und Theorie begründen, oder ob sie endlich wie bei Gorki mit vornehmer Dialektik der Gesellschaft spotten — immer zeigen sie dasselbe, die starke individuelle Gegenkraft, die sich im Inneren dem Ungeheuer Russischer Staat widersetzt. Alle sind sie gezeichnet durch diesen Staat. Wir werden, indem wir die russische Litteratur verfolgen, Zeugen eines Prozesses, wie ihn die Welt vielleicht seit der Zeit der alten orientalischen Staatenbildungen nicht mehr erlebt hat.

Der Gorkische Vagabund ist ein Enterbter, Lohnarbeiter auf so niedriger Stufe und von solcher Unsicherheit des Lebens, daß das Herumstrolchen schon fast die normale Erscheinung dieser Existenzen ist. Arbeiter und Vagabund ist hier ein und dasselbe. Hier scheint der Dichter, der selber Lohnarbeiter war, am persönlichsten in seinen Schilderungen zu sein, erzählt oft direkt von sich selber oder seinen Genossen auf der Wanderschaft von Arbeit zu Arbeit, von Hafen zu Hafen, von Gehöft zu Gehöft. Überall mit scheelen Blicken angesehen, oft zwecklos die Landstraße dahinstreichend, ist er ja ohnedies ein Vagabund, der an dem Bestande der Gesellschaft, ihren Gesetzen und Anschauungen teilnahmlos ist, ja ihnen feindselig gegenübersteht. Warum soll er nicht stehlen und lügen, wenn er dadurch etwas erreicht, da man ihn ja doch ohnedies wie einen Dieb und Lügner behandelt? Dazu kommt, daß der Bettler in Rußland zu den heiligen Institutionen gehört; was den Verkehr mit dem Bettler betrifft, der sich auch oft einen Pilger nennt, so herrscht im Volk der wüsteste Aberglaube. Als Bettler ist man jedenfalls mehr denn als Lohnarbeiter.

Sobald sich mehrere dieser Vagabunden zusammenthun, entsteht fast immer so etwas wie ein Freistaat im Staat. Wohl fällt der eine und andere aus Schwäche, Feigheit oder Gutmütigkeit ab, wohl wirkt die Erinnerung an den Jammer des Bestohlenen, der ja auch ein armer Teufel ist, oder die religiöse Angst und Demut nach. Da geht so einem elenden, physisch und moralisch heruntergekommenen Strolch auf seinen Streichen, während er im Begriffe ist, einem Bauern sein kleines struppiges Pferd wegzufangen, und man schon kalkuliert, was das Fell bringen wird, ein gar wehmütiger Gedanke durch den von Hunger und Branntwein verödeten Schädel: auch er hatte mal

ein Pferdchen. Mag's noch so eine elende Schindmähre sein — in der Wirtschaft ist ein Gaul doch immerhin ein Kapital. Damals war er noch ein Kerl, der arbeitete wie kein zweiter. Wenn der Bauer kommt und sucht, und's Pferdchen ist nicht da … dann wird auch er herunterkommen und vielleicht so auf der Landstraße oder im Walde verenden wie der schwindsüchtig sentimentale Strolch selbst. Aber „man muß nicht zu viel nachdenken“, belehrt ihn barsch sein Kumpan, der aus härterem Holze gemacht ist („Die Unzertrennlichen“). Oder wenn sie mal bei einer alten Frau einen Brunnen zu reinigen haben und sehen, wie die Dame, während sie die Arbeiter beaufsichtigt, in einem silberbeschlagenen Gebetbuche liest, dann ist es selbstverständlich, daß sie ihr das Silber wegstibitzen, auch wenn sie das Buch dabei zerstören müssen. Aber die Alte hat ihnen aus dem Buche vorgelesen, und das Gehörte wirkt stark genug in ihren verworrenen Seelen nach, bis einer hingeht und das Gestohlene wiederbringt. Der Lohn ist eine neue Predigt, aber jetzt kann er nichts mehr hören, denn der Hunger und das Wort Gottes bohren ihm in den Eingeweiden. „Unbußfertige Seelen,“ kreischt ihm die Alte nach; und die Genossen höhnen ihn: „Bei deinen dummen Einfällen fressen dich noch mal die Fliegen auf.“ Sie wissen wohl selbst, daß ihr Betragen unschicklich ist. Aber was können sie dafür, „wenn's im Leben mal so unpraktisch eingerichtet ist, daß die Schicklichkeit einer Handlung fast immer mit ihrer Einträglichkeit im Widerspruch steht.“

Aber das sind noch die harmlosesten Fälle. Zwar eine gewisse Gutmütigkeit, ja Moralität bricht doch gewöhnlich in diesen Verlorenen durch, die bedauernswert, aber nicht schlecht sind, und denen niemals irgend welche sympathischen, ja rührenden Eigenschaften fehlen. Nur ist es nicht immer die Welt der Bestohlenen, gegen welche diese bessere Natur durchbricht. Oft nur gegen die Genossen. Da giebt es einen ganzen Staat in der „Offenen Gasse“: „Verlorene Leute“* mit dem Rittmeister Aristid Kuwalda an der Spitze, der sich eine sehr drollige Philosophie zurecht gemacht hat, Hauptmann all dieser zerstückelten Seelen und Leiber, die sich mit Humor und Phantastik, in Schimpf und Träumerei gegen die Kultur und Gesellschaft eins fühlen und sie als ihre Todfeinde, ihre Verstümmler hassen und verabscheuen; besonders aber die Polizei und die Kaufleute, diese Teufel, welche das Leben der Armen zur Hölle gemacht haben. Gar merkwürdig war's, das ist der ganze oder doch der hauptsächlichste Inhalt dieser Novelle; „wie diese zerlumpten, von Branntwein, Bosheit, Hohn und Schmutz durchtränkten Menschen, die von der Tafel des Lebens ausgeschlossen waren, über eben dieses Leben ihr Urteil abgaben.“ Da sie nichts anderes haben als ihr Elend und etwa höchstens noch die Kraft, sich auszuschimpfen, so rivalisieren sie hierin und finden ihren Genuß, sich in der Verworrenheit ihrer Reden, aus denen aber zuweilen verhaltene Weisheit herausleuchtet, und der Größe ihres Elendes, das im Nebel des Mitleids verschwimmt, voreinander auszuzeichnen. Schließlich kommt es zur Rebellion, denn ihr Schlupfwinkel ist von den Interessenten des Kapitals und des Staates aufgestöbert. Das Verhängnis lauert über ihnen. Sie fühlen wohl, daß sie nur etwas sind, ja sogar eine gewisse Macht bedeuten, wenn sie zusammenhalten, eine Gruppe, Gemeinschaft, einen Staat für sich bilden. Wenn man sie auseinanderjagt, sind sie ganz elend. Und mit der Betrübnis über das, was kommt, wächst auch ihr Durst, und so fahren sie sich endlich im Zustande ihrer Besoffenheit an die Kehle. Man erkennt den tiefen psychologischen Blick, den wir so oft bei den russischen Dichtern gefunden haben, wenn hier, in der Stunde, da ihnen das baldige Ende ihrer Genossenschaft lebendig wird, sich ein unbändiger Haß und Widerwille aller

* Maxim Gorki, Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. Sechs Bde. Verlag von Bruno Cassirer. Berlin W. Preis 12 Mk. (Die empfehlenswerteste Ausgabe.) — Ausgewählte Erzählungen. Übersetzung von Michael Feofanoff. Band 1 und 2. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. — Foma Gordjejew. Roman. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis 3 Mk. — Ein junges Mädchen (Warenka Olessow). Erzählung. Deutsch von L. M. Wiegandt. 5. Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. Preis 2 Mk. — Ein sonderbarer Leier. Deutsch von P. Jakofleff. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. Verlegt bei Richard Wöpke in Leipzig u. s. w.

gegen alle bemächtigt und die Wut, welche sich nach außen nicht entladen kann, im Inneren schwärt und gegen die wendet, mit denen man sich noch eben eins fühlte. Das menschliche Bewußtsein hat nichts so Kränkendes, sagt Gorki, als einem feindlichen Menschen nichts Böses anthun zu können. In der Haltung des Rittmeisters gegen die Polizisten, die ihn verhaften, haben wir zum Schluß ein schauerliches Bild von der feindlichen Gewalt dieser Elemente gegen die offiziellen Mächte. Die Hände auf dem Rücken gefesselt, hoch emporgerichtet, steht er zwischen den Polizisten; um die Mütze das rote Band schimmert wie ein Blutstreifen. Der Leichenkarren hat eben einen toten Genossen weggeführt. Der bewölkte Himmel sieht schweigsam auf den Hof hinab. Auf dem Dache des Vorderhauses sitzt eine Krähe, die den Hals ausreckend und wackelnd ihr triumphierendes Gekrächz ausstößt. Ein gewaltiger Platzregen will sich in dem grauen Gewölk entladen, das dem Himmel etwas Strenges, Gespanntes, Unerbittliches giebt. Man fühlt es, dieser Kampf zwischen den Verlorenen und den Leuten im sicheren Besitz ist noch nicht ausgekämpft, es ist erst ein fahles Wetterleuchten. Leise donnert von fern herauf die Revolution.

Einen ganz anderen Typus lernen wir in der Novelle „Der Pilger" kennen. Das ist der Verbrecher aus Überzeugung. Achtung vor fremdem Eigentum, belehrt er unseren Dichter, der ihn unter einem Getreidemagazin auf freiem Felde kampierend kennen gelernt hat, Achtung vor fremdem Eigentum braucht man nur, wenn man selbst Eigentum besitzt und den Wunsch, daß es gleichfalls jedem anderen gegenüber als fremdes gelte. Wir bekommen den Abriß eines Menschen, dem es im Leben, d. h. im bürgerlichen Leben, zu eng ist, der, wiewohl zu vielen Berufen befähigt, es in keinem aushält, zum Bettler wird aus Lust am Vagabundieren, weil etwas Ungebundenes, die Romantik vom Ewigen Juden in ihm steckt, und der schließlich mit überlegenem Humor über sich und sein Leben und die anderen reflektiert. Aus dieser Überlegenheit erwächst ihm eine große Macht über die Menschen, die Kraft der Intelligenz über die in Dumpfheit, Aberglauben und Furcht Dahinlebenden, die so leicht zu betrügen und zu beherrschen sind. Es ist der Fahrende, der mit Stirner sein Sach auf nichts gestellt hat, der den unbeschränkten Egoismus predigt und sich bei seinen Streichen, trotz Hunger und Verfolgungen, als so etwas wie ein Übermensch fühlt. Er ist frei, liebt die Gefahr, die ihm einzig die Wonne des Daseins ausmacht, und ist bereit, um einer Brotkruste willen einen Menschen zu töten. Welch ein Genuß, welche Poesie diese Bereitschaft zum Verbrechen! Er verachtet die Moral und alle Ideale, verteidigt mit Stirner die Lüge, kurz, ist ein vollkommener Philosoph des Stromertums. Es liegt eine magische Anziehungskraft in diesem Stromerleben. „Wie erhebend es ist, sich so ganz frei zu sehen" u. s. w. Wenn er die Leute betrügt und bestiehlt, so thut er ihnen eine Wohlthat. Er ist ganz frei und lügt bis zu jener Konsequenz, die die Lüge selbst aufhebt.

Wenn in den „Verlorenen Leuten" specifisch russisches Leben und russische Charaktere dargestellt werden, so ist „Der Pilger" auch in diesem Punkt, was die Nationalität betrifft, frei. Er könnte auch auf deutschem Boden gewachsen sein und hat in seiner Ungebundenheit jedenfalls etwas Heimatloses, ob auch seine Existenz in dieser Form nur in Rußland möglich ist.

Wenn auch die Helden der Gorkischen Erzählungen nur zum Teil von Vagabunden handeln, so spielen sie doch in ihrer größeren Mehrheit in dieser Sphäre. Es sind die kleinen Leute, die losgetrennten Existenzen, die Verkommenen, mit denen er sich fast ausschließlich beschäftigt. Und nirgends ist er so echt und ganz. Seine sonstigen Erzählungen, selbst „Das Ehepaar Orlow", bleiben etwas in der Luft hängen. Sie sind weder ursprünglich noch fein genug, weder so abgerundet und umschlossen, noch so weit, daß sie uns eine Welt vermitteln, wodurch der internationale Ruhm Gorkis gerechtfertigt würde. Sie verraten wohl einen großen Künstler, aber scheinen selbst nur die Abfälle aus der Werkstatt eines Meisters zu sein, verblüffend und überraschend im einzelnen (z. B. „Ein Irrtum"), aber unbefriedigend als Ganzes; wenigstens für deutsche Leser, die unvermittelt dieser Welt gegenübertreten.

Und doch giebt es noch einen anderen Gorki, der vielleicht noch nicht sein letztes Wort gesprochen, sein Lied noch nicht gesungen hat, aber aus dem Töne einer ungeheuren Melodie aufsteigen: das ist der großartige Stimmungslyriker und Landschafter, der träumerische Erinnerer alter verklungener Legenden und Mythen. Die feuchte, dunkle Waldesschlucht mit den Espen auf der niedergestürzten Erdscholle, wo das Traugottchen seine zerschundene Seele aushaucht („Die Unzertrennlichen"); das Hafenbild mit seinen klaren Konturen inmitten der Dunkelheit der Nacht, die in der Natur wie in den Seelen der Helden herrscht („Tschelkasch"); der „Sturmvogel", der zwischen den Wogen des Meeres und den Wolken des Himmels pfeilgeschwind dahinstreift, und aus dessen Schrei die Sehnsucht nach dem Sturm klingt; die Scene an der Brücke am Ufer der Worska, wo einer der Helden einem Kaufmann auflauert, um ihn in den Fluß zu werfen und ihm das Geld zu nehmen, statt dessen aber ein Mädchen rettet, das sich in den Fluß stürzen will, weil der Geliebte sie verlassen — alle diese Scenen und Bilder sind in ihrer düsteren Traurigkeit und endlosen Melancholie ungemein stark und suggestiv, sie prägen sich dem Gemüt und der Phantasie des Lesers ein und sind trotz ihrer unbestimmten und oft verschwommenen Linien von großer Anschaulichkeit. Die Landschaft wird gleichsam plastisch durch die Melodien, die das Ohr von ihr auffängt, durch das, was in ihren Gründen und Kronen rauscht, in den Nebeln und Flüssen zieht. Diese Mischung von heller Reflexion und grenzenloser Verträumtheit, die so vielen russischen Dichtern eigentümlich ist, gehört auch zum Wesen Gorkis. Es scheint, als ob der Gorki auf dem Lande, in der Steppe, am Meer ein ganz anderer sei als der der Städte, der sich auch dann mit ihren Gesellschaftsproblemen beschäftigt, wenn er sich scheinbar in freiem Vagantentum von ihnen losgelöst hat. Eine ganz eigentümliche Erscheinung der russischen Litteratur! Kritisch, streitbar, überlegen gegenüber der Civilisation, ist er gegenüber der Natur weich, hingegeben, ohnmächtig; eine Muschel im Meere, die keine andere Aufgabe hat, als das Rauschen der Unendlichkeit aufzufangen. Dann löst sich die Lebensgeschichte einer alten Frau zum ungeheuren Mythos auf, und ihre Erinnerung verliert sich so weit in die Zeiten und Völker, daß ihre Gesichte unverstanden in die Ferne verdämmern („Die alte Isergil").

Die Erzählung klingt aus in eine ohnmächtige Bewunderung jener alten Gebilde und Legenden, der „Phantasie der Menschen, die so viele schöne, gewaltige Legenden erdichtet hat." Das ist die Elegie des Dichters, den die Poesie selbst noch nicht erlöst hat. Sie zeigt, daß in Gorki noch andere Möglichkeiten liegen, wenn der Bann seinem Leben und Dichten genommen. Bei diesen Russen nämlich, die sich immer gleich an die letzten Fragen des Lebens geworfen fühlen, ist die Litteratur zunächst immer nur die Notwehr der Verzweiflung. Das macht sie stark und revolutionär, aber hier liegt auch ihre Schranke. Es sind bei keinem Volke tiefere Blicke in die menschliche Seele geworfen. Aber die großen, schöpferischen Gestalten, die die Zeiten erlösen, indem sie sie darstellen, gelingen ihnen nicht. Die tiefe Sehnsucht nach der Erlöserin Phantasie dehnt ihre Schwingen auch in Gorki, der in dem, was er kann, und in dem, was bei ihm versagt, typisch ist für die litterarische Welt Rußlands. Und damit ist zugleich auch gesagt, daß er an die größten russischen Dichter, einen Gogol, Turgenjeff, Dostojewski, nicht heranreicht.

* * *

Die deutsche Übersetzerthätigkeit hat seit einem Jahre einen wahren Wettlauf um Gorki veranstaltet. Außer den oben angeführten Übertragungen, von denen die von A. Scholz auch in sprachlicher Beziehung den Vorzug verdienen, sind noch zu verzeichnen: Das Opfer der Langweile u. s. w. Drei Erzählungen. Deutsch von C. Berger (Leipzig, Rich. Wöpke; 1 Mk.); Der grüne Kater. Ausgewählte Erzählungen. Deutsch von Stefania Goldenring. 2. Aufl. (Dresden, Heinr. Minden; 2 Mk.); Gram und anderes. Aus dem Russischen von Anna Schapire (Bern, A. Benteli; 2 Mk.) Um unseren Lesern einen unmittelbaren Einblick in Gorkis uns so fremde Welt zu ermöglichen, geben wir im Anschluß an den vorstehenden Essay nebenstehend in deutscher Übersetzung eine seiner charakteristischen Erzählungen.

Die Geschichte mit den silbernen Buchklammern

Von

Maxim Gorki

Deutsch von Heinrich Stümcke

Wir waren drei Freunde — Sjomka Kargusa, ich und Mischka, ein bärtiger Riese mit großen dunkelblauen Augen, die immer freundlich blickten und fortwährend vom unmäßigen Trinken geschwollen waren. Wir hielten uns außerhalb der Stadt auf dem Felde, in einem halbzerfallenen Gebäude auf, das aus irgend einem Grunde „das Glashaus" hieß — vielleicht weil keins seiner Fenster eine heile Scheibe hatte. Wir übernahmen verschiedene Arbeiten, ohne wählerisch zu sein: wir reinigten Höfe, Keller, gruben Gräben, führten Mistgruben aus, trugen alte Gebäude, Zäune ab und versuchten sogar einmal ein Hühnerhaus zu bauen. Aber es gelang uns nicht — Sjomka, der den auf sich genommenen Verpflichtungen immer mit pedantischer Redlichkeit nachzukommen bemüht war, traute unseren Kenntnissen in der Architektur der Hühnerhäuser nicht, und einst um die Mittagszeit, als wir ausruhten, nahm er die uns übergebenen Nägel, zwei neue Bretter und ein unserem Arbeitgeber gehöriges Beil und trug alles in die Schenke. Dafür wurden wir natürlich fortgejagt, aber da bei uns nichts zu holen war, konnte man von uns auch keinen Schadenersatz verlangen. Wir schlugen uns durch bei Wasser und Brot und empfanden in vollstem Maße die in solcher Lage ganz begründete Unzufriedenheit mit unserem Schicksal. Zuweilen steigerte sie sich gar zu einem feindseligen Gefühl für alles in unserer Umgebung und riß uns zu thörichten Handlungen hin, die uns mit den gesetzlichen Bestimmungen der Friedensrichter in Konflikt brachten, aber im allgemeinen waren wir melancholisch, stumpfsinnig, nur mit dem Auftreiben irgend welches Verdienstes beschäftigt, und reagierten nur schwach auf alle diejenigen Eindrücke des Daseins, von denen man nicht irgend einen kleinen Vorteil ziehen konnte. In unserer beschäftigungslosen Zeit — und deren gab es stets mehr, als wir brauchten — grübelten und träumten wir. Sjomka, der älteste und gesetzteste unter uns, aus Pensa gebürtig, ein früherer Gemüsegärtner, aber durch des Geschickes Macht ganz dem Trunke ergeben, hatte sich vor einem Jahre auf den Weg nach Nishnij Nowgorod zur Messe begeben, in der Hoffnung, dort auf irgend eine Art wieder auf den Weg des Rechten zu kommen, war aber in N. stecken geblieben, ein erbitterter Skeptiker geworden und dachte klar und bestimmt. Er verlangte nicht viel: zuweilen wenn wir, mit leeren Bäuchen auf der Erde liegend, uns irgendwo im Schatten außerhalb der Stadt ausgestreckt hatten und leise Versuche machten, unsere Zukunft im rosigsten Lichte zu sehen, indessen nur ein trübes Dunkel uns entgegenstarrte, sagte er: „Wenn ich doch nur nach Sibirien kommen könnte! Dort würde ich schon meinen Weg machen. Ich fände da einen guten Menschen, zu dem ich gleich in die Lehre ginge. Wir würden dann ein Stück Land bearbeiten, und ich würde zur Ruhe kommen .. n—ja ..."

„Wozu mußt du denn durchaus nach Sibirien gehen?" frug ich ihn einmal.

„Wozu? Dort, Brüderchen, sind die richtigen Menschen ... und viele dazu und leicht zu finden ... Aber hier ... hier wirst du deine Lebtage keinem guten Menschen begegnen ... Und so allein ... geht man zu Grunde — man lernt nichts und kommt zu nichts."

Mischka verstand es nicht, seinen Gedanken den richtigen Ausdruck zu geben, aber es unterlag nicht dem geringsten Zweifel, daß er beharrlich und viel für sich nachdachte. Man brauchte nur in seine lieben blauen Augen zu schauen, die stets irgend wohin in die Ferne gerichtet waren, und sein stilles, trunkenes Lächeln zu sehen, das beständig

um seinen dichten Bart spielte, der stets verschiedene fremdartige Reste beherbergte, wie Vogelfedern, Strohhalme, Hobelspäne, Brotkrümchen, Eierschalen u. s. w., um sofort den Typus des philosophierenden Bauern zu erkennen.

Ich meinerseits grübelte und träumte auch ... aber die Richtung meiner Träume ist bis zum heutigen Tage nur für mich allein interessant ...

Wir drei waren einander in einem Nachtquartier, zwei Wochen vor dem Faktum, welches ich hier erzählen will, begegnet.

Nach zwei bis drei Tagen waren wir schon Freunde, d. h. wir gingen überallhin zusammen, vertrauten einander unsere Absichten und Wünsche, teilten untereinander gleichmäßig alles, was der eine oder andere ergatterte, kurz wir hatten gegen alle Anfechtungen des Lebens, das uns äußerst feindlich behandelte, ein stillschweigendes Schutz- und Trutzbündnis geschlossen. Im Laufe des Tages suchten wir sehr eifrig irgend welche Säge-, Grabe- oder Lastarbeiten, und wenn sich uns etwas Derartiges bot, so gingen wir anfangs mit großem Eifer an die Sache. Aber weil wahrscheinlich jeder von uns in seiner Seele sich zu höheren Verrichtungen vorausbestimmt hielt als z. B. zum Anlegen und Reinigen von Senkgruben — welch letzteres, wie ich Uneingeweihten verraten will, viel unangenehmer ist als ersteres —, so behagte uns nach zwei Stunden die Arbeit gar nicht mehr. Sjomka begann gewöhnlich an der Notwendigkeit dieser Arbeit zu zweifeln; und seine Sentenzen und Vernunftsschlüsse kühlten unseren Arbeitseifer sehr ab. Es war das übrigens vorteilhaft für uns, wenn wir tageweise angenommen waren, aber wenn wir im Accord arbeiteten, kam es immer so heraus, daß die Zahlung im voraus genommen und früher verzehrt wurde, als die Arbeit vollendet war. Dann gingen wir zum Arbeitgeber und baten um Zulage; in den meisten Fällen jagte er uns fort und drohte, mit Hilfe der Polizei uns zu zwingen, die Arbeit zu beenden, die er schon bezahlt hatte.

Wir erwiderten, daß wir mit hungrigem Magen nicht arbeiten könnten, und drangen in großer Erregung auf Zulage, was uns in den meisten Fällen auch glückte.

Freilich war das nicht in der Ordnung, aber es war sehr vorteilhaft, und wir können doch nichts dafür, wenn im Leben alles so ungeschickt eingerichtet ist, daß die Redlichkeit einer Handlungsweise fast immer der Rentabilität entgegensteht.

Die Verhandlungen mit den Arbeitgebern nahm immer Sjomka auf sich und führte sie in der That künstlerisch gewandt durch, indem er die Beweisgründe seines Rechtes mit dem Ton eines Menschen vorbrachte, der von der Arbeit ermattet unter der Last zu erliegen droht.

Mischka aber sah zu, schwieg und blinzelte mit seinen blauen Augen, beständig sanft lächelnd, als ob er versuchen wollte, auch etwas zu sagen, aber sich nicht dazu entschließen könnte. Er sprach überhaupt sehr wenig, und nur in betrunkenem Zustande war er fähig, eine Art „speech“ zu halten.

„Meine Brüder!“ rief er dann lächelnd aus, und dabei zuckten seine Lippen so sonderbar, es kratzte und kitzelte ihn im Halse, und bald, nachdem er angefangen hatte zu reden, hustete er und drückte die Hand an die Kehle ..

„Nu?“ spornte ihn Sjomka ärgerlich und ungeduldig an.

„Ihr, meine Brüder! Wir leben wie die Hunde ... und sogar noch schlimmer ... Und weswegen? Man weiß es nicht. Aber man muß annehmen, es ist der Wille Gottes. Alles geschieht nach seinem Willen, nicht wahr, Brüder? Also wir sind dieses Hundezustandes wert, weil wir schlechte Menschen sind. Sind wir wirklich schlechte Menschen, was? Nun, ich sag's ja, wir Köter verdienen es so. Habe ich recht? Uns geht's so nach unserem Verdienst — folglich müssen wir unser Schicksal dulden ... nicht wahr?“

„Dummkopf!“ antwortete Sjomka kurz und gleichgültig auf die erregten und forschenden Fragen des Kameraden. Und jener schrumpfte demütig zusammen, lächelte schüchtern und schwieg, indem er mit den vom Trunke halbgeschlossenen Augen blinzelte.

Einst drängten wir uns Arbeit suchend im Bazar umher und stießen auf eine kleine hagere Alte mit runzeligem, strengem Gesicht. Ihr Kopf zitterte, und auf ihrer Eulennase rutschte eine schwere, in Silber gefaßte Brille hin und her; sie setzte sie

immer wieder zurecht, und ihre kleinen, scharfen Augen blitzten dabei.

„Seid ihr frei? Sucht ihr Arbeit?“ frug sie uns, als wir uns alle drei erwartungsvoll um sie herumdrängten.

„Gut,“ sagte sie, nachdem sie von Sjomka eine rasche, ehrerbietig bejahende Antwort erhalten hatte.

„Ich muß eine alte Badestube niederreißen und meinen Brunnen reinigen lassen ... Wieviel würdet ihr dafür nehmen?“

„Wir müssen erst sehen, gnädige Frau, wie groß die Badestube ist,“ erwiederte Sjomka höflich. „Und auch bei dem Brunnen kommt es darauf an, wie tief er ist, zuweilen sind sie sehr tief ...“

Sie forderte uns auf, alles zu besichtigen, und schon nach einer Stunde lockerten wir, mit Beilen und Brechstangen bewaffnet, die Dachsparren der Badestube, deren Niederlegung samt der Brunnenreinigung wir für fünf Rubel übernommen hatten. Die Badestube lag in der Ecke eines vernachlässigten Gartens. Nicht weit davon, unter den Zweigen eines Kirschbaumes, stand eine Laube, und wir konnten vom Dach der Badestube sehen, daß die Alte in der Laube auf einer Bank saß, ein großes Buch aufgeschlagen auf den Knien hatte und aufmerksam darin las. Zuweilen warf sie einen scharfen, prüfenden Blick nach uns hin, dann bewegte sich das Buch auf ihren Knien, und die massiven, offenbar silbernen Klammern daran glänzten in der Sonne ... Wir arbeiteten rüstig an unserem Zerstörungswerk, dichte Wolken trockenen, ätzenden Staubes um uns herum, so daß wir jede Minute niesen, husten, uns schnauben und die Augen wischen mußten; die Badestube krachte und fiel förmlich auseinander; sie war alt und ebenso morsch wie ihre Besitzerin. „Feste, Brüder, greift herzhaft an — alle zugleich!“ kommandierte Sjomka, und eine Balkenlage nach der anderen fiel auf die Erde.

„Was mag sie da wohl für ein Buch haben? das dicke da,“ frug Mischka nachdenklich, indem er sich auf seine Spitzhacke stützte und sich mit der flachen Hand den Schweiß vom Gesicht wischte, was ihn augenblicklich in einen Mulatten verwandelte. Dann spie er in die Hände, schwang seine Hacke, um sie in eine Spalte zwischen die Balken zu zwängen, und fügte nachdenklich hinzu: „Für ein Gesangbuch ist das Buch doch gar zu dick ...“

„Was geht's dich an?“ brummte Sjomka.

„Mich? Nichts .. Ich höre nur gern, wenn jemand aus einem so heiligen Buch vorliest ... Bei uns im Dorfe war mal ein Soldat — Afrikan hieß er —, wenn der einen Psalm vorlas, dann war es, als ob die Trommel geschlagen wurde ... Der verstand vorzulesen!“

„Nun, was ist denn dabei?“ frug Sjomka wieder und drehte sich eine Cigarette ...

„Nichts ... Es war doch sehr schön ... Wenn man auch nicht alles verstand ... aber solche Worte ... Auf der Straße hört man so was nicht. Wenn man's auch nicht versteht, man fühlt doch, daß es zu Herzen geht.“

„Aber verstehen thust du es nicht, sagst du ... da sieht man doch, daß du dumm bist wie ein Klotz ...“ spottete Sjomka.

„Das kenn ich bei dir ... du schimpfst ja immer ...“ seufzte der andere. „Was soll man denn mit Dummköpfen reden? Können die denn etwas verstehen? Nur vorwärts — los auf dieses vermoderte Stück Holz ... so — o!“

Die Badestube krachte auseinander, die Splitter flogen umher, alles in eine Wolke von Staub gehüllt, der auch schon das Laub der zunächst stehenden Bäume ganz grau gefärbt hatte. Die glühende Julisonne schonte unsere Rücken und Schultern nicht. Nach unseren von Schweiß und Schmutz ganz unkenntlichen Gesichtern hätte man nicht bestimmen können, zu welcher der vier Menschenrassen wir gehörten.

„Das Buch ist doch mit Silberbeschlag,“ begann Mischka wieder.

Sjomka hob den Kopf und sah aufmerksam nach der Laube hin.

„Es scheint so,“ antwortete er kurz ...

„Folglich ist's doch eine Bibel ...“

„Nun ja, eine Bibel ... was ist denn dabei?“

„Nichts!“

„Davon brauche ich nichts. Aber du! ... Weil du die heilige Schrift so liebst, möchtest du wohl hingehen und der Alten sagen: Mütterchen, lesen Sie mir doch was vor. Wir können so etwas nie hören. In die Kirche können wir unseres unanständigen

Anzuges und unserer Schmutzigkeit wegen nicht hinein ... aber das Herz haben wir doch auf der rechten Stelle ... Nun so geh doch, vorwärts!"

„Wirklich, soll ich gehen?"

„Geh nur ..."

Mischka warf seine Hacke hin, zog sein Hemd zurecht, wischte mit dem Ärmel den Staub aus dem Gesicht und sprang hinunter.

„Sie wird dich schon zum Teufel jagen," brummte Sjomka skeptisch lächelnd, aber mit neugierigen Blicken die Gestalt des Kameraden begleitend, der sich der Laube näherte. Groß von Wuchs, aber etwas gebückt, mit entblößten schmutzigen Armen, schwerfälligen Ganges, die Büsche streifend, bewegte er sich vorwärts mit befangenem Lächeln. Die Alte hob den Kopf zu dem sich nähernden armen Kerl auf und maß ihn ruhigen Blicks.

Auf den Gläsern und der silbernen Einfassung ihrer Brille spielten die Sonnenstrahlen. Sie jagte ihn Sjomkas Vermutung entgegen nicht zum Teufel.

Wir konnten wegen des Rauschens der Blätter nicht hören, was Mischka mit der Alten sprach, aber wir sahen zwischen den Stauden durch, daß er sich zu ihren Füßen auf die Erde niederließ, so daß seine Nase beinahe das offene Buch berührte. Sein Gesicht war ganz ruhig, wir sahen, wie er in seinen Bart blies, um den Staub daraus zu entfernen, wie er in plumper Haltung dasaß und, den Hals vorgestreckt, die mageren kleinen Hände der Alten betrachtete, die regelrecht die Blätter des Buches umwandten.

„Sieh mal diesen zottigen Köter an ... Er hat sich eine Erholungspause verschafft ... Komm, laß uns auch hingehen! Das fehlte noch, er wird da müßig sitzen, und wir sollen uns hier für ihn plagen. Vorwärts, komm!"

Nach ein paar Minuten saßen ich und Sjomka auch auf der Erde, zu beiden Seiten unseres Kameraden. Die Alte sagte nichts, sondern sah uns nur aufmerksam an und blätterte in dem Buche, irgend etwas suchend ... Wir saßen mitten in dem frischen duftigen Grün, über uns der milde wolkenlose Himmel. Zuweilen wehte ein Lüftchen, es ging ein geheimnisvolles Rauschen durch die Blätter, das so recht die Seele besänftigt und einen nachdenken läßt über etwas Nebelhaftes, Unklares, aber doch dem Menschen Naheliegendes, das ihn von den inneren Schlacken reinigt oder sie ihn wenigstens zeitweise vergessen läßt und ihn leichter aufatmen macht.

„Paulus, ein Knecht Christi ..." erklang die Stimme der Alten. Wie es bei alten Leuten der Fall ist, zitterte die Stimme und war ungleich, aber es tönte Frömmigkeit und ernste Gottesfurcht daraus.

Bei den ersten Lauten bekreuzte sich Mischka verständnisvoll, Sjomka rutschte auf der Erde hin und her, eine bequemere Lage suchend. Die Alte streifte ihn mit den Augen, ohne sich im Lesen zu unterbrechen.

„Ich will euch eine geistige Erquickung geben zur Bekräftigung eures Glaubens und zu eurem Troste ..."

Sjomka, ein wahrer Heide, gähnte laut, sein Kamerad blickte ihn vorwurfsvoll mit seinen blauen Augen an und senkte tief seinen zottigen, mit Staub bedeckten Kopf.

Auch die Alte, immer weiter lesend, sah Sjomka strenge an, und das brachte ihn in Verwirrung. Er zog die Nase ein, verdrehte die Augen und seufzte tief auf, vermutlich um den Eindruck seines Gähnens zu verwischen. Einige Minuten vergingen ohne Störung, das deutliche eintönige Lesen wirkte beruhigend.

„Denn der Zorn Gottes kommt vom Himmel über alles Ruchlose und ..."

„Was willst du?" schrie die Vorleserin plötzlich Sjomka an.

„Ich? Gar nichts! Bitte, lesen Sie weiter — ich höre zu!" sagte er demütig.

„Weshalb berührst du denn die Klammern mit deinen schmutzigen Händen?" frug die Alte ärgerlich.

„Es ist interessant, weil die Arbeit sehr fein ist! Ich verstehe nämlich was davon, habe selbst Schlosser gelernt, und da habe ich's befühlt."

„Höre lieber zu," befahl die Alte trocken. „Sage mir doch mal, wovon hab ich eben gelesen?"

„O! Ich hab alles verstanden!"

„Na, dann sag's also ..."

„Es ist eine Predigt, eine Lehre über den Glauben und die Gottlosigkeit ... Sehr einfach und alles ganz richtig! Es kneift einem so in die Seele!"

Die Alte schüttelte traurig den Kopf und sah uns alle vorwurfsvoll an. „Verlorene ...

seid ihr ... Taube Steine ... Macht, daß ihr wieder an die Arbeit kommt!"

„Sie hat sich wohl sehr geärgert?" frug Mischka verlegen lächelnd.

Sjomka kratzte sich, gähnte, und indem er der auf dem schmalen Gartenwege hinschreitenden Alten nachsah, murmelte er nachdenklich: „Die Klammern an dem Buche sind wirklich von Silber ..." Und er lächelte über das ganze Gesicht wie im Vorgeschmack von irgend etwas ...

Nachdem wir im Garten, neben den Trümmern der Badestube, die den Tag über schon ganz von uns niedergerissen war, übernachtet hatten, reinigten wir bis zum Mittag des folgenden Tages den Brunnen.

Ganz durchnäßt und mit Schmutz bedeckt saßen wir dann auf dem Hofe neben der Treppe, warteten auf unsere Löhnung, plauderten und malten uns die üppige Mittags- und Abendmahlzeit, die wir halten wollten, aus; weiter in die Zukunft zu blicken hatte keiner von uns Lust ...

„Zum Teufel, warum kommt denn die alte Hexe immer noch nicht?" murrte Sjomka ungeduldig, wenn auch nur mit halblauter Stimme. „Ist sie am Ende gar krepiert?"

„Wie der wieder schimpft!" bemerkte Mischka, vorwurfsvoll den Kopf schüttelnd. „Und worüber hat er denn zu schimpfen? Die gute Alte ist so gottesfürchtig, und er schimpft noch auf sie! So'n verdorbener Charakter!"

„Ja, du bist der Richter!" erwiderte sein Kamerad lachend. „Alte Vogelscheuche!"

Diese angenehme Unterhaltung der Freunde wurde durch das Erscheinen der alten Frau unterbrochen. Sie trat zu uns heran, streckte die Hand mit dem Gelde aus und sagte verachtungsvoll: „Da nehmt und macht, daß ihr fortkommt. Ich wollte euch noch das alte Holz zersägen lassen, aber ihr seid dessen nicht wert."

Der Ehre, das Holz zu zersägen, was wir übrigens jetzt auch durchaus nicht mehr nötig hatten, für unwürdig erachtet, nahmen wir schweigend das Geld und gingen fort.

„Ach, du altes Gespenst!" fing Sjomka an, als wir kaum aus der Pforte heraus waren. „Wir sind es also nicht wert! Alte Kröte ... nun krächze nur weiter bei deinem Buche ..." Und die Hand in die Tasche steckend, zog er zwei glänzende Metallstücke heraus und zeigte sie uns triumphierend.

Mischka blieb stehen und streckte neugierig den Kopf nach Sjomkas erhobener Hand aus. „Hast du die Klammern also wirklich abgebrochen?" frug er erstaunt.

„Ja, das sind sie. Sie sind von Silber! Vielleicht giebt jemand einen Rubel dafür."

„Ach du! Warum hast du das gethan? Steck's fort ... o, die Sünde!"

„Ich werd's auch fortstecken ..."

Schweigend gingen wir auf der Straße weiter.

„Wie flink und gewandt er das abgebrochen hat," sagte Mischka nachdenklich für sich hin. „Und es ist doch so ein schönes Buch ... Die Alte wird nicht schlecht schimpfen ..."

„Nein ... was du sagst! Sie wird uns wohl gar noch zurückrufen und ein Trinkgeld geben," spottete Sjomka.

„Wieviel willst du dafür?"

„Zum allerwenigsten neunzig Kopeken. Keinen Groschen lasse ich davon ab ... es kommt mir so wie so noch teurer ... Schau, ich hab mir den Nagel dabei zerbrochen!"

„Verkauf sie mir," bat Mischka schüchtern.

„Dir? Willst dir wohl den Leibriemen damit schnallen? Kauf sie nur, hast recht. Das giebt 'ne schöne Schnalle, die ganz zu dir paßt."

„Nein, wirklich, verkauf sie mir," bat Mischka schüchtern.

„Meinetwegen, wieviel giebst du?"

„Nimm ... wieviel kommt nun auf mein Teil?"

„Ein Rubel zwanzig Kopeken."

„Wieviel willst du denn dafür?"

„Einen Rubel."

„Einem guten Freunde kannst du sie wohl ein bißchen billiger lassen!"

„Du Dummkopf! Was willst du damit, zum Teufel?"

„Verkaufe sie mir nur ..."

Endlich wurden sie einig, und die Klammern gingen für neunzig Kopeken in Mischkas Hände über.

Er blieb stehen und drehte die Klammern in den Fingern, indem er den zottigen Kopf niederbeugte, die Stirn runzelte und die beiden Stücke Silber aufmerksam betrachtete.

„Klemm sie dir doch in die Nase ..." riet Sjomka.

„Wozu?“ antwortete Mischka ernst. „Das ist nicht nötig. Ich bringe sie der Alten zurück. Wir haben diese Dinger zufällig mitgenommen, werde ich der Alten sagen, nun mache sie wieder an dieselbe Stelle an dem Buche an ... Aber sieh mal, du hast ja ein Stück von dem Buch mit herausgerissen ... wie soll das nun werden?“

„Was, Teufel, du willst die Klammern wieder hintragen?“ rief Sjomka.

„Wie denn anders? Siehst du, so'n Buch muß heil bleiben ... da darf nichts davon abgebrochen werden. Die gute Alte wird sich gekränkt fühlen. Sie wird doch bald sterben ... Und da will ich denn das noch für sie thun ... wartet auf mich einen Augenblick, Brüder, ich bin gleich wieder zurück.“

Und ehe wir ihn noch zurückhalten konnten, war er mit großen Schritten an der Biegung der Straße verschwunden.

„So'n verdammter Kerl! So'n Esel!“ ereiferte sich Sjomka, indem er sich das Faktum und seine möglichen Folgen vorstellte. Und in Verzweiflung weiter schimpfend, suchte er mich zu überreden: „Komm fort, schnell! Er wird uns alle hereinlegen ... Die alte Krähe hat vielleicht schon nach der Polizei geschickt. Dann kann man sehen, wie man mit so 'nem abscheulichen Kerl fertig wird! Der sperrt dich ein um nichts und wieder nichts! Nein, ist das ein Schurke! Mit einem Kameraden so zu verfahren! Ach, du lieber Gott! Komm doch! zum Teufel! Was stehst du da mit aufgesperrtem Maul! Wartest wohl auf den da? Warte nur ... hol euch alle der Teufel, ihr Spitzbuben! Pfui, so 'ne Bande! Also du willst nicht? Na gut ...“

Und mir noch etwas unglaublich Garstiges zurufend, stieß er mich ergrimmt mit der Faust in die Seite und lief rasch davon.

* * *

Ich wollte wissen, was Mischka bei der alten Frau that, und ging langsam dem Hause zu. Es fiel mir gar nicht ein, daß ich mich irgend einer Gefahr oder Unannehmlichkeit aussetzen könnte. Und ich täuschte mich nicht. Als ich mich dem Hause näherte und das Auge an eine Spalte im Zaun legte, sah und hörte ich folgendes: Die Alte saß auf einer Stufe der Treppe, hielt die mit dem „Fleisch“ aus ihrer Bibel herausgerissenen Klammern in der Hand und sah Mischka prüfend und streng ins Gesicht, der, mit dem Rücken zu mir gewandt, vor ihr stand ... Trotz des strengen Ausdruckes in ihren Augen bildete sich an den Mundwinkeln eine weiche Falte in der Haut; man sah, daß die gute Alte ein Lächeln verbergen wollte — ein Lächeln der Verzeihung.

Hinter dem Rücken der Alten schauten drei Fratzen hervor: zwei weibliche, von denen die eine rot und mit einem bunten Tuche umbunden war, die andere mit bloßem Kopfe und den Star im linken Auge; hinter den Schultern der letzteren lugte das keilförmige Gesicht eines Mannes mit einem Schopf über der Stirn hervor.

Die Alte schien Mischka mit beiden Augen zuzuwinken, als ob sie sagen wollte: Mache dich nur schnell davon, mein Lieber!

Mischka stammelte etwas und versuchte sich verständlich zu machen: „Solch ein seltenes Buch. ‚Ihr seid,‘ so steht darin, ‚alle gottlos und sündhaft.‘ Ich denke, Gott hat recht! Man muß in Wahrheit sagen, wir sind lauter Gesindel und verfluchte niederträchtige Menschen. Und ich dachte, die alte gnädige Frau hat nur dieses Buch als einzige Freude und einzigen Trost. Und diese Klammern — wieviel wird man doch dafür bekommen? So nützen sie nichts, aber an dem Buch — da sind sie etwas! Und so überlegte ich mir's — ich will die gute Alte erfreuen und sie ihr zurückbringen. Wir haben uns nun ja auch zu unserem Unterhalt etwas verdient. Nun lebt wohl! Ich gehe jetzt.“

„Warte!“ hielt ihn die Alte zurück. „Hast du verstanden, was ich gestern gelesen habe?“

„Ich? Wie soll ich das verstehen! Ich höre wohl zu und weiß, daß alles so richtig ist, aber haben wir denn das rechte Ohr für das Wort Gottes? Uns ist es unverständlich. Mit dem Herzen nehmen wir wohl etwas in uns auf, aber an den Ohren geht es vorüber. Nun lebt wohl!“

„Nein, warte!“ sagte die Alte.

Mischka seufzte kummervoll und trat von einem Fuß auf den anderen wie ein Bär. Man sah deutlich, diese Erklärung hatte ihm schon viele Mühe gemacht.

„Willst du, daß ich dir noch etwas vorlese?"

„M—m — die Kameraden warten auf mich ..."

„Spucke auf sie ... Du bist doch ein guter Mensch, laß sie laufen."

„Ja, gut ..." willigte Mischka leise ein.

„Wirst du sie verlassen? ja?"

„Ja, ich will sie verlassen."

„Nun, das ist klug von dir! Du bist ein ganzes Kind — wenn auch dein Bart dir beinahe bis zum Gürtel reicht. Bist du verheiratet?"

„Ich bin Witwer ... die Frau ist gestorben ..."

„Warum trinkst du denn? Du bist doch ein Säufer?"

„Ja, ich bin ein Trunkenbold ..."

„Warum?"

„Warum ich trinke? Aus Dummheit. Ich bin dumm, und daher trinke ich. Freilich, wenn ein Mensch Verstand hat, wird er sich doch nicht selbst zu Grunde richten," sagte Mischka traurig.

„Da urteilst du ganz richtig. Nun also, schaffe dir Verstand an, sammle dich und dann bessere dich ... gehe in die Kirche ... höre Gottes Wort ... darin liegt die ganze Weisheit."

„Das mag wohl so sein," sagte Mischka fast stöhnend.

„Ich will dir noch vorlesen ... willst du?"

„Wie Sie wollen," erwiderte Mischka zum Tode betrübt.

Die Alte nahm die Bibel vor, suchte darin und las mit zitternder Stimme, die dennoch deutlich über den Hof tönte: „Darum richte nicht, auf daß du nicht gerichtet werdest, denn worin du einen anderen richtest, verdammest du dich selbst, da du eben dasselbe thust, wessen du den anderen anklagst!"

Mischka schüttelte den Kopf und kratzte sich die linke Schulter.

„Kannst du Mensch denn glauben, daß du dem Gericht Gottes entgehen wirst?"

„Gnädige Frau," sagte Mischka weinerlich, „entlassen Sie mich um Gottes willen ... Ich will ein anderes Mal lieber wiederkommen und zuhören ... aber jetzt bin ich sehr hungrig ... der Magen bellt mir nur so ... Wir haben seit gestern abend nichts gegessen."

Die Alte klappte heftig das Buch zu. „Dann geh fort!" klang es abgerissen und scharf über den Hof.

„Ich danke unterthänigst ..." Und beinahe laufend erreichte er die Pforte.

„Diese unbußfertigen Seelen ... diese tierischen Herzen!" zischte es ihm über den Hof nach.

* * *

Eine halbe Stunde nachher saßen wir alle drei im Wirtshause und genossen Thee mit Kringeln.

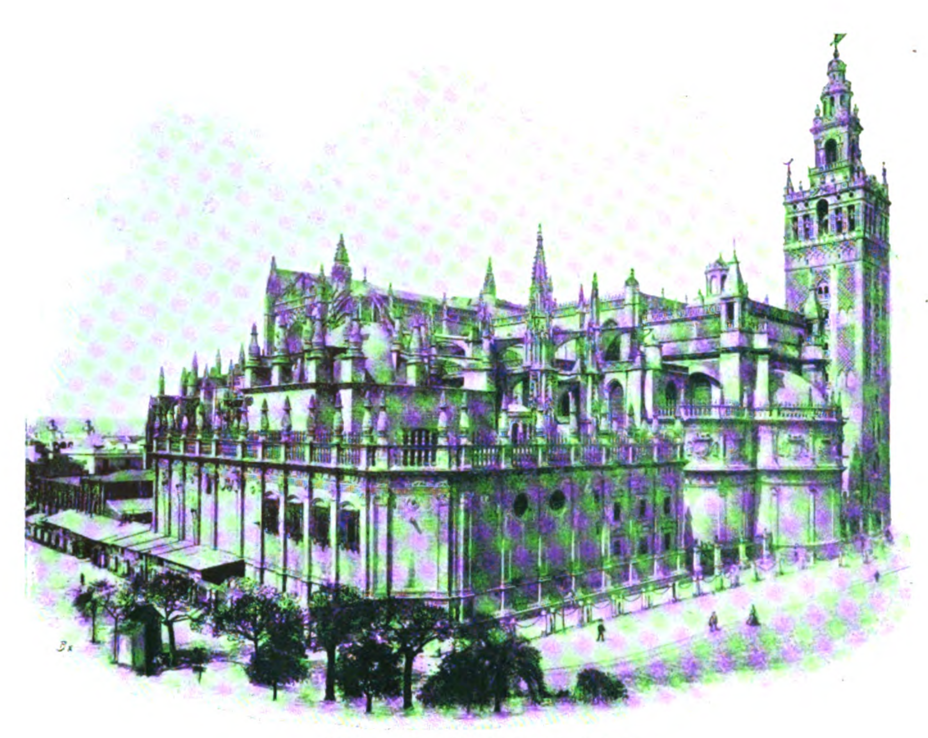
„Wie mit einem Bohrer hat sie in mich hineingebohrt," erzählte Mischka, mir mit seinen lieben Augen freundlich zulächelnd. „Da stand ich und dachte: Herr Gott! Wozu bin ich nur hergekommen! Zur Qual nur ... Könnte sie nun nicht die Klammern nehmen und mich loslassen, nein, da fängt sie ein Gespräch an! Was für sonderbare Menschen! Man will mit ihnen nach bestem Gewissen verfahren, und sie fangen einen auf ihre Art zu quälen an. Ich sage ihr in meiner Einfalt: ‚Hier, gnädige Frau, nehmen Sie Ihre Klammern — beklagen Sie sich nicht über mich ...', und sie widerholt immer: ‚Nein, warte, erzähle mir, warum du sie mir wiedergebracht hast?' Und so zog sie mir fast die Adern aus dem Leibe. Ich war ganz in Schweiß geraten bei dieser Unterhaltung — bei Gott, ich lüge nicht."

Und er lächelte fortwährend mit einem unendlich sanften Lächeln.

Sjomka hörte zornig und finster seine Erzählung an. Endlich sagte er: „Stirb lieber, du gutmütiger Tropf! Sonst wirst du mit deinen Ideen am Ende noch von Fliegen und Tarakanen aufgefressen . ."

Aber Mischka meinte: „Du mußt doch immer das letzte Wort behalten! Laßt uns lieber auf die Geschichte ein Gläschen trinken!"

Und wir tranken in aller Freundschaft ein Gläschen auf den guten Ausgang dieses kuriosen Abenteuers.



Blick auf die Kathedrale von Sevilla.

Spätherbsttage in Andalusien

Von

Walther Gensel

(Nachdruck ist untersagt.)

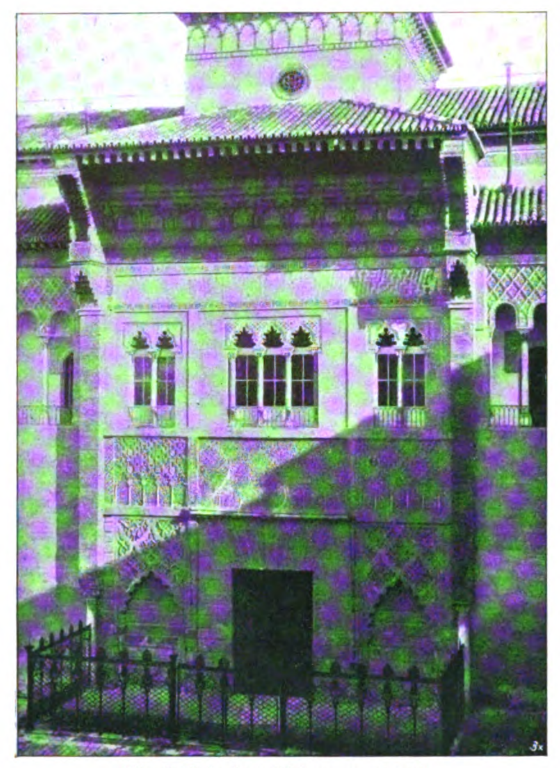
Fast alle Reisenden beginnen den Besuch Andalusiens mit der alten Kalifenstadt Cordova. Ein merkwürdiger Ort. Über keinen anderen hört man so verschiedene, so sich durchaus widersprechende Urteile. Die Maler schwärmen für die engen, schmutzigen Straßen mit den unscheinbaren Häuschen und den weißen, einförmigen Mauern, über die nur hier und da ein Orangenbaum seine immergrünen Blätter neugierig herüberstreckt, für die kleinen Plätze und die verfallenen, unbewohnten Paläste, die meisten anderen überkommt bei diesen Bildern ein Gemisch von Traurigkeit und Langerweile. Und wenn es nun gar trübes Wetter ist, schwere Wolken am Himmel einherziehen, auf dem holperigen Pflaster sich gelbliche Wasserlachen angesammelt haben und vor den Kaffeehäusern kein Tisch und kein Stuhl den Spaziergänger einlädt, wie öde sieht dann selbst die berühmte Stadtpromenade, der Paseo del Gran Capitan aus! Aber auch die in allen Zungen überschwenglich gepriesene große Moschee hat mich ziemlich kalt gelassen, ganz abgesehen davon, daß die an und für sich nicht geschmacklosen Einbauten der christlichen Zeit keinen reinen Genuß aufkommen lassen. Oftmals ist der Eindruck der Hunderte von niedrigen islamitischen Hufeisenbogen tragenden Marmor-, Porphyr- oder anderen Säulen mit dem eines Fichtenwaldes verglichen worden. Aber wenn man von einem Walde sagt, er sei feierlich ernst wie eine Kirche, so mag man an hochragende Stämme denken, deren Zweige sich in schwindelnder Höhe zu einem Dache ineinander ranken. Der Eindruck des zum Himmel Strebenden ist nun einmal seit der Gotik von unserer Vorstellung eines Gotteshauses unzertrenn-

lich. Hier aber wird man so recht fühlbar am Irdischen festgehalten. Der Islam ist eben nicht die Religion der durch den Himmelsraum schwebenden Engel, sondern der irdisch liebreizenden Huris. Als einstmals der Plafond noch in vollen Farben erstrahlte und Hunderte kostbarer Kronleuchter ihr Licht ausgossen, muß der Raum völlig sinnbethörend gewirkt haben. Allein, ließe sich nicht derselbe Eindruck, ja ein noch imposanterer in einem viel kleineren Raum durch geschickte Spiegelungen erzeugen? Wider Willen mußte ich an den Wunderpalast auf der Weltausstellung denken. Die kostbaren Mihrâbs aber, diese mit einem Reichtum sondergleichen ausgestatteten allerheiligsten Gebetnischen, sind von Junghändel und anderen so vorzüglich aufgenommen worden, daß man sie daheim mit mehr Genuß und Nutzen als an Ort und Stelle studieren kann.

So habe ich denn rasch mein Bündel wieder gepackt und bin nach Sevilla gezogen. Hier bin ich nun endlich in dem Spanien, das ich geträumt habe. Heute, am 1. Dezember, hat es den ganzen Tag geregnet, und doch ist es so warm, daß man im Freien sitzen kann. Auf der Calle de Sierpes wimmelt es von fröhlichen Menschen. Das ist nun etwas ganz Einziges, diese „Schlangenstraße“: eine Hauptverkehrsader ohne Wagen und Pferde oder Esel, aber umrahmt von den schönsten Cafés, den vornehmsten Klubhäusern und den elegantesten Läden in den lustig angestrichenen Häusern und erfüllt von dem vergnügtesten, harmlosesten Gedränge. Heute liegt freilich noch etwas ganz Besonderes in der Luft. Wir befinden uns am Abend einer Lotterieziehung, und die Aufregung ist um so größer, als das letzte Mal das große Los in die Tabaksfabrik gefallen war. Es hatte hundert Peseten gekostet, allein man hatte es gezehntelt und die Zehntel dann wieder gezehntelt und die Hundertstel schließlich halbiert und geviertelt. Trotzdem hatte jede Spielerin noch einige hundert Peseten ausgezahlt bekommen.

Auch mein Hotel hat nun endlich einen ganz südlichen Charakter. Ich wohne zu ebener Erde, und mein Zimmer geht auf der einen Seite auf das Patio, in dem ein Springbrunnen zwischen schönen Blattpflanzen das Abendlied murmelt, auf der anderen Seite nach einem Gärtchen, in dem reife goldene Apfelsinen an den Bäumen hängen. Das Zimmermädchen hat soeben das Bett gemacht, den Moskitovorhang zugezogen — denn hier muß man selbst im Winter auf der Hut sein — und mir gesagt, wenn ich sie brauche, solle ich nur Lucia rufen. — Lucia! Ach, ich hatte mir unter dem Namen immer etwas ganz anderes vorgestellt als ein schieläugiges und zahnlückiges, wenn auch gutmütiges altes Frauenzimmer.

Toledo, das ist die Kathedrale oben auf dem Berge, Ritterlichkeit und thatkräftiges Christentum, Granada, das ist die Erinnerung an orientalische Prachtliebe und Üppigkeit, Sevilla ist der Inbegriff des heutigen Andalusiens: Apfelsinen und Myrten, Mantillen und Mandolinen, Singen und Lachen. Arme giebt's wohl auch, aber man bemerkt sie nicht so, wenigstens wird man fast nirgends angebettelt. Von Schönheit und Grazie darf man keine allzu hohen Begriffe mitbringen, sonst wird man leicht enttäuscht. Was hat man nicht von den andalusischen Tänzerinnen gehört! Nun, sie scheinen nicht ganz leicht zu finden zu sein. Soeben war ich auf der Suche nach ihnen, nicht in einem der Lokale, die nur für den Fremden berechnet sind, sondern in einem rechten Volkstingeltangel. Das Patio eines verräucherten alten Hauses, darüber eine simple Sackleinwand, die den Regen abhält, das war der Theaterraum. Nicht ein Plätzchen schien frei zu sein, als ich eintrat. Kein Wunder! bezahlt man doch kein Eintrittsgeld — sondern nur das, was man verzehrt. Endlich entdeckte ich dicht vor der Bühne ein paar leere Sitze auf Bänken, für die man dos reales, etwa dreißig Pfennig, erhob. Oh, ihr Träume von Grazie und Munterkeit und feurigem andalusischem Wesen! Zuerst traten vier Bolero-Tänzerinnen auf, drei häßliche und eine hübsche, in verblichenen Kostümen, die dicken Beine in rosawollenen Strümpfen und ausgetretenen Schuhen, eine unbeschreibliche Müdigkeit auf den viel zu stark geschminkten Gesichtern. Dann kam eine größere Gesellschaft. Ein ganz anderes Bild und doch im Grunde dasselbe. Ein alter Mann mit seiner Guitarre im Hinter-



Die Fassade des Alcázar zu Sevilla.

der Postbeamte schiebt sie höchstens ein wenig in den Mundwinkel, wenn er die Briefe durchsieht, auf den Straßen pafft der kleinste Bengel vergnüglich vor sich hin. Ja, mein Tischnachbar — und er ist nicht der einzige, beileibe! — kann es sich nicht versagen, nach jedem Bissen einen Zug zu thun. Nur in der Kirche wird nicht geraucht, ein Wunder, daß die Leute da überhaupt noch fromm sind.

Natürlich bin ich auch gleich am ersten Tage in der Tabaksfabrik gewesen, die nun einmal jeder besucht, um — wohl immer vergeblich — — seine Carmen zu suchen. Gegen viertausend Arbeiterinnen werden hier beschäftigt. Wenn man die riesigen Säle betritt, die abends elektrisch erleuchtet sind, so glaubt man sich in eine Art Markthalle versetzt. Die bunten Flecke aber, die das Bild beleben, stammen nicht von Früchten und Gemüsen, sondern von den Brusttüchern der Cigarreras. Viele sind jung, manche hübsch, die meisten aber alt und häßlich. Und das wispert und pispert wie in einem Bienenstock. Hin und wieder ertönt wohl auch das Schreien eines kleinen Kindes, denn Carmens Gevatterinnen sind zum Teil sehr manierlich verheiratet und bringen Kinderwagen und Kinderstühlchen zur Fabrik mit.

Nicht nur die Sehenswürdigkeiten sind in den verschiedenen Städten verschieden, sondern auch die Art, sie zu genießen. In Madrid geht man stracks in die Museen, in Toledo in die Kirchen, hier möchte man am liebsten sein Reisebuch zu Hause lassen, nur schlendern, immer schlendern, mit offenen Augen um sich sehen und alles andere dem Zufall überlassen. Und wieviel giebt's hier zu beobachten! Als ich aus der Fabrik heraustrat, sah ich eine Gruppe junger Burschen, die ihr Torospiel machten. Torospiel, das ist für die spanischen Jungen das, was für die unseren „Räuber und Soldaten“ ist, nur daß sie es mit noch viel größerer Leidenschaft spielen. Früh übt sich, was ein Meister werden will. Der eine bekommt ein Brett, auf das gar zierlich ein Fell und

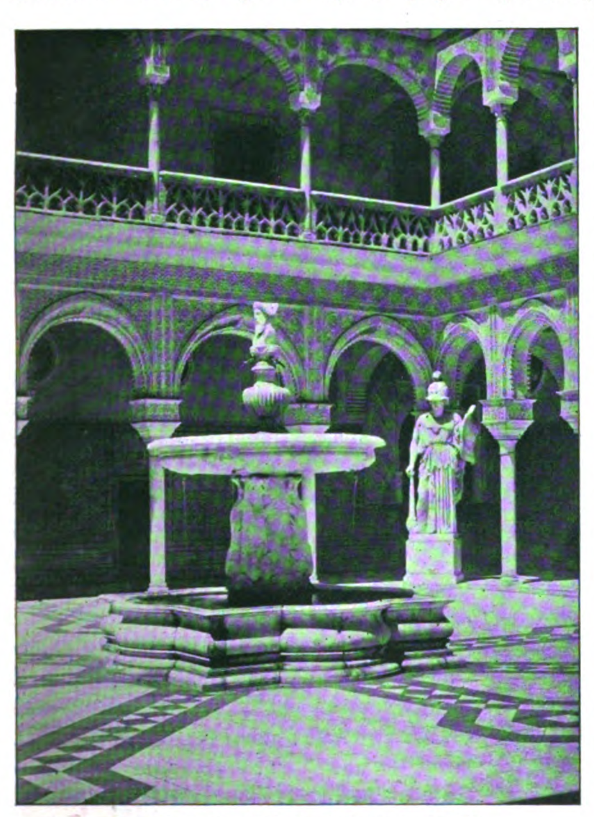
grunde, ein paar junge Männer von schwindsüchtigem Aussehen mit dicken Tüchern um den Hals, ein paar alte und zwei jüngere Weibsbilder, eine Negerin. Dieselben gelangweilten Mienen, dasselbe schlampige Kostüm. Sie tanzten andere Tänze und dann auch die flamenca, diesen langen, unheimlich sinnlichen, schwülen und entnervenden Tanz, für den man das Naive und das Dämonische, das Heitere und das Tragische gleich beherrschen muß, diesen Tanz, der so schwer ist, daß die jungen Mädchen schlechte Tänzerinnen und die guten Tänzerinnen nicht mehr jung sind. Ich hatte ihn schon viel besser gesehen. Das Amüsanteste war eigentlich die Negerin, die zwischen den Tänzen mit unbeschreiblichem Phlegma Purzelbäume schoß, zum größten Gaudium der guten und harmlosen Plebs von Sevilla.

Hätten wir nicht halb im Freien gesessen, es wäre vor Tabaksqualm nicht auszuhalten gewesen. Nirgends in der Welt wird nämlich so viel geraucht wie in Sevilla. Der Kellner nimmt seine Cigarette nur für Augenblicke aus dem Munde, während er bedient,

zwei Hörner genagelt sind, das ist der Stier. Der Espada erhält ein rotes Schnupftuch und einen hölzernen Stab, die anderen versehen sich ebenfalls mit bunten Tüchern, und nun geht's los. Wie oft hatte ich das schon beobachtet. Diesmal aber war es besonders interessant, denn ein junger Mann von achtzehn Jahren dirigierte das Ganze mit merklichem Verständnis. Als er mich sah, gebot er Einhalt, kam auf mich zu mit vollendeter Grandezza und fragte: Moussieu est Franzes? Nein, war meine Antwort, aber ich habe lange in Frankreich gelebt. Oh, ich liebe Frankreich, ging es nun in einem ziemlich geläufigen, wenn auch schauderhaft ausgesprochenem Französisch, ich habe in Narbonne und Perpignan gearbeitet, charmante Leute und connaisseurs in Stierkämpfen. Wollen Sie nicht näher treten? Und nun kam ich mir vor wie weiland König Ludwig, als vor ihm allein im Münchener Hoftheater Vorstellungen gegeben wurden.

Dabei gerät man denn wohl auf den Gedanken, ob diese Jungen überhaupt je zur Schule gehen. Daß es mit der Schulbildung nicht allzu gut bestellt ist, weiß man ja; nur wollen die Spanier es nicht gelten lassen. In meinem Hotel hängt eine statistische Karte, deren Verfasser nachzuweisen sucht, daß das Königreich in dieser Hinsicht wenn auch nicht den bevorzugtesten Völkern wie Deutschland und Schweden ebenbürtig, so doch vielen anderen, z. B. Österreich und Portugal, weit voraus sei. Dazu will nun freilich der Anschlag nicht recht passen, den ich in Cordova an den Mauern fand, daß die Eltern ihre Kinder während der Schulzeit sich nicht bettelnd herumtreiben lassen sollten. Im „Progreso" stand neulich ein begeisterter Artikel über den deutschen Schulmeister, der den Krieg von 1870 gewonnen habe, der unterrichtet, arbeitsam, würdig, gut besoldet, angesehen bei der ganzen Gesellschaft und geachtet von jung und alt sei. Du ahnungsloser Engel von Journalist!

Die Kathedrale hat mir keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen. Die Spanier benennen ihre berühmtesten Kirchen: Toledo die reiche, Salamanca die starke, Oviedo die heilige, Leon die schöne, Sevilla die große. Das ist bezeichnend. Größe ist kein Qualitätsbegriff, nicht das Großsein, sondern das Großscheinen, das Erhabene macht den Eindruck. Und auch hier wird die Wirkung durch den Choreinbau zerstört. Vor allem aber ist die Kathedrale ein wenig zu schwerfällig für Sevilla, man merkt, daß sie das Werk nordischer Künstler ist.



Das Patio der Casa de Pilatos in Sevilla.

Als Schutzpatron von Sevilla könnte man mit Fug und Recht den Maler Murillo bezeichnen. Murillo im Dom, Murillo im Museum, im Krankenhaus, in den Privatsammlungen und bei den Trödlern, Murillo überall. Warum ist uns Murillo, der volkstümlichste aller spanischen Maler und eine der liebenswürdigsten Erscheinungen der gesamten Kunstgeschichte, heute ein wenig fremd geworden, so zwar, daß manche ihn geradezu in Schutz nehmen zu müssen glauben? Reaktionen

schießen immer ein wenig über das Ziel hinaus. Er stand zu hoch, das fühlte man, und nun hat man ihn eine Stufe zu tief gerückt. Mit der Zeit wird ein Ausgleich kommen. Notwendig aber war die Reaktion von dem Augenblick an, wo man Velazquez und Ribera besser kennen lernte. Man stelle nur einmal seinen Franziskus neben den des Ribera in Madrid! Welcher Ernst, welche Kraft, welche wahrhafte Ekstase ist in diesem! Wie verzuckerter Wein kommt einem daneben das Murillosche Werk vor! Wer sich mit dieser Art Religion zufrieden giebt, mag's meinetwegen thun. Und dann diese Unzahl von „Conceptionen". Unter einer unbefleckten Empfängnis stelle ich mir ein von unendlicher Mystik erfülltes, über alles Irdische hinausgehobenes, zu inbrünstiger Andacht auf die Knie zwingendes Gemälde vor, ein Werk, wie es der Künstler nur ein einziges Mal in seinem Leben schafft. Der Marienkultus, das ist das Sublimste, Unantastbarste in der ganzen katholischen Religion. Murillo aber malte die Empfängnis dutzendweise auf Bestellung. Immer dasselbe liebliche Modell mit denselben niedlichen pausbäckigen Engelein in denselben Wolken, das Ganze in demselben anmutigen Kolorit. Ich glaube, Murillo hat das selbst gefühlt, seine Lieblingskinder sind der Tinoso, der Aussätzige, in Madrid, seine Bettelknaben in München, die Geburt der Maria und die Engelküche in Paris, das Genrehafte im Weltlichen und im Religiösen. Selbst die Tragödie wurde ihm zum Genrebilde. In der Caridad zu Sevilla malte er zwei seiner berühmtesten Bilder: Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, und die Speisung der Zehntausend, also den Durst und den Hunger. Daß der Durst eines ganzen Volkes etwas Fürchterliches hat, ist ihm nicht in den Sinn gekommen, die Leute gebärden sich nicht wie Verschmachtende, sondern wie Touristen, die nach einer heißen Wanderung eine frische Quelle freudig begrüßen. Das Hübscheste sind eigentlich die entblößten Arme und Busen der jungen Frauen.

Wenn man nun alle die Murilloschen Bilder gesehen hat, dann überkommt einen eine wahre Sehnsucht nach etwas Kräftigem, Herbem, Wahrem, und sei es selbst abstoßend realistisch. Selbst die berüchtigten Bilder von Valdez Leal in der Caridad wirken dann erlösend, ganz abgesehen davon, daß sie koloristisch denen Murillos überlegen sind. Auf dem einen tritt der Tod mit langen Schritten in ein glänzendes Gemach, das mit allen Abzeichen menschlicher Macht und mit allen Wundern menschlichen Fleißes und menschlicher Gelehrsamkeit angefüllt ist, und löscht das Licht aus. Noch bekannter ist der tote Bischof gegenüber. Den Stab im Arm, die Tiara auf dem Haupte, liegt er da im offenen Sarge, Gesicht und Knochengerüst noch mit einigen Hautfetzen bedeckt, die von Würmern wimmeln, die Beine schon ganz Skelett, Handschuhe und Fußbekleidung völlig zerfallen.

Doch hinweg mit diesen Bildern des Grausens, sie passen ja gar nicht zu Sevilla, der leichtlebigen, fröhlichen Stadt. Gehen wir lieber hinüber nach der anderen Seite der Stadt, zum Alcázar. Über diesen hört man die seltsamsten Urteile. Die einen sagen, er sei viel eindrucksvoller als die verfallene Alhambra, die anderen, er wirke überhaupt nicht mehr, wenn man diese kenne. Nun, ich glaube nicht, daß er sie zu ersetzen vermag. Diese ist ein geschlossenes Werk, durch maurische Könige in einem maurischen Reiche von maurischen Baumeistern ausgeführt. Beim Alcázar waren zwar auch Mauren die Ausführenden, aber sie mußten sich ihren christlichen Auftraggebern doch in gar manchem fügen. Und wie vieles ist durch spätere Zuthaten und Restaurationen verschimpfiert worden! So ist z. B. dieses Unding von Saal der Gesandten entstanden, in dem die kunstlosen Bildnisse der spanischen Könige der maurischen Ornamentik geradezu Hohn sprechen. Aber wenn man noch nicht viel von arabischer Kunst gesehen hat, wirkt der Bau doch verblüffend, und manches gehört selbst für den Kenner zu den feinsten Leckerbissen.

Ich muß gestehen, für mich waren die Gärten das Schönste, trotz der Dezemberstimmung. Der alte Gärtner, der mich führte, vergnügte sich damit, mir Wohlgerüche zusammenzustellen, und wahrhaftig, er band Heliotrop und Jasmin, Verbenen und Rosen zu einem stark duftenden Strauße. Aber sie alle blühten doch nur ganz vereinzelt, wirklich kräftig hoben sich aus dem Grün nur die starkbelasteten Apfelsinenbäume



Ansicht der Alhambra in Granada.

heraus. Wie zauberhaft müssen diese Gärten im Frühjahr und Sommer sein!

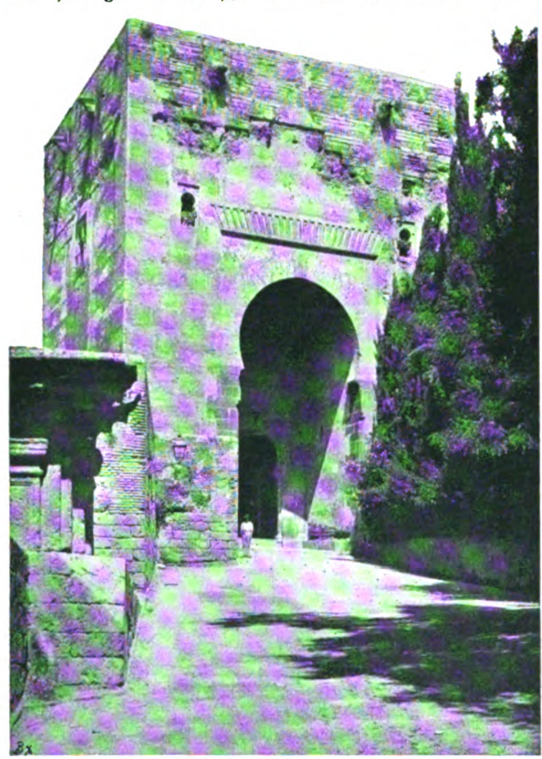
Besonderen Spaß machte es dem alten Manne, mir die geheimen Wasserkünste zu zeigen. In allen größeren Alleen befinden sich kaum sichtbare kleine Löcher, die mit der Wasserleitung in Verbindung stehen. Während die Höflinge Peters des Grausamen in edlem Wettstreite das Badewasser ihrer schönen Gebieterin Maria de Padilla austranken, vergnügte sich der Herrscher damit, verborgene Fontänen unter den Röcken der erschrockenen Hofdamen spielen zu lassen.

Noch besser fast als der Alcázar will das Haus des Pilatus zu Sevilla stimmen. Es liegt im Osten der Stadt, weit über die Universität und den Markt hinaus. Die Straßen sind hier so eng wie in Toledo, aber besser gehalten und viel belebter. Ja, es gehen sogar Trambahnen hindurch, so daß der Fußgänger sich ängstlich an die Wand drücken muß, um nicht überfahren zu werden. Don Pedro Enriquez de Ribera hat das Haus im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts begründet, als er von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande heimgekehrt war. Ob er nun selbst seinen Landsleuten hat etwas vormachen wollen, oder ob das Gerücht ganz von selbst im Volksmund entstand, kurzum das Haus galt bald für eine getreue Nachbildung des Hauses des Pilatus zu Jerusalem. Pedro und seine Nachfolger aber ließen sich das gern gefallen und halfen dem Aberglauben noch nach, der erst recht durch Papst Pius' V. Schenkung einer Nachbildung der Staupsäule Christi erhärtet wurde. Man wird in den Saal der Geißelung, ins Prätorium, in den Saal der Wachen geführt und erblickt sogar hinter einem Gitterfenster das Abbild des Hahnes, der „dreimal krähete“. Und der Führer erzählt das alles so treuherzig, daß man schließlich nicht nur an die Treue der Nachbildung glaubt, sondern sogar auf dem Schauplatz der Leidensgeschichte selbst zu stehen glaubt. Erst auf dem Dache erwacht man aus dem Traume. Da blickt man nicht auf jenen Platz in Jerusalem, wo die Juden Barrabam frei und Christum gekreuzigt haben wollten, sondern auf eine echte Sevillaner Vorstadtstraße mit einer Limonadenbude und vorbeiwandelndem Rindvieh.

* *
*

Da säße ich nun wirklich in der Alhambra zu Granada, in dem „Zimmer der beiden Schwestern“, unter denen man sich übri-

gens nicht liebreizende Sultaninnen, sondern gewaltige Marmorplatten vorzustellen hat, an dem mit Majolikafliesen geschmückten Erkerfenster, das auf das liebliche Patio de Daraxa geht. Ein paar herrliche Cypressen, in denen kaum hörbar der Wind säuselt, reichen bis zu mir herauf, von unten aber grüßen mich reife Apfelsinen, Myrtensträucher und blühende Mandarinenbäume. Das also ist der an Erinnerungen so reiche und von Legenden umwobene Palast der letzten Maurenfürsten. Das Thor des Saales geht auf den Löwenhof mit seinem von phantastischen, unwahrscheinlichen und doch eindrucksvollen Tieren getragenen Springbrunnen und seinen zierlichen Säulenhallen, gegenüber liegt der Saal der Abencerragen, jenes unglücklichen Geschlechtes, dessen schauerliches Ende durch Chateaubriands Roman berühmt geworden ist, links davon der Gerichtssaal. Aber ach! die Brunnen springen nicht mehr, von den Balkonen klingt kein Lautenspiel, und kein Rauschen seidener Gewänder tönt an unser Ohr. Alles ist still, der Palast scheint sich zu wiegen in der feierlich erhabenen Ruhe. Nur dann und wann höre ich einen fernen Hahnenschrei, oder summt eine Biene an meinem Ohre vorüber. Ein- oder zweimal am Tage werde ich allerdings durch Menschenstimmen gestört. Ein Führer kommt mit Touristen, Engländern oder Franzosen, vorüber. Er leiert sein Sprüchlein herunter, und sie sehen hinauf nach den Kuppeln oder hinunter auf das Marmormosaik und verstehen nichts und gehen weiter. Und dann ist's wieder still, ganz still. So gut wie Washington Irving und Theophile Gautier habe ich es freilich nicht, die unter all diesen Wundern wohnen durften, aber viel besser als die meisten anderen. Wenn ich früh komme, bringt mir ein Diener einen Stuhl, und ich zünde mir eine Cigarette an und blase die Wölkchen in die Luft und träume, allein, stundenlang ganz allein. Und komme mir vor wie ein verwunschener Prinz in seinem Märchenschlosse. Giebt es denn keine Scheherezade mehr, die sich zu meinen Füßen setzt und mich anschaut mit den dunklen Augen aus dem verschleierten Gesicht und mir Geschichten erzählt voll unerhörter, glühender, wilder Pracht? Ach, Irving ist keine Scheherezade, so anmutig und poetisch die Skizzen sind, die er vor siebzig Jahren hier oben niedergeschrieben hat. Wenn ich der Kalif wäre, so träume ich, wenn ich der Kalif wäre .. Aber schon geraten die Gedanken auf Abwege. Der Blick ist auf jenes unentwirrbare, geheimnisvoll verlockende Etwas gefallen, das man arabische Ornamentik nennt. Geometrische Figuren und konventionell umgemodelte Naturformen verschlingen sich seltsam. Bald meine ich Tannenzweige zu sehen, bald Karpfen, die nach unten schnellen, und dann sind's wieder nur Schriftzeichen, die den Erbauer der Burg verherrlichen und den Gott, der den Segen dazu gab. Und dann schweift das Auge hinauf zur Kuppel, zu diesem kostbaren, phantasievollen Labyrinth unzähliger kleiner Kuppeln, die alle verschieden sind. Eine Stalaktitenhöhle voll unendlicher Pracht; eine Honigwabe, in der jede Zelle kunstvoll

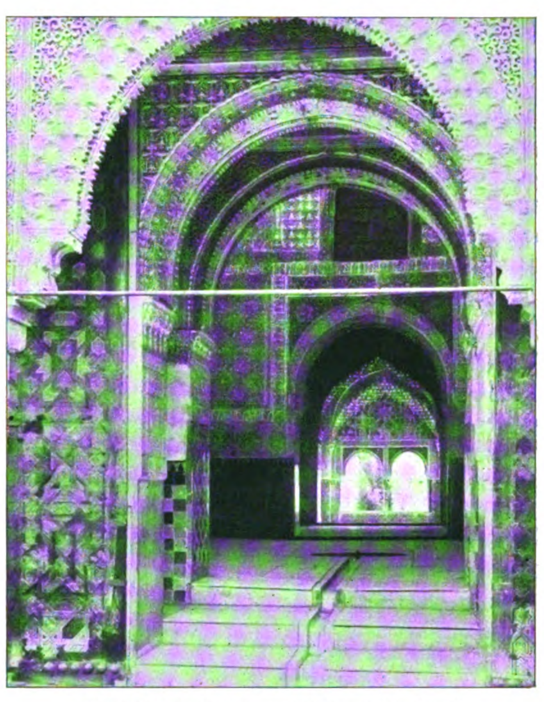


Das Gesetzesthor der Alhambra.

ausgestattet und in immer neuen Farbenzusammenstellungen ausgemalt ist. Sind es Künstler, die das gemacht, sind es nicht vielmehr Kinder, die sich damit amüsierten, Stück neben Stück zu kleben, nur der Laune und nicht dem Verstande folgend? Als ich ein kleiner Knabe war, da schlief ich in einem Zimmer mit einem Friese voll unauflösbar verwickelter Linien; und wenn ich einmal krank im Bette bleiben mußte, da vertrieb ich mir die Zeit damit, dieses Chaos zu entwirren. So ähnlich geht mir's heute ... Wenn ich der Kalif wäre, dann ließe ich mich hinunterbringen in die köstlichen marmornen Badegemächer und von den heißen Dämpfen umspielen. Und dann legte ich mich hier oben auf einen köstlichen Diwan, rauchte meine Pfeife und schlummerte ein. Und wenn ich wieder aufwachte, dann müßten Sklaven mir Kühlung fächeln und schwarze Dienerinnen mir Kaffee in japanischen Eierschalentassen bringen und von den Galerien die zartesten Saitentöne erklingen und Mädchen voll seltsamster Schönheit in wunderbar schillernden seidenen Gewändern ihren Reigen aufführen. Und dann ... ja dann? Ist es nicht die Eigenschaft aller Träume, dann abzubrechen, wenn es am schönsten oder am schrecklichsten wird?

Habe ich dann lange genug im Zimmer der Schwestern gesessen, dann gehe ich wohl auch hinüber zu Irvings Lieblingsplatze, der Sala de los Embajadores, zu der man vom Myrtenhofe aus mit seinem stillen Goldfischteiche gelangt. Dort ist es nicht minder schön. Und wenn man sich über die Fensterbrüstung lehnt, dann schaut man in einen schwindelnden Abgrund, in dem ganz unten der Darro rauscht, und gegenüber auf den seltsamen Albaicin, den Hügel, wo die Zigeuner hausen.

Mittlerweile aber fängt es an kühl zu werden, und ich besinne mich, daß wir nicht im Frühling oder Sommer, sondern im Dezember stehen. Dezember und blühende Blumen und knospende Bäume und zwitschernde Vögel! Drüben im Löwenhof giebt's wohl noch ein wenig Sonne, aber auch in ihm wird der Aufenthalt bald ungemütlich werden. Und so gehe ich hinauf zu meinem dritten Lieblingsplatze, zu dem Gärtchen am



Durchblick durch den „Saal der Schwestern“ nach dem Patio de Daraxa.

Velaturm. Ich liebe nicht die Rundsichten und erst recht nicht die Fernsichten, bei denen der Führer uns jeden Hügel und jede Ortschaft mit Namen bezeichnet und obendrein mit dem Fernrohr dem Auge nachzuhelfen bemüht ist. Und wenn schon im Buche bei einem Turme vermerkt ist „unbegrenzte Aussicht“, so steige ich sicher nicht hinauf. Hier unten aber ist's wundervoll. Die Nachmittagssonne kommt von halbrückwärts und vergoldet mit ihren Strahlen den Turm, an dem sich blühende Schlingpflanzen emporranken, blaue und weiße. Hinter mir liegt die Stadt und die Vega, die weite, fruchtbare Ebene, nur ganz von ferne, ganz dumpf klingt ihr Geräusch zu mir herauf. In dem Garten blühen die Blumen und duften die Blätter der Myrtensträucher, und des Gärtners Töchterchen kommt mit einer Rose, die sie soeben abgeschnitten hat, und steckt sie mir ins Knopfloch. Ein leises Lüftchen macht die prächtigen Ulmen Irvings erzittern, es genügt, um die

müden gelben Blätter von den Zweigen zu lösen und zu Boden rascheln zu lassen. Vor mir aber liegt das herrlichste Panorama, das sich nur denken läßt, Sommer und Winter in einem. Zunächst ein weites wogendes Meer von Gelbrot, das rechts von weißen Häusern mit grauen Dächern, links von den braunroten Festungstürmen begrenzt wird: der obere Teil des Parkes. Über ihm kommt ein grüner, ebenfalls mit weißen Häusern wie mit Edelsteinen geschmückter Hügel, dann nackte, braungraue, stumpfe Bergkegel mit hier und da ein wenig Rot und endlich, über und über mit frischem Schnee bedeckt, die Kette der Sierra Nevada im hellgoldenen Sonnenschein. Die Schweiz, nur milder, nur farbiger, nur nuancenreicher, nur formschöner. Die Berge haben etwas Weiches, Warmes, gar nichts Schreckenerregendes. Es ist, als ob ein feiner Zuckersand auf ihnen läge. Daß jemand von ihnen abstürzen könnte, erscheint unmöglich. Und doch sind sie 3400 Meter hoch.

In der Ebene ist es schon ganz dunstig geworden, oben aber wird es immer klarer. Die letzten Wölkchen sind verschwunden. Und wie die Sonne nun ganz hinuntersteigt, liebkost sie die Sierra mit ihren letzten Strahlen und macht sie tief erröten, ähnlich dem Alpenglühen der Schweizer Berge, und doch anders. Es ist kein einfaches Rot, sondern ein Schimmern und Flimmern in allerlei Farben, Violett, Blau, Grün, wie in einem Opal. Plötzlich aber sind die Berge ganz bleiern und der Himmel ganz braunrot.

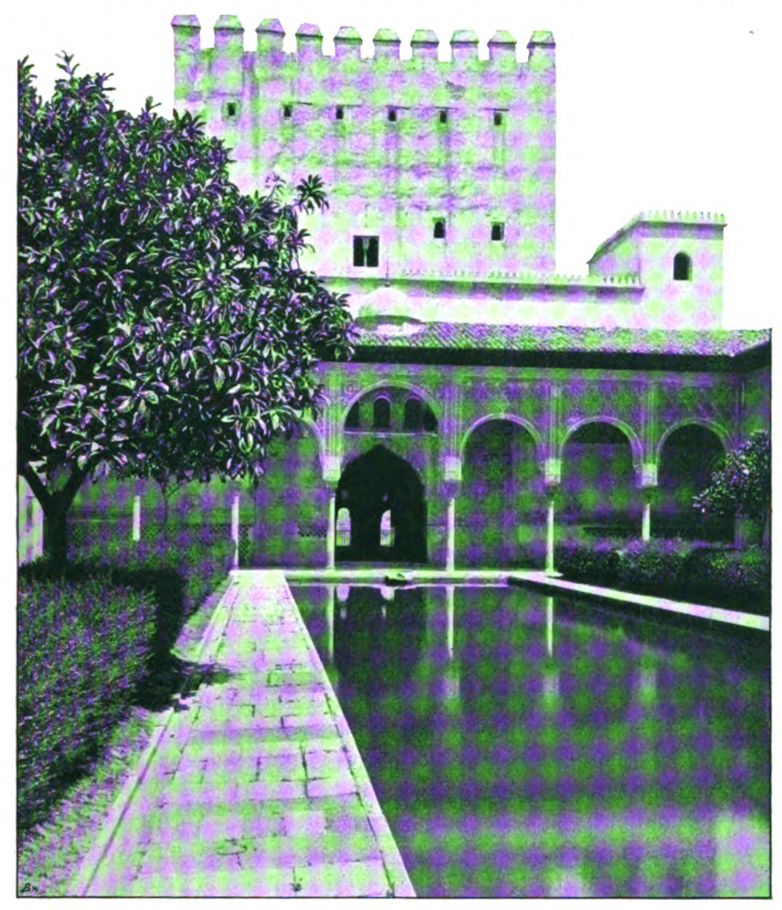
Und dies alles, dieses überwältigende Naturschauspiel ist für mich ganz allein. Keine Menschenseele stört mich in meinem Genießen. Hundert Schritte von mir harkt der Gärtner ruhig seinen Sand, das einzige menschliche Wesen ringsum.

Aber nun hurtig hinunter, denn eisig weht schon der Wind vom Gebirge her, und im Park zündet man bereits die Laternen an. Unten aber in der Stadt ist's Winter. Die Leute gehen genau so vermummt wie in Burgos und Toledo, und über Nacht wird's vielleicht frieren ...

Nur einmal bin ich oben auf der Alhambra geblieben, am Tage des Vollmonds. Da bin ich hinübergegangen zu dem Photographen, der bei der kleinen Kirche wohnt — da oben nämlich giebt es eine ganz kleine Kolonie —, und habe lange bei ihm gesessen und schöne Sachen angesehen. Und dann habe ich meinen Mantel umgehängt und bin hinausgetreten auf den Platz, wo die Aussicht auf den Darro hinuntergeht. Unten in der Stadt glommen Tausende von kleinen Lichtchen, und die Silhouetten der gleichförmigen grauen Häuser und der zahlreichen Kirchtürme zeichneten sich deutlich ab. Gegenüber aber ragte die Bergkette, auf der das Generalife und die Silla del Moro liegt, wie eine drohende schwarze Masse mit scharfen Umrissen empor. Und nun stieg der Mond herauf und warf sein volles Licht auf das alles. Wie eine Schildwache kam ich mir vor, die hier einsam herumwandelte, um den Palast des Sultans zu bewachen. Aber nein, der Palast Karls V., durch dessen gähnende Fensterhöhlen die Strahlen des Mondes fielen, erinnerte mich gar bald daran, daß ich mich unter Ruinen befand. Mehr noch als das Palacio árabe verkündet dieser Bau die Vergänglichkeit aller irdischen Macht. Die Werke der Mauren haben der Zeit ihren Tribut zahlen müssen und bedürfen der sorgsamsten Pflege, der stolze Renaissancebau aber ist nicht einmal fertig geworden. Und leibhaftig stand das Bild von Tizian vor mir, das ich im Prado gesehen: Karl V. bei Mühlberg, diese Figur, in der die ganze Tragik eines revolutionären Zeitalters verkörpert zu sein scheint.

Die Stadt Granada ist gerade so arm wie Burgos und Toledo, ja vielleicht noch ärmer. Aber die Armut hat einen ganz anderen Anstrich, wir sind eben in Andalusien und nicht in Kastilien. Dort ist sie mit ohnmächtigem Trotze, hier mit unbekümmerter Genügsamkeit gepaart. Es giebt nur zwei Sorten von Leuten in Granada, sagt einmal Irving, die ganz Reichen, weil sie nichts zu thun brauchen, und die ganz Armen, weil sie nichts zu thun haben. Wovon so eine Familie lebt, das ist kaum zu glauben. Ein paar Zwiebeln, ein bißchen Knoblauch, einige dicke Erbsen, ein altbackenes Brot und hier und da eine Apfelsine, weiter gehen ihre Wünsche nicht. Aber eine Guitarre gehört zum Hausrat und Kastagnetten und ein buntes Tuch um die Schultern der Mäd-

chen und Sonntags eine Rose ins sorgsam aufgesteckte Haar. Pferde giebt's nur wenig, dafür hört man überall das Geschrei der Esel und das Glockengetön der Ziegen, die mitten auf der Straße gemelkt werden. Die Hauptstraßen sind leidlich reinlich, kommt man aber in entlegene Viertel, so starrt einem ein entsetzlicher Schmutz entgegen. es dann ans Bezahlen ging, zog ich meinen Beutel, doch da wurde der gute Mann ganz wütend, er habe mich eingeladen und nicht ich ihn. Und doch betrug die Rechnung mehr als die Hälfte seines kaum mehr als eine Mark betragenden Tagesgehaltes. Übrigens sind die Leute hier zu Lande äußerst trinkfest. Ich sah Männer große Wasser-



Der Myrtenhof in der Alhambra.

Giebt es doch dort weder Müllkästen noch Latrinen, noch irgend eine Art von Kanalisation.

Gestern hatte ich mich mit einem Schutzmann lange unterhalten. Am Ende forderte er mich auf, mit ihm in eine kleine Kneipe zu gehen; in der es einen vorzüglichen Wein vom Fasse gäbe. Es war ein rauchgeschwärztes Gelaß unter der Erde, angefüllt von Tabaksqualm, durch den man nur schwer die umhersitzenden Gestalten erkennen konnte, aber der Wein war wirklich vorzüglich. Als

gläser Südweins hinunterstürzen, wie ein Student seinen Bierjungen trinkt, und mein Führer warnte mich davor, es ihnen nachzuthun. Wo ist da die vielgerühmte spanische Nüchternheit?

Von diesem Führer muß ich noch einiges erzählen. Er heißt Mariano und ist der Neffe des Photographen oben auf der Alhambra. Statt aller Anpreisungen überreichte er mir beim Zusammentreffen ein Täschchen, das über und über mit Visitenkarten von Deutschen angefüllt war, dann

ein anderes mit französischen und ein drittes mit englischen. Da fand ich denn manchen berühmten Namen und selbst einen persönlichen Bekannten. So wurden wir bald handelseinig.

Mit Mariano war ich auch auf dem berühmten, über und über mit graugrünen Kaktus und Opuntien bewachsenen Albaicin, der nächst der Alhambra das Merkwürdigste in Granada ist. Seit 1532 hausen hier in in den Berg gegrabenen Höhlen (cuevas) die Gitanos oder Zigeuner. Schmale Straßen ziehen sich im Zickzack hinauf, an jeder ihrer Windungen sitzt ein Zollwächter; denn der Zigeuner ist der Schmuggler, wie er im Buche steht. Ob man denn nicht Angst haben müsse, von ihnen bestohlen zu werden, fragte ich meinen Führer. „O nein," war die Antwort, „in meiner Gegenwart jedenfalls nicht, denn sie kennen mich von Kindesbeinen an, und auch ich kenne sie fast alle mit Namen. Und außerdem haben sie Angst vorm Krankenhaus." „Vorm Krankenhaus?" fragte ich erstaunt. Und nun erfuhr ich, daß hier eine Art Lynchjustiz herrscht, daß ein in flagranti ertappter Zigeuner fast tot geprügelt wird. „Aber auf eins mache ich Sie aufmerksam," fuhr Mariano fort, „geben Sie ihnen nur dann Geld, wenn ich es Ihnen sage. Wer einmal einem bettelnden Zigeuner ein Soustück gegeben hat, hat die ganze Bande auf dem Halse." Und so blieb ich denn taub vor den jungen Mädchen mit dem goldbronzenen Teint und den kohlschwarzen Haaren, vor den funkelnden Augen der Frauen, die in meiner Hand lesen wollten, vor den schreienden zerlumpten Kindern und den daherwackelnden Alten. Und wir gingen hinein in die Höhlen, schüttelten die braunen Hände und tranken Wein mit ihnen. Die Wohlhabenden haben drei Zimmer, das heißt einen Wohnraum, einen Schlafraum und einen Raum für das Vieh, bei den Ärmsten schläft Schwein und Mensch einträchtiglich beieinander. Sie müssen sie tanzen sehen, sagte Mariano. Eine Andalusierin tanzt gut, aber es ist nichts im Vergleich mit einer Gitana. Und indem trat ein kleines Mädchen herein mit einem ganz winzigen Schädel, einem blöden, bleichsüchtigen Gesicht und ganz kleinen Händen und Füßen. Es konnte noch nicht sprechen, aber die anderen klatschten in die Hände, und da fing es an zu trippeln und sich zu drehen und unverständliche Laute zu lallen. Wer so früh beginnt, kann es allerdings weit bringen.

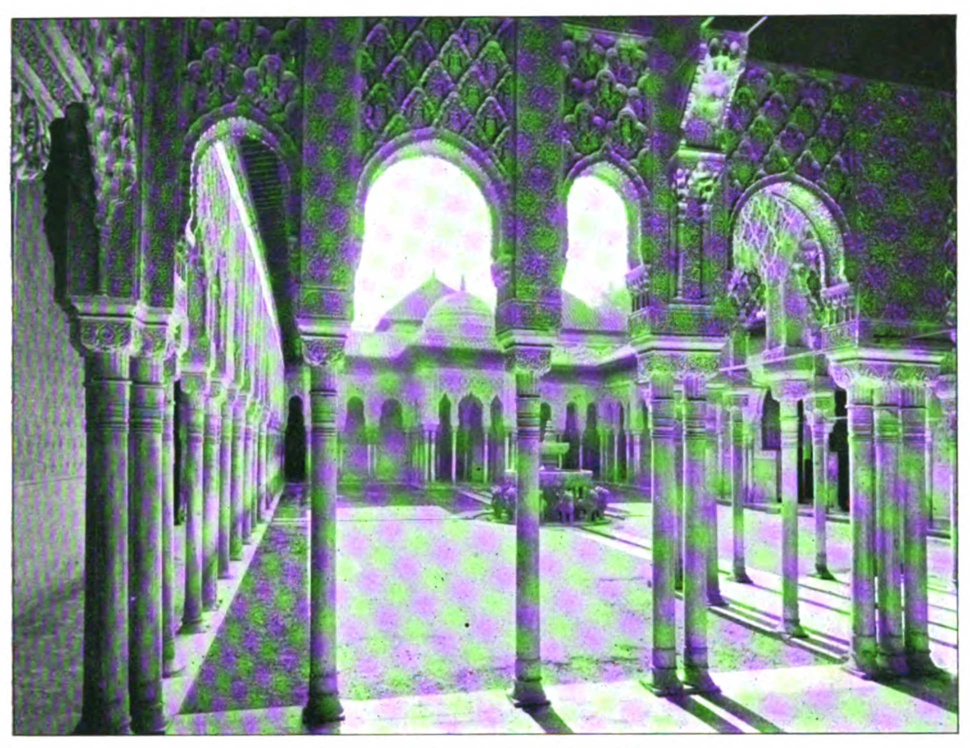
Ruinen, arme Leute und Zigeuner, das ist das heutige Granada. Es war wirklich der Mühe wert, blutige Religionskriege zu führen, um dies an die Stelle einstigen Glanzes zu setzen. Doch eins vergeß ich, die Kirchen. Kirchen in Unmenge und dickbäuchige Priester, goldene Altargefäße und kostbare Teppiche, die findet man hier wie in Toledo und überall.

Sevilla, das ist das moderne Andalusien, da mischt man sich unter die Volksmenge und ist fröhlich mit ihr. In Granada will man nur träumen.

Es ist eine seltsame schwüle Poesie, die aus den Tagen der letzten Mauren und den erhaltenen Monumenten zu uns überströmt. Da ist vor allem das Generalife, die einstige Sommerresidenz der Sultane, die eine Viertelstunde östlich und fünfzig Meter höher gelegen die Alhambra völlig beherrscht. Bei dem Namen darf man nicht an „General" denken, er ist vielmehr wie so viele spanische Namen die Verballhornung einer arabischen Wortgruppe, nämlich von Djennat al Arîf, der Garten des Architekten.

Der Palast selbst enttäuscht ziemlich. Spätere Anbauten haben sein eigentliches Aussehen stark entstellt, und man hat sich nicht einmal gescheut, die alten Ornamente mit Kalk zu verstreichen. Wirklich interessant ist nur der Garten mit seinen in merkwürdigen Formen verschnittenen Buchsbaumhecken, seinen Wasserkünsten und seinen wundervollen alten Cypressen, deren eine sechshundert Jahre alt sein soll. Unter ihr hat nach der Legende die Zusammenkunft der ungetreuen Gattin des Sultans Boabdil mit dem Abencerragen Hamet stattgefunden, die den Anlaß zur Niedermetzelung des ganzen Geschlechtes gab. Auf wie thönernen Füßen diese Legende steht, wird schon dadurch bewiesen, daß die Ermordung gar nicht unter Boabdil, sondern unter seinem grausamen Vater stattfand, dessen Tyrannei für den Thronerben und seine Mutter ebenso drückend war wie für die Feinde.

Oberhalb des Gartens erhebt sich ein Mirador oder Aussichtsturm, von dem aus



Durchblick nach dem Löwenhofe in der Alhambra.

man einen prächtigen Blick auf die Alhambra, die Stadt und die Ebene genießt. Imposible admirar panorama mas encantador, las ich auf einer der über und über bekritzelten Wände. Und dicht daneben stand:

Hermosa Granada,
con placer te admiro,
y ahora comprendo
del Moro el sopiro.

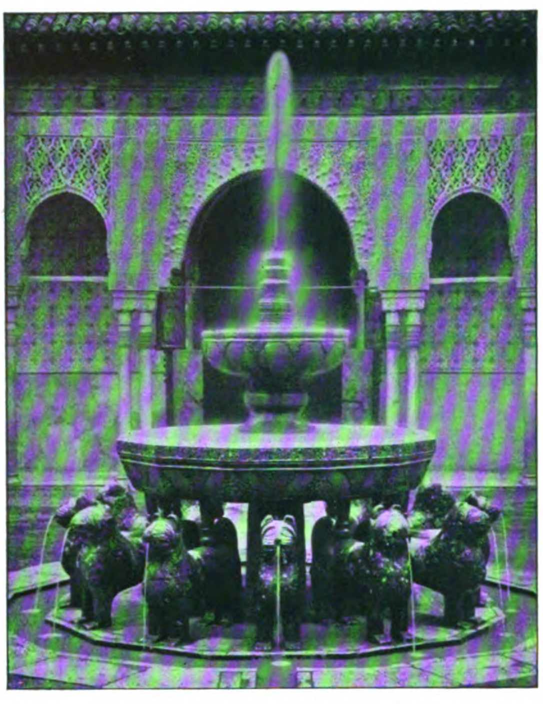
„Der Seufzer des Mauren!“ Noch heute heißt ein Berg in der Sierra Nevada so. Als Boabdil nach einem letzten verzweifelten Widerstande sein Land hatte verlassen müssen, soll er sich hier umgedreht und bitterlich geweint haben. Da aber soll seine Mutter zu ihm gesagt haben: Schämst du dich nicht, das wie ein Weib zu beweinen, was du nicht wie ein Mann zu verteidigen wußtest? Was das stolze Reich zu Falle brachte, war weniger die Tüchtigkeit der Feinde als der Bruderzwist im eigenen Lager. Noch 1486 waren der Albaicin und die Alhambra die Hauptquartiere zweier feindlicher Parteien. „Da entzündete sich das Feuer des Bürgerkrieges,“ heißt es bei einem mohammedanischen Schriftsteller der Zeit, „und hoch loderte seine Flamme. Der Feind sah hierdurch seine Hoffnungen verwirklicht, auf daß Gott erfülle, was er verhängt hat.“ Und schließlich im Entscheidungsjahr siegten die Christen auch nicht in offener Schlacht, sondern durch Abschneidung der Zufuhr. Teuerung trat ein, Hungersnot ergriff viele Menschen, der Bettel vermehrte sich. Der Hauptgrund des Unterganges aber ist doch wohl die Schwäche gewesen, die nun einmal mit jeder Überkultur verbunden zu sein scheint. Granada war im Jahre 1491 ein zweites Athen, es besaß angeblich 400000 Einwohner, fünfzig gelehrte Schulen und siebzig Bibliotheken. Wehmütig gleitet in der Erinnerung daran heute der Blick über die Ruinen und die ärmlichen Häuser. Hermosa Granada!

* * *

Die Reise nähert sich ihrem Ende. In einigen Tagen soll ich in Deutschland das Christfest begehen, soll neben dem knisternden Ofen am Weihnachtsbaum stehen, während es draußen vielleicht friert und schneit. Das will mir noch gar nicht in den Sinn. Denn

noch bin ich umgeben von Orangenbäumen, und vorgestern lag ich noch auf weichem Grasboden hingestreckt, von einer warmen Sonne mild beschienen, und sah den Leuten zu, die über mir die reifen Datteln ernteten.

Von Granada nach Murcia und der Ostküste Spaniens giebt es noch immer keine Eisenbahn, sondern nur eine sechsspännige Maultierpost, die morgens um fünf Uhr abgeht, um spät abends Guadix zu erreichen, und von dort aus eine unsäglich langsame Sekundärbahn, auf der man den ganzen Tag zubringen muß, ohne unterwegs auch nur ein Stück Brot bekommen zu können. Zwei Holländer, ein sechzigjähriger Arzt und seine kluge und energische Tochter, mit denen ich rasch eine anregende Bekanntschaft geschlossen hatte, haben das Wagstück unternommen. Die meisten Reisenden ziehen es vor, nach Madrid zurückzukehren und von dort aus nach dem Osten zu fahren. Es giebt noch einen dritten Weg, nämlich von Malaga aus mit einem Küstendampfer zu fahren. Es ist der vergnüglichste, aber auch der langsamste. Ich habe ihn gewählt.



Der Löwenbrunnen in der Alhambra.

Malaga ist ziemlich spurlos an mir vorübergegangen. Eine echte Hafenstadt: viele breite neue Straßen mit nichtssagenden Mietskasernen und viele enge Gassen mit scheußlichen Winkelkneipen, viele reiche Handelsherren und viel Gesindel, das nur am Tage ein paar Handlangerdienste thut, um sich abends betrinken zu können. Lustig ist's anzusehen, wie die Malguenen Sommer und Winter vereinen. Auf der am Strand entlang führenden Alamada war es nachmittags so warm, daß man nicht nur den Überzieher, sondern selbst den Winteranzug lästig empfand. Die Damen gingen demgemäß in hellen Sommerkleidern, aber mit Boa und Muff. Den Hauptreiz von Malaga bildet überhaupt das Meer und das wundervolle Klima. Kommt man vom Norden her, so fährt man erst über eine weite, öde Hochebene. Dann folgt ein Tunnel, und plötzlich geht's mit rasender Geschwindigkeit über schwindelnde Brücken und durch enge Tunnel. Durch eine Schlucht von so einziger Großartigkeit, daß sie von Touristen überlaufen wäre, wenn sie eben nicht ganz im Süden von Spanien läge. Und mit einem Male sind wir im Süden, aber im echtesten Süden, nicht nur mit Apfelsinen, Oliven und Cypressen, sondern mit schwerbeladenen Dattelpalmen und Zuckerrohr. Ich bedauerte fast, daß ich schon in Sevilla gewesen war, wo die Natur ja auch einen fast tropischen Charakter trägt. Für den, der direkt von Madrid kommt, muß der Übergang geradezu phantastisch sein. Er verläßt die Hauptstadt im Wintermantel und eingepackt in dicke Decken und friert trotzdem in der Nacht, während der schlechtgeheizte Wagen über ein allen Stürmen ausgesetztes Hochplateau von der Höhe eines passablen deutschen Mittelgebirges rollt, und plötzlich befindet er sich in einem Klima, in dem er höchstens des Nachts einen leichten Überrock brauchen kann.

Ungemein billig ist es in Malaga. Die Bodenerzeugnisse haben überhaupt keinen Wert. Eine große, hübsch ausgestattete Schachtel voller prächtiger Rosinen kostet fünfzig Pfennig, und ähnlich steht es mit den Oli-

ven und den Apfelsinen. In meinem Hotel bezahlte ich für ein großes sauberes Zimmer mit reichlicher Beköstigung und Wein sieben Peseten, also etwas über vier Mark, und ein Bekannter aus Bordeaux sagte mir, ich habe mich übers Ohr hauen lassen, er bezahle nur sechs und die Spanier gar nur fünf Peseten.

Einer der anziehendsten Orte in Malaga ist der sogenannte englische Friedhof. Sogenannte, denn wenn er auch von Engländern gegründet ist, umschließt er doch die Gräber aller Protestanten, Engländer, Holländer, Deutschen, Dänen, Skandinavier, Schweizer. Viele der Toten waren Kaufleute, viele auch Seemänner. Hier möchte man wohl begraben sein, unter Cedern und Cypressen, Orangen und Myrten, angesichts des unendlichen Meeres.

Dann also bin ich mit einem spanischen Küstendampfer nach Valencia gefahren. Gute Freunde hatten mich gewarnt, ich aber hatte ihre Warnung in den Wind geschlagen und recht daran gethan. Das einzige, was ich auszusetzen hatte, war die allzu große Gemächlichkeit. Abends um sechs oder sieben Uhr lichteten wir die Anker, früh beim Morgengrauen kamen wir im Hafen an und blieben dann den ganzen Tag über liegen. Der Kapitän war ein netter Mann. In seiner Jugend war er eine Zeitlang als Schiffsjunge in Hamburg gewesen, dann in Frankreich, und jetzt fährt er seit Jahren zwischen Bilbao und Genua um die ganze Halbinsel herum, einen Monat hin, den nächsten zurück. So landet er in Lissabon, Gibraltar, Marseille und Genua und hört also vier fremde Sprachen, aber als echter Spanier kümmert ihn das nicht. Ein paar Brocken Französisch und je ein Dutzend Vokabeln aus den anderen Sprachen, das ist alles, was er gelernt hat. „Die Schulen sind schlecht bei uns," ist seine Entschuldigung. Daß man selbst etwas für seine Weiterbildung thun kann, kommt ihm nicht in den Sinn. Dabei hat er aber ein offenes Auge und einen vernünftigen Sinn in allem. Ich war meistens der einzige Passagier. Bei Tisch aßen der Steuermann und der Aspirant mit uns, Rindfleisch mit Kartoffeln und dicken Erbsen und gebackenen Fisch, wohl auch einmal Geflügel. Dann waren wir allein und rauchten und radebrechten. Und wenn er dann warm wurde, so holte er wohl seine Mandoline und sang mit einer hübschen leisen Tenorstimme, wobei er seine Cigarre nur in den Mundwinkel schob, unendlich schwermütige Volkslieder aus dem Lande Guipuzcoa. Dann aber kam seine Stunde, und wir gingen zusammen auf Deck und sahen hinaus aufs Meer, das spiegelglatt vor uns lag unter einem ganz klaren Sternenhimmel.

Die Ramblas in Barcelona.

Trostlos sind die spanischen Küstenstädte. Besonders verkommen ist Almeria: breite Straßen, auf denen kein Fuhrwerk rollt und kaum ein Fußgänger zu sehen ist; keine Läden, keine Cafés. Wozu auch? Die Einwohner leben von den Erträgnissen der

fruchtbaren Umgebung, sind mehr Landleute als Städter. Auch Cartagena enttäuscht trotz seiner herrlichen Lage. Das Beste an allen diesen Städten sind die historischen Erinnerungen.

Ganz wunderschön war der Ausflug nach Elche, diesem Stückchen Afrika, das eine Fee nach Spanien verzaubert zu haben scheint. Blendend weiße Häuser mit platten Dächern, auf denen die Leute gegen Abend lustwandeln, herrliche Palmenwälder, die bis mitten in die Stadt hineingehen und sich kilometerweit erstrecken, mit munter rieselnden Bächlein, an denen hellblickende, braungebrannte, hochgeschürzte Dirnen ihr Leinen waschen und dem einsamen Wanderer unverstandene Scherzworte zurufen. Dazu ein ewig blauer Himmel und strahlender Sonnenschein.

Und nun stehe ich gewissermaßen nur noch mit einem Beine in Spanien. Barcelona hat ebensoviel von Südfrankreich wie vom eigentlichen Spanien, und selbst die Sprache seiner Bewohner, das Katalonische, hat mehr Ähnlichkeit mit dem Provençalischen als mit dem echten castellano. Eine derjenigen der französischen Félibres* ähnliche Bewegung hat um 1833 zu einem „renacimiento“ der seit Jahrhunderten zu einer bloßen Mundart herabgesunkenen katalonischen Sprache geführt; einer Renaissance, die seitdem immer weitere Kreise gezogen hat. Und daß ähnlich den Deutschen in Böhmen und Österreich mancher Katalone sehnsüchtige Blicke über die nördlichen Grenzen seiner Heimat wirft und wohl von einer Lostrennung von den vereinigten Königreichen träumt, ist bei dem andauernden Niedergang der einst so stolzen Monarchie nicht gar sehr zu verwundern.

Ein kurzer Spaziergang auf den Ramblas, dem großen von Norden nach Süden gehenden Straßenzuge, genügt zur Erkenntnis, daß man sich in einem ganz anderen Lande befindet. Verschwunden sind die Bettler und Nichtsthuer. Alles ist geschäftig, aber nicht mit dem Gefühl der Ergebung ins Notwendige, wie man es so oft im Norden beobachtet, sondern mit ungezwungener Fröhlichkeit. In ganz kurzen Abständen folgen sich zu beiden Seiten der Promenade die elektrischen Tramwagen. Große Theaterbauten, prächtige Hotels, schöne Läden grüßen auf beiden Seiten herüber. In der Mitte aber, zwischen den Ständen des Blumen- und Vogelmarktes, den Zeitungskiosken, Trinkbuden und Ausschreiern, herrscht das anmutigste und bunteste Gewimmel. Alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig geht durcheinander, schmucke Offiziere, Seeleute, Arbeiter, Fremde. Von allen Straßenzügen, die ich kenne, sind die Ramblas der einzige, der mit den großen Pariser Boulevards annähernd zu vergleichen ist.

Und so bildet denn Barcelona, das an historischen und kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten ärmer ist als die anderen Städte, eine ungemein wertvolle Ergänzung der spanischen Eindrücke. Es giebt also wenigstens eine Stadt auf der Halbinsel, in welcher wirklich frisches, neuzeitliches Leben pulsiert.

* Vergl. den Aufsatz über Friedrich Mistral von Arnold Krause in den „Monatsheften“, August 1900.





Die Geschichte einer Liebe

Von

Hildegard von Hippel

Seit Wochen schon waren die lieben kleinen Mädel und schönen jungen Frauen Münchens in heller Aufregung. Einer der Großen dort hatte ein Kostüm- und Maskenfest ausgeschrieben, und wer zur Gesellschaft gehörte, war eingeladen worden.

Wagen auf Wagen fuhr, als der Tag endlich gekommen war, an dem originellen Palast in den verschneiten Isaranlagen vor. In den Pechpfannen der die Auffahrt flankierenden Dreifüße loderten weithin sichtbare Feuersäulen, Mohren in kostbaren Trachten rissen die Thüren der Wagen auf und geleiteten die vermummten Schönen unter dem roten Baldachin und über Teppiche hinweg in das Haus.

Nun zerstreute sich die schaulustige Menge, die bis dahin stundenlang trotz des empfindlichen Frostwetters gestanden hatte.

Weiche, zarte Schneeflocken, zuerst vereinzelt, dann dichter, fielen vom grauen Winterhimmel und verwischten die unzähligen Fuß- und Wagenspuren; zischend erloschen die Flammen. Wie ein einziges, blitzendes Leichentuch breitete es sich über Wege, Gärten und Wiesen; gespenstisch streckten die weißen Bäume ihre frierenden Äste gen Himmel. Jetzt hörte man nichts mehr als das leise, zornige Knirschen der smaragdgrünen Eisschollen drunten im Gletscherwasser der Isar, wie unterirdisches Hohnlachen klang es zu der lichtfunkelnden Pracht des Schlößchens hinauf.

Doch drinnen wußte man nichts von Tod und Verderben. Dort jauchzten und schluchzten die Geigen; als sei Ovids lachende Herrlichkeit wieder lebendig geworden, als sei die anklammernde Lebenssehnsucht der Renaissance noch einmal erwacht — so hielt man sich dort an die paar Stunden der Nacht und gab sich ihnen hin.

Zwischen korinthischen Säulen, um die sich üppige Rosenketten schlangen, wogte, was jung, was schön und berühmt war in München.

Der Palast war im Renaissancestil erbaut. Bogengänge und Doppelsäulen umgaben das Haus. Auf dem flachen Dache Marmorstatuen, rechts eine weite, auf Satyrfiguren in Terracotta ruhende Loggia.

In dieser Loggia, die zum Wintergarten umgewandelt war, empfing die Frau vom Hause ihre Gäste. Sie war nicht mehr jung, aber eine jener Ninon Lenclos-Schönheiten, die nie verwelken.

In diesem Augenblick saß sie als Aphrodite auf dem Rande eines mit Muscheln und Perlmutter ausgelegten Brunnens, umgeben von Meerungeheuern, von Najaden und Tritonen. Großblätterige, phantastische Wassergewächse umschatteten ihre widerspenstigen Locken, die sich nur ungern der klassischen Frisur fügten. Sie sprengte lächelnd jedem der Ankommenden ein paar Tropfen ihres duftenden Brunnenwassers ins Gesicht, ihm zugleich für den heutigen Abend einen Taufnamen gebend; sie bewies dabei so viel Geist und Grazie und traf, ohne je verletzend zu werden, mit solcher Sicherheit die Eigentümlichkeit jedes Neuhinzutretenden, daß der Jubel und das Gelächter um sie herum kein Ende nehmen wollte.

Im Hauptsaale, dessen Wände und Decken italienische Ideallandschaften schmückten, fand man den Hausherrn.

Er hielt hoch aufgerichtet auf reben- und rosenumkränztem Wagen inmitten des Saales

als strahlender Dionysos. Satyrn und Mänaden umtanzten ihn in toller Fröhlichkeit, und lachend schwang er über dem ausgelassenen Völkchen den Thyrsosstab. Ein jeder ließ sich von ihm segnen.

Nun bliesen schlanke, in weiße, feierliche Gewänder gekleidete Jünglinge von der Estrade herab die Begrüßungsfanfare. Der Hausherr stieg von seinem Wagen, die Hausfrau verließ ihr feuchtes Element, ein hochgewachsener römischer Feldherr in himmelblauer Toga, den Rosenkranz auf dem Haupt, trat rasch auf sie zu und bot ihr die Hand, um sie zur Polonäse zu führen. Die Polonäse ging in einen Walzer über, und nun walzte Jung-Bacchus mit der Römerin, der Silen tanzte mit der Melusine, und dort schwenkte gar ein dicker Triton das deutsche Rotkäppchen durch die Luft. Es schien, als sei das ganze holde Märchengesindel der alten und neuen Zeit lebendig geworden.

Es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein, als sich die Thür zu einer der einsamen oberen Seitenlogen leise öffnete und gleich darauf wieder schloß.

Eine junge Ägypterin war eingetreten.

Sie lehnte sich aufatmend an eine der Marmorsäulen und lüftete den kostbaren indischen Schleier, der ihr Gesicht bis zu den Augen verhüllte. Ein feines, schönes Gesicht kam zum Vorschein, große, ruhige und doch eigentümlich leuchtende Augen, ein schmales, hochmütiges Näschen und ein blaßroter, zarter, festgeschlossener Mund. Die braunen Haare, über die es fortwährend wie goldene Lichter zitterte, waren schlicht aus der Stirn zurückgekämmt und in einen vollen Knoten am Hinterkopf unter der Sphinxhaube befestigt. Seltsam lieblich, fast wie eine Herausforderung, berührte in ihrem kastanienbraunen Haar eine weiße Locke, die wie mattes Silber glänzte und die ihr über die linke zartgefärbte Wange fiel. Die junge Stirn krönte ein Golddiadem, ein Ibisreifen, reich mit mattschimmernden Perlen verziert. Der Kopf des heiligen Vogels neigte sich fast bis zu der feinen Nase des Mädchens.

Die fremdartige Tracht hob ihre herbe Schönheit, die von jener heimlichen Art war, die nicht jeder begreift, die den aber, der sie einmal erfaßt hat, nicht wieder losläßt. Die ärmellose Kalasiris, ihr weißseidenes Gewand, schmiegte sich in weichen Falten um den schlanken, aufrechten Körper; sie hielt eine hellseidene Maske in der Hand und sah mit ihren halbgeschlossenen lichten Augen, in denen eine merkwürdig strahlende Kälte lag, auf den Trubel zu ihren Füßen. Etwas Gedankenvolles, Zerstreutes, das zu ihren Jahren und dem lauten Treiben dort unten nicht recht passen wollte, lag über ihrer ganzen Erscheinung.

Hinter ihr öffnete sich die Logenthür; ein hochgewachsener Italiener, in der malerischen Tracht der venetianischen Senatoren, trat ein. Es war ein Mann in der Mitte der Dreißiger; ein schönes, starkgebräuntes Gesicht mit kurzverschnittenem, rötlichem Vollbart; auf dem braunen, krausen Haar saß ein reich mit Perlen besetztes Sammetbarett; im Gehänge an der Seite hing ihm der juwelengeschmückte Dolch.

Die Ägypterin hatte, schon als sie vorübergehende Schritte im Korridor zu vernehmen glaubte, ihre Maske wieder vor das Gesicht genommen, doch das Öffnen der Thür überhörte sie. Leicht vorgebeugt, das zarte Kinn in die Hand gestützt, saß sie und blickte in den Saal.

„Entweihet meine Hand verwegen dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen,"

sagte eine leise, bittende Stimme neben ihr.

Ruhig wandte sie den Kopf und sah sich nach dem Sprecher um. Es war ein berühmter Schriftsteller, und sie erkannte ihn sofort. Ohne zu antworten, nahm sie die vorige Stellung wieder ein und blickte hinunter auf das Treiben zu ihren Füßen.

Lächelnd betrachtete er sie. „Wartest du auf Antonius, schöne Kleopatra?"

Eine feine, unmutige Falte erschien auf ihrer Stirn, sie nestelte eine ihrer Armspangen los und reichte sie ihm nachlässig hin. „Du bist ja Sammler! Die gebe ich dir, wenn du mich allein läßt."

Er nahm die Spange nicht, aber in seinen Augen blitzte es auf. Stumm sah er sie eine Weile an. „Als ich dich von unten betrachtete, erschienst du mir wie die Verkörperung der Julia Capulet. Nun sehe ich doch, daß du mehr Kleopatra bist."

„Ich bin weder das eine noch das andere," sagte sie halblaut, „aber vielleicht" —

sie überzeugte sich durch einen prüfenden Blick von seiner respektvollen Haltung — „vielleicht steckte meine arme Seele einst auf ihren früheren Wanderungen in beiden."

„Dann aber wären in dir Widersprüche!"

Sie strich sich mit einer langsamen Bewegung über ihr Haar. „Wo sind die nicht?"

Er trat einen Schritt näher. „Wer bist du?" fragte er.

„Das weiß ich nicht!" sagte sie müde.

Wieder sah er sie eine Weile schweigend an. Ihr Taschentuch fiel zu Boden; er bückte sich und überreichte es ihr mit ehrerbietiger Bewegung, versuchte aber zugleich etwas von ihren Augen zu erspähen. „Sage mir, wer du bist!" bat er flehend.

Ihr ernstes Gesicht veränderte sich um keine Schattierung. „Was verschlägt es dir. Damit weißt du so viel wie zuvor."

„So nimm die Maske ab," bat er in demselben Ton.

Sie sah ihn hochmütig über die Schulter hin an. „Wozu das? Was darunter ist, ist erst recht Maske."

In seinem leidenschaftlichen Gesicht zuckte es. Er war es nicht gewöhnt, daß man ihm Wünsche abschlug. „Warum versagst du mir etwas, was du in einer halben Stunde jedem Gecken gewährst?"

„Möglich," sagte sie, ihr Armband befestigend, „möglich, daß ich in einer halben Stunde in der Stimmung sein werde, meine Maske abzunehmen, falls ich nicht schon vorher heimfahre! Ebenso möglich aber auch, daß sie mir schon in zehn Minuten zu heiß und damit lästig wird. Augenblicklich" — sie warf ihm einen kleinen, schrägen Seitenblick zu und lachte, ein helles, klingendes Lachen — „augenblicklich ist mir noch wunderschön kühl unter ihr."

Ihr Spott reizte ihn. „Du bist ja schlimmer als Kleopatra, du bist ja die vollendete Salome, und dich hielt ich für eine Heilige!"

Sie wandte mit einer bezaubernd nachlässigen, abweisenden Bewegung den Kopf von ihm weg, faltete die Hände über die Knie und sah in den Saal.

Sein leidenschaftliches Interesse wuchs.

„Warum gehst du nicht hinunter?" fragte sie nach einer Weile liebenswürdig.

„Wozu fragst du mich das?"

„Nun, man muß doch irgend etwas sagen!"

„Danke!"

Sie lächelte.

In ihm vibrierte alles vor verhaltener Erregung. „Du bist sehr schön!" sagte er brüsk.

„Sehr!" bestätigte sie gleichmütig, „doch von einer Schönheit, die du und deinesgleichen nicht versteht."

„Bitte, wirf mich nicht mit anderen zusammen; ich bin das nicht gewöhnt! Weißt du denn, wer ich bin?"

Sie sah ihn flüchtig an. „Ich habe dir schon einmal gesagt, ich weiß nicht einmal, wer ich bin; doch weiß ich, daß du Bücher geschrieben hast, die eine einzige große Entheiligung des Weibes sind."

Er hatte geglaubt, ihm könne von diesem merkwürdigen Geschöpf nichts unerwartet mehr kommen, das aber traf ihn doch. „Danke!" sagte er kalt.

Sie streifte ihn mit einem prüfenden kühlen Blick.

Vom Saal herauf klangen weich und wiegend die lockenden Klänge des Donauwalzers.

In den Ster—nen stand's geschrie—ben,
Daß ich fin—den dich ge—mußt.

Mit leiser süßer Stimme, den Takt mit dem Fächer schlagend, sang sie mit.

„So gefallen dir meine Bücher nicht?" sagte er mechanisch, nur um etwas zu sagen.

Sie sah versunken zu ihm auf. „Sie bereichern mich nicht," antwortete sie, nun mit den Fußspitzen den Klängen des Walzers folgend. „Sie geben mir nichts. Ich kann nicht nach ihren Winken leben, und das verlange ich von einem wirklich guten Buche."

„Um auf e—wig dich zu lie—ben"

sang sie die bezaubernde Walzermelodie weiter.

Ihm stieg das Blut in den Kopf, leise trat er mit dem Fuß auf. Er besann sich, ob er sie nicht einfach stehen lassen sollte; als er sich aber großmütig zum Bleiben entschloß, erhob sie sich, nahm mit einer unendlich graziösen Bewegung ihr Kleid auf und ging an ihm vorüber. „Ich möchte mich jetzt mit jemand anders unterhalten," sagte sie.

Das war ihm denn doch zu stark. Aber während er noch auf eine schroffe Abferti-

gung sann, nahm sie, die schon draußen im Korridor war, die Maske vom Gesicht, und er sah ein süßes, schmales, kindliches Gesicht, große, traurige, versonnene Augen, die an ihm vorüber ins Leere schauten.

Auf alles war er gefaßt gewesen, auf irgend eine reife, selbstbewußte Schöne, auf die scharfgeschnittenen, künstlerischen Züge eines Gamingesichtels, nie aber auf diese madonnenhafte Holdseligkeit. Er sah sich krank an ihr und sah sich wieder gesund. Ihr zartes Profil war von geradezu adeliger Schönheit; lange, dunkelglänzende Wimpern beschatteten die halbgeschlossenen lichten Augen. Sie war wie ein Geheimnis.

Unbefangen, mit derselben zerstreuten Ruhe, mit der sie alles that, befestigte sie ihren Schleier wieder über Mund und Nase und hängte die Maske über den Arm. Nun sah man nichts mehr als die tiefen, merkwürdigen Augen, diese Augen, die so stolz und fest den seinen standhielten und die ihre Geheimnisse nicht ausplauderten.

„Deine Stimme macht weich und gut," bat er ganz leise, „warum, du kleine Königin, willst du mich nicht über die Frau eines Besseren belehren?"

Ein paar lachende Bacchantinnen stürmten die Treppe hinauf, fingen ihn mit ihren Weinranken und umringten ihn. Als es ihm endlich gelang, sich loszumachen, war seine verschleierte Dame verschwunden.

Er suchte sie die ganze Nacht. Er suchte sie mit all dem leidenschaftlichen Ungestüm seiner phantastischen Natur, doch er fand sie nicht.

Hochmütig wie Satanas, souverän wie eine Königin, lieblich wie ein Kind — noch bis in den Traum hinein verfolgte ihn der Ausdruck ihres Gesichtes.

Als er am anderen Morgen erwachte, ging er hin und kaufte sich eine Kleopatrabüste. Der süße, grausame Mund, die schönen, verächtlich blickenden Augen, diese Mischung von Dämonie und Sanftmut erinnerten ihn an seine verlorene ägyptische Königin.

* * *

An demselben Abend, an dem draußen in dem Palais der Isaranlagen das Zauberfest stattfand, saß drinnen in der Stadt Fräulein Ilse Thorström, Malerin und alte Jungfer — wie sie sich der Gründlichkeit halber vorzustellen liebte —, im grauen Malerkittel vor ihrer Staffelei und firnißte ein Bild. Sie wohnte in der Nähe der Theresienwiese, in einer der großen Mietskasernen, deren oberste Stockwerke in diesem Viertel meist in Ateliers umgewandelt sind. Rechts und links, über und unter ihr, überall roch es nach Terpentin und Farben, überall hausten Kollegen und Kolleginnen. Man hielt dort gute Kameradschaft miteinander, man verständigte sich von Wand zu Wand durch Klopfen und von Etage zu Etage durch allerhand aus den Fenstern an Bindfaden herabgelassene Erfrischungen, Apfelsinen, Butterbrote, Schokolade und kalte Klopse. Dieselbe Arbeit und derselbe Kampf ums Dasein verband diese Menschen, und drang ein Fremder zufällig in ihren Kreis, so lernte er bald den Hut ziehen vor der Tüchtigkeit, der charaktervollen Anspruchslosigkeit und der eisernen Lernbegierde dieser meist aus guten Familien stammenden Mädchen. Abends nach der Arbeit pflegte man sich in einem der größeren Ateliers zu Musik, guter Lektüre und fröhlicher Unterhaltung zusammenzufinden. Auch Schneidereiabende wurden angesetzt, von denen dann allerdings die Herren der Schöpfung ausgeschlossen wurden. Auf ihnen pflegte man für sich und arme Modelle die nötige Garderobe herzustellen.

Es herrschte an all diesen Abenden ein wenn auch ungezwungener, so doch feiner, vornehmer Ton. Etwas von der Schönheit und Anmut ihrer Kunst schien auf diese Menschen übergegangen zu sein, die, auf sich gestellt, ohne Schutz und Anhang, es sehr bald lernten, dem Ernst des Lebens charaktervoll die Stirn zu bieten.

Ein Liebling dieses Kreises war Ilse Thorström.

Ihr Atelier besaß eine ganz besonders hübsche Eigenart; es stellte im fünften Stock eine Art Turmzimmer vor, von dem man ganz München mit seinen Giebeln und Türmen tief unter sich zu seinen Füßen liegen hatte. Ihre Freunde nannten ihr Atelier „die Herrgottsperspektive", weniger der schwindelnden Höhe als der kleinen, sanften Malerin selber wegen. Denn sie hatte es längst

gelernt, Sturm und Drang und Druck des Lebens aus der Vogelschau ihres inneren Friedens zu betrachten.

Tief unter ihr tobte die Kirmes der Bavariawiese. Bis in den Traum hinein hörte sie den gedämpften Lärm der Tanzböden und Karussells. Unter ihren Fenstern zogen die Leichenzüge zu den Friedhöfen und taumelten nachts berauschte Studenten von ihren Gelagen heim. Stand der Wind östlich, so wehte er ihr den Karbolgeruch der Operationssäle aus dem nahen Krankenhause zu, und oft war es ihr, als höre sie leises Stöhnen. Wehte aber Westwind, so fühlte sie den Duft der Rosen und Violen, denn drüben in großen Parks lagen die Villen der Reichen. Zu alle dem machten, unbekümmert um die Banalität oder Tragik des Lebens, die großen und kleinen Glocken der Stadt ihr tägliches Bimm-Bamm, Bimm-Bamm, und ehern, wie für die Ewigkeit gebaut, grüßten sie morgens beim Öffnen der Fensterflügel die dickbauchigen Türme der Frauenkirche.

So wohnte sie zwischen Türmen und Giebeln fast wie in einem Vogelnestchen. Sie sah das Meer der Ziegel und Dächer, aber sie sah auch die fernen Schneespitzen der Alpen, und zu ihr kam des Morgens Mutter Sonne zuerst.

Und weil sie nichts vom Leben wollte, als redlich mit sich und ihrer Aufgabe fertig werden, weil sie sich nie aufdrängte und nichts mehr von den Menschen erwartete, deswegen gelangte sie allmählich in ihrem kleinen Kreise zu einem Einfluß, den sie sich selbst nie hatte träumen lassen, dessen Verantwortung sie mehr bedrückte als erfreute.

Von der Zugeherin, die ihr zugleich zum Modell diente, bis zum Meister Lenbach hinauf, der ein Freund ihres verstorbenen Vaters gewesen war, hatte man es gern, das kleine klaräugige blasse Malerfräulein mit dem schlichtgescheitelten kastanienbraunen, schon leicht ergrauten Haar. Sie war es, die abends nach gethaner Arbeit armen Modellen zuerst Schneiderstunden gab und dadurch segensreich auf ihre Kolleginnen einwirkte.

Sie lebte nun seit zehn Jahren in München. Als sie einzog, hatte sie es sich nicht träumen lassen, daß sie, die am zweiten Abend frierend und vor Einsamkeit weinend dem Briefträger entgegenlief, der ihr nach einem mürrischen „Z' wem gehören's denn?" den langersehnten Brief ihres Bruders einhändigte, daß sie mit solch inniger, heimattiefer Liebe an dieser Stadt einst hängen würde. Das machte, sie hatte sich dort durch ihr Können eine wenn auch bescheidene, so doch behagliche Selbständigkeit gesichert, ihre Porträts zeichneten sich durch feine Charakteristik und seelenvolle Auffassung aus. Zudem besaß sie als Tochter eines bekannten nordischen Gelehrten, der seiner Frau zuliebe, einer geborenen Münchnerin, in den späteren Jahren von Christiania nach Bayern gezogen war, Verbindungen in den besten Kreisen. Doch so sehr ihr Herz an ihrer Kunst und dem Nährboden ihrer Kunst hing, etwas ging ihr doch noch darüber, und das war ihr zwei Jahre jüngerer Bruder, der Professor Hjalmar Thorström. Ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit verband diese beiden von Grund auf verschiedenen Menschen, die die Letzten ihres einst weit verzweigten, bedeutenden Geschlechtes waren. Thorström, der sich schon in früheren Jahren durch seine geistreiche, kühne Dialektik hervorgethan hatte, bewies sich nun auch als Mann der That. Er war soeben erst von einer mehrjährigen wissenschaftlichen Forschungsreise in unbekannte Gebiete zurückgekehrt, deren Ergebnisse so wichtig und umfangreich waren, daß er mit einem Schlage berühmt und in aller Munde war. Die Zeit, die ihm in München von Festen und Feierlichkeiten übrigblieb, verlebte er in engster Gemeinschaft mit seiner Schwester; denn sie hatte es durchgesetzt, ihm ihr Schlafzimmer einräumen zu dürfen, während sie in diesen Wochen auf einem unbequemen, aber höchst genial aus einer Kiste hergestellten Möbel schlief, das sehr schmuck aussah und das sie Sofa nannte.

Thorström gehörte zu jenen königlich freien Naturen, die, unabhängig von allen äußeren Umständen, überall hausen und wohnen können, selbst in der acht Fuß breiten und zwölf Fuß langen Schlafkabine seiner kleinen Schwester. Sie hatte so lange gebettelt, bis er seine Sachen aus den „Vier Jahreszeiten", in deren erster Etage er schon zwei höchst elegante Zimmer gemietet hatte, zu

ihr hinaufschaffen ließ, und nun bereitete es dem blonden Riesen ein fast kindliches Vergnügen, die Geheimnisse ihrer jungfräulichen Malerwirtschaft zu durchstöbern. Er war durch dieses jahrelange in Wüstensand und Einsamkeit Hausen wie ausgehungert auf all die hübschen Sachen und Sächelchen, die die Wohnung seiner Schwester so anmutig machten. Viertelstundenlang konnte er in seinen großen Pfoten eine der zierlichen etruskischen Vasen halten und sich an den schlanken, feinen Formen freuen. Da war besonders ein Büffett, das es ihm angethan hatte. Auf mattem, graugrünem Hintergrund hatten ihre geschickten Hände leuchtende, stilisierte Blumen hingezaubert, um die Säulen der Thüren liefen zarte Arabesken, ebenso um den Fries, nur schlangen sie sich dort um schillernde Pfauenköpfe. Das ganze Ding wirkte so apart, daß es ihn, der voll feinstem künstlerischem Verständnis war, in eine an komische Raserei grenzende Entzückung versetzte. Er wollte es durchaus mit in seine neue Wohnung nach Berlin nehmen, wohin er als Professor berufen war, und bot ihr tausend Mark dafür, ein Preis, an dem er auch noch festhielt, als er erfuhr, daß sie es aus einer alten Klavierkiste hergestellt hatte. Ihn bezauberte diese echt frauliche Art seiner Schwester, mit geringen Mitteln viel zu erreichen und alles um sich herum heimlich und hold zu gestalten. Er fühlte sich in ihrem Mansardenatelier wohler als drunten in dem eleganten Hotel.

Seufzend hatte Ilse ihr Büffett durch den Tischler einpacken lassen, heimlich den hellen, mit denselben leuchtenden Pfauenköpfen geschmückten Fries über den Fenstern, der ihm ebenfalls gefallen hatte, noch dazu gegeben und die Sendung mit seinen Koffern nach Berlin vorausgeschickt. Denn Professor Thorström wollte noch heute abend fahren. Sie erwartete ihn seit einer Stunde.

Das Abendbrot stand auf dem venetianischen Tisch mit den Löwenfüßen bereit, den er ihr geschenkt hatte. Eine umbrische Vase mit mattblauen Azaleen, die strohumflochtene Chiantiflasche, Eier, kaltes Geflügel und eine nordische Pastete, die nur sie zu bereiten verstand, bildeten die Bestandteile ihres kleinen Abschiedsgelages. Das Theewasser summte, die Hängelampe schaukelte leise, die Blumen dufteten fein und fremd, unbeschreiblich traulich und behaglich war es in dem durchwärmten Raum.

Fräulein Thorström hatte sich ihre Staffelei nahe an die Lampe gezogen, um den Firnis gleichmäßiger auftragen zu können.

Es war das Bild eines jungen Mädchens, an das sie letzte Hand legte. Ein feiner, blasser, träumerischer Kopf, zurückgelehnt an die Lehne eines Sessels. Tiefe, seltsame Augen — Augen, die der geheimen Spur aller Dinge nachzugrübeln schienen und die unsagbar schwermütig waren. Ein blaßroter, süßer Mund, der leicht geöffnet war, als sprächen die Lippen heimliche Worte vor sich hin. Das goldbraune Haar war schlicht aus der edlen Stirn zurückgekämmt und am Hinterkopf in einem vollen Knoten befestigt. Über das rosige Ohr fiel eine weiße Locke, die dort unendlich anmutig und widerspruchsvoll aussah, und die wie mattes Silber glänzte. Als einziger Schmuck krönte die Stirn ein fremdartiger mattgoldener Reif. Das Gesicht war ungemein charaktervoll; das wie aus Erz gemeißelte Kinn und die feine, senkrechte Falte zwischen den Brauen verrieten Härte, ja Hochmut und widersprachen der bestrickenden Anmut des Mädchens. Die Augen bekamen etwas seltsam Zwingendes, je länger man in sie hineinsah.

Niemals hatte Ilse Thorström mit solcher Hingabe an einem Werke gearbeitet. Ihre Wangen röteten sich, als sie davorsaß.

„Ich komme vorwärts!“ sagte sie mit glücklichem Lächeln.

Da klang die Glocke.

Sie sprang auf, schob die Staffelei zurück und lief ihrem Bruder entgegen; sie hatte ihn an dem kurzen, ungeduldigen Klingelruck sogleich erkannt.

„Tag, Liebling!“ sagte er und küßte sie.

„Na endlich, Hjalmar! Es ist acht Uhr! In zwei Stunden geht dein Zug. Hielten sie dich dort wieder so lange?“

„Na ja, du weißt ja, wie die Leute sind,“ lachte er, sich behaglich dehnend, „heut Opernsänger ... Elefant von Barnum ... morgen Doppelmörder oder Forschungsreisender! Irgend ein Spielzeug müssen sie doch haben. Dieses Mal bin ich es! Der Präsident hielt eine fulminante Abschiedsrede auf mich, es war scheußlich langweilig!“ Er ließ sich mit

seiner respektablen Länge in einen der bequemen Sessel nieder, die er ihr nach Entdeckung der hölzernen Sofaherrlichkeit geschenkt hatte, und sah sie mit seinem guten, zutraulichen Lächeln an.

Sie kannte ihn. Nichts war seiner sensitiven Natur peinlicher, als der augenblickliche Popanz der Menge zu sein, und sie hatte es mitgekostet, was das heißt, für berühmt zu gelten. Mit Grauen dachte sie an das Heer der Interviewer, die in den ersten Wochen ihr stilles Atelier gestürmt hatten. Er hatte ihnen aber, um sie los zu werden, so unglaubliche Dinge aufgebunden, daß sie bald fortblieben. Den Diners und Soupers, die seinetwegen gegeben wurden, konnte er sich nicht so leicht entziehen.

Doch fanden sich immer noch stille Abendstunden, in denen die Geschwister von der gemeinsamen Kinderzeit, vom fernen Norwegen und von dem ihnen gleich teuren Shakespeare reden konnten, aus dem er ihr mit seiner tiefen, klangvollen Stimme vorlas.

„Ist dein Thee fertig, liebe Ilse?“ fragte er aufstehend und im Zimmer umhergehend.

„Gleich, gleich!“ sagte sie, „laß ihn nur ein paar Minuten ziehen, ich habe so wie so noch einiges mit dir zu besprechen. Da ist zum Beispiel die Schiffersche Hochzeit in drei Wochen! Eingeladen sind wir; kommst du dazu von Berlin aus her?“

„Nein,“ sagte er, „die Hochzeit ist mir nicht sympathisch.“

„Da könnten mir viele Hochzeiten unsympathisch sein,“ lächelte sie.

Er gähnte und stülpte sich einen großen Florentiner Strohhut auf, der neben einem Kürbis an der Wand hing.

„Sind sie auch, liebe Schwester! Ich mag dieses Zurschaustellen des Brautpaares auf solchen Völkerfestgelagen nun einmal nicht. Ich halte es für unkeusch und undelikat. Ihr Kulturmenschen empfindet das nicht mehr so! Die Schiffersche Hochzeit ist mir aber ganz besonders zuwider; sie ist aus frivolster Berechnung geschlossen.“

„So glaubst du, daß an dem Gerede über diese Verlobung etwas Wahres ist?“

Er nickte. „Ich glaube es nicht — ich weiß es bestimmt! Wir saßen etwa vor sechs Wochen um Mitternacht im ‚Luitpold‘ zusammen. Da wettete der Rittmeister Schiffer, dem seine Schulden stark zusetzten, gereizt durch die Neckereien mehrerer Kameraden, fünf Körbe Sekt, daß er binnen acht Tagen mit einer der reichen Bankierstöchter auf der Xstraße verlobt sei. Man drang in ihn, welche? Er erklärte, das könne er doch noch nicht wissen; er würde die Straße von Nr. 1 bis Nr. 8 abgehen (dort wohnen nämlich die reichsten). Die, die ihn nähme, die heirate er; eine bekäme er sicher! Die Wette wurde unter Gelächter und Hallo acceptiert. Ich verließ vorher das Lokal. Er machte dann, wie mir erzählt wurde, jeden Tag einen Antrag und soll abends im ‚Luitpold‘ über seine Erfolge, respektive Mißerfolge berichtet haben. Am fünften Tage hatte er sich richtig mit Nr. 5, der Tochter einer reichen Maklerswitwe, verlobt.“

Ilse sah ihn groß an. „So etwas kommt vor?“ fragte sie empört.

Thorström zuckte die Achseln. „Kultur, Kultur — eure Rasseninstinkte sind futsch! Ich muß gestehen, ich hatte die ganze Sache zuerst für einen geschmacklosen Witz gehalten. Jetzt höre ich, daß die Wette in aller Form nach der Verlobung ausgetragen ist.“

Kopfschüttelnd goß Fräulein Thorström ihren Thee ein.

„Dies mag ja ein ganz besonders krasser Fall sein, aber er ist doch höchst bezeichnend für die Art und Weise, wie in unserer guten Gesellschaft über die Heirat im allgemeinen und über die Vernunftehe im besonderen gedacht wird.“

„Nun, Hjalmar,“ sagte seine Schwester, „eine solche frivole Verlobung hat doch nichts mit der Vernunftehe zu thun?“

Thorström hatte an der Wand eine Guitarre entdeckt und fuhr ein paarmal leise über die Saiten. Nun drehte er sich um.

„Willst du die verteidigen, liebe Ilse?“

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, ab und zu noch leise auf der Guitarre klimpernd. „Euch fehlt in dieser Beziehung alle Folgerichtigkeit des Denkens. Ihr wollt da nicht tief sehen, sonst würdet ihr sehr bald merken, wohin ihr mit eurer modernen Eheauffassung kommt. Ihr seid ja geradezu blind, denn anders kann ich mir eure Gleichgültigkeit in Bezug auf diese Frage nicht erklären. Unsereins, der, losgelöst von aller Konvenienz,

weit draußen in Naturverhältnissen lebt, die noch kraftvoll und ungeschwächt von eurer Berechnung und Gehirnabrichterei aus der Hand des Schöpfers hervorgehen, unsereins denkt über all diese Fragen viel ernster und schwerer."

Ilse hatte sich, die Tasse im Schoß, auf ihren Malstuhl gesetzt und sah in sein gebräuntes, geistvolles Gesicht. Alles an diesem Mann war gebändigte Kraft. Er sprach ganz leidenschaftslos, aber darum wirkte das, was er sprach, um so eindrucksvoller.

„Ich fürchte, du wirst mit deinen Ansichten hier nicht durchdringen," lächelte sie. „Weißt du, daß der Präsident neulich mit kleinem Beigeschmack von deinem ‚Idealismus' sprach?"

„Ja," lachte er, „ich weiß, daß in unseren sogenannten guten Kreisen diesem Wort eine gewisse Lächerlichkeit untergeschoben wird. Man sagt ‚Idealist', wie man sagen würde ‚lahmer Hund' — mit einer Mischung von Mitleid und Bosheit. Macht nichts, liebe Ilse, ‚man' hat schon über ernstere Dinge gelacht und wird im belanglosen Reich der Klubs und Caféhäuser noch oft über sie lachen. Also höheren Orts ist mein ‚Idealismus' aufgefallen?"

„Das ist er, Hjalmar, aber glaube nicht, daß gerade der Präsident dich mißversteht. Er ist, abgesehen von seinem ängstlichen Die-Würde-wahren, ein kluger, warmherziger Mensch. Er wiederholte mir, sichtlich amüsiert, einiges aus deiner Rede, die ihm sehr imponiert zu haben scheint. Du habest da zum Beispiel behauptet, daß der Verfall oder die Blüte der menschlichen Geschlechter Hand in Hand mit der Auffassung der Ehebündnisse und des ihnen entsprießenden Einflusses auf die Eigenschaften der Gattungen ginge. Und da du diese Behauptung in einem Hause aufstelltest, dessen Oberhaupt eine allgemein bekannte Geldheirat geschlossen hat und dessen Kinder nichts taugen, so fiel das natürlich auf. Das muß da an dem Abend überhaupt interessant zugegangen sein, denn seit der Zeit teilt sich unsere gute Stadt in zwei Hälften, die eine für, die andere wider dich! Erzähle mir doch mal, du liebes Original, was hast du da noch alles aufgestellt?"

Thorström garnierte sich lachend seinen Kalabreser mit Salatblättern.

„Ich habe ihnen gesagt," berichtete er vergnügt, „daß, wenn immer so weiter Herr M. Fräulein N. aus Berechnung — sei es nun ihres Geldes oder ihres Standes wegen — heirate, wir lauter häßliche, bleichsüchtige, spitzenbesetzte Würmer mit gelben Nasen und freudlosen Gesichtern kriegen, also Verfall der Rasse! Darüber war ein mächtiger Aufstand, denn ihre Bälger zu Hause werden wohl alle so ähnlich aussehen. Dann habe ich ihnen gesagt, daß aus diesen Kindern der moderne Jüngling wird, dieses grübelnde, geistreichelnde, müde Dekadencemännchen, und daß mir das Unzuverlässige, Schwächliche, Selbstbespiegelnde im Gefühlsleben dieser Jünglinge ein Greuel ist! Die moderne Litteratur preist das ja alles als riesig interessant, und mir gegenüber saßen ein paar von diesen hohen Stehkragenleutchen, die denselben Standpunkt vertraten. Die werden mich nun wohl auch nicht leiden mögen!"

Ilse lachte hell auf.

„Ja, aber das ist mir nicht Scherz!" sagte Thorström ruhig, „das ist meine Überzeugung. Du mußt doch begreifen, daß die Liebe dieser begeisterungsunfähigen Menschen ohne alle Kraft ist, ihre Freundschaft ohne Ernst und ihre Arbeitsleistungen wertlos, weil sie ohne freudige Begeisterung, ohne den Prometheusfunken geschaffen wurden. Wo soll denn der aus solchen lauen Ehen herkommen? Derartige Leute können wir Germanen nicht brauchen!"

„Und was brauchen wir?" fragte Ilse, ihn mit ihrem lieben Gesicht ansehend.

In seinen Augen blitzte es plötzlich auf; er hatte alle Nachlässigkeit in Ton und Haltung verloren; man sah, daß das, was er sagte, etwas war, über das er jahrelang gegrübelt und nachgesonnen hatte, das mit ihm verwachsen war, das ihm leidenschaftlich am Herzen lag. Und wie immer in solchen Momenten war sein Gesicht von hinreißender Schönheit.

„O, ich wollte, ich hätte einmal Kinder!" sagte er, „das sollte ein trotziger, vergnügter, zuverlässiger Schlag werden! Wir brauchen Kinder aus Ehen, die in feuriger Freude aneinander geschlossen sind, Menschen, die den großen Gütern des Lebens — heißen sie nun Religion, Ehe, Vaterlandsliebe, Ar-

beit oder Freundschaft — Begeisterungsfähigkeit entgegenbringen! Nur solche sind im stande, den Schlägen des Lebens und den Opfern, die Vaterland und Beruf von uns verlangen, standzuhalten. Der Tod von allem ist die Gleichgültigkeit, die ich hasse wie nichts anderes. Hast du schon je eine große That der Weltgeschichte gesehen, die ohne Begeisterung geschaffen ist?“

Ilse schüttelte den Kopf.

„Jeg elsker dig,“* sagte sie halblaut und schelmisch, wie um ihre Bewegung zu verbergen.

„Ja,“ antwortete Thorström träumerisch, „dieses weltbewegende: ich liebe dich! — wer das in seiner vollen Tiefe erfaßt!“

Er sah sie mit seinen großen Augen nachdenklich an.

„Aber wenn man nach jahrelanger Europasehnsucht zu euch aus der Einsamkeit zurückkehrt und das erste, was einem in die Hände fällt, solch ein Simplicissimuswitz ist wie: ‚Na, Herr Kamerad, gratuliere; Sie haben sich verlobt — wie ist denn Ihr Fräulein Braut?‘ und der glückliche Bräutigam antwortet: ‚Na, wie soll se sein! Mir jefällt se nich,‘ — da hat man sehr bald wieder genug von eurem gelobten Lande. Nochmal, euch fehlen alle Rasseninstinkte! Und wenn du denkst, daß du mir mit dem Fluche der Lächerlichkeit den Mund stopfst, so irrst du dich. Ich hoffe noch recht oft mit diesen meinen Ansichten kräftig anzustoßen, denn ich liebe mein Land, und dazu zähle ich alles, was germanisch heißt.“

Nebenan klopfte es an die Wand.

„Ist der Thorström da?“ fragte eine tiefe Baßstimme.

Ilse winkte ihrem Bruder leise zu. „Das sind Zeldes, du weißt doch, das originelle Malerehepaar von nebenan. Sie haben auch auf dem bewußten Feste deine Rede gehört und schwärmen seit der Zeit für dich.“

„Ja, der Thorström ist da!“ antwortete sie laut hinüber.

„Thorström, Sie sollen leben!“ rief derselbe Brummbaß.

„Danke, danke, lieber Zelde!“ schrie der Professor sichtlich belustigt zurück. „Wollen Sie denn nicht herüberkommen?“

Nebenan erfolgte ein unverständliches Brummen, das wie eine Verneinung klang.

„Dazu sind sie viel zu taktvoll,“ flüsterte Ilse, „Sie wissen, daß es dein letzter Abend ist. Sie haben wahrscheinlich etwas von unserem Gespräch gehört, laut genug hast du ja geredet, und da konnte der Zelde nicht anders als seinem Herzen Luft machen.“

„Macht er das öfter so?“ fragte Thorström.

„Sehr oft,“ berichtete sie. „Die beiden sind nämlich ganz einzig in ihrer Art. Sobald er oder sie irgend etwas Bewegendes hört oder liest, müssen sie sich mitteilen; dann klopfen sie mit einem Pantoffel, Buch oder Malstock an die Wand so lange, bis ich antworte, und dann wird mir durch ebendieselbe Wand die bemerkenswerte Stelle, so gut es geht, vorgelesen.“

Wie zur Bekräftigung dieser Worte klangen von drüben her die Töne eines Klaviers, und zwei Stimmen, die eine hell, die andere tief, setzten nach der Melodie von „Ach, wie ist's möglich dann“ in das alte Burschenlied ein „Wär ich ein Krokodil oder ein Sumpfreptil“.

Thorström sang kräftig mit, und auch Ilse setzte ein, und nun schien es rechts und links lebendig zu werden. Fünfstimmig hallte es durch das stille Haus:

> Wär ich ein Schnabeltier,
> Müßt ich den Schnabel hier
> Halten zur Stund, zur Stund,
> Halten zur Stund.
>
> Aber nach Menschenpflicht
> Halt ich ihn gerade nicht;
> Was durch den Kopf mir kriecht,
> Muß aus dem Mund!

Gleich darauf wurde es wieder still.

„Nun gehen sie zu Bett,“ sagte Ilse befriedigt, „und wir müssen leiser sprechen! — Ich wollte dir übrigens, um auf unser früheres Gespräch zurückzukommen, gar nicht den Mund stopfen; ich wollte dir nur sagen, daß du Leuten in der Art des Rittmeisters Schiffer unverständlich bist.“

„Denen hoffe ich auch ewig unverständlich zu bleiben, liebe Ilse, denn wenn mich derartige Leute verstünden, so bewiese mir das nur, daß ich auf ihren Standpunkt herabgesunken bin. Solchen Leuten muß unsereins unverständlich und lächerlich sein.“

---

* Sprich „Jai elsker dei“.

„Das nenne ich nun geistigen Hochmut, Hjalmar!“ Ilse sprach sehr bestimmt. „Und jetzt erinnerst du mich lebhaft an Renate; für die sind auch alles Banausen, die nicht zu ihrer Fahne schwören.“

„Wer ist Renate?“ fragte er zerstreut, um sich gleich darauf gegen den ihn betroffen machenden Vorwurf des geistigen Hochmutes zu wehren. „Nein, bei Gott, du — der liegt mir ganz fern. Ich will nur nicht freiwillig von der mir mühsam erkämpften freien Aussicht wieder runter. Ich möchte locken und rufen: Hier oben ist's famos — kommt rauf! — und ich liebe jeden, der auf ähnliche Entdeckungsreisen geht. Und diejenigen, die durchaus im Sumpf bleiben wollen, auf die sehe ich nicht herab. Ich kenne gar keinen Hochmut, ich habe ihn stets für das Privilegium der Dummheit gehalten, und wenn er sich unbewußt in mir festsetzte, so würde ich ihn, sobald ich ihn bemerkte, mit Stumpf und Stiel ausrotten. Warum sollte ich hochmütig sein? Ich weiß ja, daß Gottes zoologischer Garten reichhaltig ist, und daß solche Menschen, wie der Herr Schiffer zum Beispiel mit seiner hirnverbrannten Verlobung, auch ihre Daseinsberechtigung haben. Diese Art Leute besteht eben nur aus Kau- und Fortpflanzungswerkzeugen, und ihre gesegnete Liebespsychologie pflegt sich bescheiden auf den Rahmen der Varietés und Hotelgarnizimmer zu beschränken. Sie sind immerhin als Kuriositäten interessant, und ich betrachte sie mir von Zeit zu Zeit recht gern einmal, wie man sich Monstrositäten hinter dem Gitter betrachtet. Nur daß ich auf ihre Hochzeit gehe, das kannst du beim besten Willen nicht verlangen!“

Ilse nahm strahlend seinen Kopf zwischen ihre Hände. „Also die Schiffersche Hochzeit wäre abgethan! Willst du nun Thee, lieber origineller Wikingersohn?“

Er nickte ihr mit seinem gutherzigen Lächeln zu, steckte im Stehen ein Butterbrot und ein Stück von ihrer Pastete in den Mund und begann wieder auf und ab zu wandern. Er dachte scheinbar schon wieder an ganz etwas anderes.

Sie folgte seiner sehnigen, schlanken Gestalt mit liebevollen Augen. Sie liebte alles an ihm. Diesen Wechsel von genialem Ungestüm und völliger Versunkenheit, dieses Sensible, Empfindliche seiner Natur, die kühn und sieghaft wie ein Held und leicht zerstörbar wie die Psyche eines Kindes war. Er hatte einen prächtigen Kopf; eher häßlich als schön, aber so deutsch, so urgermanisch. Eine wie gemeißelte, fast viereckige Stirn, tiefe, nachdenkliche, gütige Augen, aber einen Mund, der eiserne Willenskraft verriet. Die Augen waren das Schönste an ihm. Es gab Damen die empfanden den Ausdruck dieser Augen als direkte Beleidigung. Denn er bekam es fertig, inmitten des amüsantesten Flirts in derartiger Versunkenheit da zu sitzen, so absolut nicht zuzuhören, daß die entrüstete Schöne ihm schließlich den Rücken wandte. Er bemerkte weder das eine noch das andere. Und doch war es das verborgene Feuer hinter all seiner Versunkenheit, das die Frauen immer wieder anzog.

„Ich war vorhin im Macbeth,“ erzählte er.

Seine Schwester hielt im Streichen ihrer Butterbrote inne. „Nanu, du warst doch beim Präsidenten, Hjalmar?“

„Ja, da war ich auch! Da war ich von vier bis sieben! Dann erzählte ich den Excellenzen, ich hätte noch irgendwo, irgendwie, irgendwas Wichtiges vor, drückte mich um sieben Uhr und fuhr noch eine Stunde lang ins Theater.“

„So, so! Sieh mal an! Also Ilse Thorström mußte dem Dämon Lady Macbeth weichen!“

Er zog die gelbseidenen Vorhänge ihres Ateliers zu. „Noch nicht,“ sagte er, „denn noch habe ich meine Lady Macbeth nicht gefunden!“

Sie schüttelte in scheinbarer Mißbilligung den Kopf. „Das klingt gerade so, als ob du ein ähnliches Ungeheuer einmal heimführen willst, und so sehr es mein inniger Wunsch ist, daß du bald heiratest, so energisch würde ich mich doch gegen eine derartige Schwägerin sträuben.“

„Daran thätest du sehr unrecht, liebe Schwester,“ antwortete er, noch immer an ihren Vorhängen beschäftigt, deren Schnur er glücklich abgerissen hatte, „denn bei einigem Nachdenken mußt du doch zugeben, daß diese Lady das vorbildliche Weibideal ist.“

Wieder lachte sie hell auf, ihr frohes, sympathisches Lachen. „Eine Frau, die ihren Mann zum Mord verleitet?“

„Ganz recht,“ sagte er, „eine Frau, wie sie sein soll! Von Mord und Totschlag abgesehen, ist sie nicht eine Frau mit der rührendsten, tiefsten weiblichen Hingabe? Eine Frau, die vor nichts zurückschrickt, wenn es des geliebten Mannes Vorwärtskommen oder sein Glück gilt, nicht einmal vor einem Mord! Gewiß, sie ist verblendet, sie ist unglücklich, aber sage, was du willst, sie ist ein Weib und zwar das Weib in seiner tiefsten, rührendsten Offenbarung, in seiner völligen Selbstvergessenheit. Wo geht denn heutzutage noch ein Mensch so in einem anderen auf wie diese Lady in ihrem Mann? Unsere höheren Töchter wären doch dazu zu korrekt und die weniger höheren viel zu berechnend.“ Er wickelte die Gardinenschnur um seine Finger und überreichte sie ihr: „Das hält alles in so einer Frauenzimmerwirtschaft nicht.“

Ilse schlug ihm auf die Hand. „Ja,“ sagte sie fröhlich, „eine solche Liebe wäre den heutigen Damen gewiß zu unbequem.“ Sie nahm ihn an den Schultern und schob ihn zum Tisch. „Nun aber müssen Sie unbedingt Ihren Thee nehmen, verehrter Herr Professor, es wird ja alles kalt.“

Er küßte ihre Hand, zog sich einen Sessel an den Tisch und schluckte gehorsam seinen Thee.

Beide schwiegen.

Draußen von den Türmen schlug es neun Uhr. Durch die Stille des Raumes klang es wie leise verlorene Walzertakte in die Kirchenglocken hinein. Irgendwo in der Nähe mußte eine Redoute sein.

Ilse stand auf, um ihm die vom Mittag aufbewahrten Weintrauben aus ihrem Vorratsschrank zu holen. Liebevoll strich sie ihm im Vorübergehen über das volle Haar.

Er merkte es nicht. Versunken sah er vor sich hin.

Da, als sie die Thür öffnete, hörte sie ein plötzliches klirrendes Geräusch. Sie drehte sich um und sah ihren Bruder mit gänzlich verändertem aufmerksamem Gesichtsausdruck weit vorgebeugt am Tische sitzen. Er hatte seine Theetasse von sich geschoben und starrte auf das Bild des Mädchens, das noch immer halb im Schatten neben dem Tische auf der Staffelei stand.

„Ilse — wer ist das?“ fragte er.

Sie war noch so in seine Macbeth-Theorie vertieft, daß sie nicht gleich wußte, was er meinte.

Da schob er den Schirm von der Lampe und fragte noch einmal in demselben weltentrückten Tone: „Wer ist das, Ilse?“

„Das ist ja eben Renate,“ sagte sie, „von der ich dir vorhin schon sprach. Sie hat sich auf Wunsch ihres Vaters von mir malen lassen. Morgen geht das Bild an sie ab.“

„Verheiratet?“ fragte er.

Ihr fiel der Klang seiner Stimme auf. Langsam kam sie mit ihren Weintrauben zum Theetisch zurück. „Nein!“ sagte sie gedehnt, „sie ist unverheiratet!“

„Wie kommt es, daß ich das Bild heute zum erstenmal sehe?“

„Weil es so lange zum Trocknen oben auf dem Schrank stand.“

„Wohnt sie hier?“

„Ja, hier in München.“

„Sind die Augen in Wirklichkeit so ergreifend schön, oder hast du ihnen geschmeichelt?“

„O nein, im Gegenteil! Die Augen sind sehr seltsam! Die blasse Dämonie und Schwermut in ihrem Kindergesicht ist gar nicht wiederzugeben.“

Der Professor stand auf und ging um den Tisch herum. „Die werde ich heiraten!“ sagte er.

Ilse setzte ihren Weintraubenteller etwas heftig hin. „Hjalmar! Manchmal glaube ich wirklich, du bist verrückt.“

Er hörte sie gar nicht; er sah nur das Bild an. Seine geistreiche Ironie, ein nicht unwesentlicher Zug seines Wesens, die ihm leicht etwas Unpersönliches, Kühles geben konnte, war wie weggewischt. Etwas unsagbar Leidenschaftliches, völlig in das Gesicht des Mädchens Versunkenes lag über ihm.

O mein Gott! dachte Fräulein Thorström. Wäre ich doch nie auf den Gedanken gekommen, diese Hexe heute herunterzunehmen.

„Erzähle mir von ihr!“ bat Thorström in wieder ruhigem Tone. „Kennst du sie näher?“

„Sie nannte mich einst ihre beste Freundin, Hjalmar!“

Der Professor sah auf. „Und warum jetzt nicht mehr?“

„Die Schuld liegt an ihr. Sie ist in den letzten Jahren verändert gegen mich. Kalt, unzugänglich, ohne Vertrauen. Sie soll gegen alle so sein!“

Thorström hatte den Kopf in die Hände gestützt und sah das Bild an. Die leise schaukelnde Hängelampe warf zitternde Lichter über die Haare und das Gesicht des Mädchens, und es war, als sprächen die Lippen leise, heimliche Worte.

Beide Geschwister schwiegen.

„Willst du ihr einen Brief von mir geben?“ fragte Thorström endlich wieder.

Ilse nahm seine Hand. „Liebling,“ flehte sie ernst, „ich bitte dich zum erstenmal in meinem Leben um etwas. Ich bitte dich, setze dir nicht dieses Mädchen in den Kopf! Das ist keine Frau für dich! Du machst dir keinen Begriff von der Schwierigkeit und Unberechenbarkeit dieses jungen Geschöpfes; sie ist kein harmonischer, glücklicher Charakter.“

Thorström schüttelte leicht abweisend den Kopf. „Ist sie eine Deutsche?“ fragte er.

„Ja wohl, Münchnerin!“ Ilse seufzte. „Der Vater —“

Thorström hielt sich die Ohren zu. „Um Gottes willen, verschone mich mit der Sippe! Der Vater ist mir ganz egal! Ich wollte nur wissen, ob sie nicht Norwegerin ist; sie hat die Mischung von Herbheit und Leidenschaft unserer Mädchen.“

Ilse zog sich ein wenig verletzt zurück.

Er merkte es gar nicht. „Das Wichtigste ist, ob sie mich mag!“ sagte er gedankenvoll.

Fräulein Thorström lachte kurz auf. „Sie hat in den letzten Jahren geradezu glänzende Partien ausgeschlagen. Sie wird hier in München in einer Weise gefeiert, von der du dir keinen Begriff machst. Sie wurde hier zu den intimsten Hofzirkeln geladen, ihrer schönen Stimme und ihres verstorbenen Vaters wegen, der ein bekannter Bildhauer war. Und *sie* war es, die plötzlich diese Verbindungen aufgab! ‚Ich habe keine Lust mehr!‘ erklärte sie. Die will dich gottlob nicht, lieber Bruder!“

Thorström wandte sich um und sah seine Schwester ruhig an.

Und sie begriff mit einem Male, wie dieser Mann all die unerhörten Strapazen und Gefahren seiner Reisen hatte überstehen können. Er wollte eben!

Geradezu durchglüht von Willensfeuer war sein Gesicht.

„Warum also seid ihr euch entfremdet?“ fragte er.

Über das Gesicht der Malerin ging ein gepeinigter Zug. „Du zwingst mich geradezu, dir eine Geschichte zu erzählen, die nicht mein Geheimnis ist und von der überhaupt nur vier Menschen auf der Welt etwas wissen. Sie hat also ein Erlebnis hinter sich, das ihren ganzen Charakter umgeprägt hat. Sie war vor sechs Jahren mit dem Rudolf Kersten verlobt!“

„Mit wem?“ Des Professors Gesicht verriet grenzenloses Erstaunen.

„Ja, siehst du, das wußte ich! Sie hatte sich in den reichen Kersten verliebt und dann sich auch mit ihm verlobt! Um dir freilich das Verständnis dieser Verlobung zu erleichtern, muß ich weiter zurückgreifen. Sie war damals achtzehn Jahre alt und so ganz anders als jetzt. Doch besaß sie schon damals jene liebliche Vornehmheit, mit der sie alle Welt entzückte. Dabei war sie zutraulich wie ein junger Hund. Sie verstand es absolut nicht, irgend einen Unterschied zwischen den Menschen zu machen, und schüttelte auf den Gesellschaften ihrem alten, ehrenwerten Onkel-General ebenso treuherzig die Hand wie dem verlebtesten, unangenehmsten Roué. Ich habe nie wieder ein solch unglaubliches Vertrauen gefunden, ein solch unerschütterliches Überzeugtsein von der Güte und Lauterkeit der Menschen.“

„Da irrst du dich!“ unterbrach sie der Professor ruhig. „Diesen Glauben hatte auch ich einmal, den haben wir alle einst besessen!“

„So nicht, Hjalmar. So sicher nicht! Die Atmosphäre der Arglosigkeit lag in dieser ganzen kindlichen Familie. Der Vater war genau so. Er fand alles herrlich und schön, wurde an allen Ecken und Enden um sein Hab und Gut betrogen und merkte es nicht. Dabei hatten sie die Renate in einer nicht zu rechtfertigenden Unkenntnis der Dinge dieser Welt aufwachsen lassen. Es lag über dieser Familie etwas von dem althellenischen Geist, ein Kultus der Schönheit, der jedem auffallen mußte, der dieses Haus betrat. Bei Familienfesten trugen sie alle Rosenkränze im Haar, die Mutter weiße,

die Kinder rote. Ja, sogar die Dienstboten mußten Blumen im Gürtel tragen. Übrigens konnte die junge, gewinnende Mutter alles von ihren Leuten verlangen. Sie hatte eine geradezu strahlende Art, die Menschen anzusehen, und der unangenehmste Auftrag wurde, wenn von ihr gegeben, freudig ausgeführt. Die Zimmer in diesem Hause waren die reinen Museen, aber gemütliche Museen, mit reizenden Winkeln und Ecken und einer Blumenverschwendung, die ans Raffinierte grenzte. Von allem, was es Schönes in der Welt gab, waren hier gute Nachbildungen zu finden, sogar die Thüren hatten sie benagelt mit Photographien aus den Uffizien und der Galerie Pitti. Die Feste, die diese Leute gaben, in der Art der Symposien, waren berühmt. Eines Tages begegnete ich in der Maximilianstraße Renate mit ihrem Vater, die mir frohlockend mitteilten, sie hätten Themistokles gefunden! Renate nahm damals gerade sein Leben durch. Ich bat sie, mir den berühmten Mann zu zeigen, denn ich war natürlich auf irgend eine originelle Verrücktheit gefaßt; da schleppten sie mich vor das Café Maximilian und zeigten mir einen hübschen, jungen Chevauxlegersoffizier, der dort seinen Kaffee trank. Das sei Themistokles! Es war Rudolf Kersten, dessen Profil ja freilich von klassischer Schönheit ist."

Ilse schwieg und sah ihren Bruder an.

„Weiter," bat der.

„Sie trafen sich von dann ab öfters in Gesellschaften. Er machte in jener Zeit gerade seinen Reserveleutnant. Ja — und dann geschah das Unglaubliche, daß die geistvolle, aparte Renate sich in die schöne Maske dieses Menschen verliebte. Er zeichnete sie sehr aus, immer aber doch in seiner selbstgefälligen, unangenehmen Manier, so als ob ein Korb für ihn völlig ausgeschlossen sei. Ich fand ihn geradezu borniert. Du kennst ja diese Sorte Menschen. Immer dieselben trivialen Redensarten und Gedanken, die diese Art Leute schon seit Generationen denken — Renate war aber in der Zeit wie blind. ‚Findest du ihn nicht wunderschön?' war alles, was sie auf mein leises Anpochen sagte; oder wenn ich weiter in sie drang: Renate, du bist noch so jung, weißt du denn, was du thust? dann wandte sie sich schmollend mit der für sie charakteristischen Antwort ab: ‚Du weißt doch, wie leicht man mir die Freude an etwas verdirbt; Dinge, die man zu viel berührt, sind wie zerzupfte Blumen, man wirft sie schließlich fort!' Der Kersten war also seiner Sache so gut wie gewiß. Er veranlaßte seine Eltern, in ihrem prächtigen Hause ein großes Fest zu geben; da sollte die Verlobung proklamiert werden. Die Kommerzienrätin hatte Renate und mich schon am Tage vor dem Balle zu sich eingeladen, und da die Kerstensche Fabrik mitsamt der Villa weit draußen vor München liegt, so sollten wir beide dort übernachten. Das fiel nicht weiter auf, denn die alten Kerstens waren sehr gastlich, und das Haus glich einem Taubenschlage. Wir hatten beide bei den Vorbereitungen zu der Gesellschaft tüchtig mitgeholfen, Renate in einem weißen Batistkleide, denn anders wie in Weiß gingen die weiblichen Familienmitglieder nicht. Nach dem Abendbrot saßen wir im Wohnzimmer, um auszuruhen, und Renate erzählte in ihrer reizvollen Art von ihrem letzten Berliner Aufenthalt. Sie sah aus wie eine Botticellische Madonna, und in den dumpfen Hirnen der guten Kerstens schien es plötzlich wie eine Ahnung aufzudämmern von dem seltsamen Glück, das ihnen da so mir nichts dir nichts in den Schoß gefallen war. Wenigstens stand die alte Frau Kersten plötzlich auf und legte Renate einen Maiblumenstrauß in den Schoß, und er, der Rudolf, verwandte keinen Blick von ihr. Als sie um eine Erfrischung bat, sprang er auf und überreichte ihr kniend das Glas, er suchte dabei ihre Augen mit einem Ausdruck, von dem selbst ich zugeben mußte, er war schön! Sie sprach also von Berlin, daß sie nur dorthin gefahren sei, um Kleists Grab aufzusuchen — eine Liebe übrigens, die sie ja mit dir teilt —, und daß ihr niemand in Wansee den Weg zu seinem Grabe habe zeigen können."

Ilse schwieg wieder einen Augenblick und sah ihren Bruder erwartungsvoll an.

„Weiter!" bat er.

„So ungeschickt waren die Kerstens denn doch nicht, um ihre Ahnungslosigkeit in Bezug auf Kleist zu verraten; sie machten also ein paar einigermaßen passende Bemerkungen, und da sie nicht recht wußten, wie sie das

fremdartige Kind weiter unterhalten sollten, bat man sie, etwas vorzulesen. Renate hatte schon wiederholt öffentlich vorgetragen und las sehr schön; sie war blaß an dem Abend. Die heiße Werbung des Mannes, der Ernst des Schrittes, den sie vorhatte, das alles mochte auf sie einwirken, man sah, wie es in ihr kämpfte. Kersten hatte ihr Heines Buch der Lieder in die Hand gelegt, und sie las mit ihrer leisen, herzbewegenden Stimme einiges aus den Traumbildern vor. Dabei sah sie rührend aus, so fein, so fremdartig und so unheimisch unter diesem Bavariaschlag. Ihre linke Hand hing herab. Der junge Kersten saß dicht neben ihr; da sah ich, daß sich ihre Hände mehrmals berührten, von ihm gesucht, von ihr ungewollt, und daß sie dann jedesmal zusammenzuckte. Ihre Stimme zitterte immer mehr, und als sie den Vers las:

Ich muß ja immer streben
Nach der Blume Wunderhold,
Was bedeutet mein ganzes Leben —
Wenn ich sie nicht lieben sollt

da stockte sie, und es prägte sich eine solche Ergriffenheit in ihrem Gesicht aus, daß ich ihr das Buch stillschweigend aus der Hand nahm. Sie merkte es gar nicht, sie suchte das Gesicht ihres zukünftigen Mannes, so bange, so fragend und doch so voller Vertrauen, daß ein noch oberflächlicherer Mensch als dieser Kersten davon bewegt worden wäre. Bald darauf gingen wir schlafen. Und nun war sie wie umgewandelt! Das Licht hatte sie ausgelöscht, der Mond schien in das Zimmer, da faßte sie ihr weißes, zartes Kleid und begann bald langsam, bald rasch in unsagbarer Anmut durch das Zimmer zu tanzen. Sie tanzte Tänze, die ich nie gesehen, und sang dazu kleine, weiche Lieder, die ich nie gehört hatte, alles so, als wenn sie allein im Zimmer wäre. Nie erschien sie mir blumenhafter als an diesem Abend, aber auch nie fühlte ich mehr, wie wenig ich, trotz unserer Freundschaft, den Schlüssel zu ihrer Seele besaß. Sie war wie eines jener Wesen, die zwischen Mensch und Natur stehen und deren Existenz die Philister leugnen. Es schlug ein Uhr. Draußen lag alles dunkel. Da hörte sie auf zu tanzen und trat an das Fenster. Ich legte ihr ein Tuch um die Schultern, und so standen wir eng umschlungen und sahen auf die nächtlichen Häuser und auf den im Monde flimmernden Schnee. Plötzlich machte sie sich los und sagte leise: „Ist das nicht Herr Kersten?“ Und nun folgte alles Schlag auf Schlag. Ein Mann schritt rasch im Schatten der Mauer entlang durch den Garten, der die Fabrik von der Villa trennte; er warf einen Blick auf unser Fenster, zog ein Schlüsselbund hervor und öffnete das Hausthor. Gleich darauf war er verschwunden. Wir hatten beide Rudolf Kersten erkannt. Wir wußten, daß seine Junggesellenwohnung jenseits des Gartens in der Fabrik lag, und wir hatten ihn vor einer Stunde etwa hinübergehen sehen. Ich weiß nicht, woher es kam — der Mensch erschien mir mit einem Schlage sympathischer: das Glück läßt ihn nicht schlafen! dachte ich. Da knarrte der Hausschlüssel wieder; wir hörten ein leises, übermütiges Lachen, und was nun kam, wird mir unvergeßlich bleiben. Arm in Arm mit zwei aufgeputzten Dämchen und einem Freunde ging Herr Kersten durch den Garten und verschwand in seiner Junggesellenwohnung. Gleich darauf wurde es bei ihm hell. Wenige Minuten danach folgte der Portier des Hauses mit einem Delikateßkorbe, aus dem Flaschenhälse hervorsahen. Kersten nahm ihm den Korb am Eingange der Wohnung ab, und der Mann ging wieder zurück. Im ersten Augenblick war ich wie gelähmt. Dann versuchte ich Renate vom Fenster fortzuziehen. Sie sah mich aber nur an mit einem Blick, wie ich ihn so entstellt nie wieder bei einem Menschen gesehen habe, und blieb stehen. Ich setzte mich auf mein Bett, und mir stürzten vor Fassungslosigkeit die Thränen aus den Augen. Es schlug drei Uhr — es schlug vier Uhr. Drüben in der Fabrik war längst alles dunkel, sie aber stand — und stand — und rührte sich nicht. In jener Nacht ist mir vieles klar geworden. Ich sagte ihr, daß an uns alle einmal eine solch furchtbare Stunde herantritt, in der das, was uns bisher für heilig und gut galt, zu schwanken beginnt, in der uns alle Freude zerstört, aller Glaube genommen wird. Ich sagte ihr, daß erst die Art, wie wir solche Stunden überwinden, den Wert des Menschen ausmache. Sie antwortete mir überhaupt nicht. Als es sechs Uhr schlug, drehte sie sich um und sagte kalt: ‚Nun

wollen wir gehen!‘ Sie sah totenblaß aus, war aber vollkommen ruhig. Sie nahm Hut und Mantel, öffnete die Thür und ging mir voran die Treppe hinunter. Im Flur wurde ihr das letzte nicht erspart; der Portier öffnete gerade den beiden übernächtigten Mädchen das Hausthor und ließ sie hinaus. — Ja — und das ist Renates Geschichte!“

Ilse lehnte sich in ihren Sessel zurück und sah zu ihrem Bruder hinüber; der saß noch immer vornüber gebeugt, das Haupt in die Hand gestützt, und sah das Mädchen an. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen.

„Sieh! das ist unnatürlich, Hjalmar! — Wäre mir das geschehen, ich hätte dieses entsetzliche Schweigen nicht gehabt. Man braucht seine Freunde in solchen Stunden und weist sie dann nicht höhnisch zurück; das aber hat sie gethan. Wenn einer, dann war ich es, der fühlte, wie Furchtbares ihr geschehen war, mögen auch Tausende dieses Erlebnis alltäglich nennen. Kurz ehe wir gingen, kniete ich vor ihr nieder und umfaßte sie mit meiner ganzen Liebe. Da sah sie so gleichgültig, ja so voller Hohn und Kälte über mich hinweg ... mir sind die Hände herabgesunken. Und so ist sie geblieben. Mit diesem leisen Hohn im Gesicht, mit dem sie an jenem Morgen das Haus dort verließ, mit demselben leisen Hohn tanzt und lacht sie jetzt durch die Münchner Gesellschaft. Sie wird für ihr Alter und ihre Stellung in der Welt geradezu unerhört gefeiert. Singt sie hier in der Stadt, so geht ganz München hin, und sie wird jedesmal mit Blumen überschüttet. Sie läßt das alles in ihrer gleichmütigen, verbindlichen Art über sich ergehen. Im vorigen Jahr ließ sich ihretwegen ein junger, sehr sympathischer Legationsrat versetzen, und derlei soll öfters vorgekommen sein. Sie nimmt nichts mehr ernst. Nicht, daß sie die Männer ermutigt — dazu wäre sie viel zu hochmütig —, aber sie entmutigt sie auch nicht. Kollege Jelde nebenan behauptet, sie habe eine Art, die einen rasend machen könne. Zu ihrer Veredelung hat dieses Erlebnis jedenfalls nicht beigetragen.“

Thorström schüttelte leise den Kopf.

Es war ganz still in dem Zimmer. Nur die tiefen, träumerischen Augen des Bildes sprachen eine seltsam eindringliche Sprache.

Da stand er auf und küßte das Bild.

„Dieser herbe Zug von Stolz und Spott,“ sagte er verhalten, „verrät so oft die Adelsgeister. Eine andere Frau hätte ein solches Erlebnis vielleicht zur Dirne gemacht. Sie wurde zum einsamen Menschen. Trage ihr nicht nach, daß sie sich an dem Abend auch von dir abwandte; sie hat in dem Augenblick so gelitten, daß sie jede Rücksicht außer acht ließ. Denke dich in ihre Seele hinein. Wieviel junge Menschen leiden in der Zeit am Leben! Derartige Erlebnisse sind uns gerade in dem Alter so verhängnisvoll. Dann ist es, als wenn uns die Welt grinsend zeigen will: Sieh, das ist das Leben! Anders, als es dir bei Muttern gezeigt worden ist! Mach dir's bequem und greife zu! Und greift man zu — und es sind viele, denen ein solches Erlebnis die willkommene Entschuldigung zum Sinken wird —, so geht man unter. — Sie hat nicht zugegriffen,“ fuhr er mit einem Ausdruck des Stolzes fort, „sie hat sich von euch allen abgewandt. Das mag nicht richtig sein, doch war sie so kopfscheu, so maßlos verbittert, daß sie nun alles verkannte. Sie weiß nicht, daß die Welt, in der sie lebt, die unfruchtbare, nebensächliche — die aber, die uns unsere Mutter predigte, doch schließlich die einzig richtige, die fruchtbare und siegreiche ist. Es käme darauf an, ihr das zu beweisen.“

Ilse schüttelte den Kopf.

„Hat sie in all den Jahren je noch einmal von diesem Abend mit dir gesprochen?“

„Gesprochen nie,“ sagte Ilse Thorström, „aber sie kam tags darauf zu mir und legte mir stillschweigend einen Brief der Frau Kersten auf den Tisch. In dem schrieb die alte Frau, ‚die Männer wären einmal so‘, und ‚sie möchte die Sache nicht so schwer nehmen!‘“

Thorström sprang auf.

„Ja, das ist dann ihr infamer Trost, wenn sie uns alles zertreten haben: die Menschen sind einmal gemein, finde dich damit ab! — O du Süße, Arme, Feine!“ murmelte er leise.

Er sah nach seiner Uhr.

„Ilse, zieh dich an, bitte, zieh dich an! Bringe ihr gleich einen Brief von mir!“

„Jetzt? jetzt gleich?“ sagte Fräulein Thorström fassungslos.

„Ja, jetzt! Gewiß, jetzt! Kann ich denn wissen, ob ich morgen noch lebe? So soll sie wenigstens heute wissen, daß ich sie geliebt habe." Er sprach fiebernd. „In einer halben Stunde geht mein Zug. Bis dahin kannst du zurück sein. Ich erwarte dich auf dem Bahnhof!"

„Aber sie ist nicht daheim! Sie ist mit ihrer Patin auf einem Ball," sagte Fräulein Thorström, von seiner Erregung angesteckt.

„So geh auf den Ball — laß sie dir herausrufen — gieb ihr meinen Brief! — Ilse!" bat er.

„Ich gehe," murmelte sie.

Er riß aus seiner Brieftasche eine Seite und schrieb ein paar hastige Worte. Stumm reichte sie ihm ein Couvert hinüber.

„Wie heißt sie?" fragte er.

„Renate Hellwege," antwortete sie zwischen Lachen und Weinen.

„Also auf dem Bahnhof!" war sein letztes Wort.

Zehn Minuten darauf fuhr Ilse vor dem Schlößchen weit draußen in den Isaranlagen vor. Zwei Mohren in kostbaren Gewändern rissen den Schlag ihres Wagens auf und geleiteten, heimlich grinsend, das ältliche, einfach gekleidete Jungferchen über Teppiche und unter dem Baldachin hinweg in das glänzend erleuchtete Haus.

„Ich möchte eine junge Dame sprechen, die in der Tracht einer ägyptischen Königstochter hier ist," bat sie den Portier. „Fräulein Hellwege! Die Hausfrau wird sie Ihnen ausfindig machen."

Und während sie in der parfümierten Garderobe einige Minuten warten mußte und die schmeichelnden, leichtsinnigen Walzermelodien sie von droben her umkosten und umlockten, fielen ihr plötzlich die Worte aus dem Buche Ruth ein: „Wie kam es, daß du mich erkanntest?"

Ihren Namen wußte er nicht, nicht ihr Herkommen, noch ihren Stand. Nie hatte er sie gesehen, und doch liebte er sie.

— — — — — — — — — — — — — —

Es fehlten noch zwei Minuten am Abgange des abendlichen Kurierzuges, der München mit Berlin verbindet, als Fräulein Thorström atemlos und erhitzt die große Bahnhofshalle erreichte.

Geblendet von dem grellen Licht der Bogenlampen, betäubt von dem Lärm der Menschen und Gepäckwagen, hastete sie den Bahnsteig entlang.

„Ilse!" rief Thorström.

Sie trat auf den Tritt seines Schlafcoupés und hob das Gesicht zu ihm empor. „Sie will dir antworten," sagte sie leise.

„Abfahren ...!" donnerte der Stationsvorsteher.

Schwerfällig setzte sich der Zug in Bewegung; Thorström grüßte blaß und ernst aus seinem Fenster heraus.

Lange noch stand die kleine Malerin auf dem wieder leer gewordenen Bahnsteige und sah dem verschwindenden Zuge nach.

* *
*

Renate Hellwege an Professor Thorström.

Walzerklänge — Lärm und Staub — tönendes Erz, klingende Schellen! Und plötzlich wie aus weiter, weiter Ferne ein leiser, süßer, mahnender Ton — wie das Hirtenlied in die Orgie des Venusberges.

So trafen mich Ihre Worte.

Ich bin heute zu bewegt, um Ihnen viel zu antworten; nur das sage ich Ihnen: ich sehe keine Brücke von mir zu Ihnen.

Sie wollen mich aus meiner Welt in die Ihre ziehen — Sie kommen zu spät! Ich habe keine Flugkraft mehr, was wollen Sie mit mir müdem, freudlosem Menschen? Denn das ist es, ich besitze nicht mehr die Fähigkeit, mich zu freuen, es ist eine so kalte, höhnische Gleichgültigkeit in mir. Ich habe kein Vertrauen mehr, weder zu mir selbst noch zu den Menschen. Und man kann doch nur froh und glücklich machen, wenn man selber fröhlich ist!

Sie warnen mich vor meiner Welt! Sie rufen und locken mich in die Ihre.

Gewiß, es ist thöricht, in der meinen nach menschlichen Dokumenten zu suchen; auf mich paßt das Platensche Wort:

> Wer wußte je das Leben recht zu fassen,
> Wer hat die Hälfte nicht davon verloren,
> Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Thoren,
> In Liebesqual, im leeren Zeitverprassen!

Sie sagen: jene, die zwischen Nichtigkeiten, zwischen Kleidern, Karten und Einladungen ihr Leben leben, das sind die Menschen

nicht; der Verkehr mit ihnen entferne uns nur von der wirklichen Kenntnis des Menschen!

Sie haben recht; ich fühle das lange und begreife das seit gestern. Darum noch einmal: was wollen Sie von mir? Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Thoren, das ist mein Leben!

Und viel zu müde und viel zu gleichgültig bin ich, um mich aufzuraffen.

Renate Hellwege.

Professor Thorström an Renate Hellwege.

Mein liebes Fräulein!

Ich gehe von der Auffassung aus, daß wir Menschen alle eine Prometheusaufgabe haben! Jeder Mensch muß — und sei es nur in seinem kleinen Kreise — zündend wirken. Ich glaube aber, Sie haben diese Aufgabe noch nicht recht erfaßt! Was Ihnen fehlt, ist der Weg zur großen Liebe.

Ihr Brief hat mich eigentümlich bewegt; er ist wie die Begleitmelodie zu Ihrem Bilde.

Ich kann Ihnen auch heute nur wiederholen: ich liebe Sie und bitte Sie, mein Weib zu werden.

Ihr Hjalmar Thorström.

Renate Hellwege an Professor Thorström.

Aus Ihrem Briefe klingt das unduldsame „Wie kann man nur ...?“ Dieses schöne Wort, das das Glück der meisten Ehen zerstört: Wie kann man nur anders sein wie man selber! Wie kann man nur blind sein, Karmesinrot tragen oder einen Höcker haben! Gewiß, Abnormitäten — doch sie sind nun einmal da, und man hat ihnen Rechnung zu tragen. Sie aber sind nicht gewillt, mir Rechnung zu tragen. Sie gehen über meine Besonderheiten, die die Art meines Lebens bedingen, ungeduldig hinweg.

Ich weiß, daß die vornehme Achtung vor des anderen Persönlichkeit etwas sehr Seltenes im Leben ist; von Ihnen hätte ich sie erwartet.

Wie sollte ich den Weg zur großen Liebe finden in einer Welt, in der es unpassend ist, von etwas anderem als von den nebensächlichsten, langweiligsten Dingen zu reden, in der ein junges Mädchen nicht wissen soll, was es weiß, nicht fühlen darf, was es fühlt, und in der es als mauvais genre gilt, wenn es diese ganze unwürdige Heuchelei nicht mitmachen will.

Was mir die Seele blutig quält, daran finden diese Leute nichts: das ist nun einmal so! Und was mich bewegt und was mir als höchste Offenbarung der Schönheit gilt, das finden sie ganz nett! Ich weiß nicht, was ich unter diesen Menschen mit meiner „Prometheusaufgabe“ soll; ich würde mich lächerlich machen. Wollte ich derartige Ideen heute abend in einer unserer fashionablen Gesellschaften vortragen, man würde mich durch die Lorgnette betrachten und sagen: „Himmel, wie unpassend!“

Prometheus wurde von Geiern zerhackt, Christus gekreuzigt. Heutzutage ist man civilisierter, da giebt es nur noch Seelenmorde, und statt der Geier zerhacken einen die Spatzen.

Und auch dessen bin ich müde; daher lassen Sie mich lieber im bon ton der Mittelmäßigkeit bleiben!

Renate Hellwege.

Professor Thorström an Renate Hellwege.

Ihr Brief hat mir unrecht gethan, Sie *wollen* mich wahrscheinlich nicht verstehen.

Hören Sie, wenn Sie auf Ihrem Flügel Töne anschlagen, nur das G oder Gis? — Ich höre mehr. Ich höre all die leisen Ober- und Untertöne, die da mitschwingen, die den Ton in ihrer süßen Weise umgeistern, und sie, meine Herbe, Feine, sind die eigentliche Musik. Glauben Sie, ich lese in Ihren Zeilen nur, was da mit Buchstaben geschrieben steht? Und darum verstehe ich Ihren Brief und verstehe die Stimmung, aus der heraus er geschrieben ist.

Ich gehe nicht über Ihre Individualität hinweg, denn Ihre Individualität gerade ist es, die ich liebe.

Und ungeduldig bin ich nur Ihrer Resignation gegenüber, die ich hasse.

Ich flehe Sie an, erlauben Sie mir, daß ich zu Ihnen komme, und sei es nur auf wenige Stunden. Die genügen mir, um Ihnen zu zeigen, daß Sie zu mir gehören!

Ihr Hjalmar Thorström.

Renate Hellwege an Professor Thorström.

Sie sind der Mann — und Sie fühlen sich als solcher! Sie haben sich diese Werbung in Ihrem eigensinnigen, zielbewußten Kopf festgesetzt und wollen sie nun durchführen, wie Sie Ihr Reisen durchsetzten und Ihre Länder eroberten.

Ich bin aber weder eine Reise noch ein Land.

Ich bin ein kleines Mädchen, das gewohnt ist, seinen eigenen Weg zu gehen, und ich möchte ihn weiter gehen. Ich habe mich niemals anders als freiwillig fügen müssen, und ich möchte es nicht mehr lernen.

Ich bin so herzlich wenig für das Glück einer modernen Schlafrockehe geschaffen, lassen Sie mich frei bleiben wie der Vogel in der Luft.

Und um eins bitte ich Sie: kommen Sie nicht nach München! Sie würden mich nicht nur nicht sehen, sondern Sie würden mich dadurch geradezu zwingen, unseren Briefwechsel aufzugeben, der — ich gestehe es Ihnen offen — anfängt mir Lebensbedürfnis zu werden. Wozu wollen wir uns sehen? Wozu wünschen Sie zu wissen, wer ich bin? Beglückt es Sie so sehr zu erfahren, in welcher standesamtlichen Rubrik ich eingeschachtelt bin? Das ganze Drum und Dran am Menschen ist doch so gleichgültig. Und Ihnen ist es doch auch nicht die Hauptsache!

Begnügen Sie sich doch damit, irgend woher, vom Sirius vielleicht oder auch aus dem Fegefeuer, Briefe von einem armen, namenlosen Seelchen zu erhalten.

Sie schelten meine Resignation! Ja, das ist eben der Unterschied zwischen uns! Sie erwarten noch viel von Welt und Menschen, ich nicht; ich erwarte nicht einmal mehr noch etwas von mir. Ich begreife das Bibelwort: Alles ist eitel.

Lehnen Sie sich nicht so gegen meine Einwendungen auf; sie sind ebenso berechtigt wie die Ihren, denn ich habe sie mit meinem Herzblut erkauft.

Ich warne Sie zum zweitenmal vor mir. Ich bin Härte und Weichheit zugleich, und in mir ist eine unsagbar resignierte Schwermut. Ich passe nicht zu Ihnen, denn die Härte ist der systematisch befestigte Grundzug meines Wesens geworden. Sie aber sind so gut und zugleich auch so trotzig und stark, daß Sie sogar weich sein dürfen. Mir schadete das!

Ich habe jahrelang in einer Weise, die ich nicht beschreiben kann, unter dem Jammer der Menschen gelitten, und je tiefer ich sah, desto mehr schüttelte mich das Erbarmen, und desto mehr rieb ich mich im Bewußtsein meiner qualvollen Machtlosigkeit auf. All dieses stumpfe, wüste Elend hat meine Seele wie in lauter dunkle Schatten eingehüllt, so daß sie schließlich über dem Boden flattert wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln. Mich schwächte mein Mitleid, da ich nicht helfen konnte. Wäre ich nicht hart geworden, hätten sie mich herabgerissen.

Und loben Sie nicht meine Herbigkeit, loben Sie mich überhaupt nicht.

Denn ich freue mich nicht mehr, wenn mir die Menschen „Hosianna“ zurufen, und ich leide nicht mehr, wenn sie „Kreuzige“ schreien.

Einst quälte es mir die Seele blutig, daß man mich nicht verstand; es lag wohl auch an mir, ich konnte mich nicht recht ausdrücken. Nun ist mir auch das gleichgültig geworden.

Und so sage ich Ihnen, wie einst Nietzsche, dieser arme Reiche, einem der Seinen sagte: „Teurer Freund, nachdem du mich gefunden hast, ist es wichtig, mich zu verlieren.“

Ihre Renate Hellwege.

Professor Thorström an Renate Hellwege.

O — über Ihren mühsamen Egoismus!

O — über Ihre bequeme Gleichgültigkeit!

Zeigen Sie mir eine einzige, große That der Geschichte, die aus der Gleichgültigkeit geboren wurde!

Und wer, meine dornige Rose, sagt Ihnen, daß ich ein Schlafrockglück liebe?

Ich werde dir zeigen, was ich liebe — du! ...

Was ist das für ein thörichtes Wort „sich fügen“? Das sind Dienstbotenbegriffe! Man fügt sich einer Überzeugung, man fügt sich der Macht und sittlichen Größe eines Gedankens, nicht aber einem Menschen. Es sei denn, er vertritt beides.

Ich glaubte nicht, noch so erregt werden zu können, aber Ihre Briefe können mich rasend machen. Sie denken ja klein von mir!

Mit was für einer Sorte von Männern müssen Sie verkehrt haben, daß Sie so ängstlich auf Wahrung Ihrer persönlichen Freiheit bedacht sind! Verwechseln Sie mich doch bitte nicht mit den Stockfischen, die ihr höchstes Glück in staatlich approbierter Tyrannei suchen.

Ich finde jeden Mangel an Persönlichkeitsachtung unvornehm und borniert. Trotzdem werfen Sie mir denselben wiederholt vor: „Alles, was nicht ist wie ich, kann nicht viel taugen!“ Und „Wie kann man nur?“ Nicht wahr?

Ich habe noch nie ein Geschöpf um seine Lebensbedingungen verkürzt. Einen Wurm lasse ich ruhig kriechen und einen Vogel fröhlich fliegen. Also fliegen Sie nur, mein Vogel Phönix! Es giebt ein Wort, das heißt: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ Die Ihren, meine Herrliche, klirren noch sehr!

Das Mitleid, das schwächt, heißt Sentimentalität. Das echte Mitleid ist stark, ist unauslöschlich und zur rechten Zeit streng wie die echte Liebe.

Sie haben das rechte Mitleid nicht, wie Sie die rechte Liebe noch nicht haben.

Wollen Sie mein Weib werden?

Ihr Hjalmar Thorström.

Renate Hellwege an Professor Thorström.

Ich glaube, Sie verhöhnen mich!

Es lehnt sich alles in mir gegen den Ton Ihres letzten Briefes auf. Halten Sie das für vornehm, einem anderen Menschen seine geistige Überlegenheit in dieser Weise spüren zu lassen?

Ich weiß, daß ich Ketten trage, sie scheuern mich täglich wund, nie vergesse ich ihr Klirren, und doch habe ich vor der Welt gelernt, in ihnen zu tanzen.

Und wenn Sie mich wirklich hinüberreißen würden zu Ihren Ufern, meine Ketten schleiften nach.

Sie sind warm und groß und voller Vertrauen. Ich bin kalt und spöttisch und voller Mißtrauen, und alles in mir ist wund und wehe, so daß ich unter jeder Berührung mit der Außenwelt zusammenzucke.

Ich passe nicht zu solch einem siegreichen, jungen Sonnenkönig, wie Sie es sind. Ich habe keine Illusionen mehr.

Schon als Kind bin ich meist mißverstanden worden, schon da habe ich vieles herunterschlucken und herunterwürgen müssen und stand fremd unter meinen Schulgefährtinnen. Ich entsinne mich deutlich, wie mir als siebenjähriges Mädchen unsere Handarbeitslehrerin, die uns ein Märchen erzählt hatte, zum erstenmal das böse Wort „Du lügst ja“ entgegenrief. Ich hatte ihr berichtet, in unserer Wagenremise säße auch eine Prinzessin, und nachts, wenn alles schliefe, käme ein großer, weißer Vogel und brächte ihr etwas zu trinken. Die Remise war dunkel und stets verschlossen; auf ihrem Dach aber stand eine Äolsharfe, und die hielten wir Kinder, wenn abends der Wind durch sie hindurch fuhr, für das Weinen der Prinzessin.

Ich wußte genau, daß sie da war; die Lehrerin wußte aber ebenso genau, daß die Remise leer stand und als Rumpelkammer benutzt wurde; so blieb sie dabei, ich habe gelogen.

Und so ist es mir außerhalb unseres Hauses immer gegangen. Verstand man mich und mein Wollen nicht gleich, war es etwas abweichend von dem der anderen, mußte es notgedrungen unberechtigt und schlecht sein. Und aus demselben Grunde wurde über die Meinen, meine süße Mutter und meinen phantastischen, kindlichen Vater gelacht.

Aber das habe ich alles erst viel später begriffen, denn mein Vertrauen war in jener Zeit wie eine Naturnotwendigkeit, so felsenfest und unerschütterlich.

Und rührte jemand daran — und es gab Freunde und Verwandte, die das für notwendig hielten, die warnten: „Kind, so wie ihr lebt, so wie du dir das in deiner Phantasie auslegst, so sind die Menschen nicht“ —, so zog ich mich schreckhaft und verletzt in mich selbst zurück.

Bis dann die furchtbare Erkenntnis kam.

Und nun ist es mir, als stehe ich auf einer einsamen Insel. Das Leben, wie es ist, erkältet mich. Ich habe so viel Roheit und Ungerechtigkeit ungehindert über mich ergehen lassen müssen, daß etwas in mir ertötet ist.

Ich verstehe das alles nicht mehr.

Und sehen Sie — das kann ich Ihnen nicht ersparen —, auch bei Ihnen habe ich

noch oft das Gefühl, als gehen Sie über mein tiefstes Empfinden und all mein geheimes Leid wie über etwas Nebensächliches hinweg.

Ihre Renate Hellwege.

Professor Thorström an Renate Hellwege.

Seltsames Geschöpfchen — zartes, rätselhaftes Wesen — weißt du, daß du auf meiner Seele wie auf einer Harfe spielst?

Wer gab dir diese Macht über mich?

Jeder deiner Briefe wird mir zu einem tiefen Erlebnis, jedes deiner Worte klingt stundenlang in mir nach.

Dein Vorwurf, ich ginge über dein Empfinden und deine Leiden als nebensächlich hinweg, hat mich wie ein Schlag getroffen.

Ich! ... Du mein Gott!

Seit Wochen habe ich keinen anderen Gedanken, kein anderes Empfinden mehr als dich! Ich lebe nur noch in deiner Gedankenwelt, ich rechne mein Leben überhaupt nur noch von einem deiner Briefe zum anderen. Und wie kannst du mich so demütigen mit dem bösen Worte der „geistigen Überlegenheit"?

Ich — der ich zittere wie ein Schuljunge in der Angst, dir mißfallen zu können!

Darum freue ich mich fast, daß du mir mein Kommen verbietest, und gehorche dir fürs erste. Denn deine Briefe sind so ganz du selbst, daß es mir oft ist, als sähe ich deine scheue Seele in all ihrer zarten Schönheit.

Alles will ich von dir kennen lernen, all deine geheimsten Regungen, dein tiefstes Fühlen.

Denn ich will dich herausreißen aus deiner freudlosen Einsamkeit, aus deiner müden Verdrossenheit.

Noch einmal! Die Menschen, zwischen denen du lebst, das sind die Menschen nicht! Sie gaben dir ein Zerrbild des Lebens. Das sind halbempfindende, belanglose Wesen, die zwischen bleierner Nüchternheit und sinnlicher Berauschtheit hin und her schwanken, und die nur deshalb ihre Daseinsberechtigung haben, um uns im Widerwillen gegen alles Schwächliche, Unfruchtbare zu stärken.

Du aber bist ein Mensch; die Welt, die du in dir trägst, ist die rechte.

Nur mußt du sie beweisen lernen! Ein scheues Ausweichen und ängstliches Zurückzucken ist nicht das Rechte. Auch du hast im kleinen deine Prometheusaufgabe, auch du sollst in deinem Kreise zündend wirken.

Wir dürfen nicht, wenn wir Ungerechtes hören, unsere Ohren bequem verstopfen. Wir erhalten und vermehren damit ja das Böse! Und wer weiß, ob nicht unsere Kinder einst sein erstes Opfer sind?

Und wer dich nicht verstehen **will**, über den gehst du zur Tagesordnung hinweg. Ebensowenig wie du dich über die Eigentümlichkeit eines Esels oder eines Schweines aufregst, ebensowenig darfst du dich über gewisse Menschen aufregen. Man muß auch eine gesunde Rücksichtslosigkeit lernen.

Betrachte dir diese Menschen wie Monstrositäten im zoologischen Garten; sie sind immerhin lehrreich.

In einem Buche, das der Franzose Stendhal im vorigen Jahrhundert schrieb, und das der alte Goethe rühmte, heißt es: „Man haßt das Denken in ihren Salons. Erhebt es sich nicht über die Pointe eines Tingeltangelcouplets, so wird es belohnt. Aber ein denkender Mensch, dessen Einfälle energisch und neu sind, heißt cynisch. Alles, was sich bei ihnen durch Geist etwas hervorthut, wird der Strafpolizei überwiesen, und die gute Gesellschaft klatscht Beifall."

Der Mann prophezeite selber von sich, daß man ihn nicht vor 1880 lesen würde. Er ahnte, daß man nicht Ochsen mit Trüffeln füttern könne, und richtig, erst vierzig Jahre später entdeckte Nietzsche sein weltumfassendes Genie.

Wie also dürfen wir Kleinen traurig sein, so lange selbst noch die Großen einsam sind!

Und haben wir neunundneunzigmal vergeblich gegeben, und bleibt uns nichts als die demütigende Bitterkeit, umsonst sein Bestes weggeworfen zu haben — das hundertste Mal gelingt es. Dann wird uns unerwartet auf unser banges Pochen aufgethan, dann klingen die Saiten, und wir finden uns im anderen wieder. Das sind dann die tiefsten Freuden des Lebens!

Glaube doch nicht, daß du allein unter den Menschen gelitten hast. Wie viele mit feinen, sensiblen Organen Begabte leiden in jener Zeit unter dem Leben! Freilich —

sie, die da leiden und sich nicht ergeben, sind in der Minderzahl.

Als ich in meinem ersten Semester stand — ich war damals neunzehn Jahr alt —, da hat sich alles in mir aufgebäumt gegen die sogenannte Wirklichkeit des Lebens. Ich krümmte mich wie ein Wurm unter der Roheit, die mir in jener Zeit aufgezwungen werden sollte. Es war wie ein wilder, verzweifelter Kampf gegen all das Häßliche, was mich da wie mit tausend gierigen Polypenarmen zu umschlingen drohte.

Und nicht einer unter meinen sogenannten Freunden, der das verstand. „Das Leben ist nun mal so!“ war ihr Argument.

Und ich stand da mit meiner heißen Sehnsucht, mit meinem jungen kräftigen Widerwillen und wurde verhöhnt. Ihre stumpfsinnigen, plumpen Gehirne begriffen nicht, was ich wollte; sie lachten mich aus.

Da kam es über mich, das bittere „es lohnt nicht!“

Und es lohnt doch!

Fühlst du das jetzt?

Sieh, wir sind die Reichen, wir haben zu geben und wieder zu geben, denn wir haben die Liebe.

Da heißt es auch von uns „Noblesse oblige!“

Jeg elsker dig.

Dein Thorström.

Professor Thorström an Renate Hellwege.

Sie antworten mir nicht!

Alles andere habe ich erwartet — nur das nicht.

Nicht einmal einer Antwort werde ich gewürdigt! Kind, was machst du aus mir?

Es fehlt nicht viel, und ich lasse hier alles im Stich, Beruf, Pflicht, Ehre — und komme zu dir!

Denn du gehörst zu mir, du mein großäugiges Märchen, fühlst du denn das nicht?

Fühlst du nicht das urewige Verstehen zwischen uns? Dafür habe ich dich nicht mein Leben lang gesucht, um nun, da ich dich endlich fand, dich wieder zu lassen.

Du meine zarte Blume, antworte mir!

Siehe — ich bete zu dir wie zur Madonna. Glück und Unglück hast du in deiner kleinen Hand!

Rührt dich denn das nicht?

Strafe mich doch nicht so! That ich dir wehe, ohne es zu wissen?

Habe ich zuviel gesagt? Wollte ich zu rasch, zu stürmisch überreden?

O — ich war thöricht; ich war unzart, überreden zu wollen!

Wahre Liebe redet ja, wie alles Wertvolle, Gute, durch ihre stille Schönheit, mehr als je ein Mensch vermag.

Ich will schweigen. Aber rede du!

Dein Thorström.

Renate Hellwege an Hjalmar Thorström.

Sie wissen nicht, wie es jetzt in mir aussieht! Haben Sie Geduld mit mir. Ich weiß nicht, was mit mir ist, und es muß erst wieder klarer und ruhiger in mir werden.

Oft ist mir wie im Märchen — als lag ich in Stricken und Banden —, und nun kommen Sie mit Ihrer lieben, leisen Hand und lösen vorsichtig eine Kette nach der anderen.

Und doch fürchte ich mich.

Es gestaltet sich alles traurig bei mir; ich habe gar kein Talent zum Glück, und selbst wenn ich lachte, lachte ich, um nicht zu weinen.

Oft ist mir, als geben Sie all meinem geheimen Leid den lösenden Laut. Sie sagen all das — so leicht, so frei, so selbstverständlich, was ich jahrelang stumm und nach Ausdruck ringend fühlte.

Das ist alles so wunderbar!

Ich weiß auch nicht, womit ich das verdiene. Ich kann darüber nicht viel sprechen.

Denn das Tiefste, das Zarteste, Süßeste — das kann man doch nicht sagen, das wird so seltsam durch die Aussprache entwertet. Oft ist mir, als habe ich Sie lange gekannt; als wären wir vor vielen, vielen Jahren in fernen Welten zusammengetroffen und wußten es nicht.

Das ist jetzt wie eine seltene Feierstunde und fast habe ich Furcht vor jedem lauten Ruf, der mich daraus erweckt.

Nie fand ich zugleich ähnliche Kraft und Zartheit des Empfindens.

Ist das nicht merkwürdig? Sie dürfen alles sagen, bei Ihnen wird selbst das Unadelige geadelt.

Sie lehren mich: meine Empfindungswelt sei berechtigt; Sie wissen nicht, was Sie mir damit gegeben haben!

Denn das ist es — ich konnte das Leben nicht nehmen, wie es ist; ich wäre, wenn Sie nicht gekommen wären, daran gestorben. Ich konnte es nicht ertragen, diese Art der Menschen, alles mit Worten zu betasten und zu besudeln, ich habe bis zur Empörung darunter gelitten. Nichts, nichts können sie unausgesprochen lassen; alles Heimliche, Süße, Zarte bringen sie aus der Welt.

Und doch ist es mit den Dingen zwischen Mann und Weib wie mit einem Schmetterlinge. Der ist auch ein Wunder! Die Menschen aber zerreiben ihn in ihren Fingern und machen ihn zum grauen Brei.

Gestern war ich bei Ihrer Schwester Ilse.

Sie hat mir von Ihnen erzählt, und sie wollte mir ein Bild von Ihnen zeigen.

Aber ich habe mich abgewandt.

Sie ist herrlich, Ihre liebe Ilse!

Ich habe sie geküßt und habe sie sehr lieb.

Renate.

Hjalmar Thorström an Renate Hellwege.

O du!

Als Antwort auf meinen Brief gehst du zu meiner Schwester und küßt sie!

Meine süße Braut — wer lehrte dich solche Antworten?

Wer war überhaupt dein Lehrmeister, du kühnes, geheimnisvolles Königskind? Ich kniee vor deiner heimlichen Krone!

Sage mir, wann ich dich holen darf, mein klaräugiges Mädchen — denn ich sehne mich nach dir.

Wenn ich daran denke, überfällt sie mich wieder, die qualvolle, die thörichte Angst, dir mißfallen zu können! Denn du weißt ja nicht einmal, wie ich aussehe!

Warum, du holder Eigensinn, hast du dich geweigert, mein Bild zu sehen?

Sage mir, werde ich dir gefallen?

Ilse nannte mich Enakssohn! Ich bin ja viel zu groß und zu ungeschickt für solch ein Fühlegeistchen, solch ein Seelchen wie du! Ich habe jetzt schon Furcht, daß, wenn du mich zu häßlich findest, du deine Flügelchen wieder aufklappst und wupp ... davon! Zu solchen Dingerchen paßt doch nur etwas ganz Apartes!

Wirst du das thun?

Schreibe mir, wie die Farbe deiner Augen ist und ob du groß bist oder klein, denn das konnte ich auf dem Bilde nicht erkennen.

Und lebe wohl, du Zarte, Feine.

Laß uns beide lernen, mit den Augen des Herzens in das Leben und seine Schicksale hineinzusehen, verständniswarm und gütig — und doch stark und voller Widerstandskraft.

Du hast die Güte; laß mir die Kraft.

Dein Hjalmar.

Renate an Hjalmar.

Ja, du bist die Kraft, du bist stark und beharrlich und sanft und gütig zugleich, mein Herrlicher!

Du baust dir deine eigene feste Welt und stehst triumphierend droben.

Du bist wie Parsival, der Junge, Strahlende, Kind und Held zugleich.

Du nimmst die Dinge, ohne zu grübeln — einfach, gut und natürlich. So wirst du mit ihnen fertig! In dir ist die siegende Urkraft des Germanentums.

Wen deine Höhe lockt, dem zeigst du Wege nach oben; wer aber drunten bleiben will, an den verschwendest du keine Kraft.

Nie stiegst du in ihre Niederungen. Und so bliebest du stark wie Simson.

Mich aber lockt die Höhe und alles, was von der Höhe stammt, und darum komme ich zu dir.

Glaube mir — es war nicht Eigensinn, daß ich dein Bild nicht sehen wollte.

Nie wieder — das habe ich mir geschworen — soll Äußerliches Einfluß auf mein Leben haben!

Und deshalb bitte ich dich, komm erst zu unserer Hochzeit zu mir.

Und was für Augen ich habe, willst du wissen — und ob ich groß bin oder klein?

Lieber ... Thörichter! ...

Wie kann man nur so neugierig sein auf seine Braut! ...

Ich glaube, ich bin weder das eine noch das andere.

Bei dir aber natürlich immer klein.

Deine Renate.

Hjalmar an Renate.

In vier Wochen bist du mein! —

Wir sind schon aufgeboten.

Ich werde mich dir also fügen und will weder vorher zu dir kommen noch dich vom Bahnhofe holen.

Wir sehen uns zum erstenmal am Tage unserer Hochzeit.

Deine Schuld aber, Kind, ist es, wenn ich dir dann besinnungslos zu Füßen stürze.

Dein Hjalmar.

* * *

An einem Apriltage war Renates Hochzeit.

Die Schwester ihres verstorbenen Vaters hatte vorgeschlagen, das Fest in ihrem Hause zu feiern, und man war übereingekommen, alles im engsten Familienkreise zu halten.

Am Abend vorher kam Thorström an. Es regnete in Strömen, als er der Wohnung seiner Schwester zuschlenderte, die er über den Zeitpunkt seiner Ankunft im unklaren gelassen hatte.

Sie öffnete ihm strahlend auf seinen kurzen Klingelruck.

„Tag, Liebling," sagte er und küßte sie.

Es war alles wie sonst. Wie vor ein paar Monaten saßen sich die Geschwister gegenüber; das Theewasser summte, die Hängelampe schaukelte leise, und die Azaleen in ihrer schlanken, umbrischen Vase dufteten fein und fremd.

Nur das Bild, das er damals so leidenschaftlich geküßt hatte, fehlte.

Er lehnte nachlässig in einem der bequemen Faulenzer, die er ihr geschenkt hatte, rauchte eine Cigarette nach der anderen und erzählte in seiner frischen, leicht ironisierenden Art von den Berliner Verhältnissen.

Sie betrachtete ihn verstohlen.

Ihr gemeinsamer Freund Jelde hatte einmal von ihm gesagt, er gehöre zu jenen unterirdischen Naturen, die so reizvoll wären und so gefährlich wirkten, und damit hatte er nicht nur Thorströms, sondern auch Renates Wesen gezeichnet.

Sie besann sich noch des Augenblicks, als sie zum erstenmal ihren Namen erwähnte und er so gleichgültig und zerstreut fragte: „Wer ist Renate?"

Derselbe Gleichmut lag jetzt auf seinem Gesicht, und fast reizte er sie.

Sie erzählte, um ihn aus seiner Ruhe herauszubringen, daß sie um neun Uhr seine Braut, die die letzten Wochen bei Verwandten auf dem Lande zugebracht hatte, von der Bahn holen würde.

Er nickte nur.

Als er sich in eines der herumliegenden Bücher vertiefte, stand sie auf und räumte den Tisch ab.

Das Buch interessierte ihn — sie kannten es beide. Es war eines jener schnoddrigen, forcierten Junggesellenbücher, und er goß die ganze Lauge seines Spottes darüber aus.

Sie konnte nicht anders, sie mußte lachen.

Dieser blonde Nordlandssohn, den nur wenige Stunden von der Erfüllung seiner heißesten Wünsche trennten, verankerte sich mit allen Waffen seines Geistes in ein x-beliebiges Buch.

Und doch bewegte sie diese stumme Keuschheit des Empfindens.

Gegen neun Uhr verabschiedete sie sich.

Ruhig sagten sich die beiden Geschwister gute Nacht.

— — — — — — — — — — — — —

Im Hause ihrer Schwägerin wurde sie länger aufgehalten, als sie beabsichtigt hatte. Renate erzählte in ihrer anmutigen Weise von ihren Reiseeindrücken, amüsierte sich über die Fülle von Geschenken, die eingelaufen waren, und zählte die Menge der Uhren, Vasen und Staubtuchkörbe. Sie sagte, man müsse sich die Urheber notieren, damit nicht beim Wiederverschenken dieselben Gaben an dieselben Geber zurückgelangten; Thorströms erwähnte sie mit keiner Silbe.

Es war nach Mitternacht, als die kleine Malerin ihr Heim wieder erreichte. Auf Zehenspitzen, um ihren Bruder nicht zu stören, ging sie an ihrem Atelier vorüber.

Da bemerkte sie, daß er noch Licht hatte.

Sie drückte die Thür auf und sah ihn völlig angekleidet mitten im Zimmer am Tische stehen. Er sah ihr entgegen.

„Ist sie da?" fragte er.

„Ja, Hjalmar, sie ist da," antwortete sie, und der Ausdruck seines blassen Gesichtes und seiner tief verschatteten Augen ließ in ihrem armen, selbstlosen Herzen noch einmal

mit aller Macht die Eifersucht auf das fremde, schöne Mädchen auflodern.

Leise verließ sie das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen gegen zehn Uhr fuhr Thorström die Maximilianstraße hinunter der Wohnung seiner Braut zu. An den Isaranlagen ließ er halten; die festgesetzte Zeit war noch nicht da.

Er ging jenseits des mit reißender Wildheit durch sein schmales Bett stürzenden Wassers auf und ab; der Regen hatte aufgehört, deutlich zeichneten sich am Horizont die Schneehäupter der bayerischen Alpen und der Zugspitze ab. Ihm gegenüber lag das Haus, in dem seine Hochzeit gefeiert werden sollte.

Er ging bis zu der eingestürzten Prinzregentenbrücke, über deren zerstörte Pfeiler das smaragdgrüne Wasser triumphierend hinwegschoß; in den Anlagen gruben die Gärtner die Beete um; es roch nach Erde und junger Kraft.

Als er wieder umkehrte, sah er vor dem Hause seiner Braut einen Wagen halten. Der Maler Jelde mit seiner Frau und seine Schwester Ilse stiegen aus.

Gleich darauf fuhr noch ein Wagen vor. Er blickte hinüber mit einem seltsamen Gefühl der Unpersönlichkeit. Fast war es ihm, als sei nicht er das, der da unter den tropfenden Bäumen stand und die Leute drüben in das elegante Haus verschwinden sah.

Als es zehn Uhr schlug, ging er hinüber.

Der Portier öffnete ihm, ohne ihn zu erkennen. Die vornehme Abgeschlossenheit eines der eleganten, neuerbauten Mietshäuser Münchens umfing ihn.

Er stieg die teppichbelegten Stufen hinauf, niemand begegnete ihm.

Als er vor der Etagenthür stand, las er den Namen. Und da war's fast ein Gefühl der Auflehnung, das ihn ergriff, als er spürte, wie ihn der bloße Name dieses Mädchens wieder erregte.

Auf sein Klingeln wurde ihm geöffnet; er befand sich in einem behaglichen Vorraum und wurde in ein helles, saalartiges Zimmer geführt. Aus einer Gruppe von Herren und Damen löste sich eine schlanke weißhaarige alte Frau und begrüßte ihn. Gleich darauf schüttelten ihm zwei seiner Berliner Freunde, die er gebeten hatte, Trauzeugen zu sein, die Hand.

Unten hörte man von neuem einen Wagen vorfahren.

Die elektrische Glocke klang an, neue Menschen traten in das Zimmer. Wieder schüttelte man ihm lächelnd die Hand, Gruppen bildeten sich, man sprach in einem leisen Flüstertone miteinander, der ihn geradezu verwirrte.

Ein vornehmer, alter Herr, in Generalsuniform, mit Ordensternen auf der Brust, trat auf ihn zu, erwähnte den Briefwechsel, den sie miteinander geführt hatten, und bot ihm das „Du" an. Es war der nächste noch lebende Verwandte seiner jungen Braut.

Er verbeugte sich und sagte irgend etwas. Dabei ärgerte er sich über die steif abstehenden, pomadisierten Zöpfe zweier kleiner Mädchen, die, mit Rosenkränzen im Haar, still und artig an der Wand standen und ihn unverwandt betrachteten.

Nun trat die alte Dame, die sich ihm als Renates Tante zu erkennen gegeben hatte, auf ihn zu und sagte ihm etwas.

Aber er verstand sie nicht.

Da wiederholte sie mit einem Lächeln, das seine maßlose Empfindlichkeit auf das äußerste steigerte: „Sie erwartet Sie!"

Leicht schob Ilse ihren Arm durch den seinen. Sie gingen durch mehrere helle, elegante Räume, in einem derselben stand die blumengeschmückte Tafel.

„Wenn das so weiter geht, reise ich ab," murmelte er finster.

Sie drückte leicht seinen Arm und öffnete eine schmale Thür, die sie leise wieder hinter ihm schloß.

Er stand in einem kleinen, einfenstrigen Zimmer, durch dessen gelbseidene Gardinen flimmernde Lichter fielen.

Am Tisch stand ein junges Mädchen in einem einfachen, schwarzseidenen Kleide und sah ihn an.

Wann immer er sich diesen Augenblick ausgemalt hatte — und es war bei Tag und bei Nacht geschehen —, stets hatte er von einer souveränen, hoheitsvollen Königin geträumt, von einem schlanken, selbstsicheren Mädchen.

Das zarte Geschöpf dort ihm gegenüber, das ihn mit ihren versonnenen, tiefen Augen

ansah, war aber von einer so schwermütigen, so scheuen, so verzehrenden Süße, daß er wie gebannt an der Thür stehen blieb.

Und sie zitterten beide.

Langsam ging er auf sie zu — langsam umfaßte er ihre mädchenhafte Gestalt mit den Augen.

Sie war schlank und zart wie ein Hauch und doch durchglüht von seltsamem Leben und Feuer; in ihren großen, strahlenden Augen lag ein geradezu erschütternder Ernst.

„Du Blume!“ sagte er, „du Madonna. Nun begreife ich, wie dir deine Seele zu schwer wurde.“

Ihre Hände hingen herab, ihr blaßroter, zitternder junger Mund lächelte, ein schwaches, unsagbar rührendes Lächeln. Sie bebte wie Espenlaub.

Ihre Hingabe und Wehrlosigkeit entwaffnete ihn. Er kniete vor ihr nieder und legte einen Augenblick ihre Hand auf seine Stirn. Die bloße Berührung gab ihm namenlosen Frieden.

Als seine Schwester leise klopfte, um zu melden, daß Wagen und Zeugen bereit seien, war er vollkommen ruhig.

Die Anwesenheit der Menschen, die ihn vorher gepeinigt hatte, nahm er jetzt mit freundlicher Gelassenheit hin.

Eine fast wunschlose Stille war in ihm.

Im Wagen setzte er sich ihr gegenüber, aber seine Seele flog aus seinen Augen und kniete vor ihr.

Und es war, als wenn ihm die ihre begegnete — und es war, als fänden sie beide in dieser Umarmung Frieden. Denn auch über sie kam dieselbe heilige Stille.

— — — — — — — — — — — — — —

Das „Ja“ vor dem Standesbeamten war der erste Laut, den er von ihr hörte, und das „Ja“ vor dem Altar der zweite.

Der alte Mann am Altar, mit der Tonsur im ergrauten Haar, sah sie wehmütig lächelnd an. Er sprach von den Festen des Lebens: ohne Demut schieden die meisten von ihnen, nur wenige wüßten sie zu feiern.

Da glitt ein süßes Freimaurerlächeln über das Gesicht der Braut, und sie sah ihren Mann zum erstenmal groß an.

Auf dem Rückwege saß er neben ihr.

„Nun weiß ich doch wenigstens, wie du sprichst!“ sagte er.

Sie blickte ihn wieder an und lächelte.

Aber es war nicht mehr ihr erstes schüchternes, es war ein unsagbar bezauberndes, leicht überlegenes Lächeln, so als wolle sie sagen: Du großer, thörichter Junge! — und es berückte ihn.

Da war sie wieder die Renate seiner Briefe.

Doch sie wurde an dem Tage noch mehreremal eine andere.

Es war bei der Hochzeitstafel, während eines Toastes, als die Aufmerksamkeit aller auf die Brautmutter gelenkt war — da war es ihm, als streiften ihre Lippen leise und rasch seine Schulter — doch als er sich zusammenzuckend umsah, saß sie mit gleichmütigem Gesichtsausdruck neben ihm.

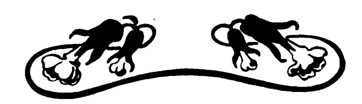
Davor stand er überhaupt wie vor einem Wunder: vor diesem Wechsel von Sanftmut und Leidenschaft, von Überlegenheit und Kindlichkeit. Er sah ihr zartes, hochmütiges Profil, und so viel heimliche Freude es ihm schuf, daß niemand ihre junge, scheue Glut ahnte, fast wünschte er sich die Fassungslosigkeit der ersten Minuten zurück.

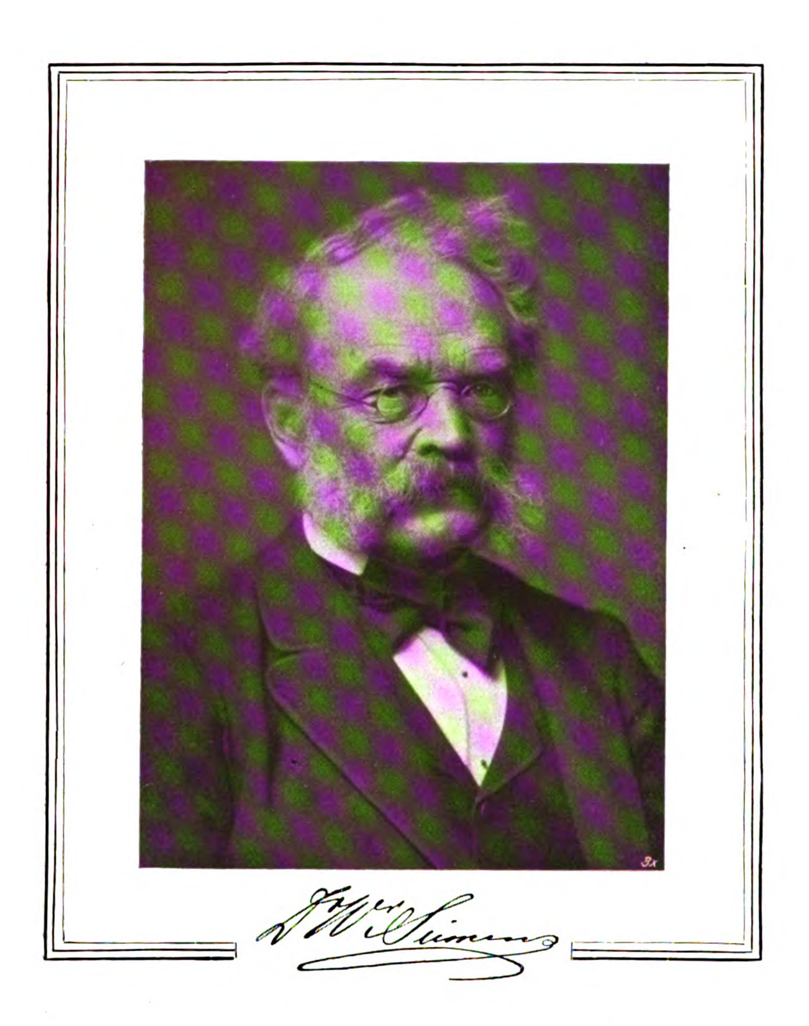
Und sein Wunsch sollte erfüllt werden.

Denn als sie endlich im Wagen saßen, sprach sie das erste Wort.

Und es war etwas so unsäglich Liebliches, Thörichtes, was sie da auf seine flehenden Bitten, etwas zu sprechen, in ihrer tödlichen Verwirrung hervorbrachte, daß er hell auflachte. Sie fragte ihn: „Bist du über Nürnberg oder über Regensburg gefahren?“

Und da küßte er sie, während draußen der warme Frühlingsregen gegen die Fenster schlug und von den Alpen her der Südwind durch die Straßen tollte.





Ein deutsches Welthaus des Elektricitätsgewerbes

Von

Heinz Krieger

(Nachdruck ist untersagt.)

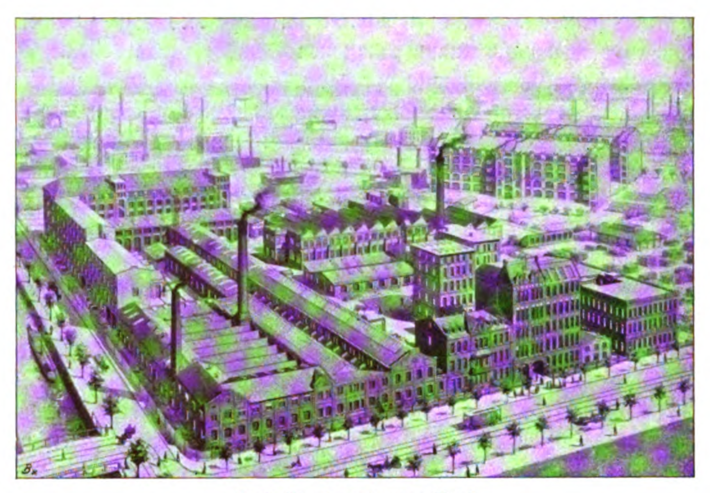
Wenn es noch des Beweises bedürfte, daß die deutsche Industrie auf sicherem Grunde ruht, so hat ihn die industrielle Krisis vom Sommer des Jahres 1901 geliefert. Selbst die schwersten Verschuldungen einzelner haben den Fortschritt in der Entwickelung auf allen Industriegebieten nicht aufhalten können. Wer den Werdegang unserer Industrie, ihr langsames, aber stetiges Anwachsen aus kleinem Anfange kennt, wird das leicht verstehen. Allerdings kennt man in Deutschland auch Betriebe von enormer Ausdehnung, bei denen von einem Werdegang füglich nicht gesprochen werden kann. Es sind das Unternehmungen, die dem Bedürfnis des Großkapitals, die augenblickliche günstige Konjunktur eines neuen oder alten Industriezweiges auszubeuten, entsprungen sind. Solche Unternehmungen können ebenso solid sein wie andere, deren Emporkommen Jahrzehnte andauernder wissenschaftlicher und technischer Arbeit verbraucht, aber sie sind ihrer Natur nach vereinzelt und für die Entwickelung

unserer Industrie nur in bedingtem Maße kennzeichnend. Die überwiegende Mehrzahl der großen deutschen industriellen Betriebe, wie Borsig, Krupp, Schichau, die Hamburg-Amerika-Linie, der Vulkan, der Norddeutsche Lloyd, die Badische Anilin- und Sodafabrik, die Weberei von Hermann Wünsches Erben, die Schultheißbrauerei, sind allmählich in stetem Fortschreiten emporgediehen und verdanken ihre Blüte zumeist der Intelligenz, der Thatkraft und dem rastlosen Eifer ihrer Begründer oder einzelner hervorragender Persönlichkeiten, die ihre Leitung im Laufe der Entwickelung übernahmen.

Ein ganz besonders charakteristisches und in den mannigfachsten Beziehungen interessantes Beispiel für den Werdegang der deutschen Industrie ist das Emporblühen des Hauses Siemens u. Halske. Obwohl es sich hier um einen ganz neuen Industriezweig handelte, der zunächst völlig konkurrenzlos dastand, in dem Erfindung und Ausführung Hand in Hand gingen und dem Erfinder stets einen bedeutenden Vorsprung auf dem Weltmarkt sicherten, hat es doch mehrere Jahrzehnte gedauert, ehe das Haus jene erste Stellung errang, die es heute behauptet. Neben der glänzenden Begabung von Werner Siemens, neben der genialen Veranlagung seines Freundes Halske für die technische Gestaltung seiner Ideen und neben der rastlosen Mitarbeit von Siemens' reichbegabten Brüdern waren es aber vor allem seine hervorragenden Charaktereigenschaften, seine Energie, seine Zähigkeit, seine Gewissenhaftigkeit, sein eiserner Fleiß und sein unbeugsamer Wille, denen das Haus Siemens u. Halske seine Erfolge verdankt.

Werner Siemens ist im Jahre 1892, nahezu sechsundsiebzig Jahre alt, gestorben. In seinem Todesjahr erschien bei Julius Springer in Berlin ein merkwürdiges Buch: „Lebenserinnerungen von Werner von Siemens." Siemens zieht darin mit geschickter Hand die Summe seines Daseins; eine Art Rechenschaftsbericht über sein wissenschaftliches und geschäftliches Wirken, giebt das Buch überaus interessante Einblicke in das Werden und Wachsen des seltenen Mannes, der mit dem gesamten geistigen, kulturellen und ethischen Entwickelungsleben seines Volkes im neunzehnten Jahrhundert aufs engste verknüpft war. Man sollte dies Buch zu einem knapp gehaltenen Schulbuch umarbeiten. Es könnte der heranwachsenden Jugend unserer Tage ungleich größere Dienste leisten als seiner Zeit Cooper mit seinen Indianergeschichten. Mit ihrer Lust an Abenteuern käme die Jugend auch bei Werner Siemens auf ihre Kosten: er hat bei seinen weiten Reisen deren genug erlebt; sie fände daneben aber einen Mann von echt deutscher Art als Vorbild: furchtlos, treu, zuverlässig, ausdauernd, dessen Geistesgegenwart auch in den schwierigsten Lebenslagen niemals versagt.

Ende der fünfziger Jahre legte die Londoner Firma Newall u. Co. eine Kabellinie durch das Rote und das Indische Meer von Suez nach Currachee. Siemens u. Halske hatten die elektrische Überwachung dieser Kabellegung sowie die Lieferung und die Aufstellung der erforderlichen Apparate übernommen. Die Linie ist 3500 Seemeilen lang. Als Werner Siemens seine Geschäfte in Aden beendet hatte, wollte er mit seinem Freunde und Mitarbeiter William Meyer und den Herren Newall und Gordon den nächsten Dampfer einer in Aden anlegenden englischen Dampfergesellschaft benutzen, um so schnell wie möglich nach Europa zurückzukehren. Der Dampfer war vollbesetzt, selbst mit Hilfe des Gouverneurs von Aden waren nur noch Decksitze zu haben. „Wir nahmen daran keinen Anstoß," heißt es in den Lebenserinnerungen, „denn wir hatten während unseres mehrmonatlichen Aufenthaltes auf dem Roten Meere stets angekleidet auf dem Deck geschlafen." Die Toilette war dabei freilich recht mitgenommen worden, und die neuen Passagiere wurden infolgedessen von der eleganten Schiffsgesellschaft als ein höchst unpassender Zuwachs angesehen. Die Gesellschaft sollte aber bald erkennen, daß der Rock nicht den Menschen macht. In der Nacht lief das Schiff auf einen Felsen und lag bald ganz auf der Seite. „Die große Frage," so erzählt Siemens in seiner schlichten, anschaulichen Weise, „an der jetzt Leben und Tod hing, war die, ob das Schiff eine Ruhelage finden oder kentern und uns sämtlich in die Tiefe schleudern würde. Ich errichtete mir eine kleine Beobachtungsstation, mit deren Hilfe ich die weitere Neigung des Schiffes an der Stellung eines besonders



Das Charlottenburger Werk.

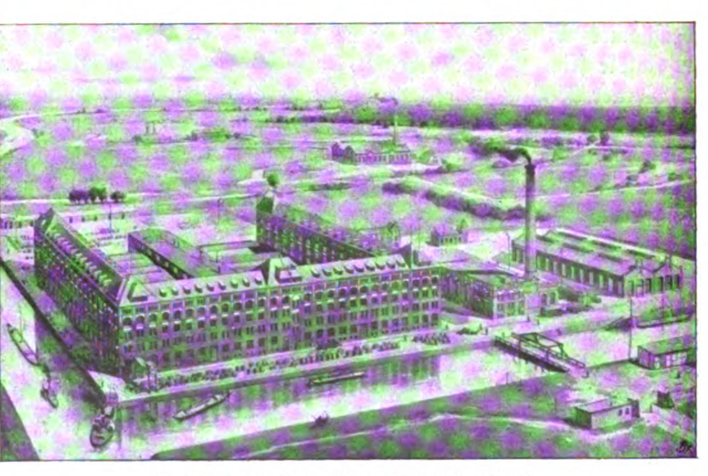
Neuzeit entsprechenden Räumen mit seinem ausgedehnten Verwaltungsapparat neu erbaut worden ist. Halske übernahm die Leitung der Fabrik, Siemens die Anlage der Linien, die Kontraktabschlüsse u. s. w. Man wollte zunächst nur Telegraphen-Läutewerke für Eisenbahnen und Drahtisolierungen mittels Guttapercha herstellen. Siemens hatte dazu ein besonderes Umpressungsverfahren

glänzenden Sternes verfolgen konnte, und proklamierte von Minute zu Minute das Resultat meiner Beobachtungen. Alles lauschte mit Spannung diesen Mitteilungen. Der Ruf ‚Stillstand!‘ wurde mit kurzem, freudigem Gemurmel begrüßt, der Ruf ‚Weitergesunken!‘ mit vereinzelten Schmerzenslauten beantwortet. Endlich war kein weiteres Sinken mehr zu beobachten, und die lähmende Todesfurcht machte energischen Rettungsbestrebungen Platz, die nach viertägigen schweren Mühen von Erfolg gekrönt wurden.“ Das ist der Mann, der das Haus Siemens u. Halske begründet hat. Er hatte zu dem Zwecke bare sechstausend Thaler von einem Verwandten geliehen. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.

Am 12. Oktober 1847 wurde die mechanische Werkstatt von Siemens u. Halske im Südwesten Berlins in einem Hause an der Schöneberger Straße, mit den Fenstern nach dem Anhalter Bahnhofe hinaus, eröffnet. Der erste Grundstock zu dem Welthause wurde somit in der Nähe der Stätte gelegt, an welcher heute das Stammhaus in der

entdeckt. Die Wohnung der Fabrikinhaber lag in demselben Hause, und zwar wohnte Siemens Parterre, Halske zwei Treppen hoch, während die Werkstatt in dem ersten Stockwerk untergebracht war. Die Miete für die gesamten Räume kostete dreihundert Thaler.

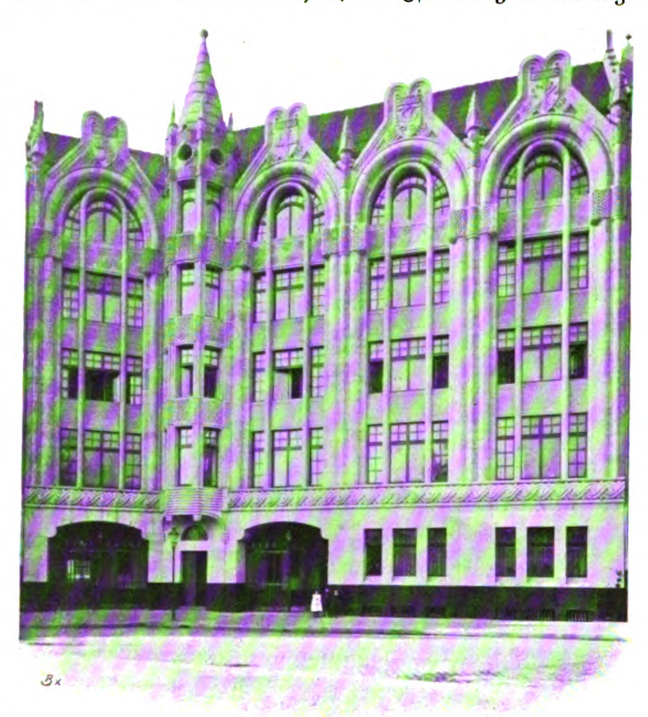
Werner Siemens war, ehe er sich, dreißig Jahre alt, der Industrie zuwandte, preußischer Artillerieoffizier gewesen. Beruf wie Neigung zu wissenschaftlichen Studien und Experimenten hatten ihn der damals noch in den Kinderschuhen steckenden Telegraphie und der Verwendung der Elektricität in der Telegraphie zugeführt. Anfangs der vierziger Jahre — Siemens war dazumal im deutsch-dänischen Kriege als Kommandant von Fridericia beauftragt, durch Anlage von Bat-



Das Kabelwerk am Nonnendamm bei Berlin.

terien für die Verteidigung des Hafens von Eckernförde mittels elektrisch zu zündender Minen zu sorgen — hatte er sogar alle Aussicht, preußischer Telegraphendirektor zu werden. Preußen hatte damals eine sogenannte militärische Kommission für die Einführung der elektrischen Telegraphie. Diese Kommission wurde aufgelöst, und die Telegraphie, sehr zum Nachteile ihrer Entwickelung, dem neu geschaffenen Handelsministerium unterstellt. Der Handelsminister ernannte zum Leiter der telegraphischen Abteilung den Regierungsassessor Nottebohm. Die militärische Kommission hatte bereits vor der Märzrevolution eine unterirdische Linie Berlin-Potsdam gelegt. Siemens war daran hervorragend beteiligt. Er hatte auch Vorschläge zum Bau einer Linie Berlin-Frankfurt a. M. gemacht, deren Vollendung jetzt aus Anlaß der Sitzungen der National-Versammlung aufs eifrigste betrieben werden sollte. Man fragte bei dem Kommandanten von Fridericia an, ob er geneigt sei, den Bau der Linie nach den Vorschlägen, die er selber der Kommission gemacht, zu übernehmen. Siemens nahm an, obwohl ihm die Unterstellung unter Nottebohm ganz und gar nicht zusagte, nur um „von dem so eintönig gewordenen militärischen Leben in der kleinen Festung erlöst zu werden"

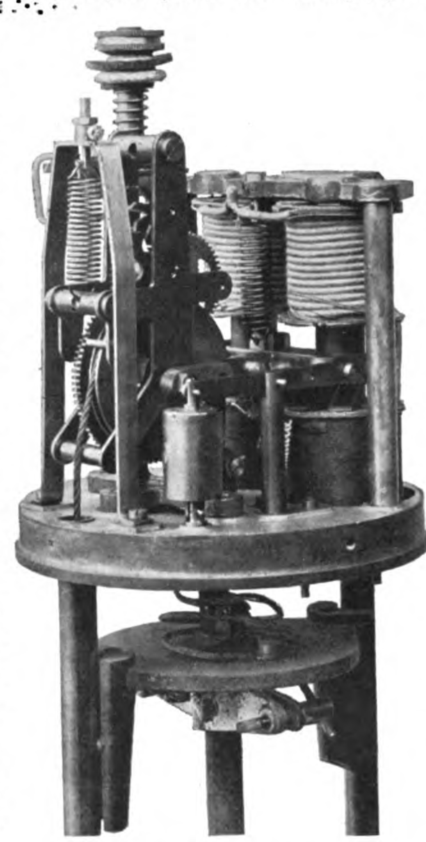
Diese erste größere Aufgabe, welche Siemens mit Halske, zu dem er bisher in einem losen Verhältnis gestanden, zusammen durchführte, gab Anlaß zu einer ganzen Reihe von Beobachtungen und Experimenten. Auch diese Leitung wurde, ausgenommen die Strecke Eisenach-Frankfurt a. M., unterirdisch verlegt. Bei der Isolierung wandte man, entgegen den Siemensschen Vorschlägen, nicht die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln an. Der Erfolg war dementsprechend. Man hatte allerdings sehr schnell gearbeitet. Schon im Winter 1849 konnte diese erste größere Telegraphenlinie nicht nur Deutschlands, sondern ganz Europas in Betrieb genommen werden. So wurde die in Frankfurt a. M. vollzogene Kaiserwahl mit Hilfe des neuen Drahtes noch in derselben Stunde in Berlin bekannt. Man beschloß auch alsbald die Linien Berlin-Köln-Verviers und Berlin-Hamburg sowie Berlin-Breslau zu bauen. Aber während das Werk so schnell gedieh, nagten bereits die Mäuse und die Maulwürfe an den Drähten, die Isolierung wurde täglich schlechter, und für das junge Geschäft, dem Siemens nunmehr, nachdem er im Juni 1849 sich endgültig zum Übertritt in das geschäftliche Leben entschlossen hatte, angehörte, entstanden daraus ernste Sorgen. Man wollte Siemens die Schuld an dem Mißerfolg aufbürden, und obwohl dieser den Vorwurf mit aller Energie zurückwies, so verlor er dabei doch seine beste Kundschaft.



Das neue Verwaltungsgebäude am Askanischen Platz in Berlin.

Das Geschäft hatte sich schnell zu einer für die damaligen Verhältnisse sehr angesehenen Fabrik aufgeschwungen. Es beschäftigte bereits mehrere hundert Arbeiter. Der Zwist mit der Telegraphenverwaltung stellte die Fabrik vor eine schwere Krisis, die man

nicht hätte überstehen können, wenn nicht die Eisenbahntelegraphie, die damals noch ebenso wenig verstaatlicht war wie die Eisenbahnen, einen von der Staatsverwaltung unabhängigen Markt dargeboten hätte. Im übrigen trug dieser Zwist mit der Staatstelegraphie, der später, als der einsichtsvolle Oberst Chauvin Leiter des preußischen Telegraphenwesens geworden war, wieder beigelegt wurde, nach Siemens' eigenem Bekenntnis nicht wenig dazu bei, daß das Geschäft sich mehr dem Ausland zuwendete und dort Absatz und Gelegenheit zur Ausführung größerer Unternehmungen suchte. An der Weltstellung des Hauses Siemens u. Halske und damit an der Stellung der deutschen elektrischen Industrie auf dem Weltmarkt hat somit die Kurzsichtigkeit des Regierungsassessors Nottebohm, der später Leiter der Gewerbeakademie wurde, ein Amt, in dem ihn Franz Reuleaux ablöste, einen wesentlichen Anteil.



Regelwerk einer Nebenschluß-Seillampe.

Rußland und England waren es vor allen anderen Ländern, in denen Siemens u. Halske alsbald ein festes Absatzgebiet eroberten. Charakteristisch für die Entwickelung der Thätigkeit des Hauses sind die Kabellegungen in Rußland, der Bau der indo-europäischen Linie London-Kalkutta, die 1869 beendet wurde, und die Legung verschiedener transatlantischer Linien, deren einige recht unglücklich verliefen und die Widerstandsfähigkeit der Firma auf eine harte Probe stellten.

Es ist erforderlich, auf diese Kabellegungen näher einzugehen, denn sie bilden die Grundlage der großen späteren Erfolge und sind auch ohnedies von geschichtlicher Bedeutung. Siemens selbst schreibt die Erfolge auf dem Gebiete des Telegraphenwesens seiner unausgesetzten wissenschaftlichen Thätigkeit, die er mit der Praxis verbindet, und der soliden und exakten Technik zu, „wesentlich dem Umstande, daß bei unseren Arbeiten der Präcisions-Mechaniker, nicht mehr wie früher der Uhrmacher die ausführende Hand darbot".



Die Verbindung mit **Rußland** begann mit einer Reise Werner Siemens' nach Petersburg im Jahre 1852. Vorher, bereits im Jahre 1849, hatte der Kapitän von Lüders, der im Auftrage der russischen Regierung eine Rundreise durch Europa machte, um das beste System der elektrischen Telegraphie kennen zu lernen, die Siemenssche Werkstatt besucht und das Siemenssche System für die Linie Petersburg-Moskau in Vorschlag gebracht. Siemens u. Halske sollten die Apparate liefern, den Bau der unterirdischen Leitung wollte die Regierung selbst ausführen. Werner Siemens' Reise hatte den Erfolg, daß die Firma den Auftrag erhielt, eine unterirdische Linie von Petersburg nach Oranienbaum mit einer daran anschließenden Kabelverbindung nach Kronstadt anzulegen. Im Frühjahr 1853 kam der Bau eines Eisenbahntelegraphen von Warschau zur preußischen Grenze hinzu, der von der Warschau-Wiener Eisenbahn gebaut wurde. Im Herbst desselben Jahres wurde die Kronstadter Kabellinie vollendet. Es war das die erste unterseeische Telegraphenlinie der Welt, die dauernd brauchbar geblieben ist, ein großer Erfolg der deutschen Arbeit, für Werner Siemens um so bedeutungsvoller, als er damit den Beweis für die Dauerhaftigkeit gut konstruierter unter-

seeischer Kabel erbracht und der Welttelegraphie eine sichere Grundlage geschaffen hatte.

Kurz darauf, im Frühjahr 1854, brach der Krimkrieg aus. Infolgedessen sollte so schnell als irgend möglich eine oberirdische Telegraphenleitung von Warschau nach Petersburg und Gatschina gebaut werden. Innerhalb weniger Monate war die elfhundert Werst lange Linie hergestellt. Immer neue Aufträge folgten; Petersburg-Moskau, Kiew-Odessa, Petersburg-Reval, Kowno-Preußische Grenze, Petersburg-Helsingfors, alle diese Linien wurden in zwei Jahren, 1854 und 1855, vollendet. Dabei mußten sämtliche Materialien, außer den hölzernen Stangen, von Berlin beschafft werden, das Eisenbahnnetz beschränkte sich noch auf die Strecke von der Grenze nach Warschau und von Petersburg nach Moskau, alle Straßen waren mit Kriegstransporten belegt, die Häfen blockiert. In der That waren die Kabellegungen bei diesen Verhältnissen ganz außerordentliche Leistungen, die an die Energie und das Organisationstalent der Unternehmer die stärksten Anforderungen stellten. Schließlich verlangte der Zar noch den schleunigen Bau einer Telegraphenlinie nach der Krim bis Sebastopol, die in zehn Wochen fertig gestellt sein sollte. Der Termin wurde trotz der größten Schwierigkeiten innegehalten: in etwa drei Monaten war die zweihundert Kilometer lange Linie fertig. Siemens u. Halske aber hatten sich mit diesen Leistungen in Rußland einen so festen Boden erobert, daß man ihnen auch die Bewachung und Verwaltung sämtlicher Linien auf längere Jahre übertrug, ihnen den offiziellen Titel „Kontrahenten für den Bau und die Remonte der Kaiserlich Russischen Telegraphenlinien" gab und ihren Beamten eine besondere Uniform bewilligte.



Die erste elektrische Eisenbahn auf der Berliner Gewerbeausstellung vom Jahre 1879.

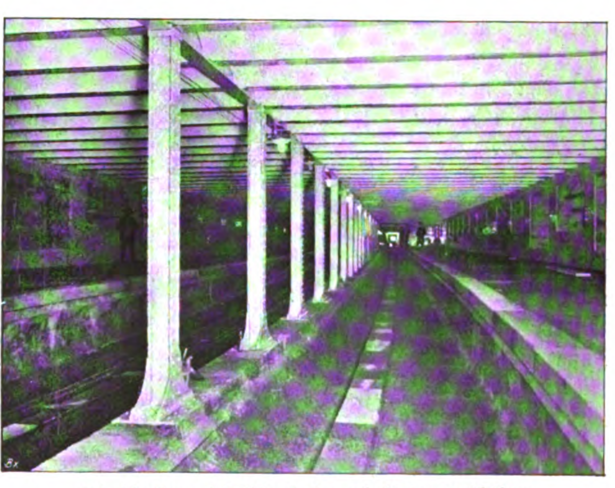
Schwerer noch als der russische Boden war **England** zu erobern. Hier bahnte die Unterseetelegraphie, deren wissenschaftliche und technische Grundlage Werner Siemens sicherte, der deutschen Industrie den Weg. Im Jahre 1850 hatte ein Engländer, Mr. Brett, Dover und Calais unterseeisch verbunden. Die völlig ungeschützte Leitung, die er benutzte, war alsbald unbrauchbar. 1851 verlegten Newall u. Gordon die Strecke von neuem. Die Leitung wurde mit Eisendraht armiert und funktionierte längere Zeit vorzüglich. Alsbald nahm man eine ganze Reihe weiterer Kabellegungen in Angriff. Man benutzte dabei das Siemenssche Umpressungsverfahren und hätte mit dem ausgezeichneten Guttapercha des englischen Marktes recht wohl gute und dauernde Leitungen herstellen können, wenn man die nötige Sorgfalt bei der elektrischen Prüfung und bei der Kontrolle der Fabrikate angewandt hätte. Diesen „scientific humbug" sah man aber als überflüssig an. Immerhin gelang es der Firma Newall u. Gordon im Jahre 1854, während des Krimkrieges, einen nicht armierten, nur mit umgepreßter Guttapercha isolierten Leitungsdraht von Varna nach Balaclawa zu legen, der bis zur Eroberung von Sebastopol im September 1855 brauch-

bar blieb. Der Krimkrieg spielt, wie man sieht, in der Entwickelung der elektrischen Telegraphie eine ganz hervorragende Rolle. Aber die von Newall u. Gordon verlegte, sechshundert Kilometer lange Linie versagte den Dienst, der Nadeltelegraph funktionierte nicht. Er wurde durch Siemenssche Apparate ersetzt, und nun arbeiteten in den beiden feindlichen Lagern, in Sebastopol und in Balaclawa, Berliner Apparate, noch dazu Apparate mit aufeinander folgenden Fabrikationsnummern.

Die Verbindung mit Newall u. Gordon wurde sehr bedeutungsvoll für die Entwickelung der unterseeischen Telegraphie überhaupt und für das Haus Siemens u. Halske insbesondere. Im September 1857 übernahmen Siemens u. Halske für Newall u. Co. die Lieferung der elektrischen Einrichtung und die elektrische Prüfung vor, bei und nach der Herstellung einer telegraphischen Verbindung der Insel Sardinien mit der algerischen Stadt Bona, die Mr. Brett mißglückt war. Ganz wider seine Absicht griff Werner Siemens an Bord des Kabeldampfers auch in den mechanischen Teil der Aufgabe, die Verlegung des Kabels, ein und brachte sie glücklich zu stande. Es war das erste und noch dazu ein sehr schweres Kabel, das durch Meerestiefen über tausend Faden gelegt wurde. Die Anstrengung war derart, daß Werner Siemens mehrere Tage brauchte, um wieder Herr seiner Kräfte zu werden. Dafür hatte er die Überzeugung erlangt, daß mit Anwendung seiner Theorie der Kabellegung, wenn gleichzeitig die Kabelfabrikation systematisch überwacht wird, so daß Fehler im Kabel ausgeschlossen werden, sich Unterseekabel durch alle Meerestiefen legen ließen. Damit war die wissenschaftliche und technische Grundlage für die unterseeische Kabellegung gewonnen.

Newall u. Co. verlegten nunmehr das oben schon erwähnte Kabel durch das Rote und Indische Meer von Suez bis Currachee in Indien mit einer Länge von 3500 Seemeilen. Sie übertrugen Siemens u. Halske wiederum die elektrische Überwachung sowie die Lieferung und Aufstellung der elektrischen Apparate. Werner Siemens konstruierte für diese Linie ein neues automatisches System von Sprechapparaten, das später den Namen „Rotes Meer-System“ erhielt und sich vorzüglich bewährte. Während des Baues der Linie aber gelangte er zum erstenmal zur Anwendung des sogenannten Kondensators und erreichte damit, daß man die Schrift von Suez in Currachee direkt empfangen und ebenso zurückgeben konnte, ohne die Geschwindigkeit einzuschränken. Es gelang auch, einen im Kabel vorhandenen Isolierfehler ganz genau zu bestimmen. Der „scientific humbug“ der deutschen Arbeit hatte einen glänzenden Sieg errungen.

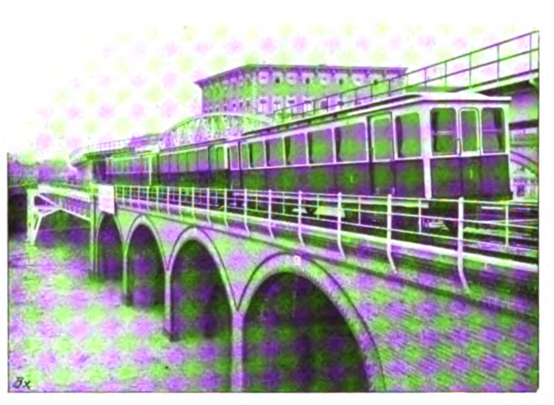
Der „scientific humbug“, d. h. die gründliche wissenschaftliche Vorbereitung technischer Unternehmungen, ist das Geheimnis der Siemensschen Erfolge. Auch die englische Regierung konnte sich der Thatsache nicht verschließen, nachdem alle ihre unterseeischen Kabel, die man mit schnellfertiger Technik verlegt hatte, zu Grunde gegangen waren, daß es ohne Wissenschaft bei derartigen Unternehmungen eben nicht geht. Die Erfolge Werner Siemens' flößten ihr Respekt ein. Sie übertrug im Jahre 1859 dem Londoner Hause die Kontrolle der Anfertigung und die Prüfung der Kabel, welche sie zu legen beabsichtigte. Bei diesen Prü-



Die Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn: Bahnhof Potsdamer Platz.

fungen wurde zum erstenmal ein ganz konsequent durchgeführtes rationelles System angewandt, welches die Sicherheit gab, daß das vollendete Kabel fehlerlos war, wenn die Leitungsfähigkeit des Kupferleiters und der Isolationswiderstand des isolierenden Überzuges den specifischen Leitungswiderständen der benutzten Materialien vollständig entsprachen. Es ergab sich, daß die Isolierung dieser neuen Kabel über zehnmal so groß war, als man sie bis dahin bei Unterseekabeln erreicht hatte. Die Erfahrungen, die man auf diese Weise gesammelt, wurden 1860 der Öffentlichkeit übergeben. Seitdem sind fehlerhaft isolierte Kabel nicht mehr verlegt worden, und ihre Lebensdauer hat sich überall als befriedigend erwiesen.

Und dennoch führte die unterseeische Kabellegung zu einer schweren Krisis im Hause Siemens u. Halske. Das Londoner Haus, unter der Leitung von Wilh. Siemens, hatte sich inzwischen so weit entwickelt, daß man in Charlton bei Woolwich eine ansehnliche Werkstatt für mechanische Arbeiten und eine eigene Kabelfabrik angelegt hatte. Diese Fabrik bekam den Auftrag, für die französische Regierung ein Kabel von Cartagena nach Oran zu legen. Dreimal wurde der Versuch unternommen, und dreimal mißglückte er. Man mußte schließlich zufrieden sein, daß das zweite Kabel, das man ganz neu angefertigt und verstärkt hatte, wenigstens so lange hielt, daß Depeschen zwischen Oran und Paris gewechselt werden konnten. Übrigens war an dem Unheil, das große Geldsummen verschlang, der Mangel an gründlicher Vorarbeit schuld. Das Unternehmen war technisch nicht mit der exakten Sorgfalt vorbereitet, die man sonst bei Siemens u. Halske gewohnt war. Dazu kamen ganz besonders schwierige Verhältnisse allgemeiner Natur, scharfe Felsen, eine Wasserhose, die das Kabelschiff bis in die innersten Fugen erschütterte u. s. w. Der kluge und vorsichtige Halske fand kein Gefallen an der Sache, er verlangte die Auflösung des englischen Hauses, und William Meyer, Siemens' alter Kamerad und langjähriger treuer Mitarbeiter, trat auf Halskes Seite. Werner Siemens aber ließ seinen Bruder Wilhelm nicht stecken, man trennte das Londoner Haus von dem Berliner Haus, gab dem ersteren die Firma Siemens Brothers, der auch Karl



Die Berliner elektrische Hoch- und Untergrundbahn: Der Hochbahnzug im Gleisdreieck.

Siemens beitrat, und so bestanden seit Mitte der sechziger Jahre drei selbständige Firmen in Berlin, Petersburg und London, die durch Verträge ihre gegenseitigen Beziehungen regelten.

Daß Werner Siemens trotz der energischen wissenschaftlichen und geschäftlichen Thätigkeit, die er jetzt schon über den ganzen Erdkreis erstreckte, noch Muße fand, sich dem öffentlichen Leben zu widmen, erwähnen wir nur nebenbei. Er war von 1864 bis 1867 im Norddeutschen Bundestage Vertreter des Kreises Solingen-Remscheid und hat als solcher in den Kommissionen gründlich mitgearbeitet. Siemens gehörte der Fortschrittspartei an. Seine parlamentarische Thätigkeit endete mit einem Zwiespalt mit seinen Wählern, die es ihm nicht verzeihen konnten, daß er für das Verbot, Fabrikate mit den Firmen und Fabrikzeichen eines anderen Landes zu bezeichnen, eingetreten war. Siemens war damals schon auf das „made in Germany“ stolz, als die Solinger Stahlwarenfabrikanten ohne englische Marke noch nicht existieren zu können glaubten.

Inzwischen war in der Leitung der preußischen Staatstelegraphen ein Wechsel erfolgt. An Stelle Nottebohms trat der Oberst von Chauvin, der alsbald mit Siemens u. Halske Beziehungen anknüpfte und sich deren reiche Erfahrungen auf telegraphischem Ge-

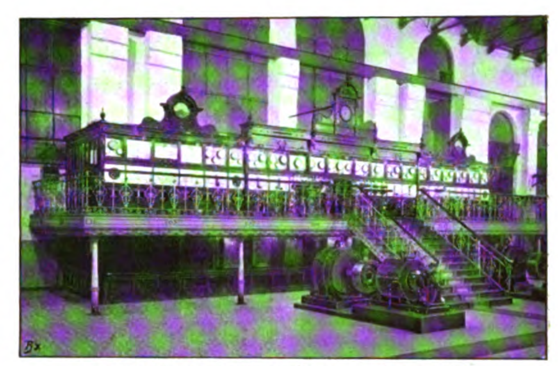
biete zu nutze machte, um die rückständigen Einrichtungen der Staatstelegraphie zu verbessern. Das Verhältnis hat seit jenen Tagen bis heute keine Störung mehr erlitten, die Leiter des deutschen Telegraphenwesens haben es jederzeit verstanden, die Resultate der umfassenden Thätigkeit von Siemens u. Halske auf diesem Gebiete in zweckentsprechender Weise zu verwerten. Werner Siemens aber faßte nunmehr den „kühnen Plan“ — er bezeichnet ihn selbst so —, eine telegraphische Speciallinie zwischen England und Indien durch Preußen, Rußland und Persien, die Indo-Europäische Linie, ins Leben zu rufen.

Elektrische Centralanlage in Salzburg: Öffentlicher Aufzug.

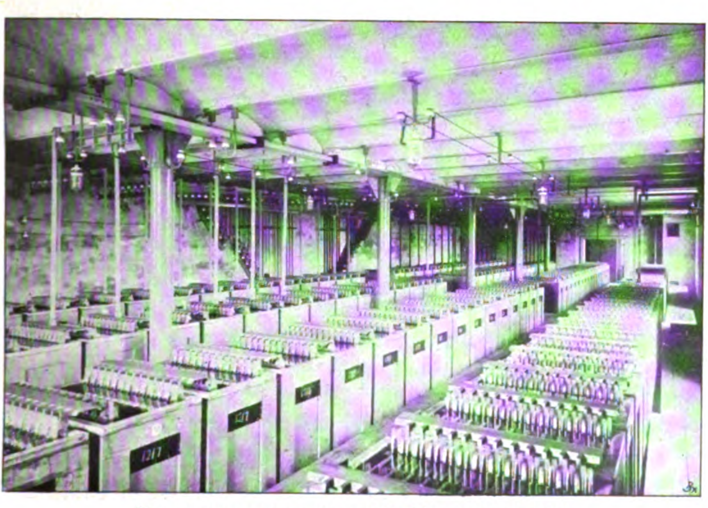
England und Preußen waren für den Plan ohne besondere Schwierigkeiten bald gewonnen, Rußland sträubte sich, da es einer fremden Gesellschaft nicht gestatten wollte, eine eigene Telegraphenlinie durch Rußland zu erbauen und zu betreiben. Schließlich erhielt man die Konzession, eine Doppelleitung von der preußischen Grenze über Kiew, Odessa, Kertsch, von dort zum Teil unterseeisch nach Suchum-Kalé an der kaukasischen Küste und weiter über Tiflis bis zur persischen Grenze anzulegen und zu betreiben. Preußen baute selbst von der russischen Grenze über Berlin bis Emden. Persien gab eine ähnliche Konzession wie Rußland zur Erbauung einer Linie von der russischen Grenze bis Teheran. England baute von Teheran bis Indien. Den Betrieb übernahmen die drei Firmen zu Berlin, London und Petersburg. Die Indo-Europäische Linie wurde bereits Ende 1869 eröffnet; sie existiert heute noch und zahlt regelmäßig eine ansehnliche Dividende an ihre Aktionäre. Durch das von Werner Siemens konstruierte Apparatsystem wurde es möglich, von London nach Kalkutta, über zehntausend Kilometer Länge, genau so schnell und sicher zu sprechen wie von London nach Dover.

Die Ausdehnung des Geschäftes machte es allgemach notwendig, auf billige Beschaffung der Rohmaterialien zu sinnen. In Frage kamen vor allem Kupfer und Guttapercha. Im Jahre 1864 bereits, als nach dem Bau verschiedener Telegraphenlinien im Kaukasus die Filiale in Tiflis ihrem Vorsteher Walter Siemens nicht mehr hinreichende Beschäftigung bot, wurde der Ankauf einer reichen kaukasischen Kupfermine, der Mine zu Kedabeg bei Elisabethpol, in Vorschlag gebracht. Der Ankauf kam zu stande, und das paradiesisch schön gelegene Bergwerk, das achthundert Meter hoch über die große kaukasische Steppenebene emporragt, die sich vom Fuße des als Goktschakette bezeichneten Ausläufers des kleinen Kaukasus bis an das Kaspische Meer hinzieht, ging in den Besitz der Brüder Siemens über. Der neue Besitz verschlang, namentlich infolge der schwierigen Verkehrs- und Arbeiterverhältnisse, Unsummen an Kapital. Sechshundert Kilometer vom Schwarzen Meer entfernt, hatte Kedabeg weder eine Eisenbahn noch auch nur

eine brauchbare Straße zum Meere, alle erforderlichen Materialien mußten aus Europa bezogen werden, und trotz der paradiesischen Umgebung fehlten alle Vorbedingungen für eine europäische Kolonie. Werner Siemens entschloß sich daher, im Jahre 1865 Kedabeg persönlich in Augenschein zu nehmen. Das Resultat war eine energische Kulturarbeit, die schon nach drei Jahren, als Siemens zum zweitenmal Kedabeg besuchte, gute Früchte gezeitigt hatte. Die Troglodytenwohnungen waren verlassen, Arbeiterhäuser entstanden, die schmuck mit Teppichen, Spiegeln und anderem Hausrat versehen waren, eine schmalspurige Eisenbahn lief in die Holz und Holzkohlen liefernden Wälder. Später, als die Tifliser Bahn erbaut wurde, trat das Naphtha aus Bakus uralten Quellen an die Stelle des Holzes. Man pumpte durch nahtlose Mannesmannstahlröhren das Masut etwa tausend Meter hoch hinauf und bearbeitete nun auf elektrischem Wege auch die ärmeren Erze, um sie ohne Anwendung von Brennmaterial in raffiniertes Kupfer zu verwandeln. Zu dem Zwecke wurden im benachbarten Schamchorthal große Turbinenanlagen hergestellt, welche über tausend Pferdekräfte zum Betriebe von Dynamomaschinen liefern. Der von den Dynamos erzeugte Strom wird über den etwa achthundert Meter hohen Bergrücken, der Kedabeg von Schamchor trennt, hinweggeleitet, um direkt am Fuße des Erzberges das Kupfer aus dem Erzpulver zu extrahieren und galvanisch niederzuschlagen. So war mitten im Kaukasus ein Hüttenwerk entstanden, das auf der Höhe der wissenschaftlichen Technik stand und mit ihrer Hilfe die Ungunst der natürlichen Verhältnisse glücklich überwunden hat.


Elektrische Centrale in Moskau: Schalttafel.

Gegen Ende der sechziger Jahre zog sich Halske vom geschäftlichen Leben zurück. Die Brüder Siemens, Werner, Wilhelm und Karl, bildeten nunmehr aus den drei Firmen ein Gesamtgeschäft. Jede Firma behielt ihre selbständige Verwaltung und Abrechnung, der Gewinn und Verlust wurde auf das Gesamtgeschäft übertragen. Karl Siemens siedelte 1869 nach London über, wo das Werk in Charlton unter Wilhelm Siemens' Leitung bereits zu einer ansehnlichen Bedeutung gelangt war. Werner Siemens' System der Kabelprüfung hatte in England ganz besondere Erfolge. Um so drückender war die Abhängigkeit von der einzigen Londoner Fabrik, welche damals in England nach Siemens' Methode nahtlos mit Guttapercha umpreßte Drähte herstellte. Man entschloß sich, eine eigene Guttapercha-Fabrik zu begründen, und führte die Absicht mit dem besten Erfolge durch. Man konnte nunmehr selbst große Kabel-


Accumulatorenraum einer elektrischen Centralstation.

anlagen übernehmen und erhielt alsbald den Auftrag, ein direktes Kabel zwischen Irland und den Vereinigten Staaten zu legen. Der Londoner Kabelring verhinderte die Aufbringung des Kapitals in England. Man wandte sich deshalb an den Kontinent und hatte schnell genug die erforderlichen recht erheblichen Mittel zusammengebracht. Bei der Kabellegung kam es zu einigen kleinen Zwischenfällen: das Kabel riß zweimal, wurde aber jedesmal glücklich aufgefischt. Die Fehler wurden beseitigt, und es ergab sich als Resultat, daß man hinfort nur geschlossene Stahldrähte zur Umhüllung und zum Schutze der Tiefseekabel verwendete. In den Kreisen der Gegner war man über den Erfolg so empört, daß man den „Faraday“, das eigene Kabelschiff des Hauses, bei der Rückkehr zwischen Eisbergen zerquetscht und mit seiner ganzen Besatzung untergegangen sein ließ. Aber der „Faraday“ legte bald darauf wohlbehalten in Halifax an, er hatte das Londoner Geschäft mit einem Schlage zu bedeutsamer Höhe emporgehoben. Er hat sich auch später seines bei dieser ersten transatlantischen Kabellegung gewonnenen Ansehens würdig erwiesen und hat nicht weniger als acht transatlantische Kabel glücklich verlegt; ja, mit seinen Einrichtungen wurde er für alle weiteren Kabellegungen vorbildlich. Erst im Herbst vorigen Jahres ist das wackere Schiff von einer neuen erfolgreichen Kabellegung zurückgekehrt.



Städtisches Elektricitätswerk in Rotterdam: Accumulatorenraum.

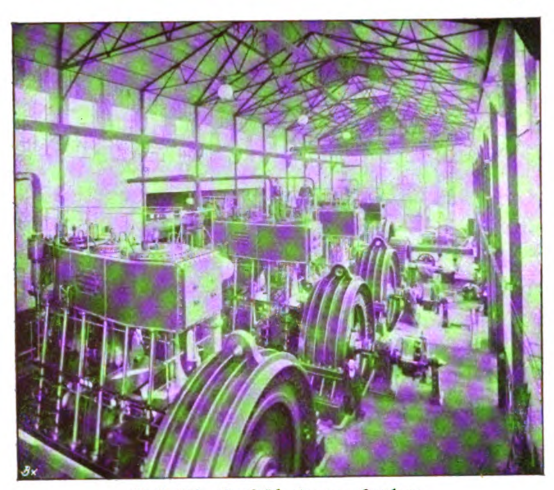
Man ersieht aus dieser Darstellung deutlich, daß sich der internationale Charakter des Hauses Siemens u. Halske allmählich aus der wissenschaftlichen, technischen und geschäftlichen Thätigkeit seiner Begründer ganz von selbst entwickelte. Schließlich war doch nicht allein Herr Nottebohm daran schuld, daß man dem Vaterland für eine Zeitlang untreu werden mußte. Nein, der der Anwendung des elektrischen Funkens zur Vermittelung des Völkerverkehrs, zur Verständigung der Nationen innewohnende Charakter gab den Anstoß, die Thätigkeit weit hinaus über die Grenzen des eigenen Landes zu spannen. Keine Erfindung der Neuzeit, auch nicht die Dampfmaschine — was die Dynamomaschine und der elektrische Motor in dieser Richtung leisten werden, kann man zur Stunde nur erst ahnen —, hat zur Entwickelung des Völkerverkehrs, zur Wegräumung der nationalen Schranken, zur Anbahnung höherer Kulturformen so viel beigetragen wie die Telegraphie, das Telephon und alle die damit in direktem Zusammenhang stehenden Verbindungen. Der persönliche Verkehr auf Tausende von Meilen hat für den Weltverkehr ganz neue Grundlagen geschaffen. Zeit und Raum sind überbrückt, und es ist nur zu begreiflich, daß man, wie wir unten noch sehen werden, alles daran setzt, um durch Anwendung der elektrischen Kraft dem Eisenbahnverkehr die Ergänzung zu geben, deren er notwendig bedarf, um mit seinen Leistungen in der schnellen Abwickelung des Verkehrs nicht allzu weit hinter dem durch Tausende von Meilen in wenigen Minuten gesprochenen oder geschriebenen Wort zurückzubleiben.

Die Leiter des Welthauses Siemens u. Halske vergaßen aber niemals, was sie der engeren Heimat, was sie der Mutterfirma verdankten. Als diese im Jahre 1872 ihr fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum feierte, bestimmten sie, daß regelmäßig ein ansehnlicher Teil des Jahresgewinnes zu Tantiemen für die Beamten und zu Prämien für die

Arbeiter, sowie zu deren Unterstützung in Notfällen zurückgestellt werde. Auf diese Weise sollten alle Angehörigen der Firma nach Maßgabe ihrer Leistungen am Gewinn beteiligt werden. Gleichzeitig wurde ein Kapital von 60000 Thalern als Grundstock für eine Alters- und Invaliditätskasse gestiftet, mit der Verpflichtung, der von den beteiligten Arbeitern und Beamten direkt gewählten Kassenverwaltung jährlich fünf Thaler für jeden Arbeiter und zehn Thaler für jeden Beamten zu zahlen, wenn diese ein Jahr lang ohne Unterbrechung im Geschäfte gearbeitet hätten. Das war eine ganz außerordentliche Leistung des Wohlwollens und der socialpolitischen Einsicht, die dazumal noch recht spärlich verbreitet war. Werner Siemens schreibt dazu nach fast zwanzigjährigem Bestehen der Kasse: „Diese Einrichtungen haben sich außerordentlich bewährt. Beamte und Arbeiter betrachten sich als dauernd zugehörig zur Firma und identifizieren deren Interessen mit den eigenen. Es kommt selten vor, daß Beamte ihre Stellung wechseln, da sie ihre Zukunft im Dienste der Firma gesichert sehen. Auch die Arbeiter bleiben dem Geschäft dauernd erhalten, da die Pensionshöhe mit der ununterbrochenen Dienstzeit steigt. Nach dreißigjährigem kontinuierlichem Dienst tritt die volle Alterspensionierung mit zwei Drittel des Lohnes ein, und daß dies von praktischer Bedeutung ist, beweist eine stattliche Zahl von Alterspensionären, die noch gesund und kräftig sind und neben ihrer Pension ihren Arbeitslohn unverkürzt erhalten. Doch fast mehr noch als die Aussicht auf eine Pension bindet die mit der Pensionskasse verbundene Witwen- und Waisenunterstützung die Arbeiter an die Firma. Es hat sich herausgestellt, daß diese Unterstützung ein noch dringenderes Bedürfnis ist als die Invaliditätspension, da den Arbeiter das unsichere Los seiner Angehörigen nach seinem Tode in der Regel schwerer drückt als sein eigenes. Der alternde Arbeiter liebt fast immer seine Arbeit und legt sie ohne wirkliches, ernstes Ruhebedürfnis nicht gern nieder. Daher hat auch die Pensionskasse der Firma, trotz liberaler Anwendung der Pensionsbestimmungen, durch die Arbeiter selbst nur den kleineren Teil ihrer Einnahmen aus den Zinsen des Kassenkapitals und den Beiträgen der Firma für Pensionen verbraucht, der größere Teil konnte zu Witwen- und Waisenunterstützungen, sowie zur Vermehrung des Kapitalstocks der Kasse verwendet werden, der dazu bestimmt ist, bei etwaiger Aufgabe des Geschäftes die Pensionsansprüche der Arbeiter sicher zu stellen."

Städtisches Elektricitätswerk in Rotterdam: Flußkabelverlegung.

Siemens erkennt auch an, daß es in gewisser Hinsicht hart ist, wenn man die Arbeiter durch solche Einrichtungen an die Arbeitsstätte bindet. Aber er sieht darin ein kleineres Übel, das er noch zu mildern sucht, indem er jedem wegen mangelnder Arbeit entlassenen Arbeiter einen Schein ausstellt, der ihm ein Vorrecht zum Wiedereintritt vor anderen Arbeitern sichert, und er schließt diese höchst bemerkenswerten Ausführungen eines Greises, der fünfzig Jahre hindurch viele Tausende von Arbeitern beschäftigt, mit der für alle Beteiligten ehrenvollen Bemerkung ab: „Der durch diese Einrichtungen erzeugte Korpsgeist, der alle Mit-

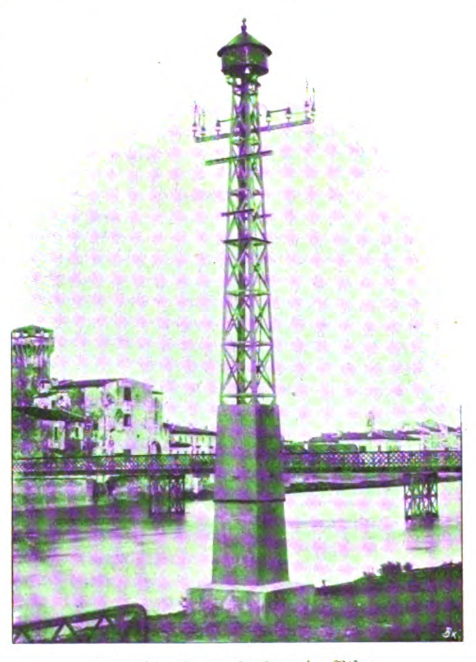


Elektrische Kraftübertragungsanlage der „Rand Central Electric Works“ bei Johannesburg am Witwatersrand: Maschinensaal.

arbeiter der Firma Siemens u. Halske an diese bindet und für das Wohl derselben interessiert, erklärt zum großen Teile die geschäftlichen Erfolge, die wir erzielten.“

Es hat sich daran auch nichts geändert, seitdem das Haus Siemens u. Halske Aktiengesellschaft geworden ist und die Leitung derselben nicht mehr ausschließlich bei Angehörigen der Familie Siemens liegt. Werner Siemens kannte übrigens die schwache Seite der Aktiengesellschaften recht genau. „Sie eignen sich nur zur Ausbeutung von bereits erfundenen, erprobten Arbeitsmethoden und Einrichtungen. Die Eröffnung neuer Wege ist dagegen fast immer mühevoll und mit großem Risiko verknüpft, erfordert auch einen größeren Schatz von Specialkenntnissen und Erfahrungen, als er in den meist kurzlebigen und ihre Leitung oft wechselnden Aktiengesellschaften zu finden ist. Eine solche Ansammlung von Kapital, Kenntnissen und Erfahrungen kann sich nur in lange bestehenden, durch Erbschaft in der Familie bleibenden Geschäftshäusern bilden und erhalten. So wie die großen Handelshäuser des Mittelalters nicht nur Geldgewinnungsanstalten waren, sondern sich für berufen und verpflichtet hielten, durch Aufsuchung neuer Verkehrsobjekte und neuer Handelswege ihren Mitbürgern und ihrem Staate zu dienen, und wie dies Pflichtgefühl sich als Familientradition durch viele Generationen fortpflanzte, so sind heutigestags im angebrochenen naturwissenschaftlichen Zeitalter die großen technischen Geschäftshäuser berufen, ihre ganze Kraft dafür einzusetzen, daß die Industrie ihres Landes im großen Wettkampfe der civilisierten Welt die leitende Spitze oder wenigstens den ihr nach Natur und Lage ihres Landes zustehenden Platz einnimmt.“

Das Haus Siemens u. Halske ist also inzwischen Aktiengesellschaft geworden. Aber man würde fehlgehen, wenn man behauptete, daß es die Lehren seines großen Begründers vergessen hat. Im Gegenteil, gerade auf dem Gebiete, dem wir nunmehr uns zuwenden, der Erfindung, Ausbildung und Ausnutzung der Dynamomaschine und des elektrischen Motors, werden wir einem ganz hervorragenden Beispiele von Opferwilligkeit im Dienste des Fortschrittes begegnen. Trotz alledem wird niemand die Berechtigung der Siemensschen Ausführungen bestreiten, wenn auch niemand in Abrede stellen wird, daß der rein auf Erwerb gerichtete Charakter der Aktiengesellschaft, gerade wenn diese auf dem Boden der Nutzbarmachung naturwissen-



Elektrische Centralanlage in Pisa: Überführungsmast mit Hörnerblitzableitern.

schaftlicher Erkenntnis besteht, die Leiter solcher Unternehmungen zu Opfern im Dienste der Wissenschaft geradezu zwingt. Denn auch eine Aktiengesellschaft unterliegt dem ewigen Werdegesetz, und selbst noch so dividendenhungrige Aktionäre müssen sich mit dem Satze abfinden, daß Stillstand Rückschritt bedeutet. Freilich ist es leichter, zwei oder drei als zwanzig und dreißig Köpfe unter einen Hut zu bringen. Und daß damit dem Spekulationsgeist Fesseln angelegt werden, die manchmal geradezu ertöten, ist zweifellos richtig. Im Jahre 1866, gegen den Herbst, beschäftigte sich Werner Siemens damit, die elektrischen Zündvorrichtungen mit Hilfe des von ihm konstruierten Cylinderinduktors zu vervollkommnen. Durch geschickte Benutzung des sogenannten Extrastromes meinte er eine wesentliche Verstärkung des Induktionsstromes hervorbringen zu können. Dabei stellte sich heraus, daß in dem feststehenden Elektromagneten einer passend eingerichteten elektromagnetischen Maschine immer Magnetismus genug zurückbleibt, um durch allmähliche Verstärkung des durch ihn erzeugten Stromes bei umgekehrter Drehung die überraschendsten Wirkungen hervorzubringen. Es war dies die Entdeckung und erste Anwendung des allen dynamo-elektrischen Maschinen zu Grunde liegenden dynamo-elektrischen Princips. Werner Siemens erzählt weiter: „Die erste Aufgabe, welche dadurch praktisch gelöst wurde, war die Konstruktion eines wirksamen elektrischen Zündapparates ohne Stahlmagnete. Die Berliner Physiker, unter ihnen Magnus, Dove, Rieß, du Bois-Reymond, waren äußerst überrascht, als ich ihnen im Dezember 1866 einen solchen Zündinduktor vorführte und an ihm zeigte, daß eine kleine elektromagnetische Maschine ohne Batterie und permanente Magnete, die sich in einer Richtung ohne allen Kraftaufwand und in jeder Geschwindigkeit drehen ließ, der entgegengesetzten Drehung einen kaum zu überwindenden Widerstand darbot und dabei einen so starken elekrischen Strom erzeugte, daß ihre Drahtwindungen sich schnell erhitzten.“

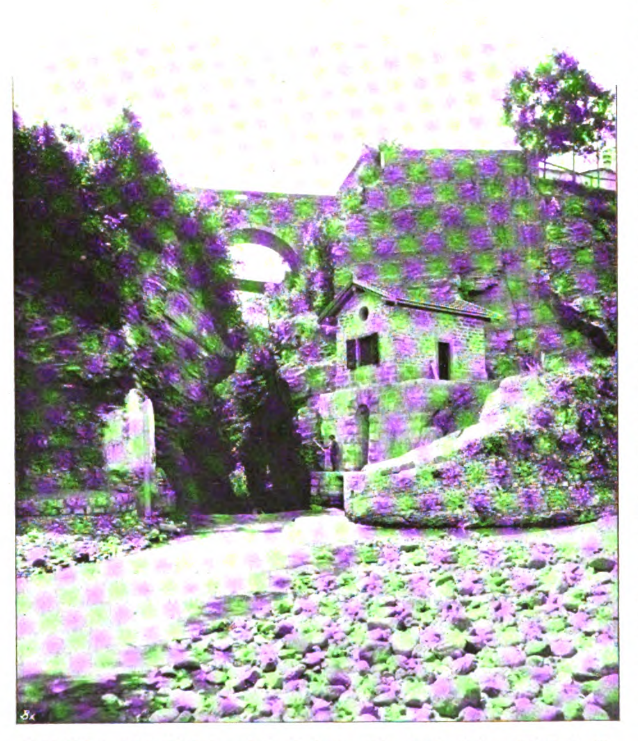
An der Priorität Werner Siemens' in der Aufstellung des dynamo-elektrischen Princips und der Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine kann danach kein Zweifel obwalten. Richtig aber ist, daß Wheatstone und Varley gleichzeitig ähnliche Maschinen konstruiert haben. Solche Erfindungen hängen eben zu bestimmten Zeiten gewissermaßen in der Luft und schlagen gewöhnlich an verschiedenen Stellen nieder. Jedenfalls stellte die Firma Siemens u. Halske schon 1867 in Paris eine große dynamo-elektrische Maschine aus, eine zweite wurde im Sommer desselben Jahres vom Militär zu elektrischen Beleuchtungsversuchen benutzt. Mit dieser Erfindung waren der Elektricität zwei unermeßlich weite neue Wege eröffnet: die Lieferung von Licht und von Kraft zu motorischen Zwecken. Schon im Jahre 1879 wurde die erste elektrische Eisenbahn, eine kleine Versuchsbahn, in der Berliner Gewerbeausstellung eröffnet. 1881 folgte die Eröffnung der Versuchsbahn in Lichterfelde, 1883 in Wien die der elektrischen Bahn Mödling-Vorderbrühl. Die



Elektrische Centrale in Mexiko: Beleuchtungskandelaber.

Lichterfelder Bahn war die erste öffentliche für den Personenverkehr bestimmte elektrische Bahn der Welt. Noch heute steht in den Speichern der Lichterfelder Centrale der Wagen Nr. II dieser Bahn; Nr. I ist anscheinend verschwunden. Der Lichterfelder Strecke folgten im Jahre 1882 die ersten Versuche auf den Geleisen der Straßenbahn von Charlottenburg nach dem Spandauer Bock mit doppelter oberirdischer Stromzuleitung und mit Stromabnahmen durch einen Kontaktwagen. 1882/1883 werden die ersten elektrischen Grubenbahnen in Zaukerode und Neu-Staßfurt in Betrieb gesetzt, 1889 wird die erste Bahn mit unterirdischer Stromzuführung in Budapest eröffnet, 1894 die erste Zahnradbahn in Barmen, 1896 die erste Unterpflasterbahn in Budapest, 1901 im Herbst begannen die Versuche mit elektrischem Schnellverkehr auf der Militärbahn Marienfelde-Zossen auf Grund mehrjähriger Vorversuche der Firma Siemens u. Halske auf einer eigens dazu erbauten Versuchsstrecke in Lichterfelde mit nach ihren Plänen konstruierten Motorwagen, gleichzeitig wurden längere Strecken des Berliner Straßenbahnnetzes mit Unterleitung nach dem System Siemens u. Halske versehen, 1902 zu Anfang des Jahres wurde die elektrische Hoch- und Untergrundbahn in Berlin eröffnet. Das Unternehmen haben wir früher schon an dieser Stelle (Septemberheft 1901) eingehend gewürdigt, auf die Schnellfahrten und die Vorversuche dazu kommen wir weiter unten noch zurück. Sie sind ein vollgültiger Beweis, daß in dem Hause Siemens u. Halske, auch nachdem eine Aktiengesellschaft daraus geworden, der Geist Werner Siemens' weiter lebt.

Es sei aber gestattet, zuvor, um die machtvolle Entwickelung der neueren Zeit zu charakterisieren, eine mehr summarische Darstellung der Leistungen des letzten Jahrfünftes hierher zu setzen. Erwähnt sei dazu, daß inzwischen auch in Wien ein großes Etablissement entstanden ist, das über ganz Österreich-Ungarn seine Thätigkeit erstreckt und mit großen Erfolgen arbeitet. Insgesamt waren im Jahre 1896 an Centralanlagen ausgeführt 86, in allen Teilen der Welt. Neben den großartigen deutschen Centralanlagen in Bremen, Breslau, Kassel, Elberfeld, Görlitz, Leipzig, München, Stettin u. s. w. finden wir Centralanlagen der Firma im Haag, in Kopenhagen, Lyon, Madrid, Moskau, Paris, Rotterdam, Batavia, Guatemala, Johannesburg, Kapstadt, kurz in allen Teilen der Erde. Bis 1900 wurden weitere 81 Anlagen neu erstellt oder gänzlich umgebaut. Wir nennen nur Danzig, Weimar, Bonn, Fritzlar, München-Ost, Dornbirn, Turin, Pisa, Madrid, Moskau, St. Petersburg, Malaga, Sarajewo, Mexiko und Sapopemba in Brasilien. Im ganzen sind von diesen 81 Anlagen 47 im Auslande belegen. Dazu kom-

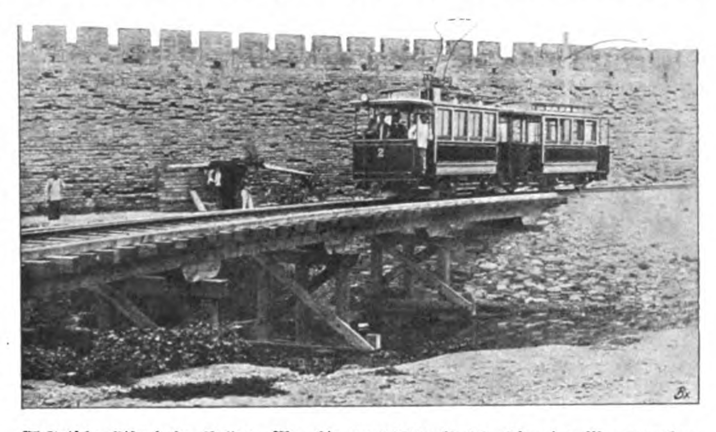


Städtisches Elektricitätswerk in Trient: Die Herkunft der Wasserkraft.

men 32 Anlagen, an denen das Haus mitbeteiligt ist. Am 1. Januar 1900 waren nicht weniger als 30 Anlagen im Bau begriffen in Deutschland, in Österreich, in Ungarn, Italien, Spanien, Rußland, Schweden, Mexiko, Brasilien, China.

Diese Anlagen bedeuten eine Gesamtleistung von rund 160000 Pferdestärken, und zwar kommen auf die alten Anlagen deren 100000, auf die neueren 60000. Unter den älteren Anlagen sind die großen Berliner Kraftquellen mit zusammen 15500 Pferdestärken, an denen Siemens u. Halske mit anderen mitgearbeitet haben, und Wien-Leopoldstadt mit 15230 Pferdestärken. Die Freileitungen haben bei mehreren dieser Anlagen eine gewaltige Länge. So hat die Anlage von Biella in Österreich bei 3000 Pferdestärken eine Freileitung von über 47500 Metern, die von Johannesburg bei 5000 Pferdestärken 300000 Meter, die von Kapstadt bei 1100 Pferdestärken 310000 Meter. Unter den neueren Anlagen verdienen besondere Beachtung Turin mit 7700, Moskau mit 7670, Petersburg mit 5385, Mexiko mit 4000 Pferdestärken. Die Entfernungen, auf welche die Werke Kraft liefern, erstrecken sich meilenweit. So liefert Bussolino Kraft bis Turin auf 58 Kilometer, Biella auf 45, Grünhainichen auf 11, Kapstadt auf 5,5 Kilometer.

Wenn diese Anlagen zunächst Licht und Kraft für industrielle und gewerbliche Betriebe erzeugen und durch ihre ungeheure Ausdehnung erweisen, welche Bedeutung die Elektricität als Licht- und Kraftquelle gewonnen hat — eine Bedeutung, die sich täglich erweitert und namentlich im Kleingewerbe ganz neue Arbeitsformen geschaffen hat —, so zeigt die Ausdehnung des Eisen- und Straßenbahnnetzes, das Siemens u. Halske erbaut haben, die nicht minder große Bedeutung der Elektricität als Quelle motorischer Kraft. In knapp zwanzig Jahren hat sie die Welt der Kleinbahnen erobert, sie ist eben daran, auch die der Vollbahnen zu erobern. Schon winkt eine neue unendlich gesteigerte Abkürzung des Raumes und der



Elektrische Eisenbahn Peking-Ma-chia-pu 1899: Brücke über den Mauergraben. Vollständig zerstört während der Boxerunruhen im Jahre 1901.

Zeit durch die elektrische Schnellbahn, es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß der elektrische Motor die bisher mit der Dampflokomotive erzielte höchste Geschwindigkeit verdoppelt. In Berlin auf der Wannseebahn, in Wien auf der Stadtbahn werden im Auftrage der beteiligten Staatsverwaltungen Versuche gemacht, die Elektricität im Vollbahnbetriebe zu verwerten. In Wien wie in Berlin hat man die besten Erfolge erzielt. Der preußische Verkehrsminister, Herr von Thielen, eine Autorität ersten Ranges auf dem Gebiete, hat die Brauchbarkeit der Elektricität im Vollbahnbetrieb im preußischen Abgeordnetenhause anerkannt. Es ist danach einfach pflichtgemäß, wenn er und andere hohe Beamte und Militärs, die an der Sache interessiert sind, sich dazu entschlossen haben, eine besondere Bahnstrecke, die Militärbahn Berlin-Zossen, zu Versuchen herzugeben, die auf eine reguläre Fahrgeschwindigkeit von 200 Kilometern im Vollbahnbetriebe hinzielen.

Wie ausgedehnt die Thätigkeit des Hauses Siemens u. Halske auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues sich namentlich in den letzten Jahren gestaltet hat, dafür sei es gestattet, einige statistische Daten beizubringen. Ende des Jahrhunderts waren von Siemens u. Halske gebaut oder in Ausführung genommen über 1700 Kilometer Geleis, 3200 Motor-

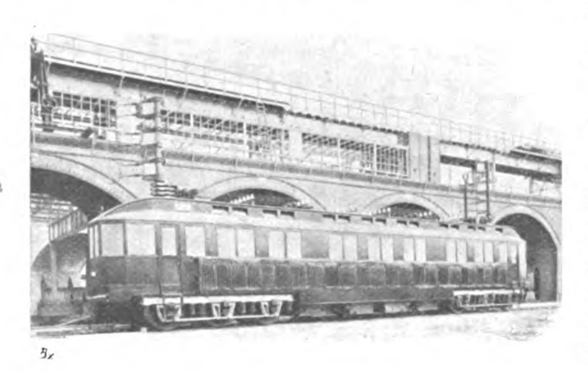
wagen, 6000 Motoren. Die bemerkenswerteste dieser Bahnen ist ohne Zweifel die Budapester Untergrundbahn. Diese Bahn hat geradezu bahnbrechend gewirkt. An technischer Vollkommenheit in der Ausführung kann sie kaum übertroffen werden. Würdig zur Seite steht ihr die Berliner Hoch- und Untergrundbahn, die an dieser Stelle bereits eingehend beschrieben worden ist, dann die Wiener Straßenbahnen, die Bahn Düsseldorf-Krefeld, die Dresdener, Hannoveraner, Frankfurter Straßenbahnen. Es sind 57 teils größere, teils kleinere Bahnen, die in allen Teilen der Welt laufen.



Elektrische Eisenbahn Peking-Ma-chia-pu. Peking: Südthor „Yung-ting-men".

Von den neueren Anlagen wird die Wiener Straßenbahn mit rund 360 Kilometern Länge eine der ausgedehntesten. Die Thätigkeit des Wiener Hauses hat in Österreich überhaupt eine enorme Ausdehnung gewonnen. Sowohl das Wiener Werk wie die Floridsdorfer Kabelfabrik sind nach dem Neuaufbau außerordentlich leistungsfähig geworden. Man kann nunmehr auch in Leopoldsau die größten Maschinen bauen und hat bereits mehrere 1000pferdige, sowie die in Paris ausgestellte 1600pferdige Dynamomaschine dort hergestellt. Damit tritt auch das österreichische Werk den älteren Schwestern, dem Berliner, dem Charlottenburger, dem Londoner, dem Petersburger Werk, dem neuen Berliner Kabelwerk am Nonnendamm ebenbürtig zur Seite. Die Wiener Straßenbahn ist inzwischen in den Besitz der Stadt übergegangen.

In Rußland erbauten die russischen Werke Bahnen in Nishnij Nowgorod, Moskau, Shitomir, Astrachan, in Frankreich in Valvins, Le Puy, Lyon, Bourges, Belfort, Sables d'Olonne, Poitiers, Pau, Armentières, Cette, Cassel (Nord), Etaples, Paris, in England Siemens Brothers in Portrush (1883), Brighton (1883), Ryde, Guernsey, Hobart (Tasmania), Blackburn, Hull.

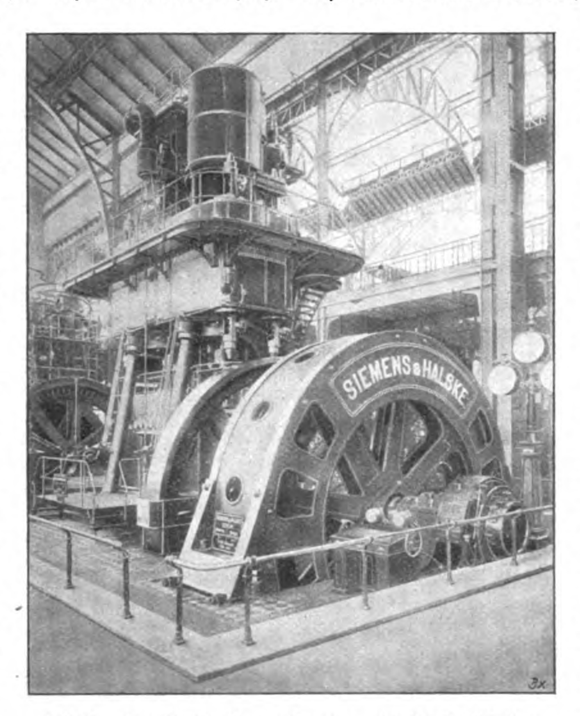


Der elektrische Schnellbahnwagen der Versuchsstrecke Marienfelde-Zossen, konstruiert vom Oberingenieur Walter Reichel. Erzielte 163 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde.

Daneben fand man Zeit und Geld zu den bereits mehrfach erwähnten Versuchen in Lichterfelde, den Drehstrom, der aus dem Straßenbahnbetriebe vom Gleichstrom verdrängt worden war, als Triebkraft für elektrische Schnellfahrten zu benutzen. Im Sommer 1897 wurde das Programm zu diesen Fahrten entworfen, und nach einer Reihe von Vorversuchen machte man sich 1899 an die Probefahrten. Geleise, Centrale, Motorwagen, alles wurde zu dem Zweck erbaut und neu konstruiert. Die trei-

bende Kraft war Herr Wilhelm Siemens, ein Neffe des großen Begründers des Hauses. Die Vorversuche wurden ohne jede Rücksicht auf ihre Kosten durchgeführt. Erst als eine nicht unbedeutende Summe darauf verwendet und man dabei zu einem gewissen abschließenden Resultat gelangt war, kam man zu der Begründung einer Studiengesellschaft, die mit eigenen Mitteln die Versuche fortsetzt und bereits zu einer normalen Geschwindigkeit von über 160 Kilometern in der Stunde gelangt ist. Ohne die Vorversuche des Hauses Siemens u. Halske hätte man noch so viele Studiengesellschaften gründen können, wie man wollte, man wäre schwerlich zu einem besonderen, am allerwenigsten zu dem bisher erzielten, so aussichtsreichen Resultat gekommen, das nur mit der durch die Jahrzehnte eifrigster Arbeit angesammelten „elektrischen Intelligenz", die sich im Hause Siemens u. Halske verkörpert, zu erreichen war. Auch als Aktiengesellschaft ist danach das Haus Siemens u. Halske dem Programm seines großen Begründers treu geblieben, „die ganze Kraft dafür einzusetzen, daß die elektrische Industrie unseres Vaterlandes in dem großen Wettkampf der civilisierten Welt die leitende Spitze einnimmt". Mit den Versuchen des elektrischen Schnellbetriebes auf der Militärbahn marschiert Deutschland allen Ländern der Welt voran. Hoffentlich wird man auch von der Ausnutzung der Versuche demnächst dasselbe sagen können.

Es ist selbstverständlich, daß sich die Thätigkeit des Hauses Siemens u. Halske auf diesen Gebieten nicht erschöpft. Die Anwendung der Elektricität in Wissenschaft und Leben ist so ausgedehnt und schreitet so energisch vorwärts, daß nur der an der Spitze bleiben kann, der es versteht, alle ihre Äußerungen wissenschaftlich und praktisch zu erfassen. Diesem Zwecke dient ein ganzer Stab von Gelehrten, Physikern und Ingenieuren, darunter Kräfte allerersten Ranges, deren Erfindungsgeist und Konstruktionstalent sich fortdauernd bethätigt. Erst neuerdings sind auf dem Gebiete der Telephonie durch vollständige Neukonstruktion der inneren Einrichtung der Ämter, der Schnelldrucktelegraphie, der Meß- und Läuteapparate, der Anwendung der Elektricität in der Landwirtschaft, dem Schiffbau Entdeckungen von der größten Bedeutung gemacht worden. Nicht weniger als 12000 Arbeiter sind andauernd beschäftigt, in den verschiedensten Betrieben der Vorarbeit der Ingenieure und Konstrukteure Gestalt zu verleihen. So konnten Siemens u. Halske auf der Jahrhundertausstellung in Paris mit besonderen Ehren bestehen. Die Maschinen und Apparate des deutschen Welthauses, das schon vor fünfzig Jahren den Parisern Anerkennung abgenötigt, erregten die Bewunderung von Fachmännern und Laien. Elf große Preise waren der Erfolg der Ausstellung. Fast auf allen Gebieten seiner Thätigkeit wurde das Haus mit den höchsten Auszeichnungen bedacht. Sechs große Preise kamen nach Berlin-Charlottenburg, zwei nach Wien, zwei nach Petersburg. Ein Preis fiel auf die Klasse Generatoren und



Direkt gekuppelte Drehstrom-Dynamo aus der Kraftstation der Pariser Weltausstellung 1900 für eine Leistung von 2500 eff. Pferdestärken bei 2200 Volt Spannung.

Motoren, in der die gewaltige Dynamomaschine mit einer Leistung von 2000 Kilowatt ausgestellt war, und zwar erhielt diese Maschine den der Reihe und dem Range nach ersten Preis, was seine Bedeutung nicht wenig erhöht, je einer auf die Klasse Elektrochemie (elektrische Öfen, Goldgewinnung mittels Elektrolyse), in die Klasse elektrische Beleuchtung, Telegraphie und Telephonie, verschiedene Anwendung der Elektricität, als da sind Meßinstrumente, Signalapparate, Minenzünder, Heizapparate, maritime Ingenieurkunde (Kommando- und Signalapparate), je einer endlich fiel auf die Berliner Hoch- und Untergrundbahn und auf Gesteinsbohrmaschinen. Die Preise umfaßten sonach nahezu sämtliche Gebiete, auf denen die Elektricität bisher Anwendung gefunden hat.

Es sei gestattet, zum Schluß dieser Schilderung noch ein Gebiet herauszugreifen, und zwar um seiner besonderen Bedeutung willen für das Verkehrsleben. Die Elektricität erweitert, beschleunigt den Verkehr, aber sie sichert ihn auch in der umfassendsten Weise. Die von Siemens u. Halske in den Eisenbahnbetrieb eingeführte elektrische Signal- und Weichenstellung und elektrische Streckensicherung schließt Unglücksfälle im Betrieb nahezu aus. Jedenfalls übertrifft das System an Sicherheit oder vielmehr an Sicherung des Betriebes alle bisherigen Systeme. Trotzdem ist es noch lange nicht in der erforderlichen Weise verbreitet. Offenbar sollen erst weitere Unfälle der Schwerfälligkeit der Verwaltungen abhelfen. Eingeführt wurde das System 1894 von der K. K. Ferdinand-Nordbahn auf dem Bahnhof Prerau-Nordseite, es folgte 1896 die K. Eisenbahndirektion Berlin mit dem Bahnhof Westend, die württembergischen, bayerischen, sächsischen, österreichischen, niederländischen Staatsbahnen, Rußland und Ungarn, so daß jetzt im ganzen 27 Bahnhöfe, darunter Dresden, München, Danzig, der Potsdamer Bahnhof in Berlin, Breslau, Wien, Utrecht, Kiew, mit der elektrischen Weichenstellung versehen sind. Die elektrische Streckensicherung wurde allein im Jahre 1901 (sie besteht seit 1896) auf achthundert Strecken eingeführt. Sie nimmt die Beihilfe der Lokomotive für die Sicherung der Strecke in Anspruch und ist das vollkommenste System der Streckensicherung, das bisher konstruiert wurde. Die Sicherheit des Verkehrs auf der Berliner Stadt- und Vorortbahn ist in erster Linie dieser elektrischen Streckensicherung durch die Lokomotive zu verdanken. Die preußische Eisenbahnverwaltung hat das kürzlich im preußischen Abgeordnetenhause gelegentlich des schweren Eisenbahnunglücks bei Altenbeken offen anerkannt. Nur die finanziellen Opfer, die die Ausführung bedingt, haben sie bisher von einer allgemeinen Einführung abgehalten. Trotzdem sind in Preußen bereits mehrere Hundert Streckensicherungen dieser Art in Thätigkeit, und alle Verwaltungen, Techniker wie Juristen, sind über ihre Vorzüge einig. Die Entwickelungsfähigkeit auf diesem Gebiete ist sonach noch außerordentlich groß.

Neun Jahre ruht Werner Siemens in der stillen Erde. Dort ruht er aus von den Mühen des Lebens, andere Kräfte sind an seine Stelle getreten. Sie haben weiter gebaut, was er geschaffen, und sie haben selbstthätig neu geschaffen. Der Geist des großen Toten ist heute noch lebendig in seinen Nachfolgern, die Schritt auf Schritt in ihrer Thätigkeit an den Mann erinnert werden, der im Verein mit anderen dem naturwissenschaftlichen Zeitalter seinen Geist aufgeprägt hat. So lange sie diese Erinnerung in Ehren halten, so lange sie sie verstehen, wird das Haus Siemens u. Halske seines Begründers würdig bleiben. Das ist der höchste Ehrentitel, den es erlangen kann.





Die Römerfeste Aliso an der Lippe

Von

Friedrich Koepp

Die Vorzeit der Hellenen umhüllt der Schleier der Sage, an dem sie selbst durch Generationen und Jahrhunderte unermüdlich gewebt haben. Wie aus dem Nebel, der die Niederungen füllt, die Spitzen der Berge hervorragen, so ragen für uns seit Schliemanns Entdeckungen aus dem Nebelmeer dieser Sagen die Denkmäler der vorhomerischen Zeit hervor. Wir sehen, wie die Sagennebel sich ihnen anschmiegen, durch sie ihre Formen bestimmen lassen. Seitdem wir die Denkmäler der sogenannten Mykenischen Zeit kennen, ist das Auge geschärft für die Unterscheidung der verschiedenen Kulturstufen, die in den homerischen Gedichten sich wiederspiegeln. Wir unterscheiden ein Nacheinander. Aber die absolute Zeitbestimmung der einzelnen Perioden ist schwer. Dankbar begrüßen wir hier das Zeugnis der älteren Kulturkreise des Orients und Ägyptens, das hier und da eine absolute Zeitbestimmung ermöglicht und uns hilft, das Gebiet der Geschichte zu erweitern auf Kosten des Bereiches der „Prähistorie".

Die Denkmäler unserer germanischen Vorzeit können sich mit denen der Hellenen nicht messen. Aus unserem Heldenepos aber das Bild der historischen Vorgänge und Zustände zu gewinnen, ist nicht leichter als aus den homerischen Gedichten. Aber wir sind, so scheint es, weniger als die Hellenen auf die Selbstbesinnung des eigenen Volkes, auf die Anfänge unserer historischen Litteratur angewiesen. Schon in die Frühzeit unseres Volkes fällt ein heller Lichtstrahl durch die Berichte römischer Schriftsteller. Welches Volk besitzt für die Kenntnis seiner Vorzeit ein Denkmal, wie wir es haben in der „Germania" des Tacitus!

Von der Zeit, da zum erstenmal Germanen drohend an die Pforten des römischen Reiches klopften, bis zum zweiten Konsulat des Kaisers Trajan zählt Tacitus 210 Jahre: „tam diu Germania vincitur": „So lange wird Germanien besiegt." Einen Teil der Geschichte dieser Siege, die der Römer selbst nicht Siege zu nennen wagt, und nicht den schlechtesten Teil wahrlich, erzählt uns der große Historiker selbst im Anfang seiner „Annalen", die Feldzüge des Germanicus. Die Geschichte der Niederlage aber, deren Schande Germanicus damals auszulöschen unternahm, die aber doch über seine Zeit hinaus das Geschick der römischen Eroberung entschied, der Katastrophe des Varus, schöpfen wir vornehmlich aus einem griechisch schreibenden Geschichtschreiber, der um ein volles Jahrhundert später gelebt hat als Tacitus, aus Dio Cassius. Derselbe ist es, der uns von den siegreichen Zügen des Drusus erzählt, dessen väterliches Erbe Germanicus in seinen Germanenkriegen antrat.

Die Kämpfe dieses einen Menschenalters, von dem ersten Zug des Drusus im Jahre 12 v. Chr. bis zur Abberufung des Germanicus durch den Kaiser Tiberius im Jahre 16 n. Chr., haben aber nicht nur deshalb vor anderen Anspruch auf unsere Teilnahme, weil sie sozusagen den Eintritt unserer Vorfahren in die Weltgeschichte bedeuten. In Roms glanzvoller Geschichte bezeichnen sie mehr als eine aufregende Episode. Sie sind

ein Wendepunkt. Hier tritt, wie Mommsen sagt, nach der Hochflut des römischen Weltregiments die Ebbe ein. Kein Zweifel, daß Augustus einmal dem Gedanken nachgab, die Grenze des Reiches vom Rhein bis an die Elbe vorzuschieben. Und einige Jahre schien man diesem Ziel nahe genug zu sein. Da kam der furchtbare Rückschlag der Niederlage des Varus, den der alte Kaiser nicht mehr verwunden hat. Sein Nachfolger Tiberius ließ es dann geschehen, daß Germanicus auf die kühnere Politik zurückgriff, deren Träger in jungen Jahren Tiberius selbst neben seinem Bruder gewesen war. Aber drei Jahre, in denen Verluste stets die Erfolge aufwogen, bestimmten den Kaiser, auf den bescheidenen Weg zurückzukehren, den der Gründer der Herrschaft seinem Nachfolger empfohlen hatte. Und dabei blieb es.

So hat der Sieg des Arminius das Schicksal Germaniens für alle Zeit bestimmt und damit ein gut Teil des Schicksals der Welt.

Was Wunder, daß uns Deutschen am wenigsten die Nachrichten der alten Schriftsteller über das Ereignis selbst und über das, was vorausging und folgte, genügen! Am schmerzlichsten vermissen wir eine unzweideutige Angabe über den Ort der folgenschweren glorreichen Schlacht. Dem Römer freilich und gar dem Griechen war er hinlänglich bezeichnet; nicht also den Enkeln jener Germanen.

„Die Örtlichkeit ist," nach Moltkes Wort, „das von einer längst vergangenen Begebenheit übriggebliebene Stück Wirklichkeit." Dieses Stück Wirklichkeit möchten wir wiedergewinnen von der Schlacht, die der römischen Welteroberung ein Ziel gesetzt, die unser Volk vor dem Schicksal der Gallier bewahrt hat.

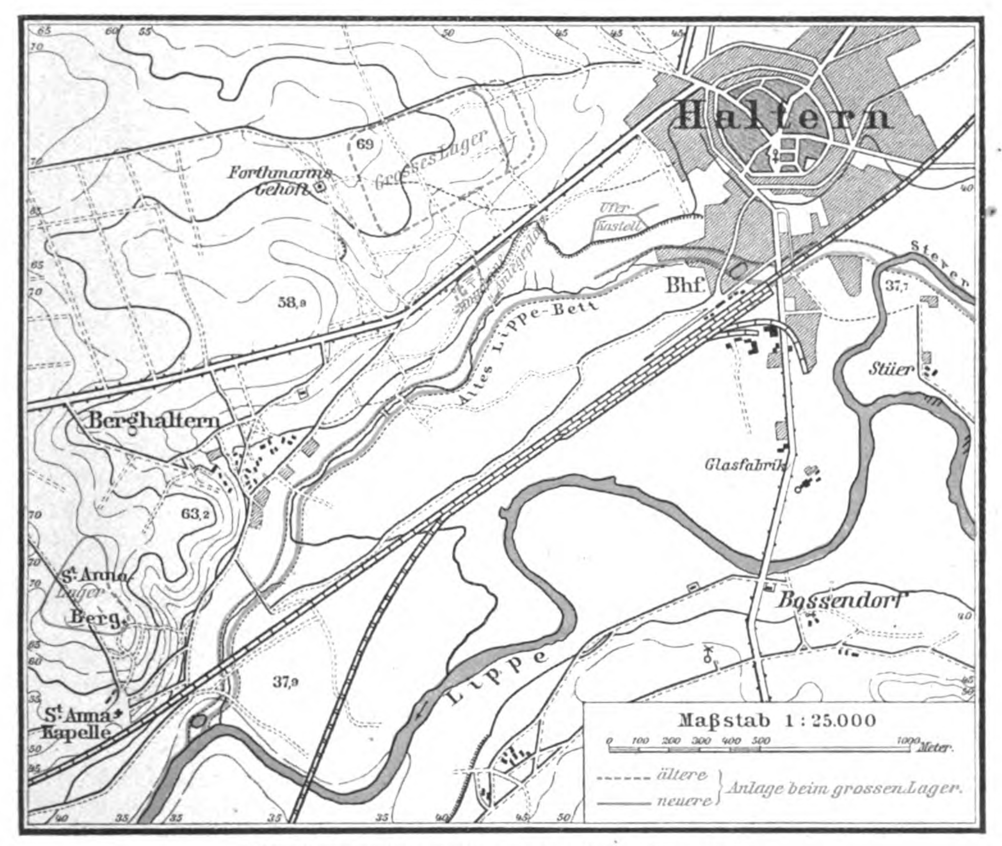
Zahllose Versuche sind gemacht worden. Der Schrecken aller Historiker, die sich mit der Geschichte des Augustus oder mit den Anfängen der deutschen Geschichte befassen, ist diese Litteratur über die Varusschlacht. Aus den meisten Schriften kann man nichts besser, aus vielen nichts anderes lernen als das, wo die Heimat des Verfassers ist. Denn der Lokalpatriotismus hat hier meistens die Feder geführt. Wie eine Oase in der Wüste erscheint in dieser Litteratur die Schrift des großen Meisters der römischen Geschichte, des Nestors der Altertumswissenschaft. Aber wenn selbst Theodor Mommsens Scharfsinn und seine methodische Forschung die Frage nicht gelöst hat, so müssen die Schwierigkeiten wohl ganz besonderer Art sein. In der That muß es wohl schwer sein, ein Schlachtfeld zu finden, das eigentlich ein Schlachtfeld nicht war. Denn tagelang zog sich der Kampf hin, und die Legionen waren auf dem Marsche: auf weiten Strecken muß der Kampf seine Spuren zurückgelassen haben. Aber auch wenn es gelingt, an einer Stelle solche Spuren so massenhaft zu finden, daß man an einen Kampf wie den letzten entscheidenden des Varus denken möchte — schwerlich wird je bloß aus Funden mit Sicherheit zu schließen sein, ob der Kampf im Jahre 9 n. Chr. oder einige Jahre später stattgefunden hat, so daß ein Zweifel zwischen der Varusschlacht und den Schlachten des Germanicus immer noch bleiben könnte. Und auch wenn ein römisches Marschlager wirklich aufgefunden wird, so wird es schwer sein zu beweisen, daß es gerade eines der Lager des Varus ist und kein anderes von den vielen Marschlagern, die in jenen Jahren römische Heere vor und nach der Niederlage des Varus in Germanien aufgeschlagen haben.

Größer scheint die Aussicht, das Kastell aufzufinden, das bei allen diesen Feldzügen der Stützpunkt der Römer auf dem rechten Rheinufer und auch das Ziel des geschlagenen Heeres des Varus war, das Kastell Aliso. An Versuchen hat es auch hier nicht gefehlt. Die Litteratur über Aliso kann sich mit der der Varusschlacht messen und fällt zum guten Teil damit zusammen. Hier nun scheint endlich der Spaten der Feder die Arbeit abgenommen zu haben.

Angelegt wurde das Kastell von Drusus im Jahre 11 v. Chr. nach einem Feldzug gegen Sigambrer und Cherusker, als Trutzfeste vornehmlich gegen die Sigambrer. Es lag da, wo die Flüsse Lupias und Elison sich vereinigten, d. h. wo ein Nebenfluß Namens Elison in die Lippe mündete, wahrscheinlich da, wo Drusus die Lippe überschritt, also vermutlich an einer zum Brückenschlag geeigneten Stelle. Nach der Varusschlacht

ist Aliso, wie gesagt, die Zuflucht der geschlagenen Legionen, die einzige Festung auf dem rechten Rheinufer, die sich hielt. Von hier schlugen die Trümmer des Heeres sich schließlich zum Rhein durch und überließen damit wohl auch dieses letzte Kastell den Germanen. Bald danach aber muß es wieder besetzt, wieder hergestellt worden sein; denn wir hören, daß es im Jahre 16 n. Chr. ward Aliso spätestens unter Claudius, der die letzten Besatzungen vom rechten Rheinufer zurückzog.

Über die Lage des Kastells erfahren wir aus diesen Zeugnissen der alten Schriftsteller außer dem, daß sie bei der Mündung eines Nebenflusses in die Lippe zu suchen ist, noch das mit aller Bestimmtheit, daß das Kastell das Volk der Sigambrer, gegen das es ge-



Das Römerkastell bei Haltern an der Lippe. (Mai 1900.)
Nach Tafel V der Mitteilungen der Altertums-Kommission für Westfalen, Heft II, mit Hinzufügung des im Oktober 1901 gefundenen Uferkastells.

belagert wird, daß Germanicus mit nicht weniger als sechs Legionen herbeieilt, um es zu entsetzen. Bei seinem Nahen ziehen sich die Germanen zurück, Germanicus sichert die Verbindung des Kastells mit dem Rhein, mit Castra Vetera (beim heutigen Xanten), und zieht mit seinen Legionen wieder dorthin zurück, um auf dem Wasserweg sein Heer zu einem neuen Feldzug gegen die Cherusker nach der Ems und von da zur Weser zu bringen. Endgültig aufgegeben richtet war, nicht im Rücken gehabt haben kann, und vor allem das, daß der Rhein weit näher als Ems oder gar Weser gewesen sein muß, weil sonst nicht zu begreifen wäre, warum Germanicus seine Legionen erst noch einmal zum Rhein zurückführte, wenn er an Ems und Weser gelangen wollte. Durch diese Erwägungen wird die Mündungsstelle der oberen Zuflüsse der Lippe ausgeschlossen, und der Namensanklang, den man bei dem Dorf Elsen unweit Paderborn gefunden hat,

kann dagegen gar nichts beweisen, obgleich die meisten Forscher sich dadurch haben bestechen lassen. Die unzweideutigen Angaben der Schriftsteller lassen, unbefangen betrachtet, nur die Wahl zwischen der Lage bei Hamm, wo die Ahse, und der bei Haltern, wo die Stever in die Lippe mündet. Freilich hatte man seit den verdienstlichen Forschungen des Hauptmanns Hölzermann eine ganze Reihe römischer Kastelle angenommen, die bis zur oberen Lippe und noch darüber hinaus reichte und als die Verbindungslinie des Kastells Aliso mit dem Rhein angesehen wurde. Aber neuere Untersuchungen, zu denen zu Hölzermanns Zeit die Wissenschaft noch nicht fortgeschritten war, haben gelehrt, daß auch nicht eines der Hölzermannschen Kastelle die Probe besteht, mit Ausnahme des einen bei Haltern auf dem Annaberg, dessen Wall und Graben vor etwa zwei Menschenaltern ein zuverlässiger Zeuge noch in Spuren gesehen, dann freilich die Zeit und Menschenarbeit völlig unsichtbar gemacht hat. Hier nun setzte vor einigen Jahren die Altertumskommission für Westfalen den Spaten an und lockte zunächst das Kastell auf dem Annaberg wieder aus dem Boden hervor. Der Zug des Grabens ist noch deutlich erkennbar, und die im Laufe der Arbeit immer verfeinerte Beobachtung erkennt nun auch noch die Palissaden, die den Wall verkleideten, die Türme und die Thore.

Aber die Aufgabe wuchs unter den Händen der Arbeitenden, und die vom Kaiserlichen Archäologischen Institut reichlich gewährten Mittel ermöglichten die Ausdehnung der Ausgrabung, der zufällige Funde glücklich den Weg wiesen, bis allmählich ein mindestens in seinen großen Umrissen deutliches Bild gewonnen wurde, bei dessen weiterer Ausführung es nun der Leitung des Zufalls nicht mehr zu bedürfen scheint:* das Kastell auf dem Annaberg, dessen dreieckiger Grundriß das Ergebnis sorgfältigen Anschlusses an das natürliche Terrain ist; zwischen diesem Kastell und der Stadt Haltern, am alten, noch deutlich erkennbaren Lippeufer gelegen, eine Reihe von Anlagen, in denen ein Landungsplatz mit seinen Laderampen und Magazinen zu erkennen ist, darüber aber auf einer nicht bedeutenden und doch beherrschenden Höhe ein großes römisches Lager, von doppeltem Graben umgeben. Hier lassen sich deutlich zwei Perioden unterscheiden: in der ersten war das Lager noch ausgedehnter als in der zweiten, in der man die Ostfront zurückgezogen hat. Einzelheiten der Befestigung dieses zur Aufnahme mehrerer Legionen hinreichenden Lagers und vollends sein Inneres muß erst zukünftige Untersuchung kennen lehren; sie muß auch den weiteren Zusammenhang aufklären, auf den ein in den letzten Tagen der vorjährigen Herbstcampagne am alten Lippeufer östlich von dem Magazinplatz aufgedecktes kleines, gleichfalls von einem doppelten Spitzgraben umzogenes Kastell hinweist, ein Kastell, in dem man einen Teil des Brückenkopfs vermuten könnte.

Wer freilich sich unter diesen „Kastellen" Befestigungen vorstellt wie etwa die Saalburg oder die anderen Kastelle am römisch-germanischen Limes, der wird sich in Haltern arg enttäuscht sehen, selbst wenn er die Ausgrabung im Gange sieht, vollends wenn er zu anderer Zeit kommt, wo die ausgegrabenen und aufgenommenen Anlagen meist wieder unter dem Boden verschwunden sind. Es handelt sich hier nur um Erdwerke, bei denen von den Wällen nur noch mittelbare Spuren, am deutlichsten die Gräben sich erkennen lassen, soweit sie, aus der gewachsenen Erde ausgehoben, sich später mit Kulturboden und Resten der Gebrauchsgegenstände der einstigen Bewohner, insbesondere mit Topfscherben, gefüllt haben. Je dunkler die Kulturreste, verbranntes oder verwittertes Holz und dergleichen, den füllenden Boden gefärbt haben, um so deutlicher heben sich Gräben und Pfostenlöcher von dem umgebenden Erdreich ab; aber nicht immer ist die Unterscheidung des bewegten und des gewachsenen Bodens, auf die oft alles ankommt, ganz leicht.

Funde wurden am reichlichsten bis jetzt in der Umgebung der einstigen Kornmagazine am alten Lippeufer gemacht. Sie füllen schon ein stattliches Museum in Haltern.

* Ein ausführlicher Bericht, der freilich durch die Ausgrabungen des vergangenen Herbstes überholt ist, liegt vor in dem zweiten Heft der Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen: „Haltern und die Altertumsforschung an der Lippe." Münster i. W., 1901. Mit 39 Tafeln. Preis 10 Mk.

Unter ihnen nehmen an Zahl die Topfscherben die erste Stelle ein, die auch deutlicher als irgend etwas sonst beweisen, daß diese Ansiedelung der augustischen Zeit, und ausschließlich dieser, angehört, und daß hier italische Legionare gewohnt haben, die ihr Geschirr zum großen Teil aus der Heimat mitbrachten, wie uns besonders die Fabrikstempel der Terra sigillata-Gefäße bezeugen. Den Zweck der Magazinbauten verraten deutlicher als die Reste der Anlagen selbst Tausende und Abertausende von Weizenkörnern, die halb verbrannt, wie sie waren, sich fast zwei Jahrtausende so gut erhalten haben, daß die Weizenart noch heute bestimmt werden kann.

Je mehr nun freilich die Fortsetzung der Ausgrabungen, die man noch auf Jahre veranschlagen darf, Anlagen bloßlegt, von denen die Oberfläche auch nicht die mindeste Spur verraten hat, um so eher können „die Freunde unwahrscheinlicher Möglichkeiten“ behaupten, daß auch oberhalb Haltern hier und dort bei gleich eingehender und vom Glück begünstigter Untersuchung Ähnliches zu Tage gefördert werden könnte, daß deshalb doch das Kastell bei Haltern nicht das vielgesuchte Aliso zu sein brauche, sondern ein beliebiges Lager auf dem Wege dahin sein könne. Darauf ist zu erwidern, daß erstens einzig und allein bei Haltern schon vor unseren Ausgrabungen beweiskräftige Funde gemacht worden sind, daß zweitens eine Anlage von dem Umfange der bei Haltern aufgedeckten nicht „ein beliebiges Lager“ sein kann, daß drittens wahrscheinlich die Lippe zur Römerzeit nicht über Haltern hinaus eigentlich schiffbar gewesen ist und hier auch geeignete Stellen zum Brückenschlag bot, daß viertens für die militärische Bedeutung, die das Kastell Aliso zweifellos in den Kriegen der augustischen Zeit gehabt hat, keine günstigere Lage als die bei Haltern gedacht werden kann, wie das von fachkundiger Seite mehrfach dargelegt worden ist.

Andererseits aber ist es gewiß, daß es römische Lager auch ostwärts von Aliso gegeben hat, und es ist möglich, daß eines oder das andere, vielleicht auch eine ganze Reihe der Zufall uns in Zukunft noch finden läßt, möglich daß einmal die zerstörte Kastellkette Hölzermanns gewissermaßen wiederhergestellt wird. Unwahrscheinlich aber ist, daß jemals eines dieser Lager so reiche Reste als Zeugen einer verhältnismäßig langen Benutzung uns spenden wird.

Der Weg, dessen erste sichere Station wir mit Aliso bei Haltern gewonnen haben, wird schließlich wohl auch zum Schlachtfeld des Varus führen, wenn auch noch nicht so bald. Möchte er nicht mehr verlassen werden, so viele Pfade auch von ihm ablenken, die dem Dilettantismus verlockender erscheinen mögen! Schon jetzt darf aber gesagt werden, daß unsere Quellen durchaus nicht das Schlachtfeld so nahe bei dem Kastell anzusetzen nötigen oder auch nur gestatten, daß, wenn Aliso bei Haltern lag, Bandels Hermannsdenkmal nicht an der richtigen Stelle stehen könnte. Daß man den Detmolder Bergen mit Recht den Namen, den Tacitus uns aufbewahrt hat, gegeben hat, haben vielmehr neuere Untersuchungen auf der Grotenburg noch wahrscheinlicher gemacht. Mit der „Teutoburg“, die dem „Teutoburgiensis saltus“ den Namen lieh, ist freilich das Schlachtfeld selbst noch nicht gefunden.

Hier aber reicht die klassische Archäologie der Erforschung des deutschen Altertums die Hand. Mit der an den Denkmälern der Griechen und Römer geübten Beobachtungsgabe tritt der Forscher — allen voran Carl Schuchhardt in Hannover — an die Überreste unserer Vorzeit heran, lernt auch ihre zunächst so viel weniger deutliche und so lang verachtete Sprache verstehen, lernt die Edelhöfe und Feldlager der Zeit Karls des Großen von den Herrenburgen der Cheruskerzeit und den Lagerstätten der römischen Eroberer unterscheiden, wo man früher fast nur Römerwälle zu sehen liebte. Und so werden allmählich die Denkmäler der Einheimischen wie der Eindringlinge zu beredten Zeugen der Geschichte unserer Väter.



Schauspieler-Sonette

Von

Ferdinand Gregori

I

Ein neuer Schauplatz nun — ein Platz? — Die Welt,
Die mütterlich mir tausend Brüste reicht,
Mich schauend macht, daß mir kein Seher gleicht,
Und gnadenvoll als König mich bestellt!

Ward es auf andrem Boden mir vergällt,
Wo ein Pygmäenelend müde schleicht,
Daß ich an Riesen glaubte und vielleicht
An Sonnen, deren Strahl auf mich auch fällt,

So darf ich hier in meines Armes Weiten
Gewalt'ger Dichtung Heldenleib umspannen,
Mit ehrner Wucht auf deutscher Bühne schreiten.

Nun wolle, Strom des Lebens du, von wannen
Die Kraft uns kommt, die Seele mir bereiten
Zu großer That und alles Niedre bannen!

II

Hamlet

Mein Hamlet, dich zuerst mit Bebehänden
Beschwör ich aus des Herzens Herzenschachte;
Du warst's, bei dessen Ruf ich einst erwachte,
Entzünde mich auch jetzt mit Wahrheitsbränden.

Wie deine Augen Falk und Reiher trennten,
Dein zierliches Florett Entwirrung brachte,
So will den Zwist ich, den dein Sein entfachte,
Zum Frieden eines Heldentodes wenden.

Zu tapfer, meuchlings deinen Feind zu morden,
Zu stolz, um fremdem Racheschrei zu dienen —
So bist du vielen, was du nicht bist, worden:

Ein Schwächling, unnütz und mit Träumermienen!
Nicht schiert sie, was da schläft in deinen Worten —
Sag, wenn du Hoher dich schiltst, gilt's nicht ihnen?

III

Tell

Einsamer Bergschütz, willst ein Vogel sein,
Der selbst sein Nest sich zimmert, tief im Laube?
Seltsame Weisheit träumt dein Kinderglaube:
Der Starke sei am mächtigsten allein?

Sieh um dich her: der blanken Lanzen Reihn
Sie beugen deine starren Knie zum Staube,
Feigherz'ger Bosheit fällt dein Stolz zum Raube
Und Weib und Kind und — ach, dein Sonnenschein!

Doch wieder frei, schlugst du ihn, der dich höhnte,
Einsam und stark, fernab von den Verschwornen;
Du rächtest dich allein, und ob dich krönte

Der Zufall mit dem Lorbeer der Erkornen,
Du bliebst der Tell, und was dein Leben schönte:
Baumgartens Thräne war's, des nicht Verlornen.

IV

Wetter vom Strahl

Gemisch aus Eisengrobheit und aus Traum,
Ein Wetterstrahl, verzehrend und beglückend,
Hast du, das holdste Köpfchen tief berückend,
Berückt uns alle am Holunderbaum.

Barfüß'gem Kind küßt du des Kleides Saum,
Sein trauernd Aug mit Mildigkeit erquickend,
Doch deinem Kaiser kühn ins Antlitz blickend,
Legst du der Lüge an den Knebelzaum.

Der liebste Fremdling auf der deutschen Bühne,
Das echte Märchenlachen, ist dein eigen,
Und laut klingt's wieder dir von der Tribüne,

Wenn, blonder Tölpel, du den Liebesreigen
Um Kunigunden springst, wenn du zur Sühne
Von Käthchens Fehl dich abmühst, Zorn zu zeigen.

V

Othello

Aus dunklem Goldgrund glüht dein Kriegerfeuer,
Den frech in Schwarz verdunkeln Feind' und Knechte,
So auch im Herzen ruht das Gold, das echte,
Für Desdemonens Perlenschiff ein Steuer.

Wer war verliebt wie du in Abenteuer,
Wer ungetrübtern Augs im Seegefechte,
Wem schlug die Brust, ihr süßen Liebesmächte,
In euren Banden heldenhafter, treuer! —

Und du wardst schwarz, Othello, haßvoll, feige,
Und Nacht umdüsterte dein klares Auge,
Gift fraß den Baum bis in die fernsten Zweige!

Und ob dem Dichter Spinnweb dazu tauge,
Es gilt ihm, daß den ew'gen Kampf er zeige
Klarquell'nder Wahrheit mit der Lüge Lauge.

VI

Brand

Der Mutter Geiz und deiner Berge Eis,
Ein Vampirpaar, sog gierig dir am Blute:
So wardst du, Brand, dem Land die Geißelrute
Um deines Herdes, um der Liebe Preis.

Auch Christus schwang in Zions Tempelkreis
Gen Wechslervolk des heil'gen Zornes Knute
Und kränkte wohl der Mutter Herz, das gute;
Wo aber Leid er sah, da strich er leis

Mit weicher Hand hin über düstre Brauen
Und war ein milder Arzt — du wagst zu morden
In seinem Namen, gleich als wolltst du schauen

Die Menschen schon auf Erden gottgeworden.
Doch lieb ich dich, der statt des Halben, Lauen
Sein eisig „alles" übt in That und Worten!

VII

Faust

Buonarottis Marmor wird zur Stimme,
Fauste, in dir: ein Moses-Donnerton;
In Ängsten sieh, Gigant, den Zwergensohn,
Daß zu des Hauptes Zacken je er klimme.

Ob Liebe dich umhaucht, ob du im Grimme
Die Welt zerschlägst, ob des Verneiners Hohn
Du stumm erträgst, ob vor des Kaisers Thron
Des Priesters düstre Flamme aus dir glimme

Wir weichen scheu zurück und stehn gebunden;
Tritt uns mit Füßen, und wir murren nicht,
Hast du ein Gretchen nur in uns gefunden.

Erst da die Sorge trübt dein Augenlicht,
Neigst du dich uns, gönnst nach des Grauens Stunden
Dich zu belächeln jedem Erdenwicht.

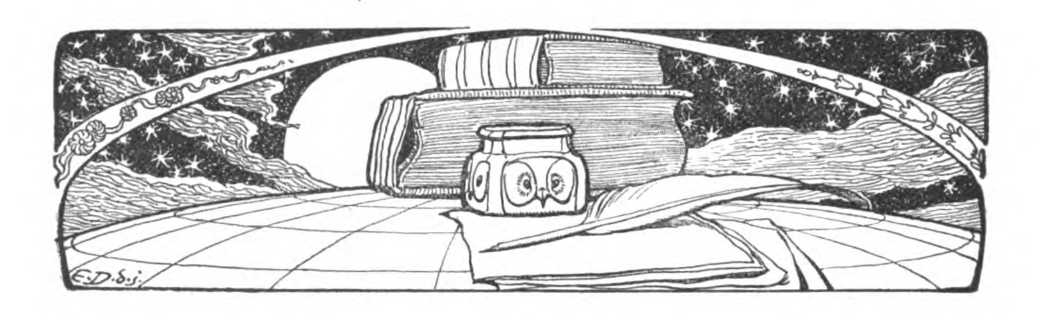
VIII

Drei Jahre gingen hin; ich schau zurücke:
Die sechs Gewalt'gen hoch und ehern stehen
Auf meinem Pfad, und güt'gen Sturmes Wehen
Schlug um sie her die kleine Welt in Stücke;

Die kleinen Feinde, die dem großen Glücke
Auf tausend Füßen keck ans Leben gehen,
Der Lüge Stacheln ihm ins Fleisch zu drehen,
Der Dummheit Keule schwingend und der Tücke.

Wie lag ich schlaflos oft auf nassen Kissen,
Bedeckt mit Wunden, die ihr mir geschlagen,
Wie schien mein Herz bis auf den Tod zerrissen —

Nun hat die Zeit mir Balsam zugetragen
Und mich gelehrt ein unentreißbar Wissen:
Vor ihr allein, vor Feinden nie zu zagen.



Litterarische Rundschau

Aus der Kunstlitteratur

Seit dem vergangenen Jahre ist ein Werk im Entstehen und Erscheinen begriffen, das, wenn es seinem Plan nach zur Ausführung kommt, wofür übrigens Verfasser und Verlag (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien) alle nur denkbare Bürgschaft leisten, uns endlich die wirklich „allgemeine Kunstgeschichte", die **Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker** beschert, die wir lange haben entbehren müssen. Denn was bisher unter gleichem oder ähnlichem Namen ging, beschränkte sich gar zu sehr auf die „kultivierten" Völker und ließ in der Darstellung der Kunstbethätigung der sogenannten Naturvölker, die wir heute als so außerordentlich wichtig erkannt haben, schwerempfundene Lücken offen. So werden wir es mit besonderem Dank anerkennen, daß gleich der erste, bisher erschienene Band der unter obigem Titel gehenden Kunstgeschichte von Karl Woermann, dem verdienten Leiter der Dresdener Galerie, sich ausschließlich mit der „Kunst der vor- und außerchristlichen Völker" beschäftigt (667 Seiten; mit 615 Abb. im Text, 15 Tafeln in Farbendruck und 35 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung; in Halbfzbd. geb. 17 Mk.). Vom Standpunkt möglichst objektiver, rein geschichtlicher Betrachtungsweise werden hier nacheinander die Kunst der Ur-, Natur- und Halbkulturvölker, die alte Kunst des Morgenlandes, die hellenische Kunst, die römische Kunst, die heidnische Kunst in Nordeuropa und ihre Ausläufer in Westasien, die indische und die ostasiatische Kunst und die Kunst des Islam in verschiedenen Unterabteilungen und Abschnitten behandelt, und zwar immer mit voller Beherrschung und Ausbeutung all der Schätze, die in unseren Völkermuseen aufgespeichert sind, oder die unsere Ethnologen von ihren Weltreisen mitgebracht haben. China und Japan, für die der Verfasser durch bereits früher veröffentlichte Specialstudien besonders gerüstet war, sind bei Woermann wohl zum erstenmal in einer allgemeinen Kunstgeschichte so gründlich und verständnisvoll berücksichtigt worden, nicht nur nach den Schöpfungen der sogenannten „hohen" Kunst, sondern auch nach der Seite des uns heute so wichtig erscheinenden Kunstgewerbes hin, das auch sonst überall die ihm gebührende Würdigung gefunden hat. In der Verarbeitung der neuesten Forschungsergebnisse, in der übersichtlichen Gliederung des Stoffes, in der anschaulichen Entwickelung der leitenden Ideen und in der scharfen Charakteristik der Gipfel der Kunstgeschichte hat Woermann nicht seinesgleichen. Ein sorgfältig gearbeitetes Register und ein bibliographischer Anhang machen das Werk auch unmittelbar für wissenschaftliche Einzelstudien und für die Belehrung des Augenblicks nutzbar, wie denn die meisterhaft wiedergegebenen Abbildungen in schöner Harmonie Seite für Seite den Text ergänzen. — Wenn man an dem Woermannschen Werke etwas aussetzen könnte, so wäre es der Mangel an Persönlichkeit, der freilich durch den vorgeschriebenen Charakter der Encyklopädie wohl von vornherein geboten erschien. Was Woermann vermissen läßt, bietet nun in der ausgeprägtesten Weise eine andere **Geschichte der Kunst**, die von Cornelius Gurlitt (zwei Bände; 95 Bogen Lexikonformat; mit 30 Bildertafeln; Arnold Bergsträßer, Verlagsbuchhdlg. [A. Kröner] in Stuttgart; geh. 44 Mk.). Der Verfasser bekennt es selbst: während die meisten neueren Kunstgeschichten sich die Aufgabe gestellt haben, den Stand der Forschung im Gesamtbilde wiederzugeben, möchte er die Kunstgeschichte so schildern, wie ihm ihre Entwickelung sich abgespielt zu haben scheint. Er giebt eine umfassende Darstellung des Werdeganges der Kunst aller Zeiten, strebt zugleich aber in diesem seinem „Lebenswerk" auch eine vollständige Umgestaltung der Kunstgeschichte an, indem er die kulturgeschichtliche und religiöse Grundlage zu einer ganz neuen Art der Kunstbetrachtung sucht. Man wird demnach bei Gurlitt alles eher denn ein Lehrbuch oder ein Kompendium finden, auf manche historische Frage keine Antwort erhalten, aber sich überall energische und genußreiche Anregung versprechen dür-

sen. Gurlitt geht aller Systematik und Schablone mit fast ängstlicher Scheu aus dem Wege und sucht alle künstlerischen Einzelbethätigungen einer innerlich einheitlichen Periode unter die allgemein-kulturgeschichtlichen Gesichtspunkte zu rücken. Und wie das Ganze aus einer subjektiven Persönlichkeit mit scharf ausgeprägter Eigenart, ja man darf wohl sagen: mit manchmal bewußtem Eigensinn geflossen, so beruht auch die Urteilsweise und Würdigungsart des Verfassers auf der Überzeugung, daß nur dort, wo Glaube, Sitte und Lebenshaltung eines Volkes **einheitlich** sich herausbildet, eine wirklich starke Kunst möglich ist. Er ist also ein ausgesprochener Gegner des dekadenten Grundsatzes: L'art pour l'art und vielmehr der Meinung, daß die Kunst nur als „Ausdruck einer schaffenden Seele" zu verstehen sei und als solche nicht allein, für sich in der Welt dastehe, sondern einen Teil des Volkes, der Zeit, des allgemeinen Lebensstandes der Geister bilde. „Neben der Geschichte der Form," sagt er, „muß auch, will man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden." Nur eine starke, selbständige Persönlichkeit konnte das unternehmen, nur eine starke Persönlichkeit wird überhaupt den Mut dazu finden, das zu wollen. Denn es heißt von vornherein auf die sonst als unverrückbarer, unantastbarer Stern über aller „echten" Geschichtschreibung stehende „Objektivität" verzichten und überall seine Individualität in die Wagschale werfen. Bei seiner „Deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts", die von demselben stark subjektiven Standpunkt ausging, haben das alle freieren Beurteiler mit einem aufatmenden Gefühle des Dankes begrüßt; bei dieser allgemeinen Kunstgeschichte wird es dem kühnen Verfasser weit heftigere Gegnerschaft einbringen. Es ist hier nicht der Ort über Einzelheiten mit ihm zu rechten; wer schon einigermaßen in die Kunstgeschichte eingedrungen ist — und nur solchen kann das Werk eigentlich empfohlen werden —, der wird bei der Lektüre fast auf jeder Seite Gelegenheit haben, seine zweifelnden Fragezeichen zu machen, aber er wird es auch an Ausrufungszeichen der Zustimmung und der Begeisterung nicht fehlen lassen, denn etwas von dem feurigen Temperament des Verfassers wird alsbald auch auf den Leser übergehen. Kühl zu bleiben, ist bei dem Studium der Gurlittschen Darstellung unmöglich; das duldet schon der eminent persönliche, befeuernde Stil nicht, der, so sehr er die schönrednerische Phrase verschmäht, von Bildkraft und innerlichem Pathos strotzt. Gurlitts Buch führt an die Schwelle der unmittelbaren Gegenwart, bis in die Anfänge der rings um uns keimenden Neuromantik und des Neuidealismus, ohne in diesen Kampf selbst noch hinabzutauchen. Wohl aber hat durch das ganze Werk hindurch dieses lebendige Gegenwartsgefühl den Gesichtswinkel, nicht den Wertmesser abgegeben, unter dem alles, wenn auch ohne jede aufdringliche Tendenz, betrachtet wird. Das Buch hat kein alphabetisches Nachschlageregister — das ist eine anerkennenswerte Offenheit, die dem Benutzer von vornherein sagt: dies Werk ist zum anhaltenden Lesen und Genießen da; nur wer mit ihm vertraut wird, kann es recht nutzen und liebgewinnen. Ein Zugeständnis an den Publikumsgeschmack scheinen nur die Bilderbeilagen zu sein: so apart der Geschmack ist, der sie ausgewählt hat, mit dem Text wollen sie nicht recht zusammenklingen, und wenn sie fehlten, würde kein Verständiger sie vermissen.

Als treffliches Nachschlagewerk und Vademekum, aber auch zur fortlaufenden bildenden Lektüre darf **Spemanns Goldenes Buch der Kunst**, „eine Hauskunde für jedermann", empfohlen werden (über 1000 Seiten, mit zahlreichen Illustrationen; geb. 6 Mk.). Der Standpunkt, von dem diese umfassende Encyklopädie der bildenden Künste redigiert und bearbeitet worden, unterscheidet sich vorteilhaft von der fabrikmäßigen Mache, die dergleichen sonst wohl eilfertig auf den Markt geworfen hat. Unter den Mitarbeitern entdecken wir den Geh. Regierungsrat Wilhelm Bode, den Direktor der Kgl. Museen in Berlin, Dr. Otto von Falke, Geh. Rat Julius Lessing, den Direktor des Berliner Kunstgewerbemuseums, Woldemar von Seidlitz, ja sogar Herman Grimm hat einen seiner weitausblickenden Aufsätze („Secession") beigesteuert. Außer allgemeinen unterrichtenden Artikeln über Kunstfragen findet man in dem Buche nicht nur eine Kunstgeschichte, sondern auch Schilderungen aller einzelnen Kunsttechniken, ein Künstlerlexikon, synchronistische Zeittafeln, Anleitungen für alle nur möglichen häuslichen Kunstübungen u. s. w. Es giebt nichts Ähnliches in der populären Kunstlitteratur, was dieser „Hauskunde" an Reichhaltigkeit und praktischer Verwendbarkeit an die Seite gesetzt werden könnte.

Eine Propädeutik der bildenden Künste bringt der vierte Teil und Band der von **Gerhard Gietmann** S. J. und **Johannes Sörensen** S. J. herausgegebenen und bearbeiteten **Kunstlehre** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung; mit zwei Farbendrucken und 92 Abbildungen auf 40 Tafeln; 334 S.; geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.): **Malerei, Bildnerei und schmückende Kunst** (Kunstgewerbe) werden hier nach ihren ästhetischen Bedingungen und Voraussetzungen betrachtet. Durch welche Eigenschaften wird ein Gemälde ein Kunstwerk? Durch welche Eigenschaften muß das Bild unser Wohlgefallen unmittelbar erregen und uns befriedigen, wenn es eine schöne Malerei sein soll? Das sind solche Fragen ganz praktischer Art, wie sie der Verfasser Sörensen behandelt, Fragen, deren Lösung die Natur der malenden Kunst zuallernächst berührt, und durch die auch der Sinn zu einem vollkommenen Genusse sicherer angeleitet wird. Und ferner sagen sich die Verfasser: man muß auch das Wesen der Kunstmittel kennen lernen, die Art und Weise, wie der Künstler sie gebraucht, was er mit ihnen darstellen und erreichen will, bevor man sich selbst ganz allgemein die sichere Auskunft geben kann, ob „ein Strahl

wahrer Schönheit im Bilde festgehalten ist". Mit anderen Worten: man muß den malerischen Ausdruck schätzen und würdigen können, um in den frohen Besitz seines ganzen Inhaltes zu kommen. Die Leser also sollen, unter Voraussetzung und auf der Grundlage der theoretischen, allgemeinen Ästhetik, beobachten, wie das Werk entsteht, wie es gemacht wird; sie sollen dem Künstler bei der Arbeit, zumal der geistigen, zusehen, um dann das fertige Bild desto besser verstehen und genießen zu können. Der religiösen Malerei wird dabei in diesem specifisch katholischen Werke ein besonders weiter Raum zugestanden, wie denn überhaupt die Tradition und die Weltanschauung des christlichen Idealismus dem Verfasser für seine Betrachtungsweise und sein Urteil Führer sind, wenn auch überall eine versöhnliche Vermittelung angestrebt und durchgehends ein vornehm-sachlicher Ton auch dem Gegner gegenüber beobachtet wird.

„Prolegomena" für eine Reihe von specielleren Studien, die folgen sollen, sind auch die sechs Aufsätze, die Ernst Grosse aus seinen Freiburger Vorlesungen zu einem Bande **Kunstwissenschaftlicher Studien** zusammengestellt hat (259 S.; Tübingen, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]; 5 Mk.). Grosse, als Verfasser des bahnbrechenden Buches über die „Anfänge der Kunst" vorteilhaft in den Reigen der Kunsthistoriker eingetreten, erörtert in den ersten drei dieser Vorträge Fragen, die sich mit dem Hauptinhalt des vorgenannten Werkes berühren und die auch sonst häufig schon in ähnlichem Sinne erörtert worden sind („Die Aufgabe der Kunstwissenschaft"; „Das Wesen der Kunst"; „Das Wesen des Künstlers"). Er betritt dann aber in der zweiten Hälfte seines mit außergewöhnlicher Sachkenntnis und energischer Ausdrucksform geschriebenen Buches durchaus selbständige, z. T. völlig neue Wege, wenn er, mehr ahnend als beweisend, das Verhältnis von Kunst und Rasse untersucht oder zu Gunsten einer phantasievolleren und monumentaleren Auffassung, als sie heute herrscht, die Wirkungen der Bildnerei bespricht oder endlich in der Gegenüberstellung von Wissenschaft und Kunst sich gegen die allzu starke Hervorkehrung der Technik und die Alleinherrschaft des Naturalismus wendet, die er hauptsächlich dem „wissenschaftlichen Künstler" aufs Konto zu setzen geneigt ist. — Ein „wissenschaftlicher Künstler", einer, der selbst durch das Feuer der künstlerischen Produktion gegangen ist und alle ihre Mühen, Enttäuschungen und Schmerzen am eigenen Leibe erfahren hat, führt in einer Buchserie das Wort, die den bezeichnenden Gesamttitel trägt: **Durch Kunst zum Leben** (Leipzig, Eugen Diederichs). Lothar v. Kunowski ist nicht nur ein glänzender Stilist und temperamentvoller Schriftsteller, sondern auch ein durch und durch charaktervoller, von seiner hohen erzieherischen Aufgabe durchdrungener und durchwärmter Mensch. Er empfindet modern, aber den schrankenlosen Individualismus möchte er durch das feste Band historisch-klassischer Stilgesetze gelenkt und gezügelt sehen, und in dem Impressionismus, mit dem doch ein guter Teil des specifisch modernen Kunstschaffens steht und fällt, erkennt er nur das Zeichen einer unvornehmen Eitelkeit. Darin stimmt er mit Große überein, daß auch ihm das Können nur als ein Vorstadium, nicht als Erfüllung der Kunst gilt, und daß er in der Theorie einen neuklassicistischen Stil anstrebt, wie ihn Hildebrand und Ludwig von Hofmann prophetisch in ihrem Schaffen zeigen. Der sechste Band des Werkes — die einzelnen Teile kommen, wie es scheint, in zwangloser Reihenfolge heraus — bringt weit mehr und weit natürlicheres, lebendigeres, als der etwas geschraubte Sondertitel: **Gesetz, Freiheit und Sittlichkeit des künstlerischen Schaffens** ahnen läßt (geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.); es ist das Kunstwerk einer Lehre, das Bewußtsein einer Kunst, der Grundriß einer „Weltanschauung des bildenden Künstlers". Scheinbar loser ist der Zusammenhang in dem später erschienenen Band I (**Ein Volk von Genies**; ebenda), der eine Reihe von Essays zur deutschen Kunst und Kultur enthält, aber auch sie alle verbindet das geistige Band, das in dem Gesamttitel dieses ebenso tapferen wie vornehmen und reifen Credo ausgedrückt ist: durch Kunst zum Leben! — Das Wort eines anderen, bei all seinem Thun dem lebendigen Leben zugewandten Schriftstellers taucht auf: „Kunstunterricht, wenn auf nichts Tieferes als die Kunst gepfropft, wird eher schaden als nützen". Der es sprach, John Ruskin, ist unseren Lesern eine vertraute Erscheinung, seit Wilhelm Weisser in einem fast erschöpfenden Aufsatz sein moralisches und geistiges Charakterbild gezeichnet hat („Monatshefte", August 1901). Wir dürfen uns deshalb auch hier darauf beschränken, das Erscheinen des vierten Bandes des wiederholt aufs wärmste empfohlenen Ruskin-Werkes anzuzeigen (Leipzig, Eugen Diederichs). Der neue Band enthält die **Vorträge über Kunst** und behandelt die Themen „Kunst und Religion", Kunst und Moral", „Kunst und Gebrauch", „Linie", „Licht", „Farbe" in der bekannten eindringlichen, zu Herz und Gemüt sprechenden, unmittelbar an das Leben anknüpfenden und zu einem rechten Genuß erziehenden Weise.

Es ist ein weiter Weg von Ruskins heiligem Lebensernst, der ihm all sein Denken und Schreiben durchdringt, zu dem leichten feuilletonistischen Geplänkel, das bei uns Leute wie Richard Muther und Hermann Bahr in Kunstdingen führen, und doch stoßen wir auch bei ihnen, wenn wir den Triebfedern ihrer Kunstschriftstellerei nachgehen, überall auf das erste und oberste Motiv der Anregung und Erziehung, die Fritz Wolff, ein Schüler Muthers, in einer kleinen nachdenklichen Schrift, einem Appell an unsere Kunstschriftsteller (**Verantwortung und Kunstkritik**; Leipzig, Eugen Diederichs; 50 Pf.), nicht mit Unrecht als vornehmste Aufgabe der Kunstkritik hinstellt — der Erziehung des Publikums für die neue Kunst, die noch so sehr der Propheten und Dolmetscher bedarf. Und in der That gilt es wohl heute als ausgemacht, daß Muthers Ge-

schichte der modernen Malerei für das Durchdringen und die Popularisierung der modernen Kunst mehr gethan hat als hundert Ausstellungen. Dieses Verdienst wird die vielfachen Mängel, Oberflächlichkeiten und „Abhängigkeiten" des Werkes immer wieder zudecken. An Feuilletonskizzen **Studien und Kritiken** (Wien, Wiener Verlag), wie sie Richard Muther bald nach seinem letzthin hier angezeigten Buche „Ein Jahrhundert französischer Malerei" (Berlin, S. Fischer) darbietet, legt man wohl von vornherein einen bescheideneren Maßstab; aber auch hier wird man an der reichen, uns entgegenströmenden Fülle ästhetischer und kulturgeschichtlicher Anregungen seine helle Freude haben. Denn mag Muther nun im allgemeinen über ästhetische Kultur plaudern oder im einzelnen das Berliner Bismarckdenkmal hernehmen, einen Ausflug nach Brügge, nach Dänemark, nach Worpswede machen oder durch die Darmstädter, Dresdener, Glasgower, Venediger oder Wiener Ausstellung streifen, immer wird er die Dinge von einem besonderen, individuellen Standpunkt sehen und so auch den Leser reizen, falls seine Phantasie nur einigermaßen behende ist, sich mit den Sachen, die dank der glücklichen Schilderungsgabe des Verfassers alle auch anschaulich vor ihm aufleben, so oder so auseinanderzusetzen. — Noch um ein paar Töne persönlicher, voraussetzungsloser und „wienerischer", möchte man sagen, sind Hermann Bahrs Essaybücher **Secession** (Wien, Wiener Verlag) und **Bildung** gestimmt (Insel-Verlag, Schuster u. Löffler, Berlin), die außer von bildender Kunst auch von Fragen der Litteratur und Kultur handeln. Bahr spielt manchmal nicht nur mit der Sprache, die er mehr wie ein kurzweiliger Kaffeehausplauderer denn wie ein bewußter Schriftsteller behandelt, sondern auch mit den Dingen; aber er weiß sein Publikum zu fassen und seinen Lesern die Gegenstände unter Gesichtspunkte zu rücken, die ihnen in irgend einer Weise schon vertraut sind, und von denen sie sie sich dann gerne näher betrachten. Das Akademische, das bei uns in Kunstdingen lange Zeit gar zu sehr in den Vordergrund gestellt wurde, ist nirgends gründlicher verabschiedet worden als bei ihm, und doch würde man ihm unrecht thun, wollte man nicht anerkennen, daß er immer in die „Seele" der Dinge zu bringen sucht, und daß es ihm um nichts Geringeres zu thun, als der hellenischen Renaissance einer „österreichischen Kultur" den Boden zu bereiten. Bahrs Essaysammlung „Bildung" ist dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen gewidmet, dem hohen Schirmherrn der Darmstädter Künstlerkolonie, der als erster deutscher Fürst Verständnis und Sinn für eine künstlerische Bildung bewiesen, „durch welche wir fähig werden könnten, das ganze Leben auf die Höhe unserer höchsten Momente zu bringen. Kein Wissen um Edles, kein großes Thun kann uns mehr genügen, sondern nur ein volles Dasein im Guten und Schönen selbst, dem jeder frohe Augenblick neue Flügel ansetzen wird." Diese prophetische Versteigenheit im Ton kehrt auch in dem Inhalt des Buches selbst wieder, und doch wird es seines Zaubers auf den Leser nicht entbehren, sei es, wer es sei. — In die journalistische Arena des Kampfes um die „Lex Heinze" und ähnliche „Knechtungen" der deutschen Kunst steigt Leo Berg hinab, wenn er neue bitter anklagende Streitartikel, die alle wider „Philistrosität der modernen Gesellschaft" und öffentliche Bevormundung zu Felde ziehen, unter dem Stichwort **Gefesselte Kunst** zusammenfaßt (Berlin, Hermann Walther). In Büchern wirkt dergleichen überpfefferte polemisch-satirische Kost, fürcht ich, weniger als in den Spalten einer Tageszeitung, wo ihre eigentliche Stätte sei und bleibe.

Äußerst fruchtbar, auch für die weiteren Kreise der Kunstliebhaber, hat sich bei uns die Form der künstlerischen Monographien gestaltet. Man hat sie allmählich nicht nur auf einzelne Kunstepochen, -stile, -gattungen und -entwickelungen, sondern auch auf einzelne Künstler, Künstlerfamilien, Kunstzweige, Kunststätten u. s. w. ausgedehnt. Eine wie immer glänzend ausgestattete neuere Veröffentlichung der Bruckmannschen Verlagsanstalt in München gilt der **Dekorativen Malerei der Renaissance am bayerischen Hofe** (4°; 24 Bogen; geb. in Ganzleinen 18 Mk.). Die Entwickelung der Malerei in Bayern während des Zeitalters der Renaissance ist im Zusammenhang noch nirgends verfolgt worden und die Lebensbeschreibung einzelner hervorragender Meister über die ersten Anfänge nicht hinausgekommen. Zum erstenmal wird in dem vorliegenden Werk der große Gang der Entwickelung auf dem Wege der Stilkritik im ganzen verfolgt, und der Verfasser, Dr. Ernst Bassermann-Jordan, hat es vortrefflich verstanden, bei aller liebevollen Ausführlichkeit in Einzelheiten immer das historische Gesamtbild im Auge zu behalten. Um doch wenigstens eine flüchtige Vorstellung von dem Reichtum der Kunstformen zu geben, die uns hier entgegentreten, seien nur die wichtigsten der behandelten Kunststätten namhaft gemacht. Von der Residenz in Landshut (1536 bis 1543), die wesentlich von Schülern Giulio Romanos ausgeführt wurde, nimmt die Darstellung ihren Ausgang, um sich dann den Bauten der sogenannten „deutschen Renaissance" zuzuwenden, in erster Reihe dem Dachauer Schloß, und dann den niederländisch-deutschen Stilcharakter in dem Trausnitzer Schloß und dem Antiquarium wie der Grottenhalle in der Münchener Residenz aufzudecken. Die Seele der Darstellung wird dann aber Peter Candid, der von 1600 an die Leitung bei der Ausführung der Innendekorationen der Residenz und des Schleißheimer Schlosses übernimmt. Hand in Hand mit dem Text geht auch hier eine überaus reiche und geschmackvolle Illustrierung: Gesamtaußenansichten werden abgelöst von einer Fülle von figürlichen und ornamentalen Malereien und einer feinsinnigen Auswahl meisterhafter alter Handzeichnungen. — Zum Abschluß gelangt ist kürzlich durch die Ausgabe des zweiten Bandes auch die kostbare Publikation: **Das Jubeljahr 1500 in der**

Augsburger Kunst von Dr. J. E. Weiß-Liebersdorf (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft; Preis 10 Mk.). Unter dem Eindruck des Jubeljahres 1500 entstand im Katharinenkloster zu Augsburg ein hochbedeutsamer Gemäldecyklus, der die sieben Hauptkirchen Roms zum Gegenstand hat und schlechthin als eine „Apotheose der Romwallfahrt in der deutschen Kunst" bezeichnet werden kann. Es handelt sich um Meisterwerke der schwäbischen Schule, von Hans Holbein d. Ä., Hans Burgkmair und L(eo) F(ras) zwischen 1499 bis 1504 ausgeführt, die malerisch und gegenständlich gleich merkwürdig sind. Ein kulturgeschichtlich weit ausgreifender Text liefert zu den über hundert in vorzüglichen Reproduktionen wiedergegebenen Gemälden christlicher Kunst einen Kommentar, der dem Leser die künstlerischen Schönheiten der Werke erschließt. Wer ein tieferes Verständnis religiöser Dinge erstrebt, gewinnt hier einen lehrreichen Einblick in vielfach noch dunkle Gebiete des religiösen Volkslebens; denn das Werk, eine Erweiterung und Vertiefung jeder deutschen Kultur- und Kunstgeschichte, wendet sich nicht nur an alle Kunst- und Kulturhistoriker jeder Konfession, an Archäologen, Künstler und Bücherfreunde, sondern ist allgemeinverständlich gehalten und beansprucht die Teilnahme jedes für die Kunst interessierten Gebildeten.

Der elfte Band der bei E. A. Seemann in Leipzig erscheinenden Sammlung „Berühmte Kunststätten" gilt **Konstantinopels** landschaftlichen und künstlerischen Reizen (geb. 4 Mk.). Hermann Barth hat hier eine von blühender, manchmal sogar dichterisch beschwingter Begeisterung getragene Schilderung gegeben, die doch auf genauer Einzelkenntnis und sicherem historischem Urteil fußt. Dem Charakter der Stadt angemessen, ist der Rahmen der Darstellung möglichst weit gespannt: auch die Landschaft des Bosporus, die Geschichte der Stadt und das vielbewegte Treiben des bunten Völkergemisches, das hier durcheinander wogt, ist mit hereingezogen worden. Da solche Bücher ihren Hauptberuf als Reisevorbereitungs- oder Erinnerungslektüre zu finden pflegen, werden seine Leser es dem Verfasser danken, daß er bei aller Thatsachenfülle möglichst unterhaltend und anregend zu schreiben sucht und gelegentliche Abschweifungen auf blühende Seitenpfade nicht verschmäht. Der Hauptteil des Werkes ist aber doch den Kunstschätzen Konstantinopels gewidmet, von denen überdies mehr als hundert Ansichten auch eine bildliche Vorstellung geben. — Von W. Jansas Aquarellen aus **Alt-Prag** (Kunstverlag von B. Koči in Prag) liegt uns die zweite Lieferung vor (Preis für Österreich 5 Kr., für Deutschland Mk. 4,50). Sie bringt außer einer malerisch erfaßten Gesamtansicht des Hradschin mit Hirschgraben drei Ansichten aus dem Inneren der Stadt: die Karmelitergasse, das alte Ungeld und die Melantrichgasse, Blätter, die sämtlich in sehr schönen Farbendrucken auf gekörntem Kunstpapier wiedergegeben sind. Die Bilder begleitet ein kunst- und kulturhistorischer Text von J. Herain und J. Kamper. Wir kommen auf das Unternehmen von Zeit zu Zeit zurück.

Schon in dritter (unveränderter) Auflage erschien vor kurzem Camillo Sittes Buch **Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen** (180 S. mit 4 Heliogravüren und 109 Abbildungen und Plänen; Wien, Carl Graeser u. Co.; Leipzig, B. G. Teubner; geh. Mk. 5,60, geb. 7 Mk.). Dieser Beitrag zur Lösung moderner Fragen der Architektur und monumentalen Plastik mit dem Grundgedanken, daß wir auch auf dem Gebiete des Städtebaues bei der Natur und den Alten in die Schule gehen müßten, hat also eine erfreuliche Verbreitung und Beachtung gefunden. Auch in die Praxis sind seine Anregungen bereits vielfach umgesetzt worden: nach dem Urteil von Fachmännern haben sie dem Städtebau sogar eine ganz neue Richtung gegeben. Aber auch für den mehr historische Belehrung suchenden Laien — im Mittelpunkt der Betrachtungen steht Wien — erweist sich das Buch in vieler Beziehung fruchtbar, zumal da der Verfasser seinen fachwissenschaftlichen Ernst mit Humor zu würzen und schwierige Probleme durch eine klare, natürliche Darstellungsweise zu erhellen versteht.

Was uns das letzte Jahr an deutschen und ausländischen Künstlermonographien geschenkt hat, ist zum großen Teil bereits in unserer Weihnachtsrundschau aufgeführt worden; aber an erster Stelle verdient auch hier wieder Heinrich Alfred Schmids Biographie **Arnold Böcklins** genannt zu werden, die der vierte Band des großen Böcklin-Werkes der Photographischen Union in München enthält. Sie ist das vollkommenste und innerlich abgeschlossenste, was die biographische Böcklin-Litteratur aufzuweisen hat, gleich tüchtig im Historischen wie im Kritischen und dabei von einem warmen Hauche persönlich-vertrauten Verständnisses durchweht. — Einem fern von der lauten Heerstraße in stiller, beschaulicher und doch nichts weniger als kleingeistiger Einsamkeit schaffenden Künstler, dem Frankfurter Meister **Wilhelm Steinhausen** hat jetzt endlich David Koch das längst verdiente Denkmal in Gestalt einer warmherzigen Monographie gesetzt (127 S. mit 116 Abbildungen; Heilbronn, Eugen Salzer; 4 Mk.). Abgesehen von Hans Thoma ist Steinhausen unter den Malern der Gegenwart wohl derjenige, den wir nach Gefühlsgehalt und Stil als den bewußt-deutschesten grüßen dürfen. Die kindliche Innigkeit des deutschen Märchens, die schlichte Ursprünglichkeit des deutschen Volksliedes, die fromme Gemütstiefe der heiligen Legende hat von den Lebenden niemand so ausgeschöpft wie er; die Andacht zum Kleinen und Heimeligen finden wir so bar aller gezierten Niedlichkeit nirgends sonstwo als bei ihm. Die gewissenhafte Ehrlichkeit eines gottbeseelten Idealismus leuchtet aus jedem seiner Blätter. Religion ist das Element seiner Kunst; christliche Kunst, aber künstlerisch frei, ohne Dogmenzwang ist seine gottgegebene Meisterschaft. „Geschaffenes mit Geträumtem, Sinnliches mit Geistigem zu

verbinden, und hinter dem höchsten Glücksgefühl lauert der Schmerz, die Trauer, die niemals im Sichtbaren sich ganz befriedigt fühlt und an die vergängliche Welt eine ewige anbauen möchte: deutsche Kunst ist nicht nur heiteres Spiel, sondern im letzten Zwecke heiliger Ernst" — mit diesen Worten hat Steinhausen unbewußt seine eigene Kunst gekennzeichnet. Es ist erquickend und erhebend, in ihren hohen Hallen, unter ihrem grünen Blätterdache zu wandeln — einem jeden stehen sie nun in Kochs Buch offen, das bei aller Wärme für seinen Gegenstand doch auch den kritischen Gesamtblick nicht vermissen läßt. — In Max Jordan, dem früheren Direktor der Berliner Nationalgalerie, hat **Max Koner**, der allzu früh verstorbene Bildnismaler, einen ebenso feinsinnigen wie gerechten Interpreten gefunden. Jordans Künstlermonographie (Nr. 56 der von H. Knackfuß herausgegebenen, bei Velhagen u. Klasing in Bielefeld erscheinenden Sammlung) hebt das Charakteristische der Konerschen Kunst, die sich früh auf das Porträt konzentrierte, scharf und anschaulich hervor, vergißt aber über den Künstler auch den Menschen nicht, der sich durch seine natürliche Liebenswürdigkeit, seine versöhnliche Stellung in dem bewegten Kunstleben der Reichshauptstadt und seine echte Kameradschaftlichkeit so viele warme Freundschaft gewann. Im Mittelpunkt der zahlreichen Abbildungen (75) stehen Koners Bildnisse und Bildnisstudien Wilhelms II., die wohl heute noch Erscheinung und Charakter des Kaisers am prägnantesten wiedergeben. Dieselbe eindringliche, temperamentvolle Schärfe der Charakteristik zeichnet auch die stattliche Reihe der übrigen Bildnisse aus, unter denen uns Staatsmänner, Parlamentarier, Gelehrte, Künstler, Größen der Industrie und der Handelswelt der Gegenwart und nicht zu vergessen ein schöner Kranz sprechender Frauenköpfe begegnen. — Eine etwas bunt zusammengewürfelte Gesellschaft von **Maler-Poeten** (Straßburg, J. H. E. Heitz u. Mündel): Thoma, Feuerbach, Böcklin, Klinger, Puvis de Chavannes und Gustave Moreau, führt uns Benno Rüttenauer in Charakteristiken ihrer Kunst mehr als ihres Lebens vor, derselbe, der von **Studienfahrten** (ebenda) Farbenskizzen mit Randglossen aus Gegenden der Kultur und Kunst, Reiseschilderungen von der Adria, aus der Normandie, aus Südfrankreich, Gent, Brügge, Antwerpen und dem Elsaß mitbringt — leichtbeschwingte Feuilletons in unterhaltendem und anregendem Ton, reich an neuen, besonderen Gesichtspunkten und temperamentvollen Abrechnungen mit feindlichen Meinungen.

Vier ausländische Künstler, sämtlich für die Entwickelung der Malerei von außerordentlichem Einfluß, haben gleichzeitig von deutscher Seite ihre Würdigung gefunden. Ein getreues Abbild des Lebens und Schaffens **Edward Burne-Jones** giebt uns O. von Schleinitz im 55. Bande der Knackfußschen Künstlermonographien (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; mit 113 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen; geb. 4 Mk.). Wie Ruskin durch seine Schriften die ästhetische Bildung seiner Nation in neue Bahnen gelenkt, so hat auch der ihm geistesverwandte Burne-Jones seinen Landsleuten ein neues künstlerisches Ideal geschaffen. Die präraffaelitische Bewegung in der englischen Malerei, die in ihm ihren eigenartigsten und intensivsten Vertreter gefunden hat, ist unseren Lesern aus einer Reihe innerlich zusammenhängender, reich illustrierter Aufsätze so vertraut (vgl. Cornelius Gurlitts Artikelserie „Die Präraffaeliten, eine englische Malerschule" im April-, Mai-, Juni- und Juliheft 1892; ferner die Aufsätze von A. Wilmersdorffer über Dante Gabriel Rosetti im Februarheft 1899 und über Burne-Jones im Januarheft 1900 und den Artikel über George Frederick Watts von Jarno Jessen im Märzheft 1900), daß wir uns ersparen dürfen, näher darauf einzugehen. Der Verfasser der vorliegenden Monographie, ein in London lebender, mit der modernen englischen Kunst wohlvertrauter Kunstschriftsteller, hat seinen Gegenstand nach allen Seiten hin möglichst erschöpfend darzustellen gewußt und auch in der Auswahl der Illustrationen, von denen man doch in erster Linie eine Hilfe der Charakteristik erwartet, eine glückliche Hand bewiesen. — Wie Burne-Jones, so hat auch **Edouard Manet**, der selbständigste unter den französischen Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts, lange unter dem Mißverständnis und Hohn der Öffentlichkeit leiden müssen. Erst die Gegenwart hat ihn nach seinem ganzen Werte und in seiner ganzen Bedeutung erkannt. Deshalb ist es ein zeitgemäßes, höchst verdienstliches Unternehmen, wenn jetzt Hugo von Tschudi, der Direktor der Königlichen Nationalgalerie in Berlin, ihn auch weiteren Kreisen in einer Monographie nahebringt, die der Verlag von Bruno Cassirer in Berlin mit fünfundzwanzig teils ganzseitigen Abbildungen der hervorragendsten, nicht leicht zu reproduzierenden Gemälde des Künstlers ausgestattet hat (eleg. karton. 4 Mk.). Tschudi, der in Deutschland als einer der begeistertsten Vorkämpfer der Manetschen Kunst gewirkt hat, sieht in diesem französischen Impressionisten eine der bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten unserer Tage. Diese erste deutsche Arbeit über Manet betrachtet als ihren Hauptehrgeiz, die große künstlerische Individualität des Mannes herauszuarbeiten, ihn zugleich aber auch im Zusammenhang der geschichtlichen Entwickelung zu verstehen. Tschudis ruhige, von manchen vielleicht in Rücksicht auf den Gegenstand als zu kühl-akademisch empfundene Darstellungsart wird gerade für die allgemeine Wertung der einzigartigen Erscheinung viel mehr thun als ein in Superlativen der Bewunderung mehr ekstatisch als kritisch schwelgender Panegyrikus, der dann doch schwerlich über die litterarisch-ästhetischen Zäune hinausgedrungen wäre. — Lange hat bei der Würdigung der französischen Malerei des neunzehnten Jahrhunderts die Ansicht geherrscht, daß sie ihren Höhepunkt in der Geschichtsmalerei großen Stils erreicht habe. Die neuere Kunst-

forschung hat wie so viele auch dieses Vorurteil umgestoßen und den Gipfel vielmehr in der Landschaftsmalerei und in der Schilderung des ländlichen Lebens gefunden. Nicht mehr Delacroix, sondern Corot, Diaz, Dupré, Daubigny, Rousseau u. a., die man gewöhnlich als „Schule von Barbizon“ zusammenfaßt (einen reich illustrierten Aufsatz über sie werden die Leser in einem unserer nächsten Hefte finden), stehen heute voran. Sie alle aber werden von **Jean François Millet und Theodor Rousseau** überragt, von denen jener den „vierten Stand“ für die Malerei entdeckt hat, während dieser der Naturseele ihre Geheimnisse, den Luft- und Lichtwirkungen ihre höchsten Reize abgewonnen hat. Mit diesen Meistern beschäftigt sich in eingehender geschichtlicher Würdigung und feiner ästhetischer Analyse Walther Gensel, ein mit der französischen Kunst eng vertrauter Kunstschriftsteller, dessen Feder unseren Lesern nicht unbekannt ist, im 57. Bande der „Künstlermonographien“ (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing; geb. 4 Mk.). Gensels Darstellung weiß historische Objektivität und subjektive Gefühlskritik in einer äußerst anregenden Form zu verbinden, so daß ein nachhaltiger Eindruck in dem Leser zurückbleibt. Die dem Texte beigefügten achtzig Abbildungen tragen nicht unwesentlich dazu bei.

Seit die moderne Reproduktionstechnik einen so gewaltigen Aufschwung genommen hat, wetteifern unsere Kunstverleger in der Herstellung und Verbreitung guter und billiger Wiedergaben von Gemälden, Bildwerken, Zeichnungen, Radierungen, Stichen u. s. w. Den älteren wie den neueren Epochen der Kunst kommt dieser Fortschritt in gleichem Maße zu gute. Unter den deutschen Gemäldegalerien ist die sächsische nicht nur die reichste, sondern auch die bei weitem populärste. Ein Reproduktionswerk, das **Die Meisterwerke der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden** in 233 Kunstdrucken nach den Originalen bringt, wie die jüngste Publikation des Franz Hanfstaenglschen Verlages in München, wird also des Beifalls und der freudigen Aufnahme bei allen Kunstfreunden von vornherein gewiß sein dürfen. Wie die Dresdener Galerie selbst, so ist auch dieses Spiegelbild ihrer kostbarsten Schätze ein „Werk der Freude“, aus dem eine gehobene, rosig verklärte Lebenslust als einigender Grundton hervorklingt. Die Zeit des Rokoko, der wir die Dresdener Sammlung im wesentlichen verdanken, liebte frohe Gesichter und vergnügliche Stimmung um sich zu sehen. Aber auch wenn der Charakter der uns hier vorgeführten Galerie ein ernsterer wäre, würden der Hanfstaenglschen Publikation die Verdienste nicht fehlen: heute betrachten wir ja jede Kunstsammlung vornehmlich als Bildungsmittel für möglichst weite Kreise des Volkes — und wie könnte dieser erzieherischen Aufgabe besser genügt werden, als indem man, wie es hier geschieht, für einen verhältnismäßig äußerst wohlfeilen Preis eine lange Reihe der schönsten Gemälde nicht bloß der Dresdener Galerie, nein, der Welt, auch denen zugänglich macht, denen es nicht vergönnt war, sie mit Augen zu sehen. All diesen wird das Bilderwerk ein Ersatz sein, so weit das bei selbst der exaktesten und geschmackvollsten Reproduktion überhaupt möglich; den anderen aber, die bereits im Dresdener Zwinger geweilt haben, wird das Werk zu einem Brevier der Erinnerung an unvergeßliche Stunden höchsten Kunstgenusses werden.

Als Ergänzung zu dem vor einiger Zeit abgeschlossenen „Hausschatz moderner Kunst“ bringt die vorteilhaft bekannte Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien jetzt in Lieferungen einen **Hausschatz älterer Kunst** zur Veröffentlichung, dem es von Herzen zu wünschen ist, daß er seinen traulichen Namen nicht umsonst trage. Während sonst ähnliche Unternehmungen meistens das mechanische Verfahren anwenden, bringt uns dieses ohne Ausnahme von Künstlerhand hergestellte Stiche und Radierungen nach Gemälden berühmter alter Meister. Und zwar sollen hauptsächlich weniger bekannte, deshalb aber nicht minder wertvolle Schöpfungen berücksichtigt werden, wie sie öffentliche oder Privatsammlungen immer noch in Menge bergen. Gleich in der ersten Lieferung sind Meister wie Brouwer, Hobbema, Rembrandt und Rubens vertreten. Correggio, Van Dyck, Hals, Murillo, Raffael, Teniers, Tiepolo u. a. werden folgen. Für den künstlerischen Wert der Wiedergaben bürgen die Namen der Stecher und Radierer, wie Bürkner, Halm, Krauskopf, Hecht, Kühn, Krüger, Unger und Wörnle. Der „Hausschatz älterer Kunst“ wird in zwanzig monatlichen Lieferungen (je 3 Mk.) in Folioformat — jede mit fünf Blatt Radierungen — erscheinen.

Besonders reichhaltig und künstlerisch vornehm ist diesmal die **Jahresmappe der deutschen Gesellschaft für christliche Kunst (1901)** ausgefallen (Geschäftsstelle in München, Karlstraße 6). Schon die Einleitung, von Prof. Dr. Martin Spahn verfaßt, muß durch ihre vorurteilslose, freie Haltung für ein Unternehmen einnehmen, das, vom religiös-katholischen Standpunkt ausgehend, den modernen, secessionistischen Bewegungen in der Kunst so viel Verständnis und Sympathie entgegenbringt. Einen so mutigen, lebens- und kunstfrohen Satz wie den: „Der Wille unserer Kunst steht sicherlich danach, daß sie von neuem der Fürsprech der unverfälschten Volksseele werde, wie sie der Spiegel für alle Zeitstimmungen der Gebildeten jederzeit geblieben ist“ soll man in ähnlichen, protestantischen Unternehmungen erst suchen. Und auch das Folgende ist beherzigenswert: der Ausgang der Dinge, meint der Verfasser, werde schließlich von der Regsamkeit der katholischen Glaubensgenossen abhängen. „Lassen sie es so wenig an der rechten harten Mitarbeit bei der Pflege alles Deutschen und Christlichen im Volke fehlen wie an der rechten innerlichen Teilnahme für das Ursprüngliche und Verheißungsvolle der jungen Kunst, dann wird die gestörte Einheit unseres Kultur- und Kunstlebens im Geiste der Bewahrung unserer alten frommen

und tüchtigen deutschen Nation und dennoch in der Fülle frischer Triebe wieder begründet werden." Die vorliegende Mappe selbst mit ihren Reproduktionen malerischer, plastischer und architekturaler Werke des katholischen Kunstschaffens hilft diese Hoffnung nur bestärken.

Dichter und Illustrator in verständnisvollstem Bunde zeigt uns das hübsch ausgestattete Büchlein, das Hugo Chr. Heinr. Meyer dem oberfränkischen Dorfgeschichtenerzähler **Heinrich Schaumberger** und seinem Zeichner **Rudolf Köselitz** gewidmet hat (Wolfenbüttel, Julius Zwißler; Mk. 1,50). Es verfolgt den Zweck, Köselitz' Illustration zu den Schaumbergerschen Dorferzählungen mit kurzem Text in Auswahl vorzuführen und gleichzeitig auf eine demnächst in demselben Verlage erscheinende Kunstmappe ausgewählter Illustrationen von Köselitz vorzubereiten. So mutet das Heft mehr prospektmäßig als darstellerisch oder gar erschöpfend an, aber mehr will es ja auch nicht, und als Lockspeise für die Schaumbergerschen Dorfgeschichten wird es seinen Beruf nicht verfehlen. — Für einen anderen volkstümlichen Dichter, den größten Dialektschriftsteller, dessen wir uns rühmen dürfen, für Fritz Reuter, ist jetzt gleichfalls ein würdiges Illustrationswerk im Entstehen begriffen. Hans Stubenrauch hat eine Serie von **Bildern zu Fritz Reuters Werken** gezeichnet, die, mit dem zum Verständnis und zur lebendigen Veranschaulichung der Situation notwendigen Begleittext (von Paul Warncke) versehen, in dreiundzwanzig Lieferungen zu je 50 Pf. erscheinen sollen (Berlin W. 57, Rich. Eckstein Nachf.). So weit man nach der uns vorliegenden ersten Lieferung (Stromtidbilder) urteilen kann, verfügt der Zeichner über die kernige niederdeutsche Zeit- und Lokalstimmung, um uns die prächtigen Gestalten des Reuterschen Humors lebendig zu machen.

Einen Cyklus von Federzeichnungen des Prager Malers Emil Holárek vereinigt unter dem Titel **Die Nacht** in feinabgestimmten zweifarbigen Reproduktionen eine Mappe, die der Kunstverlag von B. Koči in Prag herausgegeben hat. Holárek gehört zu den stärksten socialen Malern der Gegenwart, so viel Aufgeregtes, Unausgegorenes und Agitatorisches auch in ihm steckt. Hier schildert er in einer Reihe von zwanzig Scenen, die zu scharfen Kontrasten gepaart sind, Momente aus dem Leben der „glücklichen" oberen Zehntausend und ihr Widerspiel im nächtlichen Dasein der Elenden und Enterbten. Er selbst nimmt leidenschaftlich Partei für die letzteren und pflanzt seinen Bildern ironisch-satirische Stachel wider die heutige Gesellschaft ein. Die Blätter haben stark novellistische Reize und eine packende Technik. Noch um ein gut Teil bitterer und sarkastischer waren desselben Zeichners **Reflexionen aus dem Katechismus** (ebenda; in Originalmappe 55 Mk.), in die uns die Verlagshandlung durch eine populäre, billige Ausgabe (1 Mk.) mit erklärendem Text einen Einblick verschafft hat. In fünfzig Federzeichnungen schildert hier Holárek die Eindrücke, die er vom menschlichen Leben und der „heuchlerischen Gesellschaft" empfing. Sein Stift geißelt die gedankenlosen Konventionen ebenso scharf wie die ungesunde Empfindsamkeit. Er steht auf der Seite der Leidenden und Unterdrückten und macht aus seiner radikal-socialen Gesinnung kein Hehl. Und doch fühlt man, wie unter dem skeptischen, anklägerischen Pessimismus ein tiefer Glaube an die Menschheit, eine glühende Nächstenliebe und eine Hoffnung auf die ausgleichende Gerechtigkeit einer besseren Zukunft schlummert. Holárek gehört jedenfalls zu den interessantesten und prägnantesten Erscheinungen unter den aus der Unmittelbarkeit des modernen Lebens heraus schaffenden Künstlern.

Von der kostbaren Publikation Marcel Lamberts **Versailles et les deux Trianons**, die im Pariser Verlage Alfr. Mame et fils in 25 Foliolieferungen zu je Mk. 9,60 erscheinen soll, hat uns die Auslieferungsstelle für den deutschen Buchhandel, G. Hedeler in Leipzig, die erste Probelieferung vorgelegt (in eleganter Mappe 12 Mk.). Das Ganze wird etwa 330 Illustrationen, teils in farbigen Wiedergaben, teils in Stichen und Heliogravüren, bringen, nach Zeichnungen und Skizzen des Staatsbaumeisters von Versailles, Marcel Lambert; Philippe Gille hat den französischen Text dazu geschrieben. Ob hier auch für uns Deutsche eine so bedeutsame Veröffentlichung vorliegt, wie die französischen Kunstliebhaber sie in dem Unternehmen zweifellos mit Recht sehen dürfen, würden wir nur an einem Überblick über das Ganze ermessen können.

Ein anderes französisches Unternehmen, Robert de Flers', von Alphonse Mucha mit farbigen Lithographien illustriertes Werk **Ilsée, Prinzessin von Tripolis** kommt jetzt gleichfalls auf den deutschen Kunstmarkt, aber in wesentlich verbilligter Ausgabe, war doch der Preis für die französische Originalausgabe, die überhaupt nur in 252 Exemplaren erschien, kaum noch zu erschwingen. Die von Regine Adler besorgte deutsche Ausgabe (Prag, Kunstverlag B. Koči; geb. und in Mappe 125 Mk.), auf Velinpapier mit größter Sorgfalt hergestellt, ersetzt die teure Pariser Ausgabe vollkommen und bildet mit ihren zarten Lithographien, die auf jeder Seite den Text umrahmen, einen erlesenen Schmuck für jeden Büchertisch.

Auch in Bosnien blüht deutsche Kunst! Auf 24 Blättern, die in einer Mappe vereinigt sind, haben die in Sarajewo lebenden Maler Leo und Ewald Arndt, Max. Liebenwein und J. Kobilca, erfüllt von den malerischen Reizen Bosniens und der Herzegowina, von dem interessanten Getriebe des Volkes und den eigenartigen Tierformen, die auf Studienreisen gesammelten Eindrücke mit Stift und Feder wiedergegeben. In vornehmen, von der Wiener Kunstanstalt von J. Löwy angefertigten Reproduktionen treten nun die originellen Typen dieses halbasiatischen Gebietes in der **Bildermappe des Sarajewoer Malerklubs**, herausgegeben von Ewald Arndt, vor uns hin (Wien, Hofkunstanstalt von J. Löwy):

bosnische Bauerngestalten, mohammedanische Knaben und Mädchen, Fischer an der Save, Gänsemädchen, Holzflößer und Studienköpfe aus Sarajewo, vor allem aber originelle Gestalten aus dem Tierreich: die drolligen bosnischen Ziegen und rassigen Wolfshunde, die melancholischen Tragtiere, die langhalsigen Weißkopfgeier, Bären im Hochgebirge, balzende Auerhähne im bosnischen Urwald, Wildschweine u. s. w. Mag auf manchen Blättern der kulturgeschichtliche Reiz größer sein als der rein künstlerische, dem allgemeinen Interesse, das diese eigenartige Studienmappe beanspruchen darf, wird das kaum Abbruch thun.

Hier wird die geeignete Stelle sein, auf Walter Cranes epochemachende Vorträge und Aufsätze **Von der dekorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit** hinzuweisen, die uns L. und K. Burger aus dem Englischen übersetzt haben, und die heute auch bei uns schon in zweiter Auflage vorliegen (mit 147 Abbildungen und 11 Tafeln; Leipzig, Hermann Seemann Nachf.). Erst im vorigen Hefte ist ja Poppenbergs umfangreicher Aufsatz über Buchschmuck mit seiner langen Reihe glänzender Illustrationen zum Abschluß gekommen; die Leser wissen also, worum es sich hier handelt, und welche reiche, reizvolle Kleinkultur sich hier aufthut. Crane marschiert, wie man sich gleichfalls erinnern wird, der ganzen Bewegung als einer ihrer Herolde und Bahnbrecher voran; aber er besitzt doch auch historischen Blick und sachliches Gerechtigkeitsgefühl genug, um zugleich auch von den anderen, fremden Strömungen ein möglichst anschauliches und umfassendes Bild zu geben. Wer sich daher in den Gegenstand vertiefen will, dem sei das Cranesche Buch zur fleißigen Lektüre und zum praktischen Studium warm empfohlen.

An darstellenden Schriften aus dem Gebiete des Kunstgewerbes ist für diesmal nur das Buch eines unserer Mitarbeiter zu verzeichnen. In der Heitzschen Sammlung „Über Kunst der Neuzeit“ (Straßburg, J. H. Ed. Heitz [Heitz u. Mündel]), der auch die „Malerpoeten“ von Rüttenauer angehören, hat W. Fred gesammelte Essays über **Modernes Kunstgewerbe** erscheinen lassen (Heft 6; Preis Mk. 2,50). Fred faßt hier mit sicherem Griff ein paar ebenso markante wie bezeichnende Erscheinungen auf dem heute so reich, aber auch bunt besiedelten Felde des Kunstgewerbes zusammen, um die Hauptströmungen daran zu erläutern. Der erste Aufsatz („Modernes Kunstgewerbe und das Interieur“) berührt sich in manchen Punkten mit dem Inhalt des Aufsatzes, den der Verfasser im Februarheft 1901 unserer „Monatshefte“ veröffentlicht hat, nur daß im Buche die Illustrationen vermißt werden. Alsdann wendet sich Fred einzelnen hervorragenden Kunstgewerblern zu: von Walter Crane, C. R. Ashbee, M. H. Baillie-Scott, Henri van de Velde, Otto Eckmann, Hermann Obrist, Gallé, Tiffany, Olbrich und anderen wird viel Anerkennendes, aber auch manches Kritische gesagt, wobei zugleich die deutsche und österreichische, die französische und die amerikanische Kultur, wie sie sich auch im Kunstgewerbe offenbart, scharf charakterisiert wird. Es steht vieles in dem Buche, was sich nicht nur für den Wissensschatz der Leser, was sich auch — wenn nur die vielen überflüssigen Fremdwörter nicht wären! — für den künstlerischen Schmuck des täglichen Lebens unmittelbar lebendig und fruchtbar machen läßt.

Darauf kommt es überhaupt bei der gesamten kunstgewerblichen Bewegung hauptsächlich an, und von vornherein haben das ihre geistigen Führer als Hauptzweck und -ziel erkannt und verfolgt: das tägliche Leben mit Schönheit und Kunst zu durchdringen. Allen anderen voran der unermüdliche Alfred Lichtwark, der Leiter der Hamburger Kunsthalle, von dem Gustav Falke einmal gesagt hat, er habe zuerst die Fenster geöffnet und unter dem frischen Luftzug sei viel Volk wach und munter geworden. Seine Bücher „Vom Arbeitsfelde des Dilettantismus“, „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“, „Die Erziehung des Farbensinns“, „Die Seele und das Kunstwerk“, „Palastfenster und Flügelthür“, und wie sie sonst noch heißen mögen, arbeiten an der künstlerischen Bildung und Erziehung des „Dilettanten“ und suchen die Früchte der Theorie unmittelbar in die blühende Praxis zu übertragen. Vom Nächstliegenden, von seinen Berufsaufgaben in Hamburg, ging er aus, aber sogleich erweiterten sich seine Reorganisationsvorschläge für die dortige Kunsthalle zu einer allgemeinen kunsterzieherischen Anregethätigkeit, die ganz Deutschland zu gute kommen sollte. Deshalb erscheint es auch durchaus berechtigt, daß Lichtwark jetzt die **Drei Programme** der Jahre 1886, 1887 und 1888, die den Orientierungsversuch enthalten, zu einem besonderen Buch vereinigt und von neuem (zweite Auflage; Berlin, Bruno Cassirer; geb. 3 Mk.) hat ausgehen lassen. Sie sprechen von den Aufgaben der Kunsthalle, von der Kunst in der Schule und von der inneren Ausstattung des Hamburger Rathauses — aber wie bald fallen für das geistige Auge des Lesers die örtlichen Schranken, wie bald fühlt er, daß das meiste und bedeutsamste davon auch für Hannover, für Magdeburg, für Weimar, für Mannheim, für München, überhaupt für die Kunstverwaltung der kleineren Residenzen und mittleren Provinzialstädte zutrifft oder fruchtbar gemacht werden könnte. — Es liegt im Wesen solcher Ausblicke auf ein noch ungenau bekanntes Gebiet, das hat Lichtwark selbst gefühlt, daß nur die großen Linien und Massen und die ganz allgemeinen Möglichkeiten der Wegeführung erkennbar werden. „Wie sich Berg und Strom von der Nähe ausnehmen, wo sich fruchtbare oder wilde Seitenthäler erschließen, das entdeckt der Wanderer erst auf dem Wege.“ Ein sehr fruchtbares Seitenthal hat er denn auch unter anderem später entdeckt, als er dem künstlerischen Beruf der — Blume nachging. Das Ergebnis dieser genuß- und fruchtreichen Wanderung war sein Büchlein **Blumenkultur — Wilde Blumen**, das jetzt gleichfalls in zweiter, erweiterter Auflage vor-

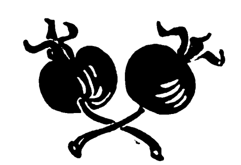
liegt (Dresden, Gerh. Kühtmann; geb. Mk. 2,80). Aus der Erkenntnis heraus, daß die bewußte Freude an der ästhetischen Schönheit der Blume einen der wichtigsten Ausgangspunkte der künstlerischen Erziehung des Individuums bildet, wie die Kraft des Urteils über alles, was in Kunst und Kunstgewerbe Farbe heißt, in dem zum inneren Blumengenuß erzogenen Menschen erstarkt, hat er die Perspektive, die sich schon in seiner anregenden Schrift „Makartbouquet und Blumenstrauß" aufthat, in den vorliegenden Aufsätzen wesentlich vertieft, allerlei Einzelwünsche vorgetragen und in großen Zügen den äußeren Apparat überblickt, dessen es für die künstlerische Behandlung des Blumenschmuckes auf dem Tisch, am Fenster und im Hausgarten bedarf. Die neue Auflage zeigt sich gegenüber der ersten noch um einige Kapitel bereichert, die sich mit dem „wilden Garten", der Heckenrose, dem Wiesenklee und dem Gartengitter beschäftigen. — Lichtwark gewann bald Anhänger und Fortbildner seiner kunstpädagogischen Ideen. Einer der eifrigsten, erfolgreichsten und berufensten ist Paul Schultze-Naumburg, der seiner weitverbreiteten **Häuslichen Kunstpflege** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.) vor kurzem zwei neue Bücher derselben anregenden und neue Wege weisenden Art hat nachfolgen lassen: die Essaysammlung **Kunst und Kunstsammlung** (ebenda; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.), für deren Kennzeichnung in diesem Zusammenhange die Nennung einzelner Kapitelüberschriften wie „Ziele moderner Kunst", „Dekorative Malerei", „Künstlerische Photographie", „Spiel und Spielzeug", „Das moderne Haus" und „Kunstunterricht" genügen wird, und eine reich (mit 133 erläuternden Abbildungen) illustrierte Schrift über **Die Kultur des weiblichen Körpers als Grundlage der Frauenkleidung** (ebenda). Anklägerische Kritik ist an unserer Frauenkleidung von medizinischer und ästhetischer Seite im Laufe der letzten Jahre hinlänglich geübt worden (vgl. auch den Aufsatz „Wandlungen des Frauenkleides" von Luise Hagen im Februarheft 1901 der „Monatshefte"), hier wird erneut der umfassende Beweis für den hygienischen, ästhetischen und ethischen Mangel unserer gesamten weiblichen Kleidung erbracht, zugleich aber auf die Perspektive einer gründlichen Besserung hingewiesen. Das Buch teilt sich demnach von selbst in zwei Teile: den ersten, der die Voraussetzung, den weiblichen Körper, in seinen bei der Kleidung in Frage kommenden Beziehungen behandelt, den zweiten, der die Schlußfolgerungen auf die Kleidung zieht. Der Verfasser geht in seinen Forderungen sehr radikal zu Werke, aber die Abbildungen, in denen er, äußerst lehrreich, Gut und Böse in Beispiel und Gegenbeispiel nebeneinander stellt, lassen über den schweren Ernst der behandelten Fragen für unsere Nationalgesundheit keinen Zweifel.

Schultze-Naumburgs neuestes Buch hat auf der Schlußseite die Bemerkung: „Gedruckt in dem Jahre, da der erste deutsche Kunsterziehungstag abgehalten wurde." Die Ergebnisse und Anregungen dieser in Dresden am 28. und 29. September 1901 abgehaltenen Tagung sind, möglichst sachlich geordnet, zur allgemeinen Benutzung nunmehr in eigener ebenso hübsch wie bequem ausgestatteter Broschüre öffentlich zugänglich, die den Titel **Kunsterziehung** trägt (Leipzig, R. Voigtländers Verlag; 218 S.; geb. 1 Mk.). In Vorträgen, Berichten und Verhandlungen haben in Dresden die besten Sachkenner, Alfred Lichtwark, Konr. Lange, Peter Jessen, Graf von Kalkreuth, W. von Seidlitz an der Spitze, aus Schul-, Künstler- und Schriftstellerkreisen die großen Probleme wie die Einzelfragen nach allen Seiten hin erörtert und geklärt. Zwei tiefgründige Vorträge der beiden Männer, die den neuen Gedanken zuerst die Bahn gebrochen haben, bilden den Kern, um den sich das übrige krystallisiert: Prof. Lange behandelt das „Wesen der künstlerischen Erziehung" in schöner, zielbewußter Klarheit; Prof. Lichtwark rückt in dem Vortrage „Der Deutsche der Zukunft" die ganze Frage in den großen Rahmen der künstlerischen Kultur unseres Volkes. Die Einzelfragen — sie sind es vor allem, die das Buch den Pädagogen und Eltern unentbehrlich machen sollten — betreffen das Kinderzimmer und das Schulgebäude, den Wandschmuck und das Bilderbuch, das Zeichnen und die Handfertigkeit, die Ausbildung der Lehrer und die Anleitung zum Genuß der Kunstwerke. Mit diesem Thema, das heute noch das A und O der ganzen Bewegung ist, befaßt sich eingehend eine andere Schrift desselben Verlages: **Die Erziehung zum Sehen** von Ludwig Volkmann (geh. 75 Pf.). Die erste und wichtigste Vorstufe aller Erziehung zur Kunst wird darin behandelt: die rechte Ausbildung des Auges, die Anleitung zu wirklichem, vorurteilslosem Sehen in der Natur wie vor dem Kunstwerk, und zwar in so lebendiger und beredter Weise, daß das auch äußerlich sehr reizvolle Büchlein seinen idealen Zweck nicht verfehlen wird.

Doch das alles, wird der Leser ungeduldig ausrufen, sind Fetzen von der grauen Leinewand der Theorie, wo sind die grünen Blätter an „des Lebens goldnem Baum"? Nun, was den Deutschen sonst so selten beschert: diesmal sind bald nach den theoretischen Erörterungen auch die ersten praktischen Versuche emporgesprossen. Eine besonders eingehende und angeregte Erörterung war auf der Dresdener Tagung dem **Künstlerischen Wandschmuck für Schule und Haus** gewidmet, und von den verschiedensten Seiten wurde dabei das junge, vom Karlsruher Künstlerbund ausgegangene Unternehmen der „Vereinigung für Künstlersteinzeichnungen", das geschäftlich von den beiden Leipziger Verlagshäusern B. G. Teubner und R. Voigtländer vertreten wird und unter obigem Titel vor kurzem in die Öffentlichkeit getreten ist, voller Beifall und Freude begrüßt. Der „Künstlerische Wandschmuck" will große, ursprüngliche, farbenfrohe Kunst bieten, die das Werk des Künstlers unmittelbar wiedergiebt und darum auch stark und lebendig wirkt, Bilder, die nach Anlage und Farbengebung die Wandflächen wirklich zu gliedern und der Stim-

mung eines Raumes Ausdruck zu leihen vermögen, die in den Kindern das Gefühl für das Schöne wecken und erziehen, und die zugleich so billig sind, daß jeder sie unschwer erwerben kann (Preis der 100 × 70 cm und 75 × 55 cm großen Bilder 3 bis 6 Mk.). Dem Inhalt nach soll in erster Linie das Heimatliche berücksichtigt werden. Das deutsche Land in seiner wunderbaren Mannigfaltigkeit, seine Tier- und Pflanzenwelt, seine Landschaft und sein Volksleben, seine Werkstätten und seine Fabriken, seine Schiffe und Maschinen, seine Städte und seine Denkmäler, seine Geschichte und seine Helden, seine Märchen und seine Lieder sollen vor allem den Stoff zu den Bildern bieten. Aber auch das religiöse Bild soll gepflegt, auch fremde Landschaft und fremdes Volkstum soll berücksichtigt werden. Es ist uns hier zunächst darum zu thun, das Programm und die künstlerischen Absichten des Unternehmens zu kennzeichnen, das alle Anerkennung und die wärmste Aufmunterung verdient; über die Ausführung wäre im einzelnen wohl auch manches kritische Wort zu sagen. Doch sind gleich unter den ersten Blättern ein paar Meisterwürfe. Abgesehen von Hans Thomas „Christus“ sind vor allem Walther Georgis „Pflügender Bauer“ (Nr. 11; 6 Mk.), Gustav Kampmanns „Mondaufgang“ (Nr. 6; 6 Mk.) und Karl Bieses „Hünengrab“ (Nr. 1; 6 Mk.) zu nennen, drei wirkungsvolle Blätter voller Poesie, Kraft und Größe. Auch Arthur Kampfs „Einsegnung der Freiwilligen 1813“ (6 Mk.) ist als erste vaterländisch-historische Darstellung ein guter Anfang. Hochs „Südliches Meer“, Fischers „Dresdener Altstadt“ und Volkmanns „Die Sonn erwacht“ haben feine künstlerische Reize, sind mir aber in Stoffwahl und Wirkung nicht volkstümlich genug. Doch auf der Künstlerliste stehen noch so viele Namen von bestem Klange — ich nenne nur Cissarz, Ludw. Dettmann, Leistikow, Ludwig v. Hofmann, Skarbina, Rob. Engels, Graf Kalkreuth, W. Steinhausen —, daß man hoffen darf, etwaige Fehlgriffe werden sich im weiteren Fortgange leicht auswetzen lassen. Von Zeit zu Zeit gedenken wir mit der Besprechung einzelner Blätter auf das vielversprechende Unternehmen zurückzukommen.

Mit der Tendenz der modernen Kunstgewerbebewegung hängt es zusammen, daß sich die Aufmerksamkeit auch wieder der stilgerechten, den Bedingungen des Kunstwerks entsprechenden Behandlung des Bilderrahmens zugewandt hat, der lange Zeit nicht selten dem ödesten Fabrikbetrieb ausgeliefert war. Ein Gang durch eine moderne Kunstausstellung überzeugt uns, daß sich die Künstler jetzt selbst wieder mit der Umrahmung ihrer Bilder beschäftigen, und in den Schaufenstern der Kunsthandlungen sehen wir moderne Bilderrahmen, die, von geschmacklosen Auswüchsen abgesehen, den Ausblick auf eine neue Blütezeit des künstlerischen Rahmens eröffnen. Eine „neue“ — denn gegeben hat es auch diese schon in der Kunstgeschichte, wie uns das soeben bei der Verlagsanstalt Bruckmann in München erschienene, reich illustrierte Buch von Dr. Elfried Bock über **Florentinische und venetianische Bilderrahmen** (Preis 8 Mk.) beweist. Der Verfasser erläutert klärend und anregend die Bedingungen des stilgerechten Bilderrahmens und giebt eine kurzgefaßte Geschichte der Rahmenformen in Florenz und Venedig zur Zeit der Gotik und Renaissance bis zum Barock. F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

XCII. Band
Heft 548

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Mai
1902

Arbeit mein Opium

Roman

von

Ilse Frapan-Akunian

II.

Josefine stand vor dem dritten Examen. Sie arbeitete jetzt atemlos, aber nicht ohne Genuß, denn sie war ganz allein. Der Vater hatte die älteren Kinder und Laure Anaïse mit sich in die Berge genommen, und auch die Pensionäre waren verreist.

Es war im August. Täglich wehte der Föhn und trieb die heißen Luftwellen bis in die Zimmer voll grüner Dämmerung, durch die geschlossenen Läden hinein.

Aber die Morgen waren herrlich. Wenn die Sonne die kahlen Felsen am Ütligipfel rötlich und violett anhauchte, sprang Josefine aus dem Bette, als wären diese lichten Morgenfarben grelle Trompetenstöße.

Schnell, schnell an den Waschtisch, in die große, flache Blechwanne und mit kühlem Gusse den schlummerheißen Leib erfrischt.

Schnell in die einfachen Kleider, jeden Tag dieselbe dünne schwarze Bluse, derselbe schwarze Rock. Keine Schleife, kein Band, keine Blume. Nichts als einen schmalen weißen Leinenkragen um den Hals. Keine Manschetten, nur die schwarzen langen Ärmel, die bis auf die feinen Hände fielen. In der halb klösterlichen Tracht sah sie jung und schmal aus. Das kurzgeschnittene Haar, von dem eine eigensinnige Locke in die gefurchte Stirn hing, umrahmte einen ernsten, energischen Jünglingskopf. Aber sie sieht nicht in den Spiegel. Mit nackten Füßen schnell, schnell in die Küche an den Herd — die kalten Fliesen fühlen so angenehm. Die Sonne scheint heiß in das Küchenfenster, auf dem Fenstersims tönt das Zwitschern der Sperlinge und das Scharren ihrer kleinen Füße.

Mit dem Frühstücksbrettchen hinaus auf den kühlen Balkon. Wie frisch! wie duftig! wie morgendlich! Noch fällt kein Strahl durch das Weinlaub — das Haus „Zum grauen Ackerstein" liegt still, wie unbewohnt.

Josefine trinkt ihren Thee und liest dabei. Bis elf Uhr ist der Balkon im Schatten. Alles besorgt sie sich selbst, geht nur zum Mittagsessen aus und täglich zwei Stunden in den bakteriologischen Kurs. Manchmal hat sie keinen Zucker besorgt, dann trinkt sie den Thee bitter, manchmal ist die Butter aufgegessen, dann ißt sie ihr Brot trocken. Auch die Käthe ist in die Ferien gegangen, zu ihrer Mutter ins Dorf.

Nichts unterbricht die Stille um die Arbeitende als je einmal die elektrische Klingel. Dann ist's der Milchmann, der Briefträger, die Obstfrau. Manchmal wird ein Wort gewechselt, oft geht alles stumm vor sich.

Dann — die Flucht vor der Sonne, von einem Zimmer ins andere. Und doch muß

man fürs Mikroskop helles Licht haben, darf die Läden nicht alle schließen. Josefine liest laut, und ihre Stimme widerhallt in den menschenleeren Zimmern, deren Thüren alle offen stehen, der Kühlung halber.

Heiß ist der Gang zum Mittagsessen, das Essen dürftig und schlecht, denn die Pensionswirtin hat keine Pensionäre in den Ferien; bei Tisch wird kaum gesprochen.

Und nach dem Essen wieder das Buch. Es kostet Mühe, denn das Gedächtnis wird schwerfällig.

Man sieht dann Zeichnungen an, um nicht müßig zu gehen; auch beim Examen giebt es ja oft Zeichenaufgaben aus dem Gedächtnis.

Heiße, müde Nachmittagsstunden! Hirnanatomie zum Kaffee. Aber der Kaffee belebt ein wenig. Die Schuhe werden wieder ausgezogen, der heiße Kopf unter den Brunnen gehalten, die schweren Lider mit Wasser gewaschen. Man muß doch studieren, und diese Hirnanatomie ist so schwer!

Die westliche Sonne sticht wie ein blinkender Dolch zum Fenster herein. Auf dem weißen Papier der Zeichnung, des Buches, auf dem Tischtuch, der Zimmerwand erscheinen blutige Flecken.

Einen Augenblick ausruhen!

Josefine faltet die Hände über dem Scheitel und lehnt sich zurück. Nicht schläfrig ist sie, aber erregt, zerstreut, mit Herzklopfen und brennenden Augen. Ach, die Sonne! wenn sie nur einmal erst unterginge! Das ganze Limmatthal schimmert in rotviolettem Nebel, und die Strahlen zielen nach allem Glänzenden im Zimmer.

Auf den Balkon hinaus mit dem Buch! Sein Asphaltboden ist weich von der Hitze, der Stuhl bohrt Löcher hinein. Die bunten Wicken aus dem Garten unten duften zu stark.

Es ist beklommener hier als in den Zimmern, der Föhn hat eine dumpfe Schwüle zurückgelassen.

Kaum ist die Sonne hinab, so steht schon der Mond auf dem Berg, ein großer, runder Märchenmond zwischen den runden Obstbaumwipfeln. Er steht da, aber er scheint noch nicht. Heuschrecken zirpen laut, Heuduft steigt von den Matten auf. Am Ütli brennen Feuer im Walde. Josefine lehnt einen Augenblick am Balkongitter und blickt hinaus. Schön und friedlich! Schon blinkt der Abendstern.

Schnell! schnell wieder an die Arbeit! Was zauderst du müßig! was träumst du! Es giebt noch ganze Bände durchzulesen. Alles muß repetiert werden. Du stehst ja vor dem Examen.

Wie hell der Mond jetzt scheint. Man könnte dabei lesen. Und es wetterleuchtet wieder, so wie gestern und die ganze Woche. Der Himmel öffnet Lichtthore und zeigt seine verschlossene Herrlichkeit.

Stehst du noch immer da, Josefine?

Die Lampe angezündet — vielleicht auch eine Cigarette, denn die Mücken sind zudringlich hier draußen.

Sie sitzt bei der Lampe, raucht und liest. Eine Fledermaus raschelt am Weinlaub — nun ist sie auf dem Balkon und umschwebt lautlos die Studierende. Eine zweite, dritte, vierte, fünfte folgt. Wie kleine Gespenster kreisen sie um den energischen Jünglingskopf mit dem kurzgeschnittenen Haar und der einen Locke auf der gefurchten Stirn. Josefine blickt zerstreut dem schwebenden Schattenreigen nach. So still alles rundum. Und sie so allein, so fern von all den Ihrigen, so abgetrennt. Ganz unpersönlich kommt sie sich selber vor, ganz ohne Zusammenhang mit anderen Menschen. So, als könnte nicht Freud, nicht Leid sie mehr berühren.

Die Hand, die das Buch hält, wird schlaff. Wie im Traum sieht sie die Hand an mit dem Finger, an dem der Trauring zu groß geworden ist.

War ich einmal eine Frau? Liebte Rosen, Spitzen und Parfums?

Liebte Küsse und Bonbons und bunte Fächer? Ich?

Es kann wohl nicht sein!

Sie lächelt flüchtig, zuckt verachtend die Schultern, wirft die Cigarette fort und vertieft sich in ihr Buch. Physiologische Chemie diesmal. Noch viel schwerer als Hirnanatomie. Aber sie rückt sich dabei bequem zusammen.

Ich werde doch können, was jeder Junge da kann?! ich werde mich doch nicht von den Jungen beschämen lassen? ermuntert sie sich.

Hell scheint der Mond; nicht mehr so groß wie im Aufgang, aber in klarem Silber-

blau. Die Blumen duften, lautlos schweben die Fledermäuse — Josefine studiert.

Wie gut das ist, so allein zu sein! wie wohlthuend diese Einsamkeit. Alles schläft ein, was quält und stört, und nur das reine, blaue Flämmchen Intelligenz brennt still in diesem stillgewordenen Hause.

Josefine schrak auf.

Stürmisch und anhaltend ertönte die elektrische Glocke der Hausthür, die sie schon seit einer Stunde geschlossen hatte.

„Wer ist da?" rief Josefine vom Balkon zu der vom Mondlicht hell beschienenen schwarzen Gestalt hinab, die auf der Haustreppe stand.

„Depesche!" scholl es zurück.

Bei dem Schein des Mondes, der den weißen Gartenhag in ein Kirchhofsgitter verwandelte, las Josefine:

Ninina schwer erkrankt. Keine Hoffnung.
Dein Vater.

* * *

Mit schweren Füßen stieg Josefine die Treppe wieder hinauf. Es war aber noch kaum Schmerz, was sie empfand, nur eine dumpfe Mattigkeit und Verstörung.

Sie kam in das erste Zimmer und erschrak vor dem hellen Mondschein; als sei etwas Unheimliches in ihrer Abwesenheit eingedrungen.

In allen Zimmern schien der Mond, in allen Zimmern webte etwas Unheimliches, Drohendes.

Auf dem Balkon schwebte immer noch der Fledermausreigen um die brennende, von keinem Luftzug gestörte Lampe. Ein Kranz von toten Nachtschmetterlingen lag auf dem Tisch um die Lampe her und auf dem aufgeschlagenen Buch.

Alles sah so fremd, so verändert aus, wie erstorben.

Der Gedanke, daß ihre stille Arbeit hier nun plötzlich zu Ende sei, ergriff Josefine mit schmerzlicher Heftigkeit.

„Keine Ruhe," murmelte sie, „keine Ruhe!"

Plötzlich sah sie Nininas zartes Köpfchen vor sich in der Luft. Die Augen waren geschlossen, die Lippen welk. Sie starrte auf das Bild.

„Nini!" stammelte sie zärtlich, „Nini!" dringend, bittend.

Sie sprang auf, blickte wild um sich, aber ihre Augen blieben trocken.

„Keine Hoffnung? keine Hoffnung?"

Sie lief durch all die leeren Zimmer, hob die gefalteten Hände empor und stöhnte: „Nini! keine Hoffnung! Nini!"

Dann wollte sie es plötzlich nicht glauben, suchte das Telegramm, fand es nicht, fand es zuletzt und las mit stieren Augen den Aufgabeort: Camischolas.

Sie ging auf den Balkon, schlug die Bücher zu und löschte die Lampe. Aber weiß und geisterhaft leuchtete der Mond auf dem Balkon und in allen Zimmern.

Sie sagte laut mit rauher Stimme: „Es wird sterben. Es ist schon tot."

Dann nahm sie alle Bücher aus dem Bort und baute sie auf dem Tische auf, ohne zu wissen, was ihre Hände machten.

Sie hatte keine Gedanken, nur Bilder, immer das Kinderköpfchen mit den welken Lippen und dann das Dorf dort oben in Graubünden: Camischolas, die grauen Schindeldächer so klein unter den mächtigen Bergen.

„Über Chur," sagte sie und begann ohne Licht nach dem Fahrplan zu suchen. Aber er war vom Winter her und diente ihr nicht.

„Nini! keine Hoffnung! Nini!"

Sie lief in die Küche und putzte ihre Schuhe, bürstete ihr Kleid.

Dann packte sie einige Sachen zusammen und stand auf dem Balkon und sah den Morgen kommen über den See. Er kam mit streifigem, dunklem Gewölk und leisem Regen, aber es war doch der Morgen; man konnte nach dem Bahnhof gehen und den ersten Zug nehmen, reisen.

* * *

„Wir haben ihr Blumen gegeben, Mama, viele blaue Glockenblumen und rote Bergnelken, aber Nini wollte sie nicht, Nini wollte nichts," erzählte Rösli mit fragenden ängstlichen Augen. „Auch Vergißmeinnicht, Mama, und kleine weiße Lilien und Fingerhut! Ich weiß, wo sie wachsen. Nini ist dort, ich hab es gesehen. Da in einem Loch bei der Kirche. Laure Anaise lügt immer, sie sagt, sie ist im Himmel."

Hermann beugte sich zu der Mutter Ohr: „Aber der Großvater ist sehr grob, Mama, das ist ein alter, böser! Immer hat er Nini gebadet, und sie schreit: ‚Bitte, bitte! ich will ganz artig sein!‘ Nun ist sie davon gestorben, Mama. Aber er soll es nicht hören — er kommt, Mama, er kommt; sag es ihm nicht! bitte, sei ganz freundlich, damit er nichts merkt.“ Dann lief er dem Großvater zu und schmeichelte: „Wir haben die Mama gefunden! Sie ist in Rueras ausgestiegen, weil alle Leute ausgestiegen sind. Wir wollen der Mama gleich Ninis Grab zeigen. Sie hatte schon ‚bien di‘* gelernt, nicht, Großvater?“

Mit einer Gebärde des Widerwillens schob der alte Plattner den Buben von sich und ergriff seiner Tochter Hand: „So schnell ist's gekommen. Ein gesundes Kind ... Gestern haben wir's begraben ... Komm ins Haus, Josy.“

* *
*

Es giebt eine Grenze der Leidensfähigkeit, über die hinaus keine Steigerung möglich ist.

Josefine empfand nur einen dumpfen Kummer über den Tod ihres jüngsten Kindes. Sie hatte es nicht leiden, nicht sterben sehen, und sie fühlte eine Art von Dank dem Schicksal gegenüber, das ihr diese Qualen der Ohnmacht erspart hatte.

Wie die Erzählung eines Fremden, der fremdes Leid berichtet, vernahm sie ihres Vaters Worte. Die drei Tage der Krankheit hatten ihm viel von seinem gewohnten Frohmut gekostet. Die Unmöglichkeit, sofort einen Arzt zu beschaffen hier in dem hoch in den Bergen gelegenen Alpendorf, war eine schwere Prüfung gewesen für den Mann, der sonst in einer größeren Stadt lebte, wo es in jeder Straße einen Arzt giebt.

„Das Kindli erkrankte in der Nacht, hatte plötzlich Krämpfe. Die Wirtsfrau ist ordentlich; sie machte einen Thee und ein laues Bad. Sagte, das sei nichts Auffallendes bei Kindern. Morgens dann lag das Kleine und schlief ruhig. Ich ging hinunter nach Disentis, aber der Arzt dort war über Land fort. Wie ich zurückkomme, ist's Nina aufgewacht und verlangt zu trinken. Gegen Abend wieder Krämpfe. Ich schicke einen Boten nach Disentis — es sind immerhin achtzehn Kilometer ab und auf —, der Doktor solle sofort kommen. Der Bote bringt die Nachricht: der Doktor ist im Dunkel aus seinem Wagen gestürzt, hat einen Armbruch und Kontusionen im Gesicht. Schickt etwas Beruhigendes mit. Morgen wird er dann selber kommen. Soll ich etwa nach Andermatt fahren? überlege ich. Ich fahre nach Andermatt, finde den Arzt, nehme ihn mit. Er sieht das Kindli an und findet die Krämpfe unerklärlich, denn im Augenblick ist keine Spur von Krämpfen da. Giebt eine Medizin und fährt ab. Über die Oberalp, weißt, Josy, das ist eine Tour für die halbe Nacht! Wär nicht Vollmond gewesen, hell wie am Tage, er wäre nicht weggefahren. Kaum ist er fort, fangen die Gichter wieder an. ‚Lauf dem Wagen nach!‘ schrei ich Laure Anaise zu, und die läuft, bis sie hinfällt. Der Wagen ist zu weit voraus, man kann ihn nicht einholen. Eine böse Nacht, sag ich dir, eine Nacht! Ohnmächtig — dumm, ah pfui, es ist 'ne Misere. Früh um sechs meldet sich der Doktor-Patient mit der Armschiene und dem verbundenen Kopf. War ein braves Mannli, aber etwas einfältig. Meinte, ich hätte mit dem kranken Kindli zu ihm kommen können, da er selbst blessiert sei. Aber wie er das Nini sieht, vergeht ihm der Spaß. ‚Da ist leider nichts zu machen. Der nächste Anfall macht Schluß.‘ Ich steh da, als hätte er mir eins ins Genick gegeben. ‚Aber gestern hätt man noch helfen können?‘ sag ich. — Schüttelt er den Kopf: ‚Nein, die Art ist immer tödlich, zumal in dem Alter.‘ — ‚Viereinviertel Jahr,‘ sag ich. — ‚Präcis,‘ sagt er. Ein braves Mannli, nur ein wenig einfältig. Aber er war ja selbst blessiert, auf den Kopf gefallen. Er blieb bei mir und der Nini, bis es vorüber war.“

Mit seinem gebräunten, faltigen Gesicht, umrahmt vom langen, weißen Haar, stand Plattner der Tochter gegenüber wie ein unschuldig Angeklagter, der sich verteidigt.

„Es ist nichts versäumt worden, glaub es mir — mußt es in Geduld annehmen,“ sagte er und drückte ihre Hände, während seine klaren, blauen Augen sich trübten.

* *
*

* Romanisch für „Guten Tag“.

Josefine nahm es an „in Geduld“. Sie war sehr ruhig. Alle wunderten sich im Dorf. Sie hatten gedacht, daß so eine städtische Mutter weinen und schreien würde. Die Städtischen hatten so wenig Fassung, so wenig Haltung.

Aber diese schrie und weinte nicht. Man grüßte sie, redete sie an, sie erwiderte auf Romanisch, kurz und einfach. Mit ihren ernsthaften, stillen, klugen Gesichtern blickten die Bauern und Bäuerinnen die Städtische an und fanden ihr ernsthaftes, stilles, kluges Gesicht vertraut und verständlich. Diese schwarze hagere Frau mit den dunkelumränderten Augen wußte, daß das Leben kein Kinderspiel ist, und daß man sich drein schicken muß.

Sie alle mußten das. Hoch und wild sind die Berge, und das Häuschen ist gar klein. Lawinen, Steinmuren schicken die Berge herunter, zerknicken den Wald, wie ein Kinderfinger ein Hölzchen knickt, verschütten die duftende Matte, vernichten Menschen und Tiere. Das Hochgewitter kommt, und alle Bäche werden zu tollen Riesen, die mit wütenden Sprüngen herunterpoltern, Felsstücke schleudern, die Brücken einrennen, Schlammströme über die kargen Felder ausspeien.

Da beugt man den Nacken und hält still. Und am Morgen nach der Verwüstung glühen die mörderischen Verwüster in kinderreiner, unschuldiger, roter Pracht, der Himmel strahlt, alle Engel lachen, und das arme Menschlein kniet auf dem zerwühlten Grunde, und seine Thränen werden zu Gebeten vor der Herrlichkeit und Schönheit, die töten kann und entzücken zugleich, so daß man das Sterben nicht fühlt.

* * *

Wie ein Bild nur, nicht wie Wirklichkeit empfand Josefines müde Seele die großartige Umgebung. Das grüne Thal mit dem brausenden, weißschäumenden jungen Rhein, die steil aufragenden fichtenbewachsenen Vorberge, die abenteuerlich gezackten weißgekrönten Himmelsstürmer, die dahinter starren, das Thal eng umschließend, wo die braunen zierlichen Holzhäuschen mit den grauen steinbeschwerten Dächern stehen.

Die Mittagssonne sengt die Haut, nur das Kirchlein wirft einen kleinen Schatten, und dort auf dem Thymianbeet spielen die Kinder, und Josefine sitzt dabei.

Wie auf einer Klippe, von allen Seiten frei, steht das Kirchlein von Sedrun, auf dessen kleinem Friedhof sie Ninina begraben haben. Camischolas hat keinen Kirchhof.

Da naht wieder ein Begräbniszug. Der Küster voran mit der schwarzen Trauerfahne, zwei Priester im gelben, seidenen, blumigen Ornat, der gute, alte, weißhaarige Kaplan von Rueras im langschößigen, verschabten, schwarzen Rock, der kahle Sarg ohne Kranz, ohne Blume, und dahinter in langem, langem Zuge in unförmlichen schwarzen Jacken steckende, zusammengekrümmte, betende, schwatzende Frauen. Auch Kinder. Ebenso schwarz sind die Röckchen, aber die Gesichter rot und munter, die Rücken gerade. Die Rosenkränze drehen sich zwischen den hartgearbeiteten dunkelbraunen Händen, die Lippen murmeln Totengebete, auf den bunten Säumen der Kopftücher und der Schürzen spielt die Sonne.

Hinein in die Kirche der ganze Zug. Josefine schließt sich an. Sie ist ja im Leid wie die anderen hier. Es ist auch das ganze Dorf mitgegangen, als man Ninina begrub.

Und Josefine ist's, als ob man ihr Kind jetzt begrabe.

Der Zug löst sich auf. Der Sarg wird vor den Hauptaltar getragen. Die Bäuerinnen aber gehen, eine nach der anderen, zuerst in die Seitenkapelle, vorüber an dem lebensgroßen steinernen grauen Kruzifix, zu dem mit weißen Schädeln wunderlich geschmückten Altar. An der einsamen Kerze, die dort mit flackerndem Schein die leeren Gehäuse beleuchtet, zündet jede der Leidtragenden ihr eigenes mitgebrachtes Kerzchen an.

Schützend hält sie die Hand vor die zuckende Flamme und begiebt sich auf ihren Platz in der kellerkalten, dunklen, weihrauchduftenden Kirche.

Lange Gebete von murmelnden Stimmen. Lange Gesänge aus rauhen, ungeübten Kehlen. Eine lange eintönige Predigt neben dem schwarzen schmucklosen Sarge.

Wie traurig zittern die schwachen Kerzenstümpfchen im Atem der Betenden die dunk-

len Bänke entlang! Alles liegt auf den Knien. Die Lichtchen knistern und verlöschen. Neue sind in Bereitschaft — so lang ist die Andacht, auch diese werden noch abbrennen.

Josefine betet mit aus dem Buche ihrer Nachbarin. Sie will niemand hier kränken — sie alle gingen mit Ninina.

„Sind wir nicht alle Fleisch und Bein?" hat man ihr geantwortet, als sie hat danken wollen.

Sie betet mit, sie will niemand hier kränken.

Die Messe ist zu Ende. Man geht hinaus. Die Freunde des Toten, die seinen Sarg bis hierher getragen, bringen ihn hinaus in die Gruft.

Draußen wieder ein langes Gebet. Jeder kniet an dem Grabhügel seiner Lieben, eines Verwandten, eines Freundes.

Der Himmel strahlt in feurigem Blau, wie eherne Riesen starren die Berge, und hier, auf der kleinen grünen Klippe über dem Abgrund kniet das mühebeladene, leidgewohnte Leben am offenen Grabe. Die goldenen Strahlensterne an den schwarzen Kreuzen leuchten, die bunten Säume der Kopftücher und Schürzen flimmern rot und gelb — vergänglicher Schmetterlingsflügelstaub auf den schwarzen Schwingen des Todes.

Und überall so, in der ganzen Welt, denkt Josefine. Eine kleine grüne Klippe, auf der das zagende, kurze Leben sich zusammendrängt, verloren im Nichts, in der Nutzlosigkeit, in der Zwecklosigkeit.

Nini ist tot. Ruhe, mein Kind. Du warst so klein und hast schon leiden müssen. Nun wirst du nie mehr leiden. Ruhe ist das Beste. Ruhe, mein Kind. — —

Besorgt blickte Plattner seine Tochter an, als sie hereinkam.

„Warum bist nicht mit nach Chiamutt?" sagte er unzufrieden. „Da sieh, Alpenrösli hab ich noch g'funden, und der Strahler,* wo ich besucht hab, ist 'n drolliger Kerle, der kann dir erzählen."

Josefine nickte zerstreut.

„Wie ist dir's denn, Josy, hm?" drängte er, ihre Hand ergreifend, „'s hat di arg anpackt, gelt du?"

„Nein, ganz gut, Vater," machte Josefine, „aber ich möchte bald wieder fort. Meine Arbeit wartet auf mich."

Plattner nahm die Pfeife aus dem Mund. „Schon?" sagte er. „Solltest dir es bitzli Ruh gönnen."

„Ich brauche Arbeit," erwiderte sie bestimmt, „weiter taugt mir nichts. Laß mich nur bald fort."

Kopfschüttelnd blickte der Mann seiner Tochter nach. „Wenn's nur auch gut geht," murmelte er mit schwerem Herzen.

* * *

Es war am Nachmittag vor Josefines Abfahrt, als ein schweres Gewitter heraufzog. Eben noch hatte man geheuet und die starkduftende Heulast in viereckige Tücher gebunden hie und da, um sie auf dem Nacken die steilen Matten hinan zu den Stadeln zu tragen, — eben noch hatten die Kinder mit Josefine im jähen Bergwald die ersten Preißelbeeren gepflückt, als der Himmel sich plötzlich verfinsterte, schwarzblaue Wolken mit fahlen Säumen ihn überdeckten, ein gelblicher Dunst wie Schwefelqualm das grüne Thal erfüllte und der Nebel die Berge verschluckte, daß man kaum um sich sah.

„Heim! heim, geschwind, ihr Kinder!"

Verwundert und unwillig gehorchten sie, die Preißelbeersträußchen, grün, weiß und rot, gefielen ihnen so gut.

Josefine nahm Rösli an die Hand, Hermann folgte mit Uli. Über den steilen Waldpfad zwischen den laut aufrauschenden Fichten hinab zu der kleinen Rheinbrücke. Das grüne Wasser stäubte in weißem Gischt um die Pfeiler, im Sprung eilten sie über das bebende Brückchen. Die ersten Donner rollten. An der geschwärzten Wassermühle vorbei, immer den engen felsbrockenbestreuten Pfad am Bachtobel empor zu den schützenden Häusern von Camischolas.

„Seid ihr da?" rief ihr Plattner entgegen, „grad komm ich auch an. Am Krützlipaß sind Touristen auffi — 's ist aber nit geheuer, werden schon umkehren. Da, es läutet schon Sturm in Sedrun, 's kommt ordentlich."

Die ersten starken Blitze zuckten, angstvoll klang das Sturmläuten vom Sedruner Kirch-

* Krystallsucher.

lein herüber, angstvoll antwortete ihm Rueras und Selva.

Im Wirtshause lief alles durcheinander. Der Wirt versicherte den Stall und den Wagenschuppen, die Wirtin räumte die Blumenstöcke von den Außenbörtern und der kleinen Altane, all die herrlichen hochroten Hängenelken, die grauen Rosmarin und Melissen.

Wie eine Traumerscheinung stob die Bergpost vorüber, die fünf Pferde mit fliegenden Mähnen, klatschend auf dem nassen Boden; heftig bäumte das Vorderpferd sich zurück vor dem blauen Feuer vom Himmel, und die hochaufgerichtete Gestalt des Postillons mit der wehenden Geißel in der erhobenen Faust schien durch die Luft zu fliegen.

Die Kinder fürchteten sich nicht. Sie standen am Fenster des Gastzimmers zu ebener Erde und freuten sich über die weißen und rehfarbenen Kühe, die eilig heimtrotteten auf der spiegelnden Landstraße, getrieben von der kleinen Hirtin im roten Kopftuch. Hastig klingelten die großen Glocken an den breiten bunten Bändern durcheinander, wie sie von einer Seite der Straße zur anderen stapften und sich zusammendrängten, Schutz suchend vor dem schräg niederprasselnden Regen. Und zwischen ihnen und hinter ihnen drein sprangen die sonderbaren kleinen rotbraunen hageren Schweine, schlugen mit den langen buschigen Schwänzen und Ohren und grunzten mürrisch.

Josefine hatte der Wirtin geholfen, nun stand auch sie am Fenster und blickte hinaus.

Sie war in großer Erregung seit ihrem Hiersein. Die lange nicht geatmete Luft des Hochgebirges wirkte auf sie wie ein aufregender Trank. Sie schlief unruhig, von bunten Träumen gequält, und fast keine volle Nachtstunde hintereinander. Ein Gefühl des Schwebens, der vollen Losgelöstheit beherrschte sie. Sie war niemals müde, immer gespannt, gehetzt, erwartungsvoll.

Das Gewitter steigerte ihre Unruhe. Mit starren Augen verfolgte sie die stürzenden Regenbäche an den immer von neuem behauchten Scheiben, blickte sie in das mißhandelte Gärtchen hinab.

Ganz klein war es und eben noch wohlgepflegt. Ein wenig blaugrüner Lauch, ein wenig Würzkraut für die Küche, ein paar silberweiß gefleckte Disteln mit großen violetten Blüten, ein paar rote Türkenbundlilien und ganz nah der schützenden Wand des Nachbarhauses ein junger Kirschbaum mit eben sich rötenden Früchten. Unten bei Truns und Ilanz wachsen der Bergkirschen die Fülle, hier oben, im Gebiet der Arven und Fichten, ist ein Fruchtbaum eine Seltenheit. Er war der Stolz des Besitzers, dieser junge fruchtbeladene Baum.

Mit einer steigenden, ihr selbst unerklärbaren Angst im Herzen hefteten sich Josefines weit geöffnete Augen auf das wild vom Gewittersturm umhergeschleuderte Bäumchen.

Alle Blätter waren nach oben gestrichen, die Fruchtstiele durcheinander gewirrt, die Äste schlugen hin und her; der Pfahl, an dem es angebunden war, bog sich, krachte, das Stämmchen wollte sich losreißen.

„Hagel! Auch noch Hagel!“ Ein rasendes Wetter brach los. Die Blitze zischten so schnell herab, daß das verfinsterte Zimmer unaufhörlich in zuckenden blauen Flammen stand, gegen die klirrenden, brechenden Scheiben klopften die harten Eiskörner, Heufetzen und Schindelstücke fuhren vorbei, der Sturm heulte wie in der Winternacht zwischen den Häusern, die Hausthür dröhnte, auf- und zugeschlagen, und verloren wimmerten die Glocken von Sedrun, Rueras und Selva.

Die Kinder hatten sich zu dem Großvater geflüchtet, Hermann und Rösli versteckten die Köpfe und schrien nur zuweilen auf; Uli saß auf des Großvaters Knie, unerschrocken und fragelustig.

Josefine stand allein.

Sie sah das Dach des Nachbarhauses in Trümmer gehen, einen Fensterladen herumwirbeln und herabstürzen; kläglich flog der bunte Kattunvorhang aus dem leeren Loche heraus, wurde gepackt und fortgerissen. Die Blumen standen wie zerstampft, eine weiße Eisschicht bedeckte die Beete, das Kirschbäumchen mit gebrochener Krone, die wie ein verwundetes Haupt schmerzvoll zuckte, ohne Blätter, ohne Früchte, war ein kahler Stumpf geworden.

Eine unstillbare Traurigkeit überfiel Josefine. Ihre ausgebrannten Augen fanden Thränen, eine Flut von Thränen, ihr selbst unbewußt.

Ihr armes Feld! Kaum geblüht hat der Roggen, und schon zerschlagen! Ihre lange,

mühselige, schweißauspressende Arbeit auf den jähen glühenden Matten — da wirbelt das Heu, im Wettersturm und Hagel zerstreut — ihr niederes, armes Haus, jedes Brettchen von liebevoller, kunstfertiger Hand geschnitzt — ihr kleiner Kirschbaum — die Blätter — die Früchte — ihr kleiner Kirschbaum!

Die Glocken winselten Gnade! Gnade!

Die Berge schienen zu bersten — das Ende aller Dinge gekommen.

Laure Anaise stürmte herein. Ihr Haar triefte, ihre Kleider klebten. „Wißt ihr's denn schon? Der Bach hat die Brücke eingerannt, und zwei Mannen sind weggerissen, zwei Wildheuer aus Surrhein, sagen sie — der Bach bringt Felsen herab, so hoch! — Aber wie denn? Du weinst, Josefine? Warum?"

Sie flog zu Josefine hin, umschlang und küßte sie, wischte ihr die Thränen ab und war wie außer sich. „Großvater, sieh emal her! Josefine ist krank! Sie hat noch nie geweint, und nun weint sie, weil zwei Mannen weggerissen sind —"

Ein neuer Donner brüllte über das Thal herunter.

* *
*

„Du bist nit gut z' Weg, die Kleine hat recht," sagte Plattner, als Josefine sich erholt hatte. „So empfindlich muß man nit sein. Mußt ihm Meister werden, Josy. So was führt zur Melancholie. Die Welt ist schlimm genug, aber so schwarz ist sie denn doch nit. Zumal hier in den Bergen. — Der Roggen ist noch grün, er steht wieder auf. Der Cavenz* sagt's auch."

Josefine antwortete nicht, ihre verweinten Augen hingen an dem zersplitterten Stumpf des jungen Kirschbaums. Die Krone lag daneben zwischen den Disteln.

Der Wirt Cavenz trat auch heran. Er hatte schon wieder die kurze Pfeife angezündet, die ihm während der Wut des Wetters ausgegangen war. „Wir sind — wir Bauern hier — sind glückliche Menschen," sagte er ganz unvermittelt. „Verstehen Sie recht. Mit Wind und Wetter kämpfen — das ist das Ärgste nicht. Wir sind alle arm, und deswegen ist niemand arm. Es hat doch jeder zu essen. Gehen Sie nach Paris und London," seine klugen, braunen Augen wurden lebhaft, „gehen Sie nach Berlin, und sehen Sie, was dort ist! Dort ist Elend! Dort ist Sklaverei! Dort ist's zum Erbarmen, schauderhaft. Ich bin in Paris und London gewesen. Ich war auch in Wien und Berlin. Ich weiß nicht, wo's am schlimmsten ist. Lieber vom Wetter zusammengeschlagen werden, lieber vom Berg abstürzen. Gehen Sie emal dorthin. 's Herz steht einem fast still. Man weiß ja nicht, wofür! Hier weiß ich's, wofür!"

Erwartungsvoll blickte er Josy an.

Sie nickte, schüttelte ihm die Hand. „O, es geht mir nichts über die Berge," sagte sie, „'s ist ja auch meine Heimat; der Vater ist von Valendas. Der Großvater war ein Bauer. In einer Großstadt könnt ich nicht leben. Es ist auch nur —" Sie mußte sich abwenden.

„Bleib noch ein, zwei Wochen hier," mahnte Plattner, „du brauchst emal ein Ausrasten. Hier oben ist bald wieder Sonnenschein. Verleb ein paar gute Tage hier, 's ist dir notwendig."

Aber Josefine hatte keine Ruhe. Es hetzte sie von Stelle zu Stelle. „Die Arbeit, Vater! Du weißt, was das auf sich hat. Dazu lebt man doch, daß man schafft. Dazu lebst du doch auch."

Plattner brummte. „Aber nit so blindwütig wie du. Das ist nichts."

„Herr Cavenz," sagte Josefine, „jetzt, sehen Sie — ich muß mein Examen machen! Ja, Vater, es ist doch so. Die Bücher liegen zu Haus."

„Hätten Sie's nur mitgebracht, Frau," meinte der Wirt zutraulich.

Einen Tag später, als sie sich's vorgesetzt, fuhr Josefine nach Zürich zurück.

* *
*

Nur keine Ruhe! Arbeit! Nur keine Muße! Arbeit! Nur kein Nachsinnen! Nur kein Grübeln! Arbeit! Arbeit! Arbeit! Das Kind ist gestorben! Arbeit! Georges ist dort! Arbeit!

Was er wohl denkt? — Denk nicht daran! Arbeit!

---

* Eigenname.

Vielleicht war es zu retten? — Denk nicht daran! Arbeit!

Sie leben dort, gebückt zum felsigen Boden. Ihr Rücken ist gekrümmt, ihre Beine und Arme scheinen wie knorrige Wurzeln. In ihren Gesichtern sind Runzeln und Falten von zuviel Luft. Ihre Augen thränen von zuviel Luft. Aber zwischen den Thränen glänzt ihr gerader unverhüllter Blick wie ein Stern! Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Das Kind ist gestorben. Mein Vater hat es sterben sehen. Er liebte das Kind. Er hielt es in den Armen, bis es starb. Seine Arme sind auch hart wie knorrige Wurzeln.

Die Thränen liefen ihm in den weißen Bart, weil das Kind gestorben war. Er ging auf die Felsen, kam zurück und lächelte: „Die Alpenrosen!“ Sein starkes Herz lächelte: „Die Alpenrosen!“ Was hat sein Herz so stark gemacht? Arbeit! Arbeit! Arbeit!

Arbeit, und sei es die graueste, eintönigste!

Arbeit, und sei es die blutigste, hoffnungsloseste!

Arbeit, mein Opium! mein Rausch!

Arbeit, meine Betäubung! mein Leben! Hetzjagd von Minute zu Minute! Hetzjagd von Gedanke zu Gedanke! Nie zu Haus, weder drinnen noch draußen!

Arbeit!

* *
*

Blutig und hoffnungslos erschien Josefine die Arbeit in den Kliniken.

Nach dem dritten Examen hatte sie mit dem Wintersemester den Besuch der Kliniken belegt, wie es sich gehörte.

Der Eindruck war ein überwältigender.

Die „wissenschaftliche“ Haltung, welche vor den Leichen des Präpariersaales mühsam errungen worden, zerbrach vor dem lebendigen Leiden, vor dem Stöhnen und Ächzen, dem Wimmern der Angst, dem Schreien der Qual, vor dem trostsuchenden Flehblick der gepeinigten Kranken, vor ihrem hilflosen Hinabsinken in die unersättliche Grube.

Der Schnitt in das lebende, blutende Fleisch war ein anderer Schnitt als der in die weiße, wächserne Leiche. Die Zersägung des rotmarkigen Knochens hatte eine andere Bedeutung als das Zersprengen des elfenbeinfarbenen, präparierten Schädels.

Das Leben schrie zum Leben, vor dem Tode. Es schrie um Hilfe mit seinen Wunden, seinem Elend, seiner Verkrüppelung. Es wehrte sich gegen die Vernichtung mit kleinen, fleischlos weichen Kinderknöchelchen und mit den erlahmten, verbrannten, zerknickten Muskeln junger Riesen, die man aus den Fabriken heraustrug. Es schlug um sich mit den verzehnfachten Kräften des Wahnsinnigen, es pfiff mit schauerlichem Winseln aus der Lunge des Schwindsüchtigen.

Das Leben schrie, und vor dem schreienden Leben stand der Arzt, auch ein schwaches, stets bedrohtes, dem Tode unterworfenes Geschöpf, und dieses auch schwache, stets bedrohte, dem Tode unterworfene Geschöpf nahm eine „wissenschaftliche“ Haltung an, um sein Zittern und seine Hoffnungslosigkeit zu verdecken. Und dieser Hoffnungslose erfand in seiner Hoffnungslosigkeit Namen auf Namen, lange, gelehrte Bezeichnungen, und es schien ihm, als sei ein Funke Hoffnung irgendwo aufgeblitzt.

Das Leben schrie, und der Hoffnungslose forschte, warum es schrie, und fand, warum es schrie — was man so finden nennt — und er schrieb die Geschichte der Krankheit, ihre Symptome, ihre Entstehung, ihren Ausgang, den immer gleichen Ausgang.

Und er sagte: Jetzt! jetzt haben wir es.

Das heißt, wir glauben jetzt zu wissen, was dies sein könnte.

Wir haben dies studiert.

Wir haben Bücher darüber geschrieben.

Es kommt bei Millionen vor.

Es hat verschiedene Grade und Stufen.

Wenn wir es merken, so ist es schon zu spät.

Aber doch ist es gut, alles ist gut, denn wir wissen!

Und die Hauptsache ist: das Material geht uns nicht aus.

Der Mensch ist sterblich, aber die Krankheit ist unsterblich.

Sie wird immer von neuem geboren.

Sie wird immer von neuem erworben.

Es ist sehr wohl möglich, daß wir noch einmal dahinter kommen, was es ist.

Inzwischen probieren wir, inzwischen experimentieren wir und fühlen uns Herren über Leben und Tod.

Unter unseren Händen quillt das jüngste Leben ans Licht.

Wir übergeben es dem Licht, wie wir den Sterbenden dem Grabe übergeben.

Wir beherrschen das Leben vom Ende bis zum Anfang, vom Anfang bis zum Ende.

* * *

Josefine sah, wie einige dieser Ärzte so sicher wurden, daß ihre Sicherheit ihnen wie ein Rausch zu Kopfe stieg.

Sie hörte einen Professor sarkastisch halb, halb mitleidig lächelnd sagen: „Für den Naturmenschen hat der Tod immer etwas Geheimnisvolles.“

Er entschuldigte den Naturmenschen. Er lächelte milde und mitleidig über den Naturmenschen, für den der Tod immer etwas Geheimnisvolles hat.

Nun ja! ein Naturmensch!

Aber freilich — ein wenig Sarkasmus umspielte doch seine Lippen! Der Naturmensch hatte immerhin den Ausweg, einen Professor zu fragen — einen von uns! — und sich belehren zu lassen, daß der Tod nichts Geheimnisvolles hat. Gar nichts!

Tod ist einfach: letaler Ausgang. Und letaler Ausgang ist immer das Ende.

Also — was giebt es da Geheimnisvolles?

Nur ein Naturmensch kann in einem so alltäglichen, allstündlichen, allminütlichen Vorgang etwas Geheimnisvolles sehen!

Und einem oder dem anderen stieg dann wohl der Rausch der Sicherheit bis über den Kopf.

Und er sprach zu dem Sterbenden: „Kehre uns dein Gesicht zu, damit wir sehen können, wie du stirbst.“

Aber da scharrten die Studenten und machten durch ihr Scharren dem Sicherheitstrunkenen bemerklich, daß er „zu wissenschaftlich“ gewesen war.

Josefine hörte es auch und fühlte das Blut in ihren Schläfen sausen.

* * *

Hier wird das Herz zerfleischt!

Mit brennenden Wangen und brennenden Augen kam Josefine nach Hause. Sie war den Weg gelaufen, als sei jener sicherheitstrunkene Mann mit dem rohen, kalten Gesicht hinter ihr.

Planlos lief sie jetzt durch die Zimmer, die Hände ineinander gepreßt, die Lippen zusammengebissen.

Ach, so ohnmächtig sein! so ohnmächtig!

Sie betrachtete ihre Hände, schauderte und fühlte irgend eine geheime Schuld.

Sie stand auf dem Balkon, in den sachte die Schneeflocken hereintrieben.

Sie stand im Schnee und sah auf die im Schnee schlummernden Wiesen, auf den im Nebel schlummernden See.

Sie stand und sah und sah doch nichts.

Ich kann das nicht ertragen.

Ich kann nicht. Hier wird das Herz zerfleischt!

Rösli kam gelaufen, breitete die Arme aus und drängte sich an Josefine. „Einmal hab ich dich, Mama!“

Josefine schrak vor dem Kinde zurück. Sie versteckte ihre Hände. „Nein, nein, nicht jetzt! Geh, Rösli, spiele — ich habe keine Zeit.“

Mit gesenkten Locken schlich die Kleine weg.

Josefine betrachtete immer ihre Hände, schüttelte sie in unerträglichen Schmerzen; dann nahm sie den weißen, flockigen Schnee vom Balkongitter und begann damit ihre Finger zu reiben.

Sie bebte in Todesangst, ihre Knie knickten ein, sie sann und sann.

So zwecklos alles!

So grausam alles!

So hoffnungslos alles!

Sie sah über den Schnee hinunter. Sie hielt sich am Gitter fest.

Dort — das Spital — die Kliniken, ein gelber, langgestreckter Bau in Gärten. Das Dach beschneit, die Bäume der Gärten schwarz gegen den nebelgrauen Himmel.

Daneben das Frauenspital, das Absonderungshaus, die Anatomie. Weiter daneben der kahle Kirchhof mit den wenigen hängenden Weiden, alles eine weißliche Fläche mit eingesunkenen Steinen und schwarzen Kreuzchen.

Aus den kahlen Bäumen erhob sich krächzend eine Krähenschar; aus den hohen Fenstern gellten zerreißende Schreie.

Tolle Posse! Tolle Posse des Lebens! Überall Leiden! Überall Kranke! Es schwillt wie von Leichen. Sie kommen wie eine Flut herauf gegen den Balkon.

Nein, nein, nicht Leichen! Leichen sind gut, Leichen sind still, Kranke sind es. Von Kranken schwillt es. Von entsetzlichen Kranken!

Sie blickte weiter hinaus, über die Stadt.

Sie begriff nichts mehr.

Häuser bauen sie? Gärten, Brücken, wozu? Wozu das alles?

Es ist lächerlich.

Fabriken, Museen, Bilder, Statuen — lächerlich! lächerlich!

Es ist nicht wert, den kleinen Finger zu rühren.

Ich kann nicht mehr!

Hier wird das Herz zerfleischt.

Es giebt nur Kranke.

Wir sind alle vermodert.

Wozu das alles! Wahnwitz! Wahnwitz!

Wieder ertönte das wilde Schreien, die Luft trug weit heute.

Josefine sah sich da drinnen, unter den übrigen Studierenden.

Und so hämische Gesichter bei diesen Männern!

Roh und hämisch im Angesicht des Todes.

Ich gewöhne mich nie.

Aber wir alle sind wie die Götter in den Wolken, und drunten ist der schwärenbedeckte Lazarus.

Wir haben für ihn im besten Fall ein freundliches, überlegenes Wort, wir haben oft ein kleines Lachen, einen kleinen Witz.

Ein Mensch ist kein Mensch für uns, ein Mensch ist Material.

Ein Mensch ist eine Spitalnummer und „ein Fall".

Er windet sich vor uns in Schmerzenskrämpfen, und wir beobachten nicht ihn, nur den Fall. Wir interessieren uns wissenschaftlich für den „Fall".

O, wie ich uns alle hasse!

* *
*

In den Kliniken ging es so her: Die Studierenden versammelten sich in einem Hörsaal des Krankenhauses; das medizinische, das chirurgische, das Kinderspital, das Frauenspital, das Irrenhaus — jedes hatte einen besonderen Hörsaal. Der Professor betrat das Katheder, gab eine kurze Einleitung, und sodann wurden zwei oder drei Fälle, das heißt Kranke, herbeigeholt und dem Auditorium vorgestellt.

Einer der Studierenden, ein Praktikant, trat zu dem Kranken, der zuweilen noch gut gehen konnte, gewöhnlich aber in einer eisernen Bettstelle lag, in die er im Krankensaal gelegt worden, indem man ihn aus seinem eigenen Bette für die Dauer der Untersuchung heraushob. Diese Umbettung war dem Kranken immer eine Belästigung und verursachte ihm häufig große Schmerzen, aber schlimmer noch war die Angst, vor dem ganzen Auditorium mit seinen Schmerzen, seinen Wunden, seiner hilflosen Blöße ausgestellt zu werden.

Diese im Hörsaal und im Operationssaal den Studierenden preisgegebenen Kranken waren stets Kranke der dritten Klasse, das heißt solche, die wenig bezahlten, weil sie arm waren, und solche, die so arm waren, daß sie nichts zahlen konnten, sondern daß die Stadt- oder Dorfgemeinde, der sie angehörten, für sie zahlen mußte.

Der Praktikant, das heißt jener der Studierenden, an dem gerade die Reihe war, das bisher theoretisch erworbene Wissen jetzt vor dem wirklichen „Fall", das heißt dem Kranken, zu erproben, zu bethätigen, zu vervollkommnen, begann dann dem vor ihm ausgestreckten Leidenden eine Reihe auswendig gelernter Fragen zu stellen, die der Kranke schon sehr oft gehört und beantwortet hatte, die ihn daher langweilten, quälten und erbitterten. Die schielende Furcht des Praktikanten vor dem Professor, der jedes seiner Worte kritisch verfolgte, die Angst, sich vor den spottsüchtigen Kommilitonen zu blamieren, machte dabei oft den Eindruck des Kindlich-Komischen. Komisch war ferner die unverhüllte Mühe des Praktikanten, genau den Professor zu kopieren, in dessen Kolleg er sich gerade befand. Derselbe Student war nacheinander: kurzangebunden, mildtröstend, cynisch, rücksichtsvoll, Gott aus den Wolken, brutal, humoristisch — ganz wie der jedesmalige Professor. Bei den weiblichen Studierenden bemerkte Josefine von dieser geschmeidigen Anpassungsfähigkeit nichts; sie schienen ihr alle bestimmteren Charakters als die Männer; dem brutalen Cynismus waren die Studentinnen sämtlich abgeneigt, doch zeigten auch sie schon

viel Anlage, den Gott aus den Wolken zu spielen, wenngleich die milde Rücksichtnahme bei weitem überwog. Josefine sah unter ihnen ausgezeichnete Kräfte, eine Vereinigung von Intelligenz, Güte und Leistungsfähigkeit, die sie mit Genugthuung, mit Bewunderung erfüllte. Josefine stand freundlich zu ihnen allen, aber an einem Punkt schieden sich stets ihre Wege: diese Medizinerinnen konnten oder wollten nie über ihren Beruf hinaussehen, sie schoben alles Grübeln als unfruchtbar weit von sich und suchten ihr Ziel auf möglichst schnellem Wege zu erreichen. Dann wollten sie ihren leidenden Geschlechtsgenossinnen nach Kräften in allen Leibesnöten beistehen und sich selbst eine geachtete Stellung in der Gesellschaft erwerben. Eine gute Praxis, eine womöglich leitende Stelle an einem öffentlichen Spital für Frauen oder für Kinder war ihr angenehmster Traum.

* *
*

Josefine aber grübelte und litt. Auch sie war zu diesem Studium gekommen, um eine geachtete Stellung in der Gesellschaft, dazu Brot für ihre Kinder und ihren unglücklichen Mann zu erwerben. Immer hatte sie gemeint, daß die Thätigkeit des Arztes die edelste, idealste sei, und mit Freuden hatte sie ihr zu dienen gehofft. Die ersten Jahre ihres Studiums waren in glücklicher Täuschung verflossen, ihre heiße Arbeit schien so planvoll, so unbestechlich, so ehrlich und erfolgverheißend.

Und nun, in den Kliniken, brachte ihr jeder Tag eine neue furchtbare Erleuchtung.

Um Gottes willen, was thun wir?

Wo ist unsere Hilfe? Wo ist unsere Überlegung? Wo ist unsere Vernunft?

Josefine fragte, und die Antwort hieß: Frevel! Jammer! Unsinn!

Keine Hilfe sah sie. Keine Überlegung herrschte.

Dumpf und vernunftlos, in unentwirrbaren Knäueln, wand sich vor ihr das blutende Leben.

Frevel! Jammer! Unsinn!

Die Gespenster umtanzten sie den ganzen Tag, die ganze Nacht. Sie hielten sich bei den Schattenhänden, sie konnten sich in eine Gestalt verschmelzen, die eine konnte sich in die andere verwandeln, der Frevel ward zum Unsinn, der Unsinn zum Frevel.

Die organisierte Gewalt der Brutalen, Übersatten — so erschien ihr dies alles zuweilen —, der organisierte Besitz der Besitzenden hatten über die Besitzlosen, Hungernden, Nachgiebigen eine Sklaverei verhängt, der sie sich nicht entziehen konnten. Die Sklaverei der schwachen, zur Überanstrengung gezwungenen Leiber der Schlechtgenährten, der Angesteckten, der Krankgeborenen, der Widerstandsunfähigen, der jungen Kinder erzeugte jene Summe des Jammers, von dem die Welt widerhallte, und nun kam die Wissenschaft geschritten und wollte mit Messer und Gift heilen, was durch Hunger und Überbürdung, durch Auspressung des Blutes und des Schweißes so krank geworden, daß es nicht mehr um Heilung, sondern um den Tod flehte.

„Die Erhaltung des Lebens ist unser erstes Gebot," sprach der Arzt, und es klang so menschenfreundlich, so tröstlich, so hoffnungsvoll.

Aber der Kranke bat: „Lassen Sie mich sterben! Wär ich nur schon vorher gestorben! Sie wissen nicht, was mein Leben ist!"

Nein, er wußte es nicht, und er wollte es auch nicht wissen, der grundgelehrte, ausgezeichnete, geistreiche Arzt, die Leuchte der Wissenschaft. Oh, wie er ihn liebte, seinen Beruf.

Josefine beobachtete, grübelte und litt.

Sah dies denn niemand als sie? Fühlte denn niemand den Frevel, den Jammer, den Unsinn als sie allein?

Sie sahen ihr alle so zufrieden aus, diese Professoren, diese Operateure, diese Assistenzärzte, diese Schwestern, diese Wärter und Wärterinnen. Sie wandelten, schien es ihr, einher mit Wichtigkeit und Würde.

Der neue Operationssaal — ist er nicht wundervoll? Nichts als Glas und Eisen! Diese Instrumentenschränke, diese prachtvollen vernickelten Löffelserien, um aus tiefliegenden Abscessen die Materie herauszulöffeln, diese spiegelblanken Knochensägen, diese Häkchen und Haken, diese Zängelchen und Zangen, diese interessanten krummen Nadeln zum Vernähen der Wunden, diese Hunderte und

Hunderte von Messerchen, Lanzetten, Messern! Diese sinnreichen und hübschen Apparate zum Auskochen der Instrumente, zum Auskochen der Tücher, diese Reihe von Chloroformmasken, von Gummischürzen für die Ärzte, von Waschvorrichtungen für die blutbespritzten Hände, von in jeder Richtung beweglichen und zusammenklappbaren Operationstischen!

Mit hausfraulichem Stolz zeigten die Schwestern diese Schätze, zeigten sie in ihrer zierlichen Anordnung, ihrer Nützlichkeit, Unentbehrlichkeit, in ihrem Silberglanz, in ihrer gefälligen, das Auge erfreuenden Form.

Welch eine Summe von menschlicher Thätigkeit steckte in diesen Instrumentensammlungen! Welch eine Summe menschlicher Intelligenz und Energie war auf die Erfindung und Herstellung dieses ganzen ungeheuren Spitalapparats verwendet worden!

Und wofür das alles? Wozu?

Wer so fragte, erhielt prompte Antwort. Man führte die Fragenden zu den Opfern der Maschinen, zu den von den Zahnrädern Gepackten, von den Transmissionen Umhergeschleuderten, von den Dampfhämmern Zerschlagenen, von den giftigen Gasen Erstickten, von den elektrischen Strömen Verbrannten, von feuerflüssigem Metall Verbrühten.

„Für diese! Für diese!“ —

Kann das möglich sein? dachte Josefine schaudernd. Kann es sein, daß dies die Ordnung ist? daß dies unabänderlich ist? Dieser Frevel, dieser Jammer — ist er unabänderlich?

Und ihr durch eigenes Leiden fein gewordenes Ohr vernahm den nie verstummenden Hilfeschrei aus der Tiefe: „Ihr da oben, die ihr die Luft und die Sonne zumesset und verteilt, die ihr das Brot, das uns ernährt, zumesset und verteilt, die ihr die Kleider, die unsere Blöße decken, zumesset und verteilt: Hilfe! Hilfe! Hilfe! Laßt uns atmen! Laßt uns essen! Laßt uns nicht erfrieren! Die Arbeit, die ihr uns aufgeladen habt und deren Früchte ihr uns aus den Händen nehmt, die Arbeit geht über unsere Kräfte! Sie zerquetscht uns! Sie vergiftet uns! Sie zerreißt uns! Wir sind erschöpft. Wir erkranken leicht. Wir leben nur halb so lang wie ihr. Unsere Kleinen schon verkümmern im eintönigen Erwerb um den Bissen Brot. Und immer steht der Hunger vor der Thür!“ — — —

Und die Antwort? Oh, auch die Antwort hörte Josefine.

„Es ist nichts zu thun, nichts zu ändern. Gott hat gewollt, daß es sei, wie es ist. Kein einzelner von uns vermag ihm in den Arm zu fallen. Die Entwickelung der Menschheit geht über Blut und Leichen. Die Industrie verlangt ihre Opfer, aber darum dürfen wir ihre Entfaltung nicht beschränken. Und übrigens — kennt ihr unsere Hospitäler? Es ist das Schönste und Wunderbarste, was unsere Humanität, unsere hochentwickelte Humanität geschaffen hat. Die Menschenliebe ist hier zur Genialität geworden. Alle Fälle sind hier vorgesehen. Ist ein Glied schadhaft geworden und verfault, so schneidet man es dort ab. Wir haben lauter neueste Instrumente, und jährlich giebt es neu verbesserte Methoden. Nun denn — diese ausgezeichneten Anstalten, diese Hospitäler und Kliniken sind — hört es, ihr Unzufriedenen! — in erster Linie für euch bestimmt! Wir wissen, daß ihr erschöpft seid! Wir wissen, daß ihr leicht erkrankt! Wir wissen, daß ihr die Neigung habt, nur halb so lange zu leben wie wir. Wir wissen, daß es für arme Kinder gut ist, sich recht früh an schwere Arbeit zu gewöhnen, und daß dabei leicht etwas geschieht, was auch uns nicht lieb ist. Aber dafür sind nun eben die Kliniken und Krankenhäuser geschaffen worden. Das ist unsere Liebe zu euch. Das ist unsere Fürsorge.“

Es schien Josefine, als sei es nie jemand in den Sinn gekommen, über all diese grausamen Sophismen ernstlich nachzudenken.

Hätte man nachgedacht, meinte sie, so hätte man ja ein anderes Mittel finden müssen als die Kliniken, um all diese künstlich erzeugte Summe von Elend aus der Welt zu räumen.

Aber man dachte nicht nach, man wollte nicht nachdenken. Nachdenken hieß zweifelhaft werden an der Vortrefflichkeit und Notwendigkeit des gegenwärtigen Zustandes. Alles dies mußte sein. Die Humanität erforderte dies. Aber keinem fiel es ein, meinte Josefine, daß die Humanität eigentlich erforderte, daß man Mittel ausdächte, wie alle diese so außerordentlich human aussehenden,

grausig-appetitlich sich darstellenden Personen und Dinge überflüssig zu machen seien.

Tag und Nacht tobte der Kampf, Tag und Nacht sanken die Toten, die Verwundeten nieder. Und mit aufmerksamen Augen standen die Ärzte an der Peripherie des bluttriefenden Schlachtfeldes und trugen die Verwundeten beiseite, um sie zu verbinden, zu flicken, auf die Füße zu stellen, damit sie aufs neue in den Kampf eintreten und umfallen könnten. Aber den Kampf zu bekämpfen, die gesundheitsschädlichen Betriebe abzuschaffen, die Ausbeutung unmöglich zu machen, Mangel und Not hinwegzuräumen — warum denkt man nicht daran, fragte sich Josefine.

Nein, das geht nicht! das kann nicht so weiter gehen! überlegte Josefine, als sie vor dem zerstückten Körper der armen Tuberkulösen stand, die heute zum zehntenmal operiert wurde. Sie kannte die Geschichte dieser Tagelöhnersfrau aus deren eigenem Munde, eine schaurig beredsame Geschichte gegenüber der trockenen Anamnese im ärztlichen Journal. Aber wenn man das Journal zu lesen verstand, dann war es fast noch schauriger in seiner Trockenheit.

Nein, das geht nicht! das kann nicht so weiter gehen! dachte Josefine, sprechen konnte sie kaum, nur ein paar leere Worte, die vor dem heißen Blick der Unglücklichen zu Schaum zerflossen. Sie stand auf und ging von ihr, sie schämte sich so für all diesen Jammer, an dem sie schon teilhatte.

Wenn man nur den hundertsten Teil der gesamten Arbeit, Mühe, Anstrengung, den hundertsten Teil des Nachdenkens und des Geldes, das man auf das Hoffnungslose verwendete, auf die Vorbeugung all dieses Elendes verwendet hätte, wie unendlich anders müßte es in unserer Gesellschaft aussehen! dachte Josefine.

Keiner dachte daran, daß es einzig mitleidig, menschlich und vernünftig wäre, niemand aus Mangel an Nahrung in gesundheitsschädlicher, abstumpfender Arbeit und in schlechten, engen Wohnungen krank werden zu lassen.

Was hatte diese Unglückliche, eine nur von Tausenden, gearbeitet, ehe sie krank wurde? Sie erzählte Josefine, daß sie in Berlin Knopflöcher gemacht hatte, nichts als Knopflöcher, nicht mit der Maschine, mit der Hand. Hundertvierundvierzig Knopflöcher bezahlte der Wäscheverkäufer mit zweiunddreißig Pfennigen. Knopflöcher zum Frühstück, Knopflöcher zum Mittag, Knopflöcher zum Abendessen, Knopflöcher im Sommer, wenn der heiße Kalkstaub zum Fenster hereinfliegt und die Nadel rostig wird in der schwitzenden Hand. Knopflöcher im Winter, wenn der ganze Tag dunkel ist in dem dunkeln Hinterhaus, wo sie eine Stube haben, und wo die Füße absterben vor Kälte vom ewigen Sitzen. Knopflöcher, Knopflöcher, Knopflöcher, hundertvierundvierzig Stück für zweiunddreißig Pfennig, achtzehn Jahre lang.

„Ich bracht's auf acht Mark die Woche, bevor daß ich krank wurde."

Josefine nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Ihre Hand bebte, ihr Herz schlug unregelmäßig, setzte aus und begann dann mit einem wilden Auftakt von neuem.

Sie wollte ausrechnen, wie viele Knopflöcher die Frau am Tage, in der Woche gemacht, um acht Mark zu verdienen.

„Arbeiteten Sie auch Sonntags?"

„O ja, manchmal aber nur den halben Tag."

„Also gewöhnlich den ganzen Sonntag?"

„Ja, aber meist doch 'n paar Stunden weniger als Alltags."

„Und Alltags — wie lange arbeiteten Sie da?"

„Siebzehn bis achtzehn Stunden — unter dem konnt ich das nicht zwingen."

„Und waren verheiratet und hatten drei Kinder, wie Sie sagen?"

„Ja, drei Kinder, mein kleiner August starb mir ja gleich."

„Also eigentlich vier Kinder?"

„Ja, drei sind am Leben und verdienen schon mit. Hier ist das ja ganz anders, hier kriegen sie dreißig Centimes die Stunde; wär ich hier man eher hergekommen."

„Und Ihr Mann, was macht der?"

„Mein Mann ist schon sieben Jahre in der Erde. Der ist damit durch."

„Was war sein Geschäft?"

„Sein Geschäft war auf Nadelspitzen, wissen Sie, in der Fabrik. Aber, das is auch nich gut."

„Nadelspitzen! Auch nicht gut! Nein, freilich."

„Und er hatte dann Malör. Das war 'ne ganze Kleinigkeit, will ich mal sagen. Er hatte bei einer Ausladestelle 'n paar Kohlen aufgesammelt. Wir konnten das ja gut brauchen, das können Sie sich wohl denken. Nu kam das 'raus, und mein Mann kriegte zwei Monat. Das Gericht wollt mich da auch mit 'rein ziehen, aber mein Mann sagte: nee, ich hätte da nichts von gewußt. Na, das war je nu nich wahr, ich wußt das ganz gut, wo die paar Kohlen herkamen, das waren je man 'n paar, so'n kleinen Brotbeutel voll. Aber, einer mußt doch bei den Kindern bleiben. Nu kam er wieder zu Haus und war ganz anders. ‚Mutter,‘ sagt er, ‚nu haben sie mir zum Dieb gemacht, nu is mir alles gleichgültig.‘ Das dauert nich lange, da kommt mein Mann und bringt 'n feinen Herrenhut. ‚Ach jotte doch, trag ihn wieder hin!‘ sag ich; ich hatte so 'ne Angst. — ‚Nee,‘ sagt er, ‚der is 'n Studenten abgefallen, mitten auf'm Weg. Der war ja betrunken, der andere gab ihm 'n Stoß, und da fiel der Hut in'n Dreck. Ich hab ihn man mitgenommen, daß er nich untern Wagen kommt.‘ Anderen Tag haben wir die Polizei in der Stube. Den Hut hatte mein Mann schon verkauft. Er hatte ja kein' rechten Verdienst mehr, in die Fabrik wollt' er nich wieder. ‚Mutter,‘ sagt er, ‚seit daß ich hab brummen müssen, hab ich da keine Geduld mehr zu. Wenn ich an all die Jahre denk und an all die Nadelspitzen, wo ich all gemacht hab, dann wird mir ganz kribbelig. So'n Leben is gar kein Leben, das 'n Hundeleben, das sagen sie da auch alle, die da brummen müssen. Ich möcht was Forsches, 'n Haus anstecken oder so was, bloß aus Überdruß, das kannst mir glauben.‘ Ach, was hab ich geweint! was hab ich geweint! Nu war mein Mann ja rückfällig, und sie gaben ihm sechs Monat. Sechs Monat für den alten verfluchten Hut. Ja, nehmen Sie es man nich übel, daß ich fluchen thu! das soll ja nich sein! das is auch sonst meine Manier nich, aber manchmal — Nu, wie mein Mann wieder frei kam, sah ich das all: der war krank! Ach jotte doch, was war der Mann krank. Da war das bald zu Ende. Er hatte die Auszehrung. Der Doktor, der sagte, der Husten wär woll von dem Glasstaub, womit die Nadelspitzen geschliffen werden. Das is nich gesund. Und in den Gefängnis, da war das immer so kalt und feucht gewesen, die husten da alle. Er wußt das nich, daß er sterben that, er war ganz wie wild, mein Mann. Ich mußt ihn man quälen und bitten, daß er nich auf die Straße ging und was ansteckte. Er wollt immer was anstecken. ‚Mutter,‘ sagt er, ‚wenn das denn so recht brennt! so'n Höllenfeuer! nich du?‘ Ach, er war ja wohl nich so recht bei sich, denk ich man. Wie er tot war, dacht ich, nu kriegt ich 'n büßchen Ruh. Nu kam das.“

Josefine sah wie erschreckend auf das Notizblatt, das mit Zahlen bedeckt war. Sie hatte diese Ziffern geschrieben, sie hatte die Summe der Knopflöcher berechnet, während die Arme vor ihr den kurzen, furchtbaren Bericht gab über das, was ihr Leben gewesen war.

Die Thatsache traf Josefine wie ein unerwarteter Blick in den Spiegel. Sie erblickte sich selbst, und sie sah in ihrem eigenen Bilde das Bild aller Menschen ihrer Kaste und ihres Berufes.

Ja! ja! ja! das sind wir! so sind wir! wir rechnen, während sie verbluten! Wir rechnen, und wir glauben, daß wir etwas für sie thun, wenn wir die Schweißtropfen zählen, die sie für uns vergießen!

Das ist die Wissenschaft! So ist ihre Stellung zum lebendigen, leidenden, blutenden Leben!

Nie, nie, nie wird dem lebendigen, leidenden, blutenden Leben durch die Wissenschaft Hilfe kommen!

Es ist alles Lüge und Betrug!

Oft noch in späteren, stumpferen Jahren gedachte Josefine dieser Augenblicke vor der verstümmelten Kranken, wo in ihre bittere Verzweiflung die ersten Tropfen der Selbstverachtung geflossen waren.

* * *

So schwer war für Josefine in dieser Zeit das Leben.

Auch die Arbeit versagte.

Josefine hatte arbeiten wollen, weil sie in der Arbeit Betäubung suchte. Aber mitten in der Betäubung durch die Arbeit war in ihr durch die Berührung mit dem leidenden,

blutenden Leben ein höherer Sinn und ein höherer Anspruch erwacht.

Jetzt wollte sie arbeiten um des Nutzens willen, den ihre Arbeit den Menschen bringen sollte, und nun verzweifelte sie, daß ein solcher Nutzen aufzufinden sei.

Sie fühlte sich einsam und ohne Zusammenhang mit den Menschen, wie ein Sandkorn unter einem Berg von Sand.

Das ist die wahre Anarchie, dachte sie verzweiflungsvoll, wo keiner sich um den anderen kümmert! Wir studieren! studieren! studieren! Aber nachher halten wir uns absichtlich die Augen zu, um uns nur ja auf das zu beschränken, was unseres Amtes ist. Und jeder hat ein Amt, und jeder hat eine Specialität, und von Amt zu Amt und von Specialität zu Specialität giebt es keine Verständigung. Und Amt und Specialität hat den Menschen aufgefressen. Und nirgends ist eine Stelle, wo alle menschlichen Thätigkeiten zusammenmündeten!

Drittes Buch.

„Wer war der Mann, der eben von Ihnen wegging?"

Bernstein hockte vor seinem Ofen, hatte alles herausgeworfen und hielt den Rost zwischen den geschwärzten Fingern. Mit hinaufgezogenen Augen und halboffenem Munde sah er sich nach der Fragerin um.

Josefine stand da, als ob sie mit der Thür hereinfallen wolle: die Arme weit geöffnet, eine Hand am Rahmen, die andere am Drücker. Ein leichter Zug sträubte ihr lockeres dunkelbraunes Haar an den Schläfen auf und machte die Papiere auf Bernsteins Schreibtisch zittern.

Der Hockende zog seine langen Beine unter sich; die schmalen knochigen Schultern schoben sich gegen die Ohren hinauf; ihn fror in dem schwarzen russischen Hemd aus leichter Wolle. „Ech!" grämelte er, „kommen Sie — extra — deshalb — zu — mir — herein? Das — ist — sonderbar!"

„Warum sonderbar?" Die blasse Frau mit den hochgeschwungenen Brauen sah starr und gespannt auf den Kollegen und Hausgenossen zu ihren Füßen. „Warum sonderbar?" wiederholte sie und schien kaum zu wissen, was sie sagte.

Bernstein blinzelte verwundert mit den hellgrauen gutmütigen Augen. „Erstesmal höre ich von Ihnen: wer ist dieser Mann!"

Eine leise Verwirrung kam in Josefines starres Gesicht. „Kann ich nicht fragen?"

„Nein!" brummte Bernstein, in den Kohlen wühlend, „erstesmal höre ich von Ihnen so eine neugierige Frage."

„Ich habe keine Zeit," machte Josefine, und ihr Fuß begann nervös auf dem Boden zu arbeiten, „ich muß fort."

„Ech! es ist kalt, machen Sie die Thür zu."

„Gleich. Ich muß ja gehen. Nun?"

Bernstein betrachtete sie prüfend, unangenehm überrascht. Er nieste. „Ech! mir gefällt nicht. Erstesmal sprechen Sie wie russische Fräulein: Wer ist er? Wie heißt er? Wie heißt seine Familie? Ech!"

„Gut, mit Ihnen kann man heut nicht reden." Josefine schloß die Thür halb. „Was fehlt Ihnen?"

„Es ist kalt!" schrie Bernstein in scheinbarem Grimm, „ech!"

„Die Sonne scheint," erwiderte sie und blickte nach dem Fenster, durch das ein breiter bernsteingelber Februarsonnenstreif hereinkam und über den Parkettboden spielte.

„Die Sonne scheint." Ihre Stimme klang erregt, ihre Augen hatten einen intensiven Blick nach außen.

„Warum sind Sie heute — so — so — offenherzlich? Sie sehen aus — so — so —"

„Wie seh ich aus?" fragte Josefine in abwesendem Ton.

„Ich weiß nicht!" Bernstein warf die Ofenthür zu, daß es wie ein Schuß klang. Dann reckte er seine langen Arme, als ob er eben aufgestanden wäre; er sprang auf und klopfte oberflächlich die Asche von seinen braunen abgetragenen Hosen. Das Feuer knisterte. „Erbarmen Sie sich meiner! Kommen Sie herein." Bernstein nahm der Kollegin den Thürgriff fort und schob sie sanft ins Zimmer. „Und so weiter," machte er schelmisch, einladend, „oder wollen Sie schon fort?"

„Ja. Leben Sie wohl, ich habe keine Zeit," beharrte sie zerstreut.

„Nein, einen Augenblick." Er hatte ihr einen Stuhl hingeschoben, den Korblehnstuhl, in dem er selbst gewöhnlich saß, und den er mit einer selbstgenähten rotbunten Decke

aus russischem Kattun verziert hatte. Josefine setzte sich flüchtig.

„Was wollen Sie von mir?" fragte Bernstein, indem er auf und ab ging und die Arme übereinander schlug wie ein Kutscher.

„Mir liegt absolut nichts daran." Josefine griff nach einer Broschüre und schlug sie auf.

„Sehen Sie mal," machte Bernstein kopfschüttelnd und den Zeigefinger der linken Hand erhebend, „sehen Sie mal, wie Sie sind."

„Wie bin ich?"

„Ich weiß nicht." Er ging wieder auf und ab.

Plötzlich zeigte sich ein spitzbübisches Lächeln auf seinem bärtigen Gesicht, das ihn zu einem kleinen Buben von fünf Jahren machte. „Man muß ihm sagen! Er wird sich sehr freuen."

„Wer? Was?" Josefine stand auf.

„Ja, man muß ihm sagen! Mein Kamerad wird sich freuen," neckte Bernstein lachend.

„Ach, mit Ihnen kann man heut nicht reden! Ist er Russe?"

„Russe? Wieso nicht? Meine Kameraden sind Russen, hoffentlich. Laufen Sie schon? Sitzen Sie!"

„Sind die Russen so schwarz?"

„Er ist ziemlich schwarz. Haben wir in Rußland viele Völker. Wie Sie singen in Ihre Geidelberg: ‚Mein Vaterland muß größer sein'."

Josefine lächelte schwesterlich. „Ach, Bernstein, Ihr Deutsch ist ein Elend. Immer sprechen Sie Geidelberg; ha — hei — Heidelberg!" Sie hauchte es ihm vor.

„Ech, diese deutsche Sprache. Weißte ich schon lange, aber werde lernen niemals. Etwas Unglaubliches! Immer werde sprechen Geidelberg."

Josefine blickte in die Broschüre, aber sie las nicht. „War er auch in Heidelberg mit Ihnen?"

Bernstein starrte sie an. „Was ist das? Erstesmal sind Sie so — so — begeisterungsvoll! Man muß ihm unbedingt sagen. Er wird sich sehr freuen," wiederholte er neckend.

„Das werden Sie nicht thun." Josefine richtete ihre ernsthaften Augen gerade auf seinen spottenden Mund.

Bernstein jauchzte fast; er duckte sich und lachte: „Was brauchen Sie von ihm? Was kümmert Sie? Das ist interessant! Soll ich ihm sagen?"

Aber Josefine wurde immer ernster; ein fast drohender Zug erschien auf ihrem erregten Gesicht. „Wenn ich Sie nicht besser kennte, so würd ich heute glauben, daß Sie mich noch kein bißeli kennen," sagte sie streng und traurig und warf das Heft hart auf den Tisch.

Bernstein hörte zu lachen auf. Er wurde verlegen, ging wieder an den Ofen und rasselte mit der Thür. Plötzlich sagte er mit ungläubigem, in sich gekehrtem Ton, ganz leise: „Ja, er hat mich auch gefragt."

Ein jähes Erröten lief über Josefines Züge, das sie verwirrte, verjüngte, außer sich brachte. „Wirklich?" Es klang wie ein zerdrückter Schrei.

Bernstein wurde rot und kehrte sich schnell ab. „Scheint es mir, Sie haben ihm das Thür aufgemacht."

Mit gesenktem Kopf, mit dürstend geöffneten Lippen sagte sie: „Was hat er gefragt?"

„Kommt zu mir und fragt: Wer war diese hoche Frau? War das ‚Sie'?"

Josefine preßte das Heft in ihrer Hand fest zusammen. „Ich nehme das mit," stammelte sie mit zuckenden Mundwinkeln und war hinaus.

* *
*

Müde und abgequält kam Josefine aus der Klinik.

Es war Sonntag.

Sie kam von denen, wo nie Sonntag ist, und sie hatte selbst keinen Sonntag. Ihre Kleider waren voll vom Geruch des Jodoforms. Ihre Hände hatte sie wie immer mit der Sublimatlösung gewaschen. Ihre Lungen atmeten beklemmt nach dem stundenlangen Aufenthalt in den kranken Dünsten. Vor ihren Augen standen häßliche Bilder.

Aber am härtesten hatte es sie getroffen, das kleine Webermädchen nicht mehr zu finden. Es hatte so gute Fortschritte gemacht, hatte ein wenig Fleisch auf den Bäckchen. Aber nun war die gute Zeit für das Mädchen zu Ende. Die Eltern konnten nicht, die Gemeinde wollte nicht länger für

sie zahlen. Sie war also fortgebracht worden, um „daheim gesund zu werden“.

Sie wird nicht gesund werden, sie wird sterben, und vorher wird sie sich ohne Pflege, und vielleicht sogar mit Arbeit beladen, elend abquälen, und sie wird ihre kleinen Geschwister anstecken, dachte Josefine. Und dann wird man die Geschwister hierher bringen, eins nach dem anderen, kleine, gelbe, blutlose Geschöpfe mit übergroßen anklagenden Augen, und wir werden sie eine Weile hier behalten, sie behandeln und pflegen und sie dann zurückschicken zum Sterben.

Wie immer nach besonders schmerzlichen Eindrücken war es Josefine unmöglich, sogleich zu ihren Kindern zu gehen. Heut war ihr Verlangen nach viel Luft, nach viel Stille, viel Einsamkeit besonders groß.

So ging sie denn, langsam aufsteigend, die Straßen am Zürichberg hinan. Wer einmal aufatmen könnte! dachte sie unablässig, während sie, gegen den Wind kämpfend, der ihre Kleider an ihrem Körper festklebte, zwischen den heimkehrenden Familien mit lustigen Kindern sich vorwärts arbeitete.

Oder ist es der Föhn, der mich heute so schlaff macht? Sie blickte zerstreut um sich. In harten Linien, indigoblau und schwarz, standen die nahen Berge, die Schneegipfel waren verhüllt. Schnell sich ballendes und zerreißendes Gewölk bedeckte den lichtgrauen Himmel. Die schwarzen Bäume bebten beständig, auch wenn der Sturm schwieg, wie von einer inneren Aufregung geschüttelt. Warm war es, der Boden naß; auf den gelblichen Matten gärten und dampften die Düngerhaufen. Die Spiegelmeise sang ohne Unterbrechung, atemlos; die Sperlinge schrien.

Es wird wieder Frühling; über acht Tage brennen die Fastnachtsfeuer, dachte die Einsame mit einem Seufzer, und ihr Leben erschien ihr wie ein schwerer, entsetzensvoller Traum. Einmal aufwachen und frei sein! Ach! Und sie atmete tief und mit einer bewußten Heftigkeit die starken, feuchten Lüfte.

An der kleinen schmucklosen Flunterner Kirche mit dem schwarzen Dach und den schmalen Fenstern ward sie aufgehalten. Aus zwei Wagen stieg eine ländliche Hochzeitsgesellschaft, dunkle Kleider, sonnverbrannte Gesichter, ohne Jugend, ohne sichtbare Freude. Die Braut in ihrem grünen Wollenkleide, mit dem weißen, künstlichen Kranz im Haar, ging mit festen Tritten, und ohne sich um jemand zu kümmern, geradeaus. Der Bräutigam, rot und ängstlich unter seinem hohen Cylinder, sprach über die Schulter weg mit einer älteren Frau, die ihm ein großes weißes Tuch in die Rocktasche stopfte.

Josefine sah gedankenlos zu, wie die geschäftigen Leute unter das kleine, geschnitzte, von zwei Holzpfeilern getragene Schutzdach traten, wie sie die gelbe, mit Messingnägeln beschlagene Thür zurückschlugen, wie sie langsam, zögernd im dämmerigen Inneren des Kirchleins verschwanden.

Hier war auch Josefine getraut worden. Sie liebte dies weiße Kirchlein, die Stelle, wo es liegt, über der Stadt, wie auf einer vorgeschobenen Klippe. Und sie liebte den von drei ländlichen Häusern begrenzten, unregelmäßigen Platz oberhalb der Kirche mit seinem offenen Brunnen und mit dem Blick nach drei Seiten steil abwärts durch dörfliche, gartenreiche Straßen, mit Weinbergen, Obstbäumen, offenen Gartenpförtchen und bewachsenen Mauern.

Aber heut war alles trübfarbig, und der Blick weit hinab über den sonst so reizenden Vordergrund auf den blaugrünen See erschien hart, die Silhouetten der Häuser wie ausgeschnitten, der See kaum vom Himmel unterschieden.

Der goldene Zeiger auf dem himmelblauen Zifferblatt der kleinen Turmuhr stand auf fünf.

Ich muß zurück. Die Kinder warten auf mich. Laure Anaise auch. Und ich habe so viel zu thun!

Aber sie ging langsam aufwärts, nicht zurück. Der Föhn brach plötzlich hervor zwischen den Häusern wie aus einem zusammengepreßten Sack. Er zischte und heulte und drängte sich hinter den Ecken hervor; er schien aus jeder Richtung zu kommen. Die ziegelroten und rostgelben Blätter der Gebüsche raschelten wie gefegt zu Boden und hüpften wie Frösche.

„Da muß ma fescht hinschtehe, daß ma net umkait* wird,“ lachte ein Alter mit einer

---

* umgestürzt.

Pelzmütze und blies Josefine fröhlich seinen Pfeifendampf ins Gesicht.

Noch ein paar Schritte, dachte sie, und sie ließ sich weiterdrängen, immer hinauf. Und schon fühlte sie die Wohlthat der schnellen Bewegung, und der Kampf mit dem Winde belebte sie.

Noch ein Stückchen! Nur bis zum Waldrand!

Einzelne Häuser nur standen hier zwischen den Gütern, aber sie hatten etwas so traulich Einladendes. An einem langen, niederen Hause mit grünen Läden war ein Fenster offen, und ein lockiger Mädchenkopf drohte und lachte hinaus zu einem Mann in grünem Schurz, mit einer Handsäge, der unten stand und sich eine lange gelbe Hobelspahnlocke an dem gestrickten braunen Wams vorn befestigt hatte. Das Mädchen bot ihm einen Fastnachtskuchen für die Locke, aber er wollte sie nicht hergeben, sondern streichelte sie mit den schwärzlichen Fingern und versuchte zugleich mit dem Griff der Handsäge den Kuchen dem Mädchen aus der Hand zu schlagen.

Ein leises Lächeln kam die Einsame an, als plötzlich der Kuchen herunterfiel und unter dem Siegesgeschrei des Bewerbers im stacheligen Dorngestrüpp zerbröckelte.

Bis zum Waldrande.

Die Häuser und Menschen blieben hinter ihr, kein Spaziergänger war zu sehen auf dem schmalen, steilen Wiesenpfad.

Ein breitwipfliger Baum an der Halde schüttelte einen blitzenden Regen in das Gras, das im Schatten noch bereift war. Der Meisengesang klang wie eine Glasglocke durch den Sturm.

Es wird wieder Frühling, dachte sie und bückte sich zu den ersten Blumen am Rain, ein paar Marienblümchen, die kurzstengelig und groß, mit rotgesäumter Scheibe, sich an den Boden drückten.

Und ich bin noch stark, und es wird wieder Frühling.

Sie blickte nach der Sonne, die wie eine riesige rote Marienblume auf dem Ütliberg saß. Ein violettroter Dampf füllte das Thal, die Stadt schien im Qualm zu ersticken, aber nun wurden plötzlich die Berge frei, und die Firnen erröteten in ihrem sanften, goldigen Rosenglanz. Der See zu ihren Füßen war eine goldüberflimmerte Schale. Die zerflockten Wolken strahlten in Regenbogenfarben wie das Prachtgefieder eines Riesenvogels.

„Ist das der Paradiesvogel?“ hatte Rösli sie neulich gefragt, als die Sonne so schön unterging.

Josefine lächelte, vor ihren Augen schwammen rote und grüne Kreise, und eine Art Schwindel ergriff sie von der Blendung.

Da kam aus dem glühenden Abendrot jemand den schmalen Pfad, den sie hinan wollte, herabgegangen.

Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann.

Die eigentümlich stolze Haltung, die ihn von allen Menschen unterschied, welche Josefine je gesehen, machte, daß sie ihn von weither erkannte: es war Bernsteins Kamerad.

Er trug den Hut in der Hand, die Stirn hoch. Und von dieser breiten, blassen Stirn über den dunklen Augen schien etwas Glänzendes und Beglückendes auszugehen.

Er kam heran, und die großen, weitgeöffneten Augen zogen sich zusammen und wurden freundlich: wie ein Sternenregen von guten Wünschen sprühte es aus ihrer Tiefe über die ihm Begegnende.

Weit schwenkte er den großen Hut im Bogen zur Begrüßung und ging ein wenig auf den steilen Wiesenbord hinauf, um nicht hart an ihr vorbeizustreifen, denn der eingeschnittene Pfad war für zwei zu schmal.

Ohne sich aufzuhalten, ohne den Schritt nur zu verlangsamen, gingen sie grüßend aneinander vorüber.

Josefine sah ihn einen Augenblick hoch über sich, wie auf einem Postament; einen Moment erblickte sie sein scharfes Profil mit dem lockigen Spitzbart wie eine Kamee auf Goldgrund.

Dann war er vorbeigegangen. Noch einige Minuten schritt sie vorwärts gegen den schwarzen stummen Wald, aus dem die Krähen ihr entgegenkrächzten.

Sie ging, ohne zu wissen, daß sie ging.

Vor ihr war noch dieser seltsame dunkle Kopf, ihr vertraut aus alten Zeichnungen und Bildern. Aber dieser fremde Mann war ihr nicht nur aus alten Zeichnungen und Bildern vertraut ... Von den Gedanken dieser Stirn glaubte sie die meisten zu

kennen ... Von der hellen überströmenden Güte dieser ernsten Züge hatte sie als junges Mädchen geträumt ... Er war also in der Welt?

So reich war die traurige Erde?

Josefine wendete sich jäh gegen die Stadt zurück; rote Kreise und grüne Flecke tanzten über das fahle Gras, über die goldbraunen Büsche, über den violetten Abendhimmel, an dem keine Sonne mehr stand.

So reich ist die traurige Erde?

Und auf dem ganzen Heimweg brannten ihr die Wangen, und es war ihr, als sei sie nur ausgegangen, um ihn zu suchen, den sie nicht kannte.

* *
*

Bis Josefine zu ihrem Hause kam, war die Sonnenfeier vorüber.

Grau lag der „Graue Ackerstein" auf seinem Hintergrund von schwarzen Bäumen, und auf dem Platze vor der Treppe drängte sich ein Trüpplein Buben. Sie waren aneinander geraten, geballte Fäuste stießen hinaus, zwei lagen am Boden und pufften sich.

„Was giebt's hier?" fragte Josefine hastig, „steh auf, Hermannli, laß los, sag ich dir." Sie ergriff ihren Buben an der Schulter und zwang ihn, aufzustehen.

Verdutzt und verdrießlich blickte Hermann die Mutter an. Seine Nase blutete, die Augen waren verschwollen, der Sonntagsanzug beschmutzt. Wie er sich mit den beschmierten Händen durch das zerzauste dünne Haar fuhr, sah er nicht aus wie ein Sieger, obgleich der stämmige, rotbäckige Widersacher unter ihm gelegen hatte.

„Du bist emal zugerichtet! Warum hast gerauft?" fragte die Mutter, widerwillig sein blasses, altkluges Gesicht mit den frischen Knabenzügen der Kameraden vergleichend.

Hermann schüttelte seiner Mutter Hand ab. „No, no, Mama, wir haben Versammlung! Wegen em Faschtnachtsfüer.* Wir haben dann gefunden —"

„Na, na — wir net, unser Lehrer hat g'funden —" fiel der Nächststehende ein.

„Ja, 's wär gschieter, wir thäten das Geld fürs Faschtnachtsfüer eme armi Weible geben," unterbrach ihn Hermann in sicherem Ton.

„Schtatt daß man's Holz unnötig verbrennt, wo's so düer* ist," berichtete ein ganz Kleiner.

„Eme armi Wible, wo kein Mann mehr hat!" schrie jemand aus dem Hintergrunde und lachte hell auf.

Noch einer lachte.

Hermannli fuhr hastig herum nach der Stelle, von woher das Lachen kam. Er holte zum Schlagen aus und traf seine Mutter in die Brust.

Sie umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt seine Hände nieder.

„Das ischt der Ebstein, wo den saudummen Antrag geschtellt hat!" schrie der Bub und versuchte, sich zu befreien. Seine hängende Unterlippe zuckte, seine Augen füllten sich mit Thränen ohnmächtiger Wut.

Die Buben drängten plötzlich auseinander. Einige stellten sich an entfernteren Bäumen auf, andere gingen ganz fort, ohne umzublicken.

„Der Ebstein ischt 'n saudummes Luder!" kreischte Hermann und wollte sich nicht ins Haus ziehen lassen.

Josefine fühlte den alten Druck auf dem Herzen zurückkehren.

Sie haben über mich gesprochen, die Kinder auf der Straße spotten über mein Unglück, dachte sie, und ihre Hände wurden schlaff.

„Em armi Wible, wo kein Mann mehr hat!" höhnte ein verhallender, unterdrückter Ruf aus der Ferne.

Hermann riß sich los und sprang mit seinen langen, schlanken Beinen über einen Zaun, hinter dem er den Spötter vermutete.

Das ist mein Leben, dachte die Unglückliche, das ist mein Leben.

Die Buben hatten sich alle verlaufen, die Versammlung war zu Ende. Hermann kam zurück; er weinte laut und ohne alle Beherrschung; er hatte seinen Gegner nicht gefunden und drängte sich rücksichtslos an der Mutter vorüber in die Hausthür. Der Anblick seines verzerrten nassen Gesichtes erinnerte sie qualvoll an ein anderes, das sie ebenso naß von Thränen und verzerrt von

* Fastnachtsfeuer.

* teuer.

Wut gesehen. Sie hatte Mühe, sich zu bezwingen.

„'s ischt nit der Wert, sich aufzuregen! komm!“ sagte sie.

Aber der Bub stieß ihre Hand von sich. „Wo ischt der Pappe?“ heulte er, „sie sagen so Züegs* — i will zum Pappe! I lauf denn emal in d' Welt, du wirscht schon sehn. Er sait — weißt, was der Ebstein sait? er sait, wir sollten 's Geld dir geben, du häbist auch kein Mann und seiest 'n armis Wible.“

Seine matten, grauen Augen glitzerten rachsüchtig und tückisch, und doch war etwas unsäglich Elendes, Erbarmungswürdiges in diesem häßlichen Jungen, der schon zusammenbrach unter einem schweren Schicksal.

Schweigend legte die Mutter den Arm um seine dünne Gestalt und zog ihn mit die Treppe hinauf und in ihr Schlafzimmer.

Dort stand sie eine Weile wortlos mit ihm, der in ihren Arm hineinschluchzte.

„Ein armes Weib ist deine Mutter, Bub, sie haben ja recht,“ flüsterte sie seufzend in sein Haar, „ein armes Weib ...“

Wie der Knabe heftiger weinte, besann sie sich.

„Aber so arm nit, das weißt ja auch. Mußt dir nichts draus machen ...“

Hermann erhob sein Gesicht. „Ischt der Pappe tot?“

„Nein.“

„Kommt er emal heim?“

„Ja.“

„Wo ischt der Pappe?“

„Du weißt 's ja, Hermannli.“

„'s ischt nit wahr!“ winselte der Junge, „meine Kameraden sagen — der Pappe sei net in Afrika, er sei wo anders —“

Josefine drückte sein weinendes Gesicht fest an ihre Brust. Sie bebte vor Entsetzen, und doch schien es ihr ja natürlich, daß dieses Schreckliche einmal kommen mußte. Hatte sie es nicht erwartet?

Wenn er die Wahrheit weiß, so kann er nicht hier bleiben, das hält ein Kind nicht aus, fühlte sie, und ihr Atem stockte vor Angst.

„Ich werd's wohl besser wissen als diese Kameraden,“ machte sie, „hör nur auf mich.“

* Zeugs, Dinge.

„Schwör, Mamme!“ flüsterte der Bub mit verstecktem Kopfe.

„Ja, ja, ich schwör's!“

Hermannli fuhr in die Höhe, sein Gesicht veränderte sich. „Mamme, Mamme, jetzt hast du geschworen!“ rief er in sonderbarem Ton, anklagend, drohend, zweifelnd.

Josefine versuchte zu lachen. „Warum nit gar schwören! Eure Rede sei ja ja, nein nein, weißt es nit? hast's ja gelernt!“

„Nein, nein, nein, Mamme!“ schrie leidenschaftlich der Junge, „es hilft dir nit, du hast geschworen!“ Er begann hin- und herzuspringen wie besessen, plötzlich rannte er aus der Thür. „Ich sag's dem Ebstein! dem Ebstein!“

In Hut und Cape blieb Josefine sitzen, stumpf und ratlos.

Ein Netz um sie, über ihren Kopf, um ihre Glieder ...

Kein Schritt frei ...

Die Zukunft schwarz ...

Und die Kinder?

* *
*

Da erscholl Röslis Vogelstimmchen vor der Thür: „Mamme, Mamme!“

Und nun war das Vögelchen drinnen, hüpfte um die traurige Mutter hin und her und sah nichts von ihrer Trauer.

„Mamme! Mamme! ich sage dir öppis! Ich sage dir ein schönes Geheimnis! Meine süße Mamme, es ist so schön! es ist im Keller! du mußt in den Keller mit abi! Es ist zwischen den Kartoffeln und Kohlen! O! ich habe es entdeckt, aber es ist ein Geheimnis! du darfst es keinem Menschen auf der ganzen Welt sagen, auf der ganzen Welt, Mamme!“

„Ich bin müde,“ sagte Josefine und lehnte sich in den Stuhl zurück. „Ich bin weit gegangen und müde, mein Rösli, ein andermal!“

Das ungestüme Kind kletterte auf der Mutter Schoß und nahm ihr den Hut ab. Es schmiegte sich an ihre Backen. „O nein, Mamme, gleich, gleich: das Geheimnis ist so schön! du mußt es sehen! Du mußt aber schwören, daß du es keinem Menschen sagst! Schwör! nun? schwör! So! man nimmt zwei Finger, sagt Laure Anaise!“ Röslis

wilde, braune Locken tanzten. Sie hatte ihr Schürzchen von einer Schulter herabgerissen und schlug heftig und nervös mit dem freien Zipfel um sich, während sie sich auf der Fußspitze drehte. „So machen wir's in der Turnstunde, Mamme! gleich komm! gleich komm! ich turne immer mit den schwersten Hanteln! Ich kann sie so hoch aufheben!“

Während Josefine aufstand, sprang die Kleine auf einen Stuhl und reckte die Ärmchen gerade gegen die Decke, dann sprang sie der Mutter jauchzend auf den Nacken.

„Das Geheimnis! das Geheimnis! ist — weiß! ist — schön! ist — weiß! ist — weiß!“ sang sie über die Treppenstufen und schüttelte ihr Haar. Dann kehrte sie um und holte ein Schächtelchen Streichhölzer. „Das Geheimnis ist im Dunkeln, Mamme; darum ist es gerade ein Geheimnis,“ flüsterte sie mit großen Augen. „Dir allein, Mamme! dir allein.“ Mit ihren eigensinnigen kleinen Händen drehte sie den Schlüssel im Vorhängeschloß und zündete die Hölzchen an, glücklich die Mutter einmal zu haben, ganz nah, ganz fest, und ihr etwas zu zeigen, etwas Merkwürdiges, etwas ... „Hier! hier ist es! hier!“ Triumphierend leuchtete sie mit dem blauen Flämmchen in eine Ecke hinein, zwischen die Kartoffeln, die lange, weiße Keime getrieben hatten, mit denen sie nach Licht und Erde zu tasten schienen. „Eine Blume! ein schönes Geheimnis! sieh!“

Die Mutter hielt ihr Mädchen an der Hand; ihr ernstes Gesicht hatte die ängstliche Spannung verloren. „Ja, Rösli, ja, mein Liebling.“

Ein merkwürdige Ergriffenheit überkam sie vor dieser Blume in dem schwarzen, schmutzigen Keller, vor dieser zarten Hyazinthe, deren vergessene, weggeworfene Zwiebel hier in der häßlichen Dunkelheit einen Schoß getrieben, einen Blütenschaft getrieben hatte.

Bei dem unsicheren, immer schnell verlöschenden Streichholzlicht beugte sich Josefine mit ihrem Kinde an der Hand über das duftende Wunder des Lebens.

„Weiß, Mama, ganz weiß!“ flüsterte die Kleine feierlich. „Siehst du es jetzt? ist es nicht ein schönes Geheimnis?“

So schön, so einfach, so selbstverständlich erhob sich aus der dunklen Ecke die weiße Pflanze. Ganz fest und aufrecht stand sie auf den vielen nackten, weißen Wurzeln wie auf ihren eigenen Füßen. Weiß die Wurzeln, weiß die Zwiebel; die Blätter nicht grün, die Glocken nicht rot oder blau, alles wächsern bleich und doch nicht krank oder verkümmert. Reizend gebogene Blätter mit feinen, wasserklaren Längsadern, weiße, durchscheinende Glocken, so zart, so klar, daß der weiße Klöppel durch die Wandung schien. Ein Märchengebilde, keine Wirklichkeit, ein Idealbild ihrer selbst, eine Blume des Traumes, eine Hyazinthe der Phantasie ...

Mutter und Kind hielten sich fest umschlungen. In Josefine klang eine neue unfaßbar schöne Melodie. Der Fremde und die Blume und das Kind — waren sie sich nicht in irgend einer Art verwandt? war da nicht eine seltsame, verwirrende, entzückende Ähnlichkeit? Ist die arme Erde so reich? Woher kommt dies neue beseligende Licht? Wunder über Wunder!

„Mein Kind!“ hauchte sie, „meine süße Überraschung, meine neue Blume! Was entfaltet sich vor mir? War ich blind?“

Und das Kind fühlte die Zärtlichkeit der Mutter wie warme Wellen über sich rinnen, und es bebte und schauerte vor Glück ... „Was werden die Schmetterlinge zu ihr sagen, wenn sie sie sehen, Mama?“

Josefine seufzte, plötzlich erschreckend. „Kein Schmetterling wird sie besuchen, mein Kind.“

„Aber die Bienen? was werden die Bienen sagen?“

„Es ist Winter, mein Rösli, die Bienen schlafen ja alle.“

„Aber die Sonne, Mama?“

„Die Sonne, mein Kind? Nein, die Sonne darf diese Blume nicht sehen.“

„O — wie schade! Mama, wie schade! Warum darf die Blume die Sonne nicht sehen?“

„Wenn die Sonne sie trifft, dann wird die Blume sterben und verdorren.“

Rösli hielt eilig die Händchen über die Blume. „Sterben und verdorren? Nein! Ich will ein Häuschen machen mit den Händen. Sie soll nicht sterben! nicht sterben!“ Schon zitterte Trauer in des Kindes Stimme. „Mama?“

Die Mutter — aber sie war sehr jung in diesem Augenblick — streichelte des Kin-

des Haar. „Der Mond wird sie bescheinen, und sie wird leuchten, schöner als alle Blumen,“ sagte sie träumend. „Leuchten in überirdischer Schönheit, und ihresgleichen wird nicht sein unter den Blumen des Waldes, des Gartens und der Wiese!“

Entzückt küßte die Kleine ihrer Mutter Kleid. „Ja! ja! ja!“ flüsterte sie wie berauscht. „Mehr, Mama! mehr, mehr!“

„In Dunkel und Vergessenheit, im schmutzigen, traurigen, lichtlosen Loche ist sie aufgeblüht,“ träumte die Frau dem horchenden Kinde ins Ohr, „und ihre Schönheit ist nicht die Schönheit dieser Welt; sie ist zarter, feiner, ätherischer als die Blume der Sonne, und fleckenlos steht sie inmitten des Schmutzes und strahlt nur um so heller und duftet nur um so berauschender ...“

Die Kleine hob die Arme empor. „Ist das Märchen aus? Du weißt so schöne Märchen, Mamme! Aber — ist es nicht traurig?“

Das Stimmchen hallte wie ein Schluchzen aus.

„Vielleicht auch traurig,“ sagte Josefine vor sich hin.

„Und bleibt hier ganz allein?“

„Wir kommen alle Tage.“

„Arme Blume! gelt, Mama?“

„Arme Blume.“

„Ganz allein, Mama!“

„Ganz allein —“

(Fortsetzung folgt.)

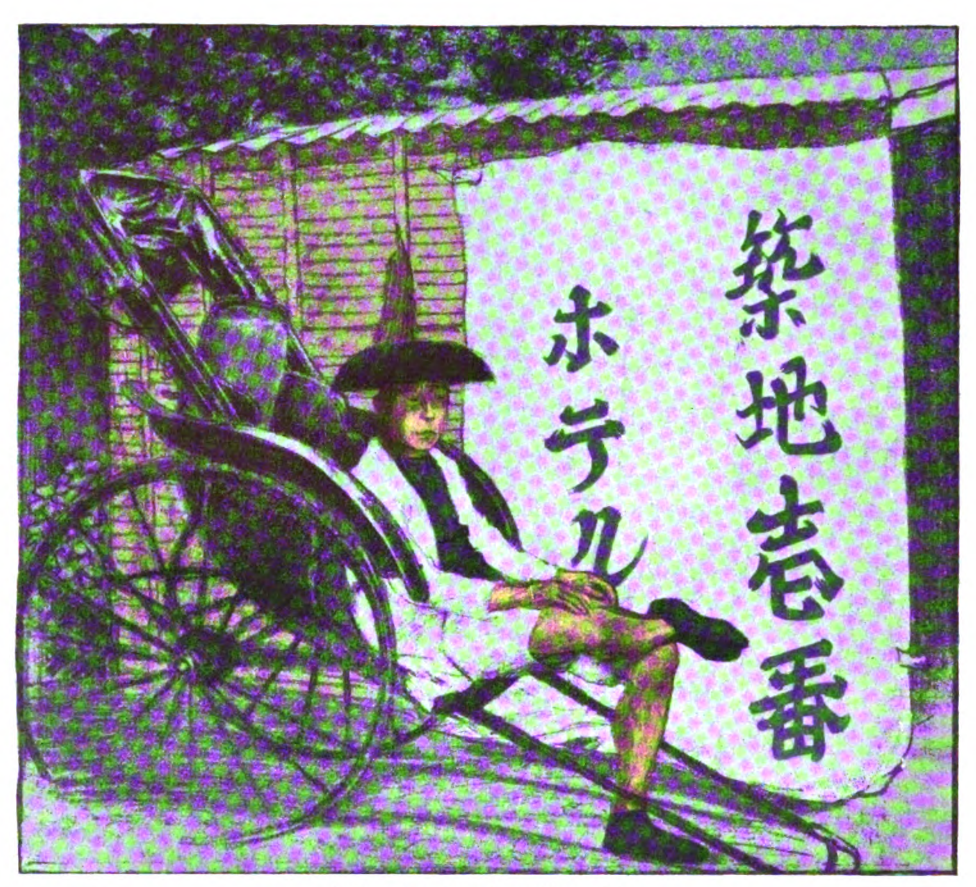


Abendspaziergang

Früher, da gingen wir immer zu zwein,
Es mochte regnen, mochte schnein,
Mocht' Sturm uns zausen, der Donner krachen,
Was scherte uns das!
Wir konnten lachen,
Denn wir gingen zu zwein!

Heut zeigt mir der Himmel sein schönstes Gesicht,
In zartem Blauweiß ein Duftgedicht,
Blaßvioletter Abendschein
Säumt ihn dort hinten leis dämmernd ein,
Über den weiten Wasserspiegel
Gleiten die Segel, wie Riesenflügel,
Gleiten die Schwäne, still, weiß und schlank,
Gleitet fernher des Orchesters Klang;
An mir vorüber reiten, fahren
Und radeln junge Menschenscharen;
Die hellen Kleider leuchten so,
Die hellen Stimmen klingen froh,
Die ganze Welt scheint zum Freuen gemacht!
Nur mir ist das Herz schwer, — wozu all die Pracht
Von Wasser und Wolken im Abendschein?
Laßt doch das Tönen, das Lachen sein
Für mich hier allein, —
Es schneidet mir ins Herz hinein.
Früher, ja früher, da konnt es mich freun, —
Denn — wir gingen zu zwein! — — —

Adalbert Meinhardt.



Kuruma-Ya, japanischer Wagenzieher.

Japanisches Leben

Nach den Skizzenbüchern des Malers Emil Orlik

von

Alfred W. Fred

(Nachdruck ist untersagt.)

Dreimal hat die Kunstentwickelung Europas im neunzehnten Jahrhundert scheinbar neu angesetzt. Dreimal hatte es vorher Stagnationen gegeben, schien der Strom zu versiegen, als sei solches je möglich, und dreimal ereignete sich das nämliche Spiel, daß in den verschiedenen Kulturvölkern Europas der Boden zur Aufnahme gleichartigen Samens bereitet war und nur ein frischer Wind einige fruchtbare Körnchen herbeizutragen brauchte, um die Schaffenden in jene Bahn zu lenken, der ihre Talente und ihre Stimmungen zugeneigt waren. Denn aufs höchste thöricht wäre es, zu glauben, daß fremde Beeinflussung etwas Äußerliches und Zufälliges sei, Sache der Mode oder, wie Superkluge glauben, praktisch geschäftliche Erwägungen des einen oder anderen. Die Kämpfe der ersten Jahrhunderthälfte, die vagen, heißen Wünsche, die schwachen, noch nicht realisierbaren Forderungen der Jünglinge galten der Befreiung vom erstarrten Inhalte der Malerei, der Loslösung vom Gedanklichen. Wiederum Sinn-



Geisha. Zu Fred: Japanisches Leben.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

lichkeit zu gewinnen, war der erste Schritt. Der Anschluß an die Natur — dies war der Sinn der präraffaelitischen Kämpfe, dieser ersten modernen Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts. Doch noch war die Befreiung vom Litterarischen nicht vollständig; daher kam das Unausgeglichene im Wesen dieser Kunst, deshalb blieb sie nur eine Episode auf dem Entwickelungsgange. Aber schon war hier ein Motiv angezeigt und im Verlaufe auch ausgebildet, das zum bedeutsamsten Kulturfaktor der Zeit zu werden bestimmt war: die Sehnsucht nach der Universalität, der Verquickung und Verschmelzung aller Künste. So erblühte das Kunsthandwerk seit jenem Jahre 1848 aufs neue; zur gleichen Zeit aber gab ein Maler die ersten neuen Spiegelungen der Natur: Turner wagte es, seine flimmernden, nuancierten Seebilder zu malen, eine neue farbige Welt zu schaffen. Die Engländer waren die ersten; ihr Land hatte die glückliche Verbindung mit den Kolonien. Allerlei Indisches kam dort über die Meere, die bunten Stoffe gewöhnten an Farben. Die Phantasie des Ostens war bereit, jeden Gegenstand zu schmücken, den unser nüchterner Westen glatt und einfach läßt. Und dennoch sind es dann erst die Franzosen gewesen, die in jenem zweiten Anstoße die moderne Farbenkunst zur Vollendung brachten. Sie sind eben das Volk, das am leichtesten, freiesten und bereitwilligsten seine Persönlichkeit spielen läßt und herzeigt. Es war damals weder dem englischen noch dem deutschen Wesen gegeben, auf Ja und Nein seine innerlichste Impression in einem Kunstwerk preiszugeben. Jetzt ist es ja anders geworden. Aber vor dreißig Jahren war der deutsche Künstler vor allem zur Abstraktion geneigt. Da kamen denn die Männer von Fontainebleau, von Barbizon und eine neue Malerei. Und in derselben Periode, ebenfalls auf dem Umwege über Frankreich, begannen die Einwirkungen Japans, der dritte Einfluß im Jahrhundert, die Krönung der Bemühungen. Pariser waren es, die als erste die hohe Bedeutung und die Weite japanischer Kunst erkannten, und ihre Namen werden nie vergessen werden: es sind vor allem die Brüder Goncourt, die das Litterarische ostasiatischer Kunst fast ausgeschöpft haben, und an sie schließt sich eine Reihe von Sammlern, die alle ihr Teil an der Verbreitung haben — heute kann man es ja auf Grund geschichtlicher Betrachtung bereits sagen, daß alle Linienkunst unserer Zeit, sowie das Beste, was wir an dekorativer Malerei und Kunsthandwerk haben, ohne japanische Einflüsse undenkbar ist.

Denn was wir uns erst erkämpfen mußten: das Bewußtsein, daß die Schönheit jeglichem Dinge innewohnen müsse, alle Theorie des Kunsthandwerkes, sowie das Bedürfnis nach einem Stile des Lebens — das ist in Japan selbstverständlich. Je mehr wir in Europa von der Malerei des Landes, von seinen Potterieren, Kostümen und Gewohnheiten erfahren haben, desto höher mußte der Begriff japanischer Kultur in unseren Augen werden. Und doch ist es gerade im Wesen japanischer bildender Kunst aufs festeste begründet, daß die Vorstellungen, die wir auf solchem Wege vom Leben des Landes erhalten, einseitig, verschoben sind. Denn die ostasiatische Kunst ist Stilkunst, ihr Bestreben nicht getreue Wiedergabe des Lebens, sondern Auswahl der dekorativen Elemente jeglichen Anblicks. Und außerdem haben die japanischen Künstler — jede Holzschnittsammlung erweist dies — kein Interesse am Individuellen. Sie malen das Typische, und das mag wohl eine Eigenschaft des ganzen Volkes sein; so erklärt es sich ja auch, daß bei einer Reihe von theatralischen Aufführungen, insbesondere den Kaguratänzen, einem religiösen Spiel, die Figuren Masken tragen, die auf e i n e n Zug ihrer Charaktere gestimmt sind. An unserem Gesichtswinkel gemessen ist also das Feld malerischer Darstellung altjapanischer Kunst nicht allzu weit, und in der That finden wir jedes Thema unendliche Male variiert. Es braucht wohl nicht noch angemerkt zu werden, daß solche Feststellung keinen Vorwurf enthält, weit eher den Ruhm gefesteter Stilkunst, die sicherlich ein höheres Niveau darstellt als der Naturalismus, der sich immer wieder nur als Schule zu höheren Zielen erweisen wird.

Oft und oft in den letzten Jahren haben wir also japanisches Land, die kleinen Menschen, ihre Frühlingsblumen und ihr Variété in den Schnitten ihrer heimatlichen Künstler gespiegelt gesehen, und in manchem wuchs



Ein japanischer Maler.

wohl die Begierde, mit eigenen Augen diese ostasiatische Kultur zu betrachten, und wie die jungen Japaner nach Paris in die Ateliers kommen und nun thörichterweise die alte Tradition der Heimat um fremder Technik willen verlassen, so mag es manchen europäischen Künstler in das östliche Land gezogen haben, dem die moderne Kunstentwickelung so unendliche Anregung zu danken hat. Doch ist es, soviel ich weiß, nur wenigen Malern vergönnt gewesen, solche Sehnsucht zu erfüllen. Eher gingen schon flinke Reiseschilderer hin; doch ist mit Bedauern zu sagen, daß es noch immer kein einigermaßen erschöpfendes Buch über japanische Kunst von einem Verständigen, der im Lande gewesen ist, giebt. Und doch ist da tausenderlei zu sehen, wovon wir keine Ahnung haben, und vor allem mit mitteleuropäischem Blicke zu erfassen. Diese Meinung wird immer stärker, wenn man, wozu jetzt die glückliche Gelegenheit ist, eine Sammlung von Aquarellen, Pastellen, Zeichnungen, Holzschnitten und Skizzenbüchern durchsieht, die der feine Künstler Emil Orlik von einer langen Studienzeit in Japan mitgebracht hat.

* * *

Emil Orlik ist ein Prager Kind. Seine Jugend verlebte er in der fleißigen Umgebung von Handwerkern, der Vater war Schneidermeister. Und man geht sicherlich nicht fehl, wenn man meint, daß die große Liebe Orliks, Handwerker in Skizzen, Schnitten und Bildern getreu, witzig und voll tiefster Anteilnahme für ihr Leben darzustellen, in solcher Jugend ihre Wurzeln hat. Zum Mediziner war er bestimmt, aber sein Drang führt ihn zur Münchener Akademie, er zeichnet in der Pinakothek, malt bei Knirr, seine Talente regen sich, und seine ersten künstlerischen Wünsche drehen sich um neue dekorativ-farbige Darstellungen. Die künstlerische Entwickelung Orliks, von der hier nur in aller Kürze gehandelt werden kann, führt ihn durch den Impressionismus durch; denn er ist ja im Jahre 1870 geboren, und als seine Künstlerschaft mannbar wurde, galt es den Kampf um die Franzosen. So war er denn in Paris, hat Jean François Millet kopiert und von René Bilotte, Monet und Pissaro gelernt und ist wohl auch unter Liebermanns Einfluß gestanden; doch hat ihm seine künstlerische Eigenart bald geholfen, in eigenen Tönen zu sprechen; seine Veranlagung trieb ihn zur Graphik, für die er besondere Talente hat.

Die Natur dieses Mannes ist von der erfreulichsten Rastlosigkeit. Er liebt jede künstlerische Materie, sucht sie zu durchdringen; er geht an jede Technik heran, um sie zu überwinden; er freut sich jeder Schwierigkeit, denn er kennt die letzte künstlerische Weisheit, daß man stetig wachsen müsse, um nicht zu sterben. So hat er sich als feiner Zeichner bethätigt, ist heute sicherlich der beste Graphiker im deutsch-österreichischen Lande, ein Radierer, mit den leisesten Tönen und der feinsten Gewalt Verschwimmendes zu sagen, und, was ich ihm am höchsten — wenn es sich denn überhaupt darum handelte, die eine Art der Bethätigung eines Künstlers gegen die andere abzuwerten — anrechnete, der Künstler, der eine neue Blüte des künstleri-

schen Holzschnittes erstehen ließ. All seine Kunst, ob es nun Malerei oder Buchschmuck ist, zeichnet sich durch dieselbe Feinheit der künstlerischen Rundheit, der Harmonie aus. So sind seine Aquarelle und Pastelle, die er in England vor Jahren gemacht hat, so gut wie die japanischen und jetzt böhmischen Bildchen von ungemeiner Zartheit und Treue. Er gehört eben zu den Leuten mit dem stärksten Naturgefühl und einer ungemeinen jeden Eindruck innerlich umformt, durchtränkt, stilisiert. Hier wird man die Brücke zum Japanischen in seiner künstlerischen Artung finden, das also, was ihn zu jenem Volke trieb. Denn nun, da er dort gewesen ist und, wie er früher gelernt hat, Macht über die Farbe zu gewinnen, nun die Kraft erworben hat, sich zu beschränken, ist er kein sklavischer Nachahmer altjapanischer Art geworden, sondern spricht seine eigenste Sprache.



Japanische Kinder, die ihre Geschwister tragen.

Fähigkeit, auf verschiedene Eindrücke zu reagieren; im höchsten Sinne empfänglich, ist er doch kein Abmaler der Natur, da er

So konnten seine Bilder und Schnitte aus Japan Besseres werden als Versuche in fremder Technik, sie wurden künstlerische

Spiegelungen einer fremden Kultur. Und wir danken Emil Orlik einen neuartigen Begriff japanischen Wesens.

* *
*

Das Land ist seltsam und voll von tausend Reizen. Zwischen den Formen der Kunst und denen des Lebens ist kein Abstand. Sowie die Geräte des Alltags künstlerische Linien aufweisen — und das Künstlerische muß ja nur im Willen zur Schönheit und der Einfachheit liegen —, so scheinen diese Menschen jede Handlung mit besonderer Grazie zu vollziehen. Wenn man das Paradoxon wagen darf: sie leben ein stilisiertes Leben. Die Frauen gehen mit einer besonderen Linie des Körpers, sie kleiden sich in sorgsam gewählte Farben. Der Handwerker hebt den Hammer mit gemessener, schöner Bewegung, das Leben dieser Menschen ist noch wenig vergiftet durch Hast, Unruhe und eiligen Ärger; noch haben sie Zeit zum Leben.



Japanische Frauenköpfe.

Von alledem konnte man schon manches verspüren, wenn man sich alte Holzschnitte von Utamaro, Sunsho, Hokusai oder anderen ansah, mehr noch, wenn einem glückliche Gelegenheit eines der seltenen Exemplare der Mangwa des Hokusai in die Hand spielte, in der dieser wunderbar flinke und ausdrucksvolle Mann Tausende und Tausende von Impressionen eintrug, ein Bilderlexikon alles Lebens in seinen Ekstasen und Alltäglichkeiten. Und manchmal ist es von ganz besonderem Reize, Orliks Skizzen daneben zu legen; man erkennt, was der Europäer sieht, und man spürt sein Erstaunen über die fremdländische Art durch. Und wie die Wissenschaftslehre sagt, daß das Staunen der Urgrund aller Philosophie ist, so wird es wohl auch ein Motiv zur künstlerischen Darstellung sein.

Orlik hat offene Augen. Nicht von allem, was er sah und was in seinen reichen Skizzenbüchern verzeichnet ist, können hier Abbildungen gebracht werden. So muß auch im Texte manches von dem Platz finden, was ich da erschaut habe, oder was der Künstler selbst, in dessen Blut ja natürlich einiges von japanischer Kultur übergegangen ist, auf manchem Gange mir erzählt hat. Vielleicht erstehen so im Leser allerlei kleine Bildchen fremder Art.

* *
*

Der Landschaft selbst sind zarte Farbentöne gegeben, und die Bäume geben zarte, schlanke Linien ab. Die Häuser stehen als lustige Farbflecken drin, natürlich aus Holz gebaut und manchmal ganz urwaldmäßig und blockhüttenhaft anmutend durch die oft wuchtig gebogenen Linien dieser Holzarchitektur. An malerischer Wirkung fehlt es nicht. Und es ist natürlich, daß die Tempel und ihre Schatzhäuser ganz besonderen Prunk aufweisen. Die Gotteshäuser sind die Kunstgewerbemuseen Japans. Der Ritus forderte mancherlei Gerät und Figur, aber auch was sonst an Schönheit hohen Wert hatte, wurde dem Gotte geschenkt. Die Sorglichkeit und die große ästhetische Sehnsucht des Volkes schufen aber immer neue kunstgewerbliche Bedürfnisse. Da sind die Gottesfiguren, Truhen, sie zu bewahren, Beutel und Stoffüberzüge, womöglich ein neuer Schutz für diesen Bezug — und all das in Farbe und Ornament von unsäglicher Edelheit, von großem Reichtum an Einfällen und vor allem durch Schönheit des prächtigen Materials

wirksam. Denn darin erweist sich das Schönheitsbedürfnis dieses Volkes am präcisesten, daß man auf die Echtheit, Auswahl und vollkommene Bearbeitung des Materials die allergrößte Obacht gab. Wie jeder Tempel, so hat auch jedes Haus des wohlhabenden Japaners sein Nebenhaus, die Kura, das Schatzhaus, in dem die Kunstwerke bewahrt werden. Denn das Wohnhaus selbst ist vollkommen leer. Was wir Einrichtung nennen, das kennt man in Japan nicht, das Innere des Hauses ist durch Schiebethüren in einzelne Räume geteilt, die aber keinen Hausrat bergen. Die Leute schlafen auf dem Boden, legen sich bescheidentlich auf Matratzen (fu-tons), höchstens daß es noch Kopfkissen (makura) giebt; und wie man bei uns die Kissen mit Linnen bezieht, so breitet man in Japan, der Heimat des kostbarsten Papiers — eben Papier über die Kissen. Die Makura hat aber in der Kunstgeschichte ihre eigene Bedeutung, denn makura-ye, Kopfkissenbilder, nennt man erotische Darstellungen, die einer alten Sitte gemäß der Braut am Vermählungstage unters Kopfkissen gelegt werden. Futon und Makura, das ist also das Mobiliar der Schlafzimmer. Die Wohnräume aber haben Kissen, auf denen man sitzt, niedrige Hocker, auf denen die Theetasse steht, und als Hauptsache der Einrichtung: eine Nische. In dieser Nische hängt der Kakemono, das gerollte Bild, vom großen Meister gemalt, hier steht ein heiliges Bildwerk, vielleicht auch eine Vase mit frischen Blumen, die der Japaner und die Japanerin über alles lieben. Das weiß man ja aus vielen malerischen Darstellungen, die Blätter und Blüten mit unsäglicher Liebe und Versenkung darstellen, und der Wiener Peter Altenberg hatte ganz recht, als er das Wort prägte: „Ein Japaner malt einen Blütenzweig, und es ist der Frühling.“ Im Wohnzimmer hängt vielleicht noch ein gerahmtes Bild „Gaku“, eine Naturdarstellung oder ein Spruch, vielleicht auch ein anscheinend rein ornamentales, dekoratives Kunstwerk, das dem Eingeweihten aber manche philosophische Weisheit offenbart, denn die meisten Darstellungen haben besondere allegorische Bedeutung. Deshalb mag auch statt des Bildes ein schöner kalligraphischer Spruch an der Wand hängen, eine Lehre fürs Leben. Sonst ist nichts im Zimmer. Höchstens noch eine spanische Wand mit Stickerei, Applikation oder zarter Wasserfarbenmalerei geschmückt, die aber hier nicht spanisch, sondern gut japanisch: Byobu heißt. Allen anderen Besitz birgt die Kura, das Schatzhaus, mit dem englisch-japanischen Ausdrucke auch gern „Godawn“ genannt. Der besondere Witz der japanischen Interieurs aber liegt darin, daß die Kunstwerke Kakemono, Figur, Vase und spanisch-japanische Byobu nach der Stimmung des Bewohners gewechselt werden. Heute hängt an seiner Wand der Frühling, und morgen, da sein Gemüt von Beschaulichkeit und nachdenklichem Wesen erfüllt ist, sieht er vor sich den heiligen Berg Fuji, zu dem die vielen Karawanen pilgern und die bittenden Menschen.


Japanischer Schauspieler in einer Frauenrolle.


Ein Kuli (Tagelöhner) in Japan.

Oder ein Gast, der Ehre verdient, kommt, von dem man weiß, er ist ein Sensei, was Professor oder Verständiger heißt, kurz, der japanische Kaffeehaustitel für „Herr Doktor“ ist, und der Sensei liebt Korin — da kommt aus der Schatzkammer ein herrlicher Kake-

mono Korins, und das Interieur wird so nach der Sehnsucht des Besuchers gestimmt. In der That: es scheint mir eine tiefe Weisheit darin zu liegen, daß der Japaner mit seiner künstlerischen Umgebung wechselt. Nur so kann man stets frische Augen für die Reize seines Besitzes sich bewahren. Was man stündlich sieht, müßte ganz besondere Kraft haben, um wirksam zu bleiben.

In diesem Wohnzimmer nun geht das Leben des Tages vor sich. Hier wird empfangen, hier spielt sich dann die Theeceremonie — cha-no-yu — ab, wenn sie nicht in einem besonderen Theehäuschen vor sich geht. Das ist nun eine umständliche Feierlichkeit, wenn unter vielen Verbeugungen die Theebüchse, eine kostbare Lackarbeit, oder eine der glasierten Potterien aus Satsuma, Takatori oder Seto, wie sie jetzt vorbildlich für die modernste Keramik der Franzosen geworden sind, aus dem Damastbeutel geholt, die aus kostbarem Steingut gefertigten chawans (Theeschalen) gefüllt werden und die Frauen und Mädchen des Hauses den Gast bewirten. Hier tritt das Weib in seine Rechte, und die Theeceremonie ist ihre eigentlichste Funktion. Und so, wie bei uns die Mädchen zu einem Lehrer oder einer Lehrerin für Anstandslehre in die Tanzstunde gehen, so giebt es in Japan Lehrer der Theeceremonie.



Japanische Frau und Kinder. Bild aus Tokio.

So ein Lehrplan für die Erziehung eines kleinen Japanermädchens, soweit nicht schon europäische Sitten die heimatlichen Gebräuche verdrängt haben, weist ja noch manchen Gegenstand auf, der bei uns vernachlässigt wird, und ich muß gestehen, ganz moderne Wünsche erweisen sich hier als uralte Selbstverständlichkeiten. Da giebt es Schulen, wo Mädchen nicht so sehr die Pflege der Blumen als die Kunst, sie zart und gefällig zu binden, lernen. Da sind ja so Wünsche, wie sie für unsere Bürgerkinder von Alfred Lichtwark in Hamburg seit ein paar Jahren geäußert werden. Und es giebt einen klaren Begriff des immanenten Schönheitstriebes dieser Nation, daß die Frauen durch ihre Erziehung an die ästhetische Mission ihres Lebens gemahnt werden. Natürlich ist es, daß die jungen Mädchen Musik und Malerei lernen, auf manchem Bilde sieht man sie dasitzen und die Koto, eine Zitherart, spielen oder den Samisen, eine Laute, schlagen. Noch mancherlei sonst muß der jungen Japanerin ins Blut übergehen, denn es ist ein Land strenger Etikette, geregelter Formen.

Da ist das Kapitel der Kleidung. Der Schnitt ist ja, wie man aus vielerlei Abbildungen weiß, stets der gleiche, bestimmt und fähig, die Körperlinie in schöner Biegung zu zeigen. Aber die Zusammenstellung der Farbe, die ja bei diesem Volke dekorativer Neigungen die größte Wichtigkeit hat, ist eine Wissenschaft, in die der Europäer nie ganz einzudringen vermag. Selbst Emil Orlik, der einem sonst mit vieler Klarheit, aus der tiefen Liebe zur japanischen Kultur heraus, alles zu erklären weiß, konnte mir nur einige Grundzüge angeben: also natürlich wechseln vorerst die Farben mit dem Wetter und der Stimmung der Gelegenheit. Das ist schließlich auch bei uns so. Wohlthätig aber scheint mir das zwar nicht aufgeschriebene, aber unerschütterliche Gesetz, daß die Farbe dem Alter entsprechend nach ganz festen Regeln wechselt; so tragen die Kinder das bunteste Zeug, mit sechzehn Jahren etwa werden Muster und Nuancen ruhiger, nur ein buntes Band

bringt noch Fröhlichkeit in das Kostüm, und einer Frau über dreißig Jahren wird es nie einfallen dürfen, hellfarbige Kleidung zu nehmen.

Soll nun über die Natur der Japanerin etwas gesagt werden, so wäre wohl das das erste und wichtigste: sie ist sehr weiblich, ihre Zärtlichkeit und Weichheit ist groß. Sie ist schwatzhaft; aber dieses Volk hat weise Gesetzgeber, und Schwatzhaftigkeit ist ein Scheidungsgrund — in Japan. Ihre Stellung im Hause ist, ein Element der Schönheit abzugeben, ein hübsches Bild — man kann also darüber nicht wegtäuschen, sie ist nicht Hauptperson. Die kleine Japanerin heiratet sehr jung, nie durch eigenen Entschluß, immer von den Eltern durch Vermittler dem Gatten zugeführt. Dann altert sie in seinem Hause, muß zusehen, wie er sich anderen Frauen zuwendet, ist froh und glücklich, wenn er wenigstens zu Hause bleibt, statt zu den bösen Geishas zu gehen und ins Johivara, ins Viertel der Freuden zu Tokio.

Das Theehaus — es spielt die größte Rolle im Leben. Das wissen wir braven Europäer schon aus mancher Operette. Im Theehaus — man trinkt Thee oder Sakke, warmen Reiswein — sind die Auktionen der Kunstgegenstände, im Theehaus singen die kleinen Geishas, die japanischen Überbrettldamen. Die Geisha ist Künstlerin; man denke nicht, ihr Singen und Spielen sei nur ein Nebenbei. Früh beginnt die Lehrzeit der jungen Dame. Sie wird vom Unternehmer in eine Schule gesteckt, wird zuerst Tänzerin — in Kioto, übrigens dem Florenz Japans, wo alte Tempel, Klöster und Paläste die höchste Kunsttradition verraten, heißt sie dann Maika, in Tokio Shaka —, und erst mit siebzehn Jahren wird sie Geisha, singt kleine dramatische Scenen, spielt die Pantomime. Auch die Sada Yacco, von der seit der Pariser Ausstellung in Europa der Ruhm geht, soll, wie berichtet wird, daheim eine Geisha gewesen sein. Neben den Geishas aber giebt es im Theehaus und seiner näheren Umgebung vielerlei sonst, wovon die Holzschnitte berichten, geschmückte Mädchen hinter Gitterthüren, die leicht zu öffnen sind. ...

Vom Variété des Lebens bis zum wirklichen Theater ist auch in Japan nur ein Schritt. Doch ist die wirkliche Bühne bis vor kurzem, wie die Leser aus Adolf Fischers hier (Monatshefte, Januar 1901) veröffentlichtem Aufsatz wissen, frei von Schauspielerinnen gewesen. Wie in Shakespeares Zeiten, spielten Männer auch die Frauenrollen. Überhaupt — das japanische Bühnenbild ist vom unserigen völlig verschieden, und so seltsam es klingt, es ähnelt sehr unserer Vorstellung des griechischen Theaters. Die Gleichheit liegt vor allem im Chor. Rechts von der Bühne sitzen nämlich die Sänger, welche den Gang der Handlung, ganz so, wie es im hellenischen Drama geschah, mit traurigem oder heiterem Gesang begleiten, links spielt die Musik — doch ist bekannt, daß der japanische Begriff von Tonkunst unserem widerspricht. Die Darsteller selbst nehmen ihren Weg auf die Bühne, die, wie man sieht, zwischen Chor und Musik liegt, durch den Zuschauerraum. Ja, die Handlung fängt bereits an, während die Schauspieler noch die „Blumenwege“ zwischen dem Publikum durchschreiten. Dem ersten Darsteller ging früher in handgreiflicher Symbolik der Kurombo, ein Lichtträger, voran, der in wichtigen Scenen das Gesicht des Schauspielers beleuchtete. Das Stück selbst ist meist historisch, oft den Kampf der Vasallen gegen die Dynastie behandelnd. Das Theater dauert, wieder wie in Hellas, den ganzen Tag. Die Schauspielkunst ist eine merkwürdige Mischung von Naturalismus und Stilisierung. Während ein Mord z. B. auf das krasseste dargestellt wird, das Blut zur Decke spritzt, strebt die Dekoration durchaus nicht nach der Vortäuschung der Wirklichkeit, sucht nur Stimmung zu machen, ein Gefühl im Beschauer auszulösen, das



Eine Geisha.

dem entspricht, welches ihm ein Wald, ein Schloß, ein dunkler Raum in der Wirklichkeit gäbe. Vorhang, Coulisse, Kostüm — überall sind die Farben auf das feinste und harmonischste abgestimmt, und die größte Sorgfalt ist auf die dekorative Wirkung des Bühnenbildes verwandt. Es ist aber auch anzumerken, daß nach den Berichten europäischer Zuhörer das Publikum feine Ohren und Augen für Andeutungen hat, so daß sich oft Regisseur, Maler und Darsteller begnügen können, leise Winke zu geben, und es getrost der artistischen Phantasie des Publikums überlassen dürfen, die Andeutungen auszugestalten.



Ein Matou, japanische Kiefer.

* * *

Man sieht auf einem der Bilder Orliks, die ja sonst leicht verständlich sind, einen Maler, der, auf den Knien hockend, sein Werk entwirft. Dieses Bild erklärt manches von der Komposition japanischer Malerei und Holzschneidekunst. Die Stellung des Künstlers zu seinem Bilde, seine Art, die Dinge zu malen, ist natürlich bedingt durch die gewöhnliche Körperhaltung der Leute, wenn sie die Natur betrachten — und das thun sie eben auf den Knien hockend. Man wird sich, denkt man daran, manche Sonderbarkeit der japanischen Kompositionsweise erklären können; vor allem die Perspektivelosigkeit. Doch wird man auch nicht vergessen dürfen, daß Naturvortäuschung von allem Anfang an nicht zu den Absichten ostasiatischer Kunst gehört. Das Ziel ist Stil, dekorative Schönheit. Und in solchem Lichte, mit den bildenden Künsten als Mittelpunkt aller künstlerischen Bethätigung, wie es bei uns die Musik, in Italien etwa Musik und Drama, in Frankreich etwa die Litteratur ist, muß man sich das Leben des Landes vorstellen.

Es wäre ein großes Verkennen der Thatsachen, wollte man glauben, daß die japanische Kunst, die in allen ihren Raffinements für uns Feinschmeckerkost ist, in der Heimat Kaviar fürs Volk wäre. Die bei uns so geschätzten und durch Snobismus wie geschickten Handel jetzt zu wahnsinnigen Preisen getriebenen Holzschnittdrucke in Japan Alltäglichkeit, waren billige Buchillustration und sind erst auf dem Umwege über Paris und London nun wieder zu neuen Ehren gelangt. Zur Zeit wird man allerdings auf gute, echte Drucke des Hokusai und Utamaro auch in Japan nur selten stoßen; das Fälschergewerbe blüht, von den alten Stöcken wird auf neuem, natürlich schlechterem Papier neugedruckt.

Früher galt nach altem Satze in Japan alles Chinesische viel höher. Die uralte Tradition Chinas spielt da mit, und dann ist es ja auch das Mutterland. Es ist auch nicht zu verkennen, daß alle wirkliche echte, alte chinesische Kunst in der That im Niveau über der japanischen steht, vor allem gilt das für die Bildnerei. Chinesische Art hat mehr Stil, japanische neigt mehr zum Realismus und Impressionismus.

Die eigentliche Epoche des japanischen Naturalismus dürfen wir um das Jahr 1780 ansetzen, denn Hokusai, dessen Blüte in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fällt, ist schon wieder beim Impressionismus angelangt, was man bei Betrachtung seines Skizzenbuches gleich merkt. Die höchste Blüte

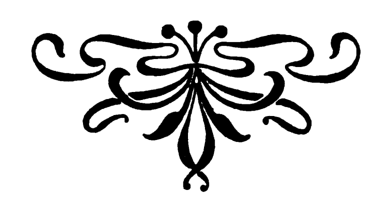
japanischer Kunst zu allen Zeiten war immer dekorativ, ob es sich nun um kleine Blätter oder Fresken an den Wänden handelte.

Doch haben die größten Künstler des Landes niemals den innigen Anschluß an die bewegte Natur vergessen, und in der Mangwa des Hokusai, diesem Reallexikon japanischen Lebens, findet sich eine Scene aus einer Malschule, die modernere Erziehungsprincipien zeigt, als je in Europa vor den letzten zwei oder drei Jahren geherrscht haben. Da sitzen um den Lehrer die Schüler herum und malen nach lebendem Modell, nach krähenden Hähnen, watschelnden Hühnchen, zappelnden Insekten. Das ist wahrhaftig noch ganz anders instruktiv als die präraffaelitische Methode, die vor fünfzig Jahren in Europa eine kleine Revolution zu machen bestrebt war, da vom Schüler verlangt wurde, beharrlich alte Cigarrenschachteln zu malen, um sich Form und Farbe einzuprägen. Wieviel geistreicher ist die japanische Methode, die wahrhaftig zum Naturverständnis und also zur Naturliebe zwingt; der alte Ruskin hätte an diesem Bildchen seine helle Freude gehabt. So berühren sich eben die Linien der Kunstentwickelung in ihren Gipfelpunkten.

„Modern“ sozusagen ist ja japanische Kunst in jeder Spielart; man sehe sich nur in irgend einer Sammlung die Kleinkunst, Plastik an: Ziele der Franzosen von heute und morgen, die Darstellung der Bewegung, Rodinsche Verschlingungen, enge Komposition im kleinsten Raum, Stilisierung bis zur höchsten Einfachheit — das sind alles künstlerische Thaten, die von den Japanern in ihren kleinen Göttern oder den Netzkes, den Verschlüssen der Medizinbüchsen, die sie bei sich tragen, längst vollbracht sind. Und oft erweist sich, je älter die Werke sind, eine unerhörte Kraft grotesker Phantasie.

Die junge japanische Kunst — das scheint ein trauriges Kapitel. Die Maler gehen nach Paris, machen alle Kunststücke mit, werden Pointillisten, Vibristen, finden dann die Brücke zur künstlerischen Vergangenheit nicht mehr, sind heimatlos. Denn dies scheint nach allem, was man hört, die Gefahr des Landes zu sein: der Wunsch, europäisch zu werden. Der Snobismus herrscht. Sie verachten ihre alte Kultur, um unserer oder gar der Amerikaner Geschäftsklugheit willen, und an die Stelle ihrer schönen, beschaulichen, ästhetischen Lebensformen sind sie auf das eifrigste bemüht, hastige, häßliche Jingoismen zu setzen.

Wir unsererseits aber blicken nach Osten. Das sind so gegenläufige Bewegungen, witzige Kreuzungen im kulturellen Entwickelungsleben — übrigens auch ein neues Zeugnis, daß die Sehnsucht nach dem Verschlossenen, der Natur Fernen eine Triebkraft künstlerischer Bethätigung bildet.





Ein Besuch im Atelier Böcklins

Von

E. Paulus

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war ein Märztag, einige Wochen nach Böcklins Tode. Das Thal von Florenz war von zerteilten Nebelmassen erfüllt, aus denen die toskanischen Hügel wie Inseln der Seligen, stille, wunderbare Gemälde, auftauchten. Inseln, deren Cypressen und schweigsame Bauwerke mit scharfen Konturen in die tiefe Himmelsbläue über dem Nebelmeer ragten. Ein Frühlingshauch umfing schon mit der lichten Poesie des jungen Grün Gärten und Halden. Im Wiesengrund leuchteten schüchtern erste Blüten. Aus dem die Mauern überwuchernden uralten Epheu stiegen, ihre zarten Laubschleier wiegend, Birken oder die dunklen Kuppeln der Steineichen empor; zwischen den silberig grauen Oliven schimmerten Mandelbäume und Aprikosen. Neben abgetrockneten Ranken des wilden Weins, der die Gemäuer überhing, drängten sich buschig schon die rötlichen Triebe der jungen Rosenblätter. Leicht flutete hier der Nebel über der diskreten, reinen Farbenfülle Toskanas, der sich undurchdringlich in den ferneren Thalmulden lagerte. Die Luft zog mild, würzig, von einer feinen, herben Frische, wie die Atmosphäre Böcklinscher Landschaft.

Als wir hinaufkamen, lag die Böcklinsche Villa in einer breiten, tiefen Nebelspalte, warm und heiter, von mildem Licht übergossen. Gegen die ernste Wand ihres Cypressenhaines lehnt sich das idyllische Landhaus, vor dem ein blauer Eukalyptus sich erhebt. In Steineichen und Lorbeerhecken des Gartens verstecken sich Statuen, und alles ist von starker Mauer umschlossen. Ziemlich verborgen liegt die Eingangspforte. Ein kleiner, böse aussehender, schwarzer Hund empfing uns mit mißtrauischen Blicken und bedrohlichem Gebell. Erst als die bedienende Italienerin das Thor wieder hinter uns geschlossen hatte und wir keine unberechtigten Eindringlinge in dies Reich zu sein schienen, beruhigte er sich und begleitete uns an dem gleich ihm böse und erstaunt blickenden Papagei vorüber, still bis an die Thür des dem Wohnhaus gegenüber liegenden Ateliers, wo er sich wachehaltend hinsetzte.

Wir selbst traten in den in zwei Abteilungen eingeteilten Raum. Die rechte Wand zeigt matten Elfenbeinton. Der Raum war leer. Die andere Abteilung, einfach, auch fast leer, enthielt ein paar Gemälde, Studien auf Staffeleien, Kartons, einen Farbenschrank, ein paar gewöhnliche Tische, Stühle und Malgeräte, wie der Künstler sie alltäglich benutzte. Hier sind die Wände schwarz, das Gebälk olivengrün markiert. An dem an der Langwand oben hinlaufenden Fenster, halb zusammengeschoben, ein ziemlich intensiv blauer, dünner Vorhang. Links die Staffelei, vor der er zuletzt gearbeitet, sein Stuhl, ein Schemel mit Pinseln, Farben und Palette. Das ist alles. Das Gemach eines Mannes, der die zwecklose Dekoration haßte, weil sie ihn beengte. Nicht in einem üppigen Raum, allein, mit seiner vollen Künstlerseele empfing er die Göttin Phantasie. Er wußte, daß die Poesie nur selten aus den Dekorationen emporsteigt.

„Alles ist stehen geblieben, wie es unser armer Herr verlassen," sagte leise das italienische Mädchen. „Wie oft hat er sich in den letzten Monaten noch hierher geschleppt. Viel hat er nicht mehr arbeiten können, der arme Meister, manchmal hat er auch nur still vor den Bildern gesessen; manchmal malte er ein wenig, und dann kam er wieder und schaute das Bild nur an. Immer wollte er arbeiten, immer hat er gearbeitet."

Ich habe oft sagen hören, daß man in dem Raum, in dem ein großer Mensch gelebt, diesen gleichsam noch gegenwärtig fühle. Im Gegenteil! Der Eindruck, daß er nicht mehr da war, daß wir hier eindringen durften, ergriff mich auf das peinlichste. Alle Gegenstände, von denen er täglich umgeben war, der Stuhl, auf dem er gesessen, die Pinsel, die seine Hand geführt, die Farben, die er gemischt, Sachen, die er seit langen Zeiten um sich gehabt hatte, wie ein Porträt eines früh verstorbenen Kindes, eine kleine Iride auf dem Regenbogen, auf Goldgrund gemalt, die Karten und Tische, die zurückgelassenen Skizzen, alles, worauf das nüchterne Tageslicht blickte, schien unendlich verwaist, als sei es mit einer stummen Frage nach dem großen Meister in Lethargie versunken und in öder Trostlosigkeit erstarrt. Der Genius, der mit dem Zauberstab Quellen aus den Felsen schlug, hat Abschied genommen. Der Meister kommt nicht zurück, um hier zu schaffen. Er ist schlafen gegangen vor Porta Romana bei den großen stillen Cypressen. Aber er ist mit tiefer, klarer Spur über die Erde gegangen und hat eine köstliche Hinterlassenschaft hingeschenkt an die Guten und Bösen, Großen und Kleinen, Gerechten und Ungerechten. Sie mögen seine große, selbständige, von Richtungen unabhängige Kunst als ein Evangelium der Schönheit verstehen oder nicht. Das war ihm schon im Leben einerlei.

Er war ein Schöpfer! Nicht der, der mit höchster Gewissenhaftigkeit der Natur nachgeht, sondern der, dem die Erfassung des Organischen im Daseinskreise gelungen, ist er von uns geschieden. Die Treue seiner künstlerischen Wiedergabe bezog sich nicht auf äußerliche, sondern auf die tieferliegenden Werte im Dasein. Darum kann er selbst keine vorübergehende Größe sein. Die Schönheit seiner Kunst ist ergreifend und wohlthuend, denn sie ist absichtslos. Was er schafft, ist und muß sein. Niemandem, der ihn versteht, kann es einfallen, ihm zu Gunsten der ärmlichen Korrektheit auch nur eine Linie verrücken zu wollen.

Während ich mich still vor das nicht ganz vollendete Gemälde einer jungen, vor einem dunklen Hain an einen Marmorblock gelehnten Muse mit klarem, weitschauendem Blick hingesetzt hatte, entrückte sich mir die Gegenwart. Böcklins Kunst, in der phantastischen Fülle ihrer Gestalten, drängte sich an meinem inneren Auge vorüber.

Das Bild der Muse, auf welches ich schaute, leuchtete mir mit der warmen Poesie seiner Farben entgegen, und mir war, als wandere ich, ihrem Blick folgend, durch den stillen Hain, der sich hinter ihr aufbaut, hindurch, mitten in das Land der Götter hinein. Es überflutete mich die Frische und Unmittelbarkeit Böcklinschen Kunstgefühls.

Böcklin war als ein oft schroffer und abweisender Mann bekannt, als zurückhaltend und schweigsam. Er schwieg wie die, die viel in der Seele haben, die auf das gleichgültige Gespräch nicht achten, wenn es in ihnen redet. Wenn in seinem Inneren tiefe, volle Accorde erklangen, hat er das fragwürdige Vergnügen der Konversation verschmähen können. Aber der zu überflüssigem Reden nicht geneigt war, sagt uns in der Sprache der Kunst in Überfluß, was sein Inneres bewegte und durchströmte. Es durchströmte ihn die große antike Freude am Dasein, wie sie nur starke und völlig gesunde Naturen zu empfinden vermögen. Nicht klassisches Anlehnungsbedürfnis hat sie ihm erweckt. Seine mythologischen Gestalten offenbaren eigenstes Leben. Die Fabelwesen seiner Kunst sind Kinder individuellster Phantasie, und wie er Meere, Wiesen, Haine um sie ausbreitet, sind sie in diesen eingeboren.

Hervorragend ist seine Fähigkeit, monumental zu wirken, unauslöschliche dramatische Eindrücke hervorzurufen. Die Empfindung in seiner „Beweinung Christi“ ist so intensiv, daß Fehler der Zeichnung, falsche Größenverhältnisse der Figuren zueinander völlig vergessen werden. Die Gruppe des Johannes und der Magdalena ist von packender Gewalt. Die Hand der Magdalena, fast unmodelliert, ist von einer Charakteristik, die leidenschaftliche Bewegung von einem Pathos, wie er sich rasch und unmittelbar der Phantasie bemächtigt. Darin liegt auch seine Anziehungskraft für die Menge, trotzdem er ihr nie Konzessionen macht.

Man muß in der Landschaft Toskanas gelebt haben, um die Wahrheit seiner landschaftlichen Schönheiten zu empfinden. Wenn er den stimmungsvollen Zauber des Lenzes

und der Liebe erfaßt, stört keinerlei Reflexion den Zug seines Empfindens. Er trägt naiv vor, und darin liegt das Zwingende. Er ist sich immer gleich und doch nie gleich. Um die frappierende Plastik der Darstellung breitet er den Eindruck malerischen Behagens aus. Er scheint mit Leichtigkeit zu schaffen, und doch beruht der Reiz seiner Kunst auf dem künstlerischen Ernst, in dem sein erfindungsreiches Genie sich nie in Phantasterei, in unkünstlerische Allgemeinheit verliert. Er läßt die Schöpfungen emportreiben, die er mit scharfem Blick für ihr eigenes Maß überwacht. Und schließlich fallen sie wie Früchte aus dem Lebensbaum nieder. Er entbreitet vor uns den Frühling mit brechenden Knospen und schimmernden Wiesen, mit reizvollen Lichtern und durchsichtigen, geheimnisvollen Schatten, mit Lächeln und Fröhlichkeit. Flora erscheint mit goldener Leier unter den knospenden Bäumen, die braune Erde überspinnt sich eben mit Grün, halb schläfrig erwachen die Amoretten. Dann eilt die Göttin, gleich einer jungen, lächelnden Frau, über die bis in die Ferne überall blühende Flur, Blumen streuend, die sich unter ihren Schritten in den Boden einwurzeln. — An einer Mauer sitzt eine Muse und flötet, und in ihr ist die Stimmung des Frühlings. — Und die Mädchen wandeln spazieren, fröhlich, gedankenlos, ahnungsvoll wie der Lenz. Die Natur lächelt, und die durch sie hinschreiten, haben die Brust voll Leben.

Und diese Natur verwandelt sich. In ihrer majestätischen Ruhe, in ihrer Bewegtheit wächst sie als Hintergrund über die in ihr Dargestellten empor. In wunderbarer Stillheit scheint sie erstarrt, oder wie ein gewaltiges Echo wiederholt sie oder klingt in ihr die menschliche Empfindung aus.

Groß und geschlossen ist die Stimmung in Landschaften wie in dem „Ritt des Todes“, der „Villa am Meer“, dem „Abenteurer“, dem „Odysseus“, der „Toteninsel“.

Wie der Tod sein schwarzes Roß an der mondbeglänzten Ruine vorbei durch die leuchtende Herbstlandschaft jagt; wie der Sturm in den Cypressen der einsamen Villa wühlt; wie der Schwarm der Raben eine starrende Ruine umflattert; wie der Abenteurer seine erschöpfte Mähre, den Blick hinausgerichtet, über das von Gebeinen starrende Meeresufer stolpern läßt, monumental in der Einfachheit der Position, ergreifend durch innere Kontraste; wie vom schroffen Eiland der Kalypso der abenteuermüde Odysseus in das Meer hinausblickt; wie der felsenumschlossene Camposanto in feierlicher Einsamkeit den Todesnachen erwartet, fühlt man den Hauch eines Lebens wehen, der von nichts weiter entfernt ist als von empfindsamer Novellistik. Vor uns liegt jene Natur, in der die Erscheinungen wechseln und vor der die menschlichen Empfindungen klein sind. Nichts Kleinliches unterbricht den Ernst solcher Darstellungen. Die Plastik des Eindrucks ist unvergleichlich. In der Harmonie der Darstellung mit ihrer Bedeutung liegt die Schönheit.

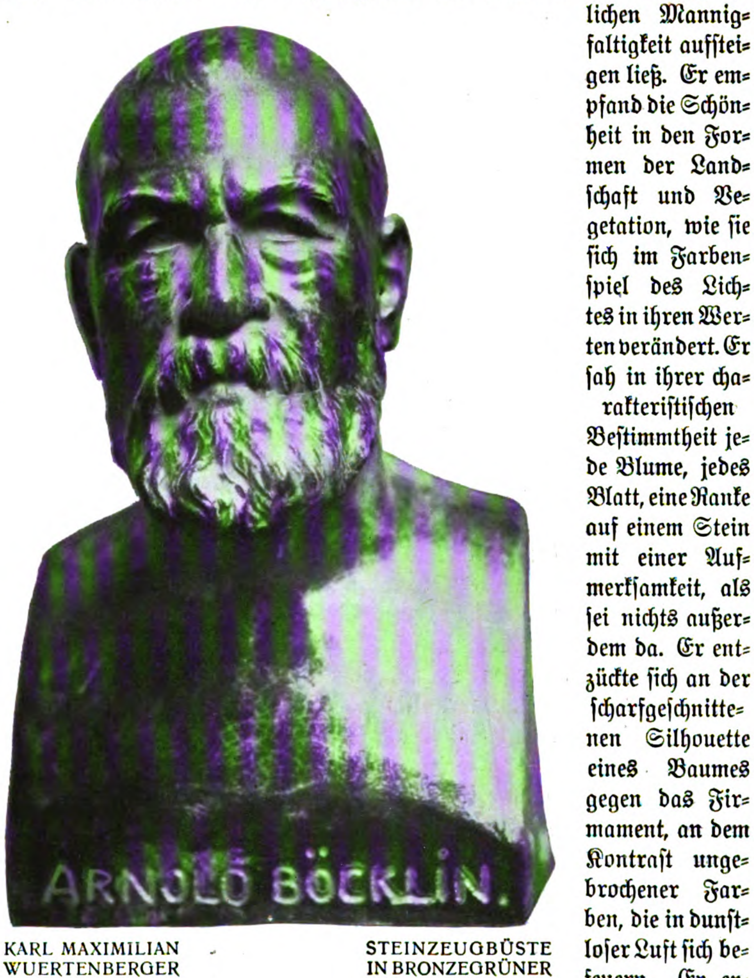
Wie ergreifend wirkt die Pietà, die in ihrem herzzerreißenden Schmerz das verhüllte Haupt auf die Brust des ihr entrissenen Sohnes gesenkt hat, allem abgewandt in ihrem Schmerz. Über der einsamen Gruppe und der sich in der Ferne verlierenden Landschaft schweres, zusammengeballtes Gewölk, das sich in eine Glorie öffnet, aus der die Engel mitleidsvoll niederblicken, aus der ein sanfter Strahl das Haupt Marias berührt, wie zufällig dieses Haupt von dem dunklen Hintergrunde lösend.

Einem Märchen gleicht das „Schweigen im Walde“. Märchenhaft blau ist das Licht zwischen den grünen Stämmen, das auf dem Schleier und dem Körper der weltfremden Frau, auf dem weltfremden Tier zittert, das mit dem Ausdruck unaussprechlichen Staunens das glänzende Auge auf die ferne blaue Landschaft richtet, nach der es den Hals wendet.

Träumerisch umschattet auf dem Gemälde „Faun und Nymphe“ der dunkle Busch das junge Paar. Die Nymphe schlummert ein. Ihr Liebster flötet in das Thal hinaus, sich ihrer Nähe tief bewußt, in die süße Abendruhe der Hügel versunken.

Auf der Meeresidylle klingt das silberne Lachen der Neckerei in eine Hymne der Empfindung hinein. Süße Schwermut atmet die „Liebesklage“. Alle Unschuld früher Jugend umhaucht die „Hirtin mit ihrer Herde“. In unaussprechlicher Komik steht der heilige Franziskus auf dem Felsen und predigt den heuchlerischen Haien.

Ja, wohl atmet uns der Genius des Meisters entgegen. Aber nicht aus dem verlassenen Raum, aus dem Nachlaß seiner künstlerischen Hand. Die junge Muse vor mir rief mich in jene Welt, und mir war es, als erklänge die Musik ihrer Flöte weit hinaus aus diesem engen, kühlen Raum über die Hügel Toskanas, über Länder und Meere, lieblich, voll, ergreifend mit starkem, reinem Klang. Von neuem ergriffen sah ich mich vor dem Reichtum dieser persönlichen Kunst, vor dem Geheimnis wahrer Künstlerschaft und ihren Wundern. Hier ist Wahrheit überall in den Zusammenhängen des Ganzen und im einzelnen, auch wo der Wirklichkeit nichts gleicht. Sein Blick hat nicht an der Erscheinung gehaftet, deren Wert und Bedeutung sich ihm so tief einprägten. Die schöpferische Kraft seiner Anschauung hat bald in den Formen, die gegeben waren, das ihnen eigene innere Leben gelöst, bald hat er neue Formen gefunden.



KARL MAXIMILIAN WUERTENBERGER KONSTANZ — STEINZEUGBÜSTE IN BRONZEGRÜNER KUPFERGLASUR

Er hat keine gewöhnlichen Porträts gemalt. Ihm war der tiefere Blick in die Individualität gegeben, und seine Wiedergabe ist großzügig wie nur je. Er hat schöne Porträts gemacht, im ganzen ist er aber größer als Poet denn als Porträtist. Das Schönste, was er auf diesem Gebiet geleistet hat, sind seine eigenen Porträts, und es liegt auf der Hand, warum. Er ist über diese Hügel von Toskana, die er mit so viel Berechtigung liebte, durch die Campagna, am Meer, und wo immer in der Natur, mit dem klugen, klaren Blick hingegangen, mit dem er so sicher, so genau, so ohne alle Romantik und Sentimentalität sah, sah was die Natur in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit aufsteigen ließ. Er empfand die Schönheit in den Formen der Landschaft und Vegetation, wie sie sich im Farbenspiel des Lichtes in ihren Werten veränderte. Er sah in ihrer charakteristischen Bestimmtheit jede Blume, jedes Blatt, eine Ranke auf einem Stein mit einer Aufmerksamkeit, als sei nichts außerdem da. Er entzückte sich an der scharfgeschnittenen Silhouette eines Baumes gegen das Firmament, an dem Kontrast ungebrochener Farben, die in dunstloser Luft sich befeuern. Er erfaßte den eigentümlichen Stimmungsgehalt bestimmter verbundener Farben, und er hat ihn mit genialer Meisterschaft in seinen Gemälden verwertet. Unbekannt geblieben ist ihm der Reiz unbestimmter Fernen, flimmernder Lüfte, beweglicher Konturen, in überfließenden Nuancen reich gebrochener Farben. Aber nie hat er über sein Naturell hinausgegriffen, und darum hat er sich nie vergriffen. Er hat uns über Halden geführt, wo das Echo ruft und die

Nymphen träumen, wo Pan flötet und die Musen rasten, an dunkelglänzenden Bächen hin zu still umfriedigten Liebesgärten, zu den Inseln des Lebens. Er hat uns erschauern lassen vor der düsteren Tragik, die alles Leben bindet, und wir haben wieder lächeln müssen, wo er die Hymnen der Freude, und manchmal in aufschäumendem Übermut, anstimmt. Er hat den Reichtum seines Könnens erschöpft und anderen diesen Reichtum in die Seele gezaubert.

Auf dem fiesolanischen Hügel, nach dem Thal des Mugnone zu, steht auf einem Vorsprung des Geländes ein kleines Hüttchen, halb von Gerank überdeckt. Nie habe ich dort vorübergehen können, ohne daß mir der kleine, stimmungsvolle Klausnerraum des geigenden Eremiten, dessen Original es sein mag, vor Augen gekommen wäre. Auch dort fällt durch eine Öffnung der Seitenwand das Licht ein. Gleichviel indessen, ob Böcklin dem hölzernen Bauwerklein je Beachtung geschenkt hat, meine Phantasie trägt die „Hütte des Eremiten" immer in die Florentiner Landschaft. Und der liederversunkene Einsiedler, vor dem blumengeschmückten Madonnenbildchen geigend, kommt mir immer vor wie ein anderes Selbstporträt des Meisters. So rein wie es aus den Werken eines Böcklin herausklingt, voll und künstlerisch, gleichgültig gegen Beifall, mag die Violine des alten Klausners klingen, dem die Engel des Himmels nicht anstehen zu lauschen. ...

Ich war von meinem Sitz vor der „Muse" aufgestanden. Auf der Staffelei, an der Böcklin zuletzt gemalt haben sollte, stand das Gemälde „Pan und Kinderreigen", ein spätes Werk. Ein alter Pan sitzt auf einer kleinen Wiese und bläst tanzenden Amoretten ein Stückchen. Der Alte hat ein seltsames, müdes, gutmütiges Lächeln; die Kleinen tummeln sich ausgelassen, indem er sinnend auf sie sieht und fern sich finsteres Gewölk ballt. Ein eigentümlicher Rahmen umgiebt das Bild. Es ist ein breiter, flacher, schwarz angestrichener Holzrahmen, über den sich grüne Ranken mit regelmäßig eingestreuten blauen Blumen ziehen. Merkwürdig melancholisch.

Böcklin hat lange den Tod kommen fühlen. Manches mag ihm durch die Sinne gegangen sein, „wenn er immer wieder kam, um etwas zu malen, und manchmal nur, um das Bild still anzuschauen". — Wieder war mir, als sähe ich ihn selbst mit dem seltsamen Lächeln des alten Pan, lebenssatt, lebensgesättigt, bereit dem Ruf nach Ruhe zu folgen, den Pinsel wegzulegen und sein Werk zu verlassen. Und dann wieder sah ich ihn mit alter Liebe die fröhliche kleine Amorettenschar malen mit dem doch zärtlichen Lächeln des alten Pan, der sich mit einem versteckteren kleinen Hintergedanken belustigt, daß der anziehende Sturm sie bald alle in die Spalten der dunklen Waldesbäume jagen wird. Wie dieser Blick des Pan ein reiches Leben hat, reich wie die Individualität des Meisters! —

Leichte abendliche Schatten zogen übers Land, als sich die Pforte der Villa wieder vor uns öffnete und hinter uns verschloß.

Auch hinter ihm hat sie sich für immer geschlossen. Als wir vom Grabe kamen, hatten wir alle gleichsam etwas verloren. Heut anders. Besonders bewegt empfanden wir die Teilhaftigkeit an seiner großen Hinterlassenschaft Er hat gegeben, als er nicht verstanden, als er verlacht und verlästert wurde — und er hat nicht gekargt und doch sich nie ausgegeben, als er Mode geworden war, und die, die ihn auch jetzt noch kaum begriffen, ihn aber doch rühmten, mit seinen wahren Verehrern gemeinsam nach seinen Wundern verlangten. Dieser Mann, der keiner alten und keiner neuen Richtung angehörte, hat uns Unvergängliches zurückgelassen. Wie er sich auf sich selbst beschränkt, sich selbst aber mit der freien Kraft des Genies ganz auslebt, in seinen Werken aus sich schöpfend, sich erschöpfend, wird er nicht veralten.





Bergfrieden

Novelle

von

Emil Ertl

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Morgengrauen war der Fremde aufgebrochen, wohlausgerüstet für eine Gebirgswanderung, mit Nagelschuhen und Bergstock. Der Weg, den er sich am Vorabend hatte beschreiben lassen, führte das Dorfsträßchen entlang, dann weiter über die letzten Höhen hinaus, immer dem schäumenden Bach entgegen, an der Brettersäge vorüber, die schon an der Arbeit war und gemächlich, aber stetig mit ihren stählernen Zähnen einen dicken Baumstamm durchnagte. Dann an der Schmiede vorbei, die noch ein gut Stück höher lag; dort drehte sich auch schon das große Wasserrad, das den Blasebalg in Bewegung setzt. Eben hatte der Schmied ein Stück Eisen aus der Esse gezwackt; das glühte unsinnig, brennend rot auf dem Amboß, in dem halbdunklen Schuppen, als wär es selbst lauteres Feuer.

Einen Büchsenschuß oberhalb der Schmiede lenkte der Weg seitlich ab von der Straße und lief nun über Wiesen hinan, wohl eine Stunde lang, und war nur ein schmales, manchmal kaum sichtbares Band zwischen dem hohen Grase, das an diesem reinen Frühmorgen von Tau troff und wie bereift aussah von der eisigen Alpenluft. Stetig ansteigend wand sich das Band in einer großen Schlinge um den ungeheuren Fuß des Berges herum gegen die gangbarere Abendseite desselben, so daß es dem einsam wandernden Manne vorkam, als würde die Luft schattiger und kälter mit jedem Schritt, und als strebe die Zeit zurück nach der überwundenen Dämmerung statt vorwärts in den sonnigen Tag. Aber da betrat sein Fuß eine Stelle, wo die Wiesen aufhörten und der Pfad steinig ward von grobem Geröll, das sich wie ein breiter erstarrter Strom querüber schob, dem Thale zu. Und als er den Blick emporgleiten ließ über das schräge Felsgewänd zur Seite, welches kahl gesäubert war bis weit hinauf von den Lahnen, die Winters hier niedergehen, da bebte er schier zusammen und erschrak wie über ein Wunder. Denn von hoch oben schaute, angeglüht von der Morgensonne und rot wie das Eisen, das der Schmied aus dem Feuer geholt hatte, die Felsenzinne des Gipfels auf ihn nieder. Wie eine Verheißung stand vor seinem staunenden Auge die unerwartete Pracht. Tief atmete er auf, und seine Brust sog sich voll mit ahnungsvoller Wonne über dieses Märchen, das so kühn dem schwarzen Bergwald über die Schulter lugte und hereinleuchtete in den feuchtkalten Schatten. Und so fest wie an die Sonne glaubte er in diesem Augenblick auch an sein Glück, das er sich aus dieser wunderreichen Gebirgswelt zu holen hoffte.

Aber in den Bergen ist es oft wie im Leben: je näher man an sein Ziel heranrückt, um so mehr versteckt es sich hinter der näheren Umgebung und scheint erst recht zu entschwinden, wo man es schon sicher zu fassen glaubte. Unversehens, wie es emporgetaucht war, so versank das leuchtende Rosenwunder wieder, eine Wendung des Weges hatte es seinen Blicken entzogen. Und nun wurde es abermals früher Morgen, und feuchte, sonnenlose Dämmerung machte sich breit. Denn hochstämmiger Wald hatte den Bergwanderer aufgenommen und umhüllte seinen Pfad mit düsteren Schatten und sein Gemüt mit neuen Zweifeln und Sorgen. Unausgesetzt mußte er an Lenore denken.

Wie würde er sie wiederfinden? Noch immer unfähig, den Tod des Kindes zu verschmerzen? Noch so überreizt wie damals und von jener unnatürlich krankhaften Lustigkeit, durch die er sich stets unangenehm berührt, ja beängstigt gefühlt hatte? Oder befreit von dem Fluche der Vergangenheit, gefestigt in sich, bereit und fähig, ein neues Leben zu beginnen?

Beinahe anderthalb Jahre waren hingegangen, seitdem das Kind gestorben war, und ihr Brief trug keinen Trauerrand mehr. Innerhalb einer bestimmten Zeit verharschen eben die schwersten Wunden — das ist wie ein Gesetz der organischen Natur —, oder der Mensch überlebt es überhaupt nicht. Was wäre unser ganzes Dasein, wenn das süße Gesetz des Vergessens keine Gewalt über uns hätte? Nein, er mochte nicht länger daran zweifeln, Lenore mußte sich gefaßt und gefunden haben, auch ihre Zeilen an ihn deuteten darauf hin. Und somit war sie ihm wohl gewonnen. Konnt es denn anders sein? Gab es nicht eine natürliche Statik der Seelen, die mit derselben Unfehlbarkeit wirkte wie die Naturkraft, welche diese Gebirge aufgetürmt hat und sie nun allmählich wieder abträgt? ... Darauf hatte er sich verlassen und es verschmäht, in den sicheren Werdegang der Dinge einzugreifen. Ist doch — dachte er immer —, was wir thun, um so vieles wertloser als das, was sich vollzieht. Nun aber hatte sich's vollzogen. Nun war eingetreten, was eintreten mußte. Wenigstens hoffen durfte er es nach allem, was er über Lenore in Erfahrung hatte bringen können. Einzig das letzte Wort des Briefes machte ihn stutzig. Worauf mochte es hindeuten? Was für ein Unbekanntes erhob hier sein unwillkommenes Haupt?

Dicht aneinander drängten sich die Fichten mit den grauen Moosbärten, und mühsam wand der Fußsteig sich zwischendurch, steil und grob und voll holziger Wurzelknoten. Einmal mußte der allzu hastig aufwärts strebende Mann innehalten im Steigen, atemlos und mit pochendem Herzen. Da nahm er seinen Rucksack von den Schultern, ließ ihn zu Boden gleiten und warf sich selbst daneben hin auf die dicke, weiche Decke brauner Nadeln, die über die Walderde gebreitet war. Gedankenvoll blickte er vor sich nieder, während er rastete, und wühlte mit der eisernen Spitze seines Stockes im Erdreich. So wühlte das unverstandene letzte Wort des Briefes in seinem Denken, in seiner Seele. Unwillkürlich zog er das Blatt hervor aus der Brusttasche seines graubraunen härenen Rockes und überflog es noch einmal, so oft er es auch schon gelesen hatte: „Ich kann mich Ihrem Wunsche nicht widersetzen und freue mich, Sie zu sehen. Ja, kommen Sie immerhin zu mir auf meine Höhe und lassen Sie uns aussprechen, was ausgesprochen sein muß. Vieles hat sich verändert, seit wir einander nicht sahen. Zwischen uns beiden aber wird alles beim alten geblieben sein, so hoff ich und — fürcht ich.“

Wie er diese Schriftzüge liebte, diesen Duft, der von dem Blatte aufstieg, diese Knappheit des Ausdruckes, diese Unlust, in Worten zu schwelgen, diese Abneigung gegen Redensarten! Und doch hätte er gewünscht, daß die rätselhafte Wendung des Schlusses nur um ein paar Worte ausführlicher gewesen wäre. Oder vielmehr — nur ausführlicher eigentlich nicht; hoffnungsreicher und versprechender hätte sie lauten müssen, glaubensstärker und sicherer, wenn es wirklich beim alten geblieben war zwischen ihnen. Denn worin bestand der Reiz und das Wesen ihrer Beziehung von ehedem? In einem stillen Einverständnis sondergleichen, einem gottvollen Sichverstehen, wie es zu den Seltenheiten gehörte in diesem wirren Leben. Sonst wußte er von nichts. Oder sollte irgend ein unbekanntes Gift die schönen und reinen Wirkungen eines solchen Verhältnisses zerstört haben? Und waren ihre Zeilen vielleicht ausführlich genug, ein deutliches Nein daraus erklingen zu lassen? Für den wenigstens, der es hören wollte? Aber wie sollte er es hören, wo er doch vergeblich nach einem Grund gesucht hätte? Er konnte sich nicht denken und erklären, was in aller Welt für ein Hindernis sich seinen Wünschen entgegenstellen sollte. Noch dazu jetzt, nach allem, was vorgefallen war, wo er doch das einzige wirkliche und vor der Vernunft stichhaltige Hindernis endlich und endgültig für beseitigt halten durfte!

Und so scheuchten Hoffnungen und Zweifel ihn aus seiner Rast und jagten ihn vor-

wärts. Hastig sprang er auf die Füße und setzte seinen Weg fort, eine felsige Wasserrunse hinan, die leidlich trocken lag. Gegen seinen Stock gestemmt, schwang er sich von Stein zu Stein und quälte sich ab in brennender Ungeduld. Bald erglühte seine Stirn, und in den Schläfen fühlte er das Blut hämmern. Dunkel wurde es ihm vor den Augen, und erschöpft mußte er abermals innehalten und sich selbst zu Vernunft und Ruhe mahnen. Unmutig predigte er sich Besonnenheit, die er sonst für seine stärkste Tugend hielt. Würde sie ihn gerade diesmal verlassen? Das wollte er nicht dulden. Und nachdem er sich wieder in die Gewalt bekommen hatte, setzte er Schritt vor Schritt und zwang seine Gedanken, an die Ruhe und den Frieden der Erfüllung zu glauben, Zeit und Raum aber, die ihn noch davon trennten, zu vergessen. Oft hatte er erprobt, daß man auf diese Weise leicht fördert, was sonst die Kräfte zu erschöpfen droht und bisweilen fast zu übersteigen scheint.

Und so fand er sich nach einer längeren, wieder mit vernünftiger Stetigkeit zurückgelegten Wanderung allmählich und fast unversehens auf der Höhe, wo der Wald lichter ward und von jenseits der erste erwärmende Sonnenstrahl ihn berührte. Schon grüßte durch einen Erdbeerschlag, in dem die Stauden des blauen Eisenhuts blühten und die hohen rostroten Gentianen, das Gewände des Felsgipfels zu ihm herüber, noch immer märchenhaft strahlend in flutendem Licht. Und jetzt kündete ein vielfältiges Geläut die Nähe von Sennhütten. Es waren die Herdeglocken, die in vollen, gehaltenen Tönen ineinander klangen. Wie ein feierliches Orgeln zog es durch die klare Luft des Morgens, sonst aber war es lautlos still ringsum, kein Blatt regte sich und kein Zweig, und alles schien den Atem anzuhalten vor der majestätischen Pracht des Tagesgestirns, das in unglaublicher Reinheit, wie ein goldener, durch keinen irdischen Hauch getrübter Spiegel, hinter dem Gezweige der Wettertannen funkelte. Immer frommer und voller erscholl das Geläut, je mehr er sich der Bergstaffel unter dem Steinkopf näherte, immer neue Glockenstimmen gesellten sich den schwellenden Accorden, und als er die Baumgrenze hinter sich ließ und über eine letzte Bodenwelle hinaustrat unter den äußersten Vorposten des Waldes, da war es, wie wenn bei einem feierlichen Kirchgang das Riesenthor des Domes auffliegt und die Stimmen des Chores mit den ehernen Stimmen der Höhe sich mischen, während das überwältigte Auge vor der lichtbestrahlten Weite des Raumes erzittert. Nur unendlicher noch und großartiger öffnete sich's vor ihm, eine Mulde von saftgrünen Matten, in der die aneinander geschmiegten Sennhütten mit ihren wetterbleichen Dächern sich so winzig ausnahmen, als wären sie aus einer Kinderspielschachtel aufgestellt. Aus Schutthalden ansteigend, baute sich steil darüber das Steinmassiv des Gipfels auf, jetzt kein glühend Eisen mehr, sondern rotgrauer Kalk, und so nah und greifbar mit seinen Furchen und Rissen und Schneeflecken in den Schrunden und an einigen Stellen mit schwarzem Latschengestrüpp bedeckt, dessen zähes, verkrümmtes Geäst wohl Mannshöhe erreichen mochte, von hier aber, wegen der großen Verhältnisse, an die das Auge gewöhnt wurde, nur wie ein Anflug von Moos und Flechten anzusehen war, der an geborstener Baumrinde haftet. Mächtig dräuend lastete das gewaltige Felshaupt auf den weichen, hellgrünen Pfühlen, die sich in sammetenen Falten zwischen den grauen Geröllzungen hinanzogen und mit winzigen gelben und weißen und braunroten Punkten besät waren, die sich bewegten und langsam hin- und widergingen und fast wie umherkriechende Ameisen aussahen. Es waren aber die Rinder, von denen das große, feierliche Gebimmel der Glocken ausging, und die gemächlich die Gelände entlang kletterten, um das nahrhaft würzige Gras zu rupfen.

Nach der anderen Seite aber, der Felsenkuppe gegenüber, schweifte der Blick über den weiten Thalboden hinweg, der aus unabsehbarer Tiefe, wie eine zierliche Reliefkarte, mit seinen Bäumchen und Häuserchen heraufgrüßte, und darüber hinaus in die lockende Ferne, von Bergkamm zu Bergkamm, von Gipfel zu Gipfel und von Schneefeld zu Schneefeld, weiter und weiter, wo es immer blauer und duftiger und sehnsüchtiger wurde. Und schon hatte er Flügel und vergaß den Boden unter seinen Füßen und flog hinein in die blaue Unendlichkeit,

ihn schwindelte, und er wankte — da stand sie am Wege, vor ihm, mit einem holden Lächeln, wie eine Erscheinung, blühender und schöner, als er sie je gekannt.

„Lenore!“ rief er außer sich vor Freude und faßte ihre Hand, wie um sich daran zu halten, und beugte sich nieder über diese feine schmale Hand und bedeckte sie mit seinen Küssen.

„Willkommen!“ sagte sie mit freudebebender Stimme.

Er richtete sich auf und trat einen Schritt zurück und betrachtete noch einmal die schlanke, jugendliche Gestalt in dem einfachen blauen Sommerkleide, wie sie vor ihm stand unter dem hellen Sonnenschirm und ihm entgegenlächelte. Da trafen sich ihre Blicke und versenkten sich ineinander und wurden ernst und beinahe traurig ...

„Sehen Sie, dies ist mein Reich!“ sagte sie, sich losreißend. „Ist es nicht weit genug? Können Sie sich ein herrlicheres denken?“

„Königin!“ sagte er. „Königin Lenore ... Wo wohnen Sie eigentlich?“

„Ich will Sie sogleich hinbringen. Sie sollen auch Ihr Zimmer haben. Andere müssen in der Touristenherberge vorlieb nehmen.“

Langsam stiegen sie über die weichen Matten nieder, Seite an Seite, gegen die Sennhütten, die wie aus der Spielzeugschachtel waren.

„Sind Sie mir entgegen gegangen?“ fragte er.

„Ja. Zweimal schon war ich vergebens dagewesen. Ich wußte den Tag nicht, an dem Sie kommen würden. Sie sehen, ich ziere mich nicht. Unbändig habe ich mich auf Sie gefreut.“

„Ich danke Ihnen herzlich. Fast dachte ich schon das Gegenteil, weil mein Brief drei Wochen ohne Antwort geblieben war.“

„Bedenken Sie, was er für Irrwege durchmachen mußte, ehe er mich fand. Ich hatte absichtlich keine Adresse hinterlassen.“

„Sie wollten einfach vom Erdboden verschwinden ...“ sagte er.

„Sie glauben nicht, wie mir dies wohlthut. Hier erst bin ich wieder zu mir selbst gekommen. Finden Sie nicht, daß ich mich sehr verändert habe, seit wir uns zum letztenmal sahen? Wie lange ist es her? Etwas über ein Jahr, denk ich.“

„Sie sind ernster geworden. Und dabei sehen Sie doch gesünder und froher und jünger aus.“

„Schmeichler! Aber ich *bin* gesünder und froher und jünger geworden, seit ich den Frieden der Berge atme. So tief liegt nun alles unter mir, so fern ... Ach, Hall,“ sagte sie, „ich fürchte, Sie sind gekommen, mir meinen Frieden zu stören. Könnten wir doch miteinander verkehren wie damals! ... Seien Sie nicht böse, ich freue mich ja unsäglich, Sie wiederzusehen. Und ich weiß auch, daß jetzt endlich einmal gesprochen werden muß ... Aber den heutigen Tag gönnen Sie uns noch eine Frist. Es ist so ein leuchtender Sonnentag! Sehen Sie, wie die Mücken tanzen! Heidi!“

„Lassen Sie uns froh zusammen sein,“ sagte Hall, „den heutigen Tag und den morgigen, so Gott will, abermals und so fort, immerfort, eine lange Reihe. Ist hier oben eigentlich etwas wie ein Gasthof?“

„Gott bewahre!“ lachte sie; „wo denken Sie hin! Das hier, wohin wir nun kommen, sind Alphütten, wie Sie sehen. Die erste ist vom Schnee eingedrückt. Der Besitzer hat sie nicht wieder aufgebaut. Wie das silberige Gebälk einem öde entgegenstarrt, nicht wahr? Ich muß immer an ein Gerippe denken, das an der Sonne bleicht. Die anderen sind alle bezogen. Gegen achtzig Kühe befinden sich hier oben und eine Menge Jungvieh und Schweine. Geben Sie acht, wir kommen gleich in den Morast. Ich weiß eigentlich nicht, warum das immer um eine Alm herum so sein muß. Und dann giebt es einen eigenen Pflanzenwuchs, der sich da ansiedelt. Gewisse Pflanzen suchen die Nähe des Menschen wie die Spatzen und folgen ihm, wo immer er sich niederläßt, sogar auf die Berge. Sehen Sie diese Wälder von Brennesseln!“

Sie nahm ihr Kleid hoch und ging ihm voraus, in ihrem leichten federnden Schritt und mit jener anmutigen Bewegung der Hüften, die er so sehr an ihr liebte.

„Jenseits der Alm,“ fuhr sie fort, „in einer schwachen Viertelstunde, erreichen wir mein Schloß. Sie können es von hier aus erblicken; dort jene graue Holzwand zwischen

den hohen Wettertannen — sehen Sie? Das mit dem spiegelnden Fensterchen ebener Erde, das ist es, und das Fenster ist meine Stube."

Sie unterbrach sich. Aus einer der sauber gehaltenen Hütten, zwischen denen sie hingingen, grüßte eine junge Sennin hervor, über die geschlossene Halbthür geneigt, so daß nur das rosenrote Brustleibchen und das faltige Hemd zu sehen waren und darüber der gesunde, apfelrunde Kopf, von Zöpfen umwunden.

„Aus is es! So früh auf der Wander?"

„Grüß Gott, Agnes!" dankte Lenore. „Und von der Agath soll ich dich auch grüßen. Die ist immer munter und jauchzt, was die Felswände halten."

„Aus is es!" wiederholte die frische junge Sennin. „So waren S' gestern wirklich im Oberwasser?"

Lenore nickte ihr freundlich zu. „Schön ist es oben, bald schöner als bei euch, ganz gewiß!"

„Nit wahr is es!" lachte das Mädchen. „Um kei Körndl schöner is es im toten Birig wie bei uns!"

„Doch, doch!" beharrte Lenore, indem sie lächelnd ihren Weg fortsetzte.

„Aus wär's!" hörte man belustigt die Sennin kreischen.

„So necke ich mich manchmal mit den Sennerinnen," sagte Lenore im Weiterschreiten zu Hall, „indem ich behaupte, in den toten Bergen sei es schöner als hier; das wollen sie nicht gelten lassen."

„In den toten Bergen?"

„Dort drüben, jenseits meiner Hütte, da fangen sie an. Den einen, den Roßrucken, sehen Sie herüberschauen, den langen, kahlen Gesellen. Diese Einödsstimmung, die man dort hat, die lieb ich sehr. So mag das Land gewesen sein, in das Christus sich zurückzog, um zu fasten und sich zu sammeln. Kahl und noch viel einsamer als hier. Ja, in den toten Bergen, da ist Frieden! Sehr selten, daß sich ein Tourist auf die Oberwasseralm verirrt. Denn ringsum, soweit das Auge fliegt, ist Wüste."

„Kommen viele Leute hier herauf?"

„Nicht doch, sonst wäre ich nicht da. Ab und zu ein paar Wanderer, die den Kopf da besteigen. Im ganzen ist's noch wenig bekannt, gottlob. Nur für den armen Zöchl bedaure ich es."

„Den Zöchl? Wer ist nun das wieder?"

„Das ist eben der Pächter des Unterkunftshauses. Das heißt, Pächter — eigentlich wird er dafür bezahlt. Freilich karg genug. Es ist nämlich ein Unterkunftshaus hier oben. Für zehn Touristen etwa. Mit Schlafstellen und einem kleinen Eßzimmer in Zirmholz getäfelt, ganz nett. Dort vorn steht es, hinter dem Felsenvorsprung, von hier kann man es nicht sehen. Und nicht weit davon, aber abseits vom Wege, steht das Pächterhaus, das graue dort, das ich Ihnen schon zeigte. Das ist meines, wo ich wohne. Ebener Erde hat es die Diele und zwei Zimmerchen, das größere gehört mir, das kleinere bekommen jetzt Sie, wenn Sie gut sein wollen. Im Dachboden wohnen die Zöchls."

Unter solchen Erklärungen und Gesprächen hatten sie sich immer mehr dem kleinen grauen Hause genähert, aus dem ihnen jetzt ein rüstiger hagerer Mann entgegengegangen kam. Er streckte dem Fremden die harte Hand entgegen und sagte: „Sein's auch amal zu ins aufa kemma?"

Damit schien er die Begrüßung für erledigt zu halten, wendete um und schritt den beiden voraus dem Hause zu, um dem neuen Ankömmling sein Zimmer anzuweisen.

„Etwas einsilbig," flüsterte Lenore; „aber eine brave Haut. Er hat hart wirtschaften hier oben."

„Hat er Kinder?"

„Einen Buben und zwei Gitschen."

„Gitschen?"

„So nennt er die Mädels. Die Frau steckt fast immer drüben im Touristenhaus, in der Küche."

Sie traten über die Schwelle.

„Gesegn' Gott den Eingang!" sagte Zöchl.

Hall dachte: Wenn ich zum Abschied über diese Schwelle trete — wer weiß, wie mir dann ist?

Forschend senkte er seinen Blick in Lenores Auge. Aber sei es, daß sie ihn verstand, sei es, daß sie nur zufällig auf seine stumme Frage antwortete: „Auf Wiedersehen denn," sagte sie; und mit erhobenem Finger: „Aber die Abrede nicht vergessen, bitte!"

* * *

Hall hatte sich in seinem hölzernen Stübchen eingerichtet und ein wenig zurechtgemacht, dann traf er wieder mit Lenore zusammen, und sie saßen den ganzen Vormittag in der Sonne, angeweht von der kühlen Luft, die von den glitzernden Gletschern jenseits des Thalkessels herüberstrich, auf einer der Aussichtsbänke vor der Touristenherberge und plauderten ruhig und heiter, so als ob weiter nichts wäre zwischen ihnen. Gemeinsam aßen sie dann zu Mittag in der mit Zirbelholz getäfelten Stube und überließen sich ganz jenem unschuldigen Glück, das dem einfachen stillen Beisammensein von Menschen innewohnt, die einander gut sind und vorderhand alle Sorgen und Gedanken weit von sich geschoben haben. Nach Tisch ruhten sie ein wenig und trafen sich später abermals zu einem gemächlichen Schlendern nach den Sennhütten hinüber und die Grashänge entlang, gegen einen Aussichtspunkt, wo man in ein Gebirgsthal hinabsehen konnte, nach der Seite, von der Hall angestiegen war.

Hall hatte seinen Feldstecher mitgenommen, und sie vergnügten sich lange damit, durch das vorzügliche Instrument hindurchzusehen. In den gegenüberliegenden Felsbergen, die mit freiem Auge wegen der dazwischen gebreiteten bläulichen Luftschicht viel flächiger erschienen, traten die scharfen Erhebungen und Vertiefungen greifbar deutlich hervor.

„Wie Mondgebirge," rief Lenore, „wenn man durch ein gutes Himmelsfernrohr schaut, so sieht das kleinste Fleckchen aus. Und wenn man mit freiem Auge hinblickt, würde man ihm oft gar keine auffallende und beachtenswerte Gestaltung zutrauen."

„Es ist wie bei den Menschen," sagte Hall. „Schließlich ist jeder für sich merkwürdig und eigenartig genug, es kommt nur darauf an, wie scharf man in ihn hineinschaut. Ganz flache Menschen giebt es eigentlich gar nicht, so wie es für das bewaffnete Auge keine wirkliche Flächen giebt."

„Das mag sein, aber bei manchem Menschen bedarf es wohl einer sehr scharfen Vergrößerung?"

„Je nach der Nebelschicht von Dummheit oder Geziertheit, die sich über seine Seele breitet."

Sie lachten herzlich. Lenore faßte jetzt den engen Thalgraben ins Auge und musterte ihn durch das Glas. Dort stand wie auf dem Präsentierbrett ein stattliches Salinengebäude, weiß mit grauem Schindeldach.

„Ach, sehen Sie," rief sie in kindlichem Vergnügen, „vor dem Werkhause sind Arbeiter beschäftigt, man sieht sie ganz deutlich, würde sie beinahe erkennen! Nein, wie herzig! Wie sie sich bewegen, die winzigen Männerchen! Und vom Brunnen kommt eine Frau gegangen, die ein Schaff auf dem Kopf trägt! Es ist, wie wenn man in so ein — so ein Ding hineinsieht, wie heißt es doch gleich?"

„Sie meinen ein Mutoskop?"

„Ja. — Ach, das müssen Sie sich ansehen, wie die Liliputaner da unten Arme und Beine rühren!"

Sie reichte ihm das Glas. Er glaubte an dem Metall, das an ihrem Auge geruht hatte, noch ihre Wärme zu fühlen. Einen Augenblick verwirrte ihn diese Empfindung, dann nahmen die zierlich verkleinerten Menschen, die sich vor den scharfen Linsen des Glases bewegten, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er mußte ihr schildern, was er sah, und sie klatschte in die Hände vor Vergnügen, und dann blickte wieder sie durch das Glas und unterhielt sich wie ein kleines Mädchen, das mit der Puppenstube spielt. So waren sie wie zwei Kinder nebeneinander, arglos und heiter.

Dieses ruhige, wunschlose Sein ohne Zweck und Ziel, dieses gemeinsame Atmen einer köstlichen Luft, dieses Erhobensein über den Staub der Straßen und die bewohnten Orte befriedigte sie so vollkommen, daß sie es noch viele Tage hätten fortsetzen mögen, und doch wußten sie, daß es nicht andauern konnte, und daß mit jeder Stunde die Notwendigkeit wuchs, Klarheit zwischen ihnen zu schaffen. Beide hatten sie genug erlebt, um den Wert solcher ungetrübter Stunden zu schätzen, deren Reiz in einem großen Vergessen bestand, während deren sie nur daran dachten, sich zu sehen, ihre Stimmen zu hören und sich in sanfter Unschuld des Augenblicks zu freuen. Und doch waren sie beide klar und mutig genug, um im Grunde ihrer Seelen eine leise Mahnung zu fühlen, die ihnen sagte, daß dieses Glück nur ein trü-

gerischer Schein war, der durch eine offene Verständigung vielleicht vernichtet, vielleicht auch zur gefestigten Wirklichkeit werden konnte.

Wenigstens Hall, in dem die Nähe Lenores alle Zuversicht und alle Hoffnungen gestärkt und neu geweckt hatte, brannte vor Begierde, sich die erwünschte Sicherheit zu verschaffen. Aber er achtete den Wunsch, den sie bei seinem Ankommen ausgesprochen hatte, und gönnte ihr und sich die volle Unbefangenheit dieses ersten Tages. Darum hütete er sich sorgfältig, auch nur mit einem Worte an jene Folge von Gedanken und Entschlüssen anzuklingen, die aufzurollen ihm nicht erspart bleiben konnte, und gab sich an der Seite Lenores auch seinerseits wunsch- und willenlos dem Genusse des wundervollen, sonnigen Hochgebirgstages hin. Jedoch bezog er den Vertrag, der zwischen ihnen bestand, buchstäblich nur auf den ersten Tag und nicht auch auf den Abend und die Nacht, die ihm folgten. Und als die sonnigen Stunden zur Neige gegangen waren, der weite, prächtige Sternenmantel sich über den Himmel gebreitet hatte und sie nach dem Abendessen in der geheimnisvollen Finsternis der Hochgebirgswelt beisammensaßen, da hielt er den Augenblick für gekommen, endlich das Schweigen zu brechen, das nachgerade auf seiner Seele zu lasten begann.

Unterhalb des Pächterhauses, auf einem Felsen, der gegen den Abhang vorgeschoben war, stand eine Bank, auf der er mit Lenore Platz genommen hatte. Es war eine mondlose Sternennacht, alle Stimmen des Tages waren verstummt, nur ein leises Rauschen wie von stürzendem Wasser lag in der Luft.

„Der bleiche Schein," sagte Hall, „der früher von den Firnen da drüben auszugehen schien, versinkt nun allmählich in das ungeheure blaue Meer der Finsternis ... Ist es nicht merkwürdig, daß wir manches hören, wenn das Auge entlastet ist, was wir am Tage nicht hörten? Woher kommt dieses Rauschen?"

„Es ist der kalte Bach, der ein paar Steinwürfe weiter drüben niederstürzt. Er dringt aus einer Felsenhöhle hervor, ganz plötzlich, und verschwindet weiter unten wieder in die Erde. Man sagt, es sei der Abfluß des kalten Sees."

„Des kalten Sees?"

„Ja, das ist ein kleiner schwarzer See mitten in einem großen, großen Felsenkrater. Oben, in den toten Bergen."

Sie schwiegen beide eine Zeitlang.

„Und weil denn die Nacht zum Hören eingerichtet ist," sagte Hall, „so lassen Sie mich jetzt davon reden, warum ich eigentlich gekommen bin. Sie ahnen es schon. Darf ich sprechen?"

„Sprechen Sie, da es doch endlich sein muß," sagte Lenore fest. „Vielleicht klärt sich mein verworrenes Inneres, wenn ich antworten muß. In diesem Augenblick noch weiß ich nicht, ob das, was mich bedrängt, Traum ist oder Wirklichkeit; ob es vor Ihren Worten zerstieben wird, oder ob es Geltung gewinnt und gewinnen muß."

„Gut," sagte Hall. „Ich bin kein Dichter, das wissen Sie. Ich bin ein Mensch unserer Zeit. Unserer Zeit, wie ich sie sehe, wie ich sie mir vorstelle. Ich denke ganz kühl. Meine Freude ist die erfolgreiche Führung von Geschäften. Ich bin stolz darauf, daß ich als Jurist gerade in kaufmännischen Kreisen den größten Ruf genieße. — Sie werden finden, daß das eine sonderbare Einleitung ist."

„Vielleicht ist sie überflüssig. Ich kenne Sie, Hall."

„Sie kennen mich nicht unter meinen gewöhnlichen Lebensbedingungen. Sie kennen mich nicht als Arbeitstier. Damals — wissen Sie — da schien ich ein ganz anderer. Da dachte ich an nichts als auszuspannen, mich zu zerstreuen, zu erholen."

„Wir sind heiter miteinander gewesen und traurig. Ist das nicht genug? Glauben Sie, daß ich auf den Kopf gefallen bin? Sie sind ein sachlicher Mensch. Aber ich habe oft gesehen, wie Sie Lebensschönheit gestalteten. Mit einem Wort, einem Blick. Wahrscheinlich ohne es zu wissen, vielleicht ohne es ausdrücklich zu wollen. Aus dem Nichts, sogar aus dem Peinlichen, ja, aus dem Trivialen. Darauf kommt es an. Das muß ein Mensch können. Ob er sonst Verse macht oder nicht, bleibt sich gleich. Verstehen Sie mich?"

„Teilweise. Jedenfalls danke ich Ihnen. Sie wollen sagen, daß ich Ihnen trotz alledem nicht ledern vorkomme. Das ungefähr wollt ich wissen."

„Empfindsamkeit ist unser beider Sache nicht. Halten Sie mich nicht für eine Gans. Ich weiß ein tiefes Gemüt von einem seichten zu unterscheiden. Auf Romanhelden fall ich nicht rein.“

„Gut. Ich wollte Ihnen nun folgendes sagen. Sehen Sie, ich halte es für einen Unsinn, zu glauben, daß zwei Menschen sozusagen füreinander bestimmt sind. Daß es gewissermaßen in den Sternen geschrieben steht ... Wie viele Eduarde giebt es und wie viele Kunigunden!“

„Richtig.“

„Nun kommt's aber vor, daß zwei so überraschend zusammenpassen.“

„Oder auch nicht.“

„Ja. Zufällig wollen sie immer gerade das nämliche, wo sie gehen oder stehen.“

„Oder auch das Gegenteil.“

„Ja. Beides kommt vor. Im ersten Fall kann es eine Ehe geben, die ungefähr so ist, wie dieser Tag heute für uns gewesen ist. Im anderen Falle — es kann schließlich keiner etwas dafür, es ist eben einmal so ... Galeerenmäßig stell ich mir so ein Zusammenleben vor.“

„Ja, ich auch,“ sagte Lenore und seufzte tief auf. „Ich weiß ein Lied davon zu singen.“

Hall ergriff ihre Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie überließ sie ihm für einen Augenblick und zog sie dann sanft zurück, nachdem sie die seinige kurz und fest gedrückt hatte.

„Ein einziges Mal,“ sagte er, „sind wir Arm in Arm gegangen. Erinnern Sie sich, Lenore? Es war nach jener Ruine hinaus, am Flusse.“

„Ob ich mich erinnere!“

„Dieser Pfad durch die Auen, die langen Reihen von Korbweiden entlang! War das ein Frühlingstag! Wie die Wiesen standen! Solche Wiesen mit solchen Blumen hab ich nirgend sonst gesehen ... Dieser eigentümliche Zusammenklang unserer Bewegungen überraschte mich. Ich meine den Rhythmus, so beim Hinschreiten. Es war mir, als wären wir eins ... so ergänzend ... ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll. Sie hingen nicht lose an meinem Arm, Sie stützten sich fest und waren doch keine Last. Ich fühle noch Ihre Gestalt an die meinige geschmiegt. Nie habe ich ein Weib gekannt, dessen Nähe mir — so wenig störend war. Verzeihen Sie, verstehen Sie mich nicht falsch! Sonderbar, daß ich es negativ ausdrücke, nicht wahr? Aber sehen Sie — die Ruhe und Stille, die um einen ist, wenn man allein durch Wald und Wiese geht, die ist meist dahin, zu zweit. Nur wenn ich mit Ihnen bin, dann nicht. Auch heute habe ich es wieder empfunden ... Von jener Stunde an kann ich mich nicht darein finden, ohne Sie durchs Leben zu gehen.“

„Seltsam ist es,“ sagte Lenore, „wie das Unausgesprochene doch längst so klar war zwischen uns beiden. Ja, das wußte ich schon damals, was Sie mir da sagen. Und doch wäre es vielleicht besser unausgesprochen geblieben.“

„Warum, Lenore? Jetzt, da Sie von ihm los sind? Warum?“

„So wissen Sie davon?“

„Sie können sich doch denken, daß ich Sie nicht aus dem Auge verlor die vierzehn Monate, die wir uns nicht sahen.“

„Ja, das hätte ich mir denken können. Kennen Sie auch die näheren Umstände?“

„Nicht so ganz. Nur das Ende, daß Sie frei wurden.“

„Ich habe ihn böswillig verlassen. Es ist mir gar nicht leicht geworden — sollten Sie's denken? Nicht seinethalben — oh, er hilft sich durch. Aber mir sind die unverstandenen Frauen in der Seele zuwider, die ihren Männern fortlaufen. Die Sucherinnen nach dem Wunderbaren. Diese Type kann ich nicht ausstehen. Und man hängt doch immer an dem Urteil der Menschen. Ich wußte, daß sie mich in diese Klasse einreihen würden. Denn was soll man für einen Grund angeben? Mißhandelt hat er mich nicht.“

„Wer Sie kennt, wird wissen, daß es keine Exaltationen waren, die Sie aus seinem Hause trieben.“

„Nein, wahrlich nicht. Es ist alles so einfach und schlicht gekommen.“

„Sie sind eben immer zu zweit geblieben, er und Sie.“

„Ja. Man fühlte sich niemals wie allein, niemals recht zu Hause, immer gestört. Woran es lag? Der Himmel mag es wissen! Ich hatte meine Fehler, die ihn aufbrachten.

Und mir ging seine Dickhäutigkeit auf die Nerven. Nun, Sie kennen ihn."

„Sie paßten nicht zueinander, ganz einfach. Das kommt vor. Seien Sie froh, daß es aus ist."

„Bin ich auch. Sehr froh, wie die Dinge nun einmal lagen. Denn es war kein Band mehr zwischen uns seit dem Tage ... an dem es starb."

Lenore schwieg, und auch Hall wagte kein Wort zu sprechen. Am klaren Nachthimmel flimmerten und zitterten die Sterne. An thränenleuchtende Augen erinnerten manche, über die rasche, schmerzliche Lider zucken. In der Luft aber lag unausgesetzt jenes ernste, eintönige Rauschen des kalten Bachs. Er führte nicht eben viel Wasser nach der langen trockenen Zeit, und seine Stimme, die manchmal dem Donnern des Bergsturzes gleichen konnte, war nur wie der Wind, wenn er durch die Kronen der Tannen fährt. Aber ohne Unterbrechung drängte sie sich, wie eine traurige Melodie, an die Sinne der Lauschenden heran, bald anschwellend, bald verblassend, je wie die unbestimmte Nachtluft ihr die leisen, dunklen Schwingen lieh ...

„Sie werden sich vielleicht wundern," begann Lenore wieder, „daß uns der Schmerz nicht zusammenschloß. Ich habe damals nie mit Ihnen darüber gesprochen ..."

„Es war mir nicht verwunderlich. Leid kann verbinden, es kann aber auch trennen."

„Uns trennte es. Denn ich liebte mein Leid, und er haßte es. Ich wollte die Erinnerung pflegen, er wollte sie austilgen. Er wollte es so rasch als möglich vergessen. Er wollte, daß auch ich es vergessen sollte. Er wollte nur rasch wieder ein Weib. Verstehen Sie mich? Er wollte es nicht dulden, daß sein Weib Mutter blieb und nur Mutter, selbst über das Grab hinaus. Das setzte harte Kämpfe. Wirkliche Kämpfe, stellen Sie sich vor! Einmal mußte ich sogar — ach, ich kann es gar nicht erzählen. Es war, wie wir noch auf der Reise waren. Zum Glück giebt es in Gasthöfen elektrische Klingeln, um Sturm zu läuten. Einmal läutete ich das ganze Haus zusammen. Es war ein förmlicher Aufruhr, und ich mußte nachträglich selbst meinen Geist anstrengen, Vorwände zu finden ... Nun, dies wirkte schließlich doch. Von da ab konnte ich mich nicht beklagen ... Ja, solche Dinge sind vorgekommen."

„Ich verstand schon damals, was vorging, Lenore, auch ohne daß Sie etwas davon sagten. Mit keinem Wort wurde zwischen uns Ihr Verhältnis zu ihm gestreift. Und doch wußte ich alles. Es wäre Gelegenheit genug gewesen, sich auszusprechen. Aber wir waren unschuldig und heiter wie heute den Tag über. Und beinahe glücklich in diesem arglosen Beisammensein. Erinnern Sie sich der gemeinsamen Spaziergänge? Wie hieß doch der Weg, wo wir zusammenzutreffen pflegten, der hinausführte gegen — ein Dorf ..."

„Ach ja! Wie oft stahl ich mich hinaus durch das alte Stadtthor nach dem wonnigen Sträßchen, wo man die hohen Berge vor sich hatte mit dem leuchtenden Schnee ..."

„Ist es nicht gut eingerichtet in der Welt, daß es gerade immer dort am einsamsten ist, wo es am schönsten ist?"

„Damals that uns die Einsamkeit not. Ich glaube, er hätte mich getötet, wenn er erfahren hätte, daß ich so oft mit Ihnen zusammen war. Er hätte weiß Gott was geglaubt. Argwohn und Eifersucht waren seine stärksten Eigenschaften. Ich hätte ihn nie überzeugen können, wie harmlos und unanfechtbar unser Verkehr war."

„Wie der Schelm ist ..."

„Ja. — Und wenn ich Sie damals nicht gehabt hätte! Sie ahnen vielleicht nicht, was Sie mir waren. Ich glaube nicht, daß ich es lange überlebt hätte, wären Sie nicht gewesen. Vielleicht hatte es gar nicht so den Anschein. Meistens war ich ganz heiter, nicht wahr, oder sah wenigstens so aus?"

„Manchmal, o ja; meistens sogar. Aber Sie werden doch nicht glauben, daß mir verborgen blieb, was in Ihnen vorging? Auch haben wir ja oft über das Kind gesprochen. Aber nicht ein einziges Mal über Ihren Mann. Und das war gut. Mit keiner Silbe habe ich Ihnen angedeutet, wie ich mir Ihre Zukunft dachte und die meinige. Etwas wie eine Verabredung wäre mir häßlich vorgekommen. Was werden sollte, mußte von selbst werden. Und nun ist es geworden. Ohne daß ich etwas dazu that. Über ein Jahr lang blieb ich Ihnen fern und

schrieb Ihnen auch nicht. Inzwischen haben Sie Ihre Freiheit wiedererlangt. Durch Ihren eigenen, unbeeinflußten Willen, ohne gemeinsamen Plan, ja, ohne zu wissen, ob Sie mich jemals wiedersehen würden. Und nun trete ich vor Sie hin, Lenore, und verlange Sie zu meinem Weibe."

Lenore antwortete nicht sogleich. Vergebens suchte sein Blick die Finsternis zu durchdringen, um in ihren Zügen zu lesen. Sie saß unbeweglich und zog fröstelnd ihr Umhängetuch über der Brust zusammen. Ein eisiger Luftzug strich von jener Bergseite herüber, wo der kalte Bach sich befand. Das Rauschen des Wassers erklang plötzlich viel näher ...

„Und jetzt soll ich wohl erwidern?" sagte endlich Lenore leise. „Ach, ich ahnte es ja: ich hatte meinen Frieden gefunden in den Bergen, und nun kommen Sie und wühlen alles wieder auf!"

„Sie hatten ihn nicht gefunden, Lenore," sagte Hall eindringlich. „Täuschen Sie sich nicht selbst! Frieden finden heißt überhaupt zu Ende sein, abgeschlossen haben."

„Ich habe abgeschlossen."

„Sie? So jung? So blühend! — Aber wie immer. Unser Roman ist nicht zu Ende. Er muß noch abgeschlossen werden. Es fehlt das letzte Kapitel. Dieses zu erleben, kann ich Ihnen nicht ersparen. Und darum frage ich Sie noch einmal, Lenore, wollen Sie mein Weib werden?"

„Nun, wenn ich Antwort geben muß, klar und bündig, ja oder nein ... Ich glaube, Hall, daß es nicht sein kann."

„Sie meinen, weil nur die Scheidung von Tisch und Bett ausgesprochen ist und keine Trennung der Ehe? — Das bedachte ich bereits. Nach unseren Gesetzen ist Ihnen die Wiedervereheliehung allerdings untersagt. Aber es handelt sich nur um einige Formalitäten. Sie werden die ungarische Staatsbürgerschaft erwerben, und unser Bund wird eine sogenannte Siebenbürger Ehe sein. Die Gültigkeit einer solchen wird auch in Österreich anerkannt."

„Nein, nicht deshalb. Ich weiß, daß derartige Schwierigkeiten sich überwinden lassen. Es ist etwas anderes ..."

„Etwas anderes?"

„Ja."

„Und das wäre?"

„Es ist mir so bange, darüber zu sprechen, Hall!"

„Aber ich muß doch wissen ..."

„Wenn es nun aber nicht sein kann. Was nützt es ..."

„Lenore," flehte er, „was sollte es sein? Foltern Sie mich nicht! Warum wollen Sie die meine nicht werden?"

Da brach sie aus: „Ich kann nicht, Hall, ich kann nicht! Glauben Sie mir, ich bin Ihnen gut ... Aber es steht etwas zwischen uns ... Etwas so Banges ... Wir haben einen Mitwisser, Hall! ... Ja, denken Sie, denken Sie! ... Mir ist kein Glück beschieden! Unablässig verfolgt es mich, verfolgt mich!" Sie schluchzte auf und verbarg ihr Gesicht in das Tuch. Unaufhaltsam flossen ihre Thränen.

Verwirrt und betreten starrte Hall auf die zusammengekauerte Gestalt an seiner Seite, deren Umrisse sich nur undeutlich in der tiefen Finsternis abhoben. „Ich verstehe Sie nicht," sagte er endlich, „kann mir gar nicht denken, was Sie meinen. Einen Mitwisser? Und wenn! Als ob wir etwas begangen hätten! Kommen Sie doch zur Vernunft, Lenore!"

„Ach, ich bin schon bei Vernunft," rief sie; „ich bin weitaus vernünftiger als Sie! Waren wir nicht glücklich den ganzen Tag? Warum muß denn überhaupt geheiratet sein? Und an die heikelsten Dinge mit Worten gerührt? Ich ahnte ja so etwas, daß ich nicht würde darüber hinauskommen können! Nun haben Sie es!"

„Aber, ich sehe nicht ein, was es sein könnte," sagte Hall unmutig. „Alles muß doch seinen Grund haben. Von Augenblicksstimmungen macht man nicht Menschenschicksale abhängig. Solche Dinge wollen erwogen und geprüft und durchgesprochen sein — und zwar mit Vernunft, ich muß das Wort wiederholen."

„Ach, reden Sie mir nicht so viel von Vernunft!" sagte Lenore, der es offenbar nicht darauf ankam, ob sie sich widersprach oder nicht. „War es vernünftig, daß ich gerade solch einen Mann bekam, und war es vernünftig, daß es sterben mußte? Ich bitte Sie, das, was geschieht, ist ja immer viel stärker als unsere ganze Klugheit!"

Unklar und unbesonnen! dachte Hall. Aber er glaubte nicht weiter in sie dringen zu dürfen und versuchte keine Widerlegung. Hatte die Zeit so vieles vorwärts gebracht — vielleicht übte sie auch hier ihre Wunderkraft. Wer weiß, ob Lenore nicht schon bis morgen ihre Stimmung verändert hatte? Seine Wünsche und Anschauungen kannte sie nun. Vielleicht würden sie in der Stille in ihr fortwirken. So sollte sie noch einmal darüber schlafen. Jedenfalls meinte er durch Zurückhaltung seiner Sache besser zu dienen als durch Ungestüm. Und dann that ihm auch die Seelenangst Lenores leid. Er beschloß, das Thema vorderhand einfach fallen zu lassen.

„Sie frösteln," sagte er; „es fängt an kalt zu werden. Lassen Sie uns die Ruhe des Schlafes suchen. Vielleicht, daß die neue Sonne uns Erleuchtung und die erwünschte Klarheit bringt."

Sie war sofort bereit und erhob sich. Als sie in der Dunkelheit dem Pächterhause zuschritten, nahm sie plötzlich seinen Arm und schmiegte sich an ihn.

Er fühlte wie damals den wunderbaren Rhythmus ihrer gemeinsamen Bewegungen, und eine große Traurigkeit kam über ihn bei dem Gedanken, daß etwas Unbekanntes, Unüberwindliches sie für immer voneinander trennen könnte. Schweigend gingen sie dahin, wie gewiegt von den schwarzblauen Fittichen der Nacht.

Knapp vor dem Hause, als sie schon in den Lichtschein getreten waren, der ihnen aus der offenen Thür entgegendrang, hob Lenore ihr Antlitz zu ihm auf und sagte, indem sie ihn ein wenig am Arm zurückhielt: „Seien Sie mir nicht böse, Hall! Sie sollen alles wissen. Aber fragen Sie nicht mehr und lassen Sie von selbst den Augenblick kommen, der mir die Lippen öffnen mag. Wollen Sie mir dies versprechen?"

Er nickte stumm. Sie traten auf die Diele. Dort saß Zöchl, der Pächter, bei einer kleinen Öllampe und besserte an einem Kleidungsstück. Sein Lodenrock war es, an dem es etwas zu flicken gab. In Hemdsärmeln saß er da und zielte eben mit dem Faden ins Nadelöhr. Aber jedesmal traf er daran vorbei. So weit er seine Arme ausstrecken konnte, hielt er die Nadel vom Auge entfernt, um schärfer zu sehen. Es war aber auch die Hand zu hart und ungelenk. Das Einfädeln wollte ihm nicht gelingen.

„Machen das bei euch die Mannerleut?" fragte Hall leutselig.

„Sischt kunnt's wohl die meinige ah. Aber schlafen thuet s' halt schon samt die Gitschen, joa, joa."

„Geben Sie her, ich will Ihnen wenigstens einfädeln," sagte Lenore und nahm ihm Nadel und Faden aus der Hand. Sie bemühte sich sehr. Aber auch sie traf nicht ins Öhr. Es mißlang ihr, wie es dem Alten mißlungen war.

Hall bemerkte beim Schein der Lampe, wie ihre Hände zitterten.

„Es will mir nicht gelingen," sagte sie verwirrt. „Lassen Sie es bis morgen, dann will ich Ihnen den Schaden ausbessern. Gute Nacht!" Und damit eilte sie auf ihre Stube.

Zöchl streifte Hall mit einem mißtrauischen Blick. Beinahe herausfordernd unfreundlich sah er ihn an.

„Gute Nacht!" sagte Hall müde und begab sich schweren Trittes nach seinem Zimmer, das auf der anderen Seite der Diele lag.

* * *

Nun war alle Unschuld und Unbefangenheit dahin und damit das stille Glück des vorangegangenen Tages. Sie wagten kaum, sich ins Auge zu sehen, und mieden einander den Vormittag über, Beschäftigung vorschützend. Wovon sollten sie auch miteinander sprechen, wenn nicht von dem, was ihnen auf dem Herzen lag? Das Gleichgültige und Nebensächliche hatte sie gestern noch fesseln und beglücken können, weil jedes von ihnen nur einen Anlaß darin erblickte, die Stimme des anderen zu hören, und einen Vorwand des Zusammenseins. Heute aber wäre ihnen die Wiederholung jenes holden Scheines von gestern gezwungen und erkünstelt vorgekommen. Darum war es ihnen beiden, als sie zu Mittag in der Zirbelholzstube zusammentrafen, um gemeinsam ihr Mahl einzunehmen, im Grunde angenehm, daß sie nicht ungestört blieben und einige Touristen am Nebentische Platz genommen hatten.

Erst gegen Abend, als sie sich wieder zu einem Spaziergang vereinten und die Berggegend, die sie durchstreiften und die Hall noch unbekannt geblieben war, natürlichen Anlaß bot zu Fragen und Gesprächen, da vergaßen sie zeitweise der Last, die auf ihren Gemütern lag, und fühlten über ihrem Verkehr wenigstens einen schwachen Abglanz jener Freiheit und Unbefangenheit, die ihn sonst erhellt und erwärmt hatten.

Ihr Weg führte sie diesmal in entgegengesetzter Richtung wie am Vortage, vom Pächterhaus nicht über die Sennhütten, sondern nach der anderen Seite, über die Touristenherberge hinaus, gegen die toten Berge. Nach einem steilen Anstieg zwischen üppig wuchernden Zwergkiefern gelangte man über einen vorgeschobenen Felsriegel gleichsam in eine neue Gegend, die wieder ganz verschiedenartige Eindrücke hervorrief. Und der Blick über diese Welt, die sich hier erschloß, öffnete sich für den, der von der Unterkunftshütte heraufstieg, unerwartet und beinahe plötzlich.

Hall konnte nicht umhin, einen Ruf der Überraschung und Bewunderung auszustoßen, als er unversehens so viel Neues und Großartiges vor seinen Blicken ausgebreitet sah.

„Dieser mächtige Felsblock," sagte Lenore, „an dem wir jetzt stehen, heißt im Volksmunde der tote Stein."

„Weshalb?" fragte Hall.

„Vielleicht weil hier eigentlich die toten Berge anfangen. Jedenfalls überblickt man sie von hier aus zum erstenmal und wohl auch am vollkommensten."

„Was vor uns liegt, das sind also die toten Berge?"

„Ja. Und der tote Stein ist wie ein Markstein. Sehen Sie den Unterschied der Gebirgsbildung und des Pflanzenwuchses hüben und drüben!"

„Auffallend! Ist der breite Grat dort, der seine Umgebung so sehr überragt, nicht derselbe, den Sie mir gestern schon von den Alphütten aus zeigten?"

„Ja, das ist der Roßrucken, der einzige, der in unsere Welt hinüberschaut. Sehen Sie, wie kahl er ist! Und ebenso alles andere ringsum, so weit der Blick reicht. Wie ausgebrannte Lava, aber gleichwohl Kalk und, wenn die Sonne darauf brennt, beinahe weiß, daß die Augen schmerzen. Die Oberfläche wie ausgenagt vom Regen, nichts als Runzeln und Falten aus Stein, ein hartes Wandern. Grasnarbe giebt es nur spärlich, aber wo sie ist, da setzt sie sich aus den edelsten Kräutlein zusammen, aus Soldanellen, Heilsglöcklein, Riesenveilchen und was weiß ich alles!"

„Sonderbar," sagte Hall, „wie sich die Kalkschichtung um einen ungeheuren Krater gruppiert. Einem hundertfach vergrößerten antiken Amphitheater gleich, steigt es in Riesenstufen von der Mitte auf bis zum Roßrucken und zu den anderen Graten und Kuppen in der Runde."

„Und nun geben Sie acht," sagte Lenore im Weiterschreiten; „gleich werden Sie in die Tiefe des Kraters hineinsehen."

Sie stiegen höher.

„Was ist dies für ein schwarzer Spiegel," fragte Hall, „der am Boden des Felstheaters liegt? Soll das Wasser sein?"

„Es ist der kalte See, von dem unser Bach kommt. Sie denken vielleicht, daß er nicht den Namen eines Sees verdient, weil er nur die Größe eines Tümpels hat? Aber die Verhältnisse täuschen hier sehr. Sehen Sie den Schneefleck an dem einen Ende? Man würde ihn auf die Größe einer gewöhnlichen Stube schätzen. Ich war neulich dort und habe mit mir selbst Schneeballen geworfen. Die Schneefläche ist so groß wie ein ansehnlicher Kirchenplatz."

Der Weg stieg nun so steil an über kahle Felsen und Geröll, daß ein Gespräch unmöglich wurde. Man hatte genug zu thun mit dem Emporklimmen, und die Lungen verbrauchten allen Atem, den sie in gesteigerter Thätigkeit einnahmen, um die anstrengende Bewegung der Glieder zu speisen. Auf einer kahlen Felsenplattform hielt endlich Lenore inne. Die schweren Wolken im Westen, die das Licht der eben untergegangenen Sonne noch einmal über die Erde spiegelten, tauchten ihre feine, schlanke Gestalt in rosigen Schimmer und ließen ihre Wangen noch blühender erscheinen, als sie im Eifer des Anstiegs geworden waren. Sie zeigte mit ausgestreckter Hand auf ein schmales Band, das in halber Höhe einer fast senkrechten Felswand sich hinzog, und dessen Windungen weit hinaus sichtbar blieben,

immer hoch über dem Riesenkessel des kalten Sees.

„Wollen wir hier hinübergehen?“ fragte sie mit noch immer heftig wogender Brust.

„Soll dies ein Weg sein?“ fragte Hall schaudernd.

„Für Schwindelfreie ist es ein ganz guter Steig. Er führt auf die Oberwasseralm. Dort drüben, wo Sie das Endchen Wiese hervorlugen sehen, grün wie ein Frühlingsblatt, dort liegt sie mit ihren Triften. Die Felsen davor entziehen uns den Anblick der Hütten.“

„Sind Sie schon auf dieser Alm gewesen?“

„Wie oft schon! Ich bleibe manchmal einige Tage drüben. Es ist auch eine prächtige Person dort, die Agathe — sie haben hier alle so schöne Namen — eine ältliche Sennerin, die steckt voll Lebensweisheit, sag ich Ihnen. Bei dieser wohne ich dann. Und plaudere und helfe Heu machen und Butter stoßen. Ich liebe diese einfachen Menschen sehr. Und auch die Gegend. Diese ganze weite, tote Gegend. Und die Alm ist wie eine Oase darin. So einsam! Dorthin verirrt sich nicht leicht ein Fremder. Man ist wirklich allein. Der Weg ist auch zu wenig geheuer.“

„Und welchen Weg pflegen Sie dann zu nehmen?“

„Diesen natürlich, den Oberwassersteig. Es giebt gar keinen anderen von dieser Seite.“

„Das sollten Sie nicht thun, Lenore! So sollten Sie mit Ihrem Leben nicht spielen!“ sagte Hall.

„Pah! Für mich ist gar keine Gefahr dabei. Ich bin ihn schon oft gegangen. Aber Sie müssen nicht, wenn Ihnen graut. Kommen Sie, wir wollen nach der anderen Seite gehen. Ich zeige Ihnen etwas Schönes.“

Und in wenigen Minuten führte sie den Freund weg- und steglos zwischen rings umherliegenden hausgroßen Felsblöcken hindurch zu einer Schutthalde, die von wahren Wäldern blühender Alpenrosen überwuchert war. In allen Abstufungen von Rot entfaltete sich ihre Blütenpracht, vom grellen Rot der Koralle zum vornehmen Ton des Rubins und vom tiefdunkelsten Purpur zum zarten Hauch der Rosenmuschel.

Hall bückte sich nieder und pflückte einen kleinen Strauß der schönsten Alpenrosen. Er reichte ihn Lenore. Sie vergrub ihr Gesicht in die kühlen, harzig duftenden Blüten und Blätter und schloß dabei die Augen.

Dann wieder aufblickend, sagte sie: „Nun will ich Ihnen etwas erzählen. Nun bin ich mutig. Finden Sie nicht, daß dieser Duft, der von den gebrochenen Zweigen der Alpenrosen ausgeht, etwas Stärkendes hat? Für mich hängen die schönsten Kindheitserinnerungen daran. Mein Vater war ein Freund der Berge. Ich habe sie früh kennen gelernt. Wenn ich Alpenblumen sehe, wenn ich den Harzgeruch der Rhododendren einatme, bin ich wieder jung und heiter ... Aber das war es nicht, was ich sagen wollte ... Das war nichts Heiteres.“

„Werden Sie nicht traurig, Lenore,“ sagte Hall. „Lassen Sie uns den Augenblick genießen, wie gestern, und nur an Schönes und Heiteres denken. Der Anblick der Bergwelt hat mich geduldig gemacht und selbstlos. Erzählen Sie mir von Ihrer Kindheit, wollen Sie nicht?“

„Nein. Ich muß den Augenblick nutzen; ich darf ihn nicht genießen. Gerade jetzt fühle ich mich stark, von dem zu sprechen, was unausgesprochen geblieben ist.“

„Erregen Sie sich nicht,“ bat Hall, dem jetzt plötzlich vor einer Eröffnung ebensosehr bangte, als er sie früher ersehnt hatte. „Lassen Sie uns lieber schweigen. Ich habe Sie nicht mehr gefragt. Möge Zeit darüber hingehen. Bis dahin will ich mich bescheiden.“

„Die Zeit kann nichts daran ändern. Und einmal muß es gesagt sein. Sie haben ein Recht darauf, zu erfahren, was zwischen uns steht. Gestern schon wäre ich verpflichtet gewesen, es Ihnen zu sagen. Ich konnte nicht mehr davon sprechen. Es griff mir zu sehr ans Herz. Jetzt aber fühle ich die Kraft in mir. Und diese Blumen erinnern mich auch so deutlich daran ... Es waren Rosen, blutrot wie diese, aber Gartenrosen. Und sie waren auch von Ihnen ... Erinnern Sie sich, mir welche geschenkt zu haben?“

„Ja. An Ihrem Geburtstag.“

„Wer hatte Ihnen den verraten?“

„Ihr Mann. Er beging ihn mit einer gewissen Förmlichkeit.“

„Die Herzlosen sind immer Formalisten.“

„Ich hatte damals den Eindruck, daß er sehr an Ihnen hing.“

„In seiner Weise.“

„Er übernahm es, Ihnen die Rosen zu überbringen, und war sichtlich erfreut.“

„Huldigungen, die mir galten, schmeichelten stets seiner Eitelkeit.“

„Sie empfingen also meine Rosen?“

„Ja. Ich habe Ihnen nie dafür gedankt. Lassen Sie mich's heute nachtragen.“

„Eine Zeitlang dachte ich, ich hätte Sie dadurch verletzt.“

„Verletzt? Nein. Aber die Augen haben Sie mir geöffnet.“

„Die Augen geöffnet?“

„Ja. Wir kannten einander damals kaum vierzehn Tage und verkehrten nur oberflächlich als Landsleute, die einander zufällig in der Fremde kennen gelernt hatten.“

„So ganz oberflächlich?“

„Je nun. Bei einem englischen Schriftsteller las ich einmal, auf einer Reise nach Indien schlössen die paar Wochen des Zusammenlebens auf dem Dampfer festere Freundschaften als sonst ein ganzes Leben. So geht es wohl auch hin und wieder zwischen Haus- und Tischgenossen, die der Zufall zusammengebracht hat. In merkwürdig kurzer Zeit manchmal werden sie Freunde.“

„Ich dächte, wir hätten uns schon länger gekannt, als ich Ihnen die Rosen sandte?“

„Mein Geburtstag ist am 27. Februar. Etwa vierzehn Tage vorher waren wir angekommen. Am 17. März ist es gestorben.“

„Seltsam! Nach meiner Erinnerung kannte ich Sie damals fast wie heute und war Ihnen wahrhaft gut ... wahrhaft zugethan ... Sonst hätte ich Ihnen ja auch die Rosen nicht gesandt.“

Lenore warf den Kopf herum und blickte ihn mit flammenden Augen an, aus denen Schrecken und Zorn sprühten. „Also doch!“ rief sie. „Auch Sie! So hatte es recht!“

„Was haben Sie, Lenore, was wollen Sie sagen?“

„Ich will sagen, daß wir schuldig waren damals. Als es noch Sünde war gegen das Kind, verstehen Sie? Und daß wir einen Mitwisser haben, der tief in unseren Herzen gelesen hat. Ihm werden wir es nie und nimmer weismachen, daß wir erst jetzt daran denken, uns anzugehören, wo es erlaubt wäre.“

Hall zuckte die Achsel. „Und wer ist dies, von dem Sie sprechen?“ sagte er unmutig. „Vielleicht Ihr Mann?“

Lenore hörte nicht auf seine Worte und fuhr fort: „Als er mir die Rosen überbrachte, sah ich ganz gleichgültig drein und sagte gleichsam gelangweilt: ‚So, von Herrn Hall?‘ Und dann legte ich sie auf den Tisch und ließ sie unbeachtet liegen, solange er im Zimmer war. Als er aber hinausging, griff ich sogleich danach und vergrub mein Gesicht in die Blumen und trank ihren Duft. Ich wußte nicht, wie es kam — da flossen meine Thränen, ich weinte still vor mich hin und benetzte die Rosen und bedeckte sie mit meinen Küssen. Und dabei war eine Seligkeit in mir, wie ich sie lange nicht gekannt hatte. — Plötzlich fuhr ich auf aus meiner Versunkenheit. Eine Kinderstimme schreckte mich aus meinen Träumen. Ich hatte nicht beachtet, daß es im Zimmer war, oder glaubte es mit seinem Spielzeug beschäftigt. Aber das war nicht der Fall. Es kniete vor einem Stuhle, hatte den Lockenkopf in die Hand gestützt und sah mich ernst und aufmerksam an. ‚Mama,‘ sagte es, ‚hast du Onkel Ham lieber als Papa?‘ Es nannte Sie ‚Onkel Ham‘, erinnern Sie sich?“

„Ja, ich erinnere mich. Und weiter?“

„‚Was fällt dir ein,‘ sagte ich und versuchte rasch meine Thränen zu trocknen. ‚Onkel Ham lieber als Papa! Ich kenne doch Onkel Ham so wenig.‘ Aber es ließ sich nicht irre machen. ‚Onkel Ham hat dich doch auch lieber, als Papa dich hat,‘ sagte es und sah mich unverwandt an. ‚Nein,‘ sagte ich ganz verwirrt, ‚er kennt mich ja auch kaum. Er ist nur einfach höflich gegen mich, du verstehst das noch nicht.‘ Jetzt schwieg es, aber veränderte nicht seine Stellung und sah mich nur immer an, mit so einem stillen, rätselhaften Kinderblick. Ich krümmte mich förmlich unter diesem Blicke, wußte nicht, wohin ich sehen sollte, und unternahm allerlei Versuche, die Aufmerksamkeit von mir abzulenken. Aber das war vergeblich ‚Wollen wir nicht hinausgehen in den Garten?‘ sagte ich endlich. Es blieb

aber noch immer unbeweglich und sah mich an. ‚Mama?‘ sagte es mit einem seltsamen, beinahe feierlichen Ernst, der mir unvergeßlich geblieben ist. ‚Was willst du, mein Kind?‘ ‚Wirst du mich auch nicht mehr lieb haben, wenn du Onkel Ham heiratest?‘ fragte es traurig. ‚Jetzt laß aber das thörichte Gerede,‘ sagte ich scheltend und versuchte ihm fest ins Auge zu schauen. 'Aber denken Sie nur, was nun geschah! Ich konnte dem Blick des Kindes nicht standhalten, sondern mußte den meinen senken und zur Seite wenden. Und dabei fühlte ich, wie ich errötete. Über und über muß ich rot geworden sein. In den Boden hätte ich sinken mögen vor Scham.“

„Und —?“ fragte Hall.

„Nichts weiter.“

„Kindermund!“ sagte Hall. „Und dies ist alles? Was wollen Sie?“

„Ist Ihnen dies nicht genug?“

„Wie können Sie den müßigen Fragen eines Kindes solche Bedeutung beilegen! Ich bin sicher, im nächsten Augenblick hatte es alles vergessen.“

„Oh nein, da irren Sie! Was man so davon erzählen kann, ist ja nur wenig. Aber dieser Blick — wenn Sie den gesehen hätten, diese Augen —, immer noch sehe ich sie auf mich gerichtet. Hall, es wußte, daß wir eine sträfliche Neigung zueinander gefaßt hatten, es hatte eine Ahnung davon, so aus dem Instinkt heraus, wissen Sie. Und es grämte sich darüber, ja, das weiß ich ganz bestimmt ...“

Sie hatten inzwischen den Rückweg angetreten, während der Abend langsam hereinsank. Schweigend stiegen sie hintereinander die Felsenstufen nieder.

„Was Sie da sagen,“ begann Hall nach einer Weile, „kann ich von einer Mutter schließlich begreifen. Aber, glauben Sie mir, es ist krankhaft. Eine Überempfindlichkeit der Seele. Sie müssen dagegen ankämpfen.“

„Krankhaft meinen Sie? Sie irren! Das ist es gar nicht. Ich bin durch und durch gesund. Seit ich hier oben lebe, ist mein Gemüt so ruhig und voll Frieden, daß ich an alles, alles, was mich sonst erregte, mit der größten Freiheit denken kann. Nur an dies eine nicht: Ihnen anzugehören.“

„Lassen Sie Zeit vergehen! Beschäftigen Sie sich! Dann muß allmählich die Erinnerung an Ihr Kind verblassen!“

„Ha! Das war ein schönes Wort!“ rief Lenore flammend. „Meinen Sie, daß ich dies will? Glauben Sie, daß ich es vergessen will? Oh, da sind Sie im Irrtum! Man will doch denken an sein Kind und es lieben und nicht es vergessen! Wie Sie reden! Recht wie ein Mann!“

„Mißdeuten Sie nicht meine Worte! Ich meinte, daß Sie doch nicht für immer auf eigenes Glück zu verzichten brauchten.“

„Auf eigenes Glück? Wer sagt Ihnen, daß ich unglücklich bin? Ich habe meine Freiheit wiedererlangt — das empfinde ich wie eine Erlösung. Ich bin durch viel Leid hindurchgegangen und habe ertragen gelernt, was mich traf — das ist doch auch ein Besitz. Ich habe die einsame Welt meiner Berge, meiner wundervollen, sonnigen Berge — wem sie nicht das Glück geben können, dem geben sie doch wenigstens den Frieden. Ich habe meine Erinnerungen, die Erinnerung an mein Kind, die Erinnerung an Sie ... Ich liebte Sie damals, als ich über den Rosen weinte. Da blickte mein Kind mich an. Und bald darauf starb es ... Das ist traurig. Gewiß. Aber ist es nicht auch schön? Und ist nicht Schönheit darin, daß dieses leise, leise Verbrechen, das ich beging, so schwer gesühnt wird, und daß ich nun auch Sie hingeben muß, weil ein leidenschaftlicher Augenblick mein verstorbenes Kind zum Mitwisser meiner Neigung machte? Häßlich jedoch wäre es, wollte ich mich dieser Sühne entziehen und gegen mein besseres Gefühl Freuden pflücken, die ich mir nun einmal verwirkt habe. Erst dies würde mich wahrhaft unglücklich machen und elend.“

Hall schwieg. Sie waren auf dem Felsriegel am toten Stein angekommen, da schlug ein lästiger, lauer Südwind gegen ihre Wangen, der von den Gletschern jenseits des Thales herüberwehte. Müde, gleichgültige Wolken krochen von allen Seiten auf und trübten den ganzen Himmel mit ihren form- und farblosen Dünsten, daß er einem erblindeten Spiegel glich ...

„Auf das, was Sie mir zuletzt gesagt haben,“ begann Hall endlich mit gepreßter Stimme, „vermag ich nichts mehr zu er-

widern. Ich halte, wie gesagt, dies alles für übertrieben, muß mich aber Ihrer Entscheidung fügen. Sie sind somit entschlossen," sagte er kühl und langsam, jede Silbe deutlich betonend, „meine Bewerbung endgültig abzulehnen?"

„Ja, Hall, dies ist mein fester Entschluß."

„Gut. Wir sind zu Ende. Morgen früh sage ich Ihnen Lebewohl. Und nun wollen wir von etwas anderem sprechen."

*   *
*

Als sie zum Unterkunftshaus zurückgekehrt waren, dämmerte es bereits stark. Sie aßen wie gewöhnlich miteinander zu Abend in der kleinen traulichen Speisestube der Touristenherberge. Niemand störte ihr stilles Zusammensein. Bei dem zweifelhaften Wetter hatte kein Bergwanderer sich eingefunden.

Nur wenige Worte wurden während der Mahlzeit gewechselt. Beide waren sie mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, und wenn eines von ihnen das Wort zu einer Bemerkung ergriff, so bezog sie sich auf gleichgültige Dinge oder war der Versuch eines leisen, leisen Scherzes, die Frucht ehrlichen Strebens, sich gegenseitig die letzten Stunden des Beisammenseins noch so angenehm als möglich zu gestalten. Die Befangenheit war von ihnen gewichen. Klar wußten sie nun, eins vom anderen, was sie wollten. Und eine ganz leise, versteckte Feindschaft, die zwischen ihnen war, machte sie sicherer und fester und ruhiger im Verkehr miteinander.

Und dann saßen sie noch einmal zusammen auf derselben Bank, auf der sie am ersten Abend gesessen, in der Dunkelheit, beim Rauschen des kalten Baches. Da ward die stille Feindschaft wieder hinweggeweht durch die mahnenden Stimmen der Nacht und durch die Stimme der liebenden Menschennatur, die aus ihnen sprach. Die goldenen Tage des Glückes hatten sie noch einmal an sich vorbeiziehen lassen, die Zeit des stillen, heiteren Beisammenseins, und was sie einander gewesen, und wie sie einander verstanden. Und dann, wieder traurig geworden, sagten sie sich mit Thränen in den Augen, wie sie immer aneinander denken würden und sich nie vergessen, und wie schwer sie es empfänden, daß sie nicht zusammen kommen konnten, und daß es aus war zwischen ihnen — für immer. Aber an der Thatsache, daß sie einander nicht angehören würden, und daß es zu Ende sei zwischen ihnen ein für allemal, daran rührten und rüttelten sie nicht mehr, mit keinem Wort.

So war es spät geworden in die übermäßig milde, sternenlose Nacht hinein, als sie mit schweren Herzen nach dem Pächterhause zurückkehrten, um Erlösung von ihrem Leid zu suchen im Schlafe, dem Tröster aller Bedrückten. Diesmal nahm Lenore auf dem Wege nicht seinen Arm, und er vermied es sorgfältig, im Hinschreiten ihre Schulter mit der seinigen zu berühren. Etwas Fremdes schien in der Dunkelheit zwischen ihnen herzuschreiten, das sie trennte und voneinander hielt, und immer mehr beschleunigten sie ihre Schritte, nicht nur weil es sachte zu rieseln begann: dieses Fremde zwischen ihnen war es, das ihre Seelen ängstigte und ihren Gang beflügelte.

Als sie auf die Diele des Hauses traten, wo kein Licht mehr brannte, so daß es noch finsterer war als im Freien, da sagte Lenore: „Lassen Sie uns leise sein. Die Leute sind schon zu Bette gegangen und brauchen ihren Schlaf. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte Hall.

„Das Haus pflegt nachts verschlossen zu werden," sagte noch Lenore. „Man hat die Eingangsthür für uns offen gelassen. Seien Sie so freundlich und schieben den Riegel vor."

Hall kehrte nach der Thür zurück und drückte sie ins Schloß. Dann tastete er nach dem Riegel und schob ihn zu. Nun war es stockdunkel auf der Diele. Keine Möglichkeit, auch nur die Hand vor den Augen zu sehen.

„Haben Sie keine Zündhölzchen bei sich?" fragte Lenore.

„Nein, aber in der Stube sind welche. Warten Sie einen Augenblick, ich taste mich hinein und leuchte Ihnen."

„Nicht nötig. Ich finde den Weg auch in der Dunkelheit. Gute Nacht, Hall!"

„Leben Sie wohl, Lenore!"

Er that einen Schritt vor und wollte ihr die Hand reichen. Aber da berührten sich ihre Körper, er fühlte ihre Brust an der

seinigen und umfing sie mit der ausgestreckten Hand. Heftig preßte er sie an sich und umschlang sie mit seinen Armen. Seine Lippen suchten die ihrigen und bedeckten sie mit leidenschaftlichen Küssen. Es war eine eigene wollüstige Seligkeit in diesem Genusse, an dem das Auge nicht teil hatte. Zur Unendlichkeit wogte die undurchdringliche Finsternis um ihn, als ob er die Geliebte im dunklen Himmelsraum umschlungen hielte.

Einen Augenblick hatte sie sich willenlos seiner Umarmung überlassen. Jetzt drängte sie ihn heftig von sich. „Hall, was haben Sie gethan!“ flüsterte sie und riß sich los. Er hörte ihre tastenden Schritte auf der Holzdiele. Er hörte, wie sie leise die Thür ihrer Stube öffnete und wieder schloß. Und nun stand er allein im Dunkeln.

Wie im Traume tastete auch er sich nach seinem Zimmer. Er zündete eine Kerze an und setzte sich auf sein niedriges eisernes Bett. — Gut, das hatte er gethan, ja, das hatte er gethan. In seinen Armen hatte er sie gehalten. Was nun? ... Fort! Ade auf Nimmerwiedersehen! ... Gedankenlos zog er die Uhr. Mitternacht! Mit frühestem Morgen konnte er aufbrechen. Und bis dahin? Schlafen? In seinem Zustand schlafen! Daran war nicht zu denken. Er fühlte nicht das geringste Schlafbedürfnis. Alle seine Sinne waren in Aufruhr. Er stand auf und legte sein geringes Gepäck zusammen auf den Tisch. Was er nicht mehr nötig zu haben glaubte, packte er in den Rucksack. Diese Beschäftigung befreite ihn ein wenig von seiner inneren Unruhe.

Nachdem er fertig geworden war, setzte er sich nieder, angekleidet wie er war, auf sein Lager und überließ sich seinen Gedanken. Auf solche Weise sollte also dieser Traum enden! Mit einem schwächlichen „Es hat nicht sollen sein!“ Eigentlich ohne Sinn, ohne Vernunft! Ja, ohne Vernunft! sagte er sich jetzt mit Bestimmtheit und Härte. Weiberlaune, Überspanntheit! Ein totes Kind, das das Schicksal eines Mannes in der Hand hält! Ein Phantom, das über das Leben siegt! Man sollt es einfach nicht dulden!

Er empörte sich. Und mit seinem geknechteten Willen, der sich auflehnte, verbündeten sich seine Wünsche, seine heißen Begierden. Noch brannte die Wonne auf seinen Lippen, die er bei den Küssen Lenorens empfunden. Sie hatte seine Küsse erwidert, wenigstens einen Augenblick lang, mit gelehrigen Lippen, mit wissenden Sinnen. In diesem einzigen Augenblick hatte er sie erkannt. Er hatte sie besessen. Sie hatte sich ihm hingegeben. In der Finsternis des Weltalls. Sie waren ineinander geflossen, Mannesseele und Weibesseele. Die körperliche Erfüllung barg ihm kein Geheimnis mehr. Nun wußte er, wie sie ihm entgegenbebte mit jeder Fiber ihres Leibes. Und nun sollt er sie lassen? Mehr als je war sie sein!

Besonnenheit war stets der Leitstern seines Daseins gewesen. Er konnte sich keiner noch so schwierigen Verhältnisse erinnern in seinem Leben, die er nicht kraftvoll bezwungen hätte, nachdem er sie besonnen ins Auge gefaßt. Nur in der Liebe zu diesem Weibe war es ihm mißglückt. Bei aller Ruhe und vornehmen Zurückhaltung, mit der er seit anderthalb Jahren, seit er Lenore kannte, in seinem Verhältnis zu ihr sich selbst die Grenzlinien gezogen hatte, war schließlich doch die reife Frucht des Glücks ihm nicht in den Schoß gefallen, wie es seiner Meinung nach naturgemäß hätte geschehen müssen. Vielleicht führte gerade sein besonnenes Zartgefühl in diesem Falle zu falscher Taktik? Vielleicht wären „goldene Rücksichtslosigkeiten“ sieghafter gewesen? Lenksam wie ein Kind, hatte er sich in ihre Hand gegeben. Und gerade dieses mochte vom Übel sein. Sie spielte offenbar mit ihm, nicht leichtfertig, aber verdreht. Er müßte ihr den Herrn zeigen. Sie müßte fühlen, daß er stärker war als das Kind. Dann würde die Liebe zu ihm die Liebe zum Kinde überwinden. So ist es beim Weibe, sagte er sich, und seine aufgeregten Sinne ließen ihm den Gedanken als höchste Weisheit erscheinen: Bezwungen wollen sie sein. Überwunden wollen sie werden. Jede Thatsache nehmen sie hin, wenn sie unabänderlich ist, aber die Verantwortung müssen sie ablehnen können.

Denn was sind einem Weibe Gedanken und Schlüsse, was sind sie den meisten Menschen überhaupt? Von Eindrücken hängt ihnen alles ab, von Sinnesvorstellungen.

Das sind die Starken im Leben, alle Gründe aber sind Schwächlinge. Ja, waren es Gründe, die Lenorens Entschluß bestimmten? Dann könnte man sie widerlegen, umblasen wie ein Kartenhaus. Derartige Konstruktionen hätten nicht die Kraft, seiner Liebe ernsthafte Hindernisse zu bereiten. Aber es sind ja gar keine Gründe. Vorstellungen sind es, Anschauungen, ein Bild, eine Erscheinung, das Kind, das sie mit ihrem Seelenauge fortwährend sieht, wie es vor ihr kniet und sie vorwurfsvoll anblickt. Das ist es. Und darum ist durch Vernunftsgründe ihrem Willen nicht beizukommen. Ihrem Empfindungsleben müßte man eine Thatsache einprägen, vor der die Augen des Kindes verblaßten. Wenn ein trunkenes Jauchzen der Nerven, ein heißes Liebesgeflüster die leise klagende Kinderstimme übertönte, dann zerflösse auch der entsagungsvolle Gedanke einer notwendigen Sühne in sein verdientes Nichts. Wie sie selbst schließlich dafür dankbar wäre! So dankbar in ihrem Glück!

Und da war Hall auch schon entschlossen. Nein, sein Schicksal und sein Leben durfte nicht Wachs sein in ihrer Hand. Durchsetzen mußte er seinen Willen, weil es der vernünftigere war. Sein Glück erzwingen und das ihrige, ja auch das ihrige — denn was sollte sonst mit ihr werden? Sich verbünden mit den natürlichen und gesunden Sinnen in ihr, von denen er seit jenem einzigen Augenblick im dunkeln Hausflur wußte, daß sie nicht erstorben waren, sondern lebten und wachten und die versteckten, wenn auch streng bewachten Bundesgenossen seiner leidenschaftlichen Wünsche waren. Sie von Dämonen reinigen und zur schlichten Menschlichkeit zurückführen, daß sie unter seinen Küssen wieder Weib wurde und aufhörte, die Mutter eines verstorbenen Kindes zu sein. Erbeben sollte sie vor seinen wilden Liebkosungen, von Sinnen geraten im Taumel des Fleisches und die Angstvorstellungen ihrer Seele in Freudenräuschen ertränken.

Ja, so stand es nun felsenfest in ihm, daß er nicht weichen durfte und nicht locker lassen — schon um ihrer selbst willen nicht. Nicht reisefertig sollte sie ihn am nächsten Morgen finden, nicht bereit zu Abschied und schmählichem Verzicht! Als starker, leidenschaftlicher Mann würde er ihr entgegentreten, sie einhüllen in seine Glut und durch die Macht seines begehrenden Willens ihren Willen überfluten, ihren Vorsatz unterwühlen und ihren Widerstand erschüttern.

Nun zweifelte er gar nicht mehr, daß es ihm gelingen müsse. Schon brannte er vor Begierde, sie wiederzusehen, und wie eine Ewigkeit erschienen ihm die Stunden, die ihn von dem kommenden Morgen trennten. Unmöglicher als je war es ihm jetzt, an Schlummer zu denken, seine Stube wurde ihm zu enge, er hatte die Empfindung, als ob die niedrige Decke auf ihm lastete, ihn bedrückte. Hinaus trieb es ihn unter den großen Himmel der Nacht, seine Brust den freien Lüften der Berge zu öffnen, seine heiße Stirn im Regen zu kühlen!

Und schon hatte er leise seine Thür geöffnet und wieder hinter sich geschlossen und tastete behutsam über die dunkle Diele, da gewahrte er einen schwachen Lichtschimmer an der Schwelle von Lenorens Kammer und lauschte und vernahm ein unterdrücktes Schluchzen. Wie trunken durch die Finsternis, die ihn umgab, wie hingerissen durch einen plötzlich neu erwachten Taumel wilder Vorstellungen und Wünsche, die, aufgerüttelt durch die unerwartete Versuchung, blitzgeschwind durch seine Seele schossen, legte er seine Hand auf die Klinke, und in demselben Augenblicke schon hatte die Thür seinem Drucke nachgegeben und sich unhörbar geöffnet. Da lag Lenorens Stube, die er noch nie betreten hatte, vor seinen unerlaubt eindringenden Blicken. Sie war nur matt erleuchtet durch eine einzige Kerze auf dem Tisch, die flackerte unruhig und trübe im Luftzug, denn das Fenster stand offen. Draußen hörte man den Regen rauschen ...

Lenore hatte er nicht sogleich gewahrt und blickte um nach ihr, indem er eintrat. Da sah er sie auf den Knien liegen vor ihrem Bette, noch angekleidet, nur die hellgeblümte Bluse hatte sie abgelegt, so daß er die schönen nackten Arme sehen konnte und die weichen, weißen Schultern und den Nacken, über den das aufgelöste Haar niederfloß. Sie hatte ihr Gesicht in die Kissen vergraben und bemerkte nicht, daß er eingetreten war. In den gefalteten Händen hielt sie ein kleines Lichtbild. Er erkannte, daß es das Bildnis des Kindes war.

Unschlüssig stand Hall, verwirrt und ergriffen, widerstreitende Leidenschaften zerrissen sein Inneres. Das Bild des Kindes haßte er in diesem Augenblick mit eifersüchtigem Groll. Mit Lenore aber empfand er tiefes Mitleid, und vielleicht wäre er wieder umgekehrt und hätte sich unhörbar entfernt, wie er gekommen, hätte nicht ein dunkles Gefühl ihn festgehalten, als müsse er sie von dem Kinde befreien, erlösen, erretten. Und überdies war sie zu schön in ihrem hingegossenen Schmerz, als daß er sich von ihrem Anblick hätte losreißen können. Er liebte sie und fühlte sich wie festgebannt durch ihre Nähe und war seiner Entschlüsse nicht mehr Meister. Er liebte sie mit inbrünstiger Glut, diese zwecklos strenge Büßerin mit den blühenden Armen und dem vollen jugendlichen Nacken. Maria von Magdala, dachte er; Maria Magdalena ... Und jetzt wußte er nichts mehr, als daß er sie begehrte.

Irgend ein Geräusch mußte sie plötzlich aufmerksam gemacht haben. Erschrocken hob sie das Haupt und wendete ihm ein thränenüberströmtes Antlitz zu. „Was wollen Sie, Hall?“ fragte sie mit weit aufgerissenen Augen.

Er näherte sich schweigend, beugte sich über sie und wollte seinen Arm um ihren Nacken legen. Aber da durchschaute sie auch schon seine Absichten, las sie in seiner Haltung, in seinen heißen Blicken. Wie der Blitz sprang sie empor und flüchtete von ihm hinweg gegen die Fensterwand.

„Berühren Sie mich nicht!“ rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu. „Gehen Sie hinaus, Hall! Entfernen Sie sich!“

Sie war zehnfach schön in ihrem Schrecken, ihrer Entrüstung. Er stand unbeweglich und betrachtete sie unausgesetzt mit seinen verzehrenden Blicken. Sie fühlte sich wie entkleidet durch diese Blicke. Die Schamröte stieg ihr in die Wangen. „Soll ich das Haus zusammenrufen wie damals?“ sagte sie mit fliegendem Atem. „Wollen Sie mich durch Unverschämtheit zwingen wie — er?“

„Ihn liebten Sie nicht,“ sagte Hall düster flammend. „Mir aber fliegt Ihre Seele zu, und Ihr Leib verlangt nach mir. Das hat jener Augenblick mich gelehrt in der Dunkelheit ...“

Sie war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Ihre nur halb bedeckte Brust flog in wildem Ungestüm. Mit ausgestreckter Hand wies sie nach der Thür in einer leidenschaftlich großen und königlichen Bewegung. Hall aber, der wie von Sinnen war, rührte sich nicht von der Stelle und verzehrte sie unausgesetzt mit seinen verlangenden Blicken.

Da geschah, was er nicht erwartet hatte. Im Nu hatte sie ihr Umhängetuch ergriffen und war vom Stuhl aufs Fensterbrett gesprungen und durch das offenstehende Fenster entflohen.

Einen Augenblick stand er wie erstarrt. Dann eilte er an das Fenster und beugte sich hinaus. Der Regen hatte aufgehört, und schon breitete die erste Dämmerung ihre bleichen Schleier über die zunächst befindlichen Felsen und Baumstämme. Aber noch war es unmöglich, auch nur auf die Entfernung eines Steinwurfes zu sehen, zumal ein weißlicher Nebel alle Gegenstände umhüllte. Und so sehr er auch spähte und seine Augen anstrengte, von Lenore erblickte er nirgends eine Spur.

* *
*

Hall hatte sich in jener halb peinlichen, halb lächerlichen Lage befunden, in die man durch derartige Vorkommnisse versetzt zu werden pflegt, eine Lage, in der guter Rat teuer ist und den Menschen ein Gefühl der bittersten Hilflosigkeit überkommt. Zunächst wußte er nicht, wie er die Sache aufnehmen, welche Bedeutung und Tragweite er ihr beimessen sollte. Um Aufsehen zu vermeiden, hatte er davon abgesehen, den Pächter zu wecken, und sich damit begnügt, auf eigene Faust die nächste Umgebung des Hauses zu durchsuchen. Er hoffte, Lenore würde in irgend einem Holzschuppen Unterschlupf gesucht haben oder aus einem anderen, ihm unbekannten Versteck in ihr Zimmer zurückkehren, sobald sie wahrnähme, daß er das Haus verlassen habe. So war er denn kreuz und quer zwischen den Felsen umhergestreift im dichten Nebel, der die langsam vorschreitende Dämmerung nicht aufkommen lassen wollte, und dazwischen immer wieder an Lenorens Fenster zurückgekehrt, um sich jedesmal aufs neue zu überzeugen, daß es noch offen und die Stube leer stand.

Wohl eine Stunde war auf diese Weise hingegangen, als er bei einer neuerlichen

Rückkehr zum Pächterhause die erste Bewegung darin wahrnahm. Im Dachstock, wo die Zöchl-Leute wohnten, färbten sich die trüben Scheiben des winzigen Fensters orangerot von dem Licht, das innen angesteckt worden war. Denn noch immer kämpfte der Tag mit der Nacht, und Nebel, die dichter und dichter hereinsanken und neben dem erleuchteten Fensterchen kräftig blau gefärbt erschienen, hüllten alle Gegenstände in einen wahren Waschküchendunst.

Bald darauf hörte er schwere Schritte die knarrende Holztreppe herunterstapfen. Es war Zöchl, der Pächter, der mit der Laterne in der Hand nach dem Stall gehen wollte, die Kühe zu melken, und nicht wenig erstaunte, als Hall ihm an der Hausthür entgegentrat.

„Joa, sell ischt aus!" sagte Zöchl. „Wo sein denn Se geblieben?"

„Frau Lenore ist fort, helfen Sie mir suchen!" sagte Hall kurz, der sich weder zu Erklärungen, noch zu Erfindungen aufgelegt fühlte.

Zöchl schoß aus seinen eingekniffenen Augen einen raschen scharfen Blick auf Hall hinüber, fragte aber nicht wie und nicht warum. Er stellte die Laterne auf die Bank, die an der äußeren Hauswand angebracht war, zog ein kurzes Pfeiflein aus der Hosentasche und verbrachte eine gute Zeit damit, es zu stopfen und mittels einiger Schwefelhölzer in Brand zu setzen. Nachdem er die ersten blauen Wolken in den Nebel hinausgeblasen hatte, sagte er bedächtig: „Werd doch die Frau Lore niacht ins Oberwasser sein gangen?"

„Ins Oberwasser?" Wie lähmend fiel das Wort in Halls Seele. Er hatte Zöchl mißverstanden, als meine dieser, Lenore könne sich ins Wasser gestürzt haben. Starr vor Schreck hing er an des Alten Lippen, unfähig, eine Silbe hervorzubringen.

„Das sell ischt die Alm überm kalten See," erklärte Zöchl. „Duscht ischt sie wohl schon häufti zuegekehrt."

Nun erinnerte sich Hall des Namens, den auch Lenore ihm genannt hatte, aber seine Sorge minderte sich nicht beträchtlich; denn immer mußte er an den halsbrecherischen Felspfad denken, der unterhalb des Roßruckens, in schwindelnder Höhe, über dem Felsenbecken des kalten Sees entlang führte.

„Ist denn der Steig in Dunkelheit und Nebel überhaupt gangbar?" fragte er endlich.

„Möcht's niamand niacht raten."

„Noch dazu nach dem Regen, wenn die Felsen schlüpfrig sind?"

„Joa, joa, sell wohl, sell wohl."

Hall wußte nicht recht, ob er aus dieser zweideutigen Antwort Beruhigung schöpfen dürfe oder nicht; jedoch schien sie ihm die Bestätigung seiner Meinung zu enthalten, daß Lenore den Oberwassersteig unmöglich betreten haben konnte.

Inzwischen war es leidlich hell geworden, wiewohl das Nebelwallen anhielt. Zöchl löschte die Laterne und trat auf die Diele des Hauses, wo Hall ihn mit seinem Weibe sprechen sah, und dann kamen auch die beiden Dirnlein zum Vorschein, und schließlich polterte noch der halbwüchsige Bube, der Hans, die Holztreppe herunter, und alle steckten die Köpfe zusammen und schienen ebenso ratlos, wie Hall es war. Der lehnte wie zerschlagen am Stamme der Wettertanne, die vor dem Hause stand, und fühlte sich unfähig, einen Gedanken zu fassen. Fast teilnahmlos sah er es, wie Zöchl die „Gitschen", die eine nach den nahen Sennhütten, die andere nach der Touristenherberge schickte, um nachzufragen, ob man von Lenore nichts gesehen habe, und wie Hans in der Umgebung des Hauses umherstrich, um ebenso vergeblich im Holzschuppen und im Brunnenhaus, im Stall und im Heustadel nach der Vermißten zu suchen, wie er selbst vergeblich gesucht hatte.

Es giebt keine aufreibendere Sorge als die um einen Verschollenen. Die ernstesten Befürchtungen werden von schwachen Hoffnungen abgelöst und diese wieder von noch schwereren Befürchtungen zur Seite geschoben. Ein Wirbelsturm von Vermutungen und Möglichkeiten fährt in das arme Menschenhirn und lehrt es den Vorgeschmack des Wahnsinns kennen.

Wie ein Kranker mußte Hall genötigt werden, das Frühstück zu sich zu nehmen, das die Zöchlin bereitet hatte. Das Warme im Leib that ihm doch gut. Aber vollends aus seiner Erstarrung erwachte er erst, als er sah, daß Zöchl ein paar hohe Bergstöcke an den Pfosten der Eingangsthür lehnte und auch sonst Zurüstungen traf zu einer

Bergwanderung. Nur etwas thun, etwas leisten, etwas nützen, das ist die Sehnsucht jedes Menschen in solchen Augenblicken, und danach strebten auch Halls heißeste Wünsche. Aber auszudenken, was gethan werden soll, und aus der Fülle der Möglichkeiten das verhältnismäßig Klügste herauszugreifen, das ist eine Schwierigkeit, welcher verwirrte und durch Herzensängste getrübte Verstandeskräfte in den seltensten Fällen gewachsen sind.

Auch Hall hatte ein umsichtiges Beherrschen der Lage dem braven Zöchl überlassen müssen, und dieser entwickelte ihm jetzt seine Pläne in abgerissener, stockender Rede, die mehr auf das Erraten= als auf das Verstandenwerden eingerichtet war. Die Kinder waren unverrichteter Dinge zurückgekehrt. Nirgends fand sich von Lenore eine Spur. Zöchl beharrte nun darauf, sie müsse ins Gebirge gestiegen sein und sich verirrt haben. Und zwar hielt er es für wahrscheinlich, daß sie sich gegen den Roßrucken gewendet habe oder gegen das Oberwasser, kurz in die toten Berge, wo sie sich eigentlich immer aufhalte, wenn sie das Haus verlasse, und auch schon öfters in der Nacht einsam umhergestiegen sei, trotz seiner Warnung. Er wollte nun mit seinem Hans in dieser Richtung ansteigen, Hall aber sollte beim toten Stein zurückbleiben, von wo man die ganze Ausdehnung der toten Berge und das Felstheater des kalten Sees überblickt. Mit seinem Feldstecher solle er sorgfältig Berg für Berg absuchen und gegebenen Falls, wenn er Lenore im Gewänd erblicke, mit einem weißen Tuch die Richtung angeben, die Zöchl und Hans einzuhalten hätten.

Hall warf dagegen ein, daß eine Verständigung in die Ferne bei dem herrschenden Nebel ausgeschlossen sei, weshalb er es für ersprießlicher halte, gleichfalls auf die Suche zu gehen und in einer anderen Richtung nach der Verlorenen zu forschen. Aber Zöchl versicherte aufs bestimmteste, daß der Nebel nichts zu bedeuten habe, da er sich binnen kurzer Zeit heben und dem klarsten Wetter Platz machen werde. Hierdurch ließ Hall sich überzeugen und gab sich darein. Er fühlte, daß Zöchls Vorschlag, wenn seine Voraussetzung bezüglich des Nebels zutraf, Hand und Fuß hatte und unter den gegebenen Umständen das Angemessenste war.

Etwas nach vier Uhr morgens mochte es sein, als sie aufbrachen, Hans mit einer langen Rettungsleine versehen, die er um den Leib gewickelt trug, Zöchl mit einem schweren Rucksack, in den er Lebensmittel, einige wärmere Kleidungsstücke aus Lenores Kleidervorrat und eine große Flasche Enzianschnaps gepackt hatte.

Und wirklich war noch keine übermäßig lange Zeit verstrichen, seit Hall, der der Abrede gemäß beim toten Stein zurückblieb, den treuen Zöchl und seinen Buben hinter den weißen Schleiern des Nebels hatte verschwinden sehen, als diese allmählich in Bewegung gerieten und durcheinander brodelten und dünne, durchsichtige Stellen bekamen, hinter denen das reine Blau des Himmels hindurchblickte. Ganz fadenscheinig wurden die Nebellappen und verschlissen, und auf einmal waren sie fort, aufgetrunken von der Sonne, die blendend am wolkenlosen Firmament stand, oder eingesogen vom kahlen Kalkgestein, das sich in seltsamen Nocken und Trichtern und erstarrten Wellen und Fluten unabsehbar dehnte und schichtete und übereinander türmte, bis zum kalten See hinunter und zum Oberwasser hinüber, bis zum breiten, rötlichgrauen Massiv des Roßruckens hinan.

Sobald der erste Riß im Nebel klaffte, hatte Hall seinen Feldstecher vor den Augen. Die Luft war so rein, daß er auf weiteste Entfernung jedes Menschlein wahrnehmen mußte, das sich im Gestein regte. Zöchl und Hans sah er deutlich, wie sie die Windungen des Weges emporkletterten, den er gestern abend mit Lenore gegangen war. Sie schienen mächtig auszugreifen, denn schon befanden sie sich in beträchtlicher Entfernung und nahmen sich in dem scharfen Glase aus wie zwei niedliche Liliputaner, die mit den Beinen zappelten und mit beiden Armen ihre Stöcke regierten. Auch Lenore konnte ihm nicht entgehen, wenn sie sich überhaupt innerhalb dieses Gesichtskreises befand, und dies war bei dessen ungeheurer Ausdehnung nicht unwahrscheinlich. Emsig durchforschte er alle gangbaren Stellen, Stück für Stück, Quadratcentimeter für Quadratcentimeter, wie er es im Glase hatte, jede Erhebung und Vertiefung, jeden Hang und jede Mulde, jeden Grasfleck und jeden spärlichen Anflug von Latschengestrüpp.

Mit dem Roßrucken hatte er den Anfang gemacht, und nun schweifte er abermals für einen Augenblick zu den Zöchls, die er aber nicht sogleich wiederfinden konnte. Sie hatten die Richtung verändert und gingen jetzt querüber in halber Höhe dahin, auf dem Oberwassersteig. Er konnte sie unglaublich gut wahrnehmen, ganz klar und scharf, wie sie hintereinander herschritten, erst der Sohn, dann der Vater. Nur daß sie überhaupt diesen Weg einschlugen, wunderte ihn und machte ihn besorgt. Er schloß daraus, daß Zöchl doch im Grunde der Meinung war, Lenore sei nach der Oberwasseralm geflohen. Rasch glitt er die ganze Länge des Weges entlang, der immer einmal in der Felswand als schmales, helleres Band zum Vorschein kam, und verfolgte ihn hinauf und hinab im riesigen Halbbogen des Felsentheaters bis zu der Stelle, wo er in Schlangenwindungen emporkletterte und hinter den mächtigen Abstürzen verschwand, über denen das saftgrüne Weideland der Oberwasseralm hervorlugte. Und dann flog er ihn noch einmal zurück, bis er wieder bei Hans und Zöchl anlangte. Hier, meinte er, suchten sie Lenore vergebens. Aber er nahm vorderhand noch davon Abstand, sie durch ein Zeichen zum Umkehren zu veranlassen, da er im Zweifel war, in welche Richtung sonst er ihre Schritte lenken sollte.

Nun machte er sich an einen sanften Gipfel unterhalb des Roßruckens, wo ein kleiner Bretterverschlag zum Schutz von Hirten und Bergwanderern gegen die Unbilden des Wetters sich befinden sollte. Zöchl hatte davon gesprochen und ihn besonders auf diesen Unterschlupf aufmerksam gemacht. Bald fand er auch die mehr als bescheidene Hütte und konnte sogar hineinblicken, denn eigentlich bestand sie nur aus einem niedrigen Dach und zwei Seitenwänden. Mit dem Rücken lehnte sie sich gegen einen Fels, die Vorderwand fehlte gänzlich. Er erkannte, daß eine Bank sich darin befand, kein Leben aber war in dem schützenden Bretterverschlag oder in dessen Umgebung zu bemerken. Dagegen gab es ihm einen gewaltigen Ruck, als er plötzlich etwas tiefer, auf der Schattenseite derselben Bergkuppe, etwas sich regen sah. Als er aber dieses Etwas deutlicher ins Auge faßte, war es nur eine Sennerin, die langsam bergabwärts stieg mit einem riesigen Heubund, das sie auf dem Kopfe trug.

Niedlich nahm sich das buntgekleidete kleine Figürchen aus, wie ein Püppchen, das lebt und sich bewegt, und Hall gedachte des ersten stillen, glücklichen Tages, den er mit Lenore verbracht hatte, und wie sie so heiter und kindlich gewesen war und sich über die winzigen Männerchen gefreut hatte, die sie durch das Glas hatte arbeiten sehen, tief unten, am Salinengebäude. Noch glaubte er ihre Stimme zu hören und ihre Ausrufe: „Nein, wie herzig! Wie sie sich bewegen! Wie sie ihre Arme und Beine rühren!" ... Und da überkam ihn eine unsagbare Wehmut, als er dieser unschuldsvollen Stunden dachte, und eine heiße Sehnsucht nach der Geliebten, und er bereute aufs tiefste, was er gethan, und kam sich verworfen vor und roh und dabei thöricht zugleich, weil er dieses mögliche Glück eines freundschaftlichen Beisammenseins, jenes herrliche Kleinod eines entsagenden Seelenfriedens verschmäht und durch Leidenschaft vernichtet und zerstört hatte — vielleicht für immer.

Und doch — wenn er gefehlt hatte, so war es nur in natürlicher Menschlichkeit geschehen. Warum sollten sich die Irrtümer und Wirrnisse seines Herzens, selbst wenn Lenore dadurch verletzt worden war, nicht schließlich menschlich begreifen und verstehen lassen? Wenn er sie nur erst wiedergefunden hätte, die Verlorene, wenn er ihr zeigen könnte, wie ernstlich er gesonnen sei, jeden Willen neben dem seinigen zu achten — vielleicht würde es ihm gelingen, ihr Zutrauen wiederzugewinnen, einen neuen Weg zu ihrem Herzen zu finden.

Und mit erneutem Eifer blickte er durch das Glas und suchte wieder eine Strecke ab, auf den östlichen Gipfeln über dem kalten See, und dann kehrte er abermals zu den Zöchls zurück, die stetig im Auge zu behalten er für nötig hielt, und fand sie bald auf dem Felsensteige wieder, nur um ein weniges weiter über die Stelle vorgedrungen, an der er sie vorhin verlassen hatte. Sie gingen jetzt nicht hintereinander her, sondern standen still, und er erschrak heftig, denn er sah, wie sie sich vorbeugten und mit ausgestreckten Händen einen steilen Felsabsturz

hinunterwiesen, dessen Tiefe ihm durch aufragende Klippen entzogen war. Und dann sah er plötzlich ein kleines weißes Tuch vor der Linse seines Feldstechers hin und her wehen, und zwar schwang es der alte Zöchl durch die Luft, es war aber gar nicht so sehr klein, sondern ein gehöriger Wimpel, mehr als halb so groß wie der Mann selbst — ja, das war das Zeichen, das verabredete Zeichen! Und dann war das Tuch ebenso plötzlich wieder fort, und während ein sausendes Taumeln und Drehen Halls Gehirn zu ergreifen drohte, sah er noch, wie die zwei Liliputaner dort oben das Seil abwickelten, das der Zöchl-Hans um den Leib gewunden trug, und wie sie sich anschickten, es in den Felsen zu verankern, um sich in die Tiefe zu lassen.

Da setzte sich das dumpfe Gefühl in ihm fest, daß ein fürchterliches Unglück geschehen sein mußte; aber seine wirren, durch die Aufregungen der letzten Nacht erschöpften Gedanken waren nicht mehr im stande, es deutlich zu fassen. Nur ein unsägliches Weh fühlte er mit unerbittlicher Grausamkeit in der Tiefe seiner Brust wühlen, von den Thatsachen selbst, die sich ereignet haben mochten, konnte er sich keine klare Vorstellung mehr bilden. Und in diesem Zustande, ohne eigentliches Bewußtsein und gleich einem Trunkenen mehr durch den Instinkt als durch Erkenntnisse und Absichten getrieben, stürmte er die Felsenhöhe hinan und eilte in wilder Hast, oft und oft ausgleitend und sich wieder emporraffend, auf steilem, steinigem Pfade aufwärts, um jene Stelle zu erreichen, wo ihm das geahnte Unbekannte zur traurigen Gewißheit werden mußte.

* * *

Bewußtlos wurde einige Stunden später Lenore aus den toten Bergen ins Pächterhaus getragen. Frau Zöchl mit ihren Töchtern brachte sie zu Bett und legte ihr in Schnee gekühlte Tücher über Stirn und Schläfen. Erst gegen Abend schlug sie die Augen auf und blickte unverwandt zur Decke. Eine äußere Verletzung schien sie nicht erlitten zu haben, doch gab ihre gänzliche Teilnahmlosigkeit gegen alles, was um sie vorging, zu Besorgnis Anlaß. Es war, als ob sie niemanden erkenne und überhaupt nichts von sich wisse. Bestürzt und verloren schlich jedermann im Hause umher. Kein lautes Wort wurde gehört, und alle standen unter dem Banne ihrer eigenen Zweck- und Hilflosigkeit.

Gegen Mitternacht kam endlich der Arzt an, den der Zöchl-Hans aus dem Thale heraufgeholt hatte. Er unterzog die Verunglückte einer eingehenden Untersuchung und traf mit Umsicht und Besonnenheit seine Anordnungen. Von seinem Wesen schien eine solche Ruhe und Sicherheit auszugehen, daß sich auch über die Umgebung ein Hauch von Zuversicht zu breiten begann. Bereitwillig und diensteifrig gehorchte alles seinem leisesten Winke.

Auf der Bank vor dem Pächterhause sitzend, hatte Hall das Ergebnis der Untersuchung abgewartet. Endlos dehnte sich ihm die Zeit bis zu dem Augenblick, da der Arzt aus der Thür trat und sich zu ihm auf die Bank setzte, um ihm Bericht zu erstatten. Mit allen Sinnen lauschte er den Worten, die ihm die schwerwiegendste Entscheidung seines ganzen Lebens zu bergen schienen.

Sachlich und klar entwickelte der Arzt das Krankheitsbild. Er vermutete einen Blutaustritt im rechten Ohre, durch den Sturz verursacht, und es hatte den Anschein, als hege er die schwersten Besorgnisse, obgleich er sich nur mit Zurückhaltung äußerte und es vermied, über das Thatsächliche hinaus sich in Mutmaßungen und Vorhersagungen zu verlieren. Aber Hall glaubte ihn zu verstehen. Tiefbewegt hob er das Antlitz gegen den Himmel und schwieg. Lautlos atmete rings um die beiden Männer die Nacht, in tiefem Frieden hingebreitet über das weite Thal zu ihren Füßen und über die mächtig getürmten Bergmassen, die wie brütende Ungeheuer in der fast undurchdringlichen Dunkelheit ruhten. Kein Windhauch regte sich, und nicht der leiseste Ton störte den Schlummer, in den die müde Welt versunken schien. Nur hier und da erhob sich ein schwellendes Seufzen in den Wipfeln der Tannen und erstarb unversehens wieder in dem rätselhaften Schweigen der Nacht. Am Himmel aber standen kalt und unberührt von jedem Erdenweh die flimmernden Sterne ...

Es wurde kühl, der Arzt zog sich zurück und ermahnte auch Hall, sich die nötige Ruhe zu gönnen. Diesen aber trieben Sorge und Sehnsucht an das Krankenlager Lenores, an dessen Seite Frau Zöchl trotz ihres guten Willens und Vorsatzes in tiefen, todähnlichen Schlummer gesunken war. Er rüttelte sie auf, schickte sie zu Bett und bestand darauf, während der wenigen Stunden, die noch bis zum Morgen fehlten, selbst die Krankenwacht zu übernehmen. Und so that er auch und saß lange, bange Stunden dem Krankenbette Lenores gegenüber, die leise und unruhig atmete, sonst aber nicht durch die leiseste Bewegung verriet, daß noch Leben in ihr war.

Eben schlich auf leisen Sohlen der erste Frühschein zu den niedrigen Fenstern der Stube herein, als Hall plötzlich zusammenschrak, denn gänzlich unerwartet schlug Lenores schwache, klagende Stimme an sein Ohr. „Ich möchte so gerne hinaus, Hall, aus der dumpfen Stube," sagte sie, „und die Berge noch einmal wiedersehen."

Er hätte aufjubeln mögen, daß er sie nur wieder sprechen hörte, und daß sie zu sich selbst gekommen war. Und doch hatte der Ton ihrer Stimme etwas Beängstigendes.

„Sie werden sie noch oftmals wiedersehen, Lenore!" sagte er, schwankend zwischen Sorge und Hoffnung.

Lenore lächelte trübe. „So würden Sie gewiß auch sprechen, wenn es sehr schlimm um mich stünde. Auf volle Wahrheit dürfen Kranke niemals Anspruch machen. Vielleicht ist es gut so — vielleicht auch nicht. Nichts peinigt anhaltender als die Ungewißheit. Was hat der Arzt gesagt?"

„Er macht Ihnen unbedingte Ruhe zur Pflicht, dann würde alles wieder gut werden."

„Ich weiß nicht, warum Sie sich so bemühen. Ich konnte stets der Wahrheit ins Auge blicken ... Sagen Sie, Hall, wie bin ich eigentlich hierher gekommen?"

Sie hob den Kopf mühsam empor und blickte wie erstaunt umher in ihrer gewohnten Stube im Pächterhause, wo sie auf dem Bette ausgestreckt lag. Deutlicher begann das kühle Morgenlicht die Gegenstände im Zimmer zu zeichnen. Die Kranke schien damit beschäftigt, ihre Gedanken zu sammeln und nach einem Zusammenhange zu suchen.

Hall mahnte: „Liegen Sie ruhig, Lenore, und denken Sie womöglich an nichts! Gehorchen Sie der Vernunft und seien Sie nur ein paar Tage lang wie eine Pflanze, wie eine Blume, ohne Bewegung, ohne Gedanken, ohne Sorgen — so kann alles wieder gut werden, und dann mögen Sie fragen und erzählen und sich erzählen lassen, soviel Sie wollen."

Er strich leise über ihre blasse Hand, die auf der Bettdecke lag, und sie ließ den Kopf zurücksinken und schloß die Augen. Ein kaum merkbares Lächeln der Dankbarkeit glitt über ihre Züge, dann lag sie regungslos und, ohne mit einer Wimper zu zucken, still, wie er es sie geheißen hatte, lange, lange. Schon meinte er, sie sei entschlummert, und wollte eben sich leise erheben, um eines der Mädchen zur Krankenwacht zu berufen, denn er fühlte, daß er der Ablösung bedurfte, als Lenore wieder die Augen aufschlug und mit einem fast irren Blick an ihm vorbei in die Ferne schaute. Hall bewegte sich nicht und vermied es zu sprechen, um sie nicht aus dem Halbschlummer zu scheuchen, von dem er sie umfangen glaubte. Aber da begann sie selbst zu reden, langsam und mit leiser, müder Stimme.

„Durch jenes Fenster," sagte sie, „bin ich entflohen. Jetzt entsinne ich mich dessen ganz deutlich. Und hinaus in die Nacht, die Felsen empor ... Ich will Ihnen etwas sagen, Hall. Wer weiß, wie lange ich noch klar bin. Vielleicht steht es schlimmer um mich, als mir gesagt wird ..."

Hall fühlte die Seelenangst, die aus ihren Worten zitterte, ihr Mißtrauen, ihre bange Ungewißheit. „Haben Sie Zuversicht, Lenore!" bat er mit eindringlicher Stimme. „Und da ich sehe, daß Sie sich beunruhigen, so vernehmen Sie die volle, ehrliche Wahrheit. Bei allem, was mir wert ist, bei meiner innigen Freundschaft zu Ihnen· Wir haben Hoffnung für Sie!"

Lenore warf einen aufmerksamen großen Blick aus ihren schönen Augen zu ihm hinüber und nickte leise, gedankenvoll. „Ich danke Ihnen," sagte sie. „Das glaube ich nun. Es klingt freilich anders als das, was Sie vorhin sagten. Aber die Ungewißheit

ist das Marterndste. Ich bin nun gefaßt, auch wenn es gilt zu sterben."

„Sie werden leben, Lenore!" sagte er, indem er sich niederbeugte und bewegt ihre Hand küßte.

Sie seufzte tief auf, so daß ihre Brust sich langsam und lange emporhob. Eine gute Weile lag sie schweigend. Endlich begann sie wieder: „Ich habe mich getäuscht, neulich — wann war es? Gestern? Vorgestern? Oder länger? Als ich Ihnen sagte, ich hätte den Frieden gefunden in meinen Bergen. Das war nicht richtig. Noch hatte ich mich nicht genügend auseinandergesetzt, nicht mit dem Leben, nicht mit dem Tode, weder mit dem Gedanken an Sie, noch mit dem Gedanken an mein Kind. Jetzt aber, meine ich, bin ich mit mir im reinen. Jetzt erst fühle ich so recht, wie schön und lebenswert das Leben ist. Soll ich ihm gehören, so will ich ihm ganz gehören. Wird es mir wiedergeschenkt an Ihrer Seite, dann ist es ein neues, und das alte mit all seinen Schlacken sei mir vergeben und sei vergessen ... Wenn es aber nicht geschehen kann — nun denn. Vielleicht ist es ein Ruf aus der Ferne, der an mich ergeht, aus einem ernsten, traurigen Kindermunde. Ich bin gefaßt auf den Tod, so wie ich gefaßt bin zu leben. Falle die Entscheidung, wie sie muß — ich will alles, was da kommt, für notwendig halten ... Sehen Sie, Hall," sagte sie mit ersterbender Stimme, „darum glaube ich, daß ich jetzt von mir sagen kann: Ich habe den Frieden gefunden — so oder so."

Sie schwieg erschöpft und atmete schwer. Abermals neigte Hall sich nieder, um seine Ergriffenheit zu verbergen, und küßte ihre schmale, abgehärmte Hand. Inständig flehte er sie an zu schweigen, sich zu schonen. Aber trotz seiner Mahnungen fuhr Lenore mit äußerster Anstrengung fort zu sprechen.

„Dies eine," flüsterte sie, „müssen Sie noch hören, Hall, für alle Fälle. Dies muß noch gesagt sein, bevor ich verstumme. Wissen Sie, was ich draußen wollte in der Nacht?"

„Ich denke, Sie wollten mir entfliehen," sagte Hall traurig.

Sie bewegte leise das Haupt: „Nicht Ihnen."

„Nicht mir?"

„Nein. Und das will ich Ihnen noch sagen, Sie sollen es wissen: Nicht vor Ihnen bin ich geflohen, Hall!"

„Nicht vor mir?"

„Nein, vor mir selbst."

Ihre Wangen glühten jetzt, und ihre Augen flackerten in fieberhaftem Glanze. Vergebens versuchte Hall sie zur Ruhe zu mahnen, sie zurückzuhalten. Ungestüm richtete sie sich empor und flüsterte vorgeneigt, als ob sie ihm ein Geheimnis anvertraute: „Ich habe Sie ja so lieb, Hall, so lieb! Aber da ist etwas ... Sehen Sie nur dorthin, Hall! Sehen Sie! ... Sehen Sie ..."

In klagendem Tone, der das Herz Halls zusammenschnürte, sprach sie diese letzten Worte, indem sie zugleich mit ausgestrecktem Arm ins Leere wies, gegen die Ecke des Zimmers, wohin sie auch die Augen starr und unverwandt gerichtet hielt. Und dann ließ sie sich erschöpft in die Kissen zurücksinken und lag ruhig. Bekümmert redete Hall ihr zu, die Augen zu schließen und den Schlummer zu suchen. Sie gehorchte und senkte die Lider über die schönen Augensterne, daß die langen dunklen Wimpern wie leichte Flore auf den zarten Augenhöhlen lagen, die doppelt bleich und leidensvoll erschienen neben den brennend roten Flecken über den Wangen. Aber der Schlummer mied sie, und immer wieder fuhr sie von Zeit zu Zeit empor und redete wirres Zeug. Kein klares Wort mehr kam über ihre Lippen. Ein wildes Delirieren hatte sich eingestellt.

Hall war es zu Mute, als sollte das Herz ihm brechen. Schier unerträglich wurde es ihm, die Paroxysmen der armen Leidenden mitanzuhören, denen er hilflos gegenüberstand, und er atmete auf, als die Thür sich öffnete und beinahe unhörbar eines von den Pächtersmädchen eintrat und hinter ihr der Arzt, der ein paar Stunden lang in Halls Stube geruht hatte.

Mit bedenklicher Miene näherte sich der kluge, vorsorgliche Mann dem Krankenbette. Schon an der Thür hatte das Stöhnen Lenores ihm verraten, wie es um sie stand. Während er an Hall vorüberschritt, gab er durch eine ernste, mahnende Handbewegung dem Wunsche Ausdruck, er möge das Zim=

mer verlassen und ein wenig der Ruhe pflegen.

Willenlos gehorchte Hall und entfernte sich leise, mit einem langen, thränenumflorten Blicke von Lenore Abschied nehmend. Er trat hinaus auf die Holzdiele und begab sich wie im Traum auf sein Zimmer. Lange stand er unbeweglich mitten in seiner Stube, ohne etwas von sich zu wissen. Endlich fand er sich wieder und machte sich klar, daß es ihm unmöglich war, an Ruhe zu denken. Frische Luft war es, wonach er dürstete. So drehte er denn wieder um und trat ins Freie, vor die Schwelle des Hauses.

Es war ein prachtvoll kühler Morgen. In unendlicher Reinheit wölbte sich der durchsichtig blaue Himmel über den Bergen. Die wärmenden Strahlen der Sonne sickerten zwischen dem Geäst der Schirmtannen hindurch und spielten in lebendigen Lichtern auf den bemoosten Felsen und über den schlanken Gräsern und Blumen, an denen farbige Blitze aufleuchteten aus den Tauperlen, die funkelnd daran hingen. Alles ringsum atmete eine unvergleichliche Ruhe, und aus der Ferne tönte das volle Geläute der Herdeglocken herüber, das in langgezogenen, feierlichen Accorden durch die herrlich klare Luft des sonnigen Tages zitterte. Wie Choräle klangen ihre ernsten, gehaltenen Stimmen ineinander und schwollen und ebbten in großen, breiten Wogen auf und nieder gleich tönenden Fluten ...

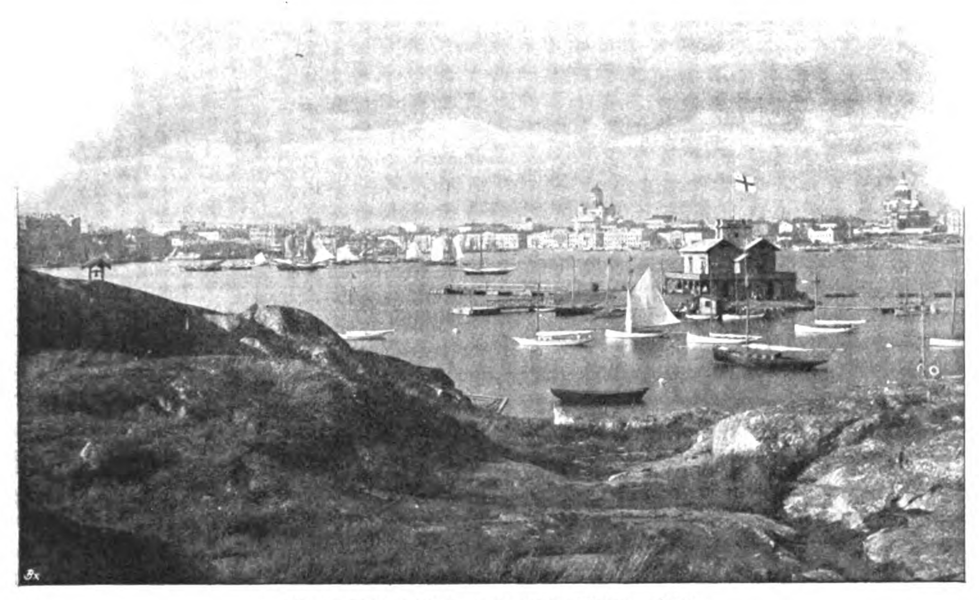
Da gedachte Hall des Wortes, das Lenore von ihren Bergen gesprochen hatte, die sie so sehr liebte: „Wem sie nicht das Glück geben können, dem geben sie doch den Frieden!" ...

Tiefbewegt saß er auf der Bank vor dem Hause, hoffnungslos, voll bitterer Enttäuschung und unsäglichen Schmerzes, unter dem letzten trostlosen Eindruck, den Lenores Zustand auf ihn gemacht hatte. Aber wie vieler herber Erfahrungen und namenloser Leiden auch das Menschenherz bedarf, um sich mit dem Gedanken des Verzichtes abzufinden, so leicht und rasch sprießen doch neue Sehnsuchten und neue Glaubenskräfte daraus hervor bei dem leisesten wirklichen oder auch nur erträumten Frühlichtschimmer, der darüber hingleitet. Und so entfaltete sich auch Halls erstorbenes Wünschen und Sehnen wie mit einem Schlage und klammerte sich mit tausend neuen Organen an das Leben, als er nach einer Weile den Arzt aus der Thüre des Hauses treten und auf sich zukommen sah, ernst zwar und nachdenklich, aber doch, wie er meinte, nicht mit jener Miene, welche das Schlimmste als unvermeidlich anzukündigen pflegt.

„Was bringen Sie für Nachricht, Doktor?" fragte er ihm bebend entgegen.

Der Arzt zuckte die Achsel. Er sah Hall mit einem aufmerksam forschenden Blick ins Auge und schien zu überlegen. „Lassen Sie uns immerhin hoffen," sagte er endlich. „Noch dürfen wir es."





Helsingfors von den vorgelagerten Klippen gesehen.

In einem verzauberten Lande

Reiseerinnerungen aus Finnland

von

Hermann Häfker

Johann Gottfried Seume, der „Spaziergänger von Syrakus", war vielleicht der erste Deutsche, der aus idealen Gründen Finnland bereiste. Er mußte dort freilich seine Lieblingsgewohnheit, zu Fuße zu reisen, etwas teuer bezahlen, denn die Leute hielten ihn deswegen für einen reichen Sonderling und zogen ihm — mit der in der ganzen Welt gleichen Bauernschlauheit — recht gründlich das Geld aus der Tasche. Seitdem hat es nie an Liebhabern gefehlt — von Schweden und Russen ganz zu geschweigen —, die allein der Ruf der melancholischen Natureinsamkeit nach dem „Lande der tausend Seen" gezogen hat, und wohl keiner ist ohne erhebende und entscheidende Eindrücke daraus zurückgekehrt. Seitdem ist auch das Interesse der Wissenschaft, namentlich der geologischen und geographischen, an diesem Lande gewachsen; gewannen doch hier die Eiszeittheorien am meisten Grund und feste Gestalt.

Hier wäre an eine Episode aus der Selbstbiographie des Geologen und edlen Menschenfreundes, des Fürsten Krapotkin, zu erinnern, dem gerade in Finnlands Einöde der Entschluß reifte, fortan sein Leben, seine Güter und seine Wissenschaft allein der brüderlichen Menschenliebe zu widmen. Nicht ohne Rührung liest man, wie er, der sich seit Jahren gesehnt hatte, mit der Stelle eines Sekretärs der Petersburger Geographischen Gesellschaft die Muße und die wissenschaftlichen Mittel zur schriftstellerischen Verarbeitung seiner großen geographischen Ideen zu gewinnen, in Finnland, bei der Erforschung geologischer Verhältnisse, das Telegramm erhält, das ihn an das Ziel seiner Wünsche bringt. Aber nun überlegte er nicht mehr, sondern telegraphierte zurück: „Herzlichsten Dank, aber

kann nicht annehmen." So gebietend hatte ihn die stumme Sprache der Natur jenes Landes und der Anblick seines arbeitenden, traumversunkenen Volkes ergriffen.

Zum allgemeinen Reiseziel ist Finnland noch nicht geworden, obgleich sich in neuerer Zeit auch der Touristenstrom, namentlich aus Schweden, hierher zu richten beginnt, während schon lange der Norden Finnlands mit seinen fischreichen Stromschnellen von Engländern, die Bäder der Südküste aber (Hangö und andere) und die landschaftlichen Glanzpunkte des Inneren, Imatra und Punkaharju, regelmäßig im Sommer vom russischen Publikum aufgesucht werden. Ist doch z. B. Imatra in wenigen Stunden von Petersburg aus zu erreichen, während andererseits Punkaharju und andere, mit Bädern verbundene Sommerfrischen im Inneren sowohl wegen ihrer Billigkeit, als wegen der unvergleichlichen, alle Wunden Leibes und der Seele heilenden Einsamkeit, Ruhe und milden Naturschönheit ihresgleichen suchen. Ich glaube, um dies gleich vorwegzunehmen, daß aus diesem Grunde die inneren Sommerfrischen des Landes, die mit Bahn und Dampfer zu erreichen sind, auch für erholungsbedürftige Deutsche ernstlich in Betracht kämen. Die Fichtenwälder strömen Balsam für Lungenkranke aus, die finnischen Bäder, die ich später beschreibe, müßten jeden Teufel austreiben können! Der Gesunde aber findet Abenteuer und Anregung überall in „Wäinös Zauberhallen".

Ich habe die Reise nach Finnland über Schweden (Götaburg-Götakanal-Stockholm) gemacht, und ich würde einem jeden, der zum erstenmal nach Norden kommt, in gleicher Lage dasselbe raten. Finnland hat in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit Schweden: seinen granitenen Boden, seinen „Skärgård" — die im Meere gelegene Gartenwelt bewaldeter und unbewaldeter Inseln, Klippen und Felsen —, seine Kanal- und Seenwelt, seine nordischen Sommernächte und sogar seine Sprache. Wenigstens soweit es für den Reisenden gut ist, sie zu kennen. Das eigentliche Finnisch, die Sprache des Volkes, verwandt mit dem Ungarischen und also von mongolischer Abstammung, ist ein verzwicktes Kauderwelsch ohne europäische Anlehnung, während das Schwedische, das von allen Gebildeten in Finnland verstanden und gesprochen wird, nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten nicht viel anders als eine deutsche Mundart erscheint, noch dazu eine recht wohlklingende. Im übrigen kommt man in Finnland auch mit Deutsch oder Französisch zur Not fort. Die eigentliche Sprache Finnlands aber ist doch weder das Finnische noch das Schwedische, noch Russisch, Deutsch oder Französisch — sondern es ist die Sprache eines Landes, dessen Zunge durch den Zauber eines Trolls gelähmt und auf lange Zeit stumm gemacht worden ist. Eine geheimnisvolle, wehmütige Sprache, wie sie eben in einem Zauberlande zwischen verzauberten Felsen, Wäldern und Stromschnellen und den Menschen, die dazwischen sinnend und leidbedrückt leben, gesprochen wird. Aus dem Schweigen spricht Finnlands Sprache! Im Schatten seines gewaltigen Schweigens sprechen die Felsen von den Kämpfen vergangener Jahrtausende, reden die Wasser donnernd von ihrem drohenden



Finnland: Vom südlichen Strand bei Hangö („Skärgård").

Zorn, sausen und brausen die Kiefernwälder, flüstern die Birken in roter Sonnenglut von Kalevas Sagen, Sehnsucht, Schönheit und Hoffnung. Inmitten des düsteren Schweigens, das auf diesen vereinsamten Menschen in ihren armseligen Katen liegt, sprechen ihre leise gesummten Vaterlandslieder, die Bücherschätze, die stumm in jeder Bauernstube liegen, die Augen, die leuchtend und traumverloren in die Ferne schweifen, der Klang und das leise Lächeln, die das Wort „Suomi" — „Finnland" — umschweben. Und es sprechen die modernen Städte, die, wie von Giganten getürmt, seit wenigen Jahrzehnten inmitten der Haufen von Holzhäusern emporgestiegen sind, die Museen, die Sammlungen, die Denkmäler in ihrer ergreifenden Schlichtheit, die in Farbenpracht und Blütenduft prangenden Anlagen, zu denen jeder Fußbreit Erde von Menschen herbeigeschleppt worden ist.



Finnische Sommernacht.

Hör's in Wäinös Zauberhallen (den Domen der Kiefernwälder)
Herrlich wie Gesang erschallen:
Das ist Suomis Sang!
Hör die hohen Föhren sausen,
Hör die tiefen Ströme brausen:
Das ist Suomis Sang — das ist Suomis Sang!

Man muß das Lied in Pacius bewegter Weise gehört haben, sei's aus dem Munde eines sich flüchtig zusammenfindenden Quartetts inmitten blühender Felder am Gestade des Meeres, sei's im rauschenden Chor, wie der Studentengesangverein „Suomen laulu" das finnische Lied auch in Deutschland vorgeführt hat, um sich von der Sprache des unter der Glut brütender Sonne oder im Zwielicht nordischer Sommernacht in verzaubertem Schweigen dahinträumenden Landes ein Bild zu machen.

Um das zu können, ist es gut, die Reise über Schweden zu machen. Das Neue, Allgemeine, Laute und Verwirrende hat man hinter sich, die allgemeinen Wunder des Nordens sind dem Herzen, den Augen und dem Ohr vertraut geworden, die schwedische Sprache ist ihres Schleiers beraubt. In Stockholm läßt man Lärm und übermütige Lebensart zurück, bereit, die Öde finnischer Wälder, das blinkende Gespiegel der tausend Seen für sich sprechen zu lassen.

Auf dem Götakanal steigen zu beiden Seiten die von einem üppigen Laubwulst eingefaßten Ufer auf, wölben sich mit saftigen Rasen bis an die begleitenden Wege und dehnen sich darüber hinaus zu weiten, tiefen Wiesen voller Grün, Blumen, weidenden rotbraunen Viehes und luftig gebauter, rotbraun gestrichener Schweizerhäuschen. Hohe, sonnenlichtdurchduftete Birken säumen die Wege; ihr glänzendes, unaufhörlich spielendes Laub entfaltet in seiner Menge und Zartheit eine Schönheit, deren Fülle wir der schmächtigen Birke kaum zugetraut hätten. An anderen Stellen wölbt ein üppiger, sommergrüner Laubwald seine Dome; und dann wieder schauen wir in eine tannenbewachsene Wildnis voll gewaltiger Felsblöcke und moosübersponnenen Gerölls, aus der das ferne Rufen des Kuckucks vielfach zu unserem Ohr dringt. Lautlos und in paradiesischer Seligkeit gleitet so der wolkenlose Tag dahin, während unser schmuckes Schiff mit weißem Leibe die Fluten durchschneidet. Wie im Traum haben wir an den Stellen, wo eine längere Schleusensteigung — manchmal sieben bis zehn Schleusen übereinander — das Fortkommen verlangsamte, am Ufer große Sträuße saftstrotzender Feldblumen gepflückt und ein paar Erdbeeren verzehrt, die uns freundlich lächelnde Bauernmädchen zum Geschenk anboten.

Die letzte Mahlzeit ist vorüber. Ein wenig energischer streicht die Luft über das oberste Deck der „Pallas". Wir sitzen bei einer

Flasche „Punsch mit Vichywasser“, meine Begleiterinnen und ich. Die Damen haben ihre Tücher um die Schultern gelegt. Hochgewachsen, biegsam, anmutig sitzen sie da, mit Inbrunst in die Herrlichkeit ihres Vaterlandes vertieft, die uns zusammengeführt hat. In ihrem Verkehr radebreche ich mein erstes Schwedisch, das von ihren Lippen wie Musik klingt.

Die Sonne beginnt ihre Abendsymphonie, ein langes Stück voll mächtiger Accorde, unerschöpflicher Melodien und verblüffender Virtuosenstellen. Die schönheitstrunkene Komposition findet ein unterbrochenes Gegenspiel in der durchglühten Luft, auf dem spiegelnden und ruhelosen Wasser, in den Tiefen des Horizonts mit seinen im Dufte verschwimmenden Wäldern, seinen phantastischen Wolken. Die Stunden vergehen. Der Wind, ungeduldigen Saaldienern gleich, beginnt immer lautere und mürrischere Ermahnungen einzumischen; und während die Sonne die Pracht eines lachenden Finales entfaltet, streift er mit Ungestüm die Harfensaiten des Waldes, macht die rauschenden Wipfel schauern und rüttelt an den Zweigen, die wie zum Traume in die Luft starren.

Es wird ruhiger. Der Kanal erweitert sich, er öffnet sich; das Wasser dehnt sich aus. Vor uns liegt der weite Spiegel des Wänenern-Sees, vom leisen Abendhauch berührt. Die Ufer treten weiter und weiter zurück; ihre Tannen, ihre Birken umspielt ein nebelartiger Schein, eine silbern-bläuliche Ferne. Ein letzter, dünner Goldhauch spielt noch über das Wasser hin, über dem sich nun der weite hellblaue Himmel wölbt. Von da aber, wo sich Himmel und Erde, Himmel und Wasser zu berühren scheinen, strömt und sickert das geisterhafte Licht der nordischen Sommernacht herein, erfüllt die Luft mit magischem Glanze, schreitet mit leichter Spur auf den metallenen Wassern dahin und verschwimmt in zauberhaft lockender Helle in den Fernen. Das Auge, das den Fortgang der Sonne begleitet hat, starrt noch ihr nach, wo ein leichter, schmaler Feuerdunst in den Wolken von ihr zeugt; aber wie gebannt weilt es in dieser Nacht, die keine Nacht ist, in diesem Tage, aus dessen Verzauberung kein lauter Ton, kein blendender Strahl weckt.

Nordische Sommernacht, unergründliches Wunder! Unseren Körper umgarnt leise und beschleicht die Müdigkeit, und er folgt dem Rufe zum Frieden, zum Ausruhen. Unsere Seele aber, unseren Geist aber schläferst du nicht ein wie die finstere Nacht des Winters; leise, leise spinnt er seine Gedanken, seine Empfindungen weiter, spinnt sie hinaus in die Fernen, die dein Licht so nahe rückt, fragt und spricht mit den Nähen, die dein Licht so rätselhaft ihm entzieht und entfremdet.

Rastlos zerteilt das Schiff die Wellen, alte Burgen und Klöster, Schloßruinen und kriegerische Befestigungen, sagenhafte Felsen und leuchtende Städtchen lassen die fernen Umrisse ahnen, und am anderen Morgen — läuft der Dampfer wieder zwischen engen Ufern einher, deren Blumenpracht dem siegreichen, alles überflutenden Tageslicht entgegenblüht und -duftet.

Stockholm erhebt sich mit seinen Kirchen und Türmen aus der grünenden und prangenden Inselwelt wie ein luftiges Wunderwerk von Ausrufungszeichen. Nicht leicht kann man sich ein eleganteres und vornehmheiteres Stadtbild denken als dies. Das Leben der großen Handels- und Verkehrsstädte scheint hier naturgetreu wieder aufgebaut, aber in so vornehm-heiterer Grazie, als wäre es nur ein Spiel im kleinen, wie die bunten Trachten der Provinzen und die Nationalgesänge in dem Miniaturschweden des ethnographischen Parkes „Skansen“, dessen Begründer Hazelius vor kurzem unter Nationaltrauer zu Grabe getragen wurde.

Als wir ankamen, war es Abend; Schmutz und Staub des Geschäftslebens erhoben sich in einer rötlichen Dunstwolke nach den Wäldern zu, und Tausende von weißen, rötlich und bläulich schimmernden Lichtern reihten sich in den Straßen, Militärorchester lärmten aus dem Summen und Klappern der Kaffeehäuser. Auf der Operaterrasse liefen die Kellner mit roten Mützen umher, wir saßen in Decken eingehüllt, die Blicke hinübersendend nach dem wundervollen, breit hingelagerten Schlosse, dessen elegante Linien von bläulichem Licht umflossen wurden. Hinter dem Hafen erhob sich auf einem Felsenrücken phantastisch die südliche Vorstadt.

Rein und klar wie die Luft war das laute Leben, das uns umgab, und zu dem

allen trat das eigentümliche Gefühl von Reinlichkeit und Wohlbehagen, in diesem nordischen Winkel gleichsam mit seinesgleichen „unter sich“ zu sein. Welch außerordentliche Grazie und geistvolle Vornehmheit die deutsche Natur — als Massenerscheinung — zu entfalten fähig ist, kam mir nie so wie hier zum Bewußtsein.

Die Tage in Stockholm sind verjubelt und verrauscht, und eines Morgens nehme ich am Hafen unterhalb des Schlosses umständlichen Abschied von den mir so schnell lieb gewordenen Freundinnen, um mich von dem stattlichen Schiffe nach Finnland hinübertragen zu lassen. Es ist ein regnerischer Tag, Wolken haben den Himmel bezogen, der Wind ist unangenehm. Mit sanfter Hand und stolzem Blick heftet mir die eine der Damen ein kleines Abzeichen an die Brust, eine metallene Flagge mit den schwedischen Farben, von der ich mich auf der ganzen Reise nicht trennen soll. Noch ein paar Händedrücke, ein paar bewegte Worte, dann müssen sie über die Brücke flüchten, die gleich darauf an Bord gezogen wird. Der Schiffskörper schüttert, das Wasser rauscht; wir fahren langsam hinaus; am Ufer bleibt eine Gruppe von Schirmen, die sich unermüdlich hin und her bewegen, mit ein paar weißen Taschentüchern dazwischen.



Denkmal Alexanders II. in Helsingfors.

Wie Coulissen schieben sich die Inseln des „Skärgård“ von beiden Seiten vor das Bild der Stadt; die Oper, das Schloß, die Türme schwinden, Skansen dehnt sich öde im Regennebel, der sich stärker und unfreundlicher zusammenzieht. Insel auf Insel, aber nicht mehr die Paradieseswelt des inneren Skärgart im Sonnenschein, sondern lauter Eilande im Regen, wohin man Sträflinge hätte verbannen können. Die Inseln weichen gewaltigen nackten Felsen, die Felsen Klippen, die zu Hunderten und Tausenden über den Meeresspiegel ragen. Wir sind auf der Ostsee. Ein paarmal bei Tag und bei Nacht verschwinden die Möwen, die uns mit ihrem unverschämten Geschrei und höhnischen Gelächter verfolgen, und plötzlicher dicker Nebel zwingt uns, stundenlang liegen zu bleiben. Spät abends legen wir in Hangö an; eine halbe Stunde darauf wenden wir wieder in die Schären hinaus, zur Fahrt durch Barösund nach Helsingfors.

Nun dehnen sich links von unserer Fahrt in nächtlichem Schweigen die Wälder Finnlands, seine Schären und Buchten, grün schimmernd durch die laue Nacht. Die Klippen greifen weit ins Meer hinaus. Bald stellen sie wieder jenen Garten bewachsener Inseln dar, durch den wir uns stellenweise wie durch einen Kanal hindurchwinden. Die schönste Stelle dieser Inselwelt heißt Barösund. Noch zwitschern und singen die Vögel, aus den Wäldern zu beiden Seiten herüber ruft der Kuckuck, und nicht lange, da hat die Nacht schon ihren Höhepunkt erreicht, und Land und Wasser starren in ihre Dämmerung.

Nach längerer Fahrt nimmt das Auge geradeaus über den Wäldern ein paar feine Striche und Schatten wahr. Es ist das ferne Helsingfors. Und während wir stundenlang unseren Kurs weiter verfolgen, rötet sich schon die Wolke im Osten wieder lebhafter, schimmert das Grün der Wälder

reiner, klingt wieder vom Lande herüber wie ein Traum das Stimmengewirr der Vögel. Nun werden die Türme deutlicher, zwischen ihnen bildet die Kuppel der Nikolaikirche einen weißen Fleck. Endlich rauscht das Schiff zwischen den Klippen der Festung Sveaborg hindurch, macht eine weite Wendung, und plötzlich liegt die Hauptstadt Finnlands mit dem Markt und dem Hafengebäude und der Esplanade vor unseren Augen, überragt von den Kuppeln ihrer Kirchen, die das Licht des Morgens umflutet. Das Schiff legt an, die Passagiere strömen aus den Kabinen und winden sich zwischen schweigenden Zollbeamten und rotblusigen Gepäckträgern zu den Einspännern hindurch, die sich gleich darauf mit munterem Hufgeklapper in die widerhallenden Straßen verteilen.



Die (evangelische) Nikolaikirche in Helsingfors.

Mich leidet's nicht einen Augenblick in dem Hotel am Markt, in dem ich vorläufig meine Sachen untergebracht habe. Es zieht mich wieder hinaus zu einer nahen Klippe. Zwischen Hunderten von Tauben hindurch bahne ich mir den Weg, der mich dann aufsteigend zwischen üppigem dunkelblauem Flieder und kostbaren Anlagen hindurch zur Höhe führt, auf der Stigells Gruppe der „Schiffbrüchigen“ steht. Von hier habe ich einen Überblick über die Stadt mit ihren schlummernden weißen Häusern und den grünen Promenaden, in denen die Vögel schmettern; ich überblicke weithin die Häfen und höre aus der Ferne langgezogenen, vom Winde zerrissenen Gesang russischer Matrosen zum Klange eines Dudelsacks. Inzwischen bricht zwischen den roten und blauen Farben der Wolkenränder im Osten das lichte Gold hindurch und spiegelt sich auf den ruhigen Wellen der See; die Scheiben der Häuser am Hafenplatz und fern auf den unförmigen Klippen, die das Meer verbarrikadieren, blitzen auf: die Sonne ist aufgegangen über Helsingfors. In den Anlagen ringsum duftet es herrlich, es sind besonders Syringen mit üppig großen Blütentrauben.

Das also war Helsingfors. Der Zauber, von dem ich gesprochen habe, bemächtigte sich meiner sofort. Ich betrachtete mit wehmütig andächtigem Gefühle die Stadt, über deren Straßen und Plätzen gleichsam das Gespenst des Leidens der bedrohten Freiheit schwebt. Meine ersten Tage in Helsingfors verliefen unter dem Eindruck dieser Empfindung, die jeder Einzelheit des Bildes eine tiefere Bedeutung, eine geheimnisvolle Beziehung zu verleihen schien.

Ich siedelte gleich am ersten Tage aus meinem etwas russifizierten Hotel in ein angenehmeres, in ein sogenanntes „Nykternhets-Haus“ über. Hier hatte ich ein modern ausgestattetes, bequemes und billiges Zimmer; die Restauration war beschränkt, keine geistigen Getränke, das andere aber gut und preiswert. Dann galt es den Plan für meine fernere Reise innerhalb Finnlands

zu entwerfen; hierzu fand ich im Bureau des Touristenvereins eingehendes Entgegenkommen. Wenn die liebenswürdige Dame, die in diesem Bureau waltete — junge Damen der besten Gesellschaftsklassen trifft man hier vielleicht noch häufiger als in Schweden in Amt und Beruf; überall im Verkehr, auf der Post, auf den Banken u. s. w., begegnet man ihren hochgewachsenen Gestalten, ihren frischen, nordisch schönen Köpfen mit der Fülle des blonden Haares —, wenn also diese Dame nicht zuletzt selber den Stift in die Hand genommen und den Kreis gerundet hätte, ich glaube wohl, ich säße noch heute bei „Kapellet" auf der Esplanade oder auf „Klippan" und ließe mir's beim Klange der Musik, bei Punsch, Kognak und „Pilsner Öl" wohl sein! Denn starke Energie und das ganze schwedische Wörterbuch mindestens gehören dazu, um sich in dieser paradiesischen Jahreszeit aufzuraffen, sich zwischen Daten und Wochentagen, Abfahrtszeiten und Abfahrtsorten, Schiffsnamen und dergleichen zurechtzufinden.

Nachdem aber dies erledigt war, widmete Alexanders des Zweiten, des „Wohlthäters Finnlands". Die Statue selbst ist konventionell, wie nicht anders zu erwarten; wunderbar schön aber sind die lebensgroßen Seitenfiguren, namentlich die Gruppe Ackerbau, ein Bauer und eine Bäuerin von finnischem Typus, und dann vorn die Figur des Gesetzes mit dem Löwen, ein wahrhaftes Meisterwerk in der ruhigen Bewegung, der Sicherheit und Größe des Ausdrucks und dem ungesuchten Realismus. Das Denkmal ist ein Werk von Walter Runeberg, dem Sohne des finnischen Nationaldichters.

In nächster Nähe liegen auch fast alle anderen Staatsgebäude aus den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, als Regierung und Universität von Abo nach Helsingfors verlegt wurden und dieses sich zur Hauptstadt des Landes emporschwang. Diese Gebäude — Universität, Senatsgebäude, dann jenseits der Kirche Abgeordnetenhaus, Ständehaus, Staatsarchiv, Finnlands Bank — sind mit geschickter Benutzung verschiedener Stilvorbilder der Antike und der Renaissance in freiem und großem Sinne auf-



„Esplanadgatan", die Hauptpromenade in Helsingfors, mit dem Runebergdenkmal und dem Operngebäude.

ich mich der Betrachtung der Stadt. So erblickte ich zum erstenmal den Senatsplatz, um den sich die Gebäude scharen, die der Stolz Finnlands sind. Gewaltig aufgetreppt erhebt sich mit Kuppeln und Türmen die weiße Nikolaikirche; davor das Denkmal

geführt. Auf felsigem Boden sind sie nach Maßgabe der Terrainverhältnisse ein wenig eng aneinander gedrängt. Alles sauber, korrekt und mit einem gewissen heiteren Luxus erbaut, der hier in Finnland besonders erfreut; aber doch auch ein wenig schulmäßig,

wie wenn ein wohlerzogener edler Mann den Auftrag bekommt, zu zeigen, was er gelernt hat, und nun zur Ehre des Landes Häuser im besten, vornehmsten Stile aufzustellen. So kommt es, daß z. B. das Ständehaus den Eindruck eines antiken, üppigheiteren Theaters macht, das seinen Zweck nicht verrät.

Freier aber und ganz im Einklang mit den Empfindungen, denen sie dient, giebt sich die plastische Kunst in Helsingfors. Sie verkörpert ausgesprochen westliche Kunstideale, mit urfrischem und grundehrlichem Realismus ausgeführt. Damit stehen sie in scharfem Gegensatz zur schwedischen Bildhauerei im Stockholmer Nationalmuseum (Sergel), die in ihrer überglatten Anlehnung an die Antike, geleckt und sinnlich, geradezu einen Tiefstand der Kunst bedeutet. Die rauhe Notwendigkeit aber, der harte, lebenslange Kampf mit menschlichen und Naturgewalten, die strenge Selbstzucht, zu der der Finnländer durch alle seine Verhältnisse gezwungen wird, meißeln die Persönlichkeit in ihm aus, die alles, Gutes und Böses, nur nicht das Charakterlose hervorbringen kann. So wirkt gewaltig Stigells schon erwähnte Gruppe „Die Schiffbrüchigen": tosende Wellen lecken an einem Schiffswrack empor, auf das sich ein halbnackter Mann, seine Frau und zwei Kinder gerettet haben, die sich mühsam an die Mastsplitter und den glatten Felsen klammern. Der Mann brüllt mit angespannten Muskeln im Wahnsinn der Verzweiflung zum Lande hinüber nach Rettung: hinüber zum Lande, hinaus in alle Welt um Rettung für sich und die Seinen, zu deren Untergang eine finstere, elementare Macht die Tatzen reckt. So sind diese wild um Hilfe rufenden Menschen mit den mageren, muskulösen Körpern, an denen die plump gewölbten Zehen charakteristisch sind von tiefer symbolischer Bedeutung für das Land und seine Kunst.

Ebenso ergreifend ist das Denkmal des Dichters Runeberg inmitten der Anlagen der Esplanade. Runebergs Name ist der populärste in Finnland, und namentlich zwei seiner Werke sind in jedermanns Hand und Herzen: „FähnrichStåls Gesänge", eine Sammlung nationaler Balladen (deutsch von Wolrad Eigenbrodt [Halle, Max Niemeyer]), und die Nationalhymne, das Vaterlandslied: „Vårt land, Vårt land, Vårt fosterland!" Drei Verse dieser Hymne sind in eine eherne Tafel am Fuße des Denkmals geritzt, auf die sich eine zart jugendliche, mit einem Bärenfell verkappte Mädchengestalt lehnt. Es ist die junge Kultur Finnlands, deren Antlitz und Haltung den Ausdruck rührender Sorge und Trauer tragen. Der Dichter steht in ungezwungener Haltung im Pastorrock auf dem Sockel. Es giebt sicher wenig Denkmäler aus jener Zeit (1885), die so ungesucht natürlich und dabei herzlich und ergreifend wirken. Ich rechne die drei Bildwerke, die Gruppen am Alexanderdenkmal, das Runebergdenkmal und die Schiffbrüchigen von Stigell, zu dem Schönsten, was die schlicht realistische Bildhauerei hervorgebracht hat.

Das moderne Helsingfors ist der Ehrgeiz des ganzen Landes. Die nicht zu große Stadt, die sich regellos auf den Klippen am Meere dehnt, ist nach dem Lande zu von Wäldern eingeschlossen, gleich den anderen finnischen Städten. Lange, schlecht gepflasterte Straßen mit niedrigen, oft übertünchten Holzhäusern, zwischen denen gedrückte, sparsame Backsteinbauten stehen. Zwischen ihnen aber erheben sich plötzlich moderne Bankpaläste und Warenhäuser, die sich, wie das altnordische Haus von Saarinen, dem Erbauer des finnischen Ausstellungspavillons in Paris, getrost in Berlin sehen lassen dürften. Ja, wir haben in Berlin kaum ein Haus, das so modern ist und dabei so ganz auf eigenen Beinen steht, so durchaus eigenartig, neu und dabei genial-solide im Stil ist. Mehr kann man aus dem viereckigen Steinhaufen eines Großstadteckhauses nicht machen, als Saarinen hier mit Benutzung altnordischer Motive (Steinzeit) gethan hat. Gegenüber steht ein Warenhaus in roten Backsteinen; auffallend sind die vielen Bankpaläste an der Esplanade und anderswo. Eine besondere Zierde sind neben den alten Winkelgäßchen die breiten modernen Straßen und Promenaden, die mit zärtlicher Sorgfalt gepflegten Anlagen. Den richtigen Gesichtspunkt gegenüber den Schöpfungen des Landes gewinnt man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß sie alle die Frucht einer noch nicht hundertjährigen Kultur sind,

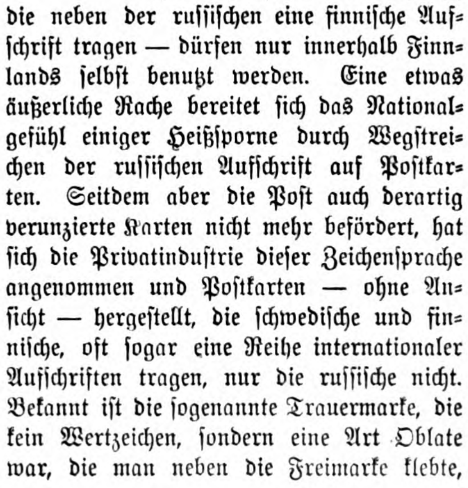
und daß sie alle nur durch unaufhörliche bedeutende Opfer jedes einzelnen Patrioten einem armen, felsigen, widerstrebenden Boden abgerungen werden konnten. Erst wenn man sich diese Thatsache gegenwärtig hält, fängt der Idealismus an zu sprechen, der in diesen Anlagen steckt. Voran die Esplanadgatan, eine Art Promenade wie die „Linden“ in Berlin, nur kleiner und einheitlicher. Von hohen Häusern mit eleganten Läden einge-



Denkmal des finnischen Nationaldichters Runeberg in Helsingfors.

säumt, zieht sie sich zwischen zwei im Freien liegenden Restaurants hin, deren Tafelmusik die Promenade belebt. In den Anlagen blühende Büsche und Beete seltener südlicher Pflanzen, in der Mitte, zu Füßen des Runebergdenkmals, eine reiche Kakteensammlung, die die Bewunderung der Fachleute erregt. Dazu kommen die herrlichen Natur- und Kunstparke in und bei der Stadt. Da ist der Brunnspark, eine Art Kurpark mit Sommertheater, von dessen Terrasse aus man die Wiesen des Parkes erblickt, eingesäumt von gewaltigen Fichten und hohen, silbergrau schimmernden und zitternden Pappeln, deren tausendfältiges Liniennetz in der Sonne träumt. Und hinten, am Ende der Perspektive, schimmert das Meer mit seinen roten Klippen und seinen langsam vorübergleitenden Segeln. Nach dem Lande zu liegt der „Tiergarten“ mit dem Felsengeröll und der ganzen Waldschönheit Finnlands. Högholmen ist eine wasserumspülte Klippe, die die Anfänge eines Tierparks enthält, und auf deren romantischen Felsen Kamele, Gemsen und Marabus nebeneinander klettern und hüpfen. Klippan, ein Restaurant auf einem Felsen mitten im Meere zwischen Sveaborg und dem Hafen, dehnt sich in der Sonne.

Eigentümlich wie Anachronismen berühren die vielen Anzeichen der politischen Gegensätze, die in diesem Lande herrschen. Manches würde, wenn es nicht so traurig wäre, geradezu komisch wirken. Eines kleinen Taschenführers bedürfte es, um sich durch die Postverhältnisse des Landes hindurchzufinden. Im Eingang eines jeden Postamts hängen Schaukästen mit langen Reihen von Briefen und Postkarten, die wegen Verletzung postpolitischer Bestimmungen nicht befördert werden. Da sind Postsachen, die das finnische Wappen tragen; wenn es nicht von der Freimarke überklebt wird, werden sie nicht befördert. Auch die finnischen Postmarken — solche, die neben der russischen eine finnische Aufschrift tragen — dürfen nur innerhalb Finnlands selbst benutzt werden. Eine etwas äußerliche Rache bereitet sich das Nationalgefühl einiger Heißsporne durch Wegstreichen der russischen Aufschrift auf Postkarten. Seitdem aber die Post auch derartig verunzierte Karten nicht mehr befördert, hat sich die Privatindustrie dieser Zeichensprache angenommen und Postkarten — ohne Ansicht — hergestellt, die schwedische und finnische, oft sogar eine Reihe internationaler Aufschriften tragen, nur die russische nicht. Bekannt ist die sogenannte Trauermarke, die kein Wertzeichen, sondern eine Art Oblate war, die man neben die Freimarke klebte,



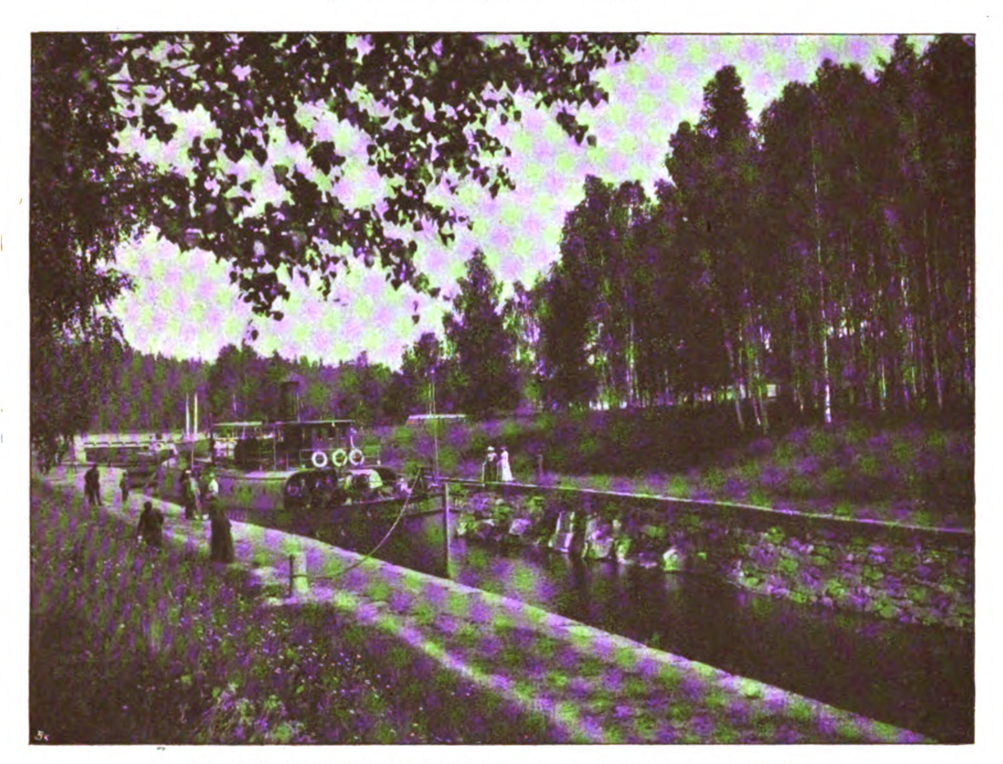
so daß sie gewöhnlich von einem Teile des Stempels getroffen wurde, bis auch dieser Sport verboten wurde. Die Marke ist schwarz, trägt das finnische Wappen in Rot und Gold und die weiße Aufschrift Suomi. Bestempelte Exemplare haben einen Sammlerwert von einer Mark. Die Buchbinderläden sind überhaupt wahre Fundgruben für finnische Trauer- und Trotzzeichen aller Art. Briefpapier und Briefumschläge sind in eigenartiger Weise mit finnischen Wappen und Inschriften verziert. An Stelle des Wasserzeichens schimmert die Karte von Finnland mit finnischer oder schwedischer Aufschrift durch. An die verbotenen Zeitungen und Postmarken erinnern zahlreiche „Minnekarten“. Die Lesezeichen selbst sind mit nationalen Abzeichen ausgestattet und tragen in goldener Schrift Wahlsprüche wie die: „Land skall med lag byggas“ („Ein Land soll man mit Gesetzen zügeln“) oder: „Noch kommt der Tag, noch ist nicht alles aus!“

Geradezu komisch wirken bei den Censurverhältnissen die Auslagen der zahlreichen und eleganten Buchläden. Man sieht da, wie jede Censur nur das Äußerliche treffen kann, während der Geist der Freiheit und der Aufklärung durch ihre Maschen geht und selbst das wirklich Bedenkliche ihrer spottet. Da liegen Blätter wie „Jugend“ und „Simplicissimus“ neben anderen „modernsten“ religiösen und politischen Schriften. Letztere treten oft in dem äußerlich harmlosen Gewande von Reise-Tagebucherinnerungen auf, andere, wie Peter Krapotkins Memoiren, werden ganz offen massenweise von Schweden hereingeschmuggelt. So unerquicklich diese öffentlichen Verhältnisse sind, um so geweckter sind bei jedem einzelnen im Volke die Gefühle wahrer, zarter Vaterlandsliebe, aber auch strengster Gesetzestreue. Denn Gesetz und Recht sind die einzigen Waffen in der Hand des Schwachen, und die herrliche Figur, das „Gesetz“ mit dem Löwen am Denkmal Alexanders II., könnte als wahrste und schönste Verkörperung des öffentlichen Geistes in Finnland gelten. Ängstlich beinahe, mit rührender Dringlichkeit hängen die Augen des Finnländers am Munde des Fremden, der über seine Eindrücke spricht. Die Frage: „Huru tycker Ni om Finland?“ (Wie gefällt Ihnen Finnland?) bildet Anfang und Ende jedes Gespräches und verfehlt nicht, auch dem Fremden allmählich etwas von der Wärme mitzuteilen, die das arme und tapfere Land verklärt.

An den Schluß meines Aufenthaltes in Helsingfors fiel die Mitsommernachtsfeier, die Feier des längsten Tages oder vielmehr der kürzesten Nacht, in der die Sonne kaum mehr unter dem Horizont versinkt.

Durch Zufall befand ich mich damals auf dem Lande, innerhalb des Skärgårds, auf dem Gute eines Großbauern. Daß das Fest hier oben eine unserem Weihnachtsfest ähnliche Bedeutung hat, läßt sich verstehen. Die Coulissen des Festes waren: ein großes Gut voll üppiger, prächtiger Wiesen, Gärten und Felder in einem felsfreien Thale, hier und da vom Walde bekränzt, in dem sich die runden, vom Eise der Vorzeit glatt geschliffenen Felsen türmen. Hinter den Feldern schimmert das Meer. Eine nordische Sonne, die die weiche, kaum bewegte Luft angenehm durchwärmt und den Horizont ringsumher in ein herrliches Spiel zarter Farben kleidet. Es ist die Sonne, die fast nicht untergeht oder doch für die Stunde, wo sie unterm Horizonte ist, eine zauberhafte lichte Dämmerung hinterläßt, in der man ohne Schwierigkeit lesen kann. Abend und Nacht sind beinahe so warm wie der Tag; die vielen Felsen und Steine halten die Wärme fest.

In den Städten sind alle Läden geschlossen, alle Bewohner ausgewandert. Zahlreiche, festlich mit Birkenreisern und Fahnen geschmückte Dampfer durchkreuzen den Hafen und die Schären, und einer davon hatte mich aufs Geratewohl hinausgetragen zu gastfreundlichen Menschen. Nachdem der Nachmittag mit Speise und Trank, Punsch und Karamellen, Singen und Tanzen hingebracht war, wobei ich Gelegenheit hatte, die Grazie und Lebhaftigkeit der Tänzer und Tänzerinnen zu beobachten, fiel die Nacht herein. Auf dem Hofe stand ein riesiger Maienbaum, ein kreuzartiges, laubumwundenes und mit Fahnen geschmücktes Stangengerüst. Man bildete bunte Reihe und tanzte Ringelreihen, wozu gesungen wurde. Einzelne gingen in den Kreis, wählten sich abwechselnd Partner oder Partnerin und tanzten für sich, wozu der Chor sang:



Finnland: Passagierboot im Saimakanal nach Passieren einer Schleuse.

Wähl dir einen anderen als mich,
Heisa lustig, lua, lua, lulala!

Dazu wurde einer der „Troll“ — der Zaubergeist der Berge —, der in der Johannisnacht erlöst werden möchte; er giebt ein Zeichen, bei dem der Kreis sich auflöst und schnell Paare bildet; gelingt es dem Troll, ebenfalls einen Partner zu umarmen, so ist er erlöst, und der Übrigbleibende ist der Troll. Dazu wird ein Spottlied gesungen und auch außerhalb des Gartens, unter Jungen und Alten, allerlei Kurzweil getrieben.

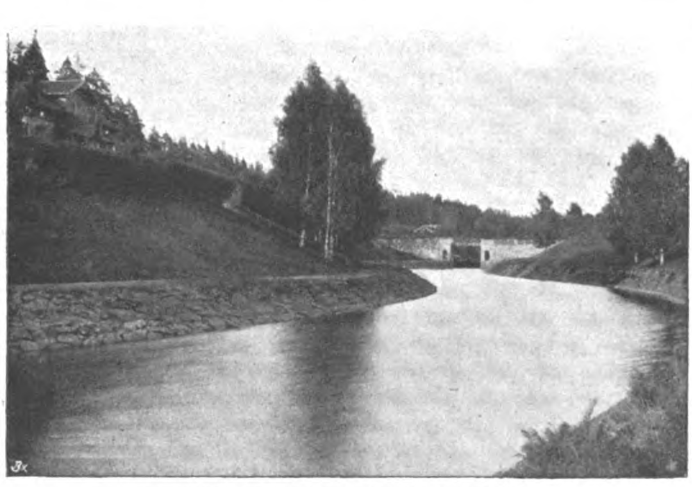
Inzwischen naht die Mitternacht. Man ordnet sich; in langem Zuge geht es durch den Wald. Glühwürmer leuchten mit der Nacht um die Wette ...

Ein langer Waldweg führte zu dem Platz am Meere, wo der Reisighaufen wartete. Duftig lag die Dämmerung über den jungen Tannen, dem stacheligen Juniperus und den zarten Birken. Wo eine Lichtung war, sah man weithin Farben und Formen, obgleich es ungefähr ein Uhr nachts war. Im Nordosten glühte und leuchtete das Morgenrot. Endlich kamen wir an einigen einzeln gelegenen rotbraunen Holzhäusern vorbei an das Meer. Vor uns lagerte Insel auf Insel in dunkelblau dämmerndem Grün. Und dazwischen überall rote Punkte, das waren die „Kokka“, die Johannisfeuer! Wir kamen mit Musik an den Strand, wo schon eine Menge Volks versammelt war. Es wurde geschossen; viele Schüsse hintereinander. Ernst, von kupferbraunem Licht gekrönt, sah der Wald dem Spiele zu Dann prasselte der Reisighaufen auf, der unter lautem Hurra, Gesang und Schießen geschürt wurde. Das Feuer loderte auf, leichte Aschenstückchen trieben wie Goldflitter in der dunklen Glut; die Eibenzweige prasselten wie böse Geister; eine ausgelassene Heiterkeit wurde entfesselt. Die Harmonikamusik begann wieder; Bauern und Städter mit ihren Mädchen tanzten; andere ruhten und ließen die Blicke wandern von Küste zu Küste, von Horizont zu Horizont. Das Reisig brannte nieder, Mitsommernacht dämmerte zu Ende; dann folgte ich meinen freundlichen Wirten, unter deren Dach ich schlief, bis mich am anderen Morgen der Dampfer nach Helsingfors zurückbrachte. —

Nachdem ich mich einige Tage in Helsingfors aufgehalten hatte, fuhr ich eines

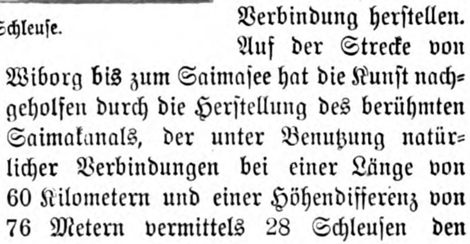
Morgens mit einem Küstendampfer nach Wiborg, das, einige Stunden von Petersburg entfernt, allgemein als Eingangspunkt zu Reisen in das innere Finnland dient. Die Fahrt dauert ungefähr einen Tag und führt, wie immer, durch eine Menge zum Teil sehr malerischer Schären. Die Küstenstädte Lovisa und Kotka stellen, namentlich die letztere, ungeheure Stapelplätze für die Holzausfuhr dar. Besteigt man in Kotka den Feuerturm, auf dem beständig ein Wächter damit beschäftigt ist, mittels Fernrohr nach etwa auftauchenden Bränden zu lugen und sie zu melden, so überschaut man nach Norden zu endlose Waldwipfel, nach Süden zu das leuchtende Meer, dessen ganzer Strand von Holzvorräten bedeckt ist, zwischen denen sich die Holzhäuschen der Stadt fast verlieren. Holz- und Teerausfuhr bilden die Haupteinnahmequelle des Landes, drohen aber auch durch die fortwährende Ausrodung des vor dem Frost schützenden Waldes der Landwirtschaft Verderben und Untergang.

Wiborg bietet fast das gleiche Bild wie Kotka und Fredrikshamn, doch ist infolge der Nähe von Petersburg der Verkehr größer, das Sprachengewirr mannigfaltiger, wozu auch eine starke Garnison beiträgt. Ein altes, vielumstrittenes Schloß liegt am Wasser. Der allerorten rege Eifer für Finnlands Vergangenheit und die Bewahrung seiner ethnographischen Eigenart hat auch hier zur Erbauung eines schmucken Rathauses mit einem kleinen Kulturmuseum geführt, das aber noch in den Anfängen liegt. Durch ein altes Stadtthor, an öden Exerzierplätzen vorbei fährt man zu dem eine halbe Stunde entfernten Parke Monrepos des Barons Nikolai. Hier erhält man den ersten Einblick in die Natur des inneren Landes. An den dichtbewaldeten Ufern des Saimasees erhebt sich ein durch „Verwerfung“ entstandener steiler Hügelrücken, dessen Höhen und Uferschluchten geschickt zur romantischen Anlage eines Parkes benutzt worden sind. Wo der Hügel sich senkt, liegt, in einem weiten, leicht gewellten Garten voll uralter Birken, Fichten, Erlen und Lärchen, das leicht hingesetzte Sommerschloß des Besitzers. Auf dem Rücken des Felsens dehnt sich ein von Gesträuch und Forst übersponnenes Geröllmeer, und man genießt wunderbare Fernblicke über den im Sonnenschein daliegenden Saima mit seinen buchtenreichen, inselgeschmückten Ufern.



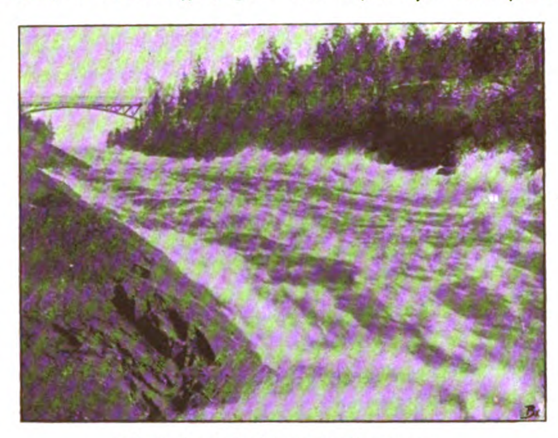
Finnland: Strecke des Saimakanals, Schleuse.

Eine Stunde darauf trägt mich ein kleiner Dampfer über diesen See selber dahin. Die Stadt Wiborg und die über den Wald hinüberragenden Turmzinnen der Lustschlösser am Ufer verschwinden, und wieder umfängt uns eine weite Wasserfläche; hier sind wir in das „Land der tausend Seen“ eingetreten. Dieser Teil von Finnland bildet, geographisch gesprochen, eine ungeheure Granitplatte, in deren unzähligen Spalten und Senkungen das Wasser der Eiszeit in Form von Seen zurückgeblieben ist, zwischen denen kurze Flußläufe, rauschende Wasserfälle und schäumende Stromschnellen die Verbindung herstellen. Auf der Strecke von



Wiborg bis zum Saimasee hat die Kunst nachgeholfen durch die Herstellung des berühmten Saimakanals, der unter Benutzung natürlicher Verbindungen bei einer Länge von 60 Kilometern und einer Höhendifferenz von 76 Metern vermittels 28 Schleusen den

Schiffsverkehr vom Finnischen Busen zum Saimasee ermöglicht. Die Fahrt auf dem Saimakanal stellt sich in meiner Erinnerung dar als ein langes, friedliches Hingleiten durch eine Gartennatur, in der Wasser, Felsen, Wald und Wiesen in einem fort langsam wechseln, und über der fast ununterbrochen ruhige Luft und Sonnenschein lagern. Es wiederholte sich hier die wunderbare Fahrt über den Göta-Kanal in Schweden; nur daß das Schiffchen kleiner und nicht zum Übernachten eingerichtet war und alles, schon weil sich nicht so viele Fremde an Bord befanden, einen unbeschreiblich friedlichen und idyllischen Eindruck machte. Abwechselnd geht es über kleine blinkende Seen mit zahllosen grünen Inseln und Inselchen und enge Kanalstrecken, deren Ufer sich bald steil aufbäumen, bald voll saftiger, blumenreicher Wiesen ausdehnen. Stundenlang geht es durch Waldeinsamkeit zwischen endlosen Felsrücken, Trümmerfeldern und einzelnen gewaltigen Blöcken hindurch, in die die Jahrtausende erst wenige Spalten und Risse gebrochen haben.



Finnland: Die Stromschnelle Imatra.

Am Ende der Fahrt war ich der einzige Passagier an Bord. Es war ein wunderbarer Sommerabend, die Abendröte spielte in vielen Farben am Himmel, und doch war's hell wie der Tag. Die Luft war mild und weich. Kapitän und Heizer saßen auf den Bänken und schwatzten; die Jungen saßen vorn an der Spitze des Schiffes und dehnten sich in ihrer Faulheit. Langsam und sicher fuhr das Schiff durch die engste gebogene Strecke des Kanals, die durch den Felsen gesprengt ist; wieder öffnete sich ein kleiner See, von Wald umkränzt, dann fuhren wir in die letzte Schleuse ein, stiegen empor und landeten in Rättijärvi, wo ich die Fahrt unterbrach, um am anderen Morgen mit der Postkutsche weiter nach Imatra zu fahren.

Die Stille der finnischen Wälder unterbricht der Imatra mit seinem Lärmen und Tosen. Um ihn her und in den sandigen Wäldern an seinem Ufer stehen Hotels, und die Eisenbahn von Petersburg her mündet an der Station. Auf vielbefahrener und staubiger Landstraße bieten kleine Kinder, barfüßig, mit im Scheitel gekämmtem, voll über die Ohren herabfallendem, lichtblondem Haar und kleinen Stumpfnasen im Gesichtchen, seltsame, vom Wasser geschliffene Steine zum Verkauf an, sowie Walderdbeeren auf einem Präsentierkörbchen aus Birkenrinde, kleine Flechtwaren aus demselben Stoffe, derbe Spazierstöcke und in Papier gewickelte „Karamellen". Sie sprechen alle nur finnisch, ebenso wie die Bauern im gescheitelten, langen Haar mit brauner, lederartiger Haut und einem dünnen, im Winde wehenden Ziegenbärtchen, die ihre kleinen, zweiräderigen Gefährte zur Fahrt nach dem Vallinkoski, einer zweiten Stromschnelle des Imatra, anbieten. Im Hotel, das an Stelle des abgebrannten vielgerühmten „Hotel Cascades d'Imatra" den Touristenstrom anzieht, und in den vielen „Pensionen" herrscht ein buntes Sprachengewirr von Russisch, Schwedisch, Finnisch und Deutsch. Häufig sieht man die hellen Uniformen finnischer und russischer Schüler: ein grauer Militärmantel mit schwarz-weißer Mütze. Ein russischer Pope mit phantastischem Christuskopf, langwallenden braunen Haaren und dunklen Augen, einen niedrigen, eleganten Cylinder auf dem Kopfe und in einem weiten, grauen Mantel mit Frauenärmeln und violettem, seidenem Futter — eine seltsam malerische Erscheinung — wandelt mit seiner Frau auf den Uferblöcken und zwischen dem Geröll im Walde umher. Auf einem Felsen sitzend, das Gewand in schönen Falten über die Füße geworfen, ein Büchlein in der Hand, zu seiner

Füßen die kleine, schmächtige Frau — so bot er sich meiner photographischen Platte dar.

Der Imatra selbst ist eine etwa 850 Meter lange Stromschnelle — nicht ein Wasserfall —, durch die sich der Fluß Vuoksen zum Saimasee durchbricht. Nachdem er sich oberhalb der luftigen Brücke in einem breiten, sonnigen Bette gesammelt, stürzt er sich in die schmale, in jahrtausendlanger, mühsamer Arbeit ausgewaschene Felsenrinne, in deren ganzer Länge sich die ungeheure Wassermasse in wühlenden, hochaufsprühenden Gischt verwandelt. Noch unterhalb der Enge können sich die Wasser nicht beruhigen, sie breiten sich fächerartig über eine Art Terrasse aus, über die sie ungestüm schäumend hinwegbrausen, um am Ufer in zahllosen Wirbeln die Holzstücke, Baumstämme u. dergl. abzusetzen, die sie irgendwo aufgegriffen und, im Schaum der Stromschnelle verborgen, mitgerissen haben.

Wie alle solche Kraftansammlungen der Natur, denen gegenüber die Phantasie den Maßstab verliert, wirkt der Imatra im ersten Augenblick enttäuschend, zumal wenn das Auge sich schon gewöhnt hat, in den geologischen Trümmern des ganzen Landes fortwährend die Spuren noch viel gewaltigerer, wenn auch längst zu Stein gewordener Naturkatastrophen zu erblicken. Aber wenn man eine Weile vom vorspringenden, umgitterten Felsblock in das Toben hinuntergesehen hat, beginnt das Schauspiel die Seele in seinen Bann zu ziehen. Der gewaltige Lärm, zusammengesetzt aus dem zornigen Donnern des Gischtes und dem hohlen, dumpfen Rollen aus den Tiefen, versetzt die Sinne in eine künstliche Einsamkeit. Das Ohr ist betäubt, das Gefühl wie erstarrt, so daß man eine leichte Berührung nicht wahrnimmt; nur das Auge wird wilder und wilder erregt, streift ununterbrochen hinauf und hinab über die Wasser und bohrt sich hinein in die Abgründe, in denen Berge auf Berge grünlichen Wassers verschwinden. Es fliegt auf mit dem haushohen Gischt, der sich in der Höhe in einen leichten, lichtblitzenden Staub auflöst, in dem die Regenbogenfarben spielen, und wird dann gleichsam wieder fortgerissen mit den Gewässern, die in rasender Schnelligkeit zwischen den roten, schroff zerklüfteten Felsen hindurchgetragen werden.

Neben den Stromschnellen im Walde, nur durch eine schmale, steile Felswand von Imatra getrennt, die die 118000 Pferdekräfte in jahrtausendlanger, vor Ungeduld rasender Arbeit nicht zu durchbrechen vermocht haben, liegt vom Walde übersponnen, einige Meter über dem neuen, das alte, jetzt verlassene Flußbett. Es giebt Antwort auf die Fragen, die sich beim Anblick des brausenden Imatra unwillkürlich aufdrängen: wie es wohl unter diesem Gischt aussehen mag. Die Felsen erheben sich an der einen Seite steil, von Trümmergeröll umgeben; auf der anderen, da wo einst die Wasser über sie hinweggebraust sind, sinken sie breit abgerundet, wie erstarrte Fluten, hinunter. Flechten und Moose haben auf ihnen Fuß gefaßt. Dutzende verrosteter Blechfähnchen, die an Stangen zwischen Fichten und Blöcken hervorragen, bezeichnen den Fundort sogenannter Gletschertöpfe. Es sind Vertiefungen, die das Wasser gelegentlich mit Hilfe eines eingefangenen kleineren, jetzt kugelrund geschliffenen Steines zum Zeitvertreib in die Felsunterlage hineingemahlen hat. Einige sind nur angefangene, faustgroße Löcher, deren Herstellung von der beginnenden Landhebung unterbrochen wurde, andere metertiefe, glatt ausgeschliffene, nach unten schlauchartig erweiterte Kessel, auf deren Grunde man noch die großen, seltsam geformten Mühlsteine liegen sieht, die einst diese Maschinenarbeit der Natur vollbringen mußten. Wenn man in den archäologischen Museen die zahllosen glatten Hämmer und Beile der Steinzeit sieht, die an der Stilseite durchlöchert sind, und den Erfindungsgeist und die Geschicklichkeit der Verfertiger bewundert, so ist hier ihr Lehrmeister gefunden. Die Natur selbst gab das Beispiel, wie man mit Wasser, Sand und Stein die Felsen aushöhlt; es gehört nur viel Geduld und Zeit dazu, es nachzuahmen.

In Vuoksenista, einem am Ausfluß des Vuoksen in den Saimasee gelegenen Dorfe, fand ich in einer mitten im Walde gelegenen „Gästgiveri", einer der in Finnland üblichen bäuerlichen Unterkunftsstellen, Obdach. Es war ein großes Bauerngehöft. Der Bauer mit der Zipfelmütze und die Bäuerin im Nachtkostüm nickten mir hinter dem Fenster freundlich zu und führten mich in

ein sauberes kleines Zimmer, in dem ich ein vorzügliches schwedisches Bett fand. Am anderen Morgen bekam ich ein einfaches



Typische Landschaft aus dem Inneren Finnlands.

Frühstück. Die Preise sind sehr billig, nach einer Taxe. Trotzdem waren Zimmer und Bett viel besser als in dem Hotel in Imatra und mit einer gewissen bürgerlichen Eleganz eingerichtet. An der Wand hing ein Lichtdruck nach Gallèns dreiteiligem Gemälde „Aino“, das einen Stoff aus der Kalevala, dem finnischen Nationalepos,* behandelt, und ein farbiger Holzschnitt, eine Illustration von Edelfeldt zu Runebergs „Fänrik Ståls Sånger“. Ferner ein guter eingerahmter Holzschnitt aus einem Berliner Verlage: „Jesus in Gethsemane“ nach Thumann. Den Thee bekam ich in der „guten Stube“. Hier waren die Möbel überzogen, an der Wand hing ein altes Ölporträt, anscheinend eine Kaiserin darstellend. Außerdem zahlreiche Industrieerzeugnisse, die der finnischen Nationaltrauer Ausdruck geben: ein mit Trauerflor umwundener Karton mit Nachbildung der verbotenen Postmarken und Karten, Massenphotographien finnischer Abordnungen, die zum Zaren geschickt wurden, u. s. w. Auffallend war die Menge guter, moderner Bücher, fast alle mit Lederrücken gebunden; alle finnisch: Erzählungen von Juani Aho, die Kalevala, finnische Bibeln, moderne Gedichtsammlungen; ferner Übersetzungen nach Runeberg und Gejerstam, sowie aus dem Deutschen u. s. w. Auch das Prachtalbum fand ich vor, in dem die vierzehn Adressen europäischer Gelehrter an den Zaren mit ihren Unterschriften faksimiliert sind, die als Ausdruck der Sympathie für Finnland im Juni 1899 überreicht werden sollten. Das finnische Volk liest viel, und es wurde mir erzählt, daß ein Verleger, der eine finnische Ausgabe von „Webers Weltgeschichte“ wagte, davon 5000 Exemplare im Lande verkaufte.

Ein scharfer Wind war aufgesprungen, als ich den Dampfer nach Vilmannsstrand bestieg, und auf der nächtlichen Fahrt von Vilmannsstrand bis Nyslott über den einsamen Saimasee mit seinen düster bewaldeten Ufern, an denen man keine Menschenseele erblickt, folgten die Möwen lachend, schreiend und schwatzend dem Schiffe, und schmutziges Regengewölke überzog den Himmel. Bei Regen und Wind, in fröstelnder Kälte kam ich in Punkaharju an, das man

* Neuerdings als eine Schöpfung oder Zusammenstellung des Gelehrten Lönnrot nachgewiesen.

nicht mit Unrecht Finnlands landschaftliche Perle nennt.

Der Punkaharju ist ein Hügelrücken, stellenweise nur ein Weg, der sich sieben Kilometer lang in gerader Richtung zwischen Wasser hindurchstreckt. Auch er wird für ein Überbleibsel der großen Eiszeiten Finnlands gehalten und stellt eine Gletschermuräne dar. An seinem Ende bricht er, kurz vor dem gegenüberliegenden Festlande, plötzlich ab und senkt sich ins Wasser. Hier hat die Natur einen Ort geschaffen, wo man Finnlands Reize gleichsam auf dem Präsentierteller beisammen hat. Rings um das Hotel stiller, unberührter, hügeliger Wald, an den eine flache Strecke mit Bauernhäusern grenzt. Wald auch auf der ganzen Stelle des Punkaharju, der sich nur an einer Stelle zu einem schmalen, unbewachsenen, sandigen Übergang senkt. Von den Höhen des Landrückens sieht man, zwischen Wald hindurch, auf unendliche Fernen, in denen weite, sonnenbeschienene Seen mit bewaldeten Inseln und Landstrecken wechseln, und immer so weiter bis an den fernsten, blauduftigen Horizont. Fischer fahren hin und wieder in ihren kleinen Booten, ziehen die Netze oder angeln nach Lachsen. Sonst unbeschreiblicher Friede, den kein Laut außer dem Zwitschern der Vögel, dem Rufe des Kuckucks, dem nahen und fernen, leisen Rauschen der Kiefern, von denen die Zapfen fallen, unterbricht. Wenn es Abend wird, rudert man auf den See hinaus, der weithin regungslos ruht: nur hin und wieder spielt ein feines, zierliches Netzwerk blinkender Wellen über ihn hin, oder eine große, ruhige Bewegung zieht vom offenen Wasser her zwischen die Inseln hinein und trägt den schweren, süßen Harzduft der Wälder mit sich. Die Sonne geht unter, langsam, sie läßt sich viel Zeit — das Wasser spiegelt den blauen Himmel und die violetten, durchleuchteten Wolken: auf dem Rücken der kleinen Wellen tanzt und blitzt das Sonnengold, das da, wo sich ein wenig Wald im Wasser spiegelt, einen smaragdgrünen Glanz annimmt. Noch lange, nachdem die Sonne untergegangen ist, dauert die Abendröte, und erst einige Stunden später wird es ein wenig dunkel.


Finnland: Ausblick im Gebiet der „Tausend Seen".

Das am Anfang des Punkaharju sehr praktisch mit seinen vielen Veranden und Dachplätzen auf Staatskosten erbaute Hotel bietet für billige Preise Gelegenheit zu einer ausgedehnten Sommerfrische, und man hat auf einem anderen Ausläufer des Punkaharju den Grundstein zu einem „Sanatorium" gelegt, wie sich deren in allen Städten Finnlands finden. Sie zeichnen sich durch die übliche schwedische Badeeinrichtung mit guter Bedienung, Massage u. s. w. aus. Ich glaube, daß an solchem Fleck Erde wie Punkaharju der Krankste genesen muß. Freilich muß man ein wirklicher Freund der Natur — und auch des einfachen, unverdorbenen Volkes — sein, um diese günstige Wirkung an

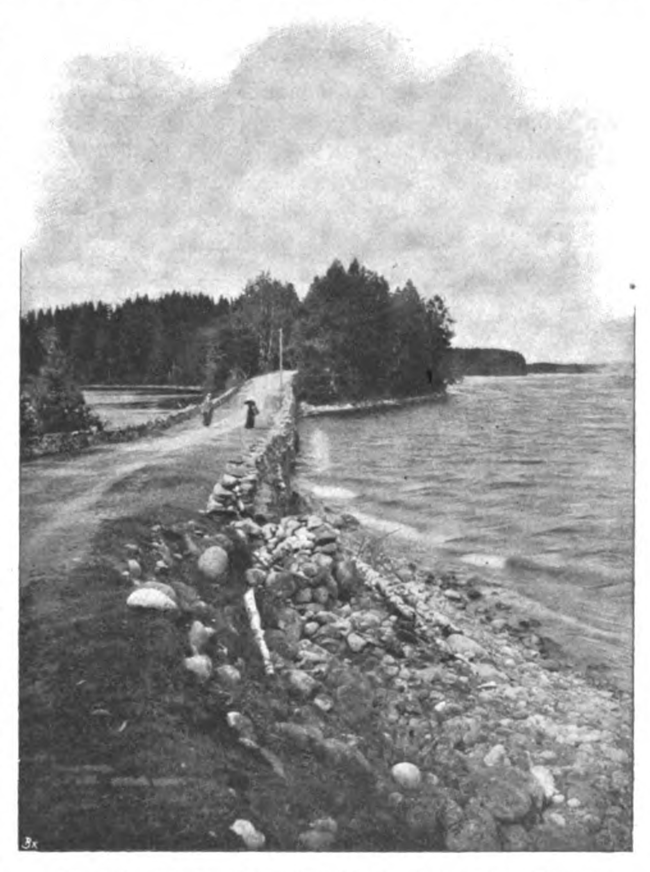
sich zu verspüren; denn das Geheimnis dieser Naturschönheit ist überall dasselbe: Bäume, Wasser, Felsen, Sonne und Luft — sie bilden in unerschöpflichem Reigen die idyllischen Winkel dieses Teiles von Finnland.

Bis Idensalmi wiederholte sich immer wieder das typische Bild des mittleren Finnland: Seen und Inseln unter der Sonnenglut, durch die tagelang der Dampfer hindurchgleitet. Die Städte an den Ufern ausgebreitet, klein und unansehnlich, Holz von der hochgetürmten Kirche bis zur letzten auf Felsen errichteten Baracke. Nyslott ist ein ganz fashionabler Badeort mit einem gewaltigen Schloß, der St. Olafsborg, von deren Hauptturm man den herrlichsten Blick über Wasser und Land genießt. Hinter Idensalmi beginnt, je höher man nach Norden kommt, das Volksleben seine ursprüngliche Gestalt zu zeigen. Die schwedische Sprache tritt fast ganz hinter der finnischen zurück. Nationaltracht findet sich nirgends mehr, doch erkennt man den Bauern an seinen hohen ungefärbten Wasserstiefeln, seinem in einer Lederscheide am Gürtel hängenden dünnen und spitzen, gebogenen Dolchmesser, dem „Puuko", dem lang über die Ohren fallenden flachsblonden Haar, der lederartig verschrumpften Haut und den kleinen verschmitzt dreinblickenden Augen.

Ich traf in Nyslott auf eine französische Gesellschaft von etwa zwanzig Personen, die im Begriffe waren, dieselbe Reise wie ich zu machen. Auf der zunächst erfolgenden Dampferfahrt waren die Gäste, die in Begleitung des Konsuls reisten, häufig der Gegenstand beinahe rührender Huldigungen; Schulkinder sangen mit ihren Lehrern an den Schleusen patriotische Lieder, Blumen und Geschenke wurden dargereicht, und seltsam trat der Gegensatz zwischen der beweglichen Grazie der Franzosen und dem schwerfälligen Ernst und der etwas kleinbürgerlichen Lebensart des nordischen Volkes hervor.

In Idensalmi, wo das Wasser aufhört und eine 96 Kilometer lange, mit kleinen zweisitzigen Wagen zu befahrende Landstrecke beginnt, nahmen wir noch ein gemeinsames Mahl ein, um alsbald den für die zwanzig Touristen besorgten Wagenpark zu besteigen; für mich mußte die Staatskutsche aus dem Stalle gezogen werden, und dann rollten die Wagen, einer hinter dem anderen, jeder eine kleine Staubwolke aufwirbelnd, an der Kirche von Idensalmi vorbei in den Wald hinein. Zwei Tage lang bergauf und bergab, immer durch eine fast unbewohnte, traurige Heidelandschaft voller Tannen, Birken und Erlen, die zum Teil auf ausgedehnten, moosüberwachsenen Sümpfen standen.

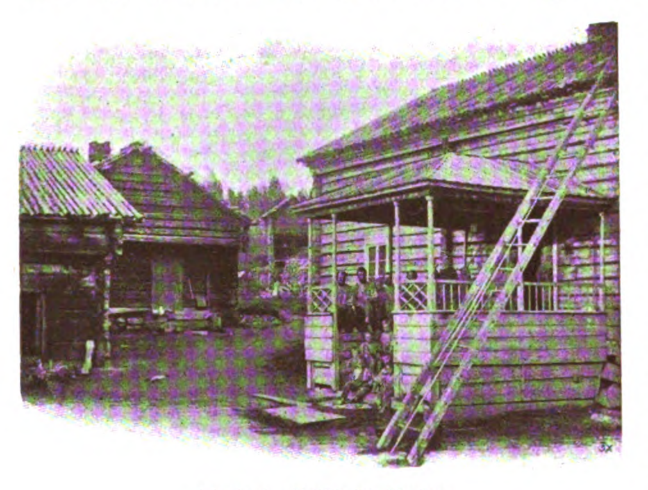
Hin und wieder, wenngleich selten genug, sahen wir ein Gehöft am Wege, aus niedri=



Finnland: Die schmalste und flachste Stelle des sieben Kilometer langen Landrückens Punkaharju bei Nyslott (Savonlinna).

gen, geschwärzten Holzbaracken zusammengesetzt. Im Hofe schwelten ein paar Feuer aus Kienholz, um die das Vieh, eine magere, hochbeinige Rinderrasse, lagerte, um die Nacht über vor Mücken geschützt zu sein. In den Höfen, wo die Pferde gewechselt wurden, besahen wir auch die Badestuben. Es sind ziemlich große, lichtlose, rauchgeschwärzte Holzhäuschen, in denen jetzt eine lastende Glut herrschte. Darin befindet sich ein großer Herd, auf dem Feldsteine geglüht werden. Über diese wird stellenweise das Wasser gegossen, das sich in feinem Dampf über die Hütte verteilt. Die Bauern liegen nun nackt auf den ringsum in der Höhe angebrachten Gerüsten und dehnen sich stundenlang in der Glut. Nachher folgt eine kalte Dusche oder ein Bad im Schnee! Ich habe in den Städten, wo noch Wäsche, Abreibung, Massage und — Prügel hinzukommen (letztere mit duftenden Ruten aus Birkenlaub), wiederholt solche Bäder genommen, die eine außerordentlich gute Wirkung thun. Merkwürdig ist die hohe und fast trockene Glut, die man auf diese Weise mit ein paar Schöpfkellen Wasser erzielt.

Am ersten Abend um zehn oder elf Uhr, nach ungefähr sechsstündiger Fahrt, fuhren



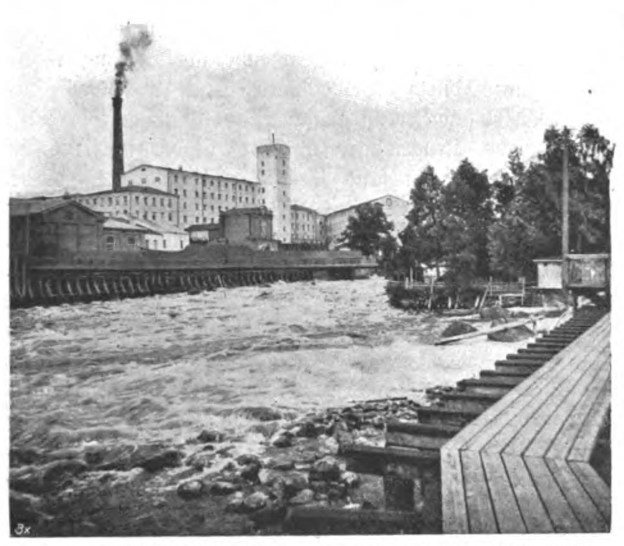
Finnland: Gehöft im Norden.

die Wagen in schlankem Trabe auf dem Hofe der Nachtstation auf, und am anderen Morgen um sechs Uhr ging es weiter nach Kajana. Der öde Weg dehnt sich meilenweit gerade hin, so daß man in weiter Ferne an den Bergabhängen auf weißer Spur die vorderen Wagen sieht. Die Pferde leisten Unglaubliches; nur an ganz sandigen Stellen oder wo es bergauf geht, gehen sie langsam, sonst immer ein gleichmäßiger Trab, und bergab eine wilde, halsbrecherische Fahrt über Stock und Stein. Die Einförmigkeit des Waldes selbst beginnt die Seele gefangen zu nehmen, wie er so dasteht Meile für Meile mit seinen schlanken, üppigen Tannen und seinen sonnendurchglühten Birken, wie auf seinen Sümpfen weiches, gelbgrünes Moos wuchert und zwischen den Steinen Blumen sich wiegen und die rote „Åkerbeer“ — eine erdbeerähnliche Pflanze — leuchtet. Die Fahrgäste haben die Zügel selbst in die Hand genommen, die Kutscher beginnen Lieder vor sich her zu singen mit schlechter, ungeübter Stimme; aber ich glaube, das finnische Volk kann nicht in der Einsamkeit sein, ohne leise und schwermütig zu singen — und es ist so viel in der Einsamkeit!

Endlich nachmittags um vier Uhr fahren wir in Kajana ein, einer kleinen Stadt mit einem Festungsüberrest, dem Mittelpunkte der bäuerlichen Teerindustrie, von wo die Teerboote nach Uleaborg abgehen. Am anderen Morgen abermals um sieben Uhr bringt uns ein Schiff über den „Uleåträsk“ nach Vaala, wo der Ulea beginnt, und wo man die Teerboote besteigt, um nach Uleaborg zu fahren.

Diese Teerboote sind zwölf bis vierzehn Meter lange, schmale, einbaumartige Schiffe, die gewöhnlich mit Teertonnen bis an den Rand gefüllt und so über den Fluß und durch seine Stromschnellen gelotst werden. An der Spitze sitzt ein Ruderer, wichtiger aber ist der Steuermann, von dessen Geschicklichkeit alles abhängt. Da wir zu fünfen waren — eine finnische Studentin, zwei junge Finnländer und der junge englische Konsul von Uleaborg; die Franzosen waren kurz vor uns abgefahren —, so hatten wir ein besonderes leeres Boot genommen, in dem wir es uns zwischen unserem Gepäck so bequem wie möglich machten. Ungefähr um ein Uhr

mittags stießen wir ab. Nachdem wir ein kurzes Stück gerudert hatten, hörten wir vor uns das Rauschen der ersten Stromschnelle, die wir aus unserer Frosch- oder beinahe Fischperspektive erst in der Nähe sehen konnten; dann plötzlich trat das Schiff in die schäumenden Sprudel ein und glitt pfeilschnell durch die Wellen, die von beiden Seiten an das Boot prallten und hier und da einen gehörigen Guß über die Bänke stürzten. Mit der Schnelligkeit eines Dampfers wurde das Schiff zwischen Steinen hier und hohlrollenden Abgründen dort hindurchgetragen, bald in gerader Richtung inmitten des Stromes, bald schräg hindurch unter Benutzung von allerlei Strudeln und Strömungen, bald nahe am steinernen Ufer entlang, an dessen jagendem Schwinden wir unsere eigene Schnelligkeit ermaßen. Kurz nachdem wir diese erste Stromschnelle hinter uns hatten, gerieten wir in eine zweite, die uns ebenfalls eine Weile umrauschte, und dann glitten wir in ein ruhiges, langes Fahrwasser hinein, in dem die Ruder wieder zu Ehren kamen.



Tammerfors (Finnland): Eine von den Stromschnellen des Tampere betriebene Fabrik.

Wir hatten allmählich die verhältnismäßig bequemste Lage zwischen unseren Gepäckstücken und den teergeschwärzten Planken gefunden, ließen die Hände ins Wasser hängen, die Füße in der Luft trocknen und rauchten eine Pfeife, deren Duft dem Steuermann verführerisch in die Nase stieg. Die Ufer an beiden Seiten waren freundlicher geworden, man sah wieder Wiesen und bebaute Felder — ein lange entbehrter Anblick! —, und mit felsigen, waldgekrönten Ufern wechselten Land- und Humusabhänge. Die Sonne glühte über Land und Wasser und spiegelte blendend vom Flusse zurück. Hin und wieder eine Stelle, an der das Wasser etwas rauschte — im ganzen eher eine lange Fahrt auf ruhigem, breitem Strome.

Abends kamen wir im Dorfe Merilä an, wo wir nach flüchtigem „Vertreten" mit einem „Laskumies", einem vereidigten Steuermann, an Bord auf die lange Stromschnelle zufuhren, die „Pyhäkoski" heißt, d. h. die „Heilige". Nach kurzem Rudern hörten wir sie rauschen und fuhren dann in das verengerte Flußbett ein, zu dessen beiden Seiten sich die waldigen Ufer wieder steil und hoch erhoben. Die Wiesen mit ihrer Blumenpracht und die goldig gesäumten Felder sind wieder geschwunden, und die Wasser brausen und rauschen im Schatten ihrer Wände. Nur hin und wieder tritt die Sonne goldblendend hinter den Tannenspitzen da oben hervor.

Eine ernste und feierliche Stimmung bemächtigte sich allmählich der Fahrenden, die nun stundenlang durch diese aufgeregten Fluten, zwischen schweigenden Ufern hindurch, dahinschießen, in schwindelndem Laufe an Felsen und Klippen vorbeigetragen, oft dicht neben donnernden Abgründen vorbei, manchmal durch den mannshohen Gischt, der einen Augenblick den Ausblick verdeckt. Ruhig und sicher steuert der Lotse das Boot, der seit achtundfünfzig Jahren diese Strecke befährt, ein alter Mann mit gutmütig lachendem Gesicht, die Pfeife im Munde, in einer roten Jacke, das Messer am Gürtel. An einer Stelle jagt das Boot quer über den Strom mit der Geschwindigkeit eines Dampfers auf den gegenüberliegenden Felsen zu, um im letzten Augenblicke, knapp vor der

drohenden Wand, zu wenden und eine neue, vorher ungesehene Schnelle zu benutzen. Die Sonne bleibt jetzt ganz hinter den hohen Ufern zurück, und während es am Himmel noch heller Tag ist, dämmert es über den Strom, und hier und da über den Wirbeln beginnen Nebel zu spielen. Nicht lange, so breitet sich der Nebel aus und füllt ganze Stellen über dem Wasser, hier und da scheint er in die Luft hinaufzusprühen, und anderswo zittert er leise in dem Luftzug der stürzenden Wassermassen. Nun beginnt die Fahrt gefährlich zu werden, denn ein oder zwei Stunden später bedeckt oft dichter Nebel Land und Wasser, so daß man nicht die Hand vor Augen sieht.

Noch ein oder zwei Kilometer geht es so weiter, dann plötzlich öffnet sich wieder die Schlucht; hinter bewaldeten Ufern erblickt man auf der Höhe die Häuser von Muhos, und plötzlich, wie die letzte Welle zurückbleibt, erscheint auch die tiefstehende, in ein glühendes Farbenspiel gekleidete Sonne wieder. Auf das Lärmen der Flut folgt tiefe, friedliche Abendstimmung, auf Wellenschaum und Wirbel ein breites, regungsloses, nebelumspieltes Wasser. Nach wenigen Ruderschlägen sind wir bei dem Posthaus in Muhos.

Bei Uleaborg, dem großen Stapelplatz der Teerfabrikation, wohin man am anderen Morgen, noch schlaftrunken, mit dem Dampfboote fährt, ist noch eine größere, gefährliche Stromschnelle: der Merikoski. Ich habe sie am anderen Tage passiert, obgleich kurz vorher ein paar Teerboote darin verunglückt waren. Sie bietet zweifellos der großartigen und spannenden Momente viel, und besonders interessant ist sie, weil sie an mehreren Stellen der ganzen Breite nach von sogenannten „Laxpaten“, langen Reusen zum Fischfang, durchquert ist, die nur an einer Stelle eine ganz schmale Öffnung für das Schiff lassen. Aber mochte es nun die Nähe der Stadt sein mit ihren Fabriken und Häusern, oder war es das schwüle, glühend heiße Wetter, das sich bald darauf in ein Gewitter mit Wolkenbruch auflöste, das Schönste und Eindrucksvollste, was ich auf meiner Reise erlebt habe, war die Fahrt durch den Pyhäkoski, die heilige Stromschnelle des Ulea.

Meine Rückreise von Uleaborg geschah in einer Hitze von dreißig Grad im Schatten, über vierzig in der Sonne, einer Sonne, deren sprühende Glut Erde und Wasser in einen märchenhaften Lichtfleck verwandelt, in dem alle Verhältnisse, Nähe und Ferne, Vergangenheit und Zukunft sich auflösen und nur die Gegenwart, der Augenblick strahlend triumphiert. So fuhr ich tagelang immer durch dieselbe Waldgegend, streckenweise von nackten, grauglänzenden Baumgerippen, den Zeugen großer Waldbrände, unterbrochen. Dann fand ich mich wieder in dem Websaal einer gewaltigen Baumwollspinnerei und -weberei in Tammerfors, der größten Fabrik des Landes. Ein paar tausend Webstühle ratterten und schlugen ihre Webschiffchen hin und her, und der Lärm glich dem Getöse der Tampere-Stromschnellen draußen, deren Arbeit diese Walzen und Riemen laufen machte. Wieder stand ich auf der Spitze eines Hügels und übersah die Stadt zu meinen Füßen und die endlosen Seengebiete zu beiden Seiten.

Später taucht Abo vor mir auf, diese alte Hauptstadt des Landes, durchwoben und geweiht von den glorreichen Erinnerungen seiner Geschichte. Eine große, aber unansehnliche Stadt, nur ein Streifen von malerischer Schönheit zieht sich hindurch: die Strecke vom Domplatz mit seinen Gewächsanlagen, den kanalähnlich eingedämmten Fluß Aura herunter bis in dessen Mündung, wo sich, nun ganz auf trockenem Lande, das alte Schloß erhebt, dessen Fuß noch vor ein paar Jahrhunderten die Wellen bespülten. Der Dom steigt schlank und kühn empor, ohne jeden Zierat, mit den Zeichen des Alters, über die Baumwipfel der Anlagen an dem Platze, in dessen einem Winkel die verlassene Universität, jetzt irgend einem Packhaus ähnlich, sich dehnt, und in dessen Mitte der Wohlthäter des Landes, Per Brahe, steht, zierlich aufgeputzt mit seinem bebänderten Reiterkoller und seinen renommistischen Eimerstiefeln. Und am Sockel des Denkmals liest man das stolze Wort: „Ich war mit dem Lande und das Land war mit mir wohl zufrieden.“

Im Inneren des Domes stehen Sarkophage in vergitterten Nischen unter bunten Kirchenfenstern: Bischöfe aus der katholischen Zeit, Karin Mänsdotter, die Königin, die Finnland ebenso liebte wie Schweden, und

ein paar Ritter und Feldherren, die einst mit Gustav Adolf in den Krieg zogen und die Dörfer Deutschlands in Schutthaufen mit glorreichen Jahreszahlen verwandeln halfen. Dem Altar zugekehrt, der mit geschmacklosen, bäuerlich groben Gemälden umgeben ist, hängt unter den Manifesten der anderen russischen Monarchen und Großfürsten von Finnland in goldenem Rahmen das Gelöbnis Nikolais II., Finnlands Verfassung heilig zu halten und nicht daran zu rütteln.

Das Schloß von Abo, dessen Untergrund sich im Laufe zweier Jahrhunderte aufs Trockene gehoben hat, war ursprünglich vom Meere umspült. Ein massiger, fast trotziger einfacher Bau um einen Hof gruppiert, dicke Mauern, so und so lang, so und so breit, die roten Dächer nur fünfundvierzig Grad geneigt, über dem Thorweg ein halb übertünchtes Wappen — das ist das Schloß, in dem Herzog Johann, Gustav Adolf und Per Brahe wohnten.

In einem der jüngeren Gebäude ist jetzt ein historisches Museum untergebracht, in den niedrigen, kleinfensterigen Wohnräumen Per Brahes, wo Reinemachefrauen und Schornsteinfeger hantieren und die Fliegen wieder und wieder an die hohlüberzogenen, getünchten Decken stoßen. Ein eigenartiges Museum, in dem man treppauf, treppab läuft, und immer wieder neue Zimmer, Säle, Korridore, Keller und Verließe thun sich auf, mit Altväterhausrat vollgestopft. Kanonenkugeln, rostig und gefirnißt, alte Kutschen und Schlitten mit zerfressenem Behang; hölzerne Kirchenheilige, mitten durchgeborsten, gebrochen und verwischt, Steinbeile mit durchbohrter Dicke, zerfallene Reste aus der Eisenzeit. Dann wieder ein prächtiges Mahagonigemach mit breit aufgebauten Möbeln, Waffen und Porträts mit Spitzenkragen an den Wänden. Ein kokettes, strahlendes Empirezimmer und wieder armselige, schmucklose Renaissancereste. Ein Keller voller Münzen und alter Wertpapiere; Schränke, in denen Röcke, Jacken, Hosen, Mützen und Stiefel modern, zusammengeholt aus allen möglichen Distrikten Finnlands; dazwischen Stickereien der Nonnen von Nädendal, prächtige Teppiche und verbogener, verblaßter Kopfschmuck, den einst Königinnen getragen haben. Dazwischen eine dieser köstlichen, saftigen Bauernmalereien auf Leinwandstreifen, welche zur Wandverkleidung dienten: die Geschichte des verlorenen Sohnes in sieben Bildern mit all den Einzelheiten seiner lustigen und seiner traurigen Tage und den handgreiflichen Pointen: „Bezahle deine Schulden, du Hundsfott“, „und er aß mit den Schweinen“, „kehrte heim, und der Vater schlachtete ihm ein Kalb“. Die Malerei ist grob und ungeschickt, aber voller wertvoller Details, in denen sich gerade diese derbe, gewaltige und gestaltungskräftige bäuerliche Urwüchsigkeit



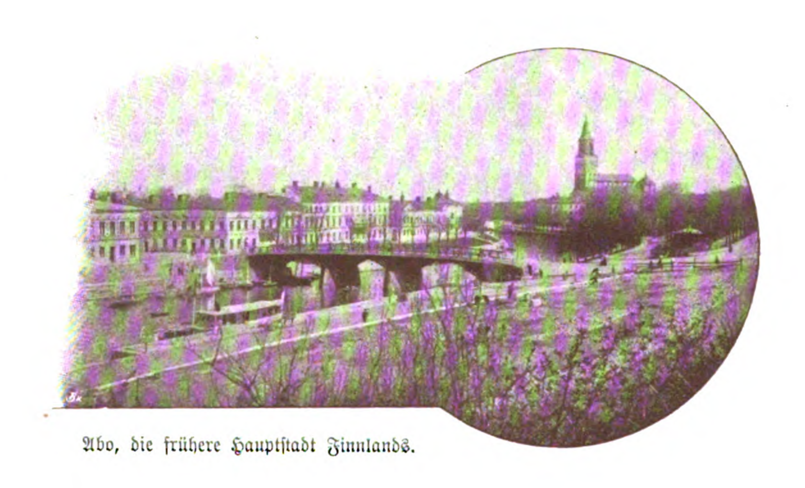
Finnland: Felsenküste am Ladogasee.

ausdrückt wie in den Altargemälden Ekmans im Dome, wo der einzige Zug, der bei aller Derbheit wirklich interessiert, der riesige Schinken ist, der auf dem Tische des „letzten Abendmahls" steht, und das steinharte „Knökkebröjd", das auf Jahresvorrat gebacken wird, und das der Herr mit steifen, eisernen Fingern bricht ...

Dann hielt ich mich zwei Tage in Hangö, einem von der Natur begünstigten, von glatten Klippen umgebenen fashionablen Seebad mit gutem Strande, auf, badete, segelte und fuhr endlich mit dem eleganten Dampfer der Linie Stockholm-Petersburg durch den Barösund, das mit zwei Sternen zu bezeichnende Schärenparadies, nach Helsingfors zurück.

Der Leib des Dampfers zittert und stöhnt, er zieht einen langsamen Kreis im Gewässer des Hafens. Die Stadt Helsingfors beginnt zu entschwinden. Ade, du stilles Land in deiner magischen Sommersonne! Ade, du kleine, glänzende, tapfere Stadt mit all deinen titanischen Leistungen von Kunst und Kultur, zusammengebracht von unermüdlichem Opfermut, stiller und doch unüberwindlicher Liebe zum Vaterlande, im Banne jener leisen, zauberischen Sprache, in der das Leid des Herzens sich auflöst, wenn es gar zu bange drückt, und der Mund verschlossen ist! Ade, ihr tausend Seen, die ihr jetzt im Abendschein das alte, wundervolle Spiel wiederholt, die Farben zu trinken und von ihnen zu leuchten, sie zitternd und in milder Ruhe spielen zu lassen! Ihr Wälder, in denen es nun dämmerig wird, und durch deren Stämme das Abendlicht glüht, ihr Felsen und Gerölle, die ihr träumt von den urgewaltigen Revolutionen ferner Vorzeit, jener Zeit vielleicht, da der greise Zauberheld Wäinömöinen um die Jungfrau Aino freite und traurig im spitzen Kahne über die Seen trieb, als sie, in einen Fisch verwandelt, sich seinem Gelüste entzogen.

Hinter Sveaborg wird die See unruhig, ein kleiner Regen zieht herauf, die ferne Küste von Finnland will sich gar nicht verlieren, und doch schwindet sie endlich. Die Sonne sinkt, Mitsommernacht ist längst vorbei. Dunkel umfängt Meer und Land, und vor Reval irren in tiefer Nacht die Scheinwerfer russischer Kriegsschiffe von Horizont zu Horizont.



Abo, die frühere Hauptstadt Finnlands.



Kolonisation im Tier- und Pflanzenreiche

Von

R. von Lendenfeld

Ein wesentlicher Teil des Konkurrenzkampfes unter den Pflanzen und Tieren ist, ebenso wie unter den Menschen, ein Kampf um neue Siedelungsgebiete, welcher als Kolonisierungsstreben in die Erscheinung tritt.

Wegen des großen Wertes, den die Fähigkeit, Kolonien zu gründen, für die Organismen hat, wurden den Tieren und Pflanzen mancherlei Einrichtungen angezüchtet, welche diese Fähigkeit, die Kolonisationskraft erhöhten. Wir können zwei verschiedene Kategorien von solchen Einrichtungen unterscheiden: solche, welche wenig bewegliche oder gar festsitzende Organismen in den Stand setzen, sich weithin zu verbreiten, und solche, welche bewegliche Tiere veranlassen, von Zeit zu Zeit weite Wanderungen zu unternehmen.

Unter den zu der ersten von diesen Kategorien gehörigen Erscheinungen sind wohl die das Schweben einzelner Entwickelungsstadien von Tieren und Pflanzen in der Luft und im Wasser ermöglichenden Einrichtungen die verbreitetsten und wichtigsten. Die Schwebefähigkeit hängt in erster Linie von dem Verhältnis der Oberfläche eines Körpers (Samens z. B.) zu seinem Gewichte ab. Durch die Molekularanziehung wird eine Luftschicht von 0,04 Millimeter Dicke an der Oberfläche des Körpers derart festgehalten, daß sie mit diesem ziemlich fest zusammenhängt und mit ihm ein Ganzes bildet. Das Gewicht dieses Ganzen ist gleich dem Gewicht des Körpers, das Volumen aber gleich dem Volumen des Körpers samt dieser Lufthülle. Durch die Vergrößerung der Oberfläche wird das Volumen des ihr anhaftenden Luftmantels, also der Luftanteil des Ganzen, vergrößert und so sein specifisches Gewicht verringert. Je geringer aber das specifische Gewicht ist, um so langsamer fällt er herab, um so leichter wird er von den Luftströmungen erfaßt und fortgetragen, um so größer ist seine Schwebefähigkeit.

Sehr kleine Körper besitzen auch dann, wenn sie kugelförmig sind, also die denkbar kleinste Oberfläche haben, eine sehr bedeutende Schwebefähigkeit, weil das Volumen der ihnen anhaftenden Lufthohlkugel im Verhältnis zu ihrem eigenen Volumen groß ist; bei größeren Körpern wird eine größere Schwebefähigkeit durch die Ausbildung von feinen Anhängen, Flügeln oder Haaren, erzielt. Manche Pflanzensamen sind so klein, daß sie, ohne mit besonderen, dies erleichternden Organen ausgestattet zu sein, lange Zeit in der Luft schweben können. Dies gilt vor allem für die eingetrockneten, sporenähnlichen Formen der Bakterien, welche in den tieferen Schichten der Atmosphäre überall, außer auf hoher See, in großer Menge freischwebend angetroffen werden. Es ist einleuchtend, daß solche Keime von den Winden leicht überallhin verweht werden können: die ausgezeichnete Schwebefähigkeit setzt diese Organismen in den Stand, sich überallhin zu verbreiten und alle ihnen zusagenden Örtlichkeiten zu besiedeln. Aber auch viele höhere Pilze und sogar einige samenbildende Pflanzen haben Samen von

so außerordentlich geringer Größe, daß ihre Kleinheit hinreicht, um sie schwebefähig zu machen. Der Wind verbreitet die Sporen des Rost- und des Brandpilzes, ebenso wie jene des Staubbeutelpilzes (Bovista). Diese Bovisten platzen bei leiser Berührung oder, wenn eine solche nicht rechtzeitig erfolgt, von selbst und streuen die staubähnliche Sporenmasse, die ihr Inneres erfüllt, in die Lüfte. Unter den Blütenpflanzen zeichnen sich vor allem die Orchideen durch den Besitz von außerordentlich kleinen, eben infolge ihrer Kleinheit schwebefähigen Samen aus. Von diesen Orchideensamen gehen 500000 auf ein Gramm. Derartige Samen werden wie feiner Staub durch andauernde Winde in weite Fernen getragen. Einige von diesen Pflanzen, z. B. manche Rostpilz(Puccinia)arten, erzeugen zweierlei Sporen: an dicken Stielen sitzende, welche an Ort und Stelle bleiben und dazu bestimmt sind, für die Vermehrung in der Heimat zu sorgen, und auf sehr dünnen und zarten Stielen sitzende, welche dazu bestimmt sind, von dem Winde abgerissen und entführt zu werden und sich in fernen Gebieten koloniebildend anzusiedeln.

Noch viel häufiger als durch die Kleinheit wird, namentlich bei höheren Pflanzen, durch die Ausbildung von verschiedenartigen Anhängen eine Schwebefähigkeit erzielt. Aus den verschiedensten Teilen, dem Samen selbst, dem Kelche, der Blumenkrone u. s. w., entwickeln sich Fluganhänge. Die Samen werden einzeln, jeder für sich, oder es werden Gruppen von Samen oder ganze, vielsamige Früchte mit solchen Apparaten ausgestattet. Die Mannigfaltigkeit dieser Flug- oder, genauer gesagt, Schwebeorgane ist eine so außerordentlich große, daß wir uns darauf beschränken müssen, einige charakteristische Formen von ihnen anzuführen. Im allgemeinen kann man haarförmige und hautartige Flugorgane dieser Art unterscheiden. Als Beispiel der mit Flugapparaten der ersten Art ausgestatteten mag der Löwenzahnsamen genannt werden.

Die Blumen dieser Pflanze sind aus zahlreichen Einzelblüten zusammengesetzt. Der Fruchtknoten einer jeden von ihnen entwickelt sich zu einer je einen Samen enthaltenden, ovalen, am äußersten Ende mit Zacken besetzten Frucht von mehreren Millimetern Länge, aber geringem Gewicht. Von dieser Frucht erhebt sich ein etwa ein Centimeter langer, steifer Faden, der am Ende eine Querscheibe trägt, von deren Rande über hundert, etwa acht Millimeter lange Haare abgehen, die zum Teil nach der Seite, zum Teil schief aufwärts gerichtet sind. Diese Haare sind mit kurzen, nach auswärts gerichteten Stacheln oder Zacken dicht besetzt und — alle nach derselben Richtung — leicht gekrümmt.

Je mehr der Samen ausreift, um so trockener und leichter werden alle seine Teile, und um so mehr wird seine Befestigung an dem Blütenboden gelockert. Dabei nehmen die einzelnen Früchte mit ihren gestielten Haarbüscheln eine derartige Lage an, daß die letzteren zusammen eine Kugel bilden, welche den Blütenboden von allen Seiten umhüllt. In diesem Zustande verharren die Fruchtstände einige Zeit. Jeder kennt die weißlich grauen Kugeln, die sie bilden. Erhebt sich nun ein hinreichend starker Wind, so reißt er die einzelnen Früchte vom Blütenboden ab und trägt sie fort. Die Frucht samt ihrer gestielten Haarkrone und der 0,04 Millimeter dicken Luftschicht, die infolge der Molekularanziehung an ihren Oberflächen haftet, ist von beträchtlicher Größe und das Gesamtgewicht derselben, wegen des Luftreichtums der Haare u. s. w. selbst und der Größe der außen, an den Oberflächen festgehaltenen Luftmenge, sehr gering. Die Fallgeschwindigkeit ist deshalb (in der Luft) eine geringe und die Schwebefähigkeit entsprechend groß. Die Frucht hat natürlich ein viel größeres specifisches Gewicht als die gestielte Haarkrone, welch letztere — sobald einmal der Same losgerissen ist — wie ein Fallschirm fungiert, an dem die Frucht hängt. Langsam durch die Luft herabfallend, gerät das ganze Gebilde wegen der leichten, wirbelartigen Krümmung der einzelnen Haare der Krone in eine rotierende Bewegung um eine vertikale Achse, eine Bewegung, welche die Fallgeschwindigkeit wegen der durch sie bedingten Reibungszunahme erheblich vermindert, die Schwebefähigkeit also erhöht. Sehr weit können heftigere Winde solche Samen forttragen und sie unter Umständen auch wieder emporreißen und weiterführen,

nachdem sie ein- oder mehreremal zu Boden gefallen sind.

Die Massen von derartigen Samen, welche vom Winde auf weite Strecken fortgetragen werden, sind erstaunlich. Auf den obersten Firnfeldern des großen, gegen 30 Kilometer langen Tasmangletschers in Neuseeland, mitten in dem Gebiete des ewigen Eises, war ich (1883) Anfang März, welcher Monat unserem September entspricht, beim Abstiege vom Hochstetterdom, während ein nur ganz schwacher Wind wehte, von solchen Massen von fliegenden Samen einer Komposite umgeben, daß sie mir zu Zeiten nebelgleich die Fernsicht hemmten.

Die Zahl der häutigen Anhänge der mit Schwebeeinrichtungen der zweiten Art ausgestatteten, geflügelten Samen ist verschieden, gewöhnlich 1 bis 9. Zu den bekanntesten Pflanzen mit solchen geflügelten Samen gehören die Platanen, die Eschen (einflügelig) und der Ahorn (zweiflügelig). Häufig sind die flügelförmigen Anhänge solcher Samen windschief und derart befestigt, daß der Same während des Falles in eine lebhafte Rotation um eine vertikale Achse gerät. Auch diese Samen werden vom Winde fortgetragen, wenn auch lange nicht so weit wie die wolligen und haartragenden.

Vielfach begegnet man auch Einrichtungen, welche den Zweck haben, den Zeitpunkt der Ausstreuung der Samen von den meteorologischen Verhältnissen in der Weise abhängig zu machen, daß bei nassem, regnerischem Wetter, wenn ein weiterer Flug unmöglich wäre, die Samen in ihrer Kapsel an der Mutterpflanze verbleiben, daß sie aber ausgestreut oder dem Wind zum Erfassen dargeboten werden, wenn trockene Witterung eintritt.

Eine besonders hübsche, in diese Kategorie gehörige Einrichtung besitzen die Schachtelhalmsporen. Sie sind nämlich mit zwei bandförmigen, hygroskopischen Anhängen ausgestattet, welche bei feuchter Witterung sich um die Sporen schlingen, bei trockenem Wetter aber sich ausstrecken und dann, weit abstehend, dem Sporenkorn eine beträchtliche Schwebefähigkeit verleihen.

Auch im Tierreiche werden mancherlei Schwebeeinrichtungen angetroffen, welche der Verbreitung und Kolonisation dienen. Die Jungen mancher Spinnenarten haben die Gewohnheit, sich bald nach ihrer Geburt bei schöner, etwas windiger Witterung auf die Spitze eines Grashalmes oder sonst einen exponierten Punkt zu setzen und aus ihren Spinnöffnungen Fäden hervortreten zu lassen. Diese Fäden werden länger und länger, der Wind erfaßt sie und treibt sie fort, so daß sie sich auf der Leeseite der Spinne ausdehnen. Haben die Fäden, die wegen ihrer Dünne und Leichtigkeit eine außerordentliche Schwebefähigkeit besitzen, eine gewisse Länge erreicht, so erlangt die Reibung zwischen ihnen und der bewegten Luft eine zur Fortschaffung des Fadens samt der Spinne hinreichende Kraft. Ist dieser Fall eingetreten, so läßt die Spinne los und fliegt nun, auf ihrem eigenem Gespinste ruhend, davon. Kommt der Faden an einem fernen Orte mit irgend einem Gegenstande in Berührung, so hängt er sich fest, die junge Spinne aber macht sich los und nimmt Besitz von der neuen Gegend, in die der Wind sie getragen hat.

Zu Tausenden durchschiffen auf diese Weise die jungen Spinnen im Herbst die Luft, und allenthalben sieht man auf den Stoppelfeldern die nach der Reise festgehefteten Fäden in der Sonne glänzen: diese Spinnen-Luftschiffflotte nennt das Volk „Fliegenden Sommer".

Sehr vielen Verbreitungs- und Kolonisationseinrichtungen, die mehr oder weniger auch als Schwebeeinrichtungen aufzufassen sind, begegnen wir bei den Insekten. Diese Tiere leben zumeist längere Zeit als gefräßige, wenig bewegliche Larven an verborgenen Stellen, unter der Rinde von Bäumen, in der Erde, im Wasser, in faulenden, organischen Körpern u. s. w., um sich später in geflügelte Luftbewohner von meist ganz kurzer Lebensdauer zu verwandeln. Aktiv fliegend können manche Insekten weite Strecken durchwandern, noch viel weiter aber werden sie passiv durch Stürme getragen. Ein Insekt, welches nie aus dem Larvenstadium herauskäme, wäre an die Scholle gefesselt; dadurch, daß es sich, nachdem es als Larve hinreichend Nahrung aufgenommen hat und hinreichend gewachsen ist, in einen fliegenden und schwebefähigen Luftbewohner verwandelt, wird es in den Stand

gesetzt, sich über weite Gebiete zu verbreiten und Kolonien zu gründen.

Der Anteil, den die aktive Flugbewegung im Vergleich mit der passiven Schwebefähigkeit an der Verbreitung über ausgedehnte Gebiete hat, ist bei den verschiedenen Insekten sehr verschieden. Bei den mit sehr kräftigen Flugmuskeln und, im Vergleich mit dem Körpergewichte, verhältnismäßig kleinen Flügeln ausgestatteten Formen, vielen Nachtschmetterlingen (Schwärmern), Fliegen und Hautflüglern, überwiegt die erstere, bei den schwächeren, mit verhältnismäßig großen Flügeln ausgestatteten Formen, vielen Tagfaltern und Netzflüglern, die letztere.

Auch der Grad, bis zu welchem die zeitliche Arbeitsteilung zwischen der nahrungaufnehmenden Larve und dem die Verbreitung besorgenden, in der Luft lebenden, ausgebildeten Tier (Imago) durchgeführt erscheint, ist bei den verschiedenen Insekten sehr verschieden. Bei den Bienen z. B. lebt auch das geflügelte Stadium ziemlich oder (Königin) sehr lange und nimmt viel Nahrung auf. Bei anderen sind die Lebensdauer und die Nahrungsaufnahme des geflügelten Stadiums geringer, und bei manchen ist, wie bei der Eintagsfliege, im ausgebildeten, fliegenden Insekt das Verdauungssystem ganz rückgebildet: diese Imagines haben keinen Darmkanal, nehmen keine Nahrung auf, leben nur sehr kurze Zeit und sind als bloße Austräger der Geschlechtsprodukte zu betrachten. Sie stellen die Endglieder der Entwickelungsreihe zunehmender, zeitlicher Arbeitsteilung zwischen Nahrungsaufnahme und Verbreitung dar.

In ähnlicher Weise, wie die oben erwähnten Pflanzen und Tiere schwebend und fliegend durch die Luft sich verbreiten, durchwandern andere das Wasser. Auch bei diesen werden vielerlei Verbreitungseinrichtungen, die hier dem Schweben oder Schwimmen im Wasser dienen, angetroffen. Seerosen erzeugen ein luftreiches, schaumiges Gewebe, welches die Samen einhüllt und einem Schwimmgürtel gleich auf der Oberfläche erhält. Einige Wasserpflanzen erzeugen Wanderknospen, die sich ablösen und fortschwimmen. Viele Wasser- und Uferpflanzen besitzen die Fähigkeit, sich aus kleinen Bruchstücken von Zweigen zu regenerieren. Kleine Weidenzweige, welche abbrechen und in den vorbeifließenden Bach fallen, werden durch diesen fortgetragen, setzen sich endlich vielleicht weit stromabwärts irgendwo fest und beginnen nun an dieser neuen Stätte Wurzeln und Äste zu bilden: aus ihnen gehen neue Weidenbäume hervor. Die bekannte Wasserpest, Elodea canadense, hat sich von den mitteleuropäischen botanischen Gärten aus durch die Regeneration abgebrochener und fortgeschwemmter Zweige in dreißig Jahren weithin über unsere Gewässer ausgebreitet.

Die Kokosnuß und andere Früchte von Palmen, sowie von Leguminosen können längere Zeit auf der Oberfläche des Meeres herumschwimmen, ohne unterzusinken und ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren: von den Meeresströmungen fortgetragen, haben sich neunundzwanzig Arten von solchen Pflanzenarten über die Inselwelt der tropischen Teile des Weltmeeres verbreitet.

Aus den Eiern vieler festsitzender Wassertiere, wie Seeschwämme, Korallen, Moostierchen, Ascidien und dergleichen, sowie auch der wenig beweglichen Meeresschnecken, Seeigel, See- und Schlangensterne, Röhrenwürmer u. s. w. entwickeln sich freischwimmende Larven, welche ihrer Gewohnheit umherzuschwärmen wegen Schwärmlarven genannt werden. Diese Larven tragen meist Haare oder Wimpern, welche fortwährend schlagende Ruderbewegungen ausführen. Diese Bewegung ihrer Anhänge treibt die Larven langsam und stetig, oft rotierend, durch das Wasser. Seltener sind die Schwärmlarven, wie jene der Ascidien, mit höher entwickelten Schwimmwerkzeugen, mit Ruderschwänzen ausgestattet. Wohl bemerken wir an einigen, wenn auch nicht allen, von diesen Larven eine Beeinflussung der Bewegungsrichtung durch äußere Einflüsse, wie z. B. das Licht, indem einige Larven dem Lichte, andere der Dunkelheit zuschwimmen, oder auch indem junge Larven lichtliebend, ältere Larven derselben Art aber lichtscheu sind; aber im allgemeinen ist doch deutlich zu erkennen, daß der Hauptzweck der ganzen Bewegung dieser Larven das Schweben im Wasser, die Verhinderung des Untersinkens ist. Durch die Bewegung ihrer Lokomotionsorgane (Wimpern u. s. w.) eine

Zeit lang frei schwebend erhalten, werden diese Larven von den Meeresströmungen mit fortgenommen und so weithin verbreitet. Nach kürzerer oder längerer Zeit, und nachdem sie vielleicht eine sehr weite Strecke zurückgelegt haben, sinken sie unter und verwandeln sich in das festsitzende oder wenig bewegliche Tier, welches nun an dem Orte bleibt, an den die Strömung die Larve gebracht.

Abgesehen von den Bewegungsorganen, den schlagenden Wimpern u. s. w., giebt es bei manchen von diesen Larven noch andere Einrichtungen, welche den Zweck haben, die Schwebefähigkeit zu erhöhen. Im Wasser ist, gerade so wie in der Luft, die Schwebefähigkeit um so größer, je größer die Oberfläche des Körpers im Verhältnis zu seinem Gewichte ist. Namentlich trägt das Vorhandensein von langen, haarähnlichen Fortsätzen sehr viel zur Erhöhung der Schwebefähigkeit bei. Bei den Schwärmlarven der Seeigel und Schlangensterne werden solche Gebilde neben den hier auf bestimmte Linien, Wimperschnüre, beschränkten schlagenden Wimpern angetroffen; es sind das lange, dünne, cylindrische, vom Körper radial ausstrahlende Fortsätze, welche eine beträchtliche, den Durchmesser des Körpers um ein Vielfaches übertreffende Länge erreichen. Diese Bildungen sind den langen Haaren der haarigen Flugsamen vergleichbar.

Bei den Polypomedusen wird häufig eine, jener der Insekten ähnliche, zeitliche Arbeitsteilung zwischen nahrungaufnehmenden und, vorwiegend oder ausschließlich, der Verbreitung und Kolonisation dienenden Formen angetroffen, doch handelt es sich bei diesen Meerestieren nicht, wie bei den Insekten, um eine bloße Metamorphose, sondern um einen Generationswechsel: aus den Eiern entstehen Schwärmlarven, die aber nur wenig zur Verbreitung der Art beitragen; aus den Schwärmlarven gehen festsitzende Polypen hervor; an diesen entstehen, direkt oder indirekt, durch Knospung freischwimmende Medusen; die Medusen erzeugen wieder Eier. Die festsitzenden Polypen befassen sich, ähnlich wie die Insektenlarven, bloß mit der Aufnahme von Nahrung; die freien Medusen sorgen, ähnlich wie die freifliegenden, ausgebildeten Insekten (Imagines), für Verbreitung und Kolonisation. Und auch hier bemerken wir, daß der Grad, bis zu welchem diese zeitliche Arbeitsteilung durchgeführt erscheint, bei den verschiedenen Formen ein sehr verschiedener ist. Bei den großen Schirmquallen der Scyphomedusen tritt die Polypengeneration in Bezug auf Größe und Arbeitsleistung sehr hinter die bedeutend wachsende, eine ansehnliche Größe erreichende und wohl auch ziemlich lange lebende Medusengeneration zurück; diese sorgt also nicht nur für die Verbreitung, sondern in ausgedehntem Maße auch für die Nahrungsaufnahme.

Wenn aber auch die Polypen, an denen diese Medusen knospen, verhältnismäßig kleine und unscheinbare Tiere sind, so zeichnen sie sich doch, wie es scheint, durch eine sehr bedeutende Langlebigkeit aus. In einem meiner Aquarien leben einige solcher Polypen, welche alljährlich mehreremal durch Knospung junge Medusen erzeugen, nun schon über vier Jahre. Bei den kleineren Quallen vieler Hydromedusen ist die Nahrungsaufnahme durch das freilebende Tier, die Meduse, unbedeutend, und bei manchen von ihnen, zu denen die von mir in Australien aufgefundene Eucopella gehört, sind, wie bei der Eintagsfliege, die Verdauungsorgane ganz rückgebildet: wie bei dieser erscheint auch bei jenen die zeitliche Arbeitsteilung in Bezug auf Nahrungsaufnahme und Verbreitung vollkommen durchgeführt, indem die freilebende Generation ausschließlich die Funktion der Verbreitung verrichtet.

Im obigen haben wir jene Organismen und ihre Verbreitungseinrichtungen besprochen, welche sich der bewegten Luft (Wind) und des bewegten Wassers (Strömungen) als Beförderungsmittel bedienen. Jetzt wollen wir uns denjenigen Pflanzen und wenig beweglichen Tieren zuwenden, welche sich beweglicherer Tiere zu Verbreitungs- und Kolonisationszwecken bedienen. Diese Organismen erreichen ihren Zweck auf vielerlei Art, am häufigsten durch die Bildung von Samen und Früchten, welche mit gekrümmten, krallenartigen Stacheln ausgestattet sind. Man nennt solche Samen oder Früchte im allgemeinen Kletten. Ein volles Zehntel aller samenbildende Pflanzen erzeugt Klettensamen.

Wenn diese mit krallenartigen Stacheln bewehrten Früchte oder Samen reif werden, lockert sich ihre Verbindung mit der Pflanze, an der sie gebildet wurden, und wenn dann ein Mensch oder ein Tier an der Pflanze vorübergeht und dabei so eine Klette berührt, bleibt sie an ihm hängen, wird von der Mutterpflanze losgerissen und fortgetragen. Der Jäger, welcher im Herbste Holzschläge, Buschwerk und Felder durchstreist, bringt eine ganze Sammlung von Kletten an den Gamaschen und Beinkleidern heim. Weidendes Vieh, namentlich Schafe, tragen zuweilen Hunderte von Kletten mit sich herum. Auch Vögeln heften sie sich zuweilen an und werden so von den Zugvögeln ihren Wanderstraßen entlang verbreitet.

Eine der merkwürdigsten von diesen Kletten ist die Frucht des südafrikanischen Harpagophyton procumbens. Sie hat die Größe eines Frosches und ist mit sehr starken und scharfen Krallen von der Größe der Zehen einer Krähe bewehrt. Häufig findet man solche Früchte in der vom Kap kommenden Schafwolle, deren Brauchbarkeit durch die Anwesenheit dieser Kletten bedeutend herabgesetzt wird. Die Tuchfabrikanten nennen sie Wollspinne. In Transvaal klammert sich diese Frucht häufig auch an die Füße der Antilopen und die Schnauzen der Rinder an, wo sie böse Wunden erzeugt und meist erst nach längerer Zeit abgeschüttelt werden kann. Selbst dem Löwen soll sie — nach Lubbock — gefährlich werden, wenn sie sich an sein Fell ansetzt, er sie durch Lecken und Beißen zu beseitigen sucht, sie dabei in den Mund bringt und die Klette dann, hier sich verankernd, eine Wunde erzeugt, welche unter Umständen den Tod des Löwen herbeiführt.

Welch große Rolle die Verschleppung durch Kletten bei der Verbreitung der Pflanzen spielt, ist unter anderem daraus zu ersehen, daß auf einem Blachfelde in Port Juvenal bei Montpellier, auf welchem längere Zeit hindurch ausländische, importierte Wolle getrocknet wurde, mehrere hundert durch Kletten eingeführte, in Frankreich nicht heimische Pflanzen beobachtet worden sind.

Das zu den Ambrosieen gehörige Xanthium spinosum, dessen Kletten sich mit Vorliebe an den Vließen der Schafe verankern, wurde in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in der Krim eingeführt. 1828 erschien es an der unteren Donau, 1830 in der Umgebung von Wien, 1861 wurde es zum erstenmal in Bayern, 1871 in Paris beobachtet. In den siebziger Jahren verbreitete es sich über Großbritannien, nachdem es schon vorher, 1860, nach Südamerika und 1850 nach Australien verschleppt worden war. Hier hat es dann eine solche Ausbreitung gefunden, daß durch seine Anwesenheit der Gesamtwert der dortigen Wollproduktion um fünfzig Prozent herabgesetzt worden ist. Auch in Deutschland kommt diese Pflanze jetzt an vielen Orten vor.

Manche Pflanzen, wie z. B. die Herbstzeitlose, erzeugen klebrige Samen, die sich wie Kletten an vorübergehende Tiere anheften. Die Samen der australischen Pisonia sind mit Drüsen ausgestattet, welche ein vogelleimähnliches Sekret abscheiden, mit dessen Hilfe diese Samen sich an Vögel anheften.

Bei vielen Pilzen werden Einrichtungen beobachtet, welche den Zweck haben, Insekten anzulocken, die dann die Sporen, ähnlich wie Blütenstaub, weithin verbreiten. Manche tropische Pilze erzeugen, wenn ihre Sporen reifen, einen starken Aasgeruch, der die Aasinsekten anlockt; andere schmücken sich mit grellen Farben, um die Insekten glauben zu machen, daß sie honighaltige Blumen seien; manche endlich leuchten und ziehen durch den phosphorescierenden Schein, den sie verbreiten, die nächtlichen Insekten an. Endlich giebt es auch in Pflanzen schmarotzende Pilze, welche ihre Sporen in der Blüte ihrer Wirtspflanze erzeugen, damit diese von den die Blüte besuchenden Insekten mitgenommen werden.

In ähnlicher Weise wie die Klettenpflanzen werden auch manche wenig bewegliche Tiere durch andere, beweglichere, an die sie sich hängen, verbreitet. Als Beispiel hierfür mag die Teichmuschel erwähnt werden. An den Schalen ganz junger, kürzlich erst aus dem Ei ausgeschlüpfter Exemplare finden sich zwei starke, randständige Stacheln, welche einander gegenüber liegen und beim Schließen der Schale sich zangenartig nähern. Mit

Hilfe dieses Apparates hängen sich die jungen Teichmuscheln an Fische, namentlich an Karpfen, an und lassen sich von ihnen forttragen.

Auch die Parasiten werden, obwohl sie das nicht eigentlich bezwecken, von den Wirttieren, an denen sie sitzen, weithin verbreitet. Die Zecken und Blutegel hängen sich vorüberkommenden Tieren an und bleiben tage- und wochenlang an ihren Wirten haften. Während sie sich von diesen nähren, werden sie von ihnen auch in andere Gegenden gebracht, wo sie dann abfallen und Nachkommen erzeugen. Daß die anderen Parasiten, welche nicht wie Zecken und Blutegel nur zeitweise, sondern immer auf dem Wirte sitzen, von diesem überallhin mitgenommen werden, ist selbstverständlich. Es ist jedoch bei diesen Formen noch weniger als bei den zeitweisen Parasiten die Verbreitung Zweck der Anheftung an den Wirt.

Viele Sumpf- und Wasserpflanzen, sowie niedere Wassertiere erzeugen Samen, Eier oder Brutknospen, welche an der Oberfläche des Wassers treiben oder im Uferschlamme liegen. Ohne besonders ausgebildete Haftorgane zu besitzen, bleiben solche Samen u. s. w. doch sehr leicht an Tieren, namentlich an den Schnäbeln und Beinen von Vögeln, welche sich am Wasser oder am Ufer herumtreiben, hängen, trocknen an diese fest an und können dann weit fortgetragen werden. Auch regenerationsfähige Teile von Wasserpflanzen werden auf diese Weise durch Wasservögel von einem Gewässer ins andere getragen, wodurch eine weite Verbreitung der betreffenden Pflanze erzielt wird. Die Schwalbe, der man das gar nicht zutrauen würde, spielt hierbei eine große Rolle. Darwin und Kerner haben den an Schwalbenschnäbeln haftenden eingetrockneten Schlamm untersucht, und ersterer hat über fünfhundert, letzterer über zweihundert verschiedene Pflanzenarten aus den Samen, die in demselben enthalten sind, gezogen.

Die Wirksamkeit dieses Verbreitungsmittels ist erstaunlich, größer vielleicht als die jedes anderen. Wandernde Wasservögel verbreiten niedere Süßwassertiere und Wasserpflanzen ihren Zugstraßen entlang über Kontinente und Inseln, und die anderen Vögel und die Säugetiere, die doch alle, wenigstens um zu trinken, das Wasser aufsuchen, verbreiten sie von Tümpel zu Tümpel, von Graben zu Graben, von Teich zu Teich, von See zu See und von einem Stromgebiete nach dem anderen. Einen Maßstab für die außerordentliche Wirksamkeit dieses Mittels giebt die erstaunlich weite Verbreitung vieler niederer Wassertiere und Wasserpflanzen und die Thatsache, daß selbst in ganz isolierten und von anderen weit entfernten Tümpeln, auf kleinen landfernen Inseln und in der Mitte weiter Wüsten überall gleiche oder doch sehr ähnliche, niedere Organismen angetroffen werden. Ich habe die niedere Lebewelt mehrerer, ganz isolierter Binnengewässer im Inneren Australiens untersucht und war sehr überrascht, da fast dieselben Formen zu finden, wie sie auch in unseren mitteleuropäischen Teichen angetroffen werden. Die größeren, höher organisierten Tiere, welche nicht durch Vögel verbreitet werden können, sind in solchen isolierten Gewässern in der Regel eigenartig, die niederen, sich mit Hilfe dieses Mittels verbreitenden nicht.

Einige Pflanzen erzeugen in ihrer Frucht einen Apparat, welcher die Samen, wenn sie reif geworden sind, eine Strecke weit fortschleudert. Als Beispiel einer solchen Pflanze mag die Balsamine genannt werden. Weit natürlich kann sich eine Pflanze mit diesem Mittel allein nicht verbreiten, es wird aber zuweilen gewissermaßen mit der Benutzung von Tieren zu Transportzwecken kombiniert und ist dann sehr wirksam.

Cyclanthera explodens, eine kürbisartige Pflanze, besitzt stark klebrige Samen und in der Frucht eine Einrichtung, welche sie, falls eine Erschütterung stattfindet, kräftig hinausschleudert. Berührt ein vorübergehendes Tier so eine reife Cyclantherafrucht, so werden die klebrigen Samen hinausgeschleudert, und viele von ihnen mögen das Tier treffen und daran kleben bleiben, worauf sie weithin vertragen werden können.

Ecballium hat eine gurkenähnliche Frucht. Zur Zeit der Reife häuft sich in ihrem Inneren eine schleimige Flüssigkeit an, welche stark zusammengepreßt ist und einen bedeutenden Druck auf die Fruchtwand ausübt. Wird nun die Frucht erschüttert, so fällt sie von dem Stiele ab, und durch das Loch, welches der Stiel läßt, spritzt der Inhalt,

Flüssigkeit samt Samen, mit großer Kraft hervor.

Eine Anzahl von Pflanzen hat, um sich verbreiten und Kolonien bilden zu können, die Gewohnheit angenommen, wohlschmeckende Früchte zu erzeugen, die von Tieren gern gefressen werden. Im Inneren solcher Früchte liegt dann ein oder liegen mehrere mit sehr harten und widerstandsfähigen Schalen versehene Samen. Die Tiere verzehren diese Früchte samt den darin enthaltenen Samen. Die ersteren werden verdaut, die letzteren aber im Darmkanal mitgenommen und später an einem anderen Orte mit den Exkrementen entleert. Um leichter bemerkt zu werden, sind viele von diesen Früchten mit grellen Farben, einige auch mit Wohlgeruch ausgestattet.

Hamster, Nußhäher, Eichhörnchen und andere Tiere haben die Gewohnheit, Getreidesamen und Nüsse zu sammeln und an verschiedenen Orten aufzuspeichern. Am Wege nach ihren Speichern verlieren sie viele von diesen Früchten, auch lassen sie oft die eine oder andere von ihren Vorratskammern unberührt, so daß auch durch sie der Verbreitung solcher Pflanzen Vorschub geleistet wird. Auch durch Ameisen werden mancherlei Samen verschleppt. Einige Pflanzen erzeugen an dem Samen einen Anhang, der aus einer von den Ameisen sehr gern verspeisten Substanz besteht; dieses Anhanges wegen sammeln und vertragen die Ameisen solche Samen.

Bei beweglicheren Tieren begegnen wir ebenfalls Einrichtungen, welche den Zweck haben, sie zur Verbreitung und Kolonisation zu befähigen. Diese Erscheinungen sind jedoch ganz anderer Art. Diesen Tieren hat nämlich die Zuchtwahl einen Wandertrieb angezüchtet, welcher sie immer dann erfaßt und in die Ferne treibt, wenn die Verhältnisse in ihrer Heimat ungünstig werden. Tiere dieser Art sind die Wanderheuschrecken, Trauermückenlarven, gewisse Nachtschmetterlinge, Tausendfüße, dann Wühlmäuse, Antilopen und andere Pflanzenfresser, sowie schließlich auch der Mensch.

Verschiedene Arten von Wanderheuschrecken finden sich in Südeuropa und Südasien, in Nord- und Südafrika und in Amerika. Diese Tiere legen ihre Eier in die Erde ab, wo sie unter Umständen, namentlich bei großer Trockenheit, längere Zeit hindurch unverändert verbleiben können. Die aus den Eiern früher oder später hervorgehenden jungen Heuschrecken sind ungeflügelt. Treten sie an einer Stelle in sehr großer Zahl auf, so haben sie bald alles Eßbare an ihrem Geburtsorte aufgezehrt und begeben sich dann auf die Wanderschaft. Die Pflanzen, die sie am Wege finden, fressen sie ab und legen oft weite Strecken zurück, ehe sie sich in ausgebildete, fliegende Heuschrecken verwandeln. Nun bilden sie große Schwärme, welche in Gestalt ausgedehnter Wolken durch die Luft dahinziehen. Bei ruhigem Wetter bewegen sie sich langsam und nahe dem Boden, bei Wind steigen sie in größere Höhen empor und fliegen bedeutend schneller. Erblicken sie einen passenden Weideplatz, so lassen sie sich auf ihm nieder, zehren die dort wachsenden Pflanzen oft in erstaunlich kurzer Zeit auf und setzen dann ihre Wanderung fort. Auf solche Art können sie sehr weite Strecken zurücklegen, ehe sie an das Brutgeschäft schreiten und, fern von ihrer Geburtsstätte, ihre Eier ablegen.

Wandernde Nachtschmetterlinge habe ich in ungeheuren, wolkenähnlichen, sehr rasch dahinfliegenden Schwärmen in den australischen Alpen beobachtet. Wandernde Tausendfüße überschreiten zuweilen Bahngeleise und bedecken dann die Schienen in dichten Massen. Kommt nun ein Zug, so werden die gerade auf den Schienen befindlichen zerquetscht, ihr weicher, fettreicher Körperinhalt bedeckt Schienen und Räder und macht beide so schlüpfrig, daß die Treibräder der Lokomotive bald ihren Halt verlieren und der Zug, namentlich wenn es an der betreffenden Stelle etwas bergauf geht, zum Stehen kommt. Auch andere wandernde Gliederfüßer halten in dieser Weise zuweilen Eisenbahnzüge auf.

Eine gewisse Berühmtheit haben die Wanderungen der Larven der Trauermücken (Sciara militaris) erlangt. Diese dunklen, pilzfressenden Waldmücken legen ihre Eier in kleinen Häufchen am Boden ab. Die hervorkommenden Larven nähren sich von den durch die beginnende Verwesung erweichten Teilen abgefallener Blätter. Wird diese Nahrung an ihrem Geburtsorte knapp,

so unternehmen sie gemeinsame Wanderungen zwecks Aufsuchung neuer Weidegründe. Dabei halten sich die einzelnen Larven dicht beisammen und werden durch den Schleim, den sie ausscheiden, zu einer ziemlich kompakten Masse verklebt, welche die Gestalt einer abgeplatteten Schlange von drei bis vier Meter Länge, fünf bis zehn Centimeter Breite und einem Centimeter Dicke hat. Das ist der Heerwurm. Die einzelnen Larven sind ungefähr einen Centimeter lang, haben einen durchscheinenden, weißlichen Leib und einen dunklen Kopf: die ganze Masse, der „Heerwurm", sieht infolgedessen grauweiß aus. Seine Bewegung ist, seiner Zusammensetzung aus einzelnen, in derselben Richtung kriechenden Larven gemäß, langsam und sehr eigentümlich. Die stets unter dem faulenden Laube im tiefen Walde lebenden Larven pflegt man gewöhnlich gar nicht zu bemerken; um so auffallender ist dann der offen dahinkriechende Heerwurm, den sie bilden, und es kann nicht wunder nehmen, daß in früheren Zeiten der Volksglaube ihn als Vorzeichen künftigen Elends betrachtete und ihm auch sonst prophetische Eigenschaften andichtete.

Unter den Wanderungen der Wühlmäuse sind jene des skandinavischen Lemmings, eines hamsterähnlichen Tieres, am bekanntesten. Die Heimat des Lemmings ist jene Gebirgszone, die zwischen der Wald- und Schneegrenze liegt. Wird hier die Nahrung knapp, so unternehmen die Lemminge in großen Scharen gemeinsame Wanderungen, wobei sie in tieferliegende, vom Menschen dichter besiedelte Gegenden, ja zuweilen bis an die Meeresküste kommen.

Während diese Wanderungen in ganz unregelmäßigen Zwischenräumen unternommen zu werden pflegen, finden sie bei manchen größeren pflanzenfressenden Säugern mit einer gewissen Stetigkeit statt. Solche Formen bilden den Übergang zu den jährlich regelmäßig wandernden Tieren, dem nordamerikanischen Büffel, den Zugvögeln, den Lachsen u. s. w.

Diesen Tierwanderungen sind jene Wanderungen menschlicher Völkerstämme vergleichbar, welche in früheren Zeiten stattfanden, als es noch keine guten Verkehrsmittel gab, und als den wandernden Völkern selbst wenig oder nichts über die Gegenden bekannt war, nach denen sie zogen. Wie die Lemminge und der Heerwurm unternahmen auch sie, durch widrige Verhältnisse aus der Heimat vertrieben, weite Wanderungen, um sich neuer, günstigerer Gebiete zu bemächtigen.

Gewisse Verbreitungseinrichtungen, wie das Schwärmen der Bienen, bilden Übergänge zwischen diesen beiden Kategorien, denn wir haben es hier einerseits mit einer zeitlichen Arbeitsteilung und Verbreitung durch das geflügelte Insekt und andererseits mit einer absichtlichen Wanderung, dem Ausschwärmen der jungen Königin mit ihren Anhängern, zu thun.

Wenn wir nun alle diese Erscheinungen überblicken, so wird uns als die hervorstechendste, ihnen allen gemeinsame Eigenschaft die kolossale Verschwendung auffallen, welche die Bethätigung dieser Kolonisationsbestrebungen mit sich bringt. Wie viele von den fliegenden Pflanzensamen, Spinnen und Schwebeinsekten werden durch den Wind in Landgebiete, die sich nicht zur Besiedelung eignen, oder gar aufs Meer hinausgetragen, wo sie einem sicheren Untergange entgegengehen! Wie viele Schwärmlarven von Tieren, die nur an Ufergestaden leben können, werden durch die Strömungen ins hohe Meer hinausgetragen, wo sie unbedingt zu Grunde gehen müssen! Wie wenigen von den durch bewegliche Tiere vertragenen Klettenfrüchten, Samen und Eiern von niederen Süßwassertieren ist es beschieden, an einem Orte abgelegt zu werden, welcher ihnen günstige Existenzbedingungen bietet! Einem wie kleinen Teil der in Gesellschaften wandernden Tiere gelingt es, wirklich neue, passende Wohnsitze zu erreichen und sich in ihnen festzusetzen! Scharen von Raubtieren folgen den Zügen solcher Tiere, sie selbst finden am Wege oft weder Wasser noch Futter; immer kränker und schwächer werdend, irren sie, von jenen Feinden, die sich an ihnen mästen, furchtbar decimiert, umher, bis vielleicht kein einziges von ihnen mehr übrig ist. Nicht viel besser ist es manchem von den wandernden Völkern der Menschen ergangen.

Daß nun trotz jener großartigen, die Verbreitung und Kolonisation begleitenden Verschwendung die dieselbe fördernden Einrich-

tungen von der Zuchtwahl erzeugt und durch sie bis zu dem jetzt beobachteten Grade der Entwickelung weiter ausgebildelt wurden, zeigt uns, wie groß die Vorteile sein müssen, welche die durch sie erzielte Kolonisationsfähigkeit den Organismen bietet.

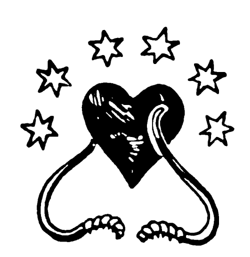
Die besonders beweglichen Tiere, die gut fliegenden Vögel und Fledermäuse sind natürlich ebenso wie die gut und ausdauernd schwimmenden Fische im stande, neue Gebiete zu besiedeln, ohne dazu besonderer Verbreitungseinrichtungen zu bedürfen. Aber es giebt auch manche wenig bewegliche Tiere, welche keine solchen Einrichtungen besitzen und sich deshalb nur sehr langsam verbreiten können und leicht, selbst durch unbedeutende Hindernisse, aufgehalten werden.

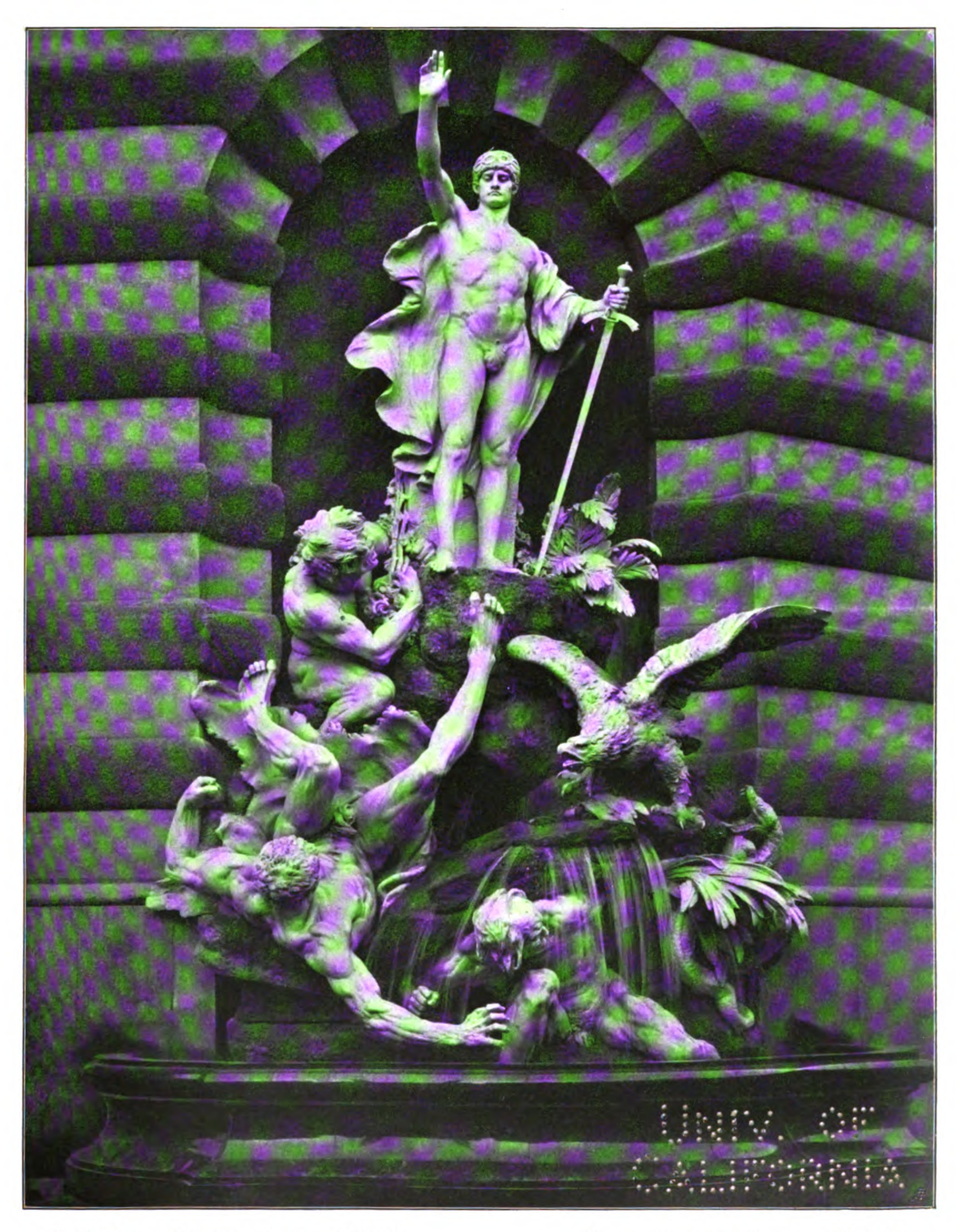
Zu diesen Tieren gehören viele Amphibien, die Schildkröten und andere Reptilien, sowie die im Dunklen lebenden Formen, der Maulwurf, der Regenwurm, die Tiere der Höhlen u. s. w.

Die wenig beweglichen Amphibien und Reptilien sind eigentlich nur als kümmerliche, nicht vorgeschrittene Reste einer alten Fauna anzusehen, welche in der mesozoischen Zeit, als der Konkurrenzkampf unter den Landtieren noch lange nicht so heftig war wie heutzutage, die Erde beherrschte. Eben infolge ihrer durch ihre geistige und körperliche Lethargie veranlaßten Unfähigkeit zur Koloniebildung wurden sie von anderen, in dieser Hinsicht besser ausgerüsteten Tieren, den Säugern und Vögeln, überflügelt und verdrängt.

Die Tiere der Finsternis sind durch die Anpassung an ihre lichtlosen Aufenthaltsorte überhaupt von der Existenz auf der freien Erdoberfläche ausgeschlossen. Sie stammen von Tieren ab, welche einst am Licht gelebt, sich aber in dunkle Standorte zurückgezogen und an diese angepaßt haben, was dann ihre weitere Verbreitung unmöglich machte: die Kolonisationsfähigkeit ist bei ihnen verloren gegangen.

Deutlich ist aus alle dem zu erkennen, daß die Besitzergreifung und Besiedelung neuer Gebiete, die Kolonisation, für die jetzt lebende organische Welt von der allergrößten Bedeutung ist, und daß ferner nur diejenigen Pflanzen und Tiere, welche Kraft ihrer Natur zur Kolonisation tüchtig sind, überhaupt Aussicht haben, den Konkurrenzkampf siegreich zu bestehen und somit auch ihren Nachkommen ein gedeihliches Dasein zu sichern.





E. Hellmer: Die Herrschaft zu Lande. Brunnengruppe an der neuen Hofburg.

Zu David: Edmund Hellmer.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Edm. Hellmer: Böhmen, Mähren, Schlesien. (Gruppe am Parlamentsgiebel in Wien.)

Edmund Hellmer

Von

J. J. David

(Nachdruck ist untersagt.)

Innerhalb einer kurzen Zeit hat sich Edmund Hellmer seine ganz eigene Stellung im Wiener und deutschen Kunstleben geschaffen.

Man wußte eigentlich nichts von ihm, als daß er ein sehr fleißiger und ernsthafter Arbeiter sei. Im Herzensgrunde hielt man ihn beinahe für einen Akademiker. Dies ist bei uns nicht eben ein Lob.

Nun wurde sein zum Gedächtnis an die Türkennot errichtetes Denkmal im ehrwürdigen St. Stephan enthüllt. Man erkannte auf den ersten Blick, was ein hoher Kunst-Hofkriegsrat, genannt Kommission, befohlen und was der Künstler gewollt hatte. Und über seine Intentionen konnte man sich nur freuen.

Es wurde der Brunnen an der Hofburg enthüllt — kein Meisterstück, aber für die Entwickelung des Künstlers höchst wichtig. Es kam sein reizender Schindler im Wiener Stadtpark, sein feierlicher Goethe an der Wiener Ringstraße, eigentlich nur durch Straßenbreite von Schiller geschieden. Endlich das Kaiserin Elisabeth-Denkmal in Salzburg. Seither war man längst zur Einsicht gelangt: der Mann wirkt wohl an der Akademie, der man eben bei uns gar nicht Schlechtes genug nachsagen kann, aber ein Akademiker ist er nicht. Im Gegenteil!

Es giebt Menschen, die große Kunstströmungen in sich hineinahnen. Sie scheinen also außerhalb ihrer Zeit zu stehen, bis sich jene Bestrebungen durchsetzen, die sie vorher gefühlt haben. Im selben Augenblick haben sie ihre Geltung. Sie können das, wonach man eben, und zwar aus einem Gefühle der Notwendigkeit, verlangt. Zu diesen Menschen möcht ich Edmund Hellmer stellen. Er gehört allerdings zu den Gründern der Wiener Secession. Ob ihn aber heute noch etwas mit seinen Genossen bei jener Gründung innerlich vereint, ich weiß es nicht. Gewiß ist: er nimmt an ihrem Können kei-

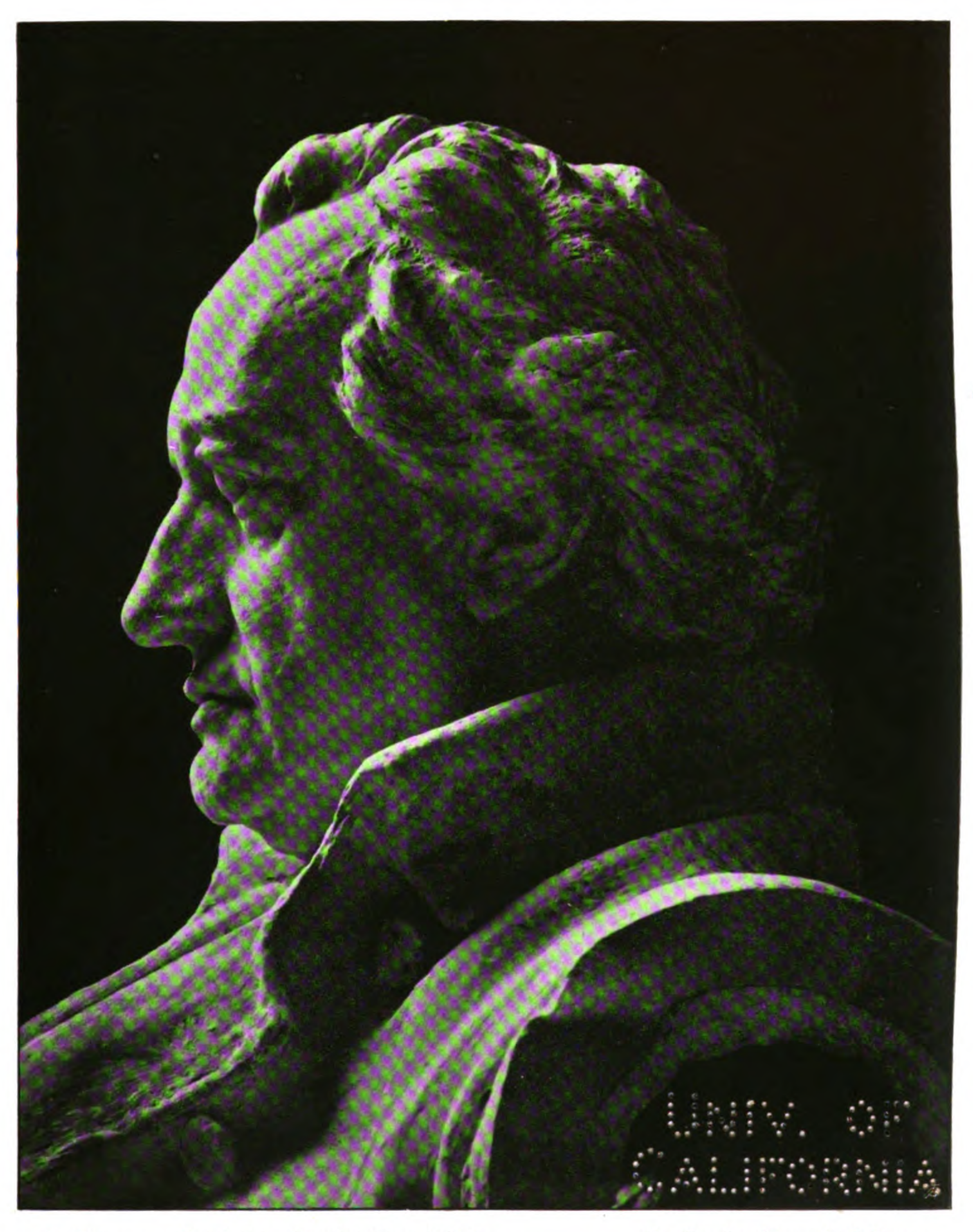
nen Teil, er hat sich ganz in sein Atelier tief unten im Prater und auf seine Lehrthätigkeit zurückgezogen.

Es ist ein hübsches Arbeiten in diesen Prateateliers. Zwei mächtige Pavillons, denen man es dennoch nicht ansieht, wie umfänglich und wie jedem Zwecke angemessen die Räume in ihnen sind. Zwischen beiden eine wilde Wiese. Schöne Roßkastanien und alte Ulmen und Ahorne an ihrem Rand, in ihrer Mitte die Schale eines Brunnens, grün überwachsen, denn der Strahl sprudelt längst nicht mehr, der einmal im Jahre der Weltausstellung und des Kraches, jener wirtschaftlichen Katastrophe, die Wien bis heute noch nicht ganz verwunden hat, leuchtend mit ihr zur Höhe gestiegen ist. Verschlungene und schattige Wege führen hierher. Die Kirnau mit ihren herrlichen Bäumen grenzt an. Die Sonne legt sich auf die weiße Trabrennbahn, und man hört den Hufschlag der flinken Pferde, sieht die mannigfaltigen Trauben, und die Kuppel der Rotunde baut sich mächtig und in all ihrer Häßlichkeit höchst charakteristisch auf. Die Weltstadt schweigt hier. Spatzen piepen, Amseln pfeifen und Krähen rauschen mit schwerem Flügelschlag vorbei.

Eine ganze Kolonie von Bildhauern hat sich hier niedergelassen. Man sieht Brücken, auf denen gewaltige Steinblöcke lagern, hört das Pinken der Meißel. Sonst ist wenig Verkehr zwischen den einzelnen Ateliers, als könnten ihre Inhaber anders nicht so gute Nachbarschaft halten. Die Gebäude sind Eigentum des Hofes, und man entrichtet eine lächerlich geringe Miete, eigentlich nur einen Anerkennungszins dafür, der knapp hinreichen mag, die Kosten der Erhaltung zu decken. Aber man muß auch stets bereit sein, sie zu räumen. So mußte Hellmer einem Erzherzog einmal Platz machen, dem es gelüstete, sich künstlerisch zu versuchen. So wendet keiner wesentliche Kosten an ihre Ausgestaltung. Man wird nirgends den Atelierluxus gewahr, den Hans Makart in so grandioser Weise, mit einem so unerhörten Geschmack und solchem Jubel der Farben entwickelt hat. Man arbeitet hier ernsthaft und mit Erfolg, und die Erquickung ist ein Blick oder der Gang ins Grüne. Und die Bäume des Praters, in denen leider nun so arg geholzt wird, haben eine höchst eigene Weise. Es singt in ihnen von



Edm. Hellmers Türkenbefreiungs-Denkmal im Stephansdome.



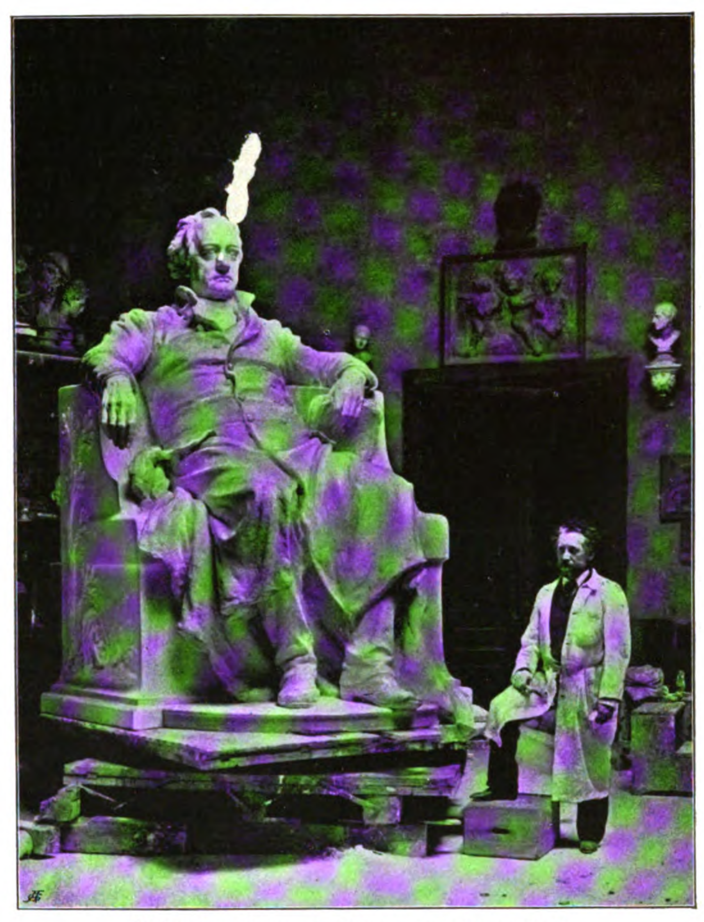
E. Hellmer: Kopf des Goethe-Standbildes. Zu David: Edmund Hellmer.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

jener Lebenslust, die sich unter ihren Kronen so oft übermütig und jauchzend, ja bacchantisch bethätigt hat. Wie ein Straußischer Walzer oder, plastisch: wie Rudolf Weyes Fries am Hofburgtheater, der leider so hoch angebracht ist, daß nicht einmal ein Opernglas alle seine Lebensfülle und Anmut offenbart.

Edmund Hellmer ist ein Wiener Kind. Er stammt aus einer Zeit, die für seine Kunst zwiespältig war. Die großen Monumentalbauten, die Kleinodien am Gürtel, der die innere Stadt umschließt, an der Ringstraße, waren in der Ausführung begriffen.

Es war gewiß, daß der Plastiker reichlich zu thun bekommen würde. Denn der vornehmste, der einzig gemäße äußere Schmuck eines würdigen Gebäudes ist immer und ausschließlich das Werk des Bildners. So fühlten sich mannigfache und kräftige Begabungen von dieser sprödesten der Künste angezogen.

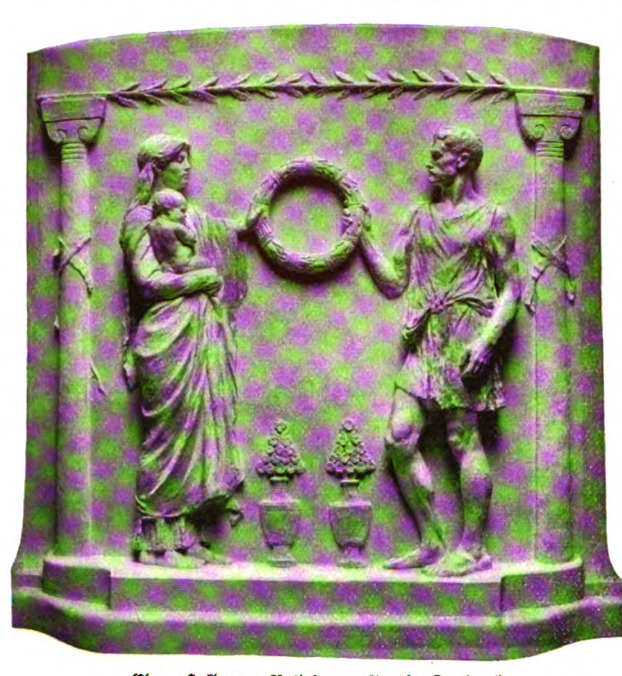


Modell der Wiener Goethestatue in Hellmers Atelier.

Es fehlte aber gänzlich an Anleitung und Unterweisung. Keinen Meister gab es, bei dem man sich hätte in die Schule geben können. Da suchte und fand Victor Tilgner sein Heil bei den Franzosen. Er sah ihnen die flotte Technik ab. Höchst geistreich und manchmal bis zum Frechen, ja Fratzenhaften lebendig, war er ein Meister im Porträt, wie wir in Wien keinen zweiten hatten. Alle seine Büsten, deren eine Unzahl von ihm bestehen, leben, haben Ausdruck und dringen auf das Wesen der Persönlichkeit, es sei ein Bruckner oder die Wolter oder Johannes Brahms. Er war ein Meister der Episode und empfand das Wienerische wie keiner. Er stammte auch aus Preßburg, das man vordem gern als die entlegenste Vorstadt Wiens bezeichnete. Ganz glänzende Volksgestalten sind ihm für das Werndl-Denkmal, bestimmt dem Erfinder unseres ausgezeichneten Hinterladers und dem Gründer unserer größten Waffenfabrik, die seit seinem Tode nicht mehr recht gedeihen will, in Stadt Steyer geglückt. Das Monumentale war minder sein Fall, mit so großen Mühen er darum rang. Er verfiel in Pose — dies gilt von seinem Mozart wie von seinem Makart im Stadtparke, die beide nicht eben erquicklich wirken.

Andere suchten ihren Weg ganz für sich. Heinrich Walter lebte wohl lange in Wien, ist aber niemals ein Wiener geworden. Ihn trieb es zum Großen, ja Gewaltsamen. Sein schönstes Werk ist wohl der Zwingli von Zürich, und auch sein Hofer auf dem Berge

Jsel atmet eine gewaltige Kraft. Rudolf Weyr entwickelte sich zu einem Meister der dekorativen Plastik. Ihm hat es das Barocke angethan, das ja in Wien künstlerisch mit seine vornehmste Heimstatt hatte, mit seiner reichen Bewegung, dem schwimmenden Fluß seiner Linien, der Fülle seiner Erfindungen. Er ist unerschöpflich reich an Einfällen, von einer unglaublichen Leichtigkeit, ohne Spur von Leichtfertigkeit im Schaffen. Die überquellende Natur, den weiblichen Grundzug dieser Stadt hat er sehr genau ausgewittert. So überwiegt bei ihm das Gefällige, Anmutige. Seine Begabung ist am Grenzrain zweier Künste heimisch: der Plastik und der Malerei. So bevorzugt er das Relief, und es giebt wenig Besseres, als sein Bacchantenfries am Burgtheater oder als einzelne seiner Reliefs am Grillparzer-Denkmal im Volksgarten es sind. Und dennoch ist ihm eine Ganzfigur von unvergeßlichem Reiz geglückt. Es ist dies sein Poseidon vom Brunnen vor der Hofburg, der die Herrschaft zur See symbolisiert. Er reckt den Kopf empor — gutmütigen Grimmes über den Lärm, welchen da allerhand Lumpengesindel, ohne ihn zu fragen, in seinem eigensten Gebiete zu Unfug treibt. Sein Körper ist der eines bejahrten Athleten, der Fett angesetzt hat, dem aber die schreckliche Kraft noch ungebrochen geblieben ist. „Man wird mich doch nicht ernstlich böse machen?“ Seit Rafael Donner hat in der Wiener Kunst niemand so etwas gekonnt.

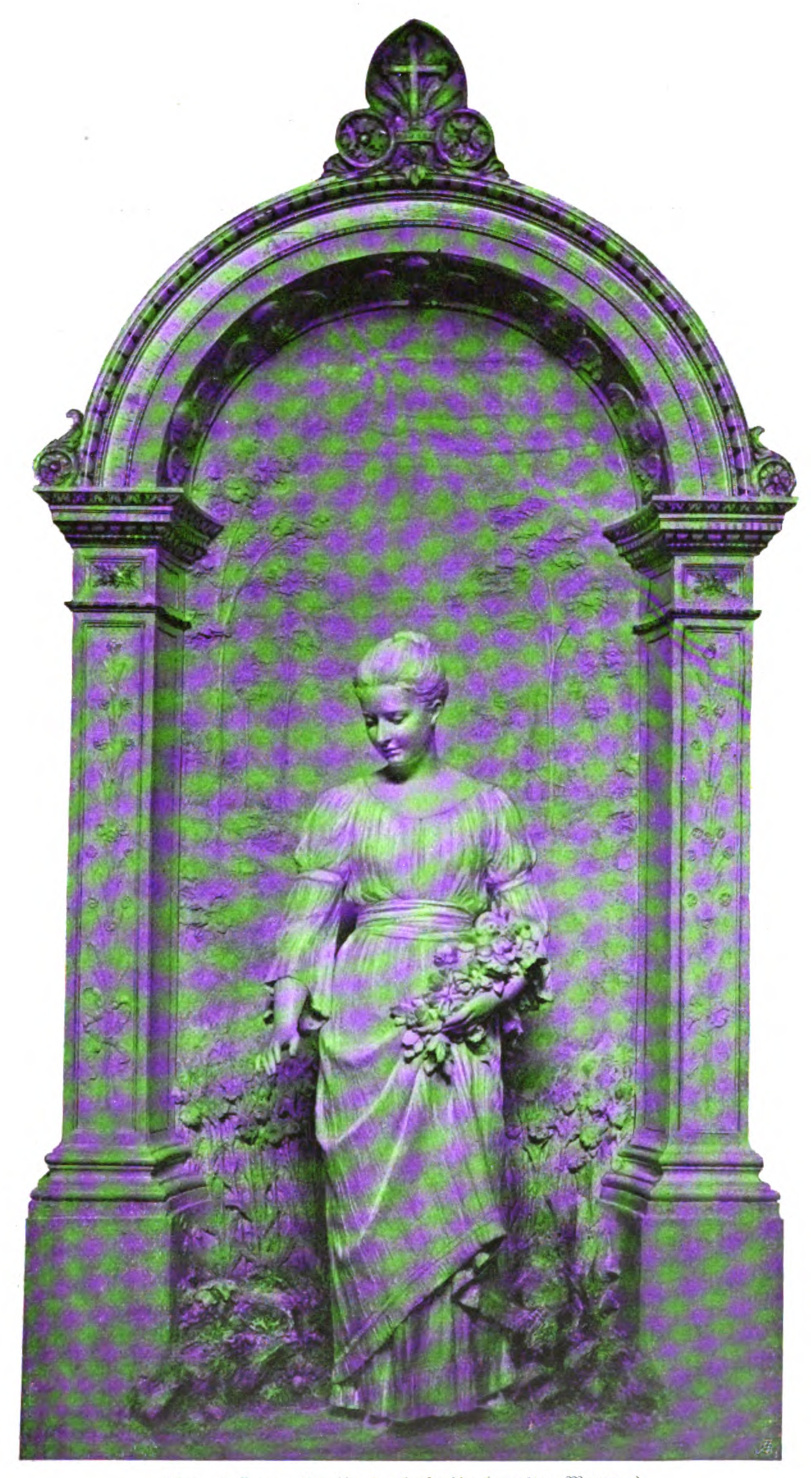


Edm. Hellmer: Relief am Goethe-Denkmal.

Hellmers ganze Begabung nun drängt zum Monumentalen. Er ist immer einfach und sinnreich. In ihm lebt die Sehnsucht nach der Antike und das innige Verständnis für sie. Es ist seine eigenste Fähigkeit, seine Aufgaben zu vereinfachen. Das Nackte lockt ihn mächtig.

In dieser Beziehung höchst merkwürdig ist sein Brunnen an der Hofburg. Er sollte nur dekorativ wirken, sich dem großzügigen Barockbau eingliedern. Die Aufgabe, die ihm gestellt, war, die „Herrschaft zu Lande“ zu symbolisieren. Anstürmende Giganten, niedergeworfen, auf der einen Seite; eine Familie, bittend die Hände zum Herrscher erhoben, der im vollen, feierlichen, prunkhaften Ornat vorschreitet und die beiden Gruppen bekrönt, auf der anderen — dies war die erste Idee.

Die Schutzflehenden verschwinden. An ihre Stelle tritt der Adler, der bewährte Mitkämpfer des Fürsten der Götter in seinem Streite mit den Mächten der Tiefe. Der Ornat fällt ab. Ein Jüngling in nackter Herrlichkeit erhebt die Hand, und vor ihrem Drohen versinkt in die Nacht, was ihr nimmermehr hätte entsteigen sollen. Der Mensch, ordnend und gebietend, ist den Urmächten durch sich allein überlegen. Was der Brunnen an Mannigfaltigkeit, an Heftigkeit der Bewegung, an Reichtum der Erfindung eingebüßt hat, das wurde ihm an edlem Sinn und Bedeutsamkeit vielfältig wiedergegeben. Und für einen Hauptfehler kann der Künstler nichts. Man wünschte sich hier eine Kaskade, die stürzend die Frechen niederreißt, unter der Wucht des Gerölles sie begräbt, nicht ein dünnes Wässerlein, wie es nun niederrieselt und in eine dürftige Brunnenschale tröpfelt.



Edm. Hellmer: Grabdenkmal (farbig bemalter Marmor).

Volkstümlich geworden und zwar mit Recht ist sein reizendes Denkmal für Emil Schindler im Stadtpark.

Emil Schindler war der feinste Landschafter, den wir seit manchen Jahren, den wir vielleicht überhaupt besessen haben. Ein Mann, voll des innigsten Naturgefühls; ganz den Heimlichkeiten und Feinheiten zugekehrt. Weyes Kanon wird wohl bald aufgestellt, Pettenkofen und Schwind werden sich ihnen gesellen, und Schubert und Bruckner haben hier im Grünen Platz gefunden. Die besten Künstler Österreichs sollen hier einmal in ihren Ehrenmälern beisammen sein.

Hellmer nimmt Schindler ruhend. Er hat sich eben zu einer kurzen Rast niedergelassen.



Edm. Hellmer: Herme am Palais Dumba.

Echt dichterisch und wahrhaft von Gesinnung. Rastlos strebend und lernend und also natürlich von manchem zurückgedrängt, der auf der bequemen Straße seinen zahmen Schimmel ritt. Er hatte ein Leben voll der härtesten Kämpfe, deren ganzen Umfang man erst nach seinem Tode erfuhr.

Die Liebe seiner Freunde ließ ihm, einem Bahnbrecher der neuen Kunst, nach seinem frühen Hingang dies Denkmal errichten. Es ist seither Tilgners Makart dazugekommen. Ein Feldstein ist dem Müden gerade willkommen. Die Rechte hält einen Strauß wilder Blumen, wie er sie im Lustwandeln eben zusammengerafft hat. Er ist ganz nach innen gekehrt. Die Bilder, die ihm kaum vorübergezogen, die er genießend und dennoch nach Künstlerart scheidend in sich aufgenommen, fluten an seinem inneren Auge vorüber. Es ist eine linde Träumerei in dem Ganzen und eine unendliche Einfachheit. Das innerste Wesen des Mannes ist

ergriffen und in der klarsten Weise ausgedrückt.

Ebenso wirkt sein Goethe an der Wiener Ringstraße. Er ist nicht eben günstig postiert. Denn zu seiner Rechten ist ein nicht allzu hohes Gitter des Kaisergartens, hinter dessen Umgebung scheiden und ihm dennoch den Ausblick auf die Ringstraße und ins bewegte Leben gewähren würden.

Es ist nun sehr schwer, einen Goethe zu schaffen, der allen gerecht würde. Denn von ihm trägt ein jeder ein ganz bestimmtes



Edm. Hellmer: Bemalte Porträtbüste.

Stäben schöne Bäume vorleuchten; zur Linken aber erhebt sich ein himmelhohes Haus, das Palais Schey, das natürlich auf die Figur drückt, die in ein ganz winziges dreieckiges Zwickelchen von Platz hineingestellt ist.

Auch sähe man die Gestalt lieber in Marmor ausgeführt statt in Bronze, wie sie gemäß dem Auftrag der Besteller gegossen werden mußte. Und man möchte rund herum Gebüsche sehen, die den Dichter von seiner Bild im Herzen, an das er sich nicht rühren lassen will. Der liebt den apollinischen Jüngling, der in Straßburg die schwerfällig gewordene oder in Feierlichkeit erstarrte deutsche Sprache wieder singen lehrte, ein anderer den hinreißenden Menschen der ersten Weimarer Zeit, dem sogar die Herzen zuflogen, die er empfindlich gekränkt, ein dritter den vollendeten Mann, der unendliche Höhen erklommen und dessen immer klaren Augen sich Urgeheimnisse aufgethan.

Edm. Hellmer: Die österreichischen Staaten. Hauptgiebel des Parlamentsgebäudes.

Also nimmt ihn Hellmer. Er ist bei Jahren, nicht mehr geneigt, den Brocken oder gar den Gotthard hinanzustürmen. Es ist ihm so viel vorübergezogen, daß allein die Flucht der Erscheinungen genügen konnte, eine leichte Müdigkeit zu erzeugen. Und so hat er sich in einen bequemen Lehnsessel niedergelassen und blickt in das bunte Leben einer weltstädtischen Straße. Er ist völlig in Ruhe und Betrachtung und immer voll Würde, die ein herzliches Vertrauen dennoch weckt. Ganz einzig schön ist das Haupt. Es ist schon geprägt durch die endlose Gedankenarbeit, durch das Ringen um letzte, höchste Erkenntnis. Die weiche Anmut und die Rosenblüte der Jugend ist verflogen. Ein höherer Adel hat dies Antlitz geprägt, das von der herben Schönheit eines Göttergesichtes ist. Mit jedem Mal, daß man es wiedersieht, erscheint es bedeutender, notwendiger. Mir ist es oftmals, wenn ich daran vorübergehe, als müßte ich meinen Hut lüften zum stillen, scheuen Gruß, wie man ihn Unsterblichen zollt — ohne jeden Wunsch nach einer Erwiderung, nur damit man der eigenen Ehrfurcht vor dem Ewigsten genugthue.

Bald darauf hat Hellmer wieder ein Denkmal beendet, das im besten Sinn des Wortes volkstümlich werden muß.

Es war eine unendliche Trauer in allen Gemütern bei uns Österreichern, da die Nachricht von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth durch die Lande flog. Nie zuvor hatte uns, seit dem Tode des Kronprinzen, ein Schlag so unerwartet, überhaupt noch keiner so unbegreiflich getroffen.

Man hatte die hohe Frau unendlich verehrt. Persönlich war sie uns allerdings fremd geworden. Denn sie war eine Rastlose, die es von Land zu Lande trieb, eine Einsame, die sich aus dem Leben scheu zurückzog, nachdem es sie mit tausend Bitterkeiten getäuscht hatte.

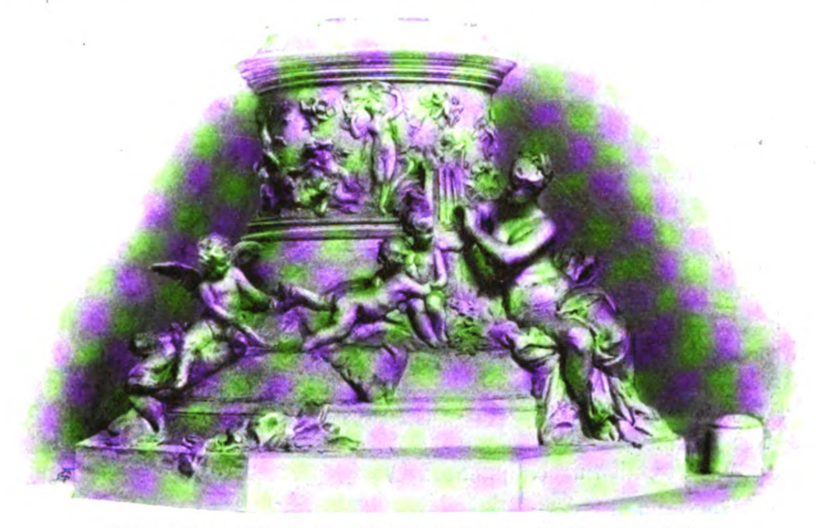
Aber man liebte ihre Schönheit, die der Kummer nur geadelt hatte. Man wußte um ihren vornehmen Sinn. Sie war adelig im besten und seltensten Sinn, voll Güte und Duldsamkeit, von einer unermüdeten Lernbegier, verloren an jede Schönheit der Natur, ungewöhnlich gebildet, bestimmt in ihren Neigungen und in ihrem Geschmack. Es war ihr ein Bedürfnis, Märchen zu schaffen, sich in eine Traumwelt wie die des Achilleion auf Korfu zu flüchten, nachdem sie von der rauhen Wirklichkeit der Dinge so schwer verletzt worden war.

In Salzburg hatte sie als junge Braut zuerst den Boden Österreichs betreten. Sie liebte die Stadt, die an sich so schön ist und den Zugang zu den Lieblichkeiten des Berchtesgadener Ländchens, zu den Feierlichkeiten der Hohen Tauern bedeutet, in denen sie sich alsdann so gern ergangen hatte, liebte sie schon um ihrer Großzügigkeit und der Fülle historischer Erinnerungen willen, die sich in ihr drängen. Und ihre letzte Rast auf österreichischem Boden, ehe sie nach Nauheim und von da nach Territet ging, um Genesung zu suchen und den Tod zu finden, hat sie hier gehalten.

In den Bahnhofsanlagen haben sie ihr nun ihr Standbild errichtet. Es ist, nach Richard Muthers glücklichem Wort, „so schön, so zum Weinen schön“. Es ist ganz Rührung, ganz Ausdruck.

Eine schlanke Frauengestalt. Das wunderbare Haar umwölbt das schöne Gesicht gleich einer Krone. Ein Leidenszug steht darin. Der Sockel, auf dem sich die Figur erhebt, ist niedrig, eben nur so hoch, um die Frau über den Alltag hinauszuheben, und man

empfindet ihn als eine Notwendigkeit und als ein Symbol. Sie verweilt ein wenig, wie im Wandeln begriffen, wie genötigt, einen Bittsteller anzuhören. Es ist die Aufmerksamkeit eines gütig und teilnehmend Horchenden. Den nächsten Augenblick wird sie den Fuß heben, um jenen Schritt zu thun, den verhängnisvollen, letzten, der sie uns für immer unwiederbringlich entführen sollte.



Edm. Hellmer: Sockel eines Mozart-Denkmals. (Nicht ausgeführt.)

Auch hier wieder ist also ein höchst fruchtbares, ja bedeutendes Moment in der glücklichsten Weise erfaßt. Wiederum ist die völlige Freiheit von Pose zu bewundern. Es sind bei Hellmer immer Menschen, die sich und ihr eigenstes Wesen offenbaren. Keine Spur von Steifheit. Und nicht genug anzuerkennen ist die Art, in der hier ein sehr schwieriges Problem gelöst ist: die Behandlung der modernen Frauentracht in der Plastik. Sie ist gewiß nicht dankbar für den Bildner, und sie kann bei einiger Ungeschicklichkeit störend, ja albern wirken. Hier schmiegt sich die Kleidung an den schönen Leib, fließt in weichen Falten nieder und verrät die beginnende Bewegung. Ich kenne wenige, die Gewänder so zu behandeln wissen wie Hellmer. Seine Menschen leben in ihren Kleidern. Die anderen stecken nur wie ärgerlich in ihnen.

Es wäre noch viel aus Hellmers Atelier zu berichten. Denn er ist ein rastloser Arbeiter. Da ist sein Grabdenkmal für Hans Makart, sein höchst eindrucksvolles Standbild des Grazer Bürgermeisters Hohensinner, sein Entwurf eines Monumentes auf die Gruft eines sehr bekannten Wiener Kunstfreundes. Eine nackte Jünglingsgestalt, die ihr Angesicht der aufgehenden Sonne zukehrt, höchst edel durchgebildet. Ein Pfau, dessen Rad sehr glücklich die tausend Augen des Tages versinnbildlicht. Die Besteller stoßen sich an der Nacktheit der Gestalt, und so besteht leider wenig Aussicht, daß dies Denkmal, würdig des hohen Freundes des Lichtes und der Künste, ausgeführt wird.

Edmund Hellmer ist einer jener Künstler, die sich's niemals am ersten Entwurf genügen lassen, scheint er auch noch so glücklich geraten. Er bessert immer. Und das Selbstverständliche, mit dem seine besten Arbeiten anwuchsen, ihre Innigkeit — sie sind die Frucht rastloser Mühen, immer neuen Aufbauens und Niederreißens. Ich habe ein Exempel dafür gegeben in der Erzählung der mannigfaltigen Wandlungen, die sein Können durchweht, ehe es die endgültige Gestaltung empfing.

Er ist ein glänzender Lehrer. Gegenwärtig hat ihn die Akademie der bildenden Künste, an der eben ein schwerer Kampf zwischen den Vertretern des Alten und denen ausgetragen wird, die den neuen Geist einer immerwährenden, unermüdeten Befragung

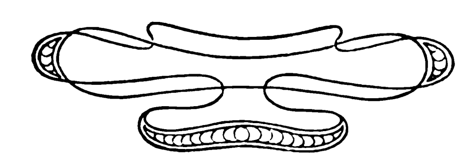
der Natur als der ewigsten Quelle aller Kunst bekennen, zu ihrem Rektor bestimmt. Ganz besonders aus Ungarn strömen ihm die Jünger zu. Er weiß ihre Begabung nicht genug zu rühmen. Aber sie laufen ihm zu früh aus der Schule. Heimgekehrt, werfen sie ihre Namen hinter sich und empfangen irgend einen unmagyarischen Namen. Alsdann werden sie mit großen Staatsaufträgen, an denen es jenseits der Leitha niemals für genehme Persönlichkeiten fehlt, überschüttet, ohne alle Rücksicht, ob sie zur Lösung solcher Aufgaben auch immer die technische Reife, die in der Plastik nicht so leicht erworben wird, schon besitzen. Sie lernen nichts mehr zu. Als fertige Meister werden sie gepriesen und fühlen sich danach. Reiche Talente werden so in der Fülle der Gnaden erstickt. Hellmers bedeutendster Schüler ist übrigens eine Frau: Therese Feodorowna Ries, deren „Luzifer", nicht unbeeinflußt von Antokolski, großes Aufsehen machte und die sich seither als geistreiche und sichere Porträtistin bewährt hat.

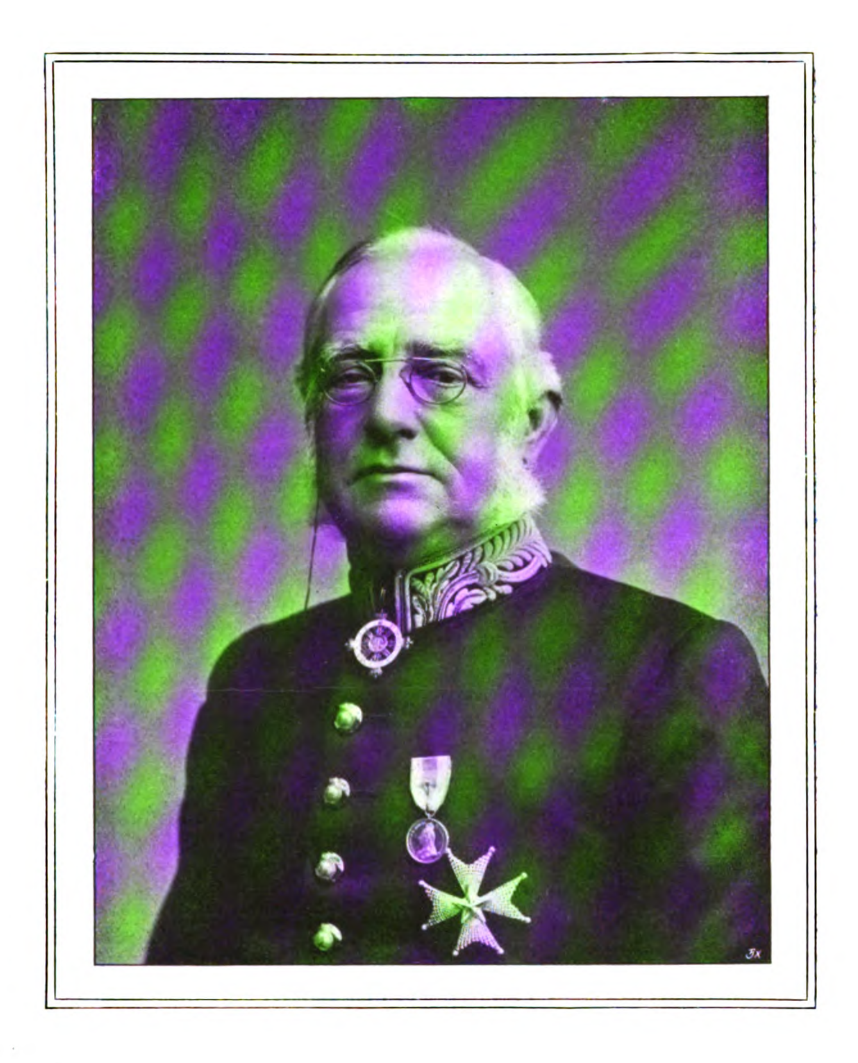
Edmund Hellmer ist ein Mann von feiner Bildung und großen Horizonten. Gern denkt er die Bedingungen seiner Kunst durch.

Wenn seit der Antike keinerlei eigentlicher Fortschritt in der Plastik erreicht ward, wenn sich ihr genähert zu haben, auch heute für den Bildhauer immer noch das höchste Lob ist, so sieht er den Grund zunächst in einem: der Bildhauer heißt heute zu Unrecht so. Er haut nicht mehr in Stein, er formt nicht in Bronze. Er hat somit den gesunden Boden des Handwerkers unter den Füßen verloren. Er giebt eigentlich nur an, übergeht höchstens das Fertige. Die Ausführung selber aber muß er fremden Händen überlassen. Kaum daß er sie, wenn er sich die Erfahrungen dazu in der Praxis gesammelt und teuer genug erkauft hat, überwachen kann. In der Regel aber ist es schon eine Kopie, was seine Werkstatt verläßt. Etwas von der Frische, der Unmittelbarkeit, die uns aus den schönsten Kunstwerken der Antike packt, muß notwendig verloren gehen.

Hellmer kann sich den Unterricht nur ersprießlich denken, wenn er mit eigentlichen Schülerwerkstätten verbunden ist. In ihnen hätten die Jünger gründlich die Arbeit in Erz und Stein zu lernen. Wenn er dann völlig vertraut ist mit den Bedingungen, den Möglichkeiten ihrer Behandlungsweisen, so wäre wohl ein neuer Aufschwung der Plastik zu hoffen. Man denke der Renaissance, da Kunst und Handwerk in Ghiberti, Ghirlandajo, Bellini noch eng verschwistert waren.

Eine fruchtbare Anregung. Begas interessiert sich für den Gedanken und hofft, ihn verwirklichen zu können. Bei uns in Österreich — ja, seit wann hätten wir Geld für so etwas, wenn es nicht ein „nationales Postulat" eines interessanten Volkes ist?





Friedrich Max Müller

Ein Gelehrtenbildnis

von

Hermann Brunnhofer

(Nachdruck ist untersagt.)

Welch ein Bild der ödesten Auffassung von Sprache, Mythologie und Religion bot doch das Oxford, „das unveränderliche", bevor der Sohn „des reisenden Waldhornisten" seinen dauernden Aufenthalt in der heiligen Hauptstadt des Anglikanismus genommen hatte. Eingeengt in die Schranken einer rein verstandesmäßigen Weltanschauung, lehrte man noch immer wie ein Jahrhundert zuvor, die Sprache sei das glückliche Ergebnis einer klugen Übereinkunft der Urahnen des Menschengeschlechts, wenn anders nicht überhaupt an der durch die Bibel überlieferten Lehre festgehalten wurde, die Sprachen der Völker seien nur der letzte Rest der durch die Verwirrung von Babel in buntester Mannigfaltigkeit auseinandergegangenen Ursprache, des Hebräischen, alle Religionen aber, außer der christlichen und etwa noch der jüdischen, seien weiter nichts

als betrübender Irrtum. Als der Dichtersohn, nichts in der Hand als sein Vedamanuskript und den Kopf voll von einem Himmel von Ideen, die er bei Bopp, dem Gründer der vergleichenden Sprachforschung, und bei Schelling, dem Philosophen der dichtenden Weltseele, in sich aufgenommen hatte, sein Lebenswerk nach einem halben Jahrhundert der fruchtbarsten Thätigkeit abschloß, da war inzwischen auf dem grenzenlosen Gebiete der Sprach- und Mythenforschung in der englischen Welt so viel geschehen, daß Max Müller im Mai 1900, wenige Monate vor seinem Tode, einem amerikanischen Berichterstatter gegenüber das stolze Bekenntnis äußern durfte: „Oxford hat große Fortschritte gemacht. Dinge, über die man seiner Zeit in Oxford lachte, als ich zuerst las und examinierte, sind jetzt jedem neu eintretenden Studenten bekannt.“ Umgekehrt bekennt ein Amerikaner, der Max Müller nicht lange vor dessen Tode besuchte, Max Müllers Haus sei das reine Mekka des weitgereisten Wanderers und seine Bibliothek das beneidete Ideal jedes Bibliophilen von China bis Peru.

Max Müllers Vater, Wilhelm Müller, hatte sich als Gymnasiallehrer in Dessau durch eine „Homerische Vorschule“ einen wissenschaftlich geachteten Namen gemacht, war aber weithin durch deutsche Lande berühmt als der „Griechenmüller“, der, in begeisternden Liedern, für die Befreiung der Griechen vom Türkenjoche warb. Was den Gedichten Wilhelm Müllers gleich bei ihrer Entstehung und in die ferne Zukunft hinein den ihnen so ganz eigenen Reiz verleiht, das ist deren glücklich getroffener Volkston und ihre Sangbarkeit. Wie kein deutsches Lesebuch Gedichte entbehren möchte wie „Alexander Ypsilanti auf Munkacs“ oder „Der kleine Hydriot“, so könnte kein deutsches Liederbuch bestehen ohne Lieder wie: „Am Brunnen vor dem Thore“, „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein“ oder „Im Krug zum grünen Kranze“. Daß dem Dichter zahlreicher neuer Volkslieder auch Höheres nicht versagt war, das beweist sein Hymnus auf die kulturgeschichtlich ewige Bedeutung des Hellenentums:

Ohne die Freiheit, was wärest du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

In seinen Memoiren „Alte Zeiten, alte Freunde“ erklärt Max Müller, sich seines Vaters nicht mehr erinnern zu können, kennen gelernt habe er ihn zumeist nur aus dessen Gedichten. Vierzig Jahre vorher, in der novellistischen Erzählung „Deutsche Liebe“ hatte ihm das Bild des Vaters noch treu vor der Seele gestanden. Besser erinnerte sich der Sohn noch am Schlusse seines Lebens des Großvaters mütterlicherseits, der ein Sohn des berühmten Pädagogen Basedow und Premierminister des Herzogs von Anhalt-Dessau war. Max, der am 6. Dezember 1823 geboren war, verlor seinen Vater schon im vierten Jahre, weshalb es leicht erklärlich ist, daß des Kindes Gedächtnis sich mehr an das großelterliche Haus, in das sich die Mutter zurückgezogen hatte, festklammerte. Musik und schöne Litteratur spielten im elterlichen, wie im großelterlichen Hause eine große Rolle. Hier wurden Mozarts „Don Juan“ und Beethovens „Fidelio“ aufgeführt und bei einer Tasse Thee oder einem Glase Wein die neuesten Werke von Goethe und Jean Paul gelesen und bewundert. Auch wurden im elterlichen Hause in einem Kreise von Auserwählten Shakespeare, Dante und Calderon in der Originalsprache gelesen. Neben diesen häuslichen Genüssen hatte der Knabe das Glück, als Spielkamerad der fürstlichen Kinder täglich im Schloß zu verkehren, wodurch er sich jene vornehme Leichtigkeit des persönlichen Umgangs erwarb, durch die er später alle, die mit ihm in Verkehr traten, bezauberte. Von Dessau weg ging es aufs Nikolaigymnasium in Leipzig, dann auf die Universität, wo Müller sich zuerst der klassischen, dann unter Hermann Brockhaus der Sanskritphilologie widmete. Aber die Musik wurde ebensowenig vernachlässigt, und noch am späten Lebensabend erinnerte sich der Gelehrte mit innigem Dank der Stunden, die er in Gesellschaft von Liszt, Felix Mendelssohn, Kalliwoda, Hiller, Karl Maria von Weber und kleineren Größen zugebracht hatte. Und wenn ihm in späteren Jahren während der wissenschaftlichen Arbeit die aus der Jugendzeit oft urplötzlich auftauchenden Liedermelodien einen Streich spielten, so vergißt er doch nicht zu betonen, daß die Musik ihm nicht nur jederzeit eine unversiegliche Quelle des Genusses gewesen sei, sondern daß sie ihm auf der Wallfahrt seines Lebens oft wichtige Dienste geleistet und ihm in

Paris und London manches Haus geöffnet habe, das einem bloßen Gelehrten verschlossen geblieben wäre.

Nach Leipzig besuchte Müller die Universität Berlin, wo er bei Männern wie Boeckh, Bopp und Schelling die für seine sprach- und religionswissenschaftlichen Forschungen entscheidenden Anregungen bekam. Bei Bopp wurde er in die vergleichende Sprachwissenschaft auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen eingeführt, bei Schelling in die Philosophie der Mythologie. Bei Bopp handelte es sich um die Lautgesetze, nach welchen sich die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Persischen, Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Germanischen und Slavischen bestimmen läßt, bei Schelling um die große Frage: In welchem sich gegenseitig bedingenden Verhältnis stehen untereinander Sprache, Mythologie und Volkstum? Was ihm jetzt aber am nächsten am Herzen lag, das Sanskrit, zumal der Veda, von dem ihm die Ausgabe eines Bruchteils, den Rosen 1838 hatte erscheinen lassen, eine Ahnung gegeben haben mochte, das konnte er bei Bopp nicht finden. Bopp, der eine vortreffliche kurze Sanskritgrammatik herausgegeben hatte, war nie ein großer Sanskritist gewesen und hätte es damals, selbst beim besten Willen, niemals werden können, da Berlin zu jener Zeit die große Handschriftensammlung Chambers, an welcher Albrecht Weber sich zu seiner Größe emporschwang, noch nicht besaß. Das konnte man damals nur erst in Paris haben, wo Eugen Burnouf, gleich ausgezeichnet durch Geist wie durch Gelehrsamkeit, die Grundlagen der Zend- und Paliphilologie legte und nebenbei auch dem Rigveda und dessen Sprache grammatische Beachtung widmete. Denn daß der Rigveda und seine Sprache allein zu einem tieferen Verständnis des Zendavesta und der in Pali verfaßten heiligen Schriften des Buddhismus führen könnten, das war Eugen Burnoufs feste Überzeugung, ließen sich doch eine Reihe von Deklinations- und Konjugationsformen, insbesondere aber auch von Ableitungspartikeln sowohl im Zend wie im Pali nicht anders als durch Vergleichung mit den entsprechenden, aber älter gestalteten Formen in der Sprache des Rigveda ins richtige Licht setzen, insofern das sogenannte klassische Sanskrit, das Sanskrit der epischen, dramatischen und philosophischen Litteratur der Hindus, eine Menge Formen eingebüßt hat, die dem Zend und Pali, sowie der Vedasprache noch erhalten geblieben sind. Aber nicht allein Flexionsformen und Wortbildungsanhängsel hatten sich in der Sprache des Rigveda aus der ältesten Periode des Indogermanischen noch lebendig erhalten und bildeten nun die Brücke zur Erkenntnis der jüngeren, abgeschliffeneren Formen, sondern, was schier noch wichtiger war, der Rigveda hatte auch die ältesten Namensformen der einst allen indogermanischen Stämmen in der Urheimat eigen gewesenen Gottheiten bewahrt. Für Zeus, der aus dem Griechischen nach seiner ursprünglichen Wortbedeutung nicht erkannt zu werden vermag, fand sich jetzt im Rigveda der Himmelsgott Djaus, von dem Stamme Djo, Dju, der selbst wieder aus dem Zeitwort div, leuchten, abgeleitet ist. Jetzt wußte man zweierlei, nämlich erstens, daß die Urform des griechischen Zeus einst Djaus gewesen war, und daß der Genitiv Diós sich noch unmittelbar an die Vedaform Divás anschloß; zweitens war es nun klar, daß Zeus ursprünglich nur den heiteren, unbewölkten Himmel bezeichnet hatte. Aber noch etwas anderes wurde nun durchsichtig. Der Rigveda bietet auch die Form Djaush pitá, „Himmelsvater", nun erklärte sich auf einmal der Jupiter der Römer.

Aber nicht genug damit. Der Rigveda enthüllte noch viel mehr. Eugen Burnouf beschäftigte sich auch mit dem Schahnameh, dem großen Heldengedicht des Firdusi, das die wunderbare Geschichte der persischen Könige der Urzeit erzählt. Einer der gefeiertsten Helden des persischen Epos ist Feridun, aber niemand konnte vor der Entdeckung des Rigveda und des Zendavesta wissen, daß Feridun nie und nimmer eine historische Heldengestalt, sondern lediglich und von Hause aus ein Gott der Urzeit gewesen war, der sich durch die Avestaform Thraetaona, sowie durch die Vedaform Traitana aufklärte, und sowohl im Zendavesta wie im Rigveda trat obendrein Thraetaona-Traitana als Drachenbesieger auf, wie im Schahnameh der Held Feridun. Mit dieser Entdeckung war Burnouf recht eigentlich auch der Gründer der vergleichenden Mythologie geworden, und es

war nun für Max Müller wie zu gleicher Zeit für Adalbert Kuhn ein leichtes, die durch Burnouf gewonnene Einsicht in die etymologischen Hintergründe der indogermanischen Götter- und Heldensage noch viel ergiebiger auszubeuten und methodischer zu begründen, als es Burnouf möglich gewesen war.

Der Rigveda war von Burnouf als das Gravitationscentrum erkannt worden, um welches in letzter Linie das Verständnis des Zendavesta so gut als das des Brahmanismus und Buddhismus herumkreisen. Burnouf selber aber hatte sich dennoch immer vom Rigveda etwas fern gehalten, mit dem instinktiven Gefühl, daß die ältesten Hymnen der Inder, das älteste Litteraturdenkmal der Menschheit überhaupt, zu seinem Erklärer und Herausgeber eines dichterisch angehauchten Philologen bedürfe, und Burnouf war kein Dichter. Aber eben deshalb mußte ihm Max Müller, der Sohn eines Liederdichters, als der geeignete Mann erscheinen, der, durch poetische Anlage, reiches Wissen im Gebiete der klassischen und orientalistischen Philologie, sowie durch kritisch geschulte Methode dazu befähigt, den Rigveda herausgeben und dessen Herrlichkeit und Bedeutung verkündigen sollte.

Manche andere Einflüsse wirkten mit, um den jungen Sanskritgelehrten in diesem Entschlusse zu bestärken. Da war vor allem der Baron von Eckstein, der geistvolle Korrespondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung und selbst Sanskritgelehrter, der noch in den ersten Bänden von Webers Indischen Studien als Mitarbeiter auftaucht. Dieser wohlsituierte Lebemann, Diplomat und Mystiker unterstützte Max Müller, wo er nur konnte, und unterhielt sich mit ihm über die Philosophie der Upanischaden und die Vedantaphilosophie, deren Wurzeln in den Rigveda hinabreichen. Zahlreiche Bekanntschaften mit damals hervorragenden Persönlichkeiten lehnte Müller geflissentlich ab, um sich nicht auf dem bekannten Wege der großstädtischen Allerweltsbesuche der für ihn so kostbaren Zeit, die er einzig dem Rigveda zu weihen beschlossen hatte, nutzlos zu berauben.

Aus der Fülle der sich ihm trotzdem aufdrängenden Bekanntschaften sei hier nur der merkwürdigen Begegnung erwähnt, die der junge Müller eines Tages mit dem damals in Paris lebenden Dichter Heine hatte. Ein Freund machte Müller auf der Straße aufmerksam: „Sieh, da geht Heine!“ Der Freund ging nun auf Heine zu, redete ihn an und stellte seinen Begleiter als den Sohn des Dichters Wilhelm Müller vor. Heine war mit dem Griechenmüller persönlich befreundet gewesen. Nun hob er mit der Hand eines seiner gelähmten Augenlider in die Höhe und sah den jungen Max einen Augenblick freundlich lächelnd an, dann ging er langsam weiter, mit seiner tiefen, gebrochenen, aber klaren Stimme Goethes Wort murmelnd: „Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg.“

Um seine Rigvedaausgabe vorzubereiten, wandte sich Müller nunmehr nach England, um dort auf den zwei großen Bibliotheken, der Bodleyanischen in Oxford und der des East India House in London, noch andere Manuskripte als die der damaligen Bibliothèque Royale in Paris abzuschreiben oder zu vergleichen. Aber alle seine Bemühungen, die englischen Behörden für die Herausgabe des ältesten Litteraturdenkmals des ihnen botmäßigen Volkes der Hindus zu gewinnen, waren erfolglos, und Müller befand sich schon auf der Rückreise nach Deutschland. Zuvor aber wollte er dem preußischen Gesandten Freiherrn Josias von Bunsen, an den er schon früher empfohlen war, noch einen Abschiedsbesuch machen. Bunsen, selbst ein Orientalist von umfassender Gelehrsamkeit, der längst auf eine zuverlässige Kenntnis des Rigveda geharrt hatte, warf die Flinte nicht ins Korn, sondern machte sich nun selbst an die Arbeit, das Direktorium der Ostindischen Compagnie dafür zu bestimmen, die Mittel zu beschaffen, die eine Herausgabe des ganzen Rigveda voraussetzte. Und was dem armen, gelehrten Foreigner niemals gelungen wäre, das brachte die Fürsprache des mächtigen Gesandten und reichen Mannes zu stande. Damit war Müller in den Sattel gesetzt, dem er vollauf gerecht ward. Denn nun folgten rasch hintereinander Werke auf Werke, Ämter auf Ämter, Ehrungen auf Ehrungen, Glücksgüter auf Glücksgüter.

Der erste Band der großen Rigvedaausgabe stellte den jungen Herausgeber, trotz alledem, was in den Fachkreisen über die

von anderen gelieferten Vorarbeiten zu einer kritischen Feststellung des Originaltextes bekannt war, sofort in die vorderste Reihe der Sanskritphilologen. Natürlich war das erste, daß ihn die Universität Oxford zum Professor machte und zwar für neuere Sprachen und Litteraturen. Diese Professur veränderte im Laufe der Zeit mehrfach ihren Namen, aber jedesmal nur zu dem Zwecke, um dem sich beträchtlich steigernden Jahresgehalt eine neue Folie zu geben. Denn Müller konnte lesen, was er mochte, und er las auch, was er mochte: bald vergleichende Sprachwissenschaft, bald Kants Kritik der reinen Vernunft, bald Nibelungenlied und dergleichen. Im Jahre 1872 nahm er auf Drängen von deutscher Seite eine Professur für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Straßburg an, die er jedoch nach wenigen Wochen wieder aufgab, um, mit neuerdings gesteigertem Jahresgehalt, für immer nach Oxford zurückzukehren. Und auch hier legte er 1876 alle Ämter nieder, um sich ausschließlich seinen litterarischen Arbeiten zu widmen.

Max Müller war nicht bloß ein außerordentlich fleißiger Gelehrter, sondern auch ein mit größter Leichtigkeit darstellender Stilist. Auch Benfey besaß eine riesige Gelehrsamkeit, nicht allein auf dem Gebiete des Sanskrit und der indogermanischen, sondern auch der semitischen, turanischen, ja selbst der Negersprachen, woneben er noch über ausgebreitete Kenntnisse auf dem Felde der Realien verfügte. Aber diese Gelehrsamkeit blieb zum größten Teil ein Haufen roher Marmorblöcke, die kein stilistischer Meißel in glänzende Kunstwerke umschuf. Gerade die stilistische Meisterschaft, mit welcher Müller die schwierigsten Probleme der Sprachwissenschaft dem gebildeten Geschmack genießbar zu machen verstand, hob ihn schriftstellerisch hoch über die Plattform der ihm durch orientalistisches Specialwissen vielfach überlegenen Gelehrtenkreise empor. Es muß das hier aus dem Grunde nachdrücklich betont werden, weil in vielen deutschen Gelehrtenkreisen, ungleich denjenigen des französischen, englischen, italienischen oder russischen Auslandes, die Fähigkeit, etwas stilistisch schön darzustellen, als Mangel an wissenschaftlicher Gediegenheit angesehen wird.

Schon in seinem „Letter to Chevalier Bunsen" (1853) hatte Müller diese stilistische Meisterschaft bewährt. Der Brief hatte zum Zweck, das unabsehbare Gebiet der turanischen Sprachen zu klassificieren. Max Müller bewies hier eine fast unerhörte Kenntnis der verschiedensten Sprachen. Die von ihm aufgestellte Bezeichnung „turanische Sprachen" hat freilich viel Verwirrung angerichtet. Der Begriff ist viel zu allgemein gefaßt. Max Müller unterscheidet einen nördlichen und einen südlichen Zweig der turanischen Sprachen. Zum nördlichen gehört das Tungusische, Mongolische, Türkische, Finnische, Samojedische, zum südlichen das Tamulische samt allen Drawidasprachen, die Bhotiyasprachen in Tibet und Bhotan, das Thaï in Siam, das Malayische und alle polynesischen Sprachen. Es fehlte nur, daß er auch noch die Indianer- und Negersprachen mit hineinbezogen hätte, wobei dann immer noch die Frage übrig bliebe: Wohin stellt denn Max Müller das Chinesische, Japanische und Koreanische? Am Schlusse dieses Briefes erhebt sich Müller zu einem Dithyrambus auf die große Mannigfaltigkeit der Sprachen: „Wenn wir von unserer vaterländischen Küste aus über diesen ungeheuren Ocean menschlicher Sprachen hinblicken, mit seinen Wogen, die von Kontinent zu Kontinent rollen, die sich unter dem frischen Anhauch des Morgens der Geschichte erheben und langsam in unserer schon schwüleren Atmosphäre emporschwellen, — wenn wir die Segel sehen, die über diesen Ocean hingleiten, und so manches Ruder, das seinen Weg durch die Brandung sucht, — und wenn wir die Flaggen aller Nationen erblicken, die freudig miteinander im Winde flattern, — dazu dann all die Klippen und Wracke, all die Stürme und Schlachten, und wenn wir beobachten, daß dieser Ocean alles widerspiegelt, was unter ihm, über ihm und um ihn herum da ist, — wenn wir das alles betrachten und auf die fremdartigen Laute horchen, die sich in ungebrochenen Tönen an unser Ohr drängen, dann erscheint uns diese Tonflut nicht länger als ein wilder Lärm, ein ἀνήριθμον γέλασμα (ein unbändiges Gelächter), sondern wir fühlen uns gleichsam in einen altertümlichen Dom versetzt, wir lauschen gleichsam einem Chor von unzähligen

Stimmen, und je aufmerksamer wir lauschen, um so mehr schmelzen alle Dissonanzen weg und vereinigen sich zu höheren Harmonien, bis wir zuletzt nur noch einen majestätischen Dreiklang oder ein mächtiges Unisono hören, wie am Ende einer heiligen Symphonie."

Das war die Sprache des jungen Linguisten, der, wie etwa ein Botaniker für die bunte Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen schwärmt, seinerseits von der tausendfachen Verschiedenheit der Sprachform nicht ersättigt werden kann. Dreißig Jahre später lautet Max Müllers Urteil über die wimmelnde Menge der Sprachen ganz anders. Da äußert der frühere Enthusiast sich nun im Gegenteil so: „Die etwa tausend Sprachen der Menschheit sind die reine Unvernunft, denn was sich selbst widerspricht, ist und bleibt unvernünftig, und daß eine Brücke ein Graben sei, das widerspricht sich selbst."

Dasjenige Werk aber, in welchem Max Müller sein Wissen und Können auf das glänzendste bewährt hat, sind die zwei Bände seiner „Vorlesungen über Sprachwissenschaft". Sie haben für das Interesse, welches das Publikum, nicht die Gelehrten, an den Sprachstudien nimmt, eine neue Epoche eingeleitet. Unter seinen Zuhörern in Oxford befand sich seiner Zeit auch der Prinz von Wales, der gegenwärtig regierende König Eduard VII. Dieser hatte ohne Zweifel bei seiner königlichen Mutter von den reizvollen Vorträgen Max Müllers berichtet. Die Folge war, daß die Königin Viktoria den berühmten Professor einlud, eine Serie von Vorlesungen bei Hofe zu halten. Da durfte nun der deutsche Gelehrte vor der auserlesensten Hofgesellschaft seine Ansichten entwickeln über die schwierigsten Probleme der Sprachwissenschaft. Um das Interesse der in Naturwissenschaft erzogenen Kreise für die neue Wissenschaft zu fesseln, reihte Max Müller die Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften ein, was nur zum Teil richtig ist. Nicht nur der Hof, sondern auch das Publikum war entzückt, als die Vorlesungen gedruckt erschienen. Eine solche Anmut der Darstellung war bis jetzt unbekannt gewesen. Mit spielender Leichtigkeit wußte Müller die trockensten Fragen über Lautwandel und Wachstum der Sprache zu behandeln. Das Lesepublikum begeisterte sich für das Buch schon deshalb, weil es in ihm die vornehme Produktion schätzte. Was den Hof so tief befriedigt hatte, daran wollte sich auch das Publikum laben. Der buchhändlerische Erfolg war großartig. Nicht nur erlebte das Werk Auflage um Auflage, sondern auch Übersetzungen in alle Kultursprachen. Kein Werk hat vor- oder nachher so viel dazu beigetragen, das Interesse für Sprachwissenschaft in Laienkreisen zu wecken. Und wenn dies in erster Linie von dem ungeheuren Publikum der englisch sprechenden Welt gilt, das in Max Müller, dem Fremdling, zugleich einen neuen Klassiker der englischen Prosa bewunderte, so kann das Verdienst, dieses Publikum für die Beschäftigung mit den Hunderten von Sprachen, mit denen es geschäftlich zu verkehren hat, interessiert zu haben, nicht hoch genug geschätzt werden. Die in der englischen Welt seit dem Erscheinen von Max Müllers „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" veröffentlichten Werke machen drei Vierteile aller sprachwissenschaftlichen Litteratur aus.

Noch einmal erlebte Müller einen stilistischen Triumph ersten Ranges und zwar diesmal auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft. Es waren die Chips from a German Workshop („Späne aus einer deutschen Werkstatt"), deren vier Bände zum größten Teil früher erschienene Essays über Fragen der Religions- und Kulturgeschichte enthalten. Auch diese Sammlung wurde sofort in alle Kultursprachen übersetzt. Hier erst vernahm das europäische Publikum in graziöser Form etwas Zuverlässiges über den Veda, Zendavesta, Buddhismus und so viele andere Gebiete der Religionswissenschaft und Mythologie. Essays wie der über „Buddhistische Pilger" oder der über „Vergleichende Mythologie" werden zu allen Zeiten als mustergültige Leistungen der Darstellungskunst gelten. Auch ist es nicht bloß die stilistische Gewandtheit, mit welcher uns Max Müller in diesen Essays gefangen zu nehmen weiß, sondern das, was uns in diesen Juwelen der Prosa so unwiderstehlich packt, das ist der fühlbare Hauch eines von seinem Gegenstand aufs tiefste ergriffenen Gemüts. Die „Chips" waren gewissermaßen die Einleitung zu Max Müllers größtem und folgenschwerstem Lebenswerke, zu den Sacred



E. Hellmer: Kaiserin Elisabeth (Salzburg).
Nach einer Photographie aus dem Verlage von Hermann Kerber, K. u. K. Hofbuchhandlung in Salzburg.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Books of the East, den „Heiligen Büchern des Orients“.

Die mehreren fünfzig Bände dieses Serienwerkes enthalten die heiligen Schriften der asiatischen Kulturvölker, also der Hindus, der Chinesen, der Perser und der Mohammedaner. Begreiflicherweise nimmt der Brahmanismus und Buddhismus den meisten Raum ein. Die Übersetzungen stammen von den ersten Fachgelehrten Europas, Amerikas und Indiens. An Wert sind sie sehr ungleich. Mit Recht rügte man es in England, daß gerade das, wovon Max Müller am häufigsten gesprochen und geschrieben hatte, der Rigveda, in der Sammlung fehlt, und gerade darauf war man am allerstärksten gespannt. Wohl gab Müller aus seiner Feder in die Sammlung einen Band Vedischer Hymnen, der die Lust nach weiteren Bänden weckte, allein schon der zweite Band, aus anderer Feder geflossen, war eine große Enttäuschung. Als Ganzes genommen besitzt die Sammlung einen unvergleichlichen Wert. Erst mit Max Müllers „Heiligen Büchern des Orients“ war für die vergleichende Religionswissenschaft eine Grundlage errichtet, auf welcher nun solid weiter gebaut werden konnte. Hier auch waren zum erstenmal in Übersetzung Werke geboten, wie das „Çatapatha-Brahmana“, das nebst vielem kulturhistorisch wichtigen Material und zahlreichen Legenden in ältester Prosa die Vorschriften des altbrahmanischen Ritualsystems enthält, z. B. wie man einen Feueraltar schichten müsse, unter welchen Ceremonien das Somaopfer darzubringen sei, in welcher Toilette der Brahmane opfern solle u. dergl. Die Ritualbücher aller anderen indogermanischen Völker des Altertums sind verloren gegangen, weder die der Griechen noch die der Römer, Etrusker oder Gallier sind auf uns gekommen. Um so wertvoller sind die von den Brahmanen überlieferten Ritualbücher, die aus uralter Zeit und zweifellos mindestens aus dem neunten Jahrhundert vor Christus stammen. Mit den Grihya-Sûtras, den „Hausregeln“, die in der Sammlung der „Heiligen Bücher des Orients“ zwei Bände füllen, bildeten diese Bücher, zu denen man gewissermaßen auch den „Vinaya“ der Buddhisten rechnen kann, die Fundgrube einer vergleichenden Ritualwissenschaft.

Außer dem Band vedischer Hymnen, den Müller in die Sammlung gab, übersetzte er unter anderem auch noch die ältesten Upanischaden, welche zwei Bände einnehmen. In neuester Zeit hat Deußen ihrer sechzig in einem großen Lexikonoktavbande deutsch geboten. Er hat die in Versform abgefaßten Partien in deutschen Versen nachgebildet, aber, da Deußen kein Dichter ist und in diese Verspartien zu zahlreiche Inversionen hat einfließen lassen, so liest sich Max Müllers durchgehende Prosaübersetzung dennoch ansprechender. Die Upanischaden, die „Mysterien“, lehren in teils novellistischer, teils dialogischer Form die älteste systematische Philosophie der Brahmanen, nur muß man unter System hier noch keine in Paragraphen und Lehrsätze sich vortragende Philosophie verstehen. Sie untersuchen das Verhältnis der Individualseele zur Allseele, zum Brahman (neutr.). Das Individualselbst ist als ein Funke aus dem Allselbst entsprüht, hat aber darüber seine Wesensgleichheit mit dem Allselbst eingebüßt und ist unglücklich. Das Individualselbst muß nun durch Reinigung seines Herzens und Vertiefung seiner Einsicht danach trachten, wieder zu der Erkenntnis zu gelangen, daß es nur ein Teil des Allselbst ist. Wenn diese Einsicht gelingt, wenn so sein eigenes Individualselbst aufgeht ins Allselbst, wer nur aus dem Bewußtsein dieser Wesensgleichheit heraus handelt, dem erlischt sein Eigenselbst, es geht unter im Allbewußtsein, es geht ein ins Nirvana. Die Upanischaden sind also wesentlich Erkenntnistheorie und Erlösungslehre. Daß Max Müller die Übersetzung und den Druck dieser mehreren fünfzig Bände zu ermöglichen wußte, beweist, wie groß sein diplomatisches Geschick, das von ihm errungene Ansehen und sein persönlicher Einfluß war. Denn die Veröffentlichung dieser gewaltigen Sammlung konnte unmöglich unter einer Million Mark ins Werk gesetzt werden. Wenn auch noch vieles Wichtige fehlt, was z. B. die tibetanische heilige Litteratur in sich schließt, der Kandschur und Tandschur, so kann man doch sagen, daß das Wichtigste vorliegt.

Wenn wir unter der großen Menge von Max Müllers kleineren und mehrbändigen Werken noch diejenigen ins Auge fassen, die, wie die „Vorlesungen über Sprachwissen-

schaft" oder die „Chips", mehr den Zweck verfolgen, durch schöne, leichte Darstellung das große Publikum zu gewinnen, als durch streng wissenschaftliche Forschung die Fachgelehrten zu befriedigen, so müssen wir zuerst der „Beiträge zu einer wissenschaftlichen Mythologie" und der „Biographien von Wörtern" gedenken. Es sind etymologische Träume, die uns hier mit allem Zauber einer poetisch nachempfindenden Phantasie geboten werden. Das meiste davon hatte Müller schon in den „Vorlesungen über Sprachwissenschaft" vorgetragen, aber in diesen späteren Werken erweitert und mit den inzwischen gesammelten Lesefrüchten zusammengestellt. Trotzdem Müller mit seinen mythologischen Etymologien kein Glück hatte, hielt er bis an seines Lebens Ende an wahrhaft erstaunlichen Unmöglichkeiten fest. Gegenüber den Theorien anderer Forscher, die fast in allen mythologischen Gestalten der Inder, Griechen und Germanen erstarrte Gewitterscenen erblickten, wollte er überall die Sonne, insbesondere die Morgenröte erkennen, wobei er sich über alle Einsprüche der Lautgesetze souverän hinwegschwang. Eine solche, durch nichts zu beweisende Erklärung ist zum Beispiel die Ableitung des Namens der Göttin Athene aus dem vedischen Wort ahânâ, der Tag, oder die Zurückführung der Daphne auf ein von ihm nur vorausgesetztes, aber nicht existierendes vedisches dahanâ, „die brennende" (Morgenröte). Das Gewaltsamste von allem, was er nach dieser Richtung gewagt hat, ist jedoch die Herleitung der griechischen Göttinnen der Anmut, der Chariten, aus dem vedischen Plural háritas, der Bezeichnung der „gelben" (Pferde) des Sonnengottes, als ob nicht bekannt wäre, daß Homer, unsere älteste litterarische Quelle für griechische Mythologie, nur eine Charis kannte.

In den „Biographien von Wörtern" bespricht Max Müller weit und breit auch die sehr wichtige Frage, wo die Urheimat der Indogermanen gewesen sei. Dies ist eine Streitfrage, die in neuerer Zeit durch Johannes Schmidt,' Schrader und andere je länger, desto zweifelloser entschieden worden ist. Gegenwärtig wird wohl die Ansicht fast allgemeine Zustimmung erworben haben, daß, soweit sprachliche Beweisgründe reichen, und das sind doch die ältesten, die Indogermanen (Max Müller wählt den Ausdruck Arier) in Osteuropa, vielleicht zu beiden Seiten des Kaukasus, gesessen haben, vielleicht aber am untern Laufe der Wolga. Max Müller aber erklärte 1888: „Ich würde, wie vor vierzig Jahren (!), immer noch sagen: irgendwo in Asien, und weiter nichts. Die thatsächliche Lage des arischen Paradieses wird wahrscheinlich niemals entdeckt werden, teils weil sie im Gedächtnis der arischen Auswanderer keine Spuren zurückgelassen hat, teils weil die Phantasie bereitwillig ersetzen würde, was das Gedächtnis verloren hatte." Das ist weder geistreich, noch würde man eine derartige Äußerung von einem Sprachforscher erwarten. Denn dieser müßte zugeben, daß die vergleichende Sprachforschung in vierzig Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht und, wie es Johannes Schmidt gezeigt hat, wohl im stande gewesen ist, schon durch Vergleichung der Zahlwörter annähernd die Gegend zu bezeichnen, von wo diese in der Urzeit hätten ausgegangen sein können. Abweichende Ansichten wollten die Indogermanen von der Kuldschaprovinz am Ili herleiten, wieder andere aus dem litauischen Sumpfgebiet, wieder andere aus Südrußland und noch andere aus dem Quellgebiet des Oxus. Aber man sieht, es handelt sich immer nur um Westasien oder Osteuropa, niemals um Süd- oder Ostasien oder Westeuropa oder gar Hochasien.

Merkwürdigerweise hielt es derselbe Mann, der über die Forschung nach dem Ursitz der Indogermanen gespottet hatte, für möglich, die Frage nach dem Ursprung der Sprache zu lösen. Er hatte sich der Ansicht Noirés angeschlossen, der in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich auf diese Streitfrage geworfen hatte. Noiré hatte gelehrt: Unsere ersten Vorstellungen entstehen dadurch, und zwar mit Notwendigkeit, daß wir uns unserer eigenen wiederholten oder fortgesetzten Handlungen bewußt werden. Sie wurden unsere Handlungen erst dadurch, daß wir uns ihrer bewußt wurden, und unser Bewußtsein von ihnen wurde begrifflich, sobald wir uns einer Reihe von Handlungen als einer Handlung bewußt wurden. Noiré zeigte dann ferner, wie diese Begriffe unserer eigenen Handlungen sozusagen tönend wurden, tönend durch den cla-

mor concomitans, das Begleitgeräusch, d. h. durch die Laute, die die einfachsten Handlungen der Menschen begleiten. Also sind Wurzeln Laute, welche die einfachsten Handlungen der Menschen ausdrücken, sie sind deshalb von allem Anfang an mehr als bloße Wahrnehmungszeichen. Die menschliche Sprache ist also ebenso instinktiv und notwendig wie der Gesang der Vögel, denn wie dieser ist sie hervorgerufen worden durch ein energisches Lebensgefühl und zwar durch gemeinsame Teilnahme an einem gemeinsamen Werk. Max Müller war entzückt und glaubte, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Indessen hat man in neuerer Zeit eingesehen, daß die Frage nach dem Ursprung der Sprache ein für immer unlösbares Problem bleiben wird. Die Sprache ist ein Naturprodukt wie der Gesang der Vögel. Schön. Aber, da wir keine Ahnung haben, noch haben können von dem geistigen Urzustande des Menschengeschlechts, worauf doch alles ankäme, so sind alle bisherigen Theorien über den Ursprung der Sprache weiter nichts als geistreich verteidigte Ansichten. Die erschreckende Mannigfaltigkeit der Sprachen bei der doch durchschlagenden Einheit des Menschengeistes bildet dann nicht den schwächsten Einwurf gegen jede Theorie, welche das Rätsel vom Ursprung der Sprache lösen will, da doch vor allem das Rätsel gelöst werden müßte: woher stammen die etwa tausend Sprachen der Menschheit, woher diese erstaunliche Verschiedenheit der Sprachen, die miteinander nicht die leiseste Verwandtschaft haben, es wäre denn, daß man, nach dem Vorgange Max Müllers, so verschiedene Sprachen, wie Malaiisch und Finnisch, Samojedisch und Siamesisch und so weiter, alles in einen Topf würfe und eine gemeinsame Bezeichnung dafür erfände.

In einem Punkte stellte Max Müller seinen Mann. Als Darwin seine Entwickelungslehre aufgestellt hatte, kam die bekannte Affentheorie auf, die Behauptung, der Mensch sei die unmittelbare Fortentwickelung des Affengeschlechtes. Irgend ein hochbegabter Affe sollte der Stammvater des Menschen sein. Demgegenüber erklärte Max Müller: Halt, hier hat die Sprachwissenschaft etwas zu sagen. Zwischen dem selbst auf höchster Stufe des Intellekts stehenden Tiere und dem intellektuell niedrigst stehenden Menschen giebt es ein Etwas, das eine unüberbrückbare Kluft zwischen Mensch und Tier bildet, und dieses Etwas ist die Sprache. Was zunächst die Lehre von dem allmählichen Umschlagen einer Species in die andere betreffe, so beruhe sie auf einer reinen Illusion, da der Begriff der Species so gut ein Mythus sei wie die Titanen und Centauren. Was aber die Sprache sei, das ergebe sich alsbald aus der Thatsache, daß Affe und Mensch ohne Sprache geboren werden. Aber das wahre Problem bestehe darin: Warum lernt ein Affe niemals sprechen, ein Mensch aber immer? Selbst der geistig am dürftigsten ausgestattete Feuerländer, wenn er nach England gebracht werde, lerne, wie sogar Darwin bezeuge, ein bißchen Englisch, während er doch in seiner Muttersprache Töne von sich gebe, die eher an das Glucksen einer Henne gemahnten. Wenn man sage, irgend ein unbekannter Affe der Urzeit habe sprechen gelernt, und seine Nachkommen seien dann das geworden, was er jetzt sei, nämlich ein Mensch, so ergötze man sich an Ammenmärchen, verlasse aber den Boden wissenschaftlicher Forschung. Darwin sage, die Sprache sei zweifellos nicht ein wahrer Instinkt, da jede Sprache erst erlernt werden müsse. Jawohl, sage er, Max Müller: jede Sprache muß erlernt werden, aber wer schuf die Sprache, die erlernt werden muß?

Einen anderen Strauß hatte Müller mit dem amerikanischen Sanskritprofessor Whitney auszufechten. Whitney war zwar auf deutschen Universitäten gewesen, scheint sich aber mit dem auf diesen herrschenden philosophischen Geist nicht durchdrungen zu haben. Denn er trug wieder Ansichten vor, mit denen in Deutschland seit einem halben Jahrhundert vorher niemand mehr sich ans Tageslicht hätte wagen dürfen. Die Sprache sei eine menschliche Institution, so gut wie eine Regierung, und hange, wie eine solche, gänzlich vom menschlichen Willen ab, da sie nur von den Bedürfnissen der Gesellschaft bestimmt werde. Dieser zurückgebliebenen Ansicht gegenüber erklärte nun Müller: Die Sprache ist nicht ein Werk menschlicher Kunst, etwa wie die Malerei, die Baukunst oder die Schrift. Sie hat deshalb auch keine Geschichte, wie die Kunst, die Wissenschaft,

die Philosophie oder die Religion eine Geschichte haben, sondern, wie andere Naturprodukte, hat sie nur ein Wachstum. Ja, Max Müller stand nicht an, zu erklären, man könnte ebensogut daran denken, die Gesetze abzuändern, die unseren Blutumlauf regeln, oder unserer Leibesgröße einen Zoll hinzuzusetzen, als die Gesetze des Wachstums der Sprache abzuändern oder Wörter nach unserem Wohlgefallen zu erfinden. Die Gesetze der Sprache seien so unabänderlich wie die der Natur. Max Müller erkannte als die zwei Gesetze, nach welchen sich Sprachen umwandeln, die Wiedergeburt in Mundarten und den lautlichen Verfall. Die Dialekte gehen der Sprache voran, wie z. B. das Hochdeutsche durch Luthers weise Auswahl von Wörtern aus ober- und niederdeutschen Dialekten hervorgegangen ist, oder wie die gemeingriechische Sprache, die Sprache des Neuen Testamentes, aus einer Verschmelzung sämtlicher griechischer Dialekte erstand.

Unter den specifisch sanskritphilologischen Werken und Schriften Max Müllers, deren es ebenfalls eine lange Reihe giebt, wären außer der schon besprochenen Herausgabe des Rigvedatextes mit dem Kommentar des Sâyana zunächst zu erwähnen die großen textkritischen Einleitungen zu den ersten vier Großquartanten. Dann kämen auch die verschiedenen kleineren Textausgaben des Rigveda in Betracht. Auch eine englische Sanskritgrammatik für Anfänger hat er herausgegeben und von Kielhorn und Gustav Oppert ins Deutsche übersetzen lassen. Er selbst war mit seinem Buche nicht zufrieden. „Schreiben Sie nur nie eine Sanskritgrammatik," sagte er im Jahr 1867 eines Tages zu mir. „Jetzt habe ich den ganzen Pânini durchstudiert, um nur ja keine falschen Paradigmata und Regeln aufzustellen. Und nun kommt Goldstücker (damals ein ausgezeichneter Kenner der indischen Sanskritgrammatiker an der Universität London) und weist mir eine ganze Reihe von Formen nach, die gegen Pâninis Regeln verstoßen." Weitaus das wertvollste, was er aber auf grammatischem Gebiet im weiteren Sinne geschaffen hat, ist seine deutsche Übersetzung und Erklärung des Rigvedapratiçâkhya oder, wie er es tauft, „der ältesten Phonetik". Die Prâtiçâkhyas, deren es zu jedem der vier eigentlichen Veda je eines giebt, sind lautphysiologische Beschreibungen und systematisch geordnete Regeln über die Aussprache und Accentuierung der Vokale und Konsonanten des vedischen Sanskrit.

Ein ausgezeichnetes fachgelehrtes und doch zugleich dem gebildeten Leserkreis zugängliches Werk Max Müllers war die „Geschichte der alten Sanskritlitteratur", die merkwürdigerweise niemals ins Deutsche übersetzt worden ist. Schon 1852 hatte Albrecht Weber Vorlesungen über indische Litteraturgeschichte herausgegeben, die, gegründet auf die damals noch fast allein im Manuskripte vorliegenden Sanskrittexte, zwar eine staunenswerte Belesenheit in der Sanskritlitteratur verrieten, jedoch über den Inhalt der besprochenen oder registerweise aufgeführten Werke zu wenig mitteilten. Max Müller verfügte niemals über die specifische Sanskritgelehrsamkeit Webers, dagegen gab er ausführliche, geschmackvolle Auskunft über die Hauptwerke der alten, insbesondere der vedischen Litteratur. Eine Art Fortsetzung dieses Werkes war das Buch, dessen deutscher Titel lautete: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", eine glänzende Verteidigungsschrift für das indische Volk gegenüber der vielfach unweisen Behandlung desselben von seiten seiner gegenwärtigen Beherrscher. Müller hatte in diesen als Vorlesungen erschienenen Essays den schätzenswerten Mut, in England vor dem übermütigen Ton zu warnen, mit welchem in manchem Leitfaden für die zum Dienst in Indien bestimmten jungen Engländer die Mißachtung des indischen Volkes fast systematisch gelehrt wird.

Auch der Verteidigung seines deutschen Vaterlandes hatte sich Max Müller tapfer angenommen. Im schleswig-holsteinischen, dann wieder im deutsch-französischen Kriege wußte er gewandt den Anwalt der deutschen Interessen zu spielen.

Für seine Verdienste um die deutsche Sache mit dem Orden pour le mérite geschmückt, für seine fachwissenschaftlichen Arbeiten zum Mitglied aller bestehenden Akademien, schließlich sogar des Institut de France ernannt, von seinen mehr schriftstellerischen Werken glänzende Honorare beziehend, die ihn, den

einst darbenden Studenten, zu einem auch für England reichen Manne machten, schließlich selbst ins Privy Council of the Queen hinaufgerückt, hatte der unermüdlich thätige Gelehrte alles erreicht, was ein deutscher Gelehrter in England überhaupt zu erreichen im stande ist. Und doch ist ihm der sehnlichste Wunsch seiner Jugendträume, die Hoffnung und das Ideal des Herausgebers des Rigveda, nämlich eine Sanskritprofessur, versagt geblieben. Wie das zuging, soll hier erzählt werden.

Der alte, hochverdiente Bodenprofessor of Sanskrit in Oxford, Wilson, der berühmte Herausgeber und Übersetzer der Purânas, der alten indischen Götterlegenden in Heldengedichtform, war im Jahre 1860 gestorben. Die Professorenschaft Oxfords war ausnahmslos für die Wahl Max Müllers. Unglücklicherweise wählt aber in Oxford nicht die Professorenschaft, sondern die Gesamtheit aller Masters of Arts, wir würden sagen, aller Doktoren der Universität. Jedermann dachte an nichts anderes, als daß Müller gewählt werde. Wie groß war daher die Bestürzung der Professorenschaft, als nicht Max Müller, sondern Monier Williams, der Sohn eines Missionärs in Indien, aus der Wahl hervorging. Man war bald orientiert. Jahrelang war von seiten der Familie Williams im stillen auf die Massen von Clergymen um Oxford herum, die alle Masters of Arts sein müssen, eingewirkt worden, und da bei der Wahl das absolute Mehr entscheidet, so brachten es diese Geistlichen zuwege, die Professorenschaft niederzustimmen. Die furchtbare Enttäuschung Müllers hat sein Leben lang in ihm nachgewirkt und jene Bitterkeit in ihm erzeugt, die noch am Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre in deutschen Sanskritistenkreisen so peinlich gegen Max Müller verstimmt hat. Freilich, die Anfeindungen aus dem anglikanischen Rom ließen auch nicht auf sich warten. Wenn Max Müller in philosophisch gebildeten deutschen Kreisen wegen seiner fortwährenden Hereinziehung Gottes in die wissenschaftliche Erklärung des Rigveda fast auf der Liste der Reaktionäre stand, so galt er dafür bei den Oxforder Ritualisten, jenen katholisierenden Anglikanern, die der schwärmerische Dr. Pusey führte, bis ihre überpäpstliche Richtung auch ihn als Zurückgebliebenen betrachtete, geradezu als radikal, was in der Oxforder Sprache schon mehr einen Revolutionär und Glaubensfeind bezeichnet. Die giftige Feindseligkeit, mit der diese Richtung gegen Max Müller auftrat, zeigte sich bei Gelegenheit der Vorlesungen, die er auf die Einladung seines Freundes, des Dean Stanley, in der Westminster Abbey über vergleichende Religionswissenschaft zu halten hatte. Es war am 3. Dezember 1873. Schon der Begriff der vergleichenden Religionswissenschaft war in den Augen der Fanatiker ein Zeichen des Abfalles, denn für sie giebt es nur *eine* Religion, die christliche, und diese ist die Religion an und für sich, die eben deshalb nicht verglichen werden kann. Und nun gar Vorlesungen darüber im Allerheiligsten, was England besitzt, in der Westminster Abbey! Man drohte ihm in der ritualistischen Presse, man werde einen Parlamentsbeschluß gegen ihn erwirken und ihn für sechs Monate ins Gefängnis sperren lassen. Als nun der Professor auf den Bahnhof ging, um nach Westminster zu fahren, rief ihm ein Kaufmann in der Cornmarket Street zu: „Professor, wenn man Sie ins Gefängnis schickt, soll es Ihnen an einem Tag in der Woche nicht an einem warmen Mittagsessen fehlen.“ Es versteht sich von selbst, daß es keinem Menschen einfiel, die Vorlesungen zu stören.

Von der innigen Freundschaft, die zwischen Max Müller und dem Dean Stanley bestand und die sich auf eine große Übereinstimmung in philosophischen Überzeugungen gründete, legt ein (englischer) Brief Zeugnis ab, den ich der Güte der Right Honourable, der Witwe Georgine Max Müller geb. Granville, verdanke. Er ist unmittelbar unter dem Eindruck der Schlacht von Wörth geschrieben und lautet:

23. August 1870.

Mein lieber Stanley!

Ja, das sind große Tage, fast überwältigende Ereignisse. Wenn alles gut geht und der Urheber dieses furchtbaren Krieges gestraft sein wird, so wird man sogar in England wieder glauben, daß ein Gott in der Geschichte ist. Ich zittere für den Kronprinzen, die Franzosen werden mit Wut kämpfen, wenn sie pro aris et focis, nicht für gloire und empire kämpfen.

Ich denke, wir könnten im großen und ganzen mit dem Stande des öffentlichen Gefühls in England zufrieden sein. Unglücklicherweise hat sich Gladstone in die Neutralitätsidee verbohrt und diese so lange zurechtgequetscht und gedeutet, daß sie schließlich Verzicht auf das Recht bedeutet, zwischen Krieg und Mord zu urteilen. Das ist eine höchst demoralisierende Politik, aber da hilft nun weiter nichts mehr. Alle liberalen und unabhängigen Denker und Redner sind in Gladstones ministeriellem Netze gefangen. Ich wünschte nur, Goldwin Smith wäre in England — so ein Mann thäte uns jetzt gerade not.

Ich wundere mich nicht, daß in Bezug auf Bismarck ein Gefühl des Mißtrauens herrscht. In der inneren Politik ist er so schlecht, als es Lord Salisbury sein würde, wenn er Premierminister wäre. Aber man kann einem Mann und einem Minister Opposition machen, ohne ihn zu verachten, und derselbe Minister, sei er im Inneren noch so eigenmächtig und tyrannisch, kann als Minister des Äußeren an seiner Stelle sein. Ich liebe Bismarck nicht, aber ich wäre durchaus in der Lage, jeden Schritt, den er seit 1866 gegen alle, die es auf ihn abgesehen haben, unternommen hat, zu verteidigen. Er scheint sans reproche gewesen zu sein, wiewohl zweifellos auch sans peur. Wäre er ein Vogel von demselben Gefieder wie Benedetti, warum sollte er dem Kaiser Opposition gemacht haben, da er doch bloß, hätte ein Auge zuzudrücken brauchen, um für Deutschland alles, was er nur wollte, bekommen zu können und obendrein England und Frankreich in einen Krieg zu verwickeln. Wenn Bismarck in seiner auswärtigen Politik zu tadeln ist, so hat jeder deutsche Patriot diesen Tadel mit zu ertragen. Wir wollten uns einigen und hatten die Naivetät, uns vorzustellen, wie die französischen Zeitungen sagen, daß wir unsere inneren Angelegenheiten in Ordnung bringen könnten, ohne Frankreich zu Rate zu ziehen. Wenn Frankreich sich einbildet, es habe ein Recht, in Rom, in Madrid und selbst in Berlin zu intervenieren, so muß es lernen, daß das nicht angeht. Frankreich ist vom Kaiser grausam behandelt worden, — wie außerordentlich, daß es keinen Mann geben sollte, der seinen Platz einnähme und Frankreich rettete.

Wir haben über 120 Pfund Sterling in Oxford gesammelt, obwohl fast jedermann fort ist. Meine Frau hat eine regelrechte Werkstatt, wo es den ganzen Tag mit Bereitung von Bandagen &c. zugeht.

Hat Frau Auguste mein Buch für die Prinzessin Luise erhalten, oder kam es zu spät?

Für immer

Ihr Max Müller.

Je deutscher das in diesem Briefe zum Ausdruck kommende Nationalgefühl ist, desto schmerzlicher vermißte man es im Jahre 1900, ein halbes Jahr vor Max Müllers Hinscheiden, als man ihn zu allgemeinstem Befremden in der „Deutschen Revue“ für die „Ausrottung“ der Buren die Trommel schlagen hörte. Also vergessen waren des Vaters Freiheitslieder, vergessen Josias von Bunsen und Alexander von Humboldt, vergessen Froude, der Schwager und Burenanwalt in der englischen Geschichtschreibung! Es war eine betrübende Empfindung, denselben Mann, der so tapfer die Rechte der Hindus gegen die Engländer verteidigt hatte, nun die Engländer aufstacheln zu hören, die Rechte der Buren mit Füßen zu treten, eines stammverwandten Volkes, das den Engländern und Deutschen doch unvergleichlich viel näher steht als die Hindus.

Eine ebenso große Unbegreiflichkeit sollte sich ein halbes Jahr nach des Gelehrten Tode an den Verkauf seiner Bibliothek knüpfen. Nicht nur hatte Max Müller seiner Zeit alles zu seiner Rigveda-Edition nötige Material gesammelt und die Sammlung systematisch fortgeführt, sondern es waren ihm, seitdem er für die geistigen Interessen der englischen Welt die zwei neuen großen Gebiete der Sprache und Religion erschlossen hatte, auch alle möglichen neuen sprach- und religionswissenschaftlichen Veröffentlichungen der gesamten englischen und außerenglischen Kulturwelt geschenkweise zugeströmt, so daß seine Bibliothek zwölftausend Bände zählte. Es waren darunter manche Sanskrithandschriften, mehrere von unersetzbarem Wert. Die Bibliothek wurde von der Erbschaft, sicherlich nach Müllers eigenem Wunsche, zuerst der Königlichen Bibliothek zu Berlin angeboten. Diese, über den Preis stutzend — es sollen sechzigtausend Mark verlangt worden sein, die man am besten ohne weiteres bezahlt hätte —, zauderte einige Tage. Inzwischen hatte Japan davon Wind bekommen und bot mit Erfolg sofort siebzigtausend Mark, worauf nicht nur Berlin, sondern die ganze alte Kulturwelt für immer das Nachsehen hatte und unersetzliche Manuskripte in die für produktive Sanskritstudien noch nicht vorbereitete Welt des äußersten Ostasiens wanderten. Wohl hatte Müller seit 1879

sich der Aufgabe gewidmet, mehrere buddhistische Priester, die ihm aus Japan zugeschickt worden waren, Sanskrit zu lehren. Dies führte ihn damals zu der Entdeckung, daß die ältesten Sanskritmanuskripte, die es überhaupt giebt, in Japan seien. Das indische Klima mit seiner feuchtwarmen Luft und die Termiten sind schuld, daß dort keine Manuskripte älter als vier- bis fünfhundert Jahre werden. Mit Hilfe dieser aus Japan stammenden Manuskripte veröffentlichte nun Müller die Originale mehrerer buddhistischer Texte.

So erfreulich dieses neue Aufflackern alter Sanskritstudien in Japan ist, so sicher ist auch, daß tief in poetisch-philosophischen Hintergründen der Volksseele wurzelnde Studien, wie vergleichende Sprachwissenschaft und vergleichende Religionswissenschaft, nicht aus dem Boden gestampft werden können, um so weniger, als der japanische Nationalcharakter, soviel Hochachtung er auch verdient, doch mehr zum praktisch Nützlichen als zum spekulativ Idealen hinneigt. Wer weiß, wie viele Generationen stillen philosophischen Denkens und poetischen Träumens hinter Max Müller stehen? In Japan aber giebt es für solche Studien kaum erst ein paar, geschweige denn, wie in der deutschen Welt, eine ganze Armee methodisch geschulter Köpfe zur Benutzung einer Max Müllerschen Bibliothek. Und bis in Japan eine solche Armee herangebildet sein wird, ist die Produktivität dieser Bibliothek von der inzwischen außerhalb Japans weiter fortgeschrittenen Litteratur längst überholt. Der Verkauf der Bibliothek an Japan, weit entfernt, der ökonomischen Not zugeschrieben werden zu können, ist und bleibt auf lange hinaus ein schmerzlicher Verlust für die abendländische Welt. Will sich Japan des Besitzes einer solchen Bibliothek, die es im Sinne ihres Sammlers hoffentlich weiter ausbauen wird, würdig erweisen, so wird es dafür keine zweckentsprechendere Form finden können, als daß es für Ostasien eine Akademie oder ein Seminar für orientalische Religionen, kurzum eine Schule für vergleichende Religionswissenschaft gründet. Würde Japan sich zu diesem Entschlusse emporschwingen, so würde es nicht allein das Andenken Max Müllers, dessen Arbeitsgerät es erworben, würdig ehren, sondern sich ein Ruhmesmal der Geistesfreiheit errichten, desgleichen zur Zeit weder die Alte noch die Neue Welt aufzuweisen hätte.





Ludwig Anzengruber in seinen Briefen

Von

Friedrich Düsel

Als Anton Bettelheim, Anzengrubers verdienstvoller Biograph, 1886 den Lesern der „Monatshefte" das erste litterarische Lebens- und Charakterbild zeichnete, das dem österreichischen Volksdichter in all seinen Weiten und Tiefen gerecht wurde, standen ihm für den eigentlichen biographischen Teil außer persönlichen Mitteilungen des Freundes nur spärliche Quellen zur Verfügung. Doch durfte man damals immerhin hoffen, daß des Dichters Nachlaß auch Autobiographisches zu Tage fördern werde, wußte man doch, daß er sich in reiferen Jahren viel mit sich selbst beschäftigt hatte, und daß in seinem „Schriftenkasten" die Notizbücher und -blätter zu ganzen Haufen aufgespeichert lagen. Indes stellte sich die Ausbeute für die Lebenskenntnis des Dichters bei seinem unerwartet frühen und schnellen Tode als äußerst spärlich heraus: außer einer novellistischen Erinnerungsskizze, die persönliche Erlebnisse mehr poetisch verhüllte als historisch deutete, und einem flüchtigen, wenn auch feurigen Erguß, der gerade da abbrach, wo sich ihm zum erstenmal, mit dem Erfolge des „Pfarrers von Kirchfeld" (1870), das Thor des Ruhmes erschloß, fand sich unter den hundert und aberhundert mehr oder weniger abgerissenen Aufzeichnungen nichts, das genaueren Aufschluß über seine trübe Werdezeit, offene Rechenschaft über die Gipfelperiode seiner männlichen Schaffenszeit, vertraute Geständnisse über die verbitterte Müdigkeit seiner letzten Lebensjahre brachte.

Nicht daß Anzengruber die innere Berechtigung und Verdienstlichkeit biographischer Forschung verkannt hätte! Gerne gestand er der Öffentlichkeit das Recht zu, zumal bei einem Dichter, der aus dem Volke und für das Volk geschaffen hatte, nach dem Woher und Wohin und dem litterarischen Paß zu fragen, aber das harte Muß des Lebens gönnte ihm immer nur flüchtige Augenblicke der Ruhe, und die reichten nicht aus, um sein Werden und Ringen, Wachsen und Reifen mit der stillen Beschaulichkeit zu überblicken, die für eine einigermaßen erschöpfende Generalbeichte nötig ist. Auch fühlte er sich den wirren Pfaden seiner Entwickelung gegenüber bis zum Ende nicht frei und überlegen genug, um sie, wie Goethe, mit den klärenden und ordnenden Augen des Künstlers zu betrachten und die zerstreuten Glieder der Wirklichkeit zu einem idealen Gemälde der „Dichtung und Wahrheit" zu erhöhen. Er beneidete diejenigen, die ein freundliches Los ein Leben wie aus einem Stücke führen ließ, die ohne Wahl und Qual aus dem Schatze der Erinnerungen schöpfen und dabei gewiß sein können, im Erreichten nur Gewolltes, im Erlebten nur ihrer Eigenart Angepaßtes aufzugreifen. Mit ihm hatte es das Schicksal nicht so gut gemeint. Ihm war selbst die Klärung des Wollens durch widrige Umstände verzögert worden, und das Erlebte erschien ihm wie ein Fremdes, wie Angeflogenes und Angequältes. So verstand er sich Zeit seines Lebens nur ungern dazu, Erinnerungen zu wecken oder sie gar leibhaftig heraufzubeschwören: „man weiß nicht, ob man ihrer Herr bleibt, ob nicht ein Ungeahntes plötzlich feindselig hervorbricht und einem mit erdrückender Wehmut das Herz preßt." Dazu kam die keusche Scheu des Germanen, der

es im Innersten widerstrebte, Irrgänge des Strebens und Bitternisse des Herzens wehleidig klagend oder eitel selbstgefällig vor den Augen der Öffentlichkeit zur Schau zu stellen. So hat Anzengruber weder zu Lebzeiten noch nach seinem Tode die Mit- und Nachwelt zu Mitwissern seiner Schicksale gemacht; nur der enggezogene, nächste Freundeskreis erfuhr, durch welche herbe Schule der Jüngling gegangen war, wie hart der „geprüfte Stoiker“ heimgesucht wurde durch die Verkennung und Vereitelung seiner reinsten künstlerischen Absichten, durch häusliches Mißgeschick und Lebenssorgen aller Art.

Aber andere Zeugen für ihn und sein Wesen standen auf: seine Briefe, die nun Bettelheim, der zu diesem pietätvollen Ehrendienste einzig Berufene, aus ihrer Verborgenheit erlöst und zu einem wohlgeordneten Strauße vereinigt hat.* Es giebt viele ungleich geistreichere und interessantere Briefsammlungen von Männern der Feder, als die Anzengrubers ist; dagegen möchte es schwer fallen, im weiten Reich der deutschen Brieflitteratur ungekünsteltere und ehrlichere Selbstoffenbarungen ausfindig zu machen als diese. Vergebens würde man in ihnen die tiefbohrenden, grüblerischen Reflexionen über das geheime Martyrium des künstlerischen Schaffens suchen, die Friedrich Hebbel in seine Briefe, „Mittelstufen zwischen Monolog und Produktion“, niederzulegen liebte, vergebens die ebenso feingeschliffene wie selbstbewußte Rhetorik, die Hamerling oder — im gelehrten Gewande des schöngeistigen Universalhistorikers — Michael Bernays in ihren Episteln funkeln ließen; dafür aber sind sie Muster an natürlicher Schlichtheit des Empfindens und Ausdrucks, ohne alle Pose, ohne einen Gedanken an Lettern und Druckerschwärze — sorglose „Spaziergänge auf Schreibpapier“, wie Anzengruber selbst Briefe gerne nannte, die ihm ihrer Ungeniertheit wegen besonders gefielen. „Ich bin kein Förmler, weder in Poesie noch Leben,“ dies Wort, das der Dichter 1864 einem Jugendfreunde schrieb, trifft insonderheit auch für seine Briefe zu, und diesem schönen Grundsatz der Natürlichkeit ist er auch in seinen späteren Jahren, als der Briefwechsel des berühmten Mannes längst über den Kreis seiner Jugendfreunde hinausging, nicht untreu geworden. Sobald nur einmal — bildlich gesprochen — Auge vertrauend in Auge, Hand erwarmend in Hand geruht, läßt Anzengruber gern auch den kalten Zwang der Höflichkeitsformeln fallen, um dafür seinen treuherzigen Humor und seine ungezierte, oft reich mit Dialektwörtern und -späßen durchsetzte Sprechweise eintreten zu lassen.

Von großen Charakteren, hat Rosegger einmal gesagt — und Anzengruber war ein solcher —, sind auch die kleinsten Charakterzüge interessant. Das hat Bettelheim beherzigt und deshalb alles, was ihm erreichbar war und heute schon mitteilbar erschien, in rund fünfhundert Briefen und Karten zusammengestellt. Möglich, daß angesichts dieser Fülle wieder einmal die hinlänglich bekannten Jeremiaden über „Waschzettellitteratur“ angestimmt werden — der Herausgeber mag sich dann mit dem Bewußtsein trösten, daß solche Klagen nur Leute erheben können, denen wohl Sehnerven, nicht aber innere Augen beschieden wurden. Wem Buchstaben mehr als tote Lettern sind, wer durch das schamhafte Kleid der Worte in die Seele des Schreibenden zu dringen weiß, dem werden Anzengrubers Briefe alsbald zu persönlichstem Leben erwachen, um ihm von einem Menschenschicksal zu erzählen, dessen Bildner, wie selten einer, in allen Wirren, Nöten und Versuchungen des Daseins Herr seiner selbst blieb und immer den sittlichen Leitstern seines inneren Berufes im Auge behielt. Gerade die wortkargsten Äußerungen sprechen in dieser Beziehung manchmal die beredteste Sprache. Alle diese Briefe, die umfangreichen, plauderhaften Sendschreiben der mitteilsameren Jünglingsjahre wie die lakonischen Bleistiftnotizen der letzten Lebensstunden, runden sich zum Ganzen, zu dem einheitlichen Bilde einer organisch aus sich emporwachsenden, in sich gefestigten Persönlichkeit: von dem mit „harbem Hamur“ gespickten Rekonvalescentenbrief des Neunzehnjährigen bis zu den Bleistiftzetteln des Sterbenden, durch die er den Freunden die Redaktion des Witzblattes „Figaro“ überträgt mit den resignierten Worten: „Mir

---

* Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

fällt nix ein ... Ich bin ein armes Hunderl."

Kein Geringerer als Goethe hat den persönlichen Reiz und den sachlichen Wert solcher intimen biographischen Urkunden, wie sie hier vorliegen, gepriesen, wenn er in den „Kränzen" verheißt:

Wo ein Held und ein Heiliger starb, wo ein Dichter gesungen,
Uns im Leben und Tod ein Beispiel trefflichen Mutes,
Hohen Menschenwertes zu hinterlassen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz und was ihn geschmückt und gepeinigt.

An Pein und Dornen hat es Anzengrubers harten Lehr- und Wanderjahren so wenig gefehlt wie seinen von häuslichen und künstlerischen Ärgernissen aller Art heimgesuchten Mannes- und Meisterjahren an Schmuck und Lorbeerkränzen. Tapfer in Schmerz und Glück, hat er sein wechselvolles Schicksal getragen und in schlimmen und schönen Stunden zu demselben bewährten Heilmittel Goethischer Konfessionen gegriffen: „Ich werde mich nächster Tage wieder hinsetzen und die Feder zur Hand nehmen. Das thue ich wie in Freud so auch in Leid; das macht erstere tiefgreifender und hilft über letzteres hinweg." So vernehmen wir den vollen Nachhall seiner reinsten Arbeitsseligkeit und seines tiefsten Lebensschmerzes, den eigensten Anzengruber-Ton, wie der Herausgeber sagt, offen in den zahlreichen Freundes- und Bekenntnisbriefen, verhüllt, aber deshalb oft nur um so ergreifender in den äußerlich kühlsten und scheinbar gleichgültigsten Geschäftsschreiben.

In den Lehr- und Wanderjahren (1859 bis 1865) steht dem jungen Schauspieler und Dichter niemand so nahe wie sein Wiener Jugendgespiele Franz Lipka. Vor ihm ist er, was man wohl seinen Bauerngestalten rühmend nachsagte, ein Mensch ganz ohne Gehäuse. Rückhaltlos enthüllen sich dem Freunde seine Wünsche und Triebe, seine geheimsten Schmerzen und Hoffnungen, seine tiefsten Gefühle und herbsten Enttäuschungen. Denn der leichte Schleier, den auch hier der Humor oder die Selbstironie um das Uhrwerk des Herzens legt, wird uns bald durchsichtig. Anzengrubers innerste Natur offenbart sich uns, die vielverschlungenen Fäden seines Bildungs- und Entwickelungsganges legen sich uns bloß. Hier wie dort giebt es nichts, was sich vor dem Licht des Tages zu verbergen brauchte. Immer gleich groß bleibt unsere Achtung vor dem tapferen, wahrhaftigen Menschen, vor dem ernst ringenden Künstler, der sich auch im dunkelsten Drange unklarsten Wollens des rechten Weges, der Stimme seines Berufes bewußt bleibt, und wir begreifen, wie er, das „eingefleischte Stadtkind", seine Stoffe und Helden vornehmlich in der Urwüchsigkeit des Dorflebens suchen mußte, schon weil sich früh bei ihm ein lebhafter Zug zum Ethischen ausprägte, dem die schlichten und klaren Verhältnisse der ländlichen Natur sich weit williger fügten als die verzwickten Launen einer städtischen Überkultur. Das war keine Entscheidung nach freier Wahl und bewußter Überlegung, sondern quoll aus dem innersten Born seines Wesens, wie es sich bereits in den Jugendbriefen kundgiebt. Was er lebte, dichtete er; was er an sich selber erfuhr, setzte er in poetische Ideen und Gestalten um. Und auch die dramatische Form, zu der sein Bestes und Tiefstes instinktiv hindrängte, erscheint ihm von Anfang an eingeboren. Auch dafür sind die Jugendbriefe an Lipka ein sprechendes Zeugnis. In ihrer merkwürdigen Mischung von leidenschaftlicher, heftiger, immer unmittelbarer Darstellung höchst persönlicher Erlebnisse und Empfindungen und der damit verbundenen Fähigkeit, gleichsam als Chorus, den Sinn dieser verworrenen Vorgänge zu deuten, bekunden sie die ausgeprägt dramatische Naturanlage des Schreibers.

Wie bei so vielen unserer Dichter schwankte auch bei Anzengruber die Magnetnadel seiner künstlerischen Begabung lange zwischen äußerlich sehr verschiedenartigen Bethätigungen. Jahrelang hatte er — einem anderen Realisten der Dichtung, Gerhart Hauptmann, ging es ein Menschenalter später nicht anders — lebhafte Neigung gespürt, Bildhauer oder Maler zu werden, dann hatte er sich sogar mit der widerspenstigen Radiernadel versucht. Eine schwere Krankheit, die ja im Dichterleben so oft die Rolle des entscheidenden Wegweisers spielt, klärte ihm endlich das Wirrsal seiner Neigungen. Jeder Zweifel über seine eigentliche künftige Aufgabe schwand: nur auf dem Felde der darstellen-

den Kunst konnte sie liegen. Ob auf der Bühne oder am Schreibtisch des Dramatikers, wußte er vorläufig noch nicht. Wohl schwirrten mancherlei dramatische Gedanken und Entwürfe, die um Gestaltung flehten, durch das fiebernde Hirn des Typhuskranken; aber als er endlich geheilt aus dem Spital entlassen wurde, schien seiner ungestümen Sehnsucht, die ihm halb vom Vater vererbt, halb durch regen Theaterbesuch früh ins Blut übergegangen war, der Weg über die Bretter doch der bequemere und schnellere. Schauspielschulen und Übungsbühnen, wie heute, gab es damals noch nicht; und hätte es dergleichen gegeben, der längst schon vaterlose Jüngling hätte nicht die Mittel gehabt, sie zu besuchen. In Wien blieb mithin keine andere Zuflucht offen als Meidling, wo „Direktor" Louis Groll, der seitdem sprichwörtlich gewordene groteske „Oberhanswurst der schnödesten Theaterhetz", seine verrufene Versuchsschmiere allen Freiwilligen des Bühnenberufs — Gage zahlte er grundsätzlich nicht — offen hielt. Bei ihm, der Theatermeister, Hauptakteur, Lampenputzer, Claqueur, Requisiteur und der Himmel weiß was sonst noch alles in einer Person war, der es für keinen Raub hielt, im „Faust" Gretchens Juwelenkästchen durch eine Cigarrenschachtel mit dem eingebrannten Vermerk „100 Stück Cuba zu vier Kreuzer" darstellen zu lassen, bei diesem dunklen Ehrenmann gab sich der künftige Reformator der Volksbühne resolut in die Lehre!

Lange litt es ihn dort zwar nicht, aber was folgte, war fast noch infernalischer. In Wirklichkeit begann jetzt erst der eigentliche „Abstieg in die theatralischen Unterwelten" die Anzengruber in den Briefen an Lipka mit „allerlei Humoren" beschreibt. Tausend andere weniger kräftige Naturen wären in diesem Schmierenelend jämmerlich zu Grunde gegangen; Anzengruber schnellte aus allen Enttäuschungen, Entbehrungen und Bitternissen nur um so elastischer auf sich selbst zurück. Seine Menschenkenntnis erweiterte, seine dramatische und theatralische Technik bereicherte, seine Beobachtungsgabe schärfte, sein Charakter stählte und festigte sich. Und als er den Brettern, die die Welt bedeuten, endlich Valet sagte, da mußte er sich trotz alledem gestehen, daß sie an ihm diesen ihren Beruf noch in ganz besonderem Sinne erfüllt, daß sie ihn zu einer Persönlichkeit geschmiedet hatten, die dem Leben und seinem dichterischen Beruf siegesfroh entgegenschreiten durfte.

Bis dahin freilich hatte es vorläufig noch lange Wege. Nach Meidling kam Wiener-Neustadt, wo „Kabale und Liebe" verarbeitet wird, daß „dem Schillerschen Skelett wohl die Knochen geschauert haben", wo auf dem Spielplan Schiller und Kleist sich ohne Murren die Nachbarschaft des auch dichtenden Ortsschusters Pirzel gefallen lassen müssen und der anfangs ganz charmante Direktor gleich im ersten Monat nicht weniger als zehn Mitgliedern den Stuhl vor die Bühne setzt. Anzengruber selbst kommt mit seinen „Quartel-Liebhabern" nicht über das „Sechs-Wort-System" hinaus und ernennt sich in einer Anwandlung von Galgenhumor zum „wirklichen, geheimen Hausstatisten".

Hinter dem Spaß steht aber auch damals schon immer und überall der rechte Ernst. Er weiß, wie nahe beides miteinander verwandt ist, wie eng es sich im Menschenleben mischt. „Der wahre Ruhm ist, ernst bei den heiteren und lustig bei den traurigen Situationen zu sein, und diese Übung seiner Geistesgegenwart ist dessen würdig, der ein Schauspieler werden will." Von Anfang an hält ihn der feste Glaube aufrecht, daß eine höhere Macht ihn nicht werde fallen lassen. Der Theater- wie der Lebenshimmel, sie mögen noch so düster bewölkt sein, in den trübsten Tagen bleibt ihm e i n lichter Stern, das Bewußtsein, selbst in der engen Zwangsjacke Besseres leisten zu wollen, und die Gewißheit einer Befähigung, die, wenn sie sich einmal hervorgethan, ihm einen ehrenvollen Platz anweisen wird. „Ich hoffe und strebe, solange ich noch die Gedanken anderer wiederzufühlen und zu geben vermag, solange ich noch Gedanken, die in mir auftauchen, festzuhalten verstehe; und so gerüstet kämpfe ich, und siegen muß ich oder fallen. Daß aber das erstere geschehen möge, das hoffe ich zu Gott, aber nicht zu dem alten Überall und Nirgends der Kirche, sondern zu dem, der in den Adern des Weltalls dem Blutstrom gleich gesetzmäßig pulsiert, und in dessen Hand ich mich willenlos ergebe und doch sein werde: wie ich bin."

Nichts drückt den innersten, von allen pessimistischen Anwandlungen des Augenblicks ungestörten Kern seines Wesens treuer aus als dieses extemporierte Jugendbekenntnis. In diesem frommen Stillesein und Gewißsein in dem Willen eines Höheren, in dessen Hand die Blumen ruhen wie die Sterne, der Mensch wie der Wurm, in diesem heiteren, getrosten Glauben an einen „Zusammenhang alles Lebendigen und Toten" hat man mit Recht die sichere Uhr seines Wesens und Wirkens erkannt, die „extraige Offenbarung", wie er sie auf der Höhe seines dichterischen Erkennens und Schaffens seinem Steinklopferhanns aus seinem eigensten Erfahrungsschatz zu teil werden läßt: „Sollst versterb'n, stirbst draußt; die grün' Wiesen breit't dir a weiche Tuchet unter, und d' Sonn' druckt dir die Augen zu, du schlafst ein und wirst nimmer munter, der Tod is nur a Bremsler, was kann dir g'schehn?! Selbst die größt' Marter zählt nimmer, wann vorbei ist! Es kann dir nix g'scheh'n! Du g'hörst zu dem allen, und dös all g'hört zu dir! Es kann dir nix g'scheh'n! Und dös war so lustig, daß ich's all andern rund herum zug'jauchzt hab': es kann dir nix g'scheh'n!"

Zwischen den Coulissen gab Anzengruber seinen Schriftstellerehrgeiz nicht auf. Hals über Kopf arbeitet er an Possen und Volksstücken, und wenn er gelegentlich wohl auch meint: lediglich zu dem Zweck, damit die Theatersekretäre doch wieder was zurückzuschicken haben, so ist er im stillen doch von der Überzeugung durchdrungen, daß irgendwo im Schoße der Zukunft der Lorbeer schon grüne, den ihm einst die Bühne ums Haupt schlingen werde. Ruhmrednerische Großsprecherei und pathetische Prophezeiungen sind sonst Anzengrubers Sache nicht. Er, dem jede kleinste Sorge zuwider wie lauwarmes Wasser, beizt die Widerwärtigkeiten des dürren Alltags lieber mit der Lauge des Witzes weg oder rückt ihnen mit der Keule renommistischer Derbheiten zu Leibe. So bietet er dem Schicksal Trotz und bewahrt sich seinen Humor, wenn er sich auch am Ende nicht verschweigen kann, daß ihn sein Neustädter Engagement in der schauspielerischen Kunst nicht um ein Haar vorwärts gebracht hat.

Nach Neustadt ging es immer tiefer und tiefer hinab. Im Herbst 1861 kommt der „desparate Thespiskarrenzieher" nach Krems, wo er in der „Maria Stuart" an einem Abend ein „schauerliches Mixed-pickle" von nicht weniger als vier Rollen hintereinander übernehmen muß; im Sommer darauf, brotlos geworden, läßt er sich sogar verleiten, sein Heil bei einer in Kroatien und der Militärgrenze umherziehenden Truppe zu suchen. In „mephistolodischer Manier" schildert er auch von hier aus dem getreuen Lipka seine Erlebnisse. Und in der That macht der an Leib und Seele Kranke während dieser widerwärtigen Wanderzeit von 1862 auf 1863 seinem Unmut wiederholt in Kernflüchen Luft, die an ihm und seinem guten Genius verzweifeln lassen könnten, wenn nicht zwischen aller Rauheit und Roheit, wie zarte Blumen zwischen dem Unkraut, sanfte und fürsorgliche Gedanken an seine Mutter, die ihn bisher immer treulich begleitet hatte, respektvolle Danksagungen an seinen Vormund ständen. Manchmal kommt angesichts solcher Misere auch ihm die Furcht, daß der Zerrissenheit seiner Lage, wenn sie anhalte, bald auch die Zerrissenheit des Charakters und die Versumpfung aller Anlagen folgen werde. Aber vor solcher Entartung bewahrt ihn außer der gelassen und geduldig ausharrenden mütterlichen Leidensgefährtin und Ratgeberin ein anderer Schutzgeist: zäher, reger Schaffensdrang.

Hatte er schon in Neustadt und Krems mancherlei von seinen dramatischen Plänen zu Papier gebracht, so schossen nun in Vöslau, wohin er im Sommer 1863 übersiedelte, um gelegentlich selbst die Mitwirkung in den Affenkomödien nicht zu verschmähen, und in Marburg an der Drau, wohin ihn der Direktor der Vöslauer Arena großmütig in die Winterquartiere mitnahm, die Einakter, Schau- und Lustspiele, Operettentexte, Lebensbilder und Romane wie Pilze aus der Erde. Ein Drama, „Der Versuchte", wird zu seinem Benefiz in Marburg sogar aufgeführt, unter dem ehrlichen Beifall der nichts weniger als wohlwollenden Zuschauerschaft, aber als man die Kasse nachzählte, ergab sich die glänzende Einnahme von — dreizehn Gulden!

Nun kommen Augenblicke, wo auch diesem Tapferen das Herz erbebt. Er fühlt, daß

er an einem Wendepunkt steht, daß seine Widerstandskraft vor den ewigen Demütigungen des elenden Schmierendaseins zu erlahmen droht, daß er, wenn es so weiter geht, bald die Kraft nicht mehr haben wird, etwas Ganzes oder überhaupt etwas zu schaffen. Doch wie immer in den Augenblicken höchster Verzweiflung erscheint ihm auch jetzt wieder der Trost seiner tiefen, gottbewußten Religiosität. Selbstmordgedanken, die sich wohl aus den dunklen Höhlen der Verzagtheit an ihn heranschleichen, weist er weit von sich. Er versteht höchstens diese eine Gattung des Selbstmordes, die Verletzung des Innersten des Menschen, „der Seinsbedingung bei allen edlen Naturen." So rafft er sich auf: „Gott mit uns allen und wir mit ihm. Wer sich nicht ein Stück von ihm fühlt zu gewisser Zeit, der ist kein Mensch."

Freilich, die Schauspielkunst — das lernt er nun immer mehr einsehen — wird ihm ihren Segen nie erteilen. Wie er den gleißenden Glorienschein der Bühne immer deutlicher als einen Dornenkranz oder zum mindesten als einen schemenhaften Nebelstreifen erkannt hat, so fühlt er auch von sich, daß ihm die eigentliche Weihe der schauspielerischen Kraft fehle. Die Vernunft, der Verstand, ist er sich bewußt, ersetzt in dieser Branche nie das Genie, „und was wir Talent heißen, ist gewöhnlich nichts als Routine."

Langsam, unter furchtbaren Wehen und Kämpfen, Mühen und Entbehrungen zwar, aber deshalb nur desto sicherer und gefestigter ringt sich in ihm die Erkenntnis empor, daß ihm sein Bestes in selbstschöpferischer Arbeit reifen werde. Noch im November 1864 ruft er verzweifelt aus: „Ich habe auf den glühendsten Traum meiner Jugend, auf Ruhm und Nachruhm verzichtet und wollte nichts als still bescheiden schaffen, unbekümmert um die Anerkennung der Welt, den Gebilden meines Herzens und Busens leben — und siehe, just auf dem Punkte der größten Entsagung fordert das Elend von mir die größte, es fordert, daß alle Pläne liegen tot und starr ohne Auferstehung. Es entzieht mir alle Mittel, mich hineinzudrängen in die Vergangenheit, um in gewaltigen Worten die Zukunft zu predigen, die ich ahne! Es läßt mich darben, verderben, und wo ich schon hinuntersteige zum Volke und ihm die Hand reiche, wie in meinen Volksstücken, da läßt man mich nicht dazu, meinen Ruf an selbes gelangen zu lassen. Meine Zukunft: das Zigeunerleben eines Provinzschauspielers; mein Dichten: hier und dort zur Einnahme ein selbstverfaßtes Stück — ich habe keinen Kampf als den mit mir; zum Kampf mit der Zeit fehlen mir die Waffen." Aber schon einen Monat später, am Weihnachtsheiligabend 1864, reckt er sich mannhaft auf: „Was mich betrifft, so wittere ich's fast, das Jahr 1865 wird ein Etwas bringen, das meine dunkle Zukunft lichtet, und, bei Gott, ich bin jetzt so selbstbewußt geworden, die Erfüllung solcher Prophezeiung zu erzwingen ... Laß uns sehen," trotzt er in diesem Brief an Lipka, „ob uns die Welt ein Korn in unseren Garten säen kann, wenn wir's nicht dulden wollen ... Es grüßt dich mein Genius, der im Staubgewande Ludwig Anzengruber heißt."

Wund und müde von den aufreibenden Wanderfahrten durch Kroatien und Ungarn, Steiermark und Niederösterreich, wie ein bis auf die Knochen zerhauener Fechter aus der Arena, aber erfüllt von der Idee zu einem neuen Volksstück, dem „Vierten Gebot", zieht der gescheiterte Mime im Sommer 1865 wieder in seine Vaterstadt ein. „Hinter uns liegen die Schiffe verbrannt," ruft er dem Freunde zu, „ein Thor, der noch säumt. Es handelt sich nicht bei mir allein um die Existenz des leiblichen, es handelt sich auch um die des geistigen Menschen — also frisch vorwärts, den besseren zu retten ... Wirf über Bord unseren Theaterschwulst; wir sind zu männlich, um das mitzumachen. Das eine steht uns offen: das Reich der Poesie."

Doch auch Wien lächelt nicht gleich seinem Sohne. Den Komödienfahrten folgen noch ein paar hungrige Wartejahre, zwischen dem Harmonikatheater, allerlei Brettlbühnen, Singspielhallen, der Redaktion des „Kikeriki" und endlich sogar der Schreibstube des Polizeibureaus elendiglich, „mit verklebten Schwingen", hingebracht. Geduldig harrte der Zähe aus, getreu seinem inneren Stern, unermüdlich im Schaffen, bis endlich derselbe Jugendfreund, dem Anzengruber in den schwersten

Bedrängnissen seiner Irrjahre das Herz ausgeschüttet hatte, nun sein Bote und Vertrauensmann beim Verkehr mit den Gewalthabern der Wiener Bühnen, eines Tages dem zaghaft in der Einfahrt zum „Theater an der Wien" harrenden Dichter des „Pfarrers von Kirchfeld" zurufen konnte: „Direktor Steiner hat dein Stück angenommen." — „Jessaß!" dieser krampfhaft hervorgestoßene Ausruf war das einzige, was der Dichter im Augenblick erwidern konnte; wenige Monate später war er ein berühmter Mann.

Der Briefwechsel mit Lipka, mit dem Anzengruber nun wieder in engem persönlichem Verkehr stand, fand jetzt naturgemäß sein Ende. An die Stelle des Jugendfreundes traten andere Empfänger: Leidensgenossen aus der Schauspielerzeit, wie sein Neustädter Kamerad Karl Gürtler, einflußreiche Wiener Schriftsteller, wie Friedrich Schlögl, verständnisvolle Kritiker und hochherzige, uneigennützige Förderer, wie Julius Duboc und Professor Wilhelm Bolin, Bibliothekar an der Universität Helsingfors, seelen- und strebensverwandte Dichterfreunde, wie Ada Christen und vor allem Peter Rosegger, der um vier Jahre jüngere Steierer „Waldbauernbub", der sich schon eine Weile vor Anzengruber seine ersten litterarischen Erfolge errungen hatte. Nun führte der „Pfarrer von Kirchfeld" die beiden auch persönlich zusammen.

Wenn man heute den Briefwechsel zwischen Anzengruber und Rosegger aufschlägt, der volle achtzehn Jahre umfaßt und Anzengrubers Schaffen von Stufe zu Stufe getreulich begleitet, so will es einem scheinen, als sei es selbstverständlich, daß zwei Männer von solcher Reinheit der Gesinnung, von solchem Reichtum des Gemütes einander liebgewinnen und Schulter an Schulter nebeneinander hergehen mußten. Man übersicht dabei nur allzu leicht eine menschliche Möglichkeit, die Rosegger selbst einmal neckisch andeutet, wenn er meint, die Natur habe sicherlich ein Spitzbubenstück geplant, als sie in einem und demselben Lande zu einer und derselben Zeit den Anzengruber und den Rosegger nebeneinander hingestellt habe: zwei Bauerndichter, zwei Mundartendichter und Realisten mit den gleichen Stoffen, den gleichen Zielen, dem gleichen Publikum und dem gleichen Ehrgeiz. „War's nicht wie darauf angelegt, daß diese beiden Litteraten und Erfolgbeflissenen einander gründlich hassen, bestenfalls einander neidlos, doch lieblos aus dem Wege gehen sollten?" Aber dieser Spitzbubenstreich der Natur schlug fehl. Kaum daß Rosegger die erste Grazer Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" gesehen hatte, die ihm wie eine Offenbarung, wie eine Erfüllung seines geheimsten Denkens und Wollens erschien, da drängte es ihn, von dieser Begeisterung auch offen Zeugnis abzulegen. Als eine schulmeisternde Kritik dem Anzengruberschen Volksstück allerlei am Zeuge flicken wollte, da stand er auf und ließ als Kind der Berge ein weithin sichtbares Höhenfeuer aufflammen in seinem tapferen „Wort über den Pfarrer von Kirchfeld", das die hohe, echt sittliche und menschliche Tendenz wie den tiefen Gemütswert des Stückes pries und das in der Steiermark nicht weniger mächtig durchschlug als zuvor Laubes mannhafter Aufsatz zu Gunsten des „Pfarrers" in Wien.

Mehr noch als diese Wirkung in der Öffentlichkeit, beglückte es Anzengruber, sich von einer so „freien, frohen Seele" im Innersten seines ehrlichen Wollens verstanden zu sehen. Er griff zur Feder und eröffnete mit seinem ersten, am 11. Februar 1871 an Rosegger gesandten Gegengruß einen Freundschaftsbund, der bis zum Tode des „Kirchfelders" unerschüttert blieb, dem der Überlebende auch über das Grab hinaus die Treue hielt. Seit dem Frühlingstage auf dem Rosenberge bei Graz, wo die beiden „Herzens- und Zeitgenossen" einander mit dem ersten Handschlag die Freundschaft besiegelten, hat Rosegger nach seinem eigenen Wort alles, was Anzengruber widerfuhr, so empfunden, als ob es ihm selber geschehen wäre; seit jenem Frühlingstage blieb Anzengruber dem Steiermärker in nicht weniger ehrlicher Liebe, Treue und Wahrhaftigkeit ergeben, obwohl er dem manchmal etwas allzu sorglos und schnellfertig Schaffenden allzeit ein ernster Mahner und Warner war.

Doch würde man irren, wenn man annähme, nun werde zwischen den beiden „Federmenschen" ein ausgesprochen litterarischer Briefwechsel anheben. Anzengrubers

eigene Persönlichkeit, sein eigenes Schaffen bleibt als das Nächste und Natürlichste auch für die Zukunft der Hauptinhalt seiner Briefe. Ein paar Urteile über Grillparzer, Auerbach, Heyse und Wilbrandt — das ist so ziemlich alles, was über litterarische Kollegen laut wird. Nirgends auch nur eine von den galligen, absprechenden oder wenigstens rücksichtslos offenen Äußerungen, wie sie sonst für vertrauliche Atelierbekenntnisse bezeichnend zu sein pflegen, und wie wir sie erst kürzlich von einem Großen im Reiche der Malerei geringe Zeit nach seinem Tode in wahrhaft erschreckender Kühnheit und Fülle vernommen haben.

Wie er seine Lebensarbeit auffassen will, aus welchen Gefühlen und aus welchen Absichten heraus er schafft, das bleibt dem Volksdichter immer das Wichtigste; darüber sich einem verständnisvollen Freunde gegenüber auszusprechen, bereitet ihm, wie man seinen Briefen deutlich anmerkt, die reinste und höchste Freude. Gleich der erste Brief an Rosegger deutet mit bewußter Erkenntnis auf diese Haupttriebfeder seines Dichtens hin: die sittliche, unmittelbar auf das Volk wirkende Kraft ist es, die ihm den Wert und die Bedeutung eines Werkes ausmacht. „Wenn wir, die wir uns emporgerungen aus eigener Kraft über die Masse, heraus aus dem Volk, das doch all unsere Empfindungen und unser Denken groß gesäugt hat, wenn wir zurückblicken auf den Weg, den wir mühevoll steilauf geklettert in die freiere Luft, zurück auf alle die Zurückgebliebenen, da erfaßt uns eine Wehmut, denn wir wissen zu gut, in all diesen Herzen schlummert, wenn auch unbewußt, derselbe Hang zum Licht und zur Freiheit, dieselbe Kletterlust und dieselben, wenn auch ungelenken Kräfte, und so oft wir bei einer Wegkrümmung das Thal zu Gesicht kriegen, so thun wir, wie uns eben ums Herz ist, lustig hinabjuchzen: Kimmt 'rauf, do geht da Weg! oder weinend zurückwinken — o wie oft unverstanden! Das war auch meine Furcht, aber siehe da — plötzlich wimmelt's auf meinem Weg herauf vom Thal, ich seh mich ganz verstanden, seh mich eingeholt, umrungen und steh dem Volk gegenüber, gehätschelt wie ein Kind oder ein Narr, die bekanntlich die Wahrheit sagen. Gott erhalte uns das Volk so, wir wollen gerne seine Kinder sein und seine Narren bleiben."

Dieser treue Glaube an die Menschheit im allgemeinen und an das Volk im besonderen war der sittliche Leitstern für Anzengrubers dichterisches Schaffen. Die aufklärerische Tendenz der, trotz mancher Kritik im einzelnen, von ihm hochgehaltenen Auerbachschen Dorfgeschichten führte ihn zuerst in die Versuchung, dergleichen Konflikte und Charaktere auch für die Bühne zu verwerten. Dieser Tendenz ist er treu geblieben; in seinen Theaterstücken wie in seinen Erzählungen fühlte er sich gern als „Kalendermann", der — ohne aufdringliche, hausbackene Moral — doch am Ende immer belehren, erziehen, aufklären und anregen, die Traurigen aufrichten, die Glücklichen warnen, die Trägen erwecken und alle erbauen will. Er sah darin nichts weniger als ein Herabsteigen vom hohen Sitz des Dichters, sondern im Gegenteil nur eine Erhöhung des Berufs, wie er denn auch alle Kameraderie mit gewissen erfolggekrönten Lustspielfabrikanten der Neuzeit, die auf das Einschläferungsbedürfnis des „heiligen Philisteriums" spekulierten, mit Verachtung von sich wies, während er andererseits beabsichtigte Tendenzen seiner Werke, selbst wenn sie hier oder da von fremder Seite in gar zu dürre Formeln gepreßt wurden, getrost und nicht ohne einen gewissen Stolz anerkannte.

Solche bewußte Reformatorenthätigkeit zur Erziehung des Menschengeschlechts hat ihn aber weder zur Propaganda Schopenhauerischer Ideen, noch zum schönfärbenden vagen Idealismus verführt. Ihm als geborenem Dramatiker galten beide Anschauungen, Optimismus wie Pessimismus, für vollkommen berechtigt, sobald sich die betreffende Person nur in der richtigen Situation dazu befinde. Beide sah er als Helfer bei seinen ethischen Zwecken an: das Grausige werde die Leute vom grausigen Thun abschrecken, sowie ja über das unabwendbare Mißgeschick der Optimismus hinweghelfe. Auch die Liebe der Geschlechter, wohl überhaupt das spärlichste Kapitel in den Briefbänden — zwei schüchterne, schamhaft unbeholfene Werbungsbriefe des jugendlichen Schauspielers sind das einzige, was hierher gehört —, sah Anzengruber immer unter dem ethischen Ge-

sichtspunkt, darin, wie überhaupt in seiner ganzen Kunstauffassung, grundverschieden von den Modernen.

Das führt uns zu seiner Art, die Dinge zu sehen und künstlerisch zu gestalten. Nach dem eben Gesagten wird es ohne weiteres einleuchten, daß er nie, nach Art der von den Franzosen belehrten Modernen, von einem einzelnen Falle oder gar von einer abnormen Stimmung ausging, sondern daß es immer ein sittliches Thema war, das er sich zum Trieb und Ziel seines Schaffens werden ließ. Der artistische Grundsatz, der das Schauen und Darstellen als Selbstzweck der Kunst proklamiert, blieb ihm Zeit seines Lebens unbegreiflich, auch als in den achtziger Jahren so starke Künstler wie Ibsen zu ihm drangen und die junge Dichtergeneration um seinen Segen rang. Aber es würde verfehlt sein zu glauben, daß für die Anlage und Ausführung seiner Gestalten auch er sich nicht der gesunden Methode des echten lebensvollen Realismus bediente. Wie er bereits 1865 den dichtenden Jugendfreund ermahnt, genau die Zeit zu studieren, in der seine Stücke spielen, und auf eine möglichst charakteristische Sprechweise zu sehen, so ist er sich auch noch elf Jahre später, als er sein Leben überblickt, vollauf bewußt, wie starke Hilfen er seinem auf Hören, Sehen und Beobachten angewiesenen Wesen verdankt. Auch verschmähte der Städter es nicht, sich bei dem landeingesessenen Rosegger für seine Bauernkomödie „Der G'wissenswurm" eingehend nach ländlichen Gebräuchen und landwirtschaftlichen Fachausdrücken zu erkundigen, holte sich in wissenschaftlichen Werken Rat über Ceremonien und Gebräuche der katholischen Kirche und sah wie Luther dem gemeinen Mann fleißig aufs Maul, wie er rede.

Doch wußte er auch darin das rechte Maß zu bewahren und hielt sich immer gegenwärtig, daß das letzte und beste von innen quellen müsse. „Das Princip des krassen Realismus einmal aufgestellt," schrieb er 1876 an Julius Duboc, der ihn um ein künstlerisches Spiegelbild gebeten hatte, „und alles Schaffen hat ein Ende. Es begönne statt des Verarbeitens des beherrschten Stoffes zu künstlerischen Gebilden ein Nachschreiben der Natur — wer hat die Hand dazu? —, also ein Nachkritzeln, eine unbeabsichtigte Karikatur, etwa der bekannte ‚Herr Lehrer' auf der Schultafel von Zeichentalenten des Dorfes ausgeführt." Nein, Realismus und Idealismus in eins gebildet — das allein schien ihm das richtige und wahre Kunstprincip. Er seinerseits, betonte er gegenüber Auerbachs idealisierender Methode ausdrücklich, setze sich hin und schaffe seine Bauern so real, daß sie (der Tendenz wegen, die sie zu tragen haben) überzeugend wirkten, und zugleich so viel idealisiert, als dies notwendig war, um im ganzen der poetischen Idee die Wage zu halten. So pflegte er sich zuerst den idealen Bauern aus Hunderten von Begegnungen und Beobachtungen herauszukonstruieren, um ihn dann realistisch nach all den gleichen Erfahrungen zu variieren; ein eigentliches „Studium" aber hatte er ihm nie gewidmet: er faßte ihn mit einem Griffe. Ähnlich behandelte er auch alle seine übrigen Charaktere: er nahm erst den Menschen, hängte ihm ein Standeskleid um und gab ihm dann so viel von der gewöhnlichen lokalen Umgebung, als sich mit den künstlerischen Intentionen verträgt. Für die lokalen Verhältnisse und Umgebungen, für das also, was wir heute mit einem modernen Schlagwort der Kunsttechnik „Milieu" nennen, hatte er seit seinen jugendlichen Übungen im Malen, Meißeln und Radieren immer einen Blick gehabt, um das Nebensächliche, so breit es sich auch machen wollte, sofort aus dem Bilde auszuscheiden und das Unscheinbare, das zierte, rasch auszufinden und ins rechte Licht zu rücken.

Dieses künstlerische Glaubensbekenntnis tröstete ihn auch leicht über das scheinbare Mißverhältnis, daß er, der Bauerndichter, nach Neigungen und Lebensgewohnheiten der eingefleischteste Städter, ja der geschworene Wiener war, dem es zeitlebens nur im Umkreis des Stephanturmes recht wohl werden wollte. Zwischen Rosegger, dem „Troglodyten", und ihm, dem Großstädter mit Leib und Seele, dem die „ländliche Ruhe" schon ein im Hofraum schreiender Slowak störte, kommt es nicht selten zu ergötzlichen Auseinandersetzungen, wenn jener ihm seine „Stubenhockerei" vorwirft. Er trug eben, wie er fröhlich triumphiert, die heiteren Berghöhen selbst im Busen, kletterte in seiner

Stube auf die Berge und brauchte nur die Tagebuchblätter seines Herzens aufzuschlagen, um alle die Gestalten leibhaftig auftauchen zu sehen, die dem Freunde in den steirischen Bergen, auf den Gehöften, bei einsamen Weilern erst begegnen müssen. Das „ästhetische Herbarium“ haßte er deshalb nicht minder, und den kritischen „Dürrkräutlern“ gegenüber blieb er sich in seinem mit den Jahren erhöhten Selbstgefühl, dieser „schönen Gabe Gottes“, allzeit bewußt, daß auch er zu denen gehörte, die berufen seien, das wahrhaft Lebendige, „was im Freien zu unserer Zeit blüht, unsere Sinne und Fühlen erregt“, nicht allein im Rahmen des Volkslebens, künstlerisch zu gestalten.

Daß ihm das gelang, fand er zu seiner Freude immer wieder in den anerkennenden und begeisterten Briefen seines im engsten Verkehr mit der Natur und ihren Menschen aufgewachsenen Freundes bezeugt. Es waren glückselige Stunden in bald wieder recht trüben Jahren, wenn er so fortlaufend die Arbeit an seinen besten Dramen, dem „Meineidbauer“, den „Kreuzlschreibern“, dem „G'wissenswurm“ und dem „Doppelselbstmord“, von der ebenso verständnisvollen wie freimütigen Teilnahme Roseggers begleitet sah. Auch von seinen sonstigen kritischen Freunden, von Bolin, Duboc u. a., empfing er die immer erneute Bestätigung, wie er künstlerisch wachse und reife. Trotz seines Städtertums verstand er seinen Gestalten und Gedanken, wie keiner sonst auf seinem Gebiete, die blühende Farbe der Natur zu geben, seinen Lehren den kräftigen Atem des Lebens einzublasen. Er sieht mit Künstlerfreude, daß seine Werke auch draußen in der Fremde, in der nordischen Natur die Überzeugungskraft der inneren Wahrheit nicht verlieren, und daß das geheime Leben und Weben ihrer Seelen in Alldeutschland verstanden wird.

Er durfte nun endlich wohl auch auf eine entsprechende materielle Verbesserung seiner Verhältnisse hoffen, aber nach den starken Erfolgen der siebziger Jahre folgten bald allerlei zum Teil in der allgemeinen Mißgunst der Zeit begründete Rück- und Fehlschläge: das „Capua der Geister“, das Grillparzer und Raimund hatte verkümmern lassen, schob nun auch seinen Anzengruber auf die Schattenseite des Lebens. Was dieser 1881 in einem Brief an Bolin über den Dramatiker des Habsburgischen Herrschergeschlechtes sagt, paßt wörtlich auch auf den Dichter des österreichischen Bauernvolkes: „Der Mann ist seiner Zeit an der Erbärmlichkeit der österreichischen Verhältnisse zu Grunde gegangen.“ Zu den Drangsalierungen einer engherzigen Censur, die ihm auch in seine besten Erfolge einen Tropfen Wermut mischte, zu dem Mangel an Anerkennung in den maßgebenden Kreisen, zu der kurzsichtigen Verkennung seiner eigensten Berufung und Begabung auch bei guten Freunden gesellte sich das Gespenst der materiellen Sorgen. Fast noch verbitterter als im Elend seiner Jugendzeit schreibt er im Herbst 1875 an Rosegger: „Ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich. Es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon.“ Den „Gottbegnadeten“ zugezählt und auf den Nachruhm bei den Enkeln vertröstet zu werden, erscheint ihm „kein sehr erbaulicher Trost, denn die Eintagsfliegen tanzen recht vergnügt in der Sonne.“

Der Dramatiker insbesondere wurde angesichts der erbärmlichen Theaterverhältnisse immer verzagter; Erzählung und Feuilleton müssen wenigstens über die Not des Tages hinweghelfen. „Es geht in das zwölfte Jahr,“ schreibt er Ende 1881, „seit ich in die Öffentlichkeit getreten bin, und jetzt stehe ich — in Österreich wenigstens — einer Zeit gegenüber, welche meinen Bestrebungen keine Bethätigung zuläßt.“ Er fühlte sich „abgelegt“ und aller fröhlicher Schaffenslust bar. Aber trotz alledem — mochte der „Feldschandarm Sorge“ ihm noch so nahe auf den Fersen sein, „er schüttelte seine Ketten mit Anstand“ und wahrte auch in den verzwicktesten Lebenslagen die litterarische Ehre und die persönliche Charakterfestigkeit. Des leidigen Broterwerbs halber setzte er sich eine Zeitlang sogar ohne viel Gethue in die Redaktion des nichts weniger als erstklassigen Witzblattes „Figaro“, was Rosegger zu den grimmigen Stachelversen veranlaßte:

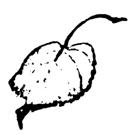
> Der größte Tragiker unserer Zeit,
> Der muß ein Witzblatt machen —
> Ein tragischer Witz, auf meine Ehr,
> Man möchte Thränen lachen.

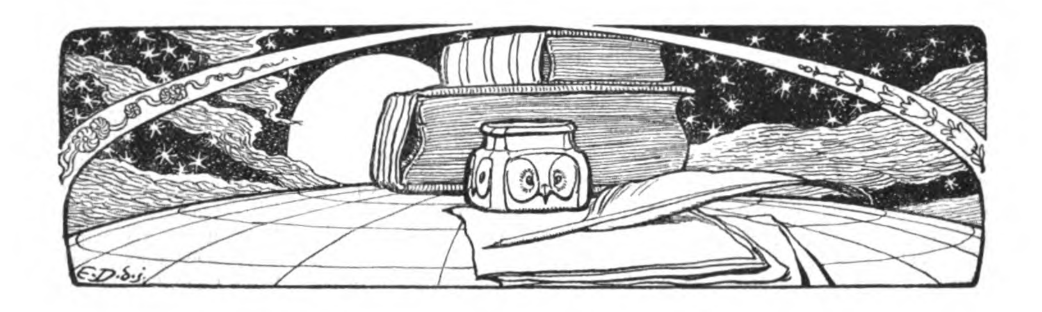
Häusliches Ungemach, häufige Krankheiten seiner Frau — seit 1873 war er verheiratet — und seiner Kinder trugen wenig dazu bei, ihn aufzurichten. Vor allem der Tod seiner Mutter, der treuen Gefährtin seiner jugendlichen Irrfahrten, die er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebte, traf sein unter rauher Schale nur um so weicher und zarter gebliebenes Gemüt mitten ins Herz. Schon 1873, da der Sohn eben anfing, sich in den ersten Strahlen seines jungen Ruhmes zu sonnen, mußte er das geliebte Wesen, „ihm über alles teuer", einem langsamen Siechtum verfallen sehen; erst zwei Jahre darauf erlöste sie der Tod. „Ich habe nicht nur das Weib, das mich geboren, die Mutter, die für mich Unmündigen gesorgt, ich habe," klagt er, „meine beste Freundin verloren, ein Stück meines Herzens, meiner Seele ..." Und noch in seinem Nachlaß fanden sich zahlreiche Zettelchen, auf welchen er der Verewigten immer aufs neue gedenkt. „O, was gäbe ich darum," steht auf dem einen, „ein echtes, edles Frauenherz zu kennen, seit eines, das ich kannte, nicht mehr schlägt."

Man ahnt, worauf das deutet. Am fernen Horizont lauern noch düsterere Wolken. Leiden kommen, die ihn härter mitnehmen als aller Hunger und Frost der Wanderjahre; Seelenschmerzen, die bitterer weh thun als alle Kränkungen der Mitwelt; häusliche Wirren, in denen der mühsam erworbene, mit dem Einsatz übermenschlicher Anstrengung behauptete Herd in Trümmer geht: im August 1889 muß seine sechzehnjährige, kindergesegnete Ehe — ohne eine Spur von Verschulden auf seiner Seite, soviel darf gesagt werden — gerichtlich geschieden werden. Der Dulder, der die Ehe immer als eine sittliche Zusammengehörigkeit von Mann und Weib aufgefaßt hatte, trägt sein schweres Schicksal äußerlich ruhig. Nur wenige, sehr wenige Klagelaute vernehmen die Allernächsten; auch der Herausgeber der Briefsammlung hat in dankenswertem Feingefühl alles unterdrückt, was auf diese tragischen Ereignisse ein zu frühes Licht werfen könnte. Um so erschütternder wirken die halb verwundenen Schreie, die hier und da mitten aus gleichgültigen Berichten des Einsamen durchbrechen. Zäh und tapfer ringt er sich zu neuen Arbeitsplänen empor, aber die Blume war hinweg aus seinem Leben.

Auch die neue Bewegung in der Litteratur, die um die Mitte der achtziger Jahre von Norddeutschland ausging, konnte seinen gelähmten Mut nicht beflügeln, obwohl sie als einen der ersten in schuldiger Achtung und Ehrerbietung auch den österreichischen Volksdichter grüßte. Und doch sollte ihm von hier aus der letzte, seine dunklen Tage durchleuchtende und durchwärmende Sonnenstrahl der Freude kommen. Im November 1888 war am „Deutschen Theater" zu Berlin mit starkem Erfolge Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" aufgeführt worden, die Weihnachtskomödie „Heimg'funden" sollte am „Lessingtheater" folgen. Was er in seiner Vaterstadt vergebens angestrebt hatte, „der Kunst zu dienen" von dem Augenblick an, da er zur Feder griff, das sollte ihm nun in der deutschen Reichshauptstadt vergönnt sein. „In Berlin," ruft er bei Empfang dieser Nachrichten glückstrahlend aus, „läßt man mir Gerechtigkeit widerfahren — dort bin ich wer!" An der geplanten Berliner Reise, die er noch wenige Monate vor seinem Heimgange auf eine freundliche Mahnung Erich Schmidts hin fest in Aussicht gestellt hatte, hinderte ihn der Tod, der ihn am 10. Dezember 1889 schnell und hart antrat.

Was als sein Eigenstes, Persönlichstes und Wahrstes in ihm lebte — erst seine Briefe haben es ganz vor uns enthüllt —, vergißt und verachtet die heutige Generation ebensowenig wie die von 1880. „Unsere Toten sind nicht tot, solange wir leben," hat Anzengruber einmal Rosegger getröstet — solange wir leben, setzen wir hinzu, und die Art derer, die wir liebten, in uns und mit uns.





Litterarische Rundschau

Romane und Novellen

Wenn man dem österreichischen Schriftsteller Otto von Leitgeb nach seinen ersten Romanen und Novellen ein Prognostikon hätte stellen wollen, so würde man schwerlich einen großen, historischen Roman von ihm erwartet haben. Seine besten und individuellsten Gaben schienen vielmehr auf die stimmungsvolle Novelle hinzuweisen und eine mehr vom Gefühl als vom Verstande geleitete Psychologie intimer Seelenvorgänge. Aber Leitgebs Entwickelung ist andere Bahnen gegangen. Seinen vor einiger Zeit hier mit warmer Anerkennung besprochenen Novellenbüchern hat er einen geschichtlichen Roman aus Friaul folgen lassen, dem er den Titel **Sidera cordis** (Sterne des Herzens) gegeben hat (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Die ernsten und umfassenden historischen Studien, die der Verfasser zu diesem in seiner Heimat, den istrischen Küstenländern, während des Reformationszeitalters spielenden Werke in venetianischen Archiven und Bibliotheken gemacht hat, sind dem kritischen Auge unverkennbar, aber der Dichter ist nicht im Milieu und Kolorit stecken geblieben: von dem mit flammenden Farben gemalten Kulturhintergrunde hebt sich um so zarter und tiefer das mit dichterischer Phantasie gestaltete Liebes- und Lebensschicksal des Helden Piero Strozzi, des Sprossen eines mächtigen, aber gesunkenen Geschlechts, und Reneas, der Tochter des Festungshauptmanns von Maran, ab. Doch Leitgebs künstlerischer Ehrgeiz geht über die geschickte Erfindung und spannende Ausgestaltung einer romantischen Liebesgeschichte hinaus. Er läßt sich in den Menschen und Geschicken des Romans zugleich miteinander kämpfende und einander beeinflussende Weltanschauungen spiegeln, und hinter den äußeren Ereignissen gewahrt man einen denkenden, den tiefsten und geheimsten Ursachen des Weltlaufes nachspürenden Geist, der für seine erkennenden oder ahnenden Gedanken oft wahrhaft hinreißende poetische Bilder findet. Der Roman wird eines nachhaltigen Eindrucks gerade auf ernstere und anspruchsvollere Leser nicht verfehlen. — Die epische Kraft, die Kunst des plastischen Zusammenballens, die man dann und wann an dem Leitgebschen Roman vermißt, ist auch der Hauptmangel an Margarethe von Oertzens geschichtlichem Roman **Auf der grünen Gotteserde** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.), der zu derselben Zeit, also gleichfalls im sechzehnten Jahrhundert spielt und einen ähnlichen Konflikt zwischen Liebe und politischem Beruf darstellt. Diesen künstlerischen Mangel, der manchmal recht empfindlich wird, ersetzt er durch das heimische Interesse, das deutsche Leser an seiner Handlung nehmen werden. Der eigentliche Held ist nämlich, wie in Schillers „Tell“ und in Hauptmanns „Webern“, keine einzelne historische oder erdichtete Persönlichkeit, sondern ein ganzer Stamm oder doch ein ganzer Stand: der erwachende Freiheitsdrang und das emporstrebende Selbstgefühl des deutschen Bauernstandes zur Zeit der Reformation. Die Verfasserin hat sich auf dem von ihr gewählten Felde möglichst heimisch zu machen gesucht; schon ihr Bauerndrama „Heimkehr“ bewies es. Auch in dem Roman zeigt sie, daß sie das Bauerngemüt aus intimeren Quellen kennt als aus historischen Dokumenten: aus mitfühlendem Verständnis für die komplizierte Natur ihrer Helden hat sie wenigstens ein paar Gestalten hingestellt, die Kraft und Wahrheit haben. Eine straffe, gedrungene Ausdrucksweise, die zuweilen nicht unvorteilhaft an die Holzschnitte der Reformationszeit erinnert, kommt der Darstellung sehr zu gute. — Mit Menschen des siebzehnten Jahrhunderts beschäftigt sich Adolf Voegtlin in seiner Novelle **Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen** (Leipzig, H. Haessel), die bereits in dritter, durchgesehener Auflage vorliegt. Das in seinem ganzen Gepräge liebenswürdige und ansprechende Buch ist den Manen Konrad Ferdinand Meyers gewidmet und macht in einzelnen Zügen der Schule des großen Meisters der historischen Novelle keine Unehre; aber im ganzen scheint es

sich mir doch mehr der bescheideneren Art Riehls zuzuneigen und mehr aus der Freude des Kulturhistorikers am anheimelnden Reiz des Antiquarischen als aus der starken Liebe des schöpferischen Dichters entsprungen zu sein. — In Ernst Wicherts nachgelassenem Roman **Die Thorner Tragödie** (Dresden, Carl Reißner), der den achtzehnten Band seiner Gesammelten Werke bildet, spürt man die langsam ermüdende Hand des Alters. Besonders wollen mir die mit den historischen Ereignissen oft nur lose verwobenen Einzelschicksale nicht lebendig und individuell genug ausgestaltet erscheinen; aber in der Kenntnis der Zeit — mit der „Thorner Tragödie" ist das Blutbad gemeint, das die polnische Regierung zur Strafe für die Erstürmung des Jesuitenkollegs am 7. Dezember 1724 veranstaltete, und dem der Bürgermeister der Stadt, Joh. Gottfr. Rösner, nebst neun Bürgern der Stadt zum Opfer fiel —, sowie in der Schilderung der eigenartigen Mischbevölkerung und der dadurch erzeugten, heute noch fortwirkenden Verhältnisse bewährt sich die Meisterhand des Verfassers der „Litauischen Geschichten". Auf friedlicherem und idyllischerem Gebiete wird Wichert den Lesern der „Monatshefte" demnächst in einer Novelle begegnen, die wohl das Letzte ist, was seine rastlose Feder hervorgebracht hat, und die nun wie ein Abschiedsgruß wehmütig-still zu uns herüberwinkt. — Herrscht bei Wichert immer eine gewisse verstandesmäßige Nüchternheit vor, die uns über den „Dichter" nie den ruhig wägenden „Richter" vergessen läßt, so schildert Georg Stellanus (Graf Georg Holtzendorff), der dem Publikum gewiß als Verfasser des gemütvollen und herzensfröhlichen Buches „Weihnachten auf Wildegg" bekannt ist, in der behaglichen, humorgesättigten Weise Raabes, auch wo er, wie in seinem zweibändigen Roman **Blau und weiß** (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow; geb. 10 Mk.), einen halb historischen Stoff ergreift und sich seine Helden in den militärischen Kreisen sucht. Denn der Titel des Romans bezieht sich auf die blau und weiße Uniform eines Dragonerregiments in einer kleinen sächsischen Garnison (Pirna) vor dem entscheidungsreichen Jahre 1866. Mit sichtlicher Freude, die manchmal vielleicht etwas gar zu sehr in volkstümlichen Bräuchen und Eigentümlichkeiten schwelgt, verweilt der Verfasser im ersten Bande bei den Kleinen im Geiste, um eigentlich erst im zweiten Bande, dessen Handlung mit dem Reiterregiment in die sächsische Residenzstadt übersiedelt und nun bis in die höchsten Gesellschaftskreise hinaufgreift, das eigentlich Romanhafte in sein Recht treten zu lassen. Zu bedauern haben wird man das nur aus rein künstlerischen Gründen der Komposition, während gerade da, wo der Verfasser seinem Fahrzeug mehr Ruhe gönnt, eine blühende Fabulierungskunst für den Mangel an äußerer dramatischer Handlung reichlich entschädigt. Denn nicht um jene billige Situationskomik handelt es sich in dem Roman von Stellanus, die uns sonst gewöhnlich für „Militärhumoresken" leider charakteristisch erscheint, sondern um den tieferen Charakterhumor, wie er aus den Menschen selbst hervorquillt. Damit soll freilich der psychologischen Motivierungskunst des Verfassers noch kein allzu überschwengliches Zeugnis ausgestellt werden; er läßt sich manchmal in der Häufung von Zufälligkeiten und Bequemlichkeiten gar zu sehr gehen. Aber diese behagliche Sorglosigkeit, der es wenig um äußere Effekte, sondern immer nur um die stilleren Gemütswirkungen zu thun, ist es doch auch, die die Lektüre des Romans so erquicklich macht. Der Verleger hat, wie allen seinen Verlagswerken, so auch diesem eine ebenso ansprechende wie angemessene Ausstattung zu teil werden lassen.

Den geschichtlichen Erzählungen treten die ethnographischen zur Seite, die sich naturgemäß in der Mehrzahl auf den Umfang von Novellen beschränken. Karl Emil Franzos ist wohl derjenige, der sie zuerst bei uns eingeführt und ihnen mit Erfolg Bahn gebrochen hat. Seine **Juden von Barnow**, an die wir durch die kürzlich ausgegebene siebente Auflage erinnert wurden (Berlin, Concordia), sind bisher das unerreichte Muster dieser Gattung geblieben. In fast zwanzig Sprachen übersetzt, genießen sie heute einen internationalen Ruhm. Vieles davon fällt auf die Eigenart der Gattung, auf den bloßen Stoffreiz — denn wenn es dem Verfasser auch nicht um ein Gesamtbild des polnisch-jüdischen Lebens in Halb-Asien zu thun ist, so giebt er doch scharf umrissene novellistische Ausschnitte aus dem podolischen Judentum, die trotz ihrer streitbaren Tendenz den Stempel der Wahrheit an der Stirne tragen —, aber auch rein künstlerischer Wert ist dem Buche nicht abzusprechen, und die leidenschaftliche Innigkeit der Liebe und Bewunderung für deutsches Wesen, als Reaktion nur zu erklärlich, wird auch heute noch ihres Eindrucks nicht verfehlen. — Neuerdings hat Franzos eine Art Nachfolger in seinem österreichischen Landsmann Otto Hauser gefunden, der eine größere Serie **Ethnographischer Novellen** ankündigt (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.; geh. Mk. 1,80). Nur tritt Hauser nicht vom Leben und von der Erfahrung, sondern mehr von der Studierstube aus an seine gar mannigfachen Stoffe heran. Er selbst bezeichnet diese Novellen, von denen uns das erste Bändchen vorliegt, als eine bunte Mischung, in der sich die grönländische Robbe mit der chinesischen Insel Pung-Lai zusammenfindet, als Früchte ausgebreiteter folkloristischer (volkskundlicher) Studien, die ihn mit der Sprache, den Sagen, dem Volksleben zahlreicher Nationen und Stämme eingehend vertraut gemacht haben. Daß dergleichen Zwitterbildung bleiben muß, wird sich der Verfasser selbst nicht verhehlen; trotz einer nicht gewöhnlichen Phantasie und einer sehr geschickten Sprachbehandlung, die nicht wenig zur lebendigen Zeichnung des Milieus und der Stimmung beiträgt, haben solche Versuche mehr lehrhaften als künstlerisch-litterarischen Wert. — In gewissem Sinne verwandt mit den Hauserschen Novellen, die in die Seele fremder Länder und Völker einzudringen suchen,

sind die **Pariser Novellen** von Felix Hübel (Leipzig, H. Haessel), einem Schriftsteller, der vorher schon durch eine kleine Sammlung stimmungskräftiger und psychologisch feinsinniger **Gespenstergeschichten** (ebenda) die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Offenbar nach französischen Vorbildern zeichnet uns der Verfasser hier in leichten, feinen Strichen auffallende, anfangs rätselhafte, dann allmählich sich mehr und mehr erschließende Erscheinungen der französischen Hauptstadt, die, abgesehen von den Abnormitäten der psychologischen Probleme, ihren Hauptreiz in dem Milieu haben. Ein neuerer Roman desselben Verfassers sei hier gleich erwähnt, obwohl er — schon sein Titel **Und hätte der Liebe nicht** (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.; in modernem, schlichtem Geschmack ausgestattet) sagt das — eigentlich in einen anderen Zusammenhang gehört. Auch die neue Arbeit wieder zeugt in der Darstellung von großen Fortschritten, aber auch diese wird man nicht zum geringsten Teil auf die Rechnung französischer Vorbilder setzen müssen. Es ist wenig Gesundes in Hübels mannigfach variierter Liebesauffassung und -darstellung, desto mehr Gesuchtes und künstlich Gequältes in den absonderlichen Menschen, die uns trotz aller Geschicklichkeit ihres Erfinners nicht glaubhaft erscheinen wollen.

Ein ganz besonderes und eigenartiges Thema stellt sich Max Eyth, der Verfasser des namentlich in Technikerkreisen viel gelesenen Buches „Hinter Pflug und Schraubstock“, wenn er in seinem, übrigens in unserer letzten Weihnachts-Rundschau schon rühmend erwähnten Roman **Der Kampf um die Cheopspyramide** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg., zwei Bände; geh. 6 Mk., geb. 8 Mk.) das moderne Ägypten zum Schauplatz nimmt. „Roman“ ist freilich als Bezeichnung für Eyths Buch kaum die zutreffende und erschöpfende Bezeichnung. Vielmehr bietet es eine weniger durch seine Handlung als durch die Persönlichkeit des Verfassers zusammengehaltene interessante Mischung von Natur- und Volksschilderungen, von Beobachtungen, Erlebnissen, Erfahrungen, kulturgeschichtlichen Bildern und Betrachtungen. Namentlich alle im realen Berufsleben stehende Leser werden bleibende Anregungen von der Lektüre erhalten. Vergangenheits- und Gegenwartsinteressen stoßen hier zündend aufeinander; Morgen- und Abendland messen sich miteinander. Doch der Inhalt ist schon früher genügend gekennzeichnet worden (Januarheft 1902, S. 610); hier sei nur nochmals auf die gehaltvollen Gedanken über moderne Kultur und Civilisation, vor allem aber auf die weiten Perspektiven hingewiesen, die sich in dem seltsamen Buche eröffnen und die gerade männliche Leser besonders anziehen und festhalten werden.

Wir haben es uns heute gründlich abgewöhnt, männlichen Verfassern männliche, weiblichen weibliche Themata zuzuerteilen; denn oft genug müssen wir erfahren, daß ein männlicher Schriftsteller eine viel weichere Feder führt als manche seiner weiblichen Kolleginnen. Und doch bleibt eine gewisse Scheidung zwischen den Geschlechtern auch in der litterarischen Stoffwahl bestehen, die nicht nur ihr Natürliches, sondern im allgemeinen auch ihr Gutes hat. Manchmal freilich geraten Schriftstellerinnen gerade da, wo sie Stoffe aus der weiblichen Sphäre suchen, am leichtesten ins Maßlose und Extreme. Das sind dann aber schwerlich die besten. Mit einer neuen Auflage ihrer „Charakterzeichnungen“ **Vom Weibe** (Berlin, S. Fischer; geb. 2 Mk., mit einer geistreichen Umschlagzeichnung von Otto Eckmann) ruft sich uns Maria Janitschek in die Erinnerung zurück. Und in der That: dies Buch mit den „sieben kleinen Seelchen“, die darin ihren Hexentanz aufführen, ist und bleibt die Signatur ihres ewig aufgeregten, sich selbst zu steter Nervosität emporpeitschenden Wesens. Für das Unkünstlerische ihrer Tendenz spricht schon das gezierte Vorwort, das sie ihrem „Büchlein“ mit auf den Weg giebt. „Wage dich wieder frisch hinaus. Du wirst, wie deine erste Auflage, verdammt und verketzert und — gekauft werden. Ich kann nicht sagen, daß mich das letztere besonders erfreute. Muttergefühle habe ich nie für dich besessen. Ein Markstein meines Schaffens warst du mir keinen Augenblick. Dazu habe ich dich zu leicht in die Welt gesetzt ... Man hat mir vorgeworfen, ich hätte mit diesen sieben, an leichten ethischen Schönheitsfehlern leidenden Seelchen den Typus Weib charakterisieren wollen. Das ist ungefähr so, als ob man Teniers oder Ostade den Vorwurf machte, das niederländische Volk beschimpft zu haben, weil sie auf einigen ihrer Bilder dem Bacchus opfernde Gesellen mit roten Nasen gemalt haben.“ Verdammen und verketzern wird man das Buch? Ich glaube kaum: wir haben es heute mit so viel ernsten Schriftstellerinnen zu thun, die es bei aller Leidenschaftlichkeit des Empfindens nicht nötig haben, sich immer nur im lauten Wirbel ihrer eigenen Eitelkeit zu drehen, daß ein neu aufgelegtes Buch einer im Grunde so spielerischen, stillosen und äußerlichen, man möchte sagen: anekdotischen Erotik große Erregung hervorzurufen vermöchte. — Das Weib und nur das Weib bleibt auch das Thema in Maria Janitscheks neuem Novellenbande **Frauenkraft** (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus; 3 Mk.), nur daß hier der Versuch gemacht ist, die Heldinnen — denn etwas heroisch Herrschendes haben ihre Frauen immer, auch wo sie den Männern oder den Verhältnissen unterliegen — anschaulicher zu gestalten, ihnen etwas Besonderes zu geben, was sie von der Individualität der Verfasserin unterscheidet. Aber gerade daran bricht sich ihre Kunst die Flügel. Ehe die Gestalten anfangen, sich vor unseren Augen zu runden, hat sie die nervöse Hast der Verfasserin schon wieder zerschlagen.

In der wirren Form, aber auch in der Wahl der Stoffe zeigt sich mit Maria Janitschek eine jüngere Schriftstellerin verwandt, von der man nach einer vor längerer Zeit erschienenen Gedichtsammlung **Am Scheidewege** (Berlin, Schuster u. Loeffler; zweite, vermehrte Auflage), einer trotz gewisser dilettantischer Formtrivialitäten starken

Talentprobe, auch im Novellistischen Gutes hätte erwarten dürfen. Doch bedeutet Thekla Lingens Novellensammlung **Die schönen Frauen** (ebenda) eine arge Enttäuschung. Die acht Sächelchen, sämtlich Studien zur Psychologie der Frau, sind nicht nur unfertig nach Inhalt und Form, sondern auch herzlich unbedeutend. Die unverstandene, neben einem unwürdigen Gatten unbefriedigt dahinlebende Frau — es gehört heute schon sehr viel Originalität dazu, diesem abgenutzten Thema neue, fesselnde Seiten abzugewinnen. Mit der bloßen Sehnsucht nach den Höhen und Tiefen des „herrlichen, großen, grausamen Lebens", die in den Gedichten manchmal berauschenden Ausdruck gewinnt, ist es in der Novellistik nicht mehr gethan, auch mit den Ausbrüchen der Empörung nicht, die die Verfasserin ihren „Schönen Frauen" so überreichlich in den Mund legt. Schildert uns diese Frauen, ihr ewig Anklagenden, nach dem, was die vielgeschmähten Vorurteile der Gesellschaft und des Lebens an Gutem, Schönem und Großem in ihnen verschüttet oder vernichtet haben, und wir werden mit ihnen fühlen — aber Lamentationen oder spielerische psychologisch-physiologische Geistreicheleien, die um eine verblüffende Pointe ihre Seele verkaufen, wie die erste gar in dramatischer Form dargebotene Nichtigkeit es thut, haben in der Kunst keinen Kurswert.

„Ja, ja, sie verheiraten uns. Da ist keiner, der uns warnte: du bist noch so jung, überleg es dir, warte noch, prüfe noch, lerne andere kennen. O nein! Sowie ein Freier, ein Versorger kommt, stoßen sie uns zu ihm hin. Und wir mögen dann zusehen, wie wir mit ihm und mit dem Leben fertig werden." Es ist immer dieselbe Klage, auch in der Novellensammlung Emil Marriots (Emilie Mataja), die ihr Signet schon im Titel trägt: **Schlimme Ehen** (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.). Anfangs scheint es fast, als wollte die Wiener Schriftstellerin einmal den Spieß umkehren: ihr Einleitungsstück „Meine Frau" entwirft die Charakteristik einer selbstgenügsamen, in Tugend und Tüchtigkeit erstarrten Dutzendfrau, wie man sie bei der in leidenschaftlichen Anklagen gegen die Männerwelt schwelgenden Verfasserin der „Starken und Schwachen" nicht vermuten sollte. Aber schon die zweite Novelle „Die Mutter ist fort" enthüllt uns ihr wahres Gesicht. „Warum verlangt die Welt immer nur von den Frauen die sittliche Reinheit? Eine Frau, und die Ehe brechen? Pfui, wie gemein! Aber sie, die gestrengen Ehemänner, haben sich vor der Ehe ausgelebt und ausgetobt, treten müde und verbraucht in die Ehe und wollen Ruhe haben und Behaglichkeit. Die Frau dagegen, das ist etwas ganz anderes, die muß und soll an dem einen Mann genug haben ihr Lebelang. Keine Vorgänger und keine Nachfolger! Bei dem Gatten ausharren, auch wenn er einem verhaßt und widerwärtig geworden ist ..." Die Mutter befreit sich aus den Fesseln, von einem „späten Glück" emporgetragen; die Tochter geht stillverblühend in Enttäuschung und Entsagung daran zu Grunde — aber die Frau ist dort wie hier „der betrogene Teil", von den Männern heißt es allenfalls einmal, daß sie immer die Frauen haben werden, die sie verdienen. Das alles könnte trotz des Hergebrachten lebendiger und beredter wirken — denn die Verfasserin hat offenbar viel gesehen und beobachtet —, wenn nicht die Technik zuweilen recht altmodisch wäre und die Erfindungen meistens geradezu paradigmenartig auf den zu beweisenden Satz zugestutzt erschienen. — Und doch ist derselben Verfasserin wenig später ein Buch gelungen, das als reifes, starkes Kunstwerk gelten darf. Emil Marriots Roman **Menschlichkeit** (ebenda) behandelt ein gewagtes Thema: Ein junger Arzt hat einmal, um ein junges Mädchen von ihrem Verhängnis, der Zerstörerin all ihrer Lebensfreude, ihrer eigenen, grausam harten Mutter, zu befreien, dem Willen des Schicksals vorgegriffen und durch einen allzu kühnen Operationsschnitt dem Meister Tod ins Handwerk gepfuscht. Das wird bitter an ihm gerächt. Das junge Wesen, für das er diesen Schritt vom Wege that, wird später seine zärtliche Frau und die noch zärtlichere Mutter seines Kindes, nicht aber die treue Kameradin und Gefährtin all seiner Lebensmühen und -sorgen, wie er sie wohl erhofft und verdient hätte. Ihr fehlt der rechte Glaube an ihn, die feste, frohe Zuversicht der starken Liebe; all ihre Zärtlichkeit erschöpft sich mehr und mehr im Kinde. Und als dieses von einem gefährlichen Diphtheritisanfall heimgesucht wird, entflieht sie in einem unbewachten Augenblick mit dem Kranken, in dem Wahne, es vor ihrem Manne, vor des Kindes eigenem Vater und seinen mörderischen Mitteln retten zu müssen ... „Das Schicksal ging seinen Rachegang und zeigte dem Manne, daß man es nicht ungestraft in die Schranken fordert." Das Kind stirbt, die Mutter folgt ihm in wenigen Tagen nach, der Mann bleibt als Einsamer und Verdammter zurück. Ein starker, großer Frauencharakter geht über seinen Weg; an seiner Seite hätte der Arzt das wahre Glück finden können, in seinem Beruf wie in seinem Hause, ein Glück, das ihm nun, an der Seite eines nur in schwächlicher Zärtlichkeit lebenden Weibchens zerrann. Auch in diesem Roman verbirgt sich die Tendenz nicht ganz, aber die Menschen und ihre Schicksale sind in solcher lebendigen Fülle und Wahrheit geschildert, daß das rein menschlich Ergreifende überwiegt und wir von dem Buche mit einem Gefühl andächtiger Ehrfurcht vor den himmlischen Mächten, die unser Leben regieren, und die uns hier als Schicksalswalter entgegengetreten sind, Abschied nehmen.

In oft allzu leichtem Feuilletonstil thut ernste und heitere Dinge des weiblichen Herzens A. Hauschner in einem Plauderbuche ab, das sich **Frauen unter sich** nennt (Dresden, Carl Reißner; geh. 2 Mk.). Es ist eine bunte Schüssel von recht verschiedenen Gerichten, die auch in ihrem Werte sehr ungleichartig sind. Satire, Ironie mit und ohne tiefere Bedeutung. Hohes und Niederes, Sittliches und Moralisches, Hygienisches und Ästhe-

tisches, Pädagogisches, Sociales und Gemütliches wird in diesen zwölf „Gesprächen" behandelt. Manches davon vermag in der weiblichen Leserwelt gewiß zum Nachdenken anzuregen, anderes wird noch schneller verwehen und vergehen, als es entsprossen ist: Feuilleton heißt eben „Blättchen" — auch in Buchform gepreßt, halten sich derartige lose Dingelchen nicht lange.

Eine Virtuosin in der Ergründung ihrer weiblichen Charaktere, die meist recht kompliziert erscheinen, ist Anselm Heine (Selma Heine). Daher hat sie gleich in ihren Erstlingsarbeiten, Künstlergeschichten, in die sie das Symbolische stark hineinspielen ließ, starke Erfolge erzielt. Diese Feinheit in der Erfassung und Motivierung ihrer Gestalten verläßt sie auch in der Novellensammlung **Auf der Schwelle** nicht (Berlin, Gebrüder Paetel), obwohl hier ihre Künstlergestalten an einer Überfeinerung zu leiden anfangen, die wider die Wahrheit sündigt. Das Buch will in auserlesenen, vom Alltagsgetriebe erlösten Stunden genossen werden, still für sich muß man darin lesen, dann spricht aus den zarten Geschichten eine Sprache, die an die Seele der Dinge heranführt und die uns auch da noch an einen echten Dichter glauben läßt, wo die unmittelbare Wirkung im einzelnen ausbleibt.

Anselm Heine hat in ihrer feinen und leisen Art, Menschen nachzugehen und sie verstehen zu lernen, eine Gefährtin, die ihr in dieser Kunst reichlich die Wage hält, aber gleich ihr dem Romanhaften den schuldigen Tribut verweigert: Lou Andreas Salomé. Ihrem geistvollen Novellenband **Ma** (Stuttgart, J. G. Cotta; Preis Mk. 2,50) giebt sie den treffenden Untertitel „Ein Porträt". Die sorgsame, hingebungsvolle Nachzeichnung lieber Züge, die die Verfasserin offenbar leibhaftig vor sich gesehen hat, ist der entscheidende künstlerische Eindruck, den man von diesem Buche behält. Sehr viel Intimes, Tiefes und Zartes ist in dies Bildnis der jungen, mit ihren Töchtern lange schwesterlich, dann erst mütterlich entsagungsvoll fühlenden Mutter hineingezeichnet; aber auch hier knüpft die Verfasserin zwischen sich und den Lesern nur zarte Fäden, um zu sich herüberzuziehen und an ihre Gestalten zu fesseln. Wer zu dieser zurückhaltenden Art nicht von vornherein eine gewisse Verwandtschaft in sich fühlt, mag das „Porträt" kaum zu rechtem Leben erwachen sehen; dem freilich, „der Musik hat in ihm selbst", wird das sanfte, heimliche Lied nur um so melodischer erklingen. Die Künstlerin ist nun Mutter zweier Töchter, auf die sie stolz sein darf: ihrer „Ruth" reicht „Ma" ebenbürtig die Hand.

F. D.

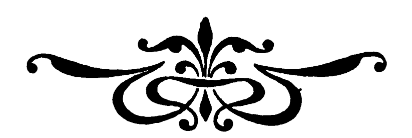
Von dem Leipziger Nervenarzt Dr. P. J. Möbius liegen zwei Schriften zur Besprechung vor. Die wertvollere ist betitelt **Über die Anlage zur Mathematik** und von der Verlagsbuchhandlung (J. A. Barth in Leipzig) mit Abbildungen und auch sonst aufs prächtigste ausgestattet. In diesem Buch wird nichts Geringeres behauptet, als daß Galls verrufene Organologie gewisse Wahrheiten enthalte. Darauf bezieht sich zunächst eine allgemeine Darstellung und Kritik der Gallschen Lehren, die wir heutzutage, den einst gewaltig tobenden Kampf von fernher übersehend, mit gelassenem Interesse verfolgen können. Es unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr, daß die Phrenologie auf richtigerem Wege gewesen ist als ihr Überwinder Flourens. Denn Flourens meinte, daß jedes Stück des Großhirns an allen seelischen Vorgängen, an jeder beliebigen Wahrnehmung und jeder Willensregung den gleichen Anteil habe, daß demnach mit der Entfernung eines beliebigen Hirnteils alle Seelenthätigkeiten in gleichem Maße geschwächt werden. Das ist nunmehr endgültig als falsch erwiesen. Gall hat schärfer gesehen. Er hat als Erster in den Hirnwindungen das Organ der Seele entdeckt, hat erkannt, daß die Windungen funktionell nicht gleichwertig sind, und hat die durchgängige Faserung des Gehirnmarkes nachgewiesen. Es fragt sich aber, ob er auch darin recht behält, daß er für die zusammengesetztesten Seelenfähigkeiten einzelne Stellen und Faserbündel des Gehirns in Anspruch nahm. Möbius will es uns glauben lassen und sucht es für die Anlage zur Mathematik wahrscheinlich zu machen. Bei allen großen Mathematikern beobachtet man eine körperliche Besonderheit: eine ungewöhnlich starke Entwickelung des oberen äußeren Augenhöhlenwinkels, namentlich auf der linken Seite des Kopfes. Die Ursache dieser sichtbaren Bildung vermutet Möbius in einer ungewöhnlichen Entwickelung des vorderen Endes der dritten Stirnwindung. Man mag fürs erste über die Beweiskraft seiner Darlegungen verschiedener Meinung sein: auf alle Fälle bieten sie der Prüfung einen festen Punkt, an dem angesetzt werden kann. Die Wahl gerade des mathematischen Talentes erscheint uns als überaus glücklich. Soweit es nämlich überhaupt möglich ist, eine höhere seelische Anlage aus dem Ganzen der Seele herauszulösen, kann es hier geschehen. Stark entwickelte mathematische Fähigkeiten finden sich bei verhältnismäßigem Tiefstand des Intellekts; reifste Ausbildung der Vernunft geht oft genug Hand in Hand mit völliger Verständnislosigkeit für Mathematik. Da die Welt der Mathematik für sich steht, mehr ein Aufenthalt der Geister als der Menschen, frei von allen Qualitäten der Wirklichkeit, so ist gerade für sie noch am ehesten ein besonderes Seelenorgan glaubhaft.

Mit minderem Vergnügen berichten wir von der zweiten Schrift **Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes** (Halle a. S., Karl Marhold). Was verbirgt sich hinter diesem revolutionierenden Titel? Eine Zusammenstellung aller der bekannten Behauptungen, aus denen die natürliche und bleibende geistige Minderwertigkeit des Weibes hervorgehen soll. Das Weib ist berufen, Mutter zu sein, und alles, was sie daran hindert — Damenwirtschaft einerseits, übermäßige Gehirn-

arbeit anderseits —, ist verkehrt und schlecht. Eigenart und Reiz des Weibes ruht in seinem Instinkt: er macht es sicher und heiter, zugleich aber unselbständig und tierähnlich. Frauen sind in der Regel zanksüchtig und schwatzhaft, unfähig, Wichtiges vom Unwichtigen zu trennen; aus diesen wie aus verwandten Gründen sollten sie vor Gericht als Zeuginnen nur mit Vorsicht aufgenommen, als Angeklagte möglichst milde behandelt werden. Jeder, der es mit ihnen gut meint, müßte sie vor der gegenwärtig drohendsten Gefahr, vor dem Intellektualismus, schützen. — Wenn der Verfasser einmal in Dessoirs Geschichte der neueren deutschen Psychologie (2. Aufl. I, 476 ff.) hineinblicken wollte, so würde er dort nachgewiesen finden, daß dergleichen schon vor hundert Jahren gesagt worden ist. Sind wir inzwischen wirklich nicht weiter gekommen? Hat es einen Zweck, der unbewiesenen persönlichen Anschauung öffentlichen Ausdruck zu leihen, zumal einen so plumpen und witzlosen? Was der Verfasser hat drucken lassen, besitzt keine höhere Bedeutung als ein Gerede am Biertisch. Die Art, wie er Menschen und Probleme abthut, die ihm unangenehm sind, geht aus einer Nebenbemerkung hervor, welche Ibsens „Nora“ betrifft. Mit größter Unbefangenheit nämlich dekretiert er: „Was Ibsen sich eigentlich dabei gedacht hat, weiß ich nicht; man bekommt ja in der Regel nicht heraus, was der Apotheker-Dichter will.“ So urteilt der Verfasser eben überhaupt von allem Feinen und Schwierigen. M. D.

* *
*

Von der neuen revidierten Jubiläumsausgabe des **Brockhausschen Konversationslexikons** sind jetzt im neuen, modernen Gewande die ersten fünf Bände da, von denen der letzte als Markstein seines Umfangs und Inhalts die beiden Stichwörter: Deutsches Volk — England aufweist. Diese gewiß nur zufällige und äußerliche Aktualität dürfen wir doch auch als Symbol innerer Zeitgemäßheit nehmen, wie ein Blick in diejenigen Artikel, die jetzt im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, und eine Vergleichung der neuen mit der vorausgehenden Ausgabe zur Genüge beweist. Doch immer noch darf Gründlichkeit und Tiefe besonders in allen geschichtlichen und ästhetischen Gegenständen als vornehmste traditionelle Tugend auch des jüngsten Brockhaus gelten. Kapitel wie die über deutsche Kunst, deutsche Musik, Deutsches Reich u. s. w., die sich zu eigenen kleinen Monographien auswachsen, sind Muster einer möglichst erschöpfenden und doch klar und leicht übersichtlich bleibenden encyklopädischen Behandlung. Am augenscheinlichsten sind die Fortschritte, die Brockhaus in der praktischen Behandlung seiner Artikel gemacht hat. Wenn man z. B. das Stichwort „Deutsche Konsulate“ nachschlägt, so findet man an dieser Stelle nicht nur eine historisch-politische Abhandlung über den Begriff und die Institution selber, sondern auch ein vollständiges Verzeichnis all der Orte, an denen sich deutsche Konsulate befinden. Das gleiche Princip waltet im allgemeinen auch über die Abbildungen, doch hat hier die Neuzeit mit ihrem ausgeprägten Anschauungsbedürfnis eine wichtige und außerordentlich charakteristische Neuerung hinzugebracht: Brockhaus wählt seine von Ausgabe zu Ausgabe reicher werdenden schwarz-weißen und farbigen Abbildungen, Tafeln und Tabellen nicht allein aus Rücksicht auf Erklärung und Erläuterung, sondern benützt sie auch zur Belebung und zum künstlerischen Schmuck des Textes. So finden wir z. B. die Chinesische Kunst durch bunte Abbildungen illustriert, einzelne Künstlerartikel von den Reproduktionen der Hauptwerke (Gemälde, Statuen u. s. w.) begleitet. Gerade den abseits von den großen Bildungsstätten wohnenden Benützern wird diese Neuerung wertvoll sein.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

XCII. Band
Heft 549

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Juni
1902

Arbeit mein Opium

Roman

von

Ilse Frapan-Akunian

III.

Josefine hatte immer wesentlich in Männergesellschaft gelebt. Schicksal oder eigene Neigung oder beides abwechselnd hatte sie mehr den Frauen entfernt, den Männern genähert.

Früh verlor sie die Mutter, früh wendeten sich die Schwestern von ihr ab.

Ein kluger, guter Vater, der sich treu bemühte, ihre Gaben zu entwickeln, ein strebsamer Bruder, der mit ihr lernte, gaben ihr Ersatz für die Verlorenen. Als der Bruder in jungen Jahren auf Java verunglückte, wohin eine Studienreise ihn geführt, schloß sie sich mit schwesterlicher Neigung an einen Freund des Verstorbenen, dachte, fühlte mit ihm. Der Freund war es, durch den sie Georges Geyer kennen lernte, den einzigen Mann, der sie weder durch seine Gespräche noch durch seinen Interessenkreis angezogen hatte, sondern den sie mit elementarer Leidenschaft liebgewonnen, ohne sich je über ihre Liebe Rechenschaft geben zu können. Zwei gleich heftige Temperamente waren von einer Flamme entzündet worden. Die Flamme erlosch bald bei dem Manne, um eine unselige, verdeckte, glimmernde Gier zu hinterlassen, die sein Leben verdarb und das seiner Frau und Kinder. Die Liebe der Gattin nährte sich von Erinnerung und Hoffnung und von einem zornigen, eifernden Mitleid für den Ausgestoßenen. In allem Elend fühlte sie sich ihm gegenüber als die Starke, die Stützende, die Schützende.

Längst hatte sie aufgehört, für sich von ihm das Geringste zu fordern, ja nur zu erwarten. Von ihm oder von irgend einem anderen Manne, außer von dem Vater.

„Geben! geben! nur immer geben! Meine Arbeit, meine Gedanken, meine Seele, mein Blut! Es ist gut, daß ich etwas zu geben habe. Es thut wohl, dem Sturm die Brust zu bieten."

Und lächelnd gedachte sie ihrer Kindheit und der Begeisterung, mit der sie einmal als kleines Mädchen einen schweren Pack für ihren Vater getragen. Es waren Bücher, und der Vater war auf der Versuchsstation, draußen vor der Stadt, hatte aber längst diese Bücher erwartet.

Der Sturm hatte sie vom Wege abgeblasen, als sie, ihr Bündel fest an die Brust gedrückt, die steile, frischbeschotterte Straße hinaufgeklettert war. Der Sturm hatte ihr den Hut entrissen und ihn weit über die Matten entführt, und sie hatte ihm mit dem schweren Pack nachspringen müssen, und das Herz hatte ihr vor Entzücken geklopft, daß der Pack so schwer und daß die Straße so steil war. „Mit der Brust gegen die Winde," das hatte schon das kleine Mädchen gefühlt.

Und als sie endlich beim Vater angekommen, da hatte er sie ausgelacht und gesagt: „Wohl! wohl! trag sie nur heim. Hier zwischen den Samenbeeten ist's nichts mit dem Lesen.“ Und munter hatte sie wieder aufgepackt und war mit ihrer Last bergab gesprungen.

Damals war der Vater für sie der erste aller Menschen gewesen.

Später waren es die großen Dichter und Künstler, die sie mit Anbetung verehrte, lauter Tote oder Niegesehene.

Dann, eine Weile, war es Georges ...

Und dann, nach zwei, drei Jahren ihrer Ehe, gab es für sie nichts Verehrungswürdiges mehr, weder bei Männern noch bei Frauen, gab es für sie keinen Menschenglauben, keine Hoffnung auf die Zukunft mehr. Nichts war ihr geblieben als der alte instinktive Drang, sich zu bethätigen, etwas zu sein, etwas zu geben.

Und von diesem Drange hatte sie gelebt bis zu jenem Tage, da eine Hand aus dem Nebel, eine warme, starke Hand die ihre streifte und ein heller, heißer Sonnenguß die Finsternis verschlang.

* * *

Oft und oft war es Josefine peinlich und beschämend zum Bewußtsein gekommen, daß sie unter Frauen und Mädchen wie verirrt, mißverstanden und bespöttelt oder gefürchtet dasaß, während sie im Verkehr mit Männern frei und zwanglos sprechen konnte und offenes Entgegenkommen und selbstlose Förderung fand.

Sie schämte sich, daß sie den Frauen nichts zu sagen wußte, und daß die Frauen sie nicht liebten, während die Männer sie suchten. Sie schämte sich, daß Männerverkehr ihr unentbehrlich war, und daß ihr die häuslichen Angelegenheiten, die kleinen intimen Interessen für ihre Toilette und für ihr Haus nicht wichtig und anziehend erschienen.

„Was für ein Mädchen sie ist!“ hatten die Kameradinnen gespottet, als sie noch zur Schule ging.

„Was für eine Frau sie ist!“ hatten die Schwestern und die Bekanntinnen geklagt.

„Es ist wohl recht, wenn eine Frau Verstand hat, aber das Gemüt ist die Hauptsache,“ eiferten die anderen Frauen. Und als sich Josefine verheiratet, hatten sie ihren Mann bedauert wie einen, der auf den Kuhhandel gegangen und betrogen worden ist.

Sie steckten die Köpfe zusammen: „Der arme Mann! ob der auch emal Schpießli[1] kriegt oder Salwinli[2] oder so öppis Urchigs?“[3]

Und als über die Familie das Unglück hereingebrochen, als der Unselige ins Zuchthaus abgeführt war, da rechthaberten sie: „No g'seaht mer's emal wieder, wohin dös führt, wenn d' Frau nüd ischt! Hat der arme Mann auch jemal bei seiner Frau Schpießli kriegt oder Salwinli oder so öppis Urchigs? Ja, ja, wo d' Frau nüd ischt, no kommt's Unglück g'schwind an enen Mann, 's ischt nur zum Beduere.“

Nein, mit diesen Frauen gab es kaum ein Verständnis, und Josefine zog sich zornig und verächtlich von ihnen zurück. Ihr tiefes inneres Feuer, ihre Selbständigkeit war den Männern etwas Verwandtes, den Frauen etwas Beängstigendes.

Immer breiter ward die Kluft, die Josefine von ihren Geschlechtsgenossinnen schied. Immer böswilliger steckten sie die Köpfe zusammen.

„Sie laßt sich net emal scheiden? Jo, warum net? Do schteckt öppis Verdeckt's! Sie schtudiert als Frau mit drei Kindern? No ischt sie nüd wert! so öppis thut nümme guet! Den Mann hat sie bereits ruiniert, es nimmt uns nur auch wunder, was das emal für Kinder giebt!“

Und dann erzählten sie sich wieder und wieder, was Josefine als junges Mädchen über die „Kinderfrage“ gesagt.

„Sich grämen, weil man keine Kinder hat? Wie sonderbar! Kann ich mich grämen um etwas, das ich nicht kenne? Bin ich selbst denn nicht auch ein Kind? Und sollte ich an die ganze Welt, die da vor mir ist, so groß und wundervoll, nicht denken, sondern an mein zukünftiges Kind? Und das Kind dann, wenn es ein Mädchen wäre, wieder an die ganze Welt nicht denken? Und so weiter und so weiter? in alle Ewigkeit? Das ist doch dumm!“

---

[1] Eine Fleischspeise. [2] Ein Gebäck. [3] Etwas Nationales, Urwüchsiges.

„Dumm, hat sie g'sait, präcis dumm! 's ischt öppis Gefährlichs in dem Maitli g'si von Anfang. Sie hat so Meinunge g'habt! Ja, für was braucht so e jungs Maitli Meinunge zu habe? I bin so alt worde, aber nie, meiner Lebtag, hätt i mir so was traut."

Und wie die Josy so gar nicht hatte nachfühlen können, daß ein Mädchen sich aus Sehnsucht nach Kindern mit irgend einem Mann, gleichviel mit welchem, verheiratete! Nicht einmal glauben konnte sie's. Wie sie gelacht hatte!

„Ein Mann? aber das ist doch kein — wie sagt man? doch kein Werkzeug — kein Mittel nur? Da bliebe ich doch ledig und machte aus mir selbst etwas! Bin ich nicht selbst etwas? Irgend eine Blüte? irgend eine grüne Spitze? Bin ich für mein Leben nichts und nur etwas für die Zukunft? Ihr müßt wohl schrecklich klug sein, daß ihr so weit hinausdenkt. Ich stolpere auf Schritt und Tritt, ich bin nämlich sehr dumm noch! Klein und kindisch und möchte mich selbst entwickeln. Wenn ich selbst noch nichts bin, wozu hat die Welt Kopien von mir nötig?"

Sie hatte gesagt: „Kopien von mir", aber jeder fühlte, daß es hieß: „Und Kopien von dir und von dir und von euch allen!" Unangenehme Augen hatte sie gehabt, fragend und offenherzig und ernsthaft und unbequem: keine hatte sich in ihrer Gegenwart so recht ausklatschen können, alle hatten sich bald abgewendet und geseufzt: „Ach, was für ein Mädchen! was für ein Mädchen!"

Seit Josefine studierte, sah sie kaum jemals mehr eine der früheren Bekanntinnen. Um Sommerfliegen zu vertreiben, ist nur ein kleiner Wind nötig, und über das Geyersche Haus war ein Vernichtungssturm ergangen.

Aber auch mit den Schwestern und Schwägern war jeder Verkehr abgebrochen.

Da geschah es, daß Josefine mit Bernstein und Zwicky aus dem Kolleg ging, und daß ihnen eine schlanke Dame in elegantem pelzbesetztem Kostüm begegnete. Sie hielt eine Lorgnette mit langem Stiel vor die Augen. Als sie in die Nähe der drei Studenten kam, stutzte sie, errötete und ging quer über die Straße nach dem jenseitigen Trottoir.

Josefine senkte den Kopf und erhob ihn dann plötzlich mit einer ihr eigentümlichen, energischen Bewegung. „Kommen Sie, Zwicky," sagte sie laut, „wir versperren den Weg."

„War das nicht —?" begann der Student, mit verstörtem Gesicht der Dame nachblickend, die in entgegengesetzter Richtung drüben weiterging.

„Wohl ... ich habe sie gesehen."

„Grüßt nit emal?"

„Ich bin's ja gewohnt. Wir haben sie, scheint's, erschreckt."

„Verdammt!" platzte der junge Mann los, ganz rot und beleidigt, mit Falten auf der Stirn.

Bernstein, der etwas voraufgegangen war, blickte sich schlau lächelnd um. „Ech, Ihre Schwester, glaub ich?"

„Grüßt nit emal!" wiederholte der Junge empört.

Bernstein schob den runden Hut noch tiefer in den Nacken, er zuckte die Achseln. „Wozu brauchen Sie sie? Was brauchen Sie von ihr? Denken Sie, daß sie versteht gar nicht! Daß Ihre Schwester ist eine Hausfrau — War es sehr unangenehm für Ihre Schwester! Man muß nicht böse sein, nur ein bißchen verstehen! Sehr unangenehm für Ihre Schwester!"

„Für mich auch!" knurrte der Schweizer.

Bernstein stieß mit dem Fuß eine Orangenschale vom Trottoir. „Nein. Ist es sehr interessant! Sind Sie beleidigt? Ech, was kümmert Sie! Eine gewöhnliche Dame! nicht intelligent, ganz anderer Kreis, ganz andere Anschauung. Wozu haben *Sie* diese Dame nötig?"

* *
*

Zwei Tage darauf erschienen Adele und Marie im Haus „Zum grauen Ackerstein".

Wieder war es Abend.

Aber die Wohnung war nicht leer und traurig wie bei ihrem letzten gemeinsamen Besuch. Alle Fenster glänzten hell, und auf dem schmalen Korridor hörte man die Stimmen lebhaft sprechender Menschen.

Josefine kam heraus, angeregt, den Kopf hoch, die Augen glänzend.

Neugierig blickten die Schwestern in die halboffene Thür hinter ihr, drei oder vier

Herren in eifriger Unterhaltung waren zu erkennen.

„Ach, du hast wohl Besuch?“ sagte Adele in förmlichem Ton, „wir entziehen dich deinen Gästen.“

„Kommt herein, wenn ihr wollt! Es sind Kollegen —“ Josefine stand da und blickte von einer der Schwestern auf die andere.

Sie wehrten mit übertriebenem Schrecken ab. „Wir? zu lauter fremden Herren? Nein, das bringt nicht jede fertig!“ hüstelte Marie und versuchte ihrem weichen Gesichte einen strengen Ausdruck zu geben. „Wir wollten dich allein, Josy.“

Josefine wendete sich ins Zimmer zurück.

„Fräulein Helene, kann ich meinen Besuch in Ihr Zimmer führen? Erlauben Sie?“

„Besuch? Damen?“ scholl eine kräftige Stimme zurück. „Unmöglich! eine schreckliche Wirtschaft bei mir. Alles voll Flickerei.“

„Bernstein, kann ich in Ihr Zimmer?“

„Keineswegs! keineswegs!“

Ein lautes Gelächter brach los.

Zwicky kam zu Josefine heraus, grüßte die Besucherinnen mit einem kurzen Kopfruck nach seitwärts und sagte, während das Blut ihm in die Stirn stieg: „Bei mir ist's leidlich, Frau Josy, die Damen begreifen schon, daß man arbeiten muß.“ Und ohne sich weiter zu verabschieden, trat er trotzig den Rückweg ins Wohnzimmer an.

„Verzeiht,“ sagte Josefine lächelnd, „so ist's jetzt bei uns, aber der Zwicky hat immer eine gute Ordnung, hier herein, bitte.“

„Wollen wir nicht lieber in dein Schlafzimmer —“

Aber Marie fiel ihrer Schwester ins Wort. „Laß nur, Adele, dort ist wohl nicht geheizt, und ich huste immer noch. Wir sind ja auch nur gekommen —“

„Hier ist Zwickys Bude, ich bringe sofort Licht, setzt euch inzwischen.“

Die beiden saßen im Dunkeln. Sie seufzten und beratschlagten.

„Adele! fang du an.“

„Du hast herkommen wollen, Marie. Ich sagte und sage noch: vollständig hoffnungslos.“

„Hat sie denn nit emal e Bedienung? Das ist 'ne Wirtschaft.“

„Bohême, meine liebe Marie.“

„Sie sieht aber sehr gut aus.“

„Find ich auch! Sogar auf der Straße neulich. So jung!“

„In einer Studentenbude uns zu empfangen! Unglaublich!“ Adele versuchte in der Dämmerung des Zimmers, das eine Glasthür hatte, etwas zu erkennen.

„Das ist wohl das frühere Wartezimmer. Ein hübscher Bursche, gelt?“

„Wer? der Zwicky, meinst du? hübsch, wohl, flott, aber er grüßte kaum.“

Josefine brachte die Lampe.

Marie veränderte ihr Gesicht. Sie blickte sanft und kummervoll. „So sehen wir uns wieder!“

„Wie geht's euch? wie lebt ihr?“

Und etwas zurückgelehnt in den Stuhl, die Arme gefaltet, das Kinn gehoben, hörte Josefine den Bericht der Schwestern an. Ihre Augen wanderten an der Decke; oft bemerkte sie, daß sie ganze Sätze nicht gehört hatte. Dann, gezwungen, mit fremdem, kühlem Lächeln, blickten sich von Zeit zu Zeit die drei fremden Schwestern ins Gesicht.

Es ging ihnen wohl, sehr gut, ausgezeichnet, neue Geschäftsverbindungen mit Smyrna. „Denke nur, Josy, ja, Léon ist auch sehr befriedigt zurückgekommen, er ist so geachtet, aber ich habe nun schon ein Vierteljahr diesen nervösen Husten, eigentlich nur ein Kitzeln, ja, eigentlich nur das, aber es macht mich unglücklich, effektiv, und das ganze Haus, das ganze Heim wird dadurch ungemütlich; denn wenn man nervös ist, kann man sich nicht so beherrschen, und es giebt ja immer etwas mit den Dienstboten — die täglich anspruchsvoller werden — und die Kinder — und dann in der letzten Zeit —“ Marie wendete sich hilfesuchend nach Adele um, die schon ein paarmal ungeduldig dazwischenzufahren versucht hatte und nun steif aufstand, um sich auf das kleine Sofa zu setzen.

„Entschuldige, Josefine, aber diese harten Stühle — ich möchte nicht korpulent sein, habe die dicken Leute nie beneidet, aber so harte Stühle kann man dann — nicht auf die Dauer —“

„Ihr wolltet mir etwas Bestimmtes sagen?“ begann Josefine, während sie sich bemühte,

Adele ein kleines abgenutztes Wollkissen hinter den Rücken zu schieben.

Eine unangenehme Stille trat ein.

Adele streckte ihre rechte Hand aus, die in dem neuen faltenlosen Handschuh ganz wie von Holz aussah, und berührte Josefines Arm. „Es gehen Gerüchte!" sagte sie feierlich.

Die Studentin blickte auf die hölzerne Hand und machte eine Bewegung, um sie abzuschütteln. Sie runzelte die Brauen.

„Gerüchte bis nach Basel," bekräftigte Marie. Und dann nach einer schweren Pause gedankenvoll: „Nein, das geht nicht so! Das geht nicht so."

Adele fiel ein. „Josefine — es geht nicht so! Du mußt Rücksicht nehmen. Die Tante Ludmilla aus Basel ist hier!"

Die Studentin lachte hell auf, ein lautes zorniges Lachen wie ein Schrei. „Und der alte Schuhu soll mich schrecken? Lebt sie immer noch?" Und erbittert über alles Maß fügte sie hinzu: „Betet sie noch immer, wenn sie nicht lästert oder flucht? Uh! Tante Ludmilla!"

Marie klemmte ihre Hände ineinander. „Adele," lispelte sie, „sag du —"

Josefine ergriff Marie am Mantel. „Mia, es ist deine Erbtante, das hatte ich vergessen! Verzeih — —" ihre Stimme klang schneidend, — „Gott, ich freute mich, als ich euch sah, aber ihr bleibt ewig dieselben!"

Adele erhob sich.

„Geh zu deiner Männergesellschaft, die ist interessanter!"

„Ohne Zweifel, Adele!" rief Josy herb, aber gleich, sich beherrschend, fügte sie hinzu: „Kommt mit hinein! Seht euch meine Leute an, hört, was wir vorhaben! Wir bereiten einen Verein vor für Gymnasiasten. Abstinenz. Zwicky ist Präsident — —"

„Zwicky ist der hübsche Bursch —" entfuhr es Adele.

Josy blickte sie scharf an, sie verstummte und sah beiseite.

„Du bist nun einmal eine Männerfreundin, Josy," stichelte Marie.

Josefine fixierte eine nach der anderen. „Wohl! das bin ich! Ihr nicht?"

Adeles Gesicht zuckte, ein zweideutiges Lächeln verzerrte es. „Ich hab's ja neulich selbst gesehen."

„Was, Adele? was?"

„Man trifft dich überhaupt nur mit Männern!"

„Du kompromittierst dich und uns mit!" winselte Marie.

„Wodurch?"

Keine antwortete.

Josefine biß die Zähne aufeinander. „Oh, ihr!" machte sie, „ihr!" Und dann, mit einer übermenschlichen Kraftanstrengung bezwang sie sich noch einmal. „Kinder," sagte sie in überlegenem Ton, „seid nicht so ungemütlich. Ich begegne euch, und ihr grüßt mich nicht. Ihr kommt zu mir und beleidigt mich. Seid ihr nicht zwei wüste Weiber?"

Sie umfaßte rechts und links eine der Schwestern und ließ dann plötzlich los. Sie prallten ein wenig zur Seite und schwankten wie vom Sturm geschüttelte, schlecht bewurzelte Bäume. Dazu schnauften sie vor Empörung durch die Nasen, und endlich begann Marie jämmerlich zu husten — sie wand sich, als wolle sie ersticken.

Josefine wollte sie beruhigen, ihr erhitztes Gesicht streicheln, ihr heißen Thee bringen, aber sie that nichts von alledem. Ihre Arme waren schlaff, ihr Kopf leer und müde, ihre Beine schwer ...

Sie ließ Marie husten und stand abgewandt.

Da trat Adele ihr ganz nahe. „Wenn ich es nur begriffe," sagte sie hämisch, mit der Absicht, durch eine quälende Erinnerung zu verletzen, „hast du Ursache, die Männer uns vorzuziehen?"

Josefine wich zurück. „Sie sind besser gegen mich als ihr," sagte sie mit Nachdruck auf jedem Wort, „sie sind mitleidiger und menschlicher. Sie erzählen mir nicht, was der Abhub auf der Straße für Schmutz über mich ausgießt! Wer ist diese Tante Ludmilla? Nichts Schmutziges und Gemeines, das sie nicht ausdenken könnte! Geht hinein und seht meine Gesellschaft an und vergleicht! Ach, ihr! Hätte sie nicht Geld, so würdest du vor ihr schaudern, meine sanfte Marie — schäme dich! ganz einfach." Der Zorn übermannte die beleidigte Frau. „Schäm dich!" schrie sie und stieß mit wuchtiger Armbewegung die Tante Ludmilla mit ihren Verleumdungen weit von sich. — —

Die Thür ward plötzlich geöffnet. Niemand hatte Schritte gehört.

Hoch und schwarz, mit seiner stolzen Haltung und seinem strahlenden Gesicht, den Hut in der Hand, stand vor den feindlichen Schwestern Bernsteins Kamerad ...

„Hovannessian," sagte er, sich vorstellend, und neigte tief den Kopf vor Josefine. Und dann, unschlüssig, schüchtern fast, mit einem unwillkürlichen freudigen Lächeln sah er auf die Frau nieder. „Man hat mir gesagt ... Wo ist diese Versammlung?"

So groß sah er aus in dem kleinen Zimmer, so fremd und so freundlich — die Stimme war so männlich — die dunklen Augen blickten so bekannt — —

„Hier!" antwortete eine zarte, frohe, befangene Frauenstimme, Josefines Stimme.

War es die ihre?

Sie blickten einander an und jeder sah nur den anderen.

So sprichst du? sagte sein Blick, sprichst du so milde, fremde Frau?

Ich freue, freue mich! antwortete der Blick der Frau.

Ist es wahr? Bin ich dir willkommen?

Willkommen! Willkommen! Ja!

Hast du mich erwartet? Kann ich dir in etwas helfen? fragte sein Auge.

Es war so dunkel eben noch, und da kamst du! erwiderte das ihre.

„Hier," wiederholte Josefine laut, und ohne einen Gedanken, der nicht Er war, ging sie durch das plötzlich hell gewordene Zimmer auf den hellen Flur hinaus und in die Versammlung.

Der Gast folgte. — —

Als Josefine lächelnd, mit aufgeschlossener Seele, mit schwingendem Schritt in Zwickys Stübchen zurückkehrte, um die Schwestern nachzuholen, waren sie fort ...

Auf dem Tische lag eine Visitenkarte Adeles, darauf gekritzelt war: „Adieu, wir kommen nicht wieder."

Josy las es gedankenlos, zerriß die Karte und warf die Stückchen in den Papierkorb. Und dann, mit denselben lächelnden Lippen nahm sie die Lampe auf und kehrte zurück in die kleine Versammlung, als gehe sie dem Glück entgegen.

* * *

Die kleine Versammlung war in angeregter Unterhaltung.

Zwicky hatte rote Ohren und guckte in verschiedene Bücher, aus denen Zettel hervorhingen. Er sagte, er wolle lieber reden als organisieren, und bat daher Helene Vegas, den Vorsitz zu übernehmen.

„Nein, es muß ein Schweizer sein," hieß es, „es handelt sich wesentlich um Schweizer Gymnasiasten."

„Präsident? Wozu? Sind Sie nicht im Parlament hier," sagte Hovannessian.

Alle sahen ihn an.

„Ech!" machte Bernstein, „er ist noch in Rußland! Hat man immer Vorsitzenden hier! Ganz parlamentarisch."

„Dann eine Frau," sagte Hovannessian.

„Warum?"

„Jeder erwartet dann etwas Sympathisches."

Hermann streckte den dünnen Hals vor und rief: „Nein, keine Frau."

Hovannessian, neben dem der Bub saß, lachte über das ganze Gesicht. Mit seiner schlanken Hand schlug er ihn leicht auf den Kopf. „I du! Was weißt du! Piepst du?"

„Keine Frau!" murrte Hermann und zog den Kopf tief zwischen die Schultern.

„In der Schweiz Frau ist frei," sagte Hovannessian, „weißt du nicht?"

Der Knabe blickte argwöhnisch und ängstlich nach dem Fremden, dessen großes warmes Auge lächelnd auf ihm ruhte. „Nein."

„Schade! Du mußt lernen."

Hermann duckte sich noch mehr. Plötzlich glitt er von seinem Sitz auf den Boden und schlich sich hinter den Stühlen fort und zu Bernstein, neben dem er stehen blieb.

Man einigte sich schnell dahin, daß Zwicky als Vorsitzender gleichwohl reden dürfe, soviel er wolle.

Der Bub schrie: „Bravo!" und applaudierte wie im Theater. Mit einer Siegermiene kehrte er auf seinen früheren Platz zurück.

„Sitze hier!" machte Hovannessian, indem er in seine Rocktasche zeigte.

Hermann errötete und schielte den starken Mann unbehaglich an. Die Rocktasche war gar nicht so klein ... Es wurde ihm wieder bedenklich, und er glitt aufs neue auf den Boden und hinter den Stühlen fort.

In der Ecke unter dem Schreibtisch hatte Rösli eine Puppenstube eingerichtet, in welcher sie diesen Augenblick ganz still für sich emsig waltete. Zu ihr flüchtete sich Hermann, um mit ihr zu flüstern und zu deuten. Nachher saßen dort beide Kinder und starrten den Fremden an, der so merkwürdige Sachen sagte und so that, als kenne er sie schon lange. Mitten zwischen den Reden bückte er sich zuweilen und nickte und blinzelte ihnen zu, ohne zu sprechen, nur mit dem Zeigefinger in die aufgespreizte Rocktasche deutend: Sitze hier!

„Propaganda für totale Abstinenz unter den Gymnasiasten, das ist unsere Hauptaufgabe, das wird die Aufgabe des Vereins sein!“ rief Zwicky und fuhr sich durch das lockige Haar, bis es wie ein Hahnenkamm aufrecht stand, und er begann seine Pläne darzulegen. Schriften sollten verfaßt, wissenschaftliche Broschüren popularisiert werden, und diese Blätter wollte man gratis an die Schüler verteilen.

„Und an die Schülerinnen,“ riet Josefine.

„Scheint es mir, auch an die Lehrer,“ bemerkte Bernstein mit listiger Miene.

„An die Lehrer ja, aber die Mädchen — nein, machen wir uns nicht zu mausig! nur nicht zu mausig!“ fiel Helene Begas ein.

„Muß man sich immer mausig machen, glaube ich,“ sagte Hovannessian unternehmend.

Fräulein Helene wehrte ab. „Damit sie uns sofort das Handwerk legen! Wenn wir die Schülerinnen wie erwachsene Mädchen behandeln, kriegen wir's mit den Eltern zu thun!“

„Trinken solche kleine Mädchen Wein?“ fragte Hovannessian sehr überrascht.

„Na, Sie glauben wohl, daß die Mädchen hier Engel sind?“ rief Helene.

„Ja, glaube wohl,“ sagte er fröhlich. „Immer dachte ich, daß im Ausland sind solche Engel, wunderbare — —“

Alle lachten, und Hovannessian lachte am herzlichsten.

Rösli unter dem Schreibtisch starrte ihn wie verzaubert an.

„Sind Sie wohl gar deswegen ins Ausland gekommen?“ spottete Helene.

„Nein,“ sagte er treuherzig, „zu studieren.“

Bernstein verzog den Mund. „Ech! Weiter! weiter!“

Helene Begas konnte ihre gute Laune nicht bezwingen. „Na, haben Sie bei uns viele Engel gefunden?“

„Nein,“ machte er, „noch nicht.“

„Wieviel denn? Oder gar keinen?“

„Bis heute? Bis heute habe ich keinen gefunden.“

„Aber heute einen gefunden?“

Er betrachtete die Scherzende freundlich, wie wenn sie ein kleines dummes Kind wäre, das durchaus eine Antwort auf eine dumme Frage verlangt: „Muß ich Ihnen sagen —?“

„Zur Sache!“ rief Zwicky, „also wollen wir die Schülerinnen von vornherein mit hineinziehen —“

„Nein! nein! Vorsichtig! Sonst geht alles schief!“ warnte Helene.

Zwicky hielt seine Rede. Er gab meistens Physiologisches. Mit besonderem Nachdruck verweilte er auf jenen Versuchen, die nachweisen, daß die feinsten Nervenendigungen der Hirnrinde durch den Genuß des Alkohols eine Lähmung erleiden, die nie wieder gehoben werden kann.

Ein anwesender Gymnasiast schrieb eifrig nach, so, als ob er sich im Kolleg befinde.

Helene Begas ergriff nach Zwicky das Wort. Sie schilderte das Elend in Trinkerfamilien mit Hilfe einer großen Reihe von Zahlen.

Der Gymnasiast konnte fast nicht nachkommen. Er hatte ein blasses Gesicht mit einer großen Nase und einem keimenden Backenbart. Im Eifer des Schreibens erschien zwischen seinen vollen roten Lippen die Zunge und begleitete die Bewegungen der Hand. Die Kinder unter dem Schreibtisch ahmten es erst unwillkürlich und dann absichtlich nach. Hovannessian nickte ihnen zu und forderte sie pantomimisch auf, in seine Rocktasche zu steigen.

Und dann, als das Fräulein gelesen hatte, sprach Hovannessian: „Geben Sie der Jugend eine Begeisterung,“ sagte er, „etwas, wofür sie kämpfen soll, eine Idee; begeistern Sie die jungen Leute, das ist, glaube ich, die Hauptsache.“ Er war aufgestanden und sprach, hinter seinem Stuhl stehend. Es war ein krauses Deutsch, aber ganz leicht und natürlich kam es über seine Lippen, und in seinen träumerischen Augen glomm eine freudige Flamme auf. „Begeisterung! jedes

Lebensalter hat seine Begeisterung! Als wir Kinder waren, bauten wir unser Schifflein aus Papier und setzten es auf den Bach. Aber der Bach war für uns ein Meer. Und der kleine Sommerwind, der in das Papiersegel blies, war ein Sturm. Und das Schifflein segelte fort in ferne Ländern. Es hatte reiche Fracht: unsere Gedanken — kindische Gedanken — unsere Träume und Wünsche — kindische Träume und Wünsche! Aber wie teuer! wie lieb!"

Der blasse Gymnasiast mit der großen Nase saß ganz aufrecht. Er hatte nichts zu schreiben jetzt. Der sorgenvolle, eifrige Geschäftsausdruck war aus seinen Zügen verschwunden, sie wurden rein, gläubig, so als höre er einen schönen, fernen Gesang.

Hovannessian fuhr fort: „Physiologie und Statistik ist gut, gewiß, aber für die Jugend ist Begeisterung besser als Physiologie und Statistik. Die kleinen Papierschiffen schwimmen nicht mehr, wir haben eingesehen, daß sie das ferne Ufer nicht erreichen. Aber nun schicken wir die Gedanken selber aus, die Träume selber aus. Wohin sollen sie fliegen? Eine Sonne brauchen sie, ein leuchtendes Ziel, ein Ideal, das immer leuchtet und immer leuchtet und unsere Gedanken, unsere Augen, ganzes Wesen, ganzes Leben zu sich reißt. Wir haben so gethan und thun noch so in Rußland. Russische Jugend lebt mit Ideen. — Sie wollen arbeiten für die Abstinenz von Alkohol unter der Jugend. Das ist sehr gut. Aber bleiben Sie nicht bei medizinisch — physiologisch — statistisch! Zeigen Sie, daß hier ist eine Idee, eine Idee von Vervollkommnung. Geben Sie der Jugend eine Begeisterung für die Idee der fortschreitenden Entwickelung. Wer sich frei hält vom Gebrauch des Alkohols, hält sich frei von einem schädlichen Bedürfnis. Frei werden von schädlichen Bedürfnissen — das heißt überhaupt frei werden. Hier ist Entwickelung. Die neue Generation soll freier werden, als die alte war; zeigen Sie der Jugend, wie man an sich selber für seine Freiheit arbeiten kann! Geben Sie der Jugend eine Begeisterung, die sie mitreißt und sie lehrt, was i s t Zweck und Bedeutung von unserem ganzen menschlichen Leben!"

Hovannessian erhob den Kopf, dann suchten seine Augen den Gymnasiasten und hefteten sich fest auf das jetzt tief errötete Gesicht des Jünglings, der den Blick schwärmerisch zurückgab.

„Der Vorsitzender Ihres Bundes," sagte er, „wenn Sie einen haben müssen — wir in Rußland haben keinen — Ihr Vorsitzer muß einer von Ihnen selbst sein. Sie müssen das zwischen sich ganz allein machen." Und mit seinem ernsthaften, brüderlichen Lachen fügte er hinzu: „Scheint es mir, daß Sie sehr guter Vorsitzer werden in Ihrer Gesellschaft."

Der Gymnasiast schnellte vom Platz auf. Sein blasses Gesicht war rotüberstrahlt, und er bebte vor freudiger Überraschung und Beschämung. „Darf ich einmal zu Ihnen kommen?" stammelte er.

Hovannessian ging sofort zu dem Jüngling hinüber und verabredete näheres mit ihm. Der Gymnasiast sah zu ihm auf mit einem blinden, ergebenen Vertrauen, das ihn in Josefines Augen schön machte.

Er hat den Blick für das Gute im Menschen, und sein Blick erweckt es, fühlte sie, und eine glühende Bewunderung für den Fremden überwallte sie. Ihr Gesicht wurde so heiß, daß sie sich abwenden mußte; sie fürchtete, ihre Empfindung stehe auf ihren Lippen geschrieben, jeder könne sie ablesen.

„Denke ich, wir werden dort bei Ihnen, in Ihrer Gesellschaft von Zeit zu Zeit zu Gaste sein," sagte Hovannessian, „medizinisch — statistisch und so weiter. Aber Hauptsache werden Gymnasiasten unter sich machen. Wie denken Sie?"

Die Versammlung diskutierte noch eine Weile.

Fräulein Begas war nicht einverstanden. „Vielleicht kommt gar nichts heraus; wenn alle nichts wissen, alle auf gleichem Niveau stehen — wer soll dann die Führung übernehmen?"

„Sieht man deutlich, daß Sie sind eine Monarchistin!" spöttelte Bernstein, „immer Führung, Präsident, König, ech!"

„Helene drohte mit dem Finger. „Na, und Sie? haben Sie keinen Zar? Nur nicht mausig machen!"

„Selber ziemlich mauseriges Fräulein! Sehr mauserig."

„Nicht Schule! Gruppe zur Selbstbildung wollen Sie machen," beharrte Hovan-

nessian. „Führung ist in Litteratur zu finden. Beste Ideen der besten Denker zusammen kennen lernen, nicht Präsident, nicht Schulmeister!“

„Anarchismus!“ machte Helene halb scherzend, halb prüfend.

Der Fremde richtete sich auf, wie wenn er gerufen worden. Seine großen, weitgeöffneten, dunklen Augen blitzten auf. Er wandte sich gegen das Fräulein und lauschte gespannt.

Aber es kam nichts weiter, es war nur ein hingeworfenes Wort gewesen.

Da nickte er heiter, indem er nach seinem Hute griff: „Ganz anarchistisch muß es sein. Freie Kooperation.“

„Darf ich mitkommen?“ rief der Gymnasiast und sprang auch auf.

Hovannessian legte ihm leicht den Arm um die schmale Schulter. So gingen sie hinaus.

Josefine reichte beiden die Hand.

Sie folgte jeder Bewegung des Fremden mit Selbstvergessenheit, ohne die Augen abzuwenden. Dabei hielt sie Rösli im Arm, die schlaftrunken und weinerlich zu der Mutter geflüchtet war.

Einer der Gäste nach dem anderen verabschiedete sich und verschwand.

Josy merkte es kaum; sie stand unbeweglich und streichelte mit lässigem Druck die weichen, wirren Haare und das heiße, kleine Ohr des Kindes. Aber sie war nicht hier. Sie wanderte, gezogen und geführt, über die nassen, frühlingswinddurchrauschten Straßen an der Seite dessen, zu dem eine rätselvolle, unbezwingliche Neigung sie hinriß, seit der ersten Minute, da sie ihn gesehen.

* *
*

Die ganze Nacht war ein Spukgeheul im Kamin, ein Rasseln der Ziegel auf dem Dache, lautes Katzengeschrei aus dem Garten und das Klatschen der Regenböen gegen die Fenster.

Josefine wachte nach kurzem, allzu tiefem Schlummer auf. Sie konnte sich in ihrem Zimmer nicht zurechtfinden, starr waren ihre Glieder, wie festgebunden.

Ach ja, sie lag in der Gletscherspalte, daher war es so dunkel rundum.

Schreien? nein, es ist nicht möglich, die Lippen sind schon zugefroren. Und wenn sie auch schreien könnte — der Ton selbst ist gefroren, ist unhörbar, dringt nicht hinaus aus dem eisigen Loch.

Könnte sie nur eine Hand heben, einen Finger nur!

Oh, alles schon Eis! schon Eis! Bald kommt es ans Herz.

Es kriecht kalt herauf, durch alle Adern kalt herauf —

Meine Kleider sind im Absturz zerrissen! Nackt und hilflos bin ich!

Verloren!

Es kommt an — mein — Herz!

Halt — jetzt — halt — jetzt —

Nein — das ist — nicht — nicht der Tod — das ist ja —

Josy fühlt: plötzlich richten sich warme Strahlen auf ihre nackte Brust.

Die Sonne ist gekommen! durchzuckte es sie. Zu mir herein! die Sonne! in mein Grab!

Und während rund um sie her, von den Füßen aufwärts, die kettende, tötende Kälte dringt, brennt ihr die Sonne ein überschwengliches Entzücken in die Brust.

Die Sonne! die Sonne! die Sonne! Und sie wird noch scheinen, wenn ich gestorben bin! fühlt sie, und das Wonnegefühl wird immer heftiger, wird fast zur Qual.

Erfroren und verbrannt!

Nimm mich! nimm mich! nimm mich! Sonne!

Ihr ist, als ob die nackte Haut über dem Herzen sich der Sonne entgegenhebt, sich von ihrem versteinten Körper ablöst und in die Glut hineinsaust, während Fleisch und Gebein zu Eis gefrieren.

Du, die noch scheinen wird, die noch scheinen wird, wenn ich gestorben bin — Es ist meine Seele — es ist meine Seele — ist — meine — Seele — Da fliegt sie in die Sonne hinein! mitten in die große rote —

Ein heißer Schlag hat sie durchfahren und nun — was war?

Jetzt bin ich wach, dachte Josy, endlich ist es vorbei! Diese unbequeme Rückenlage ist schuld; die Stockung im Blutumlauf bringt das hervor.

Ganz klar war es ihr noch nicht, doch stand sie auf und tastete mit eiskalter Hand nach einem Glase.

Ein unsteter Mondschein flog durch das Zimmer und über das Bett, in dem Laure Anaise und Rösli dicht umschlungen lagen. Laure Anaise mit offenem Munde, mit tief um die Stirn gewühltem schwarzem Haar sah fahl und hager aus, und Röslis zartes Gesicht erschien der Mutter leichenhaft blaß.

Sie war plötzlich ganz wach.

Wenn Rösli krank wäre! Und statt für sich selbst ein paar Gramm Bromkali aufzulösen, wie sie gewollt, beugte sie sich ängstlich über die Schlafenden und sog den warmen, reinen Hauch ihres Kindes ein.

Aber während sie sich so überzeugte, daß beide ruhig schliefen, kam eine Trauer, ein Einsamkeitsgefühl über sie, das beinah Furcht war. Mit nackten Füßen, die Augen groß offen, stand sie, ohne sich besinnen zu können, blickte scheu nach dem Fenster, an dem der Regen wie Thränen herunterrann; die gekalkten Stämme der Obstbäume im Garten schimmerten unbestimmt im Mondlicht — jämmerlich, wie gequälte Kinder schrien die Katzen.

Ein nie empfundener Wunsch, sich anzulehnen, an kraftvolle Schultern sich zu schmiegen, tauchte wie unbewußt auf. Sie streckte die rechte Hand aus und seufzte. Plötzlich warf sie beide Arme über dem Kopf zusammen, und heiße, qualvolle Thränen brachen hervor. Es schmerzte in den Augen, in der Kehle, in der Brust.

Langsam ermannte sie sich und riß die Vorhänge zusammen; das Totenlicht auf Röslis Köpfchen wollte sie zur Verzweiflung bringen. Sie tastete sich an ihr Bett zurück.

Was fehlt mir? fragte sie, und sie antwortete sich: lebenswund; lebenswund.

Denke, daß er in der Welt ist! sagte eine süße Stimme, vor der Josefine erschauderte.

Es war wie eine Liebkosung, dieser warme, frohe Ton.

Denke, daß solch ein Mensch lebt! daß er Wirklichkeit ist! kein Kindermärchen, kein Poetenmärchen, schlichte Wirklichkeit —

Josefine ertrug die Stimme nicht länger, sie wollte sie nicht länger hören.

Und du lügst! sagte sie, bebend vor Zorn, und es ist alles Betrug! Es ist eine Schwäche, die vorübergeht, und er ist ein Mensch wie die anderen. Ich bin erfahren, nur zu erfahren! Nur zu sehr belehrt, daß die Welt nicht so ist, und daß es solche Menschen nicht giebt! Nein, so ist die Welt nicht, und wir müssen sie nehmen, wie sie ist!

Sie zündete eine Kerze an und schluckte das beruhigende Salz, das sie sich selber verschrieben hatte.

Aber es wirkte sehr langsam, und während sie dalag und auf den Schlaf wartete, ward die süße Stimme nicht müde, zu flüstern: Er ist in der Welt! er ist wirklich! kein Kindertraum, kein früher Morgentraum, kein Jungemädchentraum!

Es ist Lüge! es ist Lüge! wir träumen, und wenn wir erwachen, lächeln wir über unsere Träume, oder — wir weinen über sie.

Sie wollte sich im Bette aufbäumen, wollte Licht machen, sich ankleiden, arbeiten, um nichts mehr zu hören.

Aber eine unsichtbare Gewalt drückte ihren Körper nieder, eine weiche, schwere Hand legte sich auf ihren Kopf, und das Singen in ihrer Seele ward lauter als zuvor.

Und doch hören wir nicht auf zu suchen, unser ganzes Leben lang! Und doch hören wir nicht auf zu suchen, so lange wir atmen.

Ich habe nichts gesucht! ich habe nichts ersehnt. Ich glaube an nichts Gutes! Ich glaube an nichts Großes. Es ist ein Schatten! Es ist eine Schwäche!

Ahhh! da war wieder der Sonnenschein auf der nackten Haut; und dazu ein seliges Wohlgefühl des Geborgenseins, der Sicherheit, des Ruhens in einer großen, mächtigen, ringsum verbreiteten Kraft.

Freude! hauchte es um sie; Freude! Freude.

So fühlte sie sich untersinken.

* *
*

Tage des Rausches, in denen die Wirklichkeit undeutlich und alle unsichtbaren, namenlosen Dinge groß und wichtig sind und selbst das Heimlichste klar! Tage des Rausches!

Josefine empfand plötzlich Sehnsucht nach Musik, sie, die ihr Ohr als stumpf und empfindungslos kannte. Sie nahm Rösli an die Hand und ging mit ihr ins Großmünster, zum Orgelkonzert.

Viele Studenten waren dort, alle sahen die schlanke schwarze Frau mit dem weißgekleideten Kinde kommen. Manche grüßten sie, aber sie dankte nur wenigen, denn sie sah niemand in den Farben des Lebens — die Menschen, die anderen Menschen waren für sie zu Schemen verblaßt.

Der Orgel gegenüber, im Chor, auf einer der langen Bänke ohne Lehne nahmen sie Platz. Aber die Bank knarrte erbarmungslos, und Josy flüchtete sich mit der Kleinen in einen dunklen, dicht an die Mauer gedrückten Kirchenstuhl.

Die Orgel begann, gegen ihre Gewohnheit, wie es der Hörerin schien, leise und bebend, als schauerten Tropfen herab, klingende, warme Regentropfen, weich und voll und doch säuselnd und zart. Und Josefine war es, als ob ihr Herz sich öffne, und ihre Seele wurde wie ein dürstendes Erdreich, das sich dem sanften Perlenregen entgegenbog. Aber allgemach fielen die Tropfen seltener und wurden größer, und jeder der Tropfen hatte eine andere Stimme, und es waren keine Tropfen mehr, es waren goldene Kugeln, die in einem plötzlich aufschießenden Springquell spielen. Und nun werden aus den goldenen Kugeln kleine klingelnde Schellen und große, sanft hallende Glocken. Und nun unterreden sie sich miteinander, die kleinen klingenden Schellen und die großen hallenden Glocken; erst ein aufgeregtes Flüstern von den kleinen zwitscherhellen, nun ein machtvolles Dröhnen von den großen ruhigen. Und nun fangen sie an, durcheinander zu rufen, immer tiefer, immer heller, immer dröhnender, immer spitziger, und plötzlich — fängt der Turm, in dem die Glocken hängen, mit an. Er erzittert von oben bis unten, er schwankt von einer Seite auf die andere, er kracht, er donnert, er reißt auseinander, er stürzt zusammen! Oh — da ist der sanfte Regen wieder, will das wilde Brausen hinwegschmeicheln, eine kleine Weile klingeln ängstlich, wimmernd, sterbend die Silberglöckchen. Aber Feuerstürme brechen aus, die Berge wanken und bersten, die Erde bebt, es grollt aus ihren Schlünden, eine Welt — eine Welt will untergehen!

Ruhe! Freude! Feierlich in großen breiten Wellen rollt es heran über die zerstörte Welt, breite Strahlengarben schießen über weite, leuchtende, unendliche Wasserspiegel — ein schwaches dumpfes Stöhnen — ein süßes allgemeines Klingen — die ganze Luft Musik. — Ende. „Da die Weissagungen aufhören werden", fühlte Josefine, und es schien ihr, als liege vor ihr das große Geheimnis des Lebens in heiliger Unschuld, in Sieg und Verklärung, und sein Name sei Schönheit und Größe und unerschöpfliche Liebe. —

Und neben ihr sitzt Rösli, die langen schwarzen Beinchen eingeschlagen, die Hände zusammengedrückt, und sieht sich staunend um.

Zum erstenmal ist sie in einer Kirche. Rösli sieht die Fenster an, die langen, staubigen, schmalen Fenster und denkt: Das sind also Kirchenfenster? Der Himmel ist ebenso blaßblau dahinter wie hinter anderen. Sie sieht die grauen Steinfliesen an und denkt: Die sind aber kalt! Und sie tippt nach dem grauen, dicken, viereckigen Pfeiler vor ihr. Der ist auch kalt, aber das braune Holzwerk der unbequemen Stühle und der kleinen gewundenen Treppe dort, das Holz sieht ordentlich warm aus. Stufe für Stufe wandern Röslis Augen die kleine braune Holztreppe hinauf — da oben muß es nett sein! Wenn sie da hinauf könnte! — Da — was ist denn das da? Ein Kirchenfenster kann es doch nicht sein, da gegenüber? Ich bin kurzsichtig, denkt Rösli, Mama hat es gesagt. Wenn man die Augen zukneift, wird das da drüben etwas ganz Merkwürdiges. Ein Männergesicht wird es, mit einem Schnurrbart und einer Pfeife und einer runden hohen Mütze. Ganz in einen dicken Überzieher ist der Mann eingewickelt, der Kragen geht bis halb über den Hinterkopf. Er hört unbeweglich zu. Die Musik ist so groß! Der Mann raucht, aber keine Wolke steigt aus seiner Pfeife ... Rösli kann die Augen nicht abwenden. So gemütlich sitzt er da im Fenster, als wäre er hier der Hausherr! Ein freudiger Schreck durchzuckt Rösli: Wie, wenn es der liebe Herrgott wäre? Dies ist ja die Kirche, man sagt auch Gotteshaus. Also wird er es wohl selber sein! Rösli starrt und starrt. Er sieht so freundlich aus, aber doch nicht wie Menschen. Sein Gesicht ist farblos wie Silber. Oder wie durchsichtig. Es wird

Rösli immer klarer, daß Er es ist. Und sie faltet ihre Hände fest und sieht ihn entzückt an und — —

Die Musik ist aus. Josefine erhebt sich. Als sie draußen sind — die Allerletzten, zupft Rösli ihre Mutter, die gar nicht hört: „Mama, weißt du, wer da war?"

Die Mutter hört nicht; ungeduldig zupft die Kleine: „Hast du ihn auch gesehen, den lieben Herrgott?"

„Ja," sagt die Frau zusammenschreckend und wundert sich über ihr Kind und wundert sich doch nicht. Es ist ihr so süß-schaurig, daß die Kleine immer mit ihr ist in diesen Entzückungen.

Sie halten sich fest an den Händen ...

* *
*

Helene Begas nahm Josefines Hand und sah ihr mit freundschaftlicher Besorgnis in die Augen: „Du bist krank, Josy, du brauchst Ferien! Und so zerstreut und ungleich. Neulich, als ich dich mit Rösli die steile Wiese hinunterlaufen sah, hab ich mich gefreut. Donnerwetter, dacht ich, die hat Spannkraft! Da kann sich unsereins verstecken. Aber jetzt gefällst du mir ganz und gar nicht."

Josefine besah ihre Nägel; ihr Gesichtsausdruck wurde gezwungen. „Das ist diese psychiatrische Klinik, die mich so aufregt. Es macht mich wild! Ich kann's nicht ertragen!"

„Wie kannst du dich ewig mit jedem Erstbesten identifizieren?"

„Was red'st auch!" Josefine entriß der Freundin ihre Hand, auf ihrer Stirn standen Zornfalten. „Denkst du so? Bist 'n Frauenzimmer und denkst auch nur mit dem Kopf wie die, wo unsere ganze Ordnung geschaffen haben? Weil's uns bequem ist, glauben wir so! Aber ich glaub's nit; die heut, das arm' Zimmermädele in der Klinik mit ihrer heißen Liebe zu dem Uhrmacher, der sie nit emal kennt —"

„Ja, aber das ist doch schon bißchen verrückt!" fiel die Mathematikerin besänftigend ein.

Josy flammte: „Verrückt? Warum? Sie hat ihn geliebt, den feinen, stillen, fleißigen Menschen, und hat's keinem gesagt, keinen damit belästigt. Und dann ist sie in Melancholie verfallen, weil er so hoch über ihr war und sie keine Möglichkeit sah, sich ihm zu nähern —"

„Aber nein!" unterbrach sie Helene erstaunt, „solche romantische Ideen hat eine Ärztin?"

„Nicht eine Ärztin, alle Ärzte wissen, daß Störungen im Triebleben von außen hervorgerufen werden können. Was ist überhaupt innen und außen? — Ein Monismus sind wir, wenigstens in dieser Beziehung, eine Einheit, und ich bin ganz rasend über dich, daß auch du glaubst, arme Leute hätten kein Gefühl!" Sie brach plötzlich in Thränen aus. „Weißt, Helene, du — es freut mich nur, daß du nicht Medizin studierst. Solche wie du hat's unter den Männern genug!"

„Danke! merci vielmal!" Mit verbissenem Gesicht drehte Helene sich um. „Du bist eigentlich so ganz Weib, so recht Weib, Josy, und weißt's selber nicht!"

„Weiß es nicht? Weiß es, bei Gott!" schrie Josy, die Arme weit ausbreitend, „dank auch Gott dafür!"

Helene lächelte wider Willen. „Gut also, du weißt es. Ob aber so ein rechtes Weib sich zum Studieren eignet, das ist wohl die Frage!"

Josefines Gesicht verdunkelte sich. „Vielleicht! Was mich angeht! Mein Leben ist zu schwer."

Die Freundin kam zurück. „Nimm Ferien," sagte sie entschieden. „Wenn du nachher auf der Nase liegst, was war dann die ganze Mühe nütz? Überhaupt, wie du dir alles zu Herzen nimmst! Ich kann das gar nicht verstehen. Es hat ja keinen Zweck. Plötzlich wunderst du dich über die Menschen, wenn sie sich zeigen, wie sie nun mal sind? Ich wundere mich über nichts mehr, ich freue mich den ganzen Tag, seit ich in der Schweiz bin! Mit Genuß nehm ich die Gelegenheit wahr, welche mir hier geboten ist!"

Josefine sah mit einem langen Blick hinaus in die berstenden Knospen der Baumkronen. Ihr Gesicht rötete sich. „Zuweilen denke ich ganz im Ernst, daß wir berufen sind —"

„Wer wir?"

„Wir Frauen —"

„Aha!“

„Daß wir Frauen zu einer Art Revision des Männerstaats berufen sind,“ fuhr Josy nachdenklich und halb beschämt fort. „Daß die ganze Frauenbewegung diesen Sinn und Zweck hat. Revisorinnen im Dienste der Menschlichkeit, die halt doch, und wär's auch im Schneckengang, vorwärts geht! An all die Versteinerungen unseren schlicht menschlichen Maßstab anlegen, mit unserem vielgescholtenen Gefühl ihre kalten Verstandeswerke durchprüfen und sehen, was standhält, was nicht — was wirklich nützt, was ganz entschieden schadet — gegen ihre Pedanterie, Profitsucht, Brutalität und blinde Folgsamkeit den Schrei der Natur erheben — der mißhandelten, getretenen Menschlichkeit Rechte zu wahren.“

Helene starrte sie an, Spott und Rührung kämpften auf ihren Zügen. „Sorg für dich selbst, Josy, Kind, großes, thörichtes, liebes Herz!“ Sie seufzte mit feuchten Augen: „Denk an das Nächste, das Allernächste. Du arbeitest nicht wie sonst. Etwas beschäftigt dich, stört dich; ich fürchte, du wirst das Staatsexamen dieses Jahr nicht machen können.“

Josefine antwortete nicht; sie blickte noch immer wie im Traum auf die verklärte Apfelbaumkrone, deren Knospen wie Bronze funkelten.

Helene ging zu der Stummen und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Mach jetzt Ferien.“

Kühl und abweisend blickte Josy auf. „Nun, was willst du? du sagst mir Unangenehmes, ohne Grund. Ich arbeite. Ich bin nicht müßig, außer diesen Augenblick.“ Sie sprang vom Stuhl auf, ihre Augen röteten sich, eine tiefe Qual sprach daraus. „Umsetzen. Transponieren,“ flüsterte sie, wie zu sich selbst; „es geht alles, es muß überwunden werden.“ Und dann, als sie Helenes forschendes Anschauen bemerkte, wurde sie heftig: „Nimm deine Augen fort! Wir sind hier doch nicht in der psychiatrischen Klinik! Noch hab ich meine fünf Sinne beie'nander.“

Traurig ließ die Mathematikerin sie an sich vorbei und hinausgehen.

* *
*

Ja, sie identifizierte sich mit dem armen verschüchterten Zimmermädle, sie hielt sich nicht für „feinere Rasse“, wie Helene Begas es unbewußt immer that.

Fast täglich sah sie Hovannessian jetzt, und wenn sie ihn nicht sah, so stand er doch vor ihren Augen. Oft in sonderbaren Verkleidungen.

Bald war er vor ihr als schlanke, schwarze Cypresse mit leise geneigtem Wipfel, mit erzgegossenem Stamm, an den sie sich wohlig lehnte, den sie mit beiden Armen umfaßte, an den sie ihr sehnsüchtiges Herz drückte. Bald hing er über ihrem Himmel mit breitoffenen Schwingen, ein König der Adler, hoch über den Gräbern und Schlünden der Erde.

Er funkelte als Stern, rätselhaft und süß und fremd, er war ein weißes Marmorbild auf einer hohen Säule, ein Bild der Menschlichkeit und der reichen Güte. Viel erzählte er ihr, und nachher erblickte sie ihn als Jäger im unbetretenen Wald, wie er für sich und die Genossen Feuer anzündet, das Wild zerlegt und am Spieße über den Kohlen dreht, wie ein homerischer Held, oder als Fischer am Meer, Gast in der Fischerhütte des Einsamen, auf Seemärchen horchend und Märchen ersinnend beim Lichte des Kienspans, indessen draußen die Mondkugel über die brechenden Wellen rollt. Ein andermal liegt er mit lachenden, schwarzen Gesellen auf buntem Teppich im Garten unter dem Maulbeerbaum; Lieder singen sie auf die Lilie, die Nachtigall, die Rose, sie springen auf, um zu tanzen, den graziösen, plastisch schönen Einzeltanz, der eigentlich nur eine wechselnde Folge anmutig herrlicher Stellungen ist; einer spielt auf dem Tarr,* zuckend fährt das Hornstäbchen, mit spitzigen Fingern gehalten, über die Drahtsaiten — in sanften Tönen summt die Suflöte, und unermüdlich klopft mit behenden Trommelstöckchen der Tipelipitóspieler auf den mit Haut überspannten, zusammengebundenen Steintöpfen den Takt ...

Und plötzlich verwandelt sich der furchtlose Jäger, und er ist ein scheuer, großäugiger, barfüßiger Knabe, der mit beiden Händen eine weiße Taube an sich drückt,

* Kaukasisches Saiteninstrument.

seine Taube, die er leidenschaftlich liebt, und die man ihm wegnehmen wird, um sie dem Vater gebraten vorzusetzen! Der hungernde Student in Moskau, der von Thee und Kartoffeln lebt und immer noch ein paar Kopeken besitzt für andere und für einen Theaterplatz, wenn ein erster Schauspieler kommt, und der am eifrigsten ist, ihm die Pferde auszuspannen in schäumendem Enthusiasmus — der fröhliche Geiger, der plötzlich die Geige opfert, weil es ihm in den Sinn kommt, daß es „Besseres“ zu thun giebt, als zu „spielen“ — der brüderliche Mensch in einer Welt brutalsten Faustkampfes — der Starke mit dem Kinderlächeln, für den es keine Beschwerden giebt, oder der sie nicht anerkennt — der Furchtlose, der sich nicht scheut, zu helfen, gleichviel ob es dabei beschmutzte Hände geben kann — alles, alles ist er, und die Liebende lebt wie in einem Wunderlande.

Ein Kind ist sie, wenn der Rausch über sie kommt, ein Kind, wundersüchtig, wundergläubig. Wie weit ist sie von ihrem früheren Selbst! Hat sie nicht in ihrer unseligen Ehe, von dem unglücklichen Manne gelernt, daß alle Menschen, und sie selber auch, niedrig sind? viel zu verbergen haben? „Des Menschen Trachten ist böse von Kind auf!“ So war es, bis sie ihn kannte, ihn, der nun alle Erfahrung, alle Weisheit zu Schanden macht.

Denn nun bringt jeder neue Tag eine neue Entzückung, eine neue beseligende Offenbarung! Auf der Stirn des Mannes, den sie liebt, leuchtet alles Gute, leuchtet der Kuß der großen, tiefen, starken Güte!

Und so frei und schlicht und selbstverständlich geht dieser Mensch, von dessen Stirn das Gute leuchtet! so wie eine Feier der Schönheit ist sein Leben! Sie fühlt — für ihn ist die Welt da, nur für ihn und seinesgleichen ...

Und langsam aus dem entzückten Staunen wuchs für Josefine ein heißer Schmerz. Sie lernte, daß sich selber fühlen heiße, sich krank fühlen; ganz entwurzelt war sie, ohne irgend einen Zusammenhang nach rechts oder links.

Und sie quälte sich: Gehört die Welt den Guten? ist das wahr? Wohin dann sollen wir uns flüchten, wir, die wir schlimm sind und nur Schlimmes von allen erwarten?

Sie begann sich vor Hovannessian zu fürchten. Was hab ich mit dir zu schaffen, du allzu helles Licht? Laß ab, wirf keinen Strahl in meine Dunkelheit!

Schwarze, stürmische Wellen rollen dahin, treiben eine zerbröckelnde Eisscholle, treiben sie hinaus in Nacht und Untergang. Und auf der zerschellenden Scholle die unbestimmten Umrisse einer menschlichen Gestalt. Sie kennt diese Gestalt — diese Gestalt ist das Schicksal, das auf sie wartet in der Zukunft, diese und keine andere!

Geh! geh! geh! du Herrlicher, du Guter — nicht für mich, nicht für mich strahlt deine Stirn. Bleibe so für mich, schönste Säule der Menschlichkeit, aufgerichtet unter den Bäumen, die bis zum Grase niederblühen, aus dem die weißen Blüten wieder emporblühen zu den Bäumen! So wie ich dich jetzt sehe, mit dem schlanken Fuß auf dem Spaten, mit den hellen Tropfen frohen Schweißes auf der Stirn, aus der du den Hut zurückgeschoben hast hinter die tanzenden, schwarzen Locken!

Josefine blickte hinaus zu der heiteren Gruppe im Garten, trank ihre sehnsüchtigen Augen satt an der geliebten Gestalt.

Abschied! ich nehme Abschied von dir.

Lautes Lachen klang unter den Fenstern; sie warfen sich mit abgefallenen Kirschblüten, Zwicky, Hovannessian, die Kinder, Laure Anaïse .. Rösi mit purpurroten Bäckchen ist ganz außer sich, wie fiebernd in dem warmen, düftebeladenen Wind, der die eben begrünten Sträucher biegt und die zitternden Schatten spielen läßt auf der vom dörrenden Ost und der starken Maisonne blaßgrau gefärbten, wartenden Erde.

Weiße Blüten und seliges Blau und goldiges Grün und Kinderlachen.

„Kommen Sie nicht?“ ruft Hovannessian und stößt kräftig den Spaten in den sonnenharten Boden. „Kommen Sie auch! Schöne Arbeit!“ Er strahlt. „Einen Weg machen wir!“

Nun kommt Rösi zu ihm gelaufen, er beugt sich zärtlich zu der Kleinen, seine schwarzen Bartlocken streifen ihr Haar. Liebkosend spricht er mit dem Kinde — wenn er mit Kindern spricht, immer bekommt seine tiefe Stimme diesen liebkosenden Klang. — Die Kleine blickt freudig empor, und ihre

Gebärde, dies Aufhorchen voll Hingebung macht sie so schön.

Oh, denkt die Frau am Fenster, wär ich so klein wie die! wär ich mein eigen Kind und stände bei ihm so und blickte in die Höhe zu ihm so — wie Rösi, wie mein glückliches Kind zu ihrem lieben Herrgott aufblickt, den sie im Kirchenfenster sieht! Noch einmal jung sein, noch einmal glauben — keine Vergangenheit, keine Zukunft, keine Schuld, keine Furcht, keine Pflicht, keine Klarheit!

Und wie gebannt durch ihre wilde Sehnsucht hebt Hovannessian nun die Augen zu der Frau oben, und sein frohes Gesicht wird ernst ...

Plötzlich schoß ihm das Blut heiß in die Wangen. Sie war fort.

* * *

In dieser Nacht träumte es Josefine, daß ihr plötzlich ein Fremder gegenüberträte, dessen unerwartetes Erscheinen sie von einer Seite des Zimmers zur anderen scheuchte.

Der Fremde war in eleganter Kleidung, wie bereit, in eine Gesellschaft zu gehen. Sie bemerkte deutlich die breite, weiße Hemdbrust unter dem lose überhängenden Kaisermantel, den spiegelnden Cylinder, die neuen roten Handschuhe.

Er sprach nichts, sondern stand da mit einem geheimnisvollen und blasierten Lächeln auf dem schlaffen Munde, das sie zu verhöhnen schien. Seine goldene Brille glitzerte, die Gläser glitzerten, so daß sie seine Augen nicht sehen konnte. Und dann begann er eine Gebärde des Händewaschens zu machen, die ihr so sehr, so unheimlich bekannt war: die rechte Handfläche wäscht den linken Handrücken — die Schultern runden sich — er scheint sich auf ein Wort vorzubereiten, auf ein Wort, vor dem sich die Träumende ängstigt, das sie nicht hören will.

Immer sonderbarer lächelt er; seine glitzernden Gläser sind auf sie gerichtet — er hebt den Arm und beschreibt einen Bogen voll gekünstelter Grazie, einen einladenden Bogen, mustert sie, ihre Gestalt von den Füßen aufwärts und lächelt spöttisch überlegen; etwas Cynisches ist auf seinen breiten, blassen Lippen zu lesen.

Ich kenne Sie wirklich nicht, sagt die Träumende, bitte, verlassen Sie dieses Zimmer.

Ihr Herz scheint nicht mehr zu schlagen, kalt und gleichgültig ist ihr, und tief, tief unten glimmt eine Angst — eine Angst!

Sie wacht auf: das war Er! Georges!

Ich habe gesagt: ich kenne Sie nicht.

Aber ich kannte ihn wohl.

Von Schauder durchzuckt blieb sie starr liegen.

Das war Er.

Habe ich diesen geliebt? Diesen einmal geliebt? *geliebt*?

Nein! nein! nein!

Fort, du Entsetzlicher! Fort! Mensch, ich kenne dich nicht! Ich war *nie* dein! *Nie! Nie!*

Hörst du? *Niemals!*

Ich habe dich *nie* geküßt! *Nie!*

Hörst du? *Niemals!*

Fremd! Wildfremd! Fort!

Ein Nachttier! ein Phantom!

Wer hat dich ausgedacht? du! du!

Und sie richtete sich heftig auf, rang hart die Hände und stöhnte fast bewußtlos: „Oh Herr des Himmels, töte ihn! töte ihn! töte ihn!“

— — — — — — — — — — — — — —

Da kam eine kleine weinerliche Stimme wie ein zerdrückter Vogellaut aus dem Dunkel: „Mama! Mama!“

Die Frau hielt den Atem an.

Rösi wachte.

„Mama! warum sagst du töten?“

Einen kurzen Augenblick schien es Josefine, als schwebe ein Stern durch die Nacht; als klinge etwas ...

Aber nur einen Augenblick.

Dann zog sie stumm das Leintuch über den Kopf und wiederholte mit zusammengebissenen Zähnen und geballten Fäusten ihr furchtbares Gebet: „Allmächtiger Gott! Herr des Himmels! Töte ihn! töte ihn! töte ihn!“

* * *

„Ich habe etwas gebracht. Ich habe das Bild gebracht,“ sagte Hovannessian beim Eintreten zu Josefine.

Sie blickte flüchtig auf, einen schnellen Blitz Auge in Auge gab es.

Beide hatten heute einen gespannten, fast unglücklichen Zug zwischen den Brauen.

„Welches Bild?“

„Repin, die Burlaki, Sie wissen.“

Er legte das Bild — eine farbige Lithographie — vor Josefine auf den Schreibtisch und trat einige Schritte hinter ihren Stuhl zurück, wie um sie in der Betrachtung nicht zu stören.

Die Frau hatte nur einen Blick auf die zusammengedrängte Gruppe geworfen, dies Häuflein Elender, die — ach, wie mühselig, wie schwer an der allzu großen Last schleppen, die ihnen aufgeladen worden. Mit einem Blick, mit dem ersten Blick erschloß sich ihrer aufgewühlten Empfindung die fast übermenschliche Gewalt dieses Gesanges der Qual.

Die Riesen der Arbeit voran, mit blaurot geschwollenen Gesichtern, den Kopf gesenkt, wie der Ochs im Joch die Stirn senkt, um mit ganzer Schulterkraft zu ziehen, zu ziehen, vorwärts zu schleppen, das hoch mit Gütern beladene Schiff stromaufwärts zu schleppen. Hinter den starken menschlichen Zugtieren die zähen, mageren, sehnigen; fleischlose Hälse mit vorgedrängtem, fast berstendem Kehlkopf, mit straff, zum Zerreißen gespannten Muskeln, die wie Knorren und Stricke auf den eckigen Knochen liegen. Inmitten der Ergebenen ein junger Empörer, aufgebäumt, Schmerz und Wut im hocherhobenen Kopfe, der sich zurückwirft und die Hand unter den entsetzlichen Riemen schiebt, der ihm über die nackte, saftstrotzende Brust geht und tief in das Fleisch schneidet — der entsetzliche Riemen, der sie alle drückt — der über ihre Brust zu dem Lastschiffe geht, an dem sie schleppen. Wieviel Flüche auf diesen Lippen! wieviel Stöhnen in ihrem unendlichen Gesang! Aber der letzte in der Reihe, der flucht nicht mehr, der singt nicht mehr! Stumpf und aller Menschenwürde beraubt, mit hängenden Armen und auf die Brust gesunkenem Kopfe trottet er mit, ohne Bewußtsein, ohne Willen; sein Gesicht ist gegen den Boden gekehrt, das menschliche Zugtier ist auch zur Haltung des Tieres zurückgeführt worden — alles ist zu Ende.

Hovannessian hörte ein lautes, ununterdrückbares Schluchzen.

Dicht an den Tisch gepreßt, beide Hände vor dem Gesicht, saß die Frau über dem Bilde, und ihre Schultern zuckten im Weinen. Eine unbegrenzte Traurigkeit hatte sie befallen angesichts dieser Qualbeladenen, und sie hatte alles vergessen, sich selbst, Hovannessian, Georges, die Kinder, das Zimmer, in dem sie sich befand — alles. Die Luft um sie war voller Stöhnen, und ihr Herz schien zu bluten, als sei hineingestochen worden. Sie fuhr mit der Hand nach der Brust — da! da! da preßte der entsetzliche Riemen und schnitt in das weiche, zuckende Fleisch.

Wo war das Kreuzchen?

Da sollte doch ein Kreuzchen hängen an einer Schnur?

Sie tastete danach, als müsse sie auf ihrer Brust das Kreuzchen finden, das jenem Jüngling in der Mitte des Bildes, dem jungen Empörer im roten zerrissenen Kaftan, unter dem Riemen hervor auf der Brust hing. Ach nein, sie hatte nichts vergessen! Sie wußte alles deutlicher als je. Sie wußte: das ist das Leben, meines auch! meines auch! Gerade die zwingende Symbolik des Bildes, diesem Bilde eigen wie allen Werken großer Kunst, gerade diese zwingende Symbolik hatte sie überwältigt, ins Herz getroffen.

Alle so! Alle so! Sie selbst, Georges, die Kinder, die Kranken.

Nur — —

Nein, er nicht — der Mann mit dem strahlenden Lächeln war nicht unter dieser Gruppe! Hovannessian nicht!

Sie blickte ein wenig seitwärts, sie wollte diese großen Züge sehen, auf denen das Leiden keinen Raum hatte ...

Ein ganz Neues durchbebte sie, als ihre Augen ihn gefunden — halb abgekehrt stand er, sinnend, und große klare Tropfen rannen ihm aus den weit offenen Augen in den Bart ..

Sie fühlte eine geheimnisvolle Anwesenheit. Etwas Unsichtbares war hier im Zimmer zwischen ihnen, zwischen jenem weinenden Manne und ihr selbst, die ihre Thränen wie einen heißen Quell strömen fühlte.

Sie hielt den Atem an, und eine leichte Bewußtlosigkeit überkam sie: Funken und Sterne umtanzten sie, eine schwere dröhnende Musik betäubte ihre Ohren. Sie flog weg, über dunkle, unabsehbare Tiefen, rasend schnell — —

Dann empfand sie eine leichte Berührung, ihre Haare sträubten sich, ein Schauder überlief ihre Kopfhaut, ihre Arme: sie war wach. Neben ihrem Stuhl, in den sie zurückgesunken war, stand Hovannessian, streichelte ihr Haar und murmelte, sich zu ihr niederbeugend: „Das ist jetzt nicht mehr! Das machen jetzt die kleinen Schleppdampfer!“

Sie lächelten sich an wie zwei Auferstandene, mit Thränen an den Wimpern, ungläubig und erstaunt, umgeben von einer Fülle überirdischer Glückseligkeiten ...

„Zum erstenmal sehe ich, daß Sie viel gelitten haben,“ flüsterte Josefine und forschte auf seinem ihr jetzt nahen Gesicht. „Es ist das, was Sie so ...“

Sie wollte sagen, was Sie so schön macht, aber sie konnte es nicht sagen, sie errötete.

Hovannessian preßte ihre Hand, seine Wimpern zitterten wie die Flügel eines dunklen Schmetterlings. „Ich habe in letzter Zeit sehr viel über die Frauen nachgedacht,“ sagte er mit fremd klingender Stimme.

„Was haben Sie gedacht?“

Er wurde sehr blaß, eine schüchterne Anmut breitete sich über seine männlichen Züge. Er schloß die Augen, preßte stumm ihre Finger.

Plötzlich trat ihm das Blut ins Gesicht — er beugte sich tief auf ihre Hand, schamhaft in übermächtigem Gefühl: „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie! Ich habe nicht so von den Frauen gedacht! Nicht so hoch! Verzeihen Sie, Sie haben mich gelehrt! verwandelt! ganz verwandelt! Ich habe nicht gehofft, daß ich finde — — Ich habe nicht geglaubt — oh, verzeihen Sie! verzeihen Sie!“ Er stürzte auf die Knie, den Kopf an ihr Kleid gedrückt. Dann erhob er sich, hastig und verwirrt, und verließ wortlos das Zimmer.

* * *

Zwischen den Seelen, die sich anziehen, wächst eine zarte, seidenfeine, lichtscheue Vegetation, wie weiße Algenfäden, wie tastende Wurzelglieder, hinüber, herüber. Zitternd und leicht zerbrechlich, und doch straff die Röhrchen gefüllt mit dem besten Safte des Lebens. Leise, verborgen dem Tage, suchen einander die schwirrenden blinden Fädchen, die seiner Seele, die ihrer Seele entsprossen, und wenn die Stunde erfüllt ist, wenn sich die zarten Munde berühren, die tastenden Glieder aneinander gleiten — dann blüht eine Blume auf, groß und duftend und leuchtend in allen Farben des Himmels und der Erde, genährt von den süßesten und erhabensten Träumen, vom feinsten Herzblute, und ihrem Kelch entsteigen Wolken von Duft, die Leben spenden und Tod, untrennbar, so ineinander gemischt, daß beides eins ist. Und beides ist gleich süß, erhaben und erwünscht, Leben und Tod.

Die Stunde war erfüllt, die Blume war erblüht. — —

Sterben! dachte die Alleingebliebene in ihrer Verzückung, sterben in dieser Minute! Du! du! du! Ich habe ja nicht gewußt, was für Menschen leben; ich habe ja nicht geahnt, daß es einen Menschen giebt, tausendmal größer, höher, teurer als die ganze Welt. Und du redest von mir, du! du! Was bin ich? Wie kannst du zu mir sprechen, wie du gesprochen hast? Ich lebe ja nur, seit ich dich kenne! Ich bin ja nichts ohne dich! Ich habe ja erst durch dich Sinne, Gefühl, eine Seele bekommen! Ich sehe erst jetzt die unbeschreibliche Schönheit der Erde, des Himmels, des Lebens!

Ach, sterben! jetzt! jäh! in der Seligkeit dieses Augenblicks. Es ist zu schön, es wird schnell zerbrechen. Er wird mich sehen, wie ich wirklich bin, dann wird es vorüber sein.

Nein, sterben, und wäre es unter Qualen, aber mit dem Kuß des Glückes auf den Lippen. Sterben durch deine Hand! Durch deinen Dolch. Mit dir zusammen sterben.

Eine plötzliche Angst überfällt Josefine, eine Angst vor sich selbst. Ich bin irr! Auch ihn töten wie den anderen, den ich heute nacht in seinem Gefängnis erstickt habe? Was für mörderische Gedanken hege ich! Und mich — mich sollte er lieben?

Aber der verführerische Gedanke läßt sich nicht bannen. Er legt sich wie ein erschlaffendes Bad um die müde Seele.

Könnte das sein! Mit ihm zusammen sterben ... Ach — ich muß allein! Er muß leben! Was? diese Augen brechen sehen? diese Stirn erbleichen sehen im Todesschweiß? Und meinetwegen?

Ach, eine Hilfe! eine Hilfe aus dieser großen Not! Sie ringt die Hände.

Nur die Glücklichen dürfen sterben. Nicht Menschen wie ich!

Es klopft hart an die Thür.

Josefine springt auf, öffnet verstört.

Vom Frauenspital ist Botschaft da. Sie muß kommen. Sofort. Diese Geburt, die erste, die sie selbständig leiten soll, das erste Mal, daß ihr diese Aufgabe wird, und sie hat das vergessen? So untauglich also! Solch eine nutzlose Träumerin! Und was für Träume! Heiliger Gott, laß nur nie einen Strahl deines Himmelslichts in dies dunkle Herz fallen. Schande! eine Schande!

Josefine rafft eilig ihre Instrumente zusammen, sie senkt den Kopf, ruft Helene zu, daß sie gehe, und läuft hinaus.

Das ganze Gewicht des Daseins schwebt über ihrem unbeschützten Nacken und will sich darauf niederstürzen.

Die Oberwärterin guckt sie befremdet an, die Praktikantin Josefine scheint ihr viel zu aufgeregt. Weiß diese Praktikantin auch, daß hier zwei Menschenleben von ihr abhängen?

Aber wie sie den Hut abgelegt hat und die Handschuhe wegthut, hat sie ja schon ein ganz anderes Gesicht. Die Erregung ist wie weggewischt, hier ist nur tiefer Ernst und ein Aufgehen in ihrer Aufgabe.

In der Ausübung ihres Berufes gewinnt Josefine alle Ruhe wieder. Das arme Dienstmädchen, das in seinen Schmerzen um den Tod winselt — sie besänftigt es liebevoll, weist es zurecht, sagt ihm, daß es leben müsse, um einem Kinde Leben zu geben. Und das seltsame blinde Gesetz des Lebens um jeden Preis ergreift sie beide, die junge Mutter und die Ärztin. Wem gebe ich mein Kind? Dem Licht? dem Tage? der Finsternis? grausamer Verfolgung? Die Arme fragt es nicht, sie duldet, sie hält aus.

Und in demselben blinden Lebensdrang, der die Mutter beherrscht, thut mit Kraft und mit keinen Augenblick erschlaffender Umsicht die Helferin, was sie zu thun hat. Den ganzen Abend bleibt sie, die ganze Nacht an ihrem Platze.

In dieser Nacht, in der sie gewünscht hatte, sich das Leben zu nehmen, in der sie sich das Leben genommen hätte, wäre sie ein freier Mensch gewesen, nicht eine Mutter und eine Helferin — in dieser selben Nacht verhalf sie einem Wesen zum Leben und erhielt das andere in seinen Nöten.

Als sie fröstelnd und hungrig durch die tauige Morgendämmerung beim ersten schüchternen Amselruf heimwärts ging, war das wundersame Erlebnis mit Hovannessian schon Vergangenheit geworden. Das schwere blutige Leiden eines Menschen lag dazwischen. Sie dachte an Bücher, die sie notwenig zu studieren hätte, an vielerlei Gelerntes und wieder Vergessenes.

„Hovannessian," sagte sie halblaut vor sich hin, und ein Lächeln löste ihre starren Züge, „mein lieber Freund, Sie denken viel zu hoch von mir!"

Sie sah zur Seite; es war ihr tröstlich zu denken, er gehe dort neben ihr.

„Viel zu hoch!" wiederholte sie sich, „wirklich, das Beste, was ich vermag, ist, daß ich mich der Forderung des Augenblicks fügen kann."

Eine Ruhe, wie sie ihr lange fern geblieben, senkte sich mit der Ermüdung der Muskeln auf ihre Sinne. Als habe sie ein Ziel, ein langersehntes, jetzt unverhofft erreicht.

„Er schätzt an mir, daß ich arbeiten kann!" sagte sie, befriedigt lächelnd, „es ist das einzige, was er an mir schätzen kann, sonst bin ich ja nichts. Wir wollen uns das erhalten, nicht wahr, mein Freund? Oh, ich habe so lange nicht mit voller Kraft gearbeitet."

Ihre Blicke küßten den Morgenstern.

In ihrem Herzen war ein Heiligtum errichtet.

* * *

„Wie eifrig du dich zu Grunde richtest!" schalt Helene Begas die Freundin. „Diese ewige Exaltation. Auch wenn du nicht sprichst — immer siehst du aus, als wolltest du aufschreien! Und arbeiten bis in die Nacht obendrein! Ich lese jetzt Augustinus. Sehr lehrreich! Du hast wohl Heimsuchungen wie der?"

Josefine zischte ihr etwas ins Gesicht. Sie war rot geworden.

Helene seufzte. „Oh, diese verkehrte Welt! Diese glühenden Heiligen alle! Der Hovannessian ist auch so einer. Ich bin immer in Versuchung, ein Zündhölzchen in seinen

Dunstkreis zu halten — ich glaube, es würde brennen! Meinst nicht auch?“ Und als keine Antwort kam, fuhr sie ernster fort, auf das Repinsche Bild deutend, das jetzt in der Nähe des Schreibtisches mit Heftnägeln befestigt war. „Gestern hat Hovannessian mir das Bild erklärt; es ist ausgezeichnet gemacht, nicht wahr? Der Junge da, in dem zerrissenen roten Kittel mit dem Kreuz auf der Brust, den zeigte er mir ganz gerührt. ‚Der kämpft noch,‘ sagte er, ‚die anderen haben sich schon ergeben.‘ Und dann, ganz ruhig: ‚Bei diesem habe ich immer an ihre Freundin Josefine gedacht, da ist eine große Ähnlichkeit.‘ Und seine Augen brannten zwei Löcher in das Bild, sag ich dir, so hat er es angestaunt.“

„Sprich nicht von ihm,“ murmelte Josefine, ihr Ton bat: Sprich noch! sprich mehr von ihm!

Aber Helene gehorchte den Worten. „Gottchen, ruhig Blut! Das bete ich immer für dich, liebste Josy — ich hab’s ja zum Glück, bin als Amphibium geplant gewesen und rein aus Zufall ’n Mädchen geworden. Ich sage dir, so was Bequemes wie mein Temperament — —“

* *
*

Ja, Josefine hatte Augenblicke heftigen Verlangens nach dem Manne, den sie liebte. Sie haßte und verachtete sich unbeschreiblich in diesen Augenblicken, aber sie kehrten immer wieder. War er fern, dann blieb er ihr Held, ihr Adler, ihr edler Cypressenbaum, aber seine Nähe reizte und quälte sie zuweilen so, daß sie fortgehen mußte. Sie stand dann, nach Fassung und Ruhe suchend, in ihrem Schlafzimmer, rang die Hände, biß ihre Lippen, reckte verlangend die Arme nach der Thür. Und schämte sich, schämte sich!

Dann trieb der Drang sie wieder zurück zu ihm, und sie machte absichtlich kleine enge Schritte, hielt die Arme ängstlich dicht an sich gedrückt, wenn sie wieder ins Zimmer trat.

Einmal auf ihn zufliegen und ihn totküssen! Einmal!

Aber sie kam scheu und langsam und sah mit wilder Eifersucht Hermann oder Rösi in seinem Arm. Kaum beherrschte sie ihre Blicke. Wenn Zwicky neben ihm stand, vertraulich die Hand auf Hovannessians Schulter, Helene und Bernstein scherzend mit ihm spielten, ihn um den Tisch herumjagten oder die Erwachsenen und die Kinder ihn dicht umdrängten, dann kam ihr eine wahnsinnige Lust, zu rufen: Er ist mein! mein! Fort ihr alle! Wie könnt ihr wagen, ihn zu berühren?

Ihr ganzes Wesen war in Empörung, in solchen Augenblicken — gegen Laure Anaïse, die sich oft mit naiver Bewunderung in Hovannessians Nähe drängte, entstand dann ein spontaner Widerwille in der Seele der Frau, gegen den sie umsonst mit allen Gründen der Vernunft ankämpfte. Dann kam eine Wut über sich selbst, eine Zerknirschung, eine Verachtung, die in tiefster Selbsterniedrigung sich genugthun wollte.

Sie wollte an Hovannessian schreiben, ihm ihre ganze wilde lodernde Leidenschaft enthüllen und ihm sagen: So sehr hast du dich in mir geirrt! so schlecht bin ich!

Aber sie schrieb nicht, denn wenn sie allein war, verflog der unheilige Sturm, und ihre Seele kniete andachtsvoll vor ihrem Abgott. Sie war wieder rein, wieder glücklich, sie wollte ihn nicht für sich, der ganzen Welt sollte er leuchten, viele beglücken durch sein Dasein, so wie er sie beglückte. Wenn sie ihn kennen, dann werden sie nicht mehr trauern, nicht mehr allein sich fühlen; keine Niedrigkeit, keine Gemeinheit, keine Angst vor dem Abgrund wird sie mehr quälen, wenn sie dich kennen, meine Sonne!

In solchen Augenblicken schien ihre Liebe ihr ein Gottesdienst; sie vergoß Freudenthränen vor einem Altar; die Gewißheit daß das Leben gut sei, weil auf ihrem Altar dieses Bildnis stand, umtönte sie wie himmlischer Gesang.

Sie hob die Hände und betete wie ein Kind: „Mach mich gut! mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm! Amen.“

Zwischen frommer Ekstase und wildem Begehren hin und her gerissen, gehetzt und müde, griff sie dann nach der Arbeit, der immer wartenden, wie zu einer heilenden Arzenei.

Und in der Arbeit schien es ihr, als lebe sie erst jetzt wirklich. Das andere war ein Tanzen und Taumeln auf stürmischer Flut;

hier war sie selbst, hier stand sie ruhig am Steuer und drehte das Rad und spähte sorglich nach den Sternen und den Klippen.

Sie wuchs in dieser Zeit an Einsicht und Stoffbeherrschung; ihr Blick vertiefte sich mehr und mehr, und ein Gefühl der Überlegenheit über ihre eigenen Leidenschaften wehte manchmal kühl herauf.

Ich liebe ihn, weil ich ihn lieben will, dachte sie dann; wenn ich nicht will, dann kann ich diese Lampe auslöschen. Es wird dann Nacht sein, aber man kann auch im Finsteren leben.

So vergingen zwei Monate, und dann kam ein Abend. Jener Abend.

* *
*

Josefine war noch spät in der chirurgischen Abteilung geblieben.

Die ihr liebe Krankenschwester Wanda war abwesend; ein kleiner Halbtagsausflug nach Rapperswyl war ihr gewährt worden unter der Bedingung, daß sie Ersatz stellen könne. Josefine war für sie dageblieben.

Es war schwül; den ganzen Tag hatten die Fliegen ihre Kranken gequält, und die offenen Fenster hatten nicht vermocht, frischere Luft in der überfüllten Abteilung zu schaffen.

Dieser Spitaldunst, zusammengesetzt aus den scharfen, durchdringenden Gerüchen des Jodoforms, des Chloroforms und des Karbols und aus den Ausdünstungen der Kranken, war der Medizinerin noch immer eine schwer zu ertragende Last.

Diesmal war es besonders arg. Endlich, als Schwester Wanda erfrischt und rotbäckig von ihrem Spaziergang zurückgekehrt war und einen großen Feldblumenstrauß in die Abteilung mitgebracht hatte, durfte Josefine gehen. Es wetterleuchtete über dem See; der Himmel war mit flatternden Wolken bedeckt, zwischen denen der fast noch volle Mond hinrollte, bald verschwindend, bald aus dem zackigen, schwarzen Vorhang auftauchend und einen blauen Guß von Licht auf den Weg sendend.

Als sie fast das Thor des Gitters erreicht hatte, in dem ein Seitenpförtchen für sie offen stand, kamen leichte, leise Schritte über den Kies, und eine Stimme sagte: „Guten Abend."

Josefine wich unwillkürlich zurück. Sie hatte sich unausgesetzt mit ihm beschäftigt, hatte bei dem Zank der Kranken gedacht: Wie entsetzt würde Hovannessian sein, wenn er dies hörte! Sie hatte sich eben gewöhnt, alles an ihm zu messen, was ihr begegnete.

Und nun war er plötzlich vor ihr, schien hier auf sie gewartet zu haben.

„Wollen Sie spazieren gehen, oder sind Sie müde?" sagte er leise, indem er an ihre Seite trat.

Befangen, wortlos thaten sie nebeneinander einige Schritte.

„Es ist aber schwül," sagte Josefine gepreßt, „es kommt etwas."

„Oh nein, noch nicht. Ich möchte, wenn Sie erlauben — einige Worte mit Ihnen —" Seine bebende Stimme sagte alles.

Das Schweigen, mit dem sie an Josefines Hause vorüber- und die noch unbebaute ansteigende Straße hinangingen, war betäubend.

Sie standen einen Augenblick und blickten auf das lichtdurchstickte Stadtbild unter ihnen, auf das jetzt alle Sterne und der Mond leuchtend heruntersahen. Der Wind strich mit einem plötzlichen tiefen, dumpfen Orgelton über die Berghalde hinter ihnen.

Hovannessian hielt ihre Hand, preßte sie an die Lippen und atmete tief. „Mir ist so schwer ... Ich kann nicht mehr zu Ihnen kommen ... So gespannt, so unruhig ..."

„Ja," flüsterte Josefine mechanisch, „ja, es ist wohl —"

„Ich weiß — Sie lieben — einen — anderen —; ich — ich weiß — Sie — oh, ich bin Ihr Freund — ich möchte — Sie lieben — ihn — Ihren Mann —" Er zeigte flüchtig nach oben. „Ach, könnt ich Sie nehmen und aus allem heraustragen, und wir fliegen — fliegen auf einen schönen Stern! Muß ich — muß ich fortbleiben? Soll ich — Josefine?"

Sie hob ihre angstvollen Augen auf, flehend, außer sich. Nein! nein! flehten ihre Augen. „Ja," hauchten ihre zitternden Lippen.

Er stöhnte auf, der Flehblick brachte ihn um alle Besinnung.

Josefine fühlte plötzlich etwas Starkes, Mächtiges, Heißes, das sie ganz umschlang, ganz einhüllte.

Sie zerschmolz in einer nie empfundenen Glut. Eine Flamme zuckte auf ihren dürstenden, verbrannten Lippen.

Sie bäumte sich zurück, stemmte die Hände gegen seine breite, hochklopfende Brust ...

„Willst du nicht mein sein? willst du nicht?“ rauschte es an ihrem Ohr wie ein Wildbach. Und der wilde Bach ihres Blutes schrie „ja“. Aber ihr selbst unerklärlich, unbewußt riefen die Lippen: „Nein! nein!“

„Nein?“ Er lockerte seinen Arm um ihre Schulter, er seufzte laut.

„Nein?“

„Nein!“ wiederholte die Frau, „nein! nein!“

Sein Arm sank herab. Er nahm ihre Hand, preßte ihre Finger zwischen seine Zähne. „Ich soll nicht wiederkommen?“

„Nein!“

„Und du wirst mich vergessen, Josefine?“

Ein gebrochener Laut kam aus ihrem Munde, sie bebte am ganzen Körper. „Sterben,“ flüsterte sie rauh, „nur sterben!“

Ein plötzlicher Schauder überlief seine große, prächtige Gestalt. „Das ist zu schwach für dich! — du — wirst leben,“ sagte er leise, nachdrücklich.

Die Hand vor den Augen stand er eine Weile stumm. Josefine rührte sich nicht. Die Luft war voller Seufzer.

Ihr war, als sei er schon fern, fern, als sei sie schon gestorben.

„Nach mir — was ich thun werde, fragst du nicht,“ sagte er bitter.

Hastig trat sie auf ihn zu: „Was wirst du thun?“

Da zog er sie noch einmal in die Arme und begann zu flüstern, in seiner Sprache, mit erstickter Stimme, mit nassen Augen, einen Segen, ein Gebet, einen Dank. Und dann: „Lebe! lehre mich zu ertragen! du wirst vieles thun! Ich werde von dir hören. Vielleicht hörst du von mir. Wir haben Aufgaben dort — du weißt ... in Rußland!“ Sein Ton verlor die dringende Wärme, seine Augen blickten groß und über sie hinaus. „Zwischen dir und mir liegt ein Dolch,“ sagte er mit gerunzelten Brauen. Seine Arme gaben sie frei. „Du hast es so gewollt.“

Das Wetterleuchten um sie herum ruhte keinen Augenblick, es war ein rotes und grünliches Lohen, die ersten Donner rollten über den See. Hell schien der Mond.

Erschlagt mich, ihr Blitze, wimmerte Josefines gequälte Seele, dies ist mehr, als ich tragen kann.

Sie wendete sich um, entfernte sich: „Einziger Freund!“ stammelte sie mit gesenktem Kopfe, „lebe wohl — glücklich du! — vergiß — ich — ich — danke — dir —“

Sie verschwand im Schatten der Bäume. Ihre Worte verklangen klagend im Rauschen der Äste.

Hovannessian ließ sie gehen ... Er wartete, daß sie zurückkehren, daß sie wenigstens den Kopf nach ihm zurückwenden würde.

Aber sie that es nicht. Mit wankenden Schritten, in gebeugter Haltung, aber durch eine unerklärliche Kraft beseelt ging sie vorwärts, blind geradeaus.

Wenn ein Berg dort vor ihr wäre, sie würde hindurchgehen, dachte der Mann.

Er folgte ihr in einiger Entfernung, sah, wie sie in den Lichtkreis ihres Hauses trat, wie sie sich zu kurzer Rast an die Pfosten des kleinen, hölzernen Vorbaues lehnte. Mit hintenüber gesunkenem Kopf stand sie, den Hut in der schlaff herabhängenden Hand.

Er fühlte, daß er sie allein lassen müsse, aus Schonung, aus Zartgefühl, aus einer Liebe, die er sich selbst nicht zugetraut, und die ihm plötzlich gekommen war, irgendwoher, vom Himmel herunter oder aus dem Herzen der Frau, die ihn geboren.

Gefunden und verloren, dachte er. Warum drängt alles vorwärts! Warum konnte es nicht bleiben, wie es war!

Sie war im Hause verschwunden.

„Gott schütze dich! Gott sei mit dir!“ murmelte der Mann unter den Bäumen, mechanisch —

Er glaubte an keinen Gott, er glaubte an keinen Schutz, der sich erflehen ließ, aber in dieser besonderen Stunde fand er auf seinen Lippen die Worte seiner Mutter, die er liebte, die Worte einfältiger, demütiger, ergebener Zärtlichkeit.

Auf dem Bänkchen in der Anlage, wo er ihr Haus sehen konnte, verbrachte er die Nacht.

Zwei Tage später hatte er die Stadt verlassen.

* *
*

Und Josefine lebte weiter in dem verödeten Zimmer, in dem verödeten Hause, in der verödeten Stadt.

Die Welt war eine Wüste geworden.

Lebte weiter, ein Leben ohne Sinn und Inhalt, ohne Sonne und Stern, verstümmelt und verarmt.

Lebte so, lange, lange Monate, vier qualvolle Monate.

Nicht unthätig, aber in einer seellosen, bewußtlosen Thätigkeit, aufnehmend und wieder vergessend, und von neuem aufnehmend und von neuem vergessend.

Die Arbeit, ihre Ehre und ihre Hoffnung, war wieder nur das Opium geworden, das ihre Schmerzen betäubte, abstumpfte, einschläferte.

Sie spann sich in ein dichtes Netz; was draußen vorging, war so gleichgültig geworden. Eine seltsame Unempfindlichkeit gegen Böses und Gutes stellte sich ein. Ihr Verkehr mit den Kindern selbst, mit den Hausgenossen und Freunden wurde äußerlich und unfruchtbar.

Aus der Einsamkeit kommen wir, in Einsamkeit leben wir, in die Einsamkeit kehren wir zurück, fühlte sie, und groß und fremd blickte sie die anderen Menschen an, die von Gemeinsamkeit, Zusammenwirken, Solidarität sprachen.

Sie war allein.

Viertes Buch.

Vor dem Bahnhofsgebäude, auf dem geräumigen Platz um den schönen Brunnen und unter den Säulengängen stand eine Kopf an Kopf gedrängte Menge.

Die Silberlinden des Platzes und der ausmündenden Straßen waren schon gelb und dünn belaubt, aber eine heißrote Oktobersonne schien durch den weißlichen Staub und Dunst und machte die grüne, weißschäumende Limmat, deren lebendige Wasser, rasch und wirbelnd nach der Aufstauung, zu den Mühlen unterhalb der Brücken niederrauschten, zu einem erfrischenden, Erquickung hauchenden Anblick.

Frauen ohne Kopfbedeckung, mit Körbchen am Arm, braune Großväterchen mit qualmenden Pfeifen, Kinder in bunten Sommerkleidern und Mädchen mit Kinderwägelchen bildeten Gruppen unter den Arkaden, nah den Ausgängen. Eifrig äugten sie nach den vom Portier ausgehängten Schildern, welche die ankommenden Züge verkünden sollten; Lachen und Scherzworte belebten zuweilen die Gruppen, unter denen es kein Stoßen und Drängen gab, wohl aber eine gemeinsame angenehme Aufregung, die Erwartung von etwas Fröhlichem und Willkommenem.

Lauter und dichter drängte sich die Menge auf dem Platz, unter den gelichteten Bäumen; bis zum Eingang der Löwenstraße standen sie, schlossen den kleinen Zeitungskiosk an der Brücke ein und gestatteten selbst dem elektrischen Tram und den gelben Postwagen nur eine langsame, beengte Durchfahrt. Hier herrschten die Männerkleider vor, aber nicht die gewohnte dunkle Tracht des Städters, sondern weiße und weißblaue Turnerkleidung, aus der gebräunte Arme und Nacken hervorsahen. Fahnen und Banner wurden von Zeit zu Zeit bewegt, zuweilen spielte ein nahe dem Brunnen aufgestelltes Musikkorps. Die Sonne blinkte in dem springenden und stürzenden Wasser und auf den blanken Messingröhren der Trompeten, Jodler stiegen wie Vogelrufe empor, und ein kleiner Trupp italienischer Arbeiter, zusammengedrängt in einer Ecke, sang ein taktmäßig mit den Spazierstöcken auf den Straßensteinen betontes Schelmenlied. Der Zug pfiff, eine Kirchenuhr schlug, dann schlug auch die Uhr des Bahnhofs mit hellem, schwirrendem Schlag: fünf Uhr.

Das ersehnte Schild wurde herausgehängt, Mütter und Väter strebten, sich in die Nähe der Doppelthüren zu drängen, die Kinderwägelchen bildeten Spalier, die Portiers öffneten, und die Kinder der Ferienkolonien, alle mit Sträußen in den Händen, mit weinlaubbekränzten Hüten, mit Epheuzweigen um den Hals, mit Eichenkränzen, die auf der Spitze eines Stockes schaukelten, alle lustig, erhitzt, bestaubt und betäubt von der Fahrt und dem Lärm, kamen laufend und springend die einen, verträumt und langsam die anderen aus der dämmerigen Halle in das blendende Sonnenuntergangsrot heraus. Es wurde geküßt, umarmt, geschrien, gesucht, kleine Reisetäschen und Köfferchen geschwenkt, ein fröhliches, lautes Gewimmel entstand zu den Füßen der großen Sandsteinpfeiler,

unter den Bogen. Die roten Heidekrautsträuße, die bekränzten Strohhüte, die bunten Herbstblätterranken, in die einige der kleinsten Reisenden vom Mützchen bis zum Saum des kurzen Kleides eingehüllt waren, schwärmten zwischen die Großväterpfeifchen, die ausgestreckten Mutterarme, die den Weg versperrenden Kinderwägelchen hinein, flimmerten abwärts über die breiten Stufen und verloren sich in der Menge.

Ehe die Eltern noch ihre Kinder, die Kinder ihre Mütter gefunden, kam der zweite festlich erwartete Zug an, eine andere Pforte öffnete sich, donnernd fuhren die Wagen in die Halle, siegreiche Turner mit radgroßen Lorbeerkränzen, mit bekrönten Bannern erschienen auf der Treppe, Hurrageschrei, Bravorufen, Händeklatschen scholl ihnen entgegen, die Fahnen der auf dem Platze Wartenden begrüßten die Fahnen der Ankommenden, die Musikanten schmetterten los, hüben und drüben, hinter den Turnern tauchten braune bärenstarke Gestalten auf in dunklen ärmellosen Sammetwämsern, Sennen aus dem Bernerland, aus dem Freiburgischen, von denen zwei je eine junge Tanne, die sie mit ihren eisernen Fäusten aus dem Berggestein gerissen zu haben schienen, über den Häuptern der Heraustretenden schwenkten. Die Luft erbrauste von Jubel. Jemand intonierte das Schweizerlied und Gottfried Kellers feurig-inniges:

Oh mein Schweizerland! oh mein Heimatland!
Wie so innig, feurig lieb ich dich!

dröhnte aus Hunderten von jungen Kehlen über den menschenvollen Platz.

Alles war laute Freude, Stolz, gute Laune — man stand und sang, schrie, lachte, ohne sich zu drängen, ohne Eile fortzukommen, ohne belästigende, die Menge in Verwirrung bringende Polizei.

Eines jener improvisierten Feste, an denen das Schweizerleben so reich ist, ein Besuch der Bergbewohner bei den Städtern, kräftig gefeiert durch körperliche Spiele und heitere Wettkämpfe in allerlei Fertigkeiten, begann mit diesem jubelnden Empfang auf dem Bahnhofplatze, dessen beflaggte Häuser den fröhlichen Ankömmlingen den Gruß der ganzen schönen Limmatstadt entgegenwinkten.

Der lange Wagenzug hatte eine Menge Besucher gebracht, die alle durch ein Band vereint schienen. Die wenigen Privatleute, die zwischen die geschmückten gebräunten Gesellen vom Hochgebirge geraten waren, drückten sich langsam und wie beschämt vorwärts, wofern sie nicht Schaulust oder Teilnahme zum Stehenbleiben und Mitwarten veranlaßte. Einige begrüßten sich laut mit irgend einem starken Sennen oder einem berühmten Schwinger, stolz auf die Bekanntschaft und hoffend, daß von dem Glanze jener Berühmtheit etwas auf sie selber hinstrahlen werde. — —

Einer nur, ein kranker gelber Mann, schleppte sich teilnahmlos und mühsam durch die gestauten Massen. In einem eleganten Anzuge, der ihm zu weit war und jene uns so sehr auffallende Mode von ehegestern zeigte; mit einer kleinen juchtenledernen Reisetasche, die ihn ganz auf die linke Seite hinunterzog. Der unter den Schlapphüten unangenehm hervorstechende Cylinder gab ihm etwas Exotisches; tief saß er ihm über den matten Augen.

„Billete vorweisen gefälligst!“ schrie der Beamte an der Schranke zum Gott weiß wievieltenmal und streckte auffordernd die Hände aus.

Der kränkliche Reisende beachtete nichts, hörte nichts. Den Kopf zwischen den Schultern, die Rechte auf die Brust gedrückt, wollte er ächzend vorübergehen. Als der Beamte ihn lauter anrief und den Arm vor die Nachdrängenden hielt, stieß er einen Schrei aus und begann plötzlich zu laufen.

„Halte là!“ schrie der Beamte. „Billet!“

Eine resolute Frau packte ihn am Ärmel.

„Ach! ach!“ machte der Ergriffene kläglich, als ob die Schulter ihn vom Zupacken schmerze; die Hand, mit der er endlich das verlangte Billet hervorzog, war blaß und gedunsen und zitterte so sehr, daß ihm das Kärtchen entfiel.

Der Beamte schimpfte, ein paar Flüche wurden hörbar.

Endlich war alles in Ordnung, aber der kranke Mann kam nicht weit: von einer plötzlichen Ohnmacht befallen, mußte er in den Wartesaal geführt werden, damit er sich erhole.

Der Portier übergab ihn einem Kellner, der den Feingekleideten auf englisch um seine Befehle befragte.

Der Reisende antwortete in deutscher Sprache mit geschlossenen Augen: „Kognak, Gepäckträger, Droschke!“ Nach dem Kognak erholte er sich sichtlich, und als er dem Gepäckträger, der die kleine Tasche übernommen hatte, durch die Korridore folgte bis zur Rückseite des Bahnhofes, wo es möglich war, einen Wagen zu erlangen, war sein Schritt nicht ganz so schleppend wie vorhin.

Zwei hübsche Mädchen mit großen Hüten und enggeschnürten Taillen strichen dicht an dem Reisenden vorüber. Er hob den Kopf und sah ihnen nach, sein Gesicht belebte sich. „ßt! Träger!“ machte er halblaut, „wie heißen die?“

Verständnislos blickte ihn das verschmitzte Gesicht unter dem blanken Mützenschild an: die plötzliche Veränderung des schlaffen Kranken war wie Hexerei. „Sie kommet wiet her, gelte Sie?“ sagte der Träger herablassend.

Der Reisende stieg ein.

Der Droschkenkutscher knallte.

„Drißig Rappe, Herr!“ sagte der Träger, sich aufstellend. „Drißig Rappe, Sie!“ schrie er zornig, als er keine Antwort bekam, und er folgte dem sich bewegenden Wagen.

„Drißig! Sie!“ rief der Kutscher.

„Pardon! vergessen!“

Der Träger erhielt fünfzig Centimes, aber er mußte sie zwischen den Straßensteinen aufsammeln, der zerstreute Reisende hatte sie hinausgeworfen.

* *
*

Eine halbe Stunde später stand der gelbe, kranke Reisende vor dem Hause „Zum grauen Ackerstein“ und las, sich niederbeugend, auf dem blanken Messingschilde den Namen: Dr. Georges Geyer.

Er hörte noch das langsame Wegrollen des Wagens, der ihn hergebracht; jenseits der Thür mit dem Messingschilde erklang Gelächter, leichte Füße trippelten, eine Flurlampe wurde angezündet.

Das letzte Abendrot erlosch hinter der roten Gardine des Flurfensters; der Reisende spähte hinaus auf den weiß heraufschimmernden, gekrümmten Weg, den ein knorriger Apfelbaum mit gelichteter Krone überwölbte. Er spähte hinein zwischen die bunten Vorhänge vor der Glasthür. Das Gelächter, die leichten Schritte waren verhallt, still brannte die Lampe auf dem schmalen Örn.*

Ein Heimchen schrillte vernehmlich; das Herz des Ankömmlings pochte so, daß die Musik des Heimchens damit zusammenklang. Zum Umsinken müde, mit zusammengebissenen Zähnen stand er, unschlüssig.

Endlich erhob er die gedunsene, zitternde Rechte und tastete nach der Klingel. Auf einmal fuhr er empor: die Finger hatten eine Vertiefung gefunden mit einem flachen Knopf. „War er nicht sonst groß und von Glas?“ murmelte er und beugte sich zu dem flachen Metallknopf in dem glänzenden Grübchen.

Er wollte lachen. Der linke Mundwinkel zog sich gegen das Ohr abwärts, die linke Schulter zuckte gegen das Ohr herauf.

„Äh! wieder!“ ächzte er und fuhr sich glättend über die verzerrte Wange.

Dann, mit einem ungeduldigen Kopfschütteln, legte er zwei Finger auf den Metallknopf in dem Grübchen und drückte.

Ein langanhaltendes, starkes Läuten ertönte, dann Thüröffnen, Schritte.

Vor dem Reisenden stand ein schönes, schwarzhaariges Mädchen in einer feuerroten Ärmelschürze, groß und schlank, eine Stricknadel zwischen den Zähnen.

„Bona sera,“ zischelte sie, „zu wem wünschen Sie?“

„Frau Geyer,“ murmelte der Fremde und verzerrte sein gelbes Gesicht in entsetzlicher Weise.

Das schöne Mädchen wich zurück, ohne ihren Widerwillen zu verbergen. „Die Frau ist net daheim, ist mir leid,“ sagte sie kurz, indes sie die Stricknadel zwischen den weißen Zähnen herauszog.

„Wann kommt sie?“ beharrte der Besucher, das hübsche, finster gewordene Gesicht eindringlich musternd.

„Um elf in der Nacht halt oder um zwölf!“

Der Fremde ächzte und schüttelte den Kopf. Argwöhnisch schaute er sie an. „Wo ist sie denn so lange?“

„Ja, in der Klinik halt! Wenn mer emal Assistentin ischt, net wahr?“

---

* Flur.

„Ach!“ er schlug sich vor die Stirn, lachte auf seine nervöse, entstellende Weise und fragte grämlich: „Wer ist denn sonst daheim?“

Das Mädchen wunderte sich. „Der Herr Bernstein ist mit dem Fräulein Helene im Kolleg, aber der Herr Loginowitsch ist vielleicht daheim, i will go frage!“

Sie ging schnell und ohne anzuklopfen in eine Thür hinein; als sie zurückkehrte, kam ein etwa elfjähriges, hellgekleidetes Mädchen mit langen, braunen, um Stirn und Nacken herabhängenden Haaren mit heraus. Die Kleine drängte ihre zarte, schmächtige Gestalt an die des schwarzhaarigen Mädchens, dessen kräftige Schönheit neben dem durchsichtigen Kindergesicht mit den großen, weit aufgeschlagenen und dennoch wie schlafenden Augen fast derb erschien.

„Die Mama ist in der Klinik,“ sagte eine leise, süße Stimme, und die durchsichtigen Bäckchen erröteten.

Auch das kranke Gesicht des Besuchers hatte sich gerötet; die Augen waren wie mit Blut gefüllt, der Mund zuckte unaufhörlich. Er hatte die Arme erhoben und sagte, gewaltsam seine Stimme dämpfend und ohne den Blick abzuwenden: „Aber du bist zu Haus!“

Damit trat er über die Schwelle, die Tasche schleifte er nach ...

„Ich?“ schrie die Kleine schrill auf und flüchtete vor dem Eindringling bis in die offenstehende Küchenthür. „Laure Anaise! komm! komm!“ Sie stampfte mit den Füßen und fing an zu weinen.

* * *

Mit einem mutlosen und störrischen Ton sagte der Besucher, daß er warten wolle. Und wie angezogen von der schwarzen Inschrift auf dem achteckigen Porzellanschild, ging er auf jene Thür zu.

Laure Anaise folgte ihm und öffnete: ein Windstoß kam durch das unsichtbare, offene Fenster jenes schmalen Raumes und trieb die Flamme der Flurlampe in einer roten Spitze empor.

„Skūsi,“ murmelte das Mädchen, „es geht zu lang! Warten? ja — es kann elfi, zwölfi werden, bis daß sie kommt! Lieber morgen.“

Der Fremde saß auf einem Stuhl neben dem Schreibtisch und antwortete nicht.

Das Mädchen stolperte über seine Juchtentasche. „Jesis Gott!“ schrie sie auf, bedrückt und aufgeregt. Mit einem langen Schritt trat sie über das Hindernis hinweg und berührte den Eindringling an der Schulter. „Sie!“ keuchte sie, „hören Sie net? kommen Sie morgen wieder!“

„Eine Lampe!“ erwiderte er, ohne den Kopf zu erheben, aber die Schultern zog er zusammen, als sei er gebrannt. „Eine Lampe und ein Glas Wasser!“ Sein Ächzen klang dem Mädchen schauerlich.

Sie wich an die Thür zurück, lief zu Herrn Loginowitsch, pochte und stürzte zu ihm hinein.

„Da ist einer! Oh, kommet Sie g'schwind! Er ischt so wie von Holz, ganz wie Holz — ins Zimmer gangen — ganz wie — Holz!“

Loginowitsch, die Feder hinterm Ohr, sprang auf, seine runden Brillengläser funkelten verwundert. „Ich verstehe nicht, wie immer,“ sagte er und lachte, daß sich sein kleines, verzwicktes Gesichtchen in noch engere Falten zog. „Was wollen Sie?“ Plötzlich horchte er auf: „Tschisch! weint etwas?“

Sie liefen hinaus — über den Flur schallte ersticktes Weinen und Geschrei.

Dort an der Thür des Warteraumes wehrte sich Rösi in den Armen des Fremden, der sie an sich preßte und wie sinnlos auf Haar und Gesicht küßte. Sein Hut lag auf dem Boden, sein haar- und bartloser, gelber Kopf glich einem Totenschädel.

Nun ließ er ihn wie gesättigt hintenüberfallen und sich das Kind aus den Armen reißen.

Es zuckte und schrie wimmernd in Laure Anaises Kleiderfalten hinein.

Das große Mädchen zog sie mit sich fort. Es war wie eine Flucht. Noch hinter der zugezogenen Küchenthür klang ungeschwächtes Weinen.

Loginowitsch setzte sich in Positur. Er war purpurrot und schimpfte auf Russisch, dann auf Deutsch: „Fort! fort! hinaus! was willst du machen? willst du Kind töten?“

Der Eindringling war ganz teilnahmlos geworden. Erschöpft lehnte er an der Wand.

Die dunklen Lider bedeckten die Augen ganz. Er schien plötzlich zu schlafen.

Der junge Russe schrie aus der anderen Ecke: „Nein, das geht nicht! das geht nicht.“ Seine Stimme wurde immer leiser, ganz zutraulich zuletzt. Er ging auf den Fremden zu und sagte zweifelnd: „Krank vielleicht? Was wollen Sie? Sie ist nicht für die Männer, aber für die Frauen und Kinder. Können Sie zum Arzt gehen.“

In dem fleischlosen Gesicht zuckte es; mühsam und schläfrig that der Eindringling die dunklen Augen auf. Seine Blicke waren erloschen, stumpf und gläsern. „Wer wohnt hier?“ murmelte er, aber er schien sich selber zu fragen, keine Antwort zu erwarten.

Loginowitsch lächelte mit achselzuckendem Mitleid. „Viele Leute wohnen hier. Wen müssen Sie sehen?“

„Draußen an der Thür steht ein Name,“ machte der Fremde lauernd.

Der Russe winkte abwehrend. „Der Name macht gar nicht. Es giebt nicht mehr.“

Zwei gelbe Funken fuhren aus den müden Augen des Fremden. „So, so! Giebt nicht mehr? Wer sagt das? Aber der Name steht an der Thür. Ein Widerspruch eo ipso, nicht wahr! Ah! ah! Ist er tot?“ Er zwinkerte mit den Lidern und grinste wie im Vorgenuß einer angenehmen Botschaft. „Es würde mich interessieren, zu hören, was Sie von ihm wissen! Haben Sie ihn tot gesehen, Herr — wie war der Name?“

„Loginowitsch,“ murmelte der Russe. „Was wollen Sie? Ich verstehe nicht. Tot oder abwesend — ich weiß nicht von diesem. Es interessiert mich nicht.“

„Abwesend?“ forschte der Zudringliche, „Sie sagten abwesend, Herr Loginowitsch? Abwesend wo? Es interessiert mich! Wo? Um Gottes willen, wo?“

Vor seinem scharf und drohend gespannten Gesicht wich der Russe zurück.

„Wir wissen nicht. Es kümmert mich nicht. Können Sie Frau fragen. Nun gut, gehen Sie!“

Und er öffnete einladend die Hausthür mit dem Messingschild.

„Wohin?“ rief der Besucher in langgedehntem, seufzendem Ton. Dann reckte er sich und zog die neuen, gelben Glacés ab. „Ich werde warten. Ich habe lange gewartet. Oder halt — man kann sie rufen! Sagen Sie, Herr Loginowitsch, ein Verwandter! Einen Nachfolger hat er nicht? Sind Sie vielleicht der Nachfolger? Nein? Nein! Sie ist in der Klinik, sagen Sie, Herr Loginowitsch? In welcher Klinik? Ich kannte die Kliniken auch. War viel dort, ja, ja. Haben Sie ihn tot gesehen? Nein? Und kein Nachfolger? Erstaunlich! Ich dachte bestimmt, ich hätte so gehört. Können Sie mir ein Glas Wasser geben? Ich bin sehr erschöpft. Das Sprechen strengt mich an Aber ein Genuß! ein wahrer Genuß. Ich danke dem Zufall eine angenehme Bekanntschaft.“ Ächzend hielt er inne und wischte sich die Tropfen von der Stirn. „Geben Sie mir einen Stuhl, ich falle um. Ich schwöre Ihnen, es war mir angenehm, Sie zu treffen. Ich dachte anfangs, Sie seien der Nachfolger. Aber nein, Sie sind vielleicht etwas jung. Ich kann sitzen, wo Sie wollen. Im Wartezimmer steht ein Schreibtisch jetzt und die Regale alle. Man sieht so etwas gleich. Leben hier recht vergnügt, hm? Ja, ja, nun bitte ich aber dringend, daß Sie gehen, Herr Loginowitsch! So schnell Sie können! Es wird die Frauenklinik sein, selbstverständlich! Sagen Sie: ein Verwandter! Sagen Sie: ein Vater, der sein Kind küßte. Ja, Herr Loginowitsch, das haben Sie gesehen! das! Einen Vater, der sein Kind küßt! Sie haben doch nichts anderes vermutet? Erlauben Sie, daß ich mich legitimiere!“

Mit einer hastigen Gebärde zog er ein Kartenetui hervor und entnahm dem Täschchen eine angegilbte Karte, die er schwebend zwischen den langen, knochigen, weißen Fingern hielt.

Der Russe musterte ihn mit aufgerissenen Augen; er überlegte, welchem klinischen Fall der vor ihm Sitzende wohl entsprechen möchte.

„Erfahren Sie, wer ich bin, Herr Loginowitsch,“ sagte der Gast in dumpfem Theaterton. „An der Schwelle seines alten Glückes“ — er schluchzte laut auf — „an der Schwelle seines alten Glückes sitzt der Mann, welcher das Unglück hatte, zeitgenössische Vorurteile zu verletzen, und dem man dafür das Herz brach!“ Er stöhnte und begann heftig und unverhüllt zu weinen. Sein verzerrtes Ge-

sicht, sein Blick voll Anklage und Vorwurf, der nach oben gereckte Zeigefinger der erhobenen Hand, die tönenden Worte — alles erschien zugleich unecht und echt, spontan und studiert, wahr und unwahr, berechnet und natürlich und verlogen.

„Sind Sie ein Artist?“ entfuhr es dem erstaunten Loginowitsch.

* *
*

Der Russe war gegangen, um Josefine von der Klinik zu holen.

Laure Anaise ließ sich nicht sehen, Rösli wich nicht von ihrer Seite.

Da knarrten Schritte über den Kies, Schritte auf den Steinstufen der Vortreppe.

Der Wartende richtete sich auf. Er hatte an dem Tischchen im Flur gesessen und eine Karaffe Wasser leer getrunken.

Ihn fröstelte, und die herankommenden Schritte vergrößerten sein Unbehagen. Er zitterte und suchte nach einem Unterschlupf mit den Augen. Doch blieb er sitzen.

Josefine kam allein.

Sie öffnete mit dem Drücker und betrat den Flur mit ihrem gewohnten, etwas harten Schritt. In ihrem schwarzen Blusenkleide sah die Gestalt jugendlich und aufrecht aus.

Das schmale Gesicht leuchtete hell unter dem kleinen, dunklen Hute; sie trug ein Bücherpacket und ein Kistchen Trauben, die sie aus der Stadt heraufgeholt hatte.

Morgen war Röslis Geburtstag.

Loginowitsch hatte sie nicht getroffen.

Als sie den gelben, kahlen Menschen an dem dreibeinigen Tischchen sitzen sah, blieb sie stehen, preßte die Gegenstände, die sie trug, fester an sich.

Ein leiser Laut, wie von einem sterbenden Vogel, kam aus ihrer Kehle ...

Auge in Auge verharrten sie, eine Sekunde lang.

„Ist es —“ begann sie zweifelnd, und die Bücher fielen zu Boden.

Der Sitzende kroch ganz in sich zusammen: „Séfine,“ murmelte er, „kann ich hier bleiben?“

Die Stimme durchzuckte sie, es wurde dunkel vor ihren Augen. Ein Abgrund dampfte herauf. Sie konnte sich nicht vorwärts bewegen. Sie hörte eine Stimme sagen: „Bist du schon freigekommen?“ Es mußte wohl ihre Stimme sein. „Warum bist du noch vor der Thür!“ sagte sie scheu; ihre tödliche Angst wurde zu einem blassen Lächeln. „Willst du nicht hineingehen?“

Er rührte sich nicht, sondern starrte seiner Frau bei jeder Bewegung nach, die sie machte. „Séfine,“ seufzte er, „gieb mir zu essen! Ich habe gewartet, um mit dir zu essen, den ganzen Tag. Hast du guten Wein? Sieh mal, wie ich aussehe! Sieh meine Hände! Sie haben mir ein Vierteljahr geschenkt, die Schufte. Dachten wohl, ich sollte lieber bei dir krepieren! Seit Jahren leide ich an Dyspepsie. Giebt es was Rechts zu essen? Wo kann ich mich hinlegen? Ich bin wie ein Toter. Die Überraschung ist mißglückt, du bist nicht überrascht, Séfine, nicht angenehm wenigstens! Nun sag mir, was ist das für ein Laffe, der hier den Hauswart macht? Wollte mich hinausschmeißen, der Bub! Und das saubere Mädle, wer ist die? Alles fremd! alles fremd! Hu!“

Er stützte den Kopf, schüttelte sich und ächzte.

„Ich muß eine Kur durchmachen, regelrecht ... Nun, du schlachtest wohl kein Kalb für mich, Séfine? Wegen meiner nit? Da hausen Polen und Polacken! Pah! Hast du keinen Wein? Wir müssen doch das Wiedersehen feiern, gelt du, Frau? Hast du Geld? Sie haben mich auf die Straße gestellt mit fünfzig Franken. Das andere ist draufgegangen! Alles selbst verdient und wie noch! Pah!“

Er spie auf den Boden wie ein Fuhrknecht und lachte grimmig. Dann stand er mühsam auf, blickte Josy scheu von der Seite an. „Zu wem komm ich da? Sag's, Frau! Willst du mich nit? Hast keine Hand? keinen Gruß? Die Freude war zu groß, gelt Séfine? Nun, mir ist's eins! Nit so viel frag ich nach euch! Tag und Nacht, jede Stunde, jede Minute hab ich gebetet, hab ich gebetet: Wiedersehen! ach, nur's Wiedersehen erleben, und dann — was danach kommt — Schweigen. Nun steht man da, nun sieht man sich und —“

Er machte ein paar taumelnde Schritte gegen die Thür zu, er ächzte wie ein Greis.

„Von Pharisäern verklagt, von Pharisäern verurteilt, von Pharisäern gerichtet, von dem

— eigenen — eigenen — einzig — und — unerschütterlich — geliebten — verzweiflungsvoll — geliebten — eigenen — Weibe verstoßen —“

Er knickte zusammen und sank mit der Stirn gegen die Wand.

„Wohin! wohin!“ schluchzte er, „keine Hand, keinen Gruß! Gott, erbarm dich meiner!“

Josefine trat endlich zu ihm. Ihre Hand zitterte, ihr Atem stockte, ihre Stimme war kalt, aber sanft. „Du sollst alles haben, Georges. Vater hat vor kurzem Wein geschickt. In einer halben Stunde ist ein Nachtessen bereit. Wirst auch gut schlafen nach der Anstrengung, wirst dich erholen. Die Worte alle sind nicht nötig — du weißt wohl, wer ich bin.“

Er wandte sich um, seine nassen Augen enthüllend, sein Mund zuckte unaufhörlich.

„So wahr mir Gott helfe, ich werde jetzt in der Tugend leben!“ sagte er kläglich, „ich habe Gnade gefunden, meine Seele ist erweckt. Die Morgenröte ist da! Wir werden glücklich sein, Séfine.“

Sein Gesicht wurde wie ein Tuch, die Nase scharf und spitz — er fiel in Ohnmacht und lag eine Stunde lang besinnungslos.

* * *

Laure Anaïse half Josefine den Ohnmächtigen auf Hermanns Bett legen. Er war so leicht, daß beide erschraken, als sie ihn aufhoben. Die feinknochige, weichliche Gestalt knickte zusammen unter ihren Händen.

Das schöne Mädchen blickte widerwillig auf den Hingestreckten, schüttelte den Kopf und küßte Josefine traurig auf die Backe.

„Ja ... aber,“ begann sie.

Josefine winkte ihr zu schweigen. „Sieh, wie krank er ist,“ sagte sie mit mahnender Stimme. Sprach sie zu jener? Mahnte sie sich selbst?

Ihr gefrorenes Blut begann aufzutauen, ihre Backen färbten sich, der kalte Glanz der Augen trübte sich: langsam pochte das Erbarmen.

„Halte seine Hände hoch! Das Kopfpolster fort und unter die Füße!“

Sie rieb den Todblassen, brachte Äther herbei, that alles, was in solchem Falle als zweckmäßig erkannt worden. Anfangs war sie nur Arzt. Allmählich kehrte ihre Seele zu ihr zurück. Sie brachte es über sich, ihn anzusehen; sie vermochte es, seine feuchtkalte Stirn zu streicheln.

Schweige! schweige noch! flehte ihre Seele; hättest du geschwiegen — ich wäre nicht so gewesen.

Und mitten in ihren Bemühungen, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen, wünschte sie, diese Bemühungen hinauszuschieben, um ihn beklagen und bemitleiden zu können, um ihn nicht hassen zu müssen.

Wenn er nicht spricht, so reden diese eingesunkenen Schläfen, diese blutlosen Ohren, diese wächsernen Lippen, dieser abgemagerte, in langer Haft verbrauchte Körper eine unwiderstehliche Sprache, fühlte sie, und sie konnte dieser Sprache horchen und wissen, daß sie ein Mensch war.

Wenn er sprach — — Wer ist dies? hatte sie die ganze Zeit gedacht. Was geht mich dieser an? Was hab ich mit dir zu schaffen, Fremder du?

Und ein Widerwille, ein Ekel, den sie nicht bemeistern konnte, hatte sie gepackt. Wenn er tot zu meinen Füßen läge — ich würde es nicht fühlen, hatte sie gedacht, ganz betäubt von Entsetzen.

Und eine Sekunde später hatte er dort gelegen zu ihren Füßen, nicht tot, aber todähnlich, und ihre Menschlichkeit war wiedergefunden.

Während sie sich um ihn bemühte, wurde er unter ihren Händen allmählich wieder der Leidende, der Vergewaltigte; — mit einem ernsten mütterlichen Lächeln begrüßte sie sein erstes Augenaufschlagen, duldete seine bebenden Hände auf den ihren, empfing sein fassungsloses Schluchzen an ihrer Brust.

Und auch über den Unglücklichen kam eine sonderbare Regung. Er schwieg und weinte nur.

Schwieg, als wolle er sich ihr ins Herz hinein schweigen. Weinte, als wolle er sich ihr ins Herz hinein weinen.

Was Josefine noch einen Augenblick vorher für unmöglich gehalten — es war geschehen: in Schweigen und Thränen hatten sie etwas von Gemeinsamkeit zurückgewonnen, und in der Frau war der ganze starke Beschützertrieb erwacht, als sie nun auf den

Kläglichen, Gebrandmarkten in ihrem Arm niedersah.

Ihr wurde warm, die Augen verklärten sich, eine Art Verzückung spiegelte sich auf ihren Zügen wie in jenem Augenblick, als sie ihrem Vater so neu, so fremdartig erschienen war. Der jammervolle Mann betrachtete sie mit offenem Munde, scheu, angstvoll, in sich zusammensinkend. Er zog seinen Kopf aus ihrem Arm und stöhnte: „Never! never! never!“

Die Frau aber, noch ganz ihrem Beschützerimpulse hingegeben, verstand seinen Verzweiflungsruf nicht, sie lächelte dazu. Lächelte wie eine Mutter einem kranken Kinde lächelt, ernst, sanft und überlegen.

„Du wirst gesund werden,“ sagte sie tröstend, flüchtig seine feuchte, eckige Stirn küssend und ruhig die Hände wegdrängend, die sich nach ihr ausstreckten.

„Wenn du nur erst arbeiten kannst,“ fügte sie hinzu. „Schlaf es bitzeli, bald giebt's zu essen.“ Sie verließ ihn trotz seines Widerspruches.

* *
*

Hermann schlich herauf, durchnäßt und schmutzig. Er wollte sich an der Mutter vorüber in sein Kämmerchen drücken.

„Wieder auf dem See?“ sagte sie flüsternd, „sie werden dich einmal tot bringen, Bub. Hast schon drin gelegen, scheint mir.“ Sie befühlte sein nasses Gewand.

Störrisch riß er sich los. „Ich war ja nit dort,“ sagte er.

„Nit auf 'm See, Hermann?“

„Noi!“

„Wo warst du?“

Er gähnte, warf sein strähniges blondes Haar zurück und sagte: „Ach doch!“

„Lügst du?“ sagte die Mutter und blickte ihm ins Gesicht.

„Meinethalb,“ erwiderte er trotzig.

„Du hast Wein getrunken, dein Atem schmeckt danach!“ rief die Frau, seinen dünnen Arm ergreifend. „Weißt doch, daß es nit gut für dich ist!“

„Vollkommen genau weiß ich's,“ murrte der Dreizehnjährige, „hast mir's ja oft und oft gepredigt.“

„Aber warum folgst du nit, Hermann? Weißt auch, daß du nit gut bist?“

„Kann sein,“ erwiderte der Bub.

„Das ist keine Antwort,“ machte Josefine, „rede, wie sich's schickt, wüster Bub.“

Er schielte sie von unten an. „Mutter, du bist so klug, alle sagen, daß du klug bist; — weißt denn nit, daß man nit gut sein kann?“

„Wieso nit kann? Warum nit?“

„Weil's zu schwer ist! Einfach.“

Josefine fühlte einen scharfen Stich. „Ja, es ist schwer,“ sagte sie plötzlich leise. „Aber,“ sie stand da mit gesenkter Stirn, „man muß versuchen, Hermann! immer versuchen.“

„Ich versuch's auch, alle Tag. 's ist mir schon langweilig worden.“

Josefine ergriff fest seine kleine, schlaffe, schmutzige Hand und zog den Buben in ihr Zimmer. Es war jener ehemalige Warteraum, voll von Büchern jetzt, mit einem kleinen Schreibtisch und einer Waschvorrichtung.

„Ich sage dir etwas, Hermannli, sprich leise, es ist ein Krankes im Haus.“

Ihr Flüstern, ihre Dringlichkeit erschreckten den Jungen; er wollte sich losreißen, aber sie drehte sogar den Schlüssel im Schloß und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür. Es war so finster, daß sie sich nicht sahen.

„Hermannli, der Pappe ist gekommen, er ist aber krank, und man muß ihn nicht stören, hörst es?“

Der Bub that einen Sprung in der Dunkelheit, tastete nach der Mutter. „Der Pappe?“

„Wohl! ich sag's. Es ist ihm aber nit gut gangen, Hermannli; man fragt ihn um nichts, quält ihn nit. Weißt es jetzt?“

„Aus Afrika?“ fragte nach einer Weile der Junge in eigentümlich zweifelndem, fast höhnischem Ton. „Oder woher?“

Was hat er gehört? dachte die Frau, mit welchen Worten hat man sein schwaches Herz schon vergiftet? Sie fühlte eine feindselige Kraft, die den reichbegabten, aber innerlich haltlosen Knaben von ihr entfernte. In ihm war etwas, das sich gegen ihren Einfluß stemmte, sie schnell reizte, oftmals erbitterte.

„Man verlangt von dir Gehorsam und Verstand,“ sagte sie schärfer, als sie wollte, „du bist alt genug, um zu wissen, daß viele

Dinge in der Welt vorgehen, über die man schweigt. Dein Vater hat viel Schlimmes erlebt, er muß gepflegt werden und gute Kinder finden, die zu ihm halten und nicht zu jenen fremden Menschen, die mit ihm hart verfahren sind."

Hermann schien schweigend nachzudenken. Plötzlich murmelte er vorwurfsvoll: „Aber du hast emal geschworen, der Pappe sei in Afrika, und derweil heißt's in der Klasse —"

„Genug," unterbrach ihn die Mutter, „schäm dich zu wiederholen, was die frechen Lausbuben reden. Thu selber recht, Hermannli, sell ischt d' Hauptsach. Wir haben kein Recht zu beurteilen oder zu verurteilen," fügte sie seufzend hinzu, „wir nicht."

„Aber — der Pappe ist mir ja der liebste auf der ganzen Welt!" sagte Hermann verwundert. „Und vielleicht — ist er gut im Griechischen, Mamme? Im anderen Schuljahr fangen wir Griechisch an — das wär öppis."

* *
*

Acht Tage lang hielt Josefine den Kranken im Bette fest.

Anfangs widerstrebte er, schalt und weinte, apostrophierte die Wände, beklagte seine Heimkehr, sein Dasein, sein Schicksal, — allmählich ward er ruhiger.

Josefine war viel bei ihm, immer in der Rolle des Arztes oder der Krankenschwester, geduldig, sanft und fremd. Hermann kam oft in ihrer Begleitung, allein ließ sie ihn nicht zum Mann. Rösli war tagelang nicht einmal zu einem Morgengruß zu bewegen. Sie schrie vor Angst vor dem Menschen, der sie so wild geküßt hatte, und in dem sie ihren Papa nicht erkennen wollte. Sie hatte keinen Papa in der Erinnerung, sie wollte keinen Papa haben, sie klammerte sich an ihre Mama, um sie zurückzuhalten, wenn sie in Hermanns Kämmerchen ging, wo der Kranke noch lag, — einmal schrie sie laut nach Onkel Hovannessian um Hilfe. Es war das einzige Mal, wo ihre Aufregung von Josefine geteilt wurde ...

Im übrigen war Josefine nie, seit Jahren nicht, so hoffnungslos ruhig gewesen, wie sie jetzt war.

Mein Schicksal ist besiegelt, dachte sie, ich bin nicht geboren, um glücklich zu sein. Aber unter die Füße will ich nicht fallen, oben will ich bleiben, solange ich atme.

Der Schrei ihres Kindes nach dem Einzigen, Verschollenen erschütterte sie für einen Tag. Dann zog die ebnende Welle auch über diese Erinnerung hinweg. Ich habe Unmenschliches gelitten, als ich ihn verlor, nun bin ich schwertfest, — alles, was kommt, ist im Grunde gleichgültig, dachte sie achselzuckend.

Dann fühlte sie aber doch eine Neigung in sich, ihr Leben zu gestalten, zu bilden wie mit Künstlerhand, ihr Leben und das ihrer Umgebung. Man muß versuchen, alles gut einzurichten, dachte sie, für Georges eine Beschäftigung suchen, das ist das Wichtigste. Die Arbeit wird ihn heilen, wie sie mich geheilt hat. Wer von den Hausgenossen Vernunft annimmt, soll bleiben; wer den hohen Aussichtsturm der Moral besteigt, der kann abziehen. Ich werde offen mit ihnen sprechen.

Und sie ging zuerst zu Helene Vegas.

Helene schwankte zwischen Kopfschütteln und Bewunderung.

„Du bist verrückt, liebe Josy," sagte sie mit feuchten Augen, „du rennst dir den Schädel ein! Soviel ich sehe, giebt es hier nur eins: Scheidung. Wegziehen kann ich nicht, denn du dauerst mich in deiner Verranntheit, und du wirst bald einen Menschen nötig haben."

„Noch eine Frage: Wie wirst du mit Georges verkehren, Helene? Man muß da etwas zartfühlend sein, Leni," sagte Josefine trocken.

Helene kam ein wenig aus der Fassung. Sie errötete, halb vor Zorn, halb weil sie sich ihrer Vernünftigkeit schämte, auf die Josefine so wenig hielt.

„An Bernstein hast du beinah einen Verbündeten," sagte die Mathematikerin, „wir haben uns schon gezankt über ihn und dich."

„Zankt euch ja immer," lächelte Josefine; „also Bernsteins bin ich sicher."

Bernstein verzog das Gesicht, als Josefine ihn bat, möglichst viel seiner Muße dem unglücklichen Georges zu widmen.

„Ech! meine Muße! Wo habe ich eine Muße! Wäre es sehr interessant für mich, mit diesem Mann zu sprechen! Aber ich habe keine Zeit! Man muß ein wenig mit

ihm weinen, glaube ich, aber ich habe keine Zeit! Es ist eine traurige Thatsache, nicht wahr? Niemand hat Zeit für die Kranken und Unglücklichen! Lassen Sie mich in Ruh, bitte sehr, bitte ergebenst, bitte hochachtungsvoll!"

Ein paarmal, in der Folge, fand Josefine, wenn sie nach Hause kam, ihren Freund Bernstein neben Georges' Bett. Aber schnell, mit verlegenem Gesicht, zog er sich zurück, sobald sie eintrat.

„Glaube ich, daß dieser Mann ist sehr krank," sagte er düster zu Helene Begas, „nervenkrank, schrecklich, oder so etwas. Er hört nicht, was man spricht, ihn interessiert nichts. Ich frage, womit wollen Sie sich beschäftigen? wollen Sie vielleicht die russische Sprache lernen? Er schreit auf seine Frau, daß sie ist schlecht, daß sie geht in Klinik, daß sie liebt ihn gar nicht, daß er will lieber in Loch sitzen — schrecklich! Und wenn seine Frau kommt, er sagt alle dumme Sachen, ich weiß nicht, wie sie kann anhören solche dumme Sachen, wie er spricht. Man hat ihn vergiftet, mit den Stecknadeln absichtlich gestochen, — Laure Anaise will ihn mit Thee verbrennen, die Kinder draußen heulen wie Hunde, das bedeutet, daß er stirbt, — seine Frau will auch, daß er stirbt, und er will nicht, und solche Dummheiten. Er haßt sehr Loginowitsch, ich weiß nicht, warum; ich sage: ‚Loginowitsch ist ein ganz ordentlicher Mensch.' Er schreit: ‚Nein, er ist schlecht.' Und immer mit dieser Tugend spricht er, schrecklich! Ich sage: ‚Wo haben Sie diese Tugend gelernt?' Er sagt: ‚Wo ich alles gelernt habe! Man muß die Tugend lieben,' sagt er, und seine Augen sind weiß vor Wut. Ich sage: ‚Ich glaube, man muß etwas Positives machen, man muß sich mit etwas beschäftigen! vielleicht haben Sie Lust, die russische Sprache zu erlernen?' Er faltet die Hände, so, und sagt: ‚Du liebst mich nicht? gut, du wirst sehen, wirst sehen, sehen!' Manchmal es ist interessant, manchmal ganz langweilig. Und ich habe keine Zeit, Sie wissen."

Dann ging Bernstein nicht mehr zu Georges, und Georges schien ihn nicht zu vermissen ...

Loginowitsch zog aus, schon um Platz zu machen, weil doch nun einer mehr in der Familie war. Mit Befremden fühlte er, daß Josefine ihn kühl entließ: die Abneigung des Kranken gegen ihn war auf dessen Frau übergegangen, so schien es. Sie entfernte sich von jedem, der, wissentlich oder unwissentlich, Georges beleidigte.

Und inzwischen gab es unter allen Menschen, mit denen der Unglückliche in Berührung kam, nur einen einzigen, der ihn unaufhörlich quälte, reizte, erbitterte, zur Verzweiflung brachte, und dieser eine war Josefine selbst.

Sie wußte halb darum, wollte es aber nicht wissen. Sie vermied alles Nachdenken über diesen Punkt als etwas Widriges, Niederziehendes, Entwürdigendes. Mit derselben kühlen Ruhe, mit der sie an jenem ersten Wiedersehensabend die sehnsüchtigen Arme des Heimgekehrten von ihren Schultern entfernt hatte, scheuchte sie alle Gedanken über Georges' auf sie gerichtete Gefühle oder Wünsche. Und etwas Unpersönliches, Abstraktes wuchs in ihrem Verhalten gegen alle, gegen den Vater selbst.

Plattner hatte bald nach des Schwiegersohns Rückkehr einen Brief gesandt, einen angstvollen Brief, in dem die bewegte Vaterliebe wie zartes grünes Feinlaub zwischen den eckigen Steinbrocken der nüchternen Worte hervorbrach.

Josefine antwortete so:

Es geht über Erwarten gut, mein lieber Vater. Georges hat seit seinem Hiersein drei Pfund zugenommen, die Herzthätigkeit ist intensiver und gleichmäßiger geworden, der Husten quält weniger. Die Lunge ist gesund, da ist keine Sorge. Daß die Stimmung des Patienten noch daniederliegt, ist erklärlich. Aber diese Depression zu entfernen, muß jetzt das Hauptbestreben sein. Georges sollte eine leichte körperliche Beschäftigung haben, die ihm etwas Frische giebt. Bücher liest er nicht; es ist, als ob er das Lesen verlernt hätte; er grübelt nur, und das ist in seinem Zustande schädlich. Bitte, schicke deine Drehbank, die kleinere, die du nicht benutzest. Meine wackeren Hausgenossen, wie du sie nennst — und mit Recht nennst! — sind leider sehr zusammengeschmolzen. Zwicky ist fort nach Wien, die Kinder entbehren ihn sehr. Es ist möglich,

daß ich auch Helene verliere; wenn sie ausstudiert hat, kehrt sie jedenfalls nach Deutschland zurück.

Meine Schlußprüfungen schiebe ich nicht hinaus, fürchte nichts, lieber Vater. Die Ereignisse dieser letzten Wochen drängen mich zu möglichst schnellem Studienabschluß. Ich werde nicht als Assistentin dienen, wie du vermutest, sondern sofort mein Wartezimmer für Patientinnen öffnen. Die Arbeit ist mir alles.

Deine dankbare Tochter
Josy.

Nachschrift. Für deine Nachricht über Ulis treffliche Entwickelung sei herzlich bedankt. Mein Kleinod ist am sichersten bei dir; ich kann ihn jetzt nicht sehen; es ist zu viel, was auf mir liegt. In seinen Kinderzügen trägt er dein Gesicht, mein Vater, das ist meine Freude. D. O.

Plattner las diesen Brief mit zusammengezogener Stirn und langem Kopfschütteln. Er kopfschüttelte über das, was zwischen den Zeilen stand. Fragen tauchten auf, die nicht beantwortet wurden, — auch nicht durch das, was zwischen den Zeilen stand. Zartgefühl verbot diese Fragen. Der alte Plattner errötete bis in seinen grauen Bart ...

Einen Augenblick dachte er daran, die Drehbank selbst nach Zürich zu bringen, Josefine zu sehen. Er gab den Plan sofort wieder auf. Zwischen ihr und mir steht die Fratze, dachte er bitter, keinen Fuß setz ich wieder über die Schwelle.

Dann begab er sich an die verstaubt im Winkel stehende Drehbank und putzte einen halben Tag lang daran. Zornig rieb er jeden Rostflecken, jedes Stäubchen weg. Sein Ärger wuchs mit dem Schweiß, den er bei der Arbeit vergoß.

„Für wen? heiliger Gott, für wen," murrte er. „So ein Starrkopf von einem Weib! drillt mich, drillt ihren alten Vater wie einen Zwirn! Und man gehorcht, wahrlich, man gehorcht."

Die Drehbank wurde eingepackt. Der Transport war sehr teuer und umständlich. Der alte Plattner wetterte noch auf dem Rückwege.

* *
*

Der Heimgekehrte saß den größten Teil des Tages und starrte die Decke an.

Auf seinem Kopfe wuchs junges Haar, weißes und rötliches durcheinander, in seinem Kopfe wuchsen neue Vorstellungen vom Weibe im allgemeinen und von der Frau, der er wieder habhaft werden wollte, und die sich ihm ohne Mühe und Aufsehen, aber still und beharrlich entzog.

Die ganze Welt war auf den Kopf gestellt, seit man ihn eingekerkert hatte. Nicht in sein Haus war er zurückgekehrt, sondern in das seiner Frau; der „Graue Ackerstein" war seiner Frau unterthan, und allein ihr Wille war es, der darin regierte. Die Dienstboten, zu denen er Laure Anaise mit Unrecht hinzuzählte, waren von Josefine angestellt, hielten eng zu ihr, waren nur ihr Rechenschaft schuldig. Die Hausgenossen hatte sie hereingezogen und zu ihren Freunden gemacht. Die Kinder waren ihre Kinder, ihr folgten sie, ihr gehorchten sie, vor ihr hatten sie Respekt, ihr suchten sie zu gefallen, ihr vertrauten sie. Besucher kamen, aber sie kamen nur zu ihr, an der Thür ward nur nach ihrem Namen gefragt, an ihre Thür klopften sie; nur für sie brachte der Postbote Briefe, Drucksachen, ganze Stöße oft, — ihn suchte weder Mensch noch Brief. Seine Bücher, deckenhohe Regale voll wissenschaftlicher, meist specialwissenschaftlicher Bücher, waren in ihren Besitz übergegangen; sie studierte sie, excerpierte sie, schlug darin nach, hatte Haufen davon auf ihrem Schreibtisch, der sein Schreibtisch in der Studentenzeit gewesen war. Er brauchte keine Bücher jetzt, er brauchte keinen Schreibtisch. Die Bücher waren ihm stumm, sagten ihm ihre Geheimnisse nicht mehr, blickten ihn hochmütig und verächtlich an mit ihren Goldtiteln und stolzen Namen. Aber ihr waren sie beredt, zu ihr sprachen sie verständnishoffend, verständnisfindend.

In seinem ehemaligen Wartezimmer saß Josy an seinem kleinen Studentenschreibtisch, und den großen Schreibtisch, den er besessen, benutzte nun Bernstein. Er begann Bernstein zu hassen wegen des Schreibtisches. Er konnte seine Stimme nicht mehr hören. Wenn Josy mit dem Russen etwas Sachliches, Wissenschaftliches sprach, so zitterte er vor Neid und Mißgunst. Mit ihm sprach sie nur

Alltägliches, absichtlich, um ihn zu demütigen, so schien es ihm. Alles geschah hier, um ihn zu demütigen. Das Messingschild an der Thür mit seinem Namen darauf hing dort, um ihn zu verspotten; „die Etikette ist geblieben, das seltene Präparat aber ist fort.“ Sein altes Wartezimmer hieß nur deshalb noch Wartezimmer, weil Josy bald approbierter Arzt sein würde. Josy würde Arzt sein, in seinem ehemaligen Warteraum würden Josys Patientinnen sitzen und auf sie warten, während er in irgend einem Hinterzimmer an der Drehbank bastelte. Verwünschtes Leben! Als ein Lebendigtoter saß der Unglückliche da, als ein nackter Beerbter, der, aus dem Grabe zurückgekehrt, seinen Platz ausgefüllt, seine Kisten und Kasten ausgeleert findet. Der Mann, der von der Natur dazu bestimmte Platzergreifer, Inbesitznehmer war verdrängt und ohnmächtig gemacht durch das Weib, durch die von der Natur dazu bestimmte Untergebene, Untergeordnete, durch den Menschen zweiter Sorte, und aus den Händen dieses auf den Thron gelangten Sklaven sollte der rechtmäßige entthronte Herrscher sogar das Leben, das Brot, das ihn ernährte, empfangen!

Dumpfe Verwunderung, verbissene Wut mischte sich in die qualvolle Ohnmacht des Verschmähten. Er entwarf Pläne zur Überlistung der gefährlich starken und unangreifbar gut stehenden Gegnerin; er meinte, sie sei nur deshalb so stark und selbständig geworden, weil sie sich der Unterjochung der Liebe entzogen habe. Er nahm den Begriff der Liebe so niedrig wie möglich und redete sich ein, wenn er sie unter diese Liebe zwänge, dann würde sie so schwach werden wie er selbst. Er lechzte danach, sie schwach zu sehen. Das natürliche Gleichgewicht der Geschlechter schien ihm gestört durch diese starke Frau, die er als zartes, nachgiebiges, liebevolles Mädchen kennen gelernt, die er zu heftiger, aber kurzer Leidenschaft entflammt, die er demütig und ergeben das Frauenlos an seiner Seite tragen gesehen, die er durch sein Verbrechen mit bürgerlicher Schande bedeckt, die er bei seiner Verurteilung als weinendes, zerbrochenes unglückliches Weib zurückgelassen, und die sich während dieser Jahre langsamen Absterbens für ihn so unerwartet verwandelt, so neu und eigenartig entwickelt hatte. In der ersten Zeit, als er sie für gefühllos hielt, tröstete er sich damit, daß auch sie in gewissem Sinne abgestorben sei, aber dann kamen bald Augenblicke, wo ihre Augen glänzten im Feuer des innigsten Anteils, wo es wie prophetische Begeisterung in ihrer Rede klang. Mit Haß und Verwunderung bemerkte er diese neue und ihm ganz fremde Jugendfarbe in ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen, sobald die großen Fragen der Menschheit gestreift wurden. Sie hatte also Gefühl zu geben, ihr Herz schlug stark und heiß, stärker und heißer als in jener Zeit, da sie sein gewesen, — aber ihm, dem Verdrängten, Beerbten, Verhöhnten, Verratenen, Kleingemachten galt kein Schlag mehr dieses starken heißen Herzens. Ohne einen Schatten des Vorwurfs für ihn, aber auch ohne Erbarmen, ohne Bedauern, mit männlicher Rücksichtslosigkeit hatte sie ihn in das Nichts hinabgestoßen, und ihre Güte und Nachsicht war Beleidigung, war Verdammung.

Schrie er ihr wilde Vorwürfe entgegen, so behandelte sie ihn als Kranken, bat ihn, sich nicht aufzuregen, eine beruhigende Arznei zu nehmen, seine Gedanken auf andere Dinge zu lenken. Weinte er vor Ohnmacht und Hilflosigkeit, so sprach sie von Hysterie, brachte Schlafmittel, verwies ihn auf seine Drehbank, bestellte ein interessantes Reisewerk in der Buchhandlung, da er medizinische Bücher nicht anrühren mochte, seit ihm die Ausübung der Medizinkunst verboten war.

Einmal fand er einen angefangenen Brief: „Lieber Vater, es geht uns sehr gut; Georges beginnt mit Eifer an der Drehbank zu schaffen. Er hat schon ein paar Serviettenringe gemacht.“ Nach Lesung dieser Zeilen bekam Georges einen Wutanfall, in dem er die Drehbank zu zertrümmern versuchte. Sie war von Eisen und widerstand ihm. Die paar Schräubchen, die er mühsam zerbrochen, ließ Josefine am nächsten Tage wieder ergänzen; er hatte ihr erzählt, daß ein Knorren im Holz die Beschädigung angerichtet habe.

* *
*

Helene Begas war eine heimliche Raucherin, wie es heimliche Trinkerinnen giebt. Da sie das Rauchen für ein Laster hielt,

zugleich aber sich einbildete, daß die ganze Welt oder wenigstens ganz Zürich auf die Studentinnen sähe, um ihre schlechten Gewohnheiten in der Zeitung bekannt zu machen, so pflegte sie allerlei Vorkehrungen zu treffen, ehe sie sich das leidenschaftlich geliebte Kraut anzündete. Die Fenster wurden geöffnet, die grünen Jalousien fest geschlossen, die Vorhänge zugezogen, das Schlüsselloch verstopft. Dann ließ sie ihre vollen Haare herunter, warf den Rock ab und legte sich in Pumphöschen aufs Sofa, die Cigarette im Munde, das Schächtelchen neben sich. In solchen Stunden kam sie sich welterobernd, revolutionär, gefährlich vor und dachte mit Entzücken an die entsetzten Mienen ihrer gut bürgerlichen Familie, falls diese sie jetzt erblicken würde. In ihrer Naivetät glaubte sie, daß niemand, auch Josefine nicht, von ihrer Leidenschaft wisse, obgleich der scharfe Duft in ihren Kleidern hing und ihr Zimmer ganz imprägniert hatte.

Es war etwa vier Wochen nach Georges' Heimkehr, tief in der Nacht. Josy war vor einigen Minuten aus der Frauenklinik gekommen, hatte die Flurlampe gelöscht und sich sofort in das große Eckzimmer begeben, in dem sie mit Rösli und Laure Anaise schlief. Sehr still war es. Die rauchende Studentin hatte Laure Anaises Atemzüge durch die dünne Wand gehört, dann Josefines Schritte dort nebenan, sie hörte sie die Uhr aufziehen, ihre Hände waschen.

Unermüdlich, diese Josefine, dachte Helene und drückte sich tiefer in die Sofakissen. Es war so schön warm, sie hatte zum erstenmal Feuer heute abend, und ihre Zehen dehnten sich so wohlig in den kleinen braunen Lackschuhen auf der Sofalehne.

Plötzlich fuhr sie zusammen: irgend ein ungewohnter Ton, etwas wie ein erstickter Schrei war erklungen. Schrie Rösli im Schlaf? Nein, es wurde ja gar nicht geschrien, es war wie ein Scharren auf dem Boden, ein lautes Seufzen; ein schwerer Gegenstand erbebte, fiel. Dann Laufen auf bloßen Füßen, etwas wie ein Rütteln, Stampfen ohne Schuhe, wieder Seufzer, Gemurmel, endlich nahende Schritte, ein Griff an Helenes Thür ...

Schläge ...

Helene Begas warf ihre Cigarette von sich, suchte den Thürschlüssel auf der Tischdecke, steckte ihn ins Schloß, blies die Lampe aus und fragte mit beklommener Stimme: „Wer?“

„Leni!“ flüsterte es draußen.

Die Studentin öffnete, und Josefine fiel ihr in die Arme, drängte sie ins Zimmer zurück und drehte selbst den Schlüssel um. Sie war außer Atem, ergriff Lenis Hand und hielt sie wie mit Zangen fest. Die Studentin sah angstvoll an ihr hin. Josy hatte das Kleid abgelegt, mit der Linken drückte sie einen kleinen dunklen Gegenstand an die entblößte Brust.

Helene fuhr ihr mit der Hand übers Gesicht, es war wie mit kaltem Schweiß bedeckt, die Haare klebten an der Stirn.

„Behalt mich hier,“ sagte sie, „ich kann nicht dorthin.“ Ihre rauhe Stimme brach einen Augenblick, ein unwillkürliches Schluchzen bewegte ihre Brust.

„Nein, aber das — —“ begann Helene.

„Zünde an, Leni. Ach, so ein Weib zu sein! Nun, wo sind deine Hölzli?“

Josefine zündete selber die Lampe an, ihr Gesicht war bleich und feucht, aber voll Entschlossenheit. Sie wandte sich zum Ofen: „Du hast noch Feuer? Ist gescheit.“ Sie nahm den kleinen Gegenstand von der Brust, lächelte sonderbar, ingrimmig und entschlossen, hob das Säckchen empor und blickte es an, indes sie zum Ofen niederkauerte. Im Feuerschein glühte das rote Seidensäckchen mit krausen Zeichen darauf.

Josefine zog das rote Schnürchen auf und griff in das Säckchen; eine Handvoll brauner knitteriger Blätter kam zum Vorschein. Sie drückte ihren Mund hinein, sog den Atem der verdorrten Rosenblätter in sich und warf dann eins nach dem anderen in das ersterbende Feuer ...

Zuletzt zog sie zwei dünne Briefbogen hervor mit einer feinen, zarten Schrift. Sie warf sie in die Flammen, ohne zu zögern. Dann küßte sie das Säckchen, als sei dies das kostbarste von allem, sie biß hinein, und ihr starres Gesicht war plötzlich thränenüberströmt, die Stirn tief gerunzelt.

„Was liegt daran?“ sagte sie dann und warf auch das rote Säckchen in den Ofen. Es verkohlte langsam, schwelte so hin, die

goldenen Buchstaben, lauter Glücksverheißungen, wurden schwarz und rußig. Als es verbraunt war, war auch das Feuer schwarz und leblos, nur ein paar rötliche Funken irrten noch in dem Zunder. Josy drückte sie mit der Kohlenschaufel zusammen.

Dann stand sie auf und setzte sich auf einen Stuhl. Sie hatte Helene Begas ganz vergessen.

* * *

Helene aber saß in der Sofaecke und beobachtete sie, sprachlos vor Trauer und Mitleid. Leise legte sie der Freundin ein Tuch um die nackten, bebenden Schultern. Josefine schien es nicht zu fühlen. Wie aus tiefen Überlegungen heraus sagte sie emporgewendet: „Kannst du den Repin nehmen? Es wäre schade — —"

Sie vollendete nicht, sondern stand auf. „Dann bring ich das Bild sogleich."

„Nein, morgen! ich fürchte — —" Helene wollte die Thür zuhalten.

„Was fürchtest du?" Josy lächelte spöttisch. „Meinst, ich fürcht ihn?"

Ihr Blick war so, daß die Mathematikerin einen Furchtschauer empfand.

„Ich dachte, er schlüge dich, Josy," sagte sie stockend.

Josefine lachte drohend: „Er — mich? O weh!" Sie besah ihre Hände.

Helene sprang zurück: „Josy!"

Als Josefine düster schwieg, näherte sie sich ihr und faßte schwesterlich ihren Arm.

„Ich denke übrigens," sagte die Studentin flüsternd, „vielleicht — wenn du ihn doch wieder auf- und angenommen hast — aber ich verstehe wohl nichts von Gefühlen —"

„Nein, da hast recht! verstehst nichts davon — —" Josefine musterte sie.

„Ich meine aber doch, so, theoretisch gesprochen, was für einen Wert oder was für eine Wichtigkeit legst du hier einer Sache bei, die schließlich doch weit untergeordnetere Bedeutung hat als eure bürgerliche Gemeinschaft?"

„Glaubst du?" fragte Josefine mit eindringlicher Betonung und mit dem erschreckenden Lachen. „Untergeordnete Bedeutung? glaubst du?"

„Ja, ich meine, Josefine, bist du nicht grausam?"

Die Frau zuckte die Achseln. „Weiß nicht. Interessiert mich nicht."

„Ja, aber, sieh, du bist doch sonst so gut, so verständig auch, so klar —"

Josefine senkte den Kopf, als ob eine Sturzwelle von Vorwürfen sich über sie ergösse. Der geneigte Nacken mit dem schweren Haar gab ihr einen rührenden, demütigen Reiz in Helenes Augen.

„Du kannst ihm schließlich nicht verdenken, daß er dich liebt," sagte sie an Josefines Ohr, „wir lieben dich ja alle! Wie hat Hovannessian dich geliebt!"

Über Josefines Nacken rann ein Schauer. Seufzend richtete sie sich auf. „Was sprichst du? schäm dich auch." Dann schob sie Helene zurück. „Meinst, ich könnte — aus irgend seinem Grund in der Welt — einem zu eigen ein, den ich nicht will?" fragte sie, rot vor Scham, „meinst du das? Und wenn der Himmel einfällt — wenn ich ihn damit aufhalten soll — —"

Sie schleuderte etwas von sich mit der linken Hand, wiederholte dann diese Bewegung noch heftiger und wie im äußersten Abscheu mit beiden Händen.

„Das ist das einzige, was unmöglich ist," stammelte sie, „und wenn es die Hölle hier wird — ist mir gleich! Ich fürchte nichts! Er wird schon lernen. Wir müssen unter Menschen gehen, Leni, er muß wieder Selbstgefühl kriegen ..."

„Und du glaubst, das sei ein Ersatz für —"

„Was verlangst du von mir?" rief die Frau gereizt, „bin ich ein Mollusk, ein Tier? Lieben, wen ich mag, gehören, wem ich mag — das ist mein Menschenrecht."

„Als verheiratete Frau hast du kein Recht — —"

„So? so? das denkst du? so feig denkst du, Mädle, so gering von dir und uns?" schrie Josefine.

Helene war etwas beleidigt. Sie zog sich hinter den Tisch zurück. „Wenn ich mich einmal versagt habe, wenn ich gebunden bin — dann bin ich eben gebunden," sagte sie verwundert. „Zugleich gebunden und frei — das versteh ich nicht."

„Ja, wer alles verstünde!"

„Bist eben doch inkonsequent, Josefine."

„Mag sein."

„Aber das ist nicht gut."

„Wer ist immer gut? Man thut, wie man muß.“

„Und wenn er wieder —“

„Ja!“

„Und wenn er wieder Excesse macht, sag ich?“

„Und ich sage ja!“

„Was dann?“

„Weiß nicht.“

„Josy!“

„Ja?“

„Du bist hart.“

„Das Leben ist mit mir hart.“

„Vielleicht, wenn er sich wieder zurückfindet zu dir —“

„Nie! niemals.“

„Niemals? das ist ein unhaltbares Wort zwischen Menschen, Josy, das sollte man nie aussprechen.“

„Und ich sag's noch einmal!“

„Nun — dann — gieb ihn frei, Josy, laß ihn eine andere finden!“

Josefine hielt sich die Ohren zu, Helene war unerbittlich.

„Siehst du nun, wie schwer das ist? Siehst du nun, was du auf dich genommen hast? Viel zu unbedacht hast du gehandelt, hast dir Übermenschliches zugetraut! Aber jetzt, nicht wahr, jetzt wärst du selber froh, wenn du gethan hättest, wie alle Leute dir rieten? Josy, wirklich, ich habe dies kommen sehen! Sobald ich deine Geschichte erfuhr, und dann, als ich ihn mit Augen sah —“

Josefines hartnäckiges Schweigen ermunterte die Mathematikerin immer mehr. Mit einer Art Triumph sprach und sprach sie — ihre Genugthuung, recht zu behalten, war so groß, daß sie ihr Mitgefühl für die Freundin erstickte.

„Du willst mit Menschen verfahren wie mit Schachfiguren, Josy — so einfach verfügen: stehe hier, aber keinen Schritt darfst du selbständig thun! Das lassen die Menschen sich aber nicht gefallen! Die haben auch ihren Willen, ihre Individualität, ihr Ich. Paßt es ihnen zufällig, so werden sie wohl stehen bleiben; paßt es ihnen nicht, so kümmern sie sich wenig um deinen Willen. Solche künstliche Schranken aufrichten — das ist sehr leicht, aber die anderen zwingen, diese Schranken zu achten, das ist ganz was anderes!“

Hilflos, müde, mit verfallenem Gesicht hockte Josefine im Sessel. Nicht nur die Worte, auch die Gedanken versagten ihr.

„Ich brauche etwas Schlaf — früh aufgewesen —“ murmelte sie, die Augen schließend; ihr Kopf mit der eckigen Wangenlinie und den abwärts gezogenen Mundwinkeln sank zurück. Sie schlief nach wenigen Minuten. Fräulein Begas schob ihr ein Kissen hinter den Kopf — mit einem kindlichen Lächeln, das sie ganz verjüngte, dankte Josefine, ohne die Lider zu öffnen.

* * *

In dem stummen, unterirdischen Kampfe, der da im „Grauen Ackerstein“ zwischen niederzwingenden und emporreißenden Gewalten geführt ward, gab es Waffenstillstand.

Wie der Tiger, der den Sprung verfehlt hat, so war Georges in seine Stube zurückgeschlichen, gedemütigt, unterjocht, mit lahmen Gliedern.

Er arbeitete an der Drehbank die nächsten Tage. Kam jemand zu ihm, so erhielt er von dem Emsigen kaum einen blöden, leeren Blick, ein mattes Gemurre; er aß sehr stark, schlief viel, führte eine Art Pflanzenleben.

Seine Frau war ganz durch Vorbereitungen zum Staatsexamen in Anspruch genommen. Dazwischen kamen Sorgen wegen der Dissertation.

Josefine hatte eine große Anzahl Mikrophotogramme für ihre Abhandlung bereit, deren Wiedergabe im Druck unerwartete Schwierigkeiten verursachte.

Sie kam mit einem mißlungenen Cliché zu Georges, um seine Meinung zu hören. Ganz unbefangen kam sie, frisch und eifrig; wie Mann zum Manne sprach sie zu ihm.

Es war das erste Mal, daß sie sich nach langer Zeit wieder allein miteinander befanden. Bei den Mahlzeiten waren stets die Pensionäre und die Kinder wie ebenso viele abstumpfende Widerlager zwischen ihnen.

Scheu und feindselig hatte sich Georges in die Ecke zurückgezogen, als Josefine mit ihrem entschlossenen, unbekümmerten Schritt hereinkam.

„Sieh,“ sagte sie, ihm das Blatt hinhaltend, „da lueg auch, was sie mir hingesudelt haben! Kein Detail erkennbar! eine graue

Sauce! bin fast untröstlich, wenn man mir die Sach so verderbt."

Lange verstand er nicht, was sie wollte, guckte mit zitternder Unterlippe das Blatt an, seufzte auf.

„Das Negativ war nicht so, versteht sich," fuhr die Frau fort, „vielleicht en wenig dichter als die besten, aber so ist's halt unbrauchbar, gelt?"

Georges hielt das Blatt vor die Augen, zuckte die Achseln und legte es hin. „Undeutlich. Wertlos," sagte er knurrend.

Josefine lebte auf: „C'est ça! Undeutlich und wertlos! Was macht man?"

„Eine neue Kopie halt."

„Er hat's bereits fünfmal versucht, es wird nüt."

„Ja, da ist's Negativ schuld."

Die Frau nickte. „Fürcht es auch. Aber dann —"

„Neue Aufnahme," sagte der Mann teilnahmlos. „Neue Aufnahme machen," er hüstelte hinter der Hand.

„Glaubst es? aber woher die Zeit nehmen?" rief Josefine bestürzt. „Und noch sechs, sieben andere von der Schnittserie sind so verwischt. Heißt also sieben, acht neue Aufnahmen machen." Sie schüttelte den Kopf. „Undenkbar."

Auf einmal zuckte ein Gedanke hell über ihr Gesicht. „Mach du sie, Georges."

Er prallte zurück vor ihrem aufleuchtenden Auge, vor ihrer lebhaft gestikulierenden Hand, vor dem werbenden Willen, der, ihr selber unbewußt, wie eine Flamme aus ihr hervorbrach. Kein Wort erwiderte er.

Aber freudig und zuversichtlich kam sie näher. „Ich bringe dir alles, trage die ganze Geschichte zusammen! Die Präparate sind ja sämtlich vorhanden, deutlich numeriert. Du verstehst das so ausgezeichnet, hast's ja mich gelehrt, Georges."

„Geh zu deinen Polacken!" grollte er und drehte ihr den Rücken.

Die Frau folgte ihm in den Winkel. „Thu nicht so wüst, du! Gelt, Georges, du hilfst mir aus? Aber ob's da heroben still genug ist? Der Tram fährt, daß der Boden schüttert und das Haus bebt —"

„Nachts fährt kein Tram," sagte der Mann, widerwillig interessiert.

Josy nickte wieder. „Ja, auch ich hab die Aufnahmen nachts gemacht. Drunten im Laboratorium freilich. Aber es ginge auch hier." Sie musterte die Drehbank.

„Die steht fest," sagte er, „und horizontal."

„Eben das." Sie strich über die Fläche. „Du wirst sie tausendmal besser machen, als meine sind," lockte Josefine.

„Tausendmal!" höhnte er, eine widerwillig lächelnde Grimasse schneidend.

„Man kann dann schreiben, daß die Abbildungen von dir sind, Georges."

„Oh — Handlanger für dich —" murrte er, argwöhnisch und gequält, „dazu taug ich noch, gelt?"

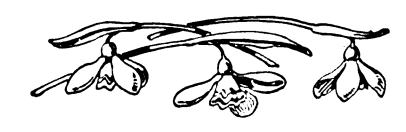
„Und es liegt dir doch auch daran, daß mein Buch — mein erstes Buch — sich möglichst gut präsentiert," fuhr Josefine unschuldig fort.

Ihre Naivetät machte ihn verdutzt.

„Nun ja," sagte er, „wenn du's so annimmst —"

Sie lief fort, um das Mikroskop und die Präparatserie zu holen; wenn Georges wieder Interesse an wissenschaftlichen Arbeiten bekam, dann sah die Zukunft für ihn nicht so trostleer aus.

(Schluß folgt.)





Thomas Gainsborough: Waldlandschaft.

Die Stimmung in der Malerei

Von

Karl Krummacher

(Nachdruck ist untersagt.)

Im Kreislauf unserer regelmäßigen, zur Erhaltung des Lebens unentbehrlichen Gewohnheiten ist es keine Seltenheit, wenn wir Tag für Tag auf demselben Wege an denselben Menschen vorübergehen. Ihr ganzes Äußere hat sich uns eingeprägt, ihr Gesicht, ihre Miene, Figur, Kleidung, Gangart kennen wir so genau, daß wir unwillkürlich auf den Beruf und Besitzstand dieser Leute Schlüsse ziehen. Aber dabei hat es dann sein Bewenden. Die Menschen selber, ihre Sprache und ihr ganzes persönliches Wesen bleiben uns ewig fremd und gleichgültig, wenn uns nicht eine besondere Veranlassung mit ihnen verbindet.

Mit Vorliebe führt uns die heutige Kunstbetrachtung oder, vorsichtiger gesagt, nur ein Teil, etwa in Gestalt eines flüchtigen Kunstausstellungsberichtes oder in Form einer oberflächlichen Tafelunterhaltung, mit solchen Fremdlingen, die wir kaum vom Hörensagen kennen, zusammen. Ich meine die vielsagenden und vieldeutigen Stichwörter einer schnellfertigen Kritik: interessieren, fesseln, wirkungsvoll, stilvoll, gefällig, ansprechend, idealistisch, romantisch, Harmonie, Stimmung, Geschmack u. s. w.

Es kommt natürlich alles auf den besonderen Fall und die besondere Art der Anwendung an. Aber man sollte vor diesen unsicheren Begriffen auf der Hut sein wie vor ungeeichten Maßen, mit denen man Gefahr läuft, Werte zu fälschen, anstatt festzustellen. Und trotz alledem, so undankbar und umständlich es erscheinen mag, mit dieser Phrasengesellschaft richtig umzugehen,

Richard Bonington: Meeresstrand.

Zu Krummacher: Die Stimmung in der Malerei.

ganz zu entbehren vermag man sie erst recht nicht. Man kann solche Ausdrücke nicht immer umschreiben oder durch bessere ersetzen. Der Sprachschatz des Ästhetikers ist eben ein Notbehelf, beinahe das Gegenteil von Logik, weil ja schließlich alles dem Gutachten unserer tausendfach differenzierten Empfindung anheimgegeben ist. Nirgends finden wir mathematische Kürze und Klarheit, ja die streng wissenschaftliche Korrektheit erscheint in der Kunstsprache geradezu anrüchig. Eigentlich kein Wunder, wenn der ohnehin schon spärliche Wörtervorrat noch beständig ausgeliehen wird. Die Malerei nimmt ihre Ausdrücke aus der Musik (Töne, Harmonie, Accorde), die Musik aus der Malerei und Plastik (Klangfarbe, Schmelz, Kolorit, modellieren). Also alles deutet darauf hin: wer über Kunst reden will, wird ohne Gleichnisse und Umschreibungen nicht fertig. Und man findet meistens: wer in seinen Vergleichen weit ausholt und zugleich das Individuelle des Einzelfalles herauszuschälen versteht, wird am ehesten einen idealen Zweck erreichen. Nämlich, was wir vom Kritiker ohne Furcht und Tadel verlangen können: die Unmündigen zur Selbständigkeit zu erziehen und ihr Empfinden und Urteil in die richtigen Bahnen zu lenken.

Aber dem unerzogenen Publikum türmen sich Fragen über Fragen auf: Welches sind die richtigen Bahnen, welches die wirklichen Kenner und berufenen Kritiker? Und wessen Geschmack ist der maßgebende, wenn sich Kunstschriftsteller von Ruf manchmal in den Haaren liegen und jeder die Überzeugung des anderen in den Wind schlägt; wenn derselbe Rubens den einen überschwenglich begeistert und dem anderen hohl und manieriert erscheint? Und was die lebenden Künstler betrifft, so gehen die Meinungen wie ein Strahlenkranz nach allen Richtungen auseinander. Die Durchschnittsbildung giebt keine Anleitung zum Wählen und Urteilen. Man kann es eigentlich dem Laien nicht übelnehmen, wenn er sich gegen alles Neue, Fremdartige, das ihm nicht liegt, mißtrauisch verhält oder auch ganz darauf verzichtet. Freilich, wer seinen Laienverstand nicht freimütig bekennen, sondern um jeden Preis mitreden will, beruft sich auf seinen persönlichen Geschmack. Mit diesem unschätzbaren Freibrief versehen, darf man sich alles erlauben. Wenn die gangbare Marktware, in der sich der Massengeschmack wiederspiegelt, als die wahre Kunst angestaunt wird, so geschieht das naturgemäß auf Kosten des Gediegenen, Neuen, Ursprünglichen, das man offen zu bekämpfen pflegt. Allerdings de gustibus non est disputandum. Aber es ist nicht anders denkbar: einmal muß doch ein künstlerisches Gewissen über Sein und Nichtsein entscheiden, irgendwo muß es eine Kluft geben zwischen dem guten und schlechten Geschmack. Oder vielmehr der oberflächliche Allerweltsgeschmack, der in einseitiger Entwickelung zurückbleibt oder gänzlich verkümmert wie eine Gliedmaße, die wir nicht gebrauchen — man könnte insofern von einem geistigen Defekt reden —, fällt im Grunde gar nicht in die Wagschale, während jener, der lebenskräftige, gute Geschmack durch Liebhaberei beständig veredelt und als ein gut angelegtes Kapital ohne Gegenleistung des Besitzers fortwährend vergrößert und erweitert wird.

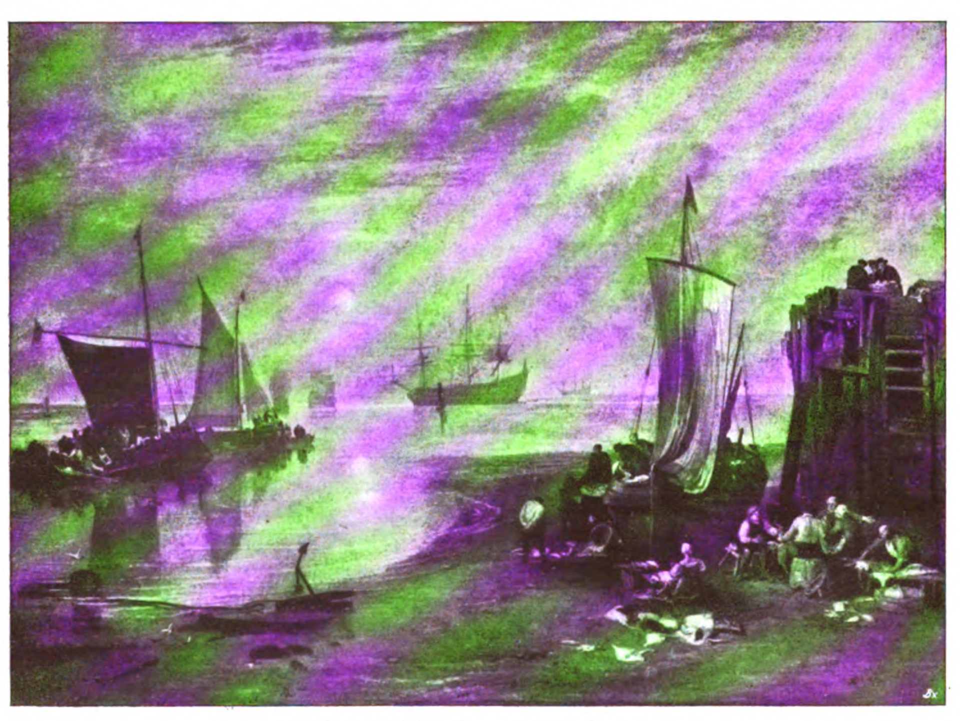
Mit alledem vermag das breite Publikum nicht zu rechnen und urteilt daher nicht selten mit der fröhlichen Willkür, blindlings und ungerecht.

Diesem Publikum muß man es nun wiederum zu gute halten, daß seine Findigkeit im heutigen Kunstlabyrinth mit seinen vielen Sackgassen und Irrwegen häufig auf harte Proben gestellt wird. Denn die Produktion steht ebenso wie das vorschnelle Laienurteil im Zeichen der fröhlichsten Willkür. Auf Gesetze, Autoritäten, Systeme ist nicht mehr recht zu bauen. Und worauf soll sich schließlich der Laie verlassen, wenn das Natürliche, Stil- und Kraftvolle tiefer im Preise zu stehen scheint als das Planlose, Krankhaft-Wunderliche und Verschrobene. Und abgesehen von den rohen Sensationen stecken meistens in solcher Décadence, die das l'art pour l'art noch unterstreicht, mehr lebensfähige Keime, als der oberflächliche Urteiler ahnt. Aber wer giebt ihm die Anleitung, die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Gesetze zu entziffern und überhaupt Kunst zu genießen, wenn, wie beispielsweise auf unseren großen Ausstellungen, alle Richtungen durcheinander treiben, so daß die Anarchie als das einzig maßgebende Princip erscheint? —

Demgegenüber lohnt es sich wohl, einmal die unzeitgemäße Ordnung zu vertreten und wenigstens versuchsweise etwas festzustellen, nämlich einen der als unsicher bekannten Begriffe in polizeiliches Verhör zu nehmen und nach seinen Absichten, seinem Woher und Wohin auszufragen.

Die Entstehung des Wortes Stimmung führt uns in die Musik. Die einzelnen Töne auf einem Instrument, die einzelnen Instrumente im Orchester sind in einem besonderen, genau abgewogenen Gleichmaß zueinander gestimmt. Ebenso wird unser Gemüt durch bestimmte Tonreihen, Melodien, Accorde, dem Gesamtcharakter der Komposition oder eines einzelnen Satzes entsprechend, nach einer bestimmten Seite hin erregt oder gestimmt. In der Musik wie in jeder Kunstgattung soll diese Stimmung einen Gefühlsaufschwung, eine Erhebung bedeuten. Ein einziger falsch gespielter Ton genügt, uns wieder hinabzuziehen, uns zu „verstimmen". Die Dissonanz überträgt sich aufs Seelische, ebenso wie im täglichen Leben, wo eine geringfügige Ursache einen Mißklang hervorrufen und den Genuß einer stimmungsvollen, das Gemüt anregenden Stunde verkürzen kann. Danach bedeutet „Stimmung machen" so viel wie Teilnahme erwecken, die Empfindung anregen, reizbar machen. Steigert sich aber die angeregte Gemütsverfassung zur Aufregung, so reden wir von Affekten, wie Schrecken, Furcht, Entzücken, Liebe. Man erkennt auf den ersten Blick das Ausscheiden des künstlerischen Moments, der Stimmung, die als solches jedem Lärm, jeder Erhitzung aus dem Wege geht. Ja, selbst das künstlerische Entzücken (des Schaffenden ebenso wie des Genießenden), das Wonnegefühl weltentrückter Begeisterung hat nichts von den plötzlichen Affekten und Leidenschaften an sich wie etwa ein weißglühendes, ruhiges Licht neben einer züngelnden, bald verlöschenden Flamme mit Qualm und Knistern. Diese Lustempfindung verträgt sich sehr gut mit der regelmäßigen Diät olympischer Daseinsfreude, oder — um einmal recht trivial zu sprechen — sie steigt nicht zu Kopf, fällt nicht auf die Nerven.

Kehren wir aber zur Stimmung selber zurück, so sehen wir, wie die Bedeutung des Wortes sich merkwürdigerweise bei der Einverleibung in die Künstler- und Kunstsprache anfangs verflacht und verkleinert — man

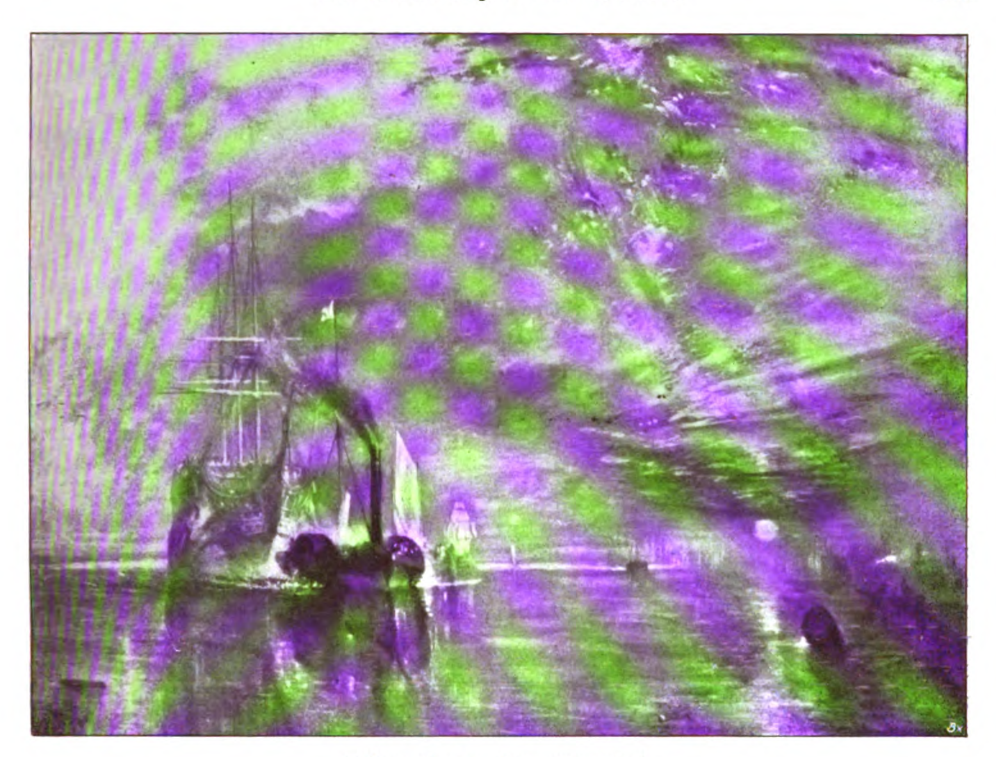


William Turner: Sonnenaufgang im Nebel.



John Constable: Der Fluß.

Zu Krummacher: Die Stimmung in der Malerei.



William Turner: Der „Temeraire".

möchte sagen, es wird Philister in seiner Zunft —, um sich später wieder dem tieferen, allerdings auch dehnbaren Sinn zu nähern.

Um welche Zeit in der Malerei zunächst nur auf landschaftlichem Gebiet der Fachausdruck Stimmung auftaucht, nämlich zur Bezeichnung einer besonderen, individuell behandelten Beleuchtung, bei der sich alle Einzelheiten dem großen Gesamteindruck unterordnen, ist heute nicht so leicht festzustellen. Jedenfalls dürfen wir ihr Erscheinen in einem Atem nennen mit dem großen Aufschwung der Landschaftsmalerei zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in England und Frankreich, der um das Jahr 1830 im sogenannten paysage intime seinen Zenit erreichte.

Wie jeder Aufwärtsbewegung, so ging auch dieser Entwickelung eine Dürre, ja ein starker Niedergang vorauf. Das Bedürfnis, sich der Natur anzuschmiegen, reiner zu empfinden und intimer zu studieren, wuchs aus dem Gegensatz, aus der Zeit heraus. Im Grunde ein alltäglicher Vorgang im großen Zusammenhang der Kunstgeschichte mit ihrer regelmäßig wiederkehrenden Wellenbewegung. Aber hier doch von tieferer Bedeutung, weil etwas durchaus Neues damit ans Licht kam. Möglicherweise drängte auch die neue Kultur, die wachsende Industrie mit den Wohnungsverhältnissen der Fabrik- und Großstädte gerade darauf hin, daß man sich mehr ins Freie sehnte und für die Offenbarungen der jungfräulichen Natur in Wald und Feld empfänglicher wurde — genug, die Landschaft, die bis dahin als Stiefkind in der Malerei gegolten, wurde jetzt den Schwestergebieten ebenbürtig und übernahm mit der Zeit die Vormundschaft über diese, ohne sie ihrem Werte nach herabzudrücken. Überhaupt verwischte sich mit der Zeit der Begriff von zwei getrennten Kunstzweigen. Man erkannte die Harmonie der Lebewesen mit dem Boden, auf dem sie sich bewegen, die Zugehörigkeit von Menschen und Tieren zur stammverwandten Erdscholle und verlangte mit Recht auch eine technische Verschmelzung in der Malerei. Die Figuren wurden nicht mehr hinein- oder hinzukomponiert, und die figürliche wie die landschaftliche Staffage als Lückenbüßerin hatte ausgespielt. Damit verschwand auch die Rangordnung nach der

alten Schule, wo man von der Vorschulklasse des Stilllebens geduldig wartend aufrückte zur Selekta der großen Historie.

Will man nun überhaupt die Malerei des verflossenen Jahrhunderts als vollwertig gegenüber den Kleinodien der Altmeister gelten lassen, so fällt der Landschaft der Löwenanteil zu. Sie gehört unzweifelhaft zu den großen Erfindungen dieser Erfinderzeit, und vielleicht gehört sie noch mehr der Zukunft an, wenn man dem Fortschritt ein langes Leben prophezeien darf. Denn allem Anschein nach ist das neuerworbene Gebiet noch nicht halb erschlossen, aber was hat es uns nicht alles schon gebracht! Neue Farben und neue Tonschätzungen, neue Stoffe und neue Gesichtspunkte, ferner engverknüpft mit jedem einzelnen neue technische Ausdrucksmittel, vor allem aber die Stimmung, deren Herrschaft nachgerade gefährlich zu werden scheint, denn sie beginnt sich in der malenden Dichtkunst breit zu machen, ja man verspürt bis in das Kunstgewerbe ihr feines Walten.

Die Entwickelung der landschaftlichen Stimmungskunst ging freilich nicht im Sturmschritt vor sich. Mehr als einmal blieb sie in den Vorurteilen der Zeit stecken, aber die treibende Kraft wirkte im geheimen und setzte niemals aus. Ähnlich wie vor der Reformation lag auch hier der Wahrheits- und Freiheitsgedanke als Zündstoff in der Luft. Er zeigte sich beinahe gleichzeitig in England und Frankreich, bald vereinzelt, bald in kleinen Gruppen, bis er schließlich von einem zum anderen überspringend sich an den Kraftnaturen von Fontainebleau völlig entlud und eine Flamme entzündete, deren Glutschein bis auf unsere Tage hinüberleuchtet.

In Frankreich waren es zunächst die sogenannten Romantiker, die gemeinsam mit ihren litterarischen Gesinnungsgenossen, und ursprünglich von ihnen angesteckt, dem altersschwachen Klassizismus den Respekt verweigerten und die Natur in ihrer unmittelbaren Frische und Ursprünglichkeit aufsuchten, anstatt sich des schwierigen Schönheitscodexes der Klassiker zu bedienen oder auf dem klassischen Boden Italiens „Anhaltspunkte“ zu suchen. Nach Valenciennes, dem anerkannten Lehrmeister mehrerer Malergenerationen, sollte der angehende Landschafter die antiken Schriftsteller, z. B. Theokrit, Ovid und Vergil, fleißig zu Rate ziehen, um den für Götter und Heroen passenden Aufenthalt kennen zu lernen. Allzuviel konnte wohl von der Natur nicht übrigbleiben, wenn die Darstellung des Menschen und seiner Kleidung erst mit Hilfe des bewußten Schraubstocks erlaubt war und nach derselben Methode auch die Landschaft, Feld, Wald, Acker und Garten zurechtgestutzt wurde. Die jungen Pariser Maler, welche gegen diese Richtung Front machten, setzten ihr eine Heimatkunst entgegen, die auf dem lange brach liegenden Felde reichen Ertrag zu neuer, kräftiger Nahrung, zu einer derben Hausmannskost fand.

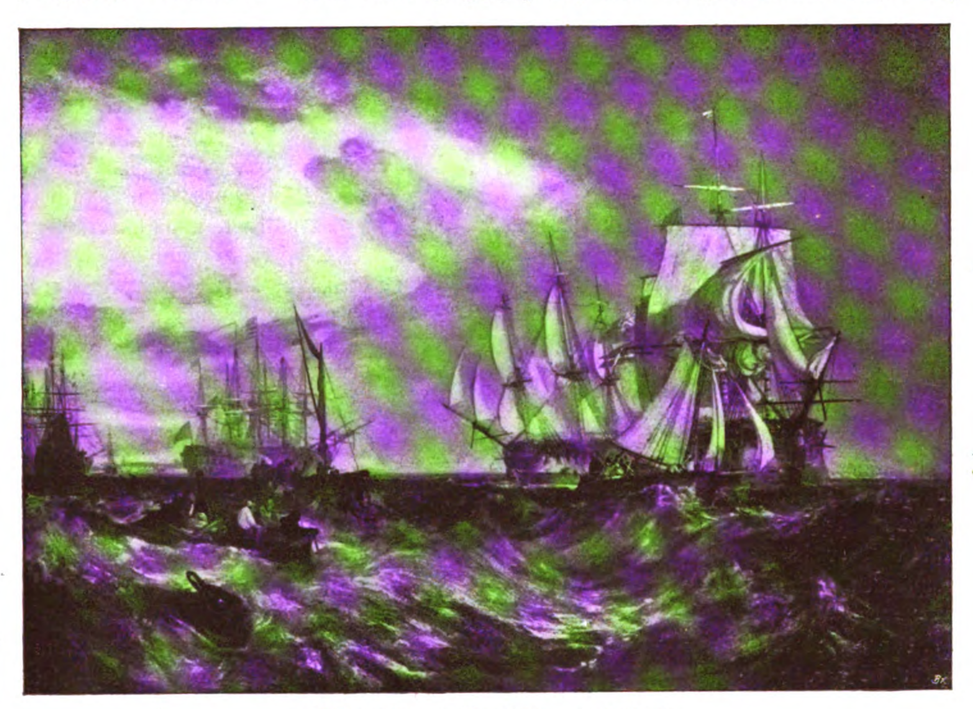
„Wem nicht ein Umkreis von vier Meilen genügt, sein ganzes Leben darauf zu malen, der ist wahrlich kein Künstler,“ sagt der lange Zeit verkannte und vergessene Georges Michels, indem er sich auf die alten holländischen Landschaftsmaler beruft. Eine Erinnerung an niederländische und vlämische Altmeister steckt offenbar der ganzen Gruppe im Kopf, besonders Paul Huet, der sich gern Ruysdael zum Vorbild nimmt und sich dessen pathetischer Sprache zum Ausdruck des Erhabenen und Gewaltigen bedient. Auf jeden Fall haben seine wild zerklüfteten Gebirgslandschaften mit den brausenden Wasserfällen in düsterer Beleuchtung zu jener Zeit Eindruck gemacht. Aber unser verwöhntes Auge entdeckt doch die Lücken, wo das Können hinter dem Wollen zurückbleibt, so daß die Stimmung nicht recht zum Austrag kommt, weil die Mittel zu plump sind und die Absicht zu sehr im Vordergrund steht. Während Huet also ganz die romantische Anschauung verkörpert und den Malern von Fontainebleau den Weg ebnet — was man trotz all seiner Mängel nicht verkennen darf —, sucht Charles de la Berge auf realistischem Wege, durch minutiöse Ausführung des Gegenständlichen, der Natur näher zu kommen. Will man seine etwas trockene und temperamentlose Art mit der Genialität eines Rousseau vergleichen, so erkennt man auch hier die verbindenden Fäden der ganzen Bewegung.

Ganz ohne Anknüpfen an Überlieferungen würde auch der geniale Engländer Wil-

Camille Corot: Baumlandschaft.

Zu Krummacher: Die Stimmung in der Malerei.

liam Turner nicht auf dem Ehrenplatz in der modernen Kunstgeschichte angelangt sein. Freilich, insofern er auf englischem Boden weder direkte Vorläufer noch Schüler gehabt hat, bildet er eine Epoche für sich allein. Aber es vergingen viele Jahre, bis seine Eigenart sich durchkämpfte. Claude Lorrain hielt ihn ganz und gar gefangen, und das Publikum schätzte die geschickten, farbenfreudigen Nachahmungen bald ebenso wie die französischen Vorbilder. Aber dann ging kraft und zauberische Gewalt. Natürlich waren die Zeitgenossen für diese Wagnisse nicht zu haben, verstanden gar nicht, worauf Turner hinaus wollte; ja sogar spätere „Kunstgelehrte“ erklärten ihn rundweg für augenkrank, während lange nach seinem Tode Claude Monet aus dem Farbenrausch des merkwürdigen Engländers das Princip des Impressionismus entwickelte. Die Praxis der Impressionisten beruht bekanntlich darauf, daß man die großen Töne nicht durch



William Turner: Im Hafen von Spithead.

Turner mit einem Male aus sich heraus und entdeckte zugleich mit einer persönlichen Ausdrucksweise das Wunderland des Lichts und der Sonne. Er malte zum erstenmal Stimmungen im engeren Sinne, Beleuchtungen, an denen man eine bestimmte Tageszeit ablesen kann, das Sonnenlicht in allen Phasen und Abstufungen, Nebel, zerfließende Dunstgebilde, vorüberhuschende Wolken, wie sie noch niemand so wahr und individuell zu schildern gewagt hatte. Sein ganzes Streben drehte sich mehr und mehr um das Lichtproblem. Die Pinselführung wird gewandter und freier, die Farbe verliert ihren schweren Charakter, bekommt etwas Flimmerndes, Prickelndes, eine ungeahnte Leucht- Mischung, sondern durch Auflösen in ihre Farbenbestandteile bildet. Indem man nämlich das Mischen, Verbinden dieser unvermittelt nebeneinander gesetzten Farbenfleckchen dem Auge des Beschauers überläßt, erzielt man so unter Umständen eine viel leuchtendere Wirkung, einen stärkeren Klang als durch Mischtöne. Es ist bezeichnend für den ganzen Zeitgeschmack, daß man der Entwickelung Turners nicht folgen konnte und ihn nur gelten ließ, solange er klassische Stoffe und romantische Ideen verarbeitete. Vielleicht ahnte man nur, daß in seinen großartigen historischen Landschaften mehr Bewegung, mehr dramatisches Leben, kurz mehr Genialität steckte als in den zeitgenös-

sischen Darstellungen. Aber man begriff nicht, weshalb er den Apparat der Historienkomposition, den prunkvollen Aufbau mit den vielen Figuren und Dingen, welche die Stimmungseinheit des Bildes zu zerreißen drohen, nicht mehr brauchte und für seine Kunst einen ganz anderen Inhalt, ganz andere Formen suchte. Man glaubte nicht, daß ein Turner im stande sei, ein Stück Alltagsnatur, ein Feld mit einem Karren und ein paar Menschen bei Sonnenaufgang oder einen Eisenbahnzug im Schneesturm, mit derselben, nein mit einer höheren, lebensvolleren Poesie zu umkleiden wie den „Tod des Generals Nelson".

Die Art und Weise, wie Turner durch vertiefte Beobachtung sich die Natur eroberte, war auch wohl zu genialisch und zu sehr mit der Persönlichkeit verschweißt, um den Anstoß zu einer Bewegung zu geben.

John Constable und Richard Bonington knüpften, wie es scheint, an frühere Meister, wie Gainsborough, an, gewannen aber, nachdem sie sich von allen Fesseln der Überlieferung befreit, durch ihr planmäßiges Vorgehen einen bedeutenden Vorsprung. Es war die Zeit, als gerade die Aquarellmalerei in Aufnahme kam, in der besonders Bonington Außerordentliches leistete. Wer in dieser an den Augenblick gebundenen Technik arbeiten wollte, sah sich gezwungen, seine Bilder in kürzester Zeit, d. h. vor der Natur und in der Stimmung, in der sie gerade angefangen, zu vollenden und auf jede gefällige Abrundung, wie ein Ölgemälde sie zu verlangen schien, zu verzichten, da ihm zum Erfinden und Stilisieren einfach keine Zeit übrigblieb. Constable machte nun aus der Not eine Tugend, indem er das Vorgehen auf die Ölmalerei übertrug und den Natureindruck, solange er eben standhielt, in seiner unmittelbaren Frische zu packen suchte. Dadurch hellten sich von selbst die Farben auf, dadurch wurde auch die Stimmung in ihren feinsten Werten richtig erkannt und erfaßt. Das Empfindungsleben mußte bis aufs äußerste in Anspruch genommen, das Temperament gewissermaßen trainiert werden, um im gegebenen Augenblick der Natur schlagfertig gegenüberzustehen und den unblutigen Zweikampf ehrenvoll auszufechten.

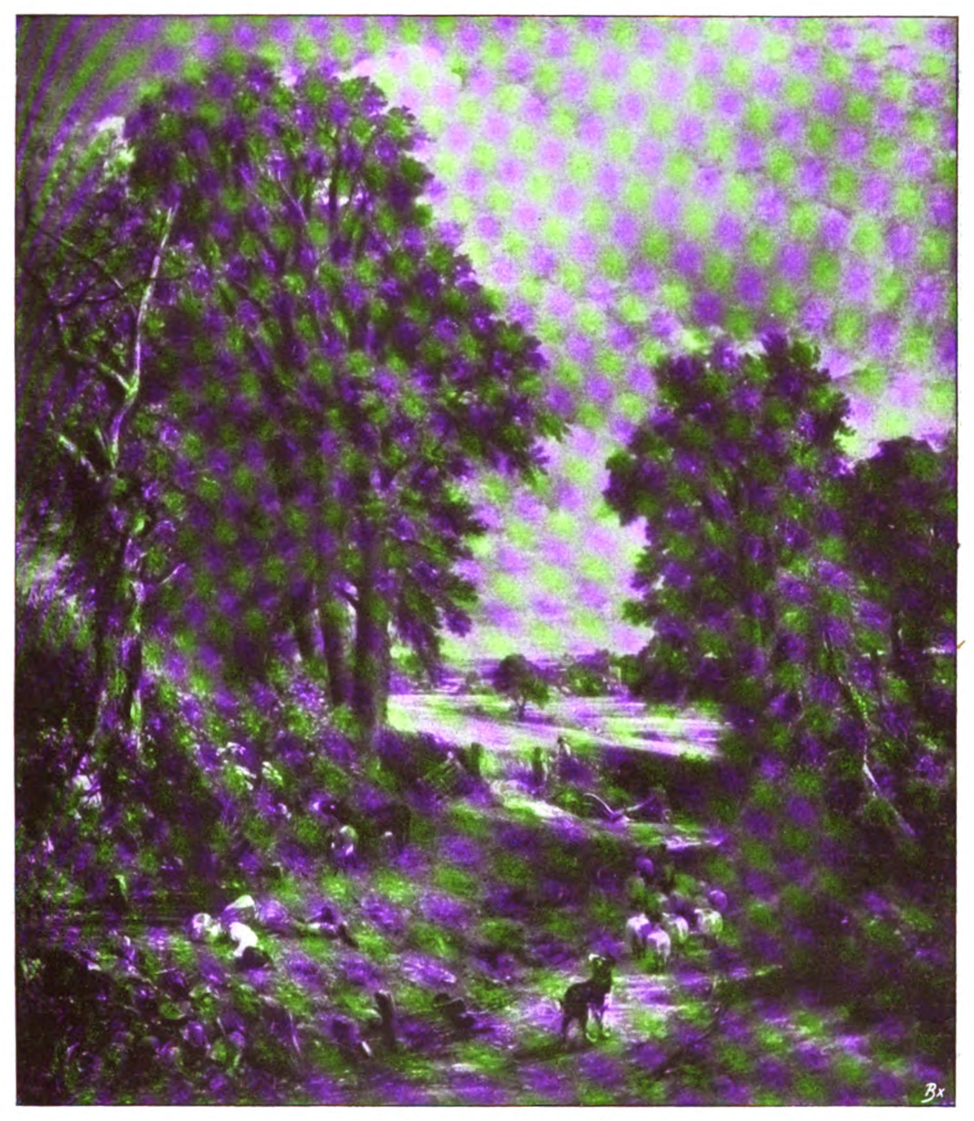
Nun muß man allerdings in Betracht ziehen, daß gerade England für die neue Aufgabe seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit gemäß besonders geeignet war.

Die nordische Nebel- und Dunstatmosphäre, zumal die feuchte, schwere Luft des meerumspülten England, läßt die Farben von Erde und Himmel, die schon an und für sich wie mit Feuchtigkeit gesättigt, d. h. schimmernd und überreich an Abstufungen und innerem Leben erscheinen, fortwährend zu Bildern ineinander fließen, indem sie alle scharfen Kanten und Umrisse verwischt, mit anderen Worten in Stimmungen auflöst. Je weiter wir aber aus der Heimat des Nebels nach dem sonnigen Süden kommen, desto weniger empfinden wir das Zusammenspiel der Farben. Die ausgesprochenen Lokaltöne stehen nicht selten hart und unvermittelt nebeneinander, die Ferne scheint in greifbare Nähe zu rücken, und von der Luftperspektive, welche die malerischen Gegensätze und Accente hervorbringt, ist nichts zu verspüren. Die Helle des Äthers in voller Sonnengut blendet dermaßen die Augen, daß einem in der Regel gar keine Farbenharmonien zum Bewußtsein kommen. Nebenbei bemerkt erklärt auch dieser Umstand, daß die Meister der italienischen Renaissance die Landschaftsmalerei so wenig oder doch nur in übertragener Auffassung gepflegt haben.

Heute freilich kann man sich schwer in die Zeit zurückversetzen, in der man den sinnlichen Reiz und Wohllaut der Farbenspiele in der freien Natur nicht auf sich wirken ließ, in der man ausschließlich zeichnerische Werte kannte und auch die Form nur in ihrer abstrakten Schönheit, soweit sie sich dem Gesetz der architektonischen Gliederung anpassen wollte, für die Kunst verwertete. Man kann sich kaum noch vorstellen, wie es möglich war, vor der Natur anders als in koloristischer Auffassung zu malen, da heutzutage die großen Farbenwerte fast ausschließlich den Ausgangspunkt, die Anregung, die Stimmung für den Landschafter bilden.

Damals jedoch war die Neuerung ein Ereignis, das über die ganze Kunstwelt breite Schatten warf.

Die Franzosen hatten seit dem allmählichen Absterben des Klassicismus die Naturwahrheit immer auf ihre Fahne geschrieben und



John Constable: Das Kornfeld.

sich auf ihren Wahlspruch etwas zu gute gethan. Nun erschienen auf dem Pariser Salon von 1822 die Engländer — zugleich mit Delacroix, dessen Dante-Barke Aufsehen erregte — und warfen alles über den Haufen. Constable kam mit einer noch ungekannten Naturanschauung, ließ die Wahrheitsliebe gleichsam in einem neuen Lichte sehen, stellte sie auf eine höhere Stufe, wo ein neuer Kolorismus seine Feuerprobe bestand. Die Technik, besonders die der Aquarellisten, graziöser und spielender denn je, ließ das Widerspenstige des Materials und alle Mühsale der schaffenden Hand vergessen. Was bedurfte es weiter, um die Gemüter gründlich auf- und durchzurütteln? Überall gärte und prickelte es. Es wurde Zeit, sich die unverbrauchte Kraft, welche sich wie ein breiter, unaufhaltsamer Strom heranwälzte, dienstbar zu machen. Die Persönlichkeiten, deren man vor allem dazu bedurfte, erschienen in den Meistern von Fontainebleau: Rousseau, Corot, Dupré und Diaz. Mittelbar gingen auch Daubigny, Chintreuil und Harpigny aus der Bewegung hervor.

So ganz secessionistisch darf nun freilich auch diese Phase in der Geschichte der Land-



John Constable: Zur Zeit der Heuernte.

schaftsmalerei nicht aufgefaßt werden. Es dauerte noch mehrere Jahrzehnte, bis man aus dem Schaffen Constables die letzten Schlüsse ziehen konnte. Die Bedeutung der Fontainebleauer liegt anderswo. Anstatt auf dem neuen Wege emporzuklimmen und neue Höhenregionen zu erforschen, bogen sie seitwärts ab, gruben in die Tiefe und förderten Schätze von unvergänglichem Wert ans Licht. Das vor ihnen liegende Licht- und Luftproblem ließen sie fast unangerührt, und auch zu dem neuen Kolorismus der hellen, blonden Töne verhielten sie sich ziemlich teilnahmlos. Es lag nicht in ihrem Wesen, viel zu experimentieren und waghalsige Eroberungszüge zu unternehmen. Deswegen war aber ihre stille Arbeit nicht minder bedeutungsvoll für das Wachstum der Landschaftskunst, die weiter nichts als die liebevollste Fürsorge im kleinen und ein Verständnis für ihr eigenstes Wesen bedurfte. Und gerade dadurch wurden die Meister von Barbizon zu den Schöpfern eines neuen Kunstzweiges, der sich bald über die ganze westliche Kultur verbreitete. Allerdings sollte man sich hüten, den Erfolg über das Verdienst zu stellen oder vielmehr das Verdienst nach dem Erfolg abzuschätzen. Historisch betrachtet stehen die Landschafter von Fontainebleau auf den Schultern der französischen Romantiker und vermögen ebensowenig wie diese ihre geistige Abstammung von den Holländern zu verleugnen. Das Überlebende, in seiner Art Mustergültige in ihren Werken wird ihr Stilgefühl, ein gewisser Geistes- und Gesinnungsadel bleiben. Man nennt sie nicht mit Unrecht Klassiker — natürlich in völlig anderer Bedeutung wie jene Gruppe, die sich um David scharte —, weil sie, wie kaum ein Landschaftsmaler vor ihnen, die subjektive Empfindung und das objektive Naturporträt zu einer Einheit zu verschmelzen verstanden, so daß sich Form und Inhalt, die Art der Wiedergabe mit der Absicht des Künstlers völlig zu decken scheinen. Bei allem Austoben ihrer Empfindungen verloren sie niemals das feine Taktgefühl für Maßhalten und Selbstbeschränkung, sie blieben immer auf einer schnurgeraden Linie, ich möchte sagen auf der Goethischen Schönheitslinie. Das gewaltsame Überhöhen und Korrigieren der Natur lag ihrer Auffassung ebenso fern wie die sklavisch engherzige Naturabschrift ohne Mark und Seele. Und deswegen nimmt ihr gemeinsames, in vieler Beziehung ineinander greifendes Wirken vor

unseren Augen größere Dimensionen an als das Können des einzelnen.

Was die ersten Ansiedler von Barbizon, Rousseau, Corot, Diaz und Dupré, verleitete, das Weltstadtgewühl von Paris mit der Einsamkeit des Urwaldes zu vertauschen, ein asketisch abgeschlossenes Leben den raffinierten Genüssen der Weltstadt vorzuziehen, war gewiß keine ruhmsüchtige Eitelkeit, sondern eine aufrichtige, große, pantheistische Naturschwärmerei. Sie kannten keinen anderen Wunsch, als der Natur anzugehören, ihre Atemzüge zu fühlen, ihren Herzschlag zu verstehen.

Théodore Rousseau gelangt zu einem innigen Bund mit der Natur, indem er überall von der Form ausgeht. Er bildet sie bis ins kleinste durch, ohne kleinlich, puppenhaft-niedlich zu werden und den großen Zusammenhang zu verlieren. Mit philosophischer Logik geht er jeder Sache auf den Grund. Seine Sachlichkeit ist durch nichts außer Fassung zu bringen, seine Ehrlichkeit Eigenheiten, die ebenso wie die menschlichen in ihrer äußeren Erscheinung zu Tage treten und ebenso wie diese verstanden, bildnisartig analysiert sein wollen. Aber jeder Organismus steht nicht allein in der Welt, sondern in inniger Verbindung mit seinem Stamm, seiner Familie, seinem Gemeinwesen, in das er zu seinem besonderen Berufe hineingestellt ist. So sieht Rousseau die Natur als einen großen demokratischen Staatsverband, in welchem jeder Bürger ebenso die Rechte der Individualität wie die des Gemeinwohls vertritt. Die Detaillierung seiner Bilder wirkt deshalb niemals ermüdend wie ein mühsames Zusammentragen tausend unbedeutender Kleinigkeiten, sondern groß und einheitlich wie der Prachtbau einer Bachschen Fuge.

Rousseau überragt die gleichstrebenden Genossen in der bezwingenden Kraft der Persönlichkeit. Selbst der viel ältere „père“ Corot blickt ehrfürchtig zu ihm und seinem



Camille Corot: Tümpel.

durch nichts zu bestechen. Jeder Grashalm, jede Blume, jedes Blättchen, jeder Zweig am Baume ist ein lebendes Wesen und hat seine besonderen Bedürfnisse und persönlichen

Können empor. Und doch steht die Kunst jedes einzelnen unabhängig und ausgereift als eine Welt für sich da. Keiner gleicht dem anderen in der Art zu sehen und sich

auszudrücken. Jeder besitzt sein eigenes Temperament und sein eigenes Stoffgebiet. Als ob sie alle an einer neuen, genialen Maschine beschäftigt wären, jeder mit seinem besonderen Wirkungskreis, an seinem besonderen Platz, einander völlig gewähren lassend und nur auf den gleichmäßigen Gang des Mechanismus bedacht.

Camille Corot, in den Anschauungen der klassisch-historischen Schule großgezogen, stand schon am Ende der Dreißiger, als auch ihn das Beispiel Constables verlockte, die Heimat für die Kunst zu erschließen und, was für seine schon ziemlich ausgeschriebene Handschrift noch mehr bedeutete, technisch völlig umzulernen. Doch hat er diese seine Schriftzüge in gewissem Sinne auch in seinem späteren Stil nicht verleugnet. Die Mehrzahl seiner persönlichsten und reifsten Schöpfungen sind inhaltlich, wenn man will, nichts anderes als der alte vermoderte Klassicismus in verjüngter und lebensprühender Gestalt, nämlich Ideallandschaften mit Schäfern, Nymphen und allen möglichen mythologischen Gestalten. Aber bei Licht besehen bilden diese anmutigen, kleinen Scenen, die einem Prudhon entlehnt sein könnten, gar nicht den Inhalt seiner Bilder, vielmehr der darüber gebreitete Märchenduft, der Farbenschmelz, die Beleuchtung, die ganz persönliche Auffassung, kurz alles, was außerhalb der sogenannten Idee liegt. Corot stellt uns niemals in die greifbare Alltagsnatur, wir sollen nur einen flüchtigen, sehnsüchtigen Blick thun in ein weltfernes, traumumwobenes Stimmungsland. Es ist zarter, unbestimmter als das Fabelreich eines Böcklin, aber bisweilen nicht minder glaubhaft und bestrickend. Die Figuren Corots kann man sich nur als Variante der Grundmelodie, als Attribute der Stimmung denken. Ja, manchmal sind sie wirklich nur Staffage, eine wohlthuende Unterbrechung der Linie, ein interessanter Farbenfleck, genau so, wie Rubens in seinem „Christus und die Ehebrecherin" die Idee nur als Vorwand benutzt, um einen roten Kleiderstoff in Verbindung mit blühendem Fleisch zu malen. Nach jeder Niedergangsepoche mußte man es sich wieder ins Gedächtnis rufen: nicht das Was, sondern das Wie macht den Künstler. Corot geht der Natur nicht zu Leibe mit der Absicht eines Anatomen, der gewohnt ist, alles stofflich zu zergliedern, sondern läßt sie an sich herankommen und wartet ab, ob sie ihm etwas vorerzählen oder richtiger vormusizieren will. Er ist vielleicht der erste Maler, der den Begriff Stimmung ins Seelische vertieft hat. Rousseaus Stimmungen bilden sozusagen ein Moment für sich, eigentlich das wichtigste, um seine intime Formbehandlung künstlerisch zu rechtfertigen und den koloristischen Schlußaccord zu finden, aber doch nicht das Leitmotiv oder die Grundidee. Man kann wohl sagen, Corot ist oberflächlicher im Punkte der Intimität, aber als Stimmungsmaler weit interessanter als jener. Die malerische Gesamtwirkung aufs Gemüt ist Corots unerschöpfliches Thema. Es kommt ihm darauf an, das Zarte, Zerfließende, Duftige, Jungfräuliche, Keimende und Festliche in der Natur wiederzugeben. Und danach richtet sich die Technik. Das Auflösen der festen, runden Form in unplastische Farbenflecke giebt sich als etwas Selbstverständliches, und im Grunde ist dieses Stilisieren mit Tonwerten, in dem man häufig einen Mangel an zeichnerischem Können erblickt hat, ein bewußtes Vorwärtsschreiten zur impressionistischen Anschauung, wenn man will, zur Manetschen Tonbildung. Wie einschmeichelnd wirkt das Gegenüberstellen von Gegensätzen: zitterndes, lichtumspieltes Laub neben einem robusten Stamm mit schlanken, spitzen Ästen. Schwankende Schilfgräser in einem glitzernden Wasserspiegel und dahinter ein Bauernhaus mit scharfkantigem Giebel. Und ebenso fein und melodisch stehen die Farben, die auf ein vornehmes Perlgrau gestimmt sind, zusammen. Alles in allem nicht mehr und nicht weniger, als die individuelle Stimmung im Bilde verlangt.

In Jules Dupré flackert die verlöschende Romantik noch einmal auf. Dem Stoffe nach ist er Corots ausgesprochener Gegensatz. Alles Düstere, Schaurige, Wildbewegte findet einen Wiederhall in seiner schwermütigen Seele: die entfesselten Naturgewalten platzen aufeinander. Zerfetzte Sturmwolken jagen am Himmel vorüber, ein fahles Licht bricht hinter ihnen hervor, und auf den aufgewühlten Gewässern schimmern weiße Wellenkämme. Man erinnert sich unwill-

kürlich an den Romantiker Huet, aber der Vergleich fällt nicht zu dessen Gunsten aus. Hier affektierte Empfindung und schauspielerhafte Übertreibung, dort eine wirkliche, große Leidenschaft und eine innere Nötigung, die Natur gerade von dieser Seite zu erfassen.

Narcisso Diaz, der zuerst gemeinsam mit Dupré in der Porzellanmanufaktur von Sèvres seinen Unterhalt suchte, hat sich dann auf mancherlei Gebieten bethätigt, allerdings das Sonnengold hinabrieselt, bald in Sternchen aufblitzend und bald in großen, phosphorescierenden Lichtflecken seinen Spuk treibend. Es mag dahingestellt bleiben, ob man dieses Irrlichterspiel im Waldinneren mit moderneren Mitteln nicht noch feiner, koloristisch überzeugender ausdrücken könnte. Die Kunst eines Diaz besteht zum großen Teil aus Effekten in gutem, wie in schlechtem Sinne. Wenn aber irgendwo die Effekte



Camille Corot: Auf der Wiese.

nicht immer mit jenem Schaffensernst, der einem Rousseau oder Millet in Fleisch und Blut übergegangen — woran vielleicht die frühen äußeren Erfolge schuld gewesen sind. Aber dem Vielseitigen, Vielgewandten, dem die Technik so leicht von der Hand ging, gelang etwas, wozu vorher keiner so recht den Mut gehabt haben mag, nämlich die Darstellung des Waldinneren in Sonnenbeleuchtung. Im Vordergrund gewöhnlich ein mit Bildnistreue durchgeführter, gewaltiger Baumstamm, unten bis über die gewundenen Wurzelglieder von einer dicken Mooshülle umschlossen, und ringsherum eine wogende, grüne Seligkeit, ein wundervolles Gewirr von Blättern und Ästen, in welches gerechtfertigt erscheinen, so an dieser Stelle. Denn sie sind nicht um ihrer selbst willen da, nicht um einen dekorativen Trumpf auszuspielen etwa im Sinne Makarts, sondern um einen ganz bestimmten vollen Accord anzuschlagen, um — Stimmung zu machen. Diaz steht mit diesen seinen besten Waldbildern zweifellos mitten auf dem scharfbegrenzten Gebiet der klassischen Naturpoeten, er ist sich bewußt, daß das heikle Beleuchtungsproblem nur von der seelischen Seite angefaßt werden kann und der künstlerischen Freiheit in der Auffassung und Wahl der Ausdrucksmittel den weitesten Spielraum giebt.

* * *

Wir wollen an dieser Stelle einmal Halt machen und den kunsthistorischen Faden fallen lassen. Die Entwickelung der Stimmungsmalerei ist an dem Punkt angelangt, wo die eigentlichen Findertalente ausscheiden und die Errungenschaften einzelner Männer zur Grundlage einer neuen Kunstübung werden, die sich wie selbstverständlich in allen Kulturländern des Westens einbürgert.

Worin besteht aber nun das Wesentliche der Stimmungsmalerei, welches sind die Wahrzeichen der modernen Anschauungen im Gegensatz zu allem anderen, was die alten Meister ohne Frage mehr beherrscht, besser „gekonnt" haben?

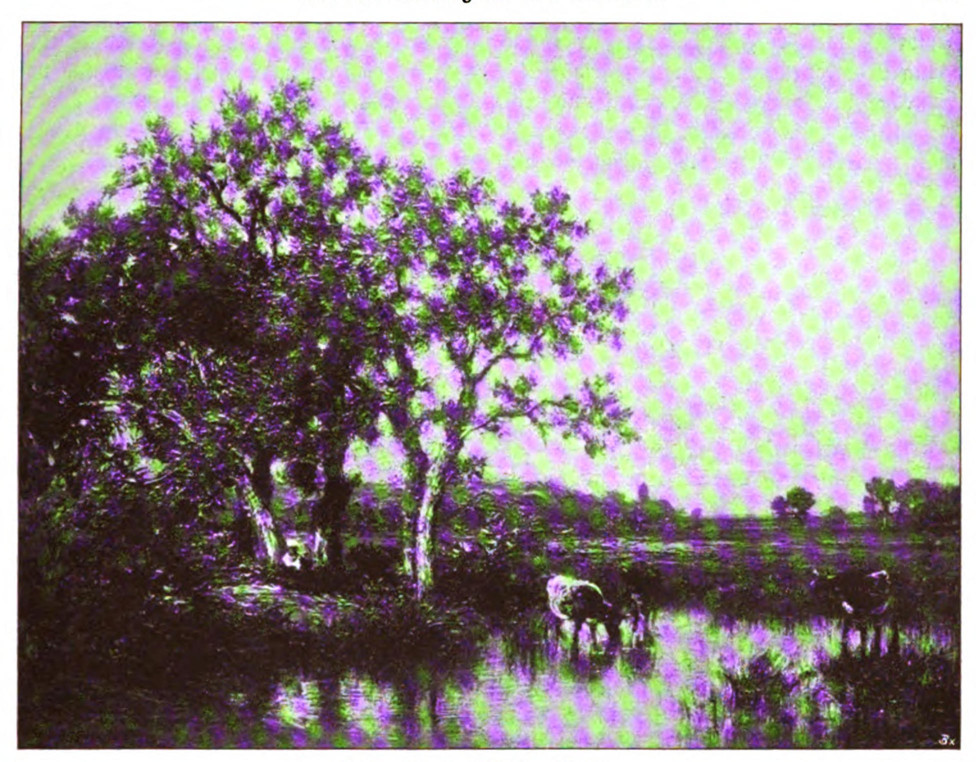
Unsere ursprüngliche Erklärung des Begriffes „Stimmung" reicht nicht aus, aber sehen wir erst einmal zu, wie weit wir damit kommen.

Die Beleuchtung war also der Ausgangspunkt. Sie wurde zum besonderen Merkmal eines Landschaftsgemäldes. Man fand nach und nach alle feineren Unterscheidungen nach Tages- und Jahreszeit, alle Nuancen im atmosphärischen Leben. Der Äther und das Sonnenlicht oder richtiger die Wirkung des Sonnenlichtes am Himmel und auf der Erde, Wolkenbildungen, Luft- und Lichtspiegelungen, Gewitterschwüle, Regen- und Schneewetter, kurz alle Begleiterscheinungen eines Natureindruckes werden feiner, innerlicher, individueller, gleichsam als dessen Gesicht und Mienenspiel beobachtet. Gleichzeitig aber wurde man gewahr, daß die Schablone der Klassicisten noch viel weniger für das, was außerhalb der Stimmung lag, für die Darstellung des Gegenständlichen, für die charakteristische Unterscheidung der verschiedenen Bäume, des verschiedenen Erdreichs, des verschiedenen Wassers, ich möchte sagen, für das Stilleben in der Landschaft ausreichte. Als man nämlich, vom Druck der Schemas und Schulregeln ganz befreit, wie neugeboren der Natur gegenübertrat, fand man in seliger Entdeckerfreude, wie ein Kind bei der Weihnachtsbescherung, auf jedem Stoffgebiet im Bereich des Kleinen, Zarten, Unscheinbaren immer neue Wunder und Herrlichkeiten. Leicht hätte freilich die mühsam errungene Intimität in einen flachen Naturalismus ausarten können, aber gerade die Franzosen waren es, welche dieser Gefahr rechtzeitig vorbeugten, indem sie sich einesteils auf die Traditionen der Romantiker stützten. So trat die Individualität, die subjektive Empfindung in ihre unverkürzten Rechte, und damit war die Stimmung (in der tieferen und umfassenderen Bedeutung des Wortes) für alle Zeiten gerettet.

Mit der peinlich korrekten Nachbildung eines Stückchens Erde, das sich überdies in Farbe und Aussehen von Stunde zu Stunde oder noch schneller veränderte, war eben nichts erreicht. Der Maler mußte die innere Wahrheit neben der äußeren Wahrscheinlichkeit suchen, sich selbst, seine eigene Anteilnahme an der Natur erforschen und sein eigenes Gefühl gewissermaßen auf den naiven Beschauer, dem seine Kunst gewidmet ist, projizieren. Nur so war der Landschaftsmalerei eine dauernde Lebenskraft gesichert, nur so konnte sie einen neuen, wirklichen Inhalt bekommen.

Wir haben schon gesehen, wie der Begriff Stimmung sich unmerklich immer mehr ins Psychologische verschoben hat. Die Beleuchtung an und für sich, und sei sie auch noch so exakt und korrekt überall im Bilde durchgeführt, genügt freilich nicht, eine besondere Stimmung im Beschauer wachzurufen und an bestimmte, in der Erinnerung schlummernde Seelenvorgänge, die durch starke Natureindrücke hervorgerufen sind, anzuknüpfen. Man braucht ja bloß an Photographien zu denken oder, um doch bei der Malerei zu bleiben, an jene durchaus nüchternen Bilder, die mit photographischer Objektivität gemalt sind und jede Gefühlsvermittelung ausschließen. Es geht nun einmal nicht anders: ein Kunstwerk, das ergreifen soll, muß eine Seele haben, es muß die Handschrift, das Abbild seines Schöpfers, für jeden sichtbar, in sich tragen. Und ein echter Künstler sollte auch das Zeug dazu besitzen, das Publikum zu seiner besonderen Auffassung zu kommandieren, ihm gewissermaßen seine persönliche Auffassung aufzuzwingen.

Andererseits aber spielt die Art der Beleuchtung für den Landschaftsmaler keine untergeordnete Rolle, sie bildet vielmehr, wie erst die Erfahrung im Laufe der Zeiten gezeigt hat, das wichtigste Mittel zum Zweck, die Stimmgabel für alle Tonschätzungen und



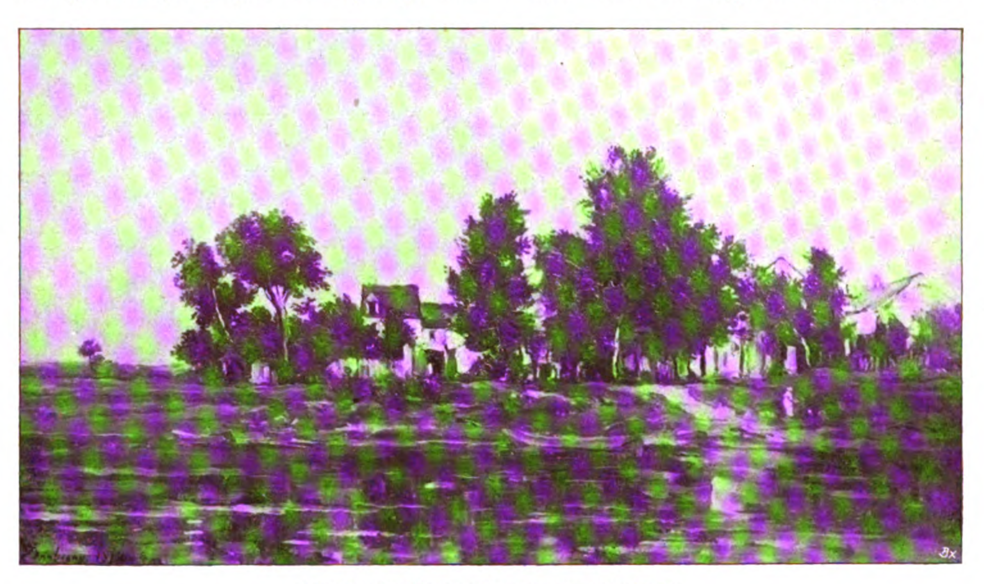
Jules Dupré: Kühe im Wasser.

Farbenwerte. Eine große, geschlossene Bildwirkung wäre gar nicht denkbar ohne die einheitliche Beleuchtung. Würde man beispielsweise eine Landschaft aus mehreren in verschiedener Beleuchtung gemalten Studien zusammensetzen, so müßte unweigerlich alles durcheinander purzeln und zerfallen. Und die Natur selber zwingt den Maler, die Stimmungen seelisch zu erfassen, sein Gefühl jederzeit in Schwingung zu halten. Denn die Beleuchtungen und Himmelserscheinungen halten nicht still wie bezahlte Modelle, vielmehr sind die schönsten Effekte gerade die seltensten und verschwinden so schnell und plötzlich, wie sie gekommen sind. Wer diese kurzen, glänzenden Feste miterleben will, muß sich zu Tische setzen, wo und wann es der Natur gefällt. Er muß sein ganzes Empfinden festlich gestimmt haben, jederzeit empfangsbereit und aufnahmefähig sein, um die Erinnerung mit Eindrücken zu beschenken.

Jeder Stimmungsmaler schafft — wie Böcklin ausschließlich in den letzten Jahrzehnten seines Lebens — mehr nach der Erinnerung als mit Hilfe von konkretem Studienmaterial. Aber diese gewissenhaften Naturstudien, die mehr eiserne Energie als Talent bezeugen, bilden für den Meister der Stimmungskunst die unerläßliche Vorbedingung, seine Phantasie schweifen zu lassen und aus der Erinnerung immer neue Nahrung zu schöpfen. Wie sollte auch die Naturkenntnis anders als durch Fleiß erworben werden? Und nun tritt an Stelle des Abmalens und Nachbildens die freie Beobachtung der Natur. Immer drängt die Stimmungskunst nach dem Seelischen, je mehr sie für Persönlichkeit und Erfindungsgabe an Boden gewinnt, um so weiter entfernt sie sich von der Studie und ihrem handwerksmäßigen Zweck.

In diesen angedeuteten Linien sind die Umrisse der ganzen Entwickelung zu erkennen. Der verknöcherte Klassicismus mußte einem intimen Naturkultus Platz machen. Die Herrschaft wuchs, und mit ihr kam die Freiheit. Man wußte, was unter und hinter einem lag. Überall zeigten sich neue Ausblicke und Fernsichten. Alles Stilisieren in Form und Farbe war erlaubt. Man durfte verbinden und vereinfachen, wo es eben anging, nachdem man alles über Bord

geworfen, was nicht unbedingt zur Stimmung gehörte. Man konnte gefahrlos einen Abstecher ins Gebiet der Romantik und selbst der Allegorie unternehmen, kurz alles wagen und zu erreichen suchen, was ahnungs- und



Charles Daubigny: Baumgruppe am Wasser.

verheißungsvoll in der Ferne winkte. Von nun an war eigentlich nichts mehr unmöglich. Es ließ sich alles malen, was je ein flüchtiger Blick mit Wohlgefallen gestreift und das Empfindungsleben im Fluge erhascht hatte. Die unverhüllte Schönheit der Natur stand vor einem, groß und erhaben in ihrem ruhelos pulsierenden Leben und menschlich nahe gerückt in ihren Leiden und Leidenschaften.

Der Wogengang des Oceans, die aufspritzende Brandung mit den umherfliegenden Schaumflocken, ein windgekräuselter stiller Tümpel, das Wolkentreiben am Sturmhimmel, ein schwüler Sommertag mit zitternder Luft, der letzte Sonnenstrahl in einer Fensterscheibe, nächtliche Dämmerung, Sternenhimmel, Mondlicht, Morgengrauen, eine Feuersbrunst, eine moderne städtische Verkehrsstraße bei Abend, erleuchtete Schaufenster, Omnibusse mit roten und grünen Lichtern u. s. w. — alle derartigen „kühnen" Probleme sind erst durch die Stimmung entdeckt und der modernen Kunst vermittelt worden. Natürlich bilden diese Stimmungsmotive, welche die fliehende Natur einzuholen und das, was unter den Händen zergeht, nämlich aufgelöste Formen und undefinierbare Farben, zu fassen suchen, keineswegs die Quintessenz einer neuen Kunstepoche. Aber die Aufgaben sind bezeichnend für die Gebietserweiterung in der Malerei, für die vermehrten und gesteigerten Ausdrucksmittel und für die moderne Farbenkomposition, welche mit der der alten Meister — außer Velasquez vielleicht — wenig gemein hat. Und wenn uns diese auf ihrem begrenzten Inselgebiet an eigentlichem Können zehnmal überlegen sind, so haben wir Modernen doch das Bewußtsein, in einem eigenen, unkultivierten Land neue, eigene Wege zu suchen.

* * *

Wollen wir die moderne Stimmungskunst in ihren eigentümlichen Bestrebungen, die keineswegs durch Laune und Eigensinn entstanden sind, noch besser verstehen, so müssen wir einmal die Entstehung eines einzelnen Stimmungsgemäldes verfolgen und unter der psychologischen Lupe betrachten.

In früherer Zeit glaubte man vielfach, es gebe gottbegnadete Künstler, die Erleuchtungen oder Inspirationen haben und, weil sie eben als Genies geboren sind, ohne alle Studien und Vorkenntnisse jederzeit ein

Meisterwerk aus dem Boden stampfen können. An der Inspiration ist aber doch etwas Wahres, nur bedeutet sie für den Stimmungsmaler nichts weiter als einen Natureindruck, der bei ihm gewöhnlich stärker und nachhaltiger wirkt als beim Nichtkünstler, eine plötzliche Beobachtung, eine freudige Überraschung, einen heimlich erfüllten Herzenswunsch, eine neue, süße Melodie, die die Seele gefangen hält. Und dieser Eindruck bildet sich dann, entweder einmal mit voller Empfindung genossen oder auch öfter aufgesucht und in verschiedenen Erscheinungsformen beobachtet, ganz allmählich zu einem inneren Erlebnis, das je nach der Stärke der seelischen Anteilnahme und je nach der Mitwirkung der nachformenden Phantasie einen streng einheitlichen Charakter erhält. Ein Erlebnis, das in der Erinnerung oft jahrelang in kaum abgeschwächter Stärke fortlebt und jederzeit wieder als künstlerischer Ausdruck losgelöst werden kann. Das Schaffen des Stimmungsmalers erscheint so wie eine Folge von Läuterungsprozessen, aus denen schließlich die Grundidee, nachdem alles Zufällige, Störende abgestoßen ist, in ihrer reinsten und knappsten Gestalt hervorgeht. Und was von der bildenden Kunst überhaupt, das gilt von der Landschaftsmalerei im besonderen. Ihr Endziel wird immer sein, die beiden Welten Natur und Persönlichkeit zu verbinden, unsere innere, unsichtbare Natur mit der äußeren, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungswelt in Einklang zu bringen. Aber das Subjektive, die besondere, jedesmal nur in einer einzigen Prägung vorhandene bildliche Vorstellung wird zum Angelpunkt in der Stimmungskunst, und die reine Lyrik gelangt in ihr zur feinsten Blüte. Man spricht ja deshalb auch bei Landschaftsbildern mit Anlehnung an die subjektivste der Künste von musikalischen Werten und Wirkungen. Nicht eine lückenlose Chronik, ein getreues Spiegelbild der unendlichen Natur begehren wir von der Kunst, sondern eine Auslese von charakteristischen Momenten, die schlackenrein aus der Glut der Empfindung herausgekommen und einer suggestiven Wirkung gewiß sind. Der Nerv des Lebens ist bloßgelegt, die Gegensätze stehen nebeneinander, nicht gemildert und überzuckert, wie das Publikum es vielfach wünscht, sondern womöglich in ungeschwächter Naturkraft, nur künstlerisch empfunden und verarbeitet. Die reine Stimmungslyrik kann durch diese Kontraste in Form und Farbe — wie wir bei Corot gesehen haben — nur gewinnen, wenn in der starken Empfindung oder — drücken wir es noch genauer aus — im Unbewußten die schöpferischen Werte liegen. Die alltäglichen Naturbegebenheiten, denen die Menge teilnahmlos beiwohnt, als Wunder kehren sie in der Künstlerseele ein, viel zu ätherisch und voll blumenduftiger Zartheit, um es im Bewußtsein bei der schneidenden Zugluft des Verstandes lange auszuhalten. Und ist das Höchste gewollt, so nehmen sie als Mysterien wieder Abschied von einem göttlich Verzückten — im Kunstwerk selber.

* * *

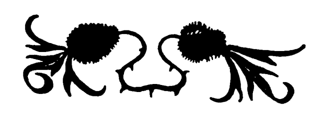
Die seelischen Momente der Produktion führen unversehens in einen Engpaß, auf dem sich Künstler und Publikum begegnen und die Hand reichen.

Wir sahen, wie wenig bei der Stimmung die verstandesmäßige Überlegung zu thun hatte. Und doch, wer wollte es leugnen, ganz auszuschließen ist die Gedankenarbeit nie und nirgendwo in der Kunst. Der Verstand ist eben ein Subalternbeamter, der, unfähig selber Befehle auszugeben, sich darauf beschränkt, zu gehorchen und für Ordnung und Disciplin, besonders in der Formengebung, zu sorgen. Ähnlich wie in der wissenschaftlichen Forschung ist der erste schöpferische Antrieb und Wille das Werk eines Zufalls. Aus einem unscheinbaren Steinchen vermag sich der Forscher in der Vorstellung gleich eine kostbare Juwelenkette zusammenzusetzen. Um aber die zugehörigen Glieder und Verbindungsteile zu finden, bedarf es eines überaus fein und eigenartig entwickelten Tastsinnes. Also das Gefühl bildet auch hier zweifellos einen wichtigen Faktor, obgleich die bedeutendste Arbeit im Schleifen der verwendbaren Steine zu blitzenden Gedankenkrystallen, im Ordnen, Organisieren, Prüfen und Ausscheiden besteht. Eine Arbeit, die aus dem dunklen Schacht der Empfindungen immer mehr ans Tageslicht in den Kreis mathematischer Schlüsse

und Spekulationen hineingezogen wird, während die künstlerische Erkenntnis hauptsächlich aus jener geheimnisvollen Dämmersphäre herauswächst, wo sich Natur und Persönlichkeit zu einem rätselhaften Wesen verbinden, aus dem Empfindungs- und Traumleben des Menschen.

Und dazu gehört auch die Erinnerung, weil hier noch mehr als in der Phantasie das Unbewußte zu unbedingter Geltung gelangt. Objektiv gemessen fälscht die Erinnerung, wie man auch sprichwörtlich zu sagen pflegt: In der Erinnerung ist alles schön. Sie greift die brauchbaren, für uns selbst wirksamen Momente heraus und rundet sie zu einem Kunstwerk ab im Rahmen der Persönlichkeit. Und wie der Künstler und besonders der Stimmungsmaler die Erinnerung beständig in Anspruch nimmt, um sich die schlummernde Wunderkraft der Empfindungen dienstbar zu machen, so dürfen wir auch umgekehrt schließen, daß jeder Mensch mit einem reichen Gefühlsleben die ersten Anlagen und Grundlagen zu künstlerischer Produktion besitzt. Die empfindungsstarken Menschen sind sich selber Künstler und Publikum zugleich, wenn sie mit genial unbewußter Auswahl Bilder und Schauspiele aus der Vergangenheit zusammenstellen, in denen auch noch das Schreckliche, Widerwärtige, Beschämende ihnen Genuß bietet, weil sie es nicht mehr an sich selber, sondern wie im Theater künstlerisch abgeklärt und gleichsam in der dritten Person erleben. Um die hinreißende und vollkommen kunstgerechte Wirkung von wiedererwachten Erinnerungen recht zu würdigen, denke man an die Erzählertalente aus dem Volke. Sie mögen wohl seltener werden, aber sie sterben gewiß nicht aus, jene ursprünglichen, kernigen Menschen, die sich mit Humor durchs Leben kämpfen und ihre eigene Philosophie besitzen. Die ganze Technik ihrer Erzählungen, Auffassung, Ausdrucksweise, Stimme, Betonung, Gesten, Gesichtsausdruck, alles kann so primitiv wie möglich sein, es muß Eindruck machen, wenn es nur der Natur entspricht und in einheitlicher Beleuchtung echt und zusammengehörig erscheint.

Wir drehen uns im Kreise: Natur und Persönlichkeit geben der Stimmung das Leben wie beim Berufskünstler. Es sei fern, den Unterschied zwischen einem ernsten, sein ganzes Leben hindurch ringenden Künstler und einem begabten Dilettanten zu verwischen, aber man sollte sich doch bewußt werden, daß das Talent keineswegs ein Vorrecht von Ausnahmemenschen ist, da wir den ersten Voraussetzungen auf Schritt und Tritt begegnen. Viele, die eine glückliche Mischung von Herz und Geist besitzen, würden vielleicht doch einige Berührungspunkte mit der bildenden Kunst finden, für die sie oft aus bloßer Einbildung kein Verständnis haben. Freilich, die Stimmungslandschaft wird wohl noch auf lange Zeit eines der schwierigsten Kapitel bleiben. Denn das Volk, und besonders das deutsche, will bei einem Bilde lieber etwas denken als in bloßen Empfindungen aufgehen. Dieses bekannte Vorurteil beeinflußt ja auch die die Natur liebenden Touristen, die eine Rarität, eine sagenumwobene Merkwürdigkeit allezeit der schlichten Ländlichkeit, der gesunden, unverdorbenen Naturschönheit vorziehen. Aber gleichwohl ist die bewußte Freude am Intimen, diese wirklich moderne Errungenschaft, mächtig im Anschwellen begriffen. Die gegenwärtige Litteratur, die eigentlich der Malerei ins Handwerk pfuscht, zeigt es am deutlichsten. Und hat das große Publikum in ähnlichem Entwickelungsgang, wie seiner Zeit die französischen Landschafter, seine Vorurteile bis auf den letzten Rest preisgegeben, so wird es Muße finden, die Natur mit Goethischer Zärtlichkeit anzuschauen und sich dem Wellenspiel der Gefühle ganz zu überlassen. Es wird überall in der Natur Bilder vorüberziehen sehen, die Kunst in der Natur und die Natur in der Kunst wiedererkennen, mit anderen Worten: auch die Stimmung in der Malerei völlig begreifen.





Die neueste französische Lyrik

Von

Erich Meyer

Roman und Drama der Franzosen sind bei uns in den weitesten Kreisen bekannt, die neuesten Erzeugnisse auf diesem Gebiet so gut wie die älteren. Wer aber kennt bei uns die französische Lyrik? Wie groß ist — von den Berufskennern abgesehen — die Zahl derer, die zu irgend einem der großen Romantiker, wie Hugo, Vigny oder Lamartine und Chateaubriand, ein auch nur annähernd ähnliches inneres Verhältnis haben wie zu den Lyrikern unseres eigenen Volkes? Und wie lautet erst die Antwort, wenn man dieselbe Frage hinsichtlich der Parnassier oder gar der jüngsten Lyriker stellt! Es giebt für das ganze neunzehnte Jahrhundert vielleicht nur eine nennenswerte Ausnahme: Alfred de Musset.

An diesem Zustande trägt gewiß nicht zum geringsten schuld, daß es einer ganz besonders mühevollen Sammlung und einer nicht gemeinen Kenntnis der poetischen Sprache bedarf, um in das Innere einer fremdsprachigen lyrischen Dichtung einzudringen. Lyrik kann niemals, wie Roman und Drama meist, zu müheloser Ausfüllung sonst wertloser Stunden dienen, niemals wird sie ferner, wie jene oft genug, auch den Widerwilligen packen und festhalten. Jene kommen uns entgegen und suchen uns auf; zum Lyriker sollen *wir* in stillen Feierstunden kommen. Wer hat dazu heute Zeit?

Andererseits läßt sich aber auch nicht leugnen, daß es bestimmte Eigenheiten der Romantiker und der Parnassier sind, zu deren Verständnis zu gelangen dem Deutschen besondere Schwierigkeiten macht. Mancher, der es redlich versuchte, ihnen auf ihren Pfaden nachzugehen, kehrte enttäuscht um. Die jüngste Generation aber gar hat es durch gewisse seltsame Äußerlichkeiten, die schneller auffallen als das Wesentliche an ihrem Dichten, mit der Allgemeinheit verdorben. Das ist lebhaft zu bedauern. Gerade die „Jüngsten“ haben der Lyrik eine Wendung gegeben, die sie dem deutschen Empfinden näher bringt, als sie je zu den Zeiten der Vorgänger gestanden hat. Die schönrednerische Breite, die prunkvolle Aufputzung des Gedankens, der anscheinende Mangel eines wirklichen Herzenstones, dann auch die steife und eintönige Form, wie sie die klassische französische Verslehre geschaffen hat, das Fehlen der zartverschleierten, in sanftes Dämmerlicht getauchten Gefühle, all dies sind Mängel, welche die jüngste Lyrik, wenn auch zuerst auf wunderlichen Wegen, zuletzt dennoch mit Erfolg überwunden hat. Darum verdienen gerade ihre Vertreter bei uns gekannt zu werden, und darum sind ihre Kämpfe um ihre neuen Ziele unserer Teilnahme sicher, sobald wir sie nur richtig verstehen.

Die französische Lyrik der letzten Generation wurde aus dem Widerspruch gegen die im dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts herrschende Richtung geboren. Die Vertreter dieser letzteren, die man unter dem Namen Parnassier zusammenfaßt, haben nicht nur bei uns Deutschen wenig Freunde erworben, sondern sind sogar in ihrem eigenen Lande mit ihrer Wirkung nicht über einen sehr engen Kreis hinausgedrungen, den einzigen François Coppée ausgenommen. Sie haben auch nie danach verlangt, volkstümlich zu werden. Wie ihr Meister Leconte de Lisles (1820 bis 1891), so meinten sie alle, daß der Dichter sich aus dem Gewühl des profanum vulgus zurückziehen müsse, um in

der reineren Luft des Parnasses hohen philosophischen Gedanken, majestätischen Schönheitsträumen nachzuhängen und sie in die vornehmste und kunstvollste Form zu kleiden. Wohl mögen Leconte de Lisle, Sully Prudhomme (geb. 1839), der jüngst mit dem Nobel-Preis Ausgezeichnete, José Maria de Heredia (geb. 1842) nicht so kühl in ihrem Empfinden sein, wie sie in ihren Gedichten erscheinen: es ergeht ihnen wie unserem Platen, bei dem nach Herweghs Wort auch nur „selten ein Wanderer gewahrt den Kranz hochglühender Rosen, den er vor frevelnder Hand unter dem Schnee verbirgt". Durch einen Vergleich mit Platen können wir uns vielleicht auch am besten klar machen, wie sie von der Form dachten. Auch sie glaubten, daß die verschiedenen lyrischen Formen der Menschheit als etwas gleichsam durch das Wesen der Schönheit an sich Bedingtes, als ein heiliges, unantastbares Erbteil überkommen seien, an dem man nicht ändern dürfe, ohne zum Frevler zu werden. Diese Formen lagen nach ihrer Auffassung in beschränkter, nicht zu erweiternder Zahl vor, und in sie galt es, wie in ein köstliches Gefäß, den Gedanken hineinzugießen: er durfte nirgends überfließen oder gar die Form sprengen. Ja, die Hochachtung vor der klassischen Form ging bei den Parnassiern noch viel weiter als bei irgend einem unserer deutschen Dichter. Das Persönliche wurde von den Parnassiern vollkommen zurückgedrängt, die Leidenschaft durfte sich nicht zum Worte melden. Und wurde der Inhalt des Gedichtes auf diese Weise kühl bis zur Frostigkeit, so konnte es doch noch allein durch die kunstvoll „überwundene Schwierigkeit" den höchsten Preis verdienen.

Aus solchen Irrungen kann die Dichtung gerettet werden, wenn Dichter kommen, die aus dem heiligen Born der Volksdichtung zu schöpfen wissen, in der die Form nichts, der Inhalt alles ist. Das war nun aber in Frankreich darum ausgeschlossen, weil es eine Volksdichtung in unserem Sinne gar nicht giebt, weil der Franzose unter Dichtung selbstverständlich sich nur eine Kunstdichtung denken kann, weil die französische Dichtung im großen und ganzen genommen nie volkstümlich zu sein gestrebt hat. An den Kämpfen der durch den auch bei uns gekannten und gefeierten Mistral vertretenen neuprovençalischen Dichtung sieht man, wie sich die Litteratur solcher Beeinflussung zu erwehren versteht. Die Wendung mußte also von einer ganz anderen Seite herkommen.

Es ist bezeichnend, daß der Vater der modernen Lyrik, Charles Baudelaire, auch eine Zeitlang dem Kreise der Parnassier angehörte, und daß er mit ihnen die sorgfältige Pflege der klassischen Form sowie den Wunsch, abseits vom großen Haufen zu stehen, gemein hat. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß seine Wirkung sich erst sehr spät geltend gemacht hat. Geboren 1821, gestorben schon 1867, hat er seine Gedichtsammlung „Les fleurs du mal" bereits 1857 erscheinen lassen, und Jahrzehnte vergingen, ehe eine neue Richtung dem von ihm gewiesenen Wege folgte.

Einen Augenblick müssen wir bei diesem seltsamen Manne verweilen, da aus seinem Wesen einer der Grundzüge der modernen Lyrik verständlich wird. Er erscheint uns Deutschen trotz aller Sonderbarkeiten, trotz alles Krankhaften in seinem Empfinden weit verständlicher und in seinen Dichtungen ansprechender als die „göttlich kühlen" Parnassier, weil er ein Mensch ist, der leidet, qualvoll leidet, und dem ein Gott gab, zu sagen, was er leidet. Ein Gott? Wenn man in die unheimlich dunklen, funkelnden Augen dieses Mannes schaut, wenn man die schmalen, zu einem bitteren Lächeln verzogenen Lippen seines Mundes betrachtet und dieses Antlitz zum Kommentar seines Dichtens nimmt, so liegt die Versuchung nahe, ihn einen Dichter von Satans Gnaden zu nennen. Aber auch der Höllenfürst ist nur ein gestürzter Lichtengel. Auch Baudelaire war ein Kind wie andere, das den Himmel der Mutterliebe kannte, um durch die Eifersucht des zweiten Gatten aus ihm verstoßen zu werden und nie wieder in ihn zurückzufinden. Auch er weiß, wie seine Verse zeigen, was reine Schönheit ist und reine Liebe. Aber der Stiefvater hat ihn aus dem Elternhause allzu früh in die Welt hinausgewiesen, als sein heiß leidenschaftlicher Charakter ihm unheimlich und unbequem wurde; er hat ihm einen Platz auf einem Ostindienfahrer bezahlt und eine Abfindungssumme in die

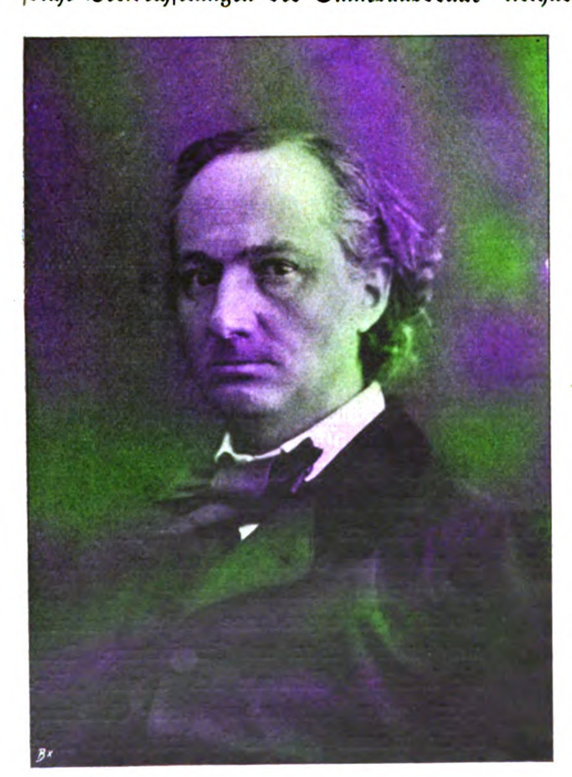
Hand gedrückt und gehofft, daß er in der Ferne zu Grunde gehen und der Name Baudelaire in Vergessenheit geraten würde. Da ist der Haltlose denn allen Verführungen erlegen und hat in seinem Herzen nur die ohnmächtige Sehnsucht nach dem behalten, was sein einst war. Erschütternder Anblick zu sehen, wie diese Menschenseele eines Tages, nachdem sie die Reihe der natürlichen Genüsse durchlaufen hat, vor dem Entschlusse anlangt: ich will das Unnatürliche, das Laster, die Fäulnis, ich will statt der Welt, die mich nicht gut werden lassen wollte, eine neue Welt des nie geahnten Unheimlichen entdecken und mein machen. Aber die Himmelstochter, die Dichtkunst, folgt ihm auch über die Schwelle dieses tragischen Entschlusses. Sie weiß, daß sie allein ihn noch trösten kann, wenn ihm in seiner Einsamkeit graust, und sie erhält in ihm das Bewußtsein von der reinigenden und endlich doch erlösenden Kraft des Schmerzes. In erschütternden Worten dankt er Gott aus der Tiefe seiner Hölle für die Mitgabe des Allheilmittels, des Leidens. Doch liegt darin zugleich seine Schwäche: leidend, nicht handelnd hofft er die einstige Begnadigung zu erlangen, und aus dem Evangelium von der freikaufenden Kraft des Schmerzes entnimmt er sich nur den Freibrief für eine willenlose Hingabe an seine düsteren Anlagen.

So ward er der Führer der Décadents, die die Schuld für den Verfall ihrer eigenen Natur der Zeit aufzubürden suchten, um sich so die tragische Größe von Opfern der Weltentwickelung zu geben. Daß sie gerade an seinen Dichtungen sich berauschten, ist begreiflich, wenn auch er selber sich nie der Verantwortlichkeit zu entziehen unternommen hat:

> Ach, meine Jugend war nur Sturmes Wüten,
> Nur hie und da ein Lichtblick hell und warm,
> Gewitterregen wühlten in den Blüten,
> Mein Garten ist an Früchten, ach! so arm.
>
> Da steh ich nun im Herbste der Gedanken —
> Mit Hack und Schaufel mühsam wird gescharrt,
> Die Beete häuf ich, die so tief versanken,
> Daß es wie Gräber mir entgegenstarrt.
>
> Wie wohl in diesen ausgewaschnen Schollen
> Die Blüten, die ich träume, finden sollen,
> Wo das Geheimnis ihres Wachstums ist?
>
> Oh Schmerz! Die Stunden flüchtig uns entschweben,
> Der dunkle Feind, der uns am Leben frißt,
> Er saugt aus unsrer Qual sich Kraft und Leben.

Es ist aber noch ein weiterer Charakterzug seiner Dichtungen, der in der modernen Lyrik fortwirken sollte, und so seltsam er ist, und so sehr er auch auf einen Irrtum hinausläuft, so notwendig ist es, sich von ihm eine Vorstellung zu machen. Baudelaire war bis zur Manie von dem Wunsche beherrscht, der Poesie neue, ganz unbekannte Provinzen zu erobern, Wege zu gehen, die bisher noch niemand beschritten, zur Übertragung von Stimmungen — dem Endzweck aller Lyrik — völlig neue Mittel anzuwenden. Da kam er denn auf seine Entdeckung der „Correspondances“. Was er sich darunter denkt, ist leicht zu erklären, wenn damit auch keineswegs behauptet werden soll, daß er es sich auf diese Weise und so klar vorgestellt habe. Wir finden es natürlich, daß eine bestimmte Reihenfolge rhythmisch geordneter Töne in uns Frohsinn, eine andere Wehmut hervorruft. Sieht man genauer zu, so entdeckt man, daß hier allerdings anscheinend ein großes Geheimnis waltet. Denn weder die Saite aus Stahl oder Schafdarm noch die von ihr erzeugten Ätherschwingungen haben die geringste qualitative Ähnlichkeit mit einer menschlichen Empfindung. Es besteht eben nur zwischen Ton und Empfindung eine, wie der Mathematiker sagt, funktionelle Abhängigkeit, wie Baudelaire es nennt, eine Correspondance: eine bestimmte Reihe von Harmonien löst eine Reihe von Empfindungen aus. Ob notwendig und ob bei allen Menschen die gleichen, ist allerdings bereits hier bestreitbar. Es läßt sich der Fall sehr gut denken, daß jemand bei den Klängen eines Straußschen Walzers in Thränen ausbricht, weil er etwa nach diesen Klängen einst mit der verstorbenen Geliebten getanzt hat. Eine ähnliche Correspondance besteht natürlich auch zwischen Wort und Empfindung. Denn die lautlichen Elemente des Wortes „Ehrloser“ geben schlechterdings keine Erklärung dafür, warum es eine so furchtbare Wirkung hervorrufen kann — bei dem, der Deutsch versteht, mag hinzugesetzt werden, damit die Schwäche und Unvollständigkeit dieser angeblichen Entdeckung sofort in die Augen springt. Baudelaire aber kam nun bald zu dem mystischen Aberglauben, daß die ganze Welt voll solcher geheimnisvoller

Correspondances wäre, und daß der Dichter sich ihrer nur zu bemächtigen brauche, wenn er über ganz neue und unerhörte Mittel gebieten wolle, um Empfindungen zu übertragen. Einen ganz besonderen Wert legte er nun noch gar auf die Beziehungen zwischen den Gerüchen und unserem Empfindungsleben. Daß solche bestehen, wird ja niemand bestreiten; der fade Geruch nach verwelkten Blumen und Blättern wird wohl im ganzen auf jedermann in gleicher Weise wirken und viele an Tod und Begräbnis denken lassen. Aber daß es Düfte gebe „frisch wie ein Kinderleib, sanft wie der Klang einer Oboe, grün wie Wiesen, und andere sündhaft oder reich und triumphierend", das ist eine Behauptung Baudelaires, die man nicht ohne bedenkliches Kopfschütteln hinnehmen wird, besonders wenn uns solche Verwechselungen der Sinnesausdrücke als eine Eigentümlichkeit gewisser Geistesgestörten berichtet werden. Baudelaires größter und schier unbegreiflicher Irrtum war nun aber, daß er folgendes gänzlich vergaß: die symbolischen Zeichen, vermittels deren der Dichter unser Gefühlsleben und unsere Vorstellungswelt beeinflussen kann, bleiben wie bisher und so auch in alle Zukunft eben Worte, im besten Fall musikalisch gesprochene, in den meisten Fällen gedruckte Worte, niemals aber Töne, Düfte, Farben. In Wahrheit thut er auch nichts weiter als uns berichten, was bestimmte Gerüche in ihm für Bilder entstehen lassen, und muß dann abwarten, ob wir dem zustimmen.



Ch. Baudelaire

Es mag den Leser zunächst höchlichst überraschen, wird sich aber bei genauerer Betrachtung als begreiflich erweisen, daß es gerade dieser seltsame und anscheinend aussichtslose Einfall Baudelaires war, an den eine neue Richtung anknüpfte und zwar durch Stéphane Mallarmé (1842 bis 1898), Jean-Arthur Rimbaud (1854 bis 1891) und Paul Verlaine (1844 bis 1896). Die beiden Erstgenannten sind oft von der deutschen Kritik, und nicht bloß von ihr, kurzerhand als Aufschneider oder Irrsinnige abgethan worden, und man muß zugeben, daß Anlaß genug dazu vorlag. Der bedauernswerte Verlaine ist ein so vielgestaltiger Proteus, daß es nur schwer gelingen will, ihm beizukommen, doch bestreitet man ihm nicht die dichterische Begabung. Versuchen wir den beiden anderen vom historischen Standpunkt aus gerecht zu werden und darzuthun, wie viel oder wie wenig sie dazu beigetragen haben, die französische Lyrik in neue Bahnen zu lenken.

Stéphane Mallarmé ist ein bescheidener, weltfremder Mensch mit einem starken Unabhängigkeitssinn gewesen, dessen Tugenden als liebenswürdiger Gastgeber und getreuer Freund durch zahllose Zeugnisse von Männern mit klangvollen Namen außer Zweifel gesetzt sind. Er hat sein Leben als Lehrer der englischen Sprache in bescheidenster Weise gefristet, zufrieden, seinen Träumen leben zu können. Er war ein großer Musikfreund, und bezeichnenderweise war es besonders Richard Wagner, der ihn ansprach.

Da konnte man ihn denn fast regelmäßig in den Concerts Lamoureux sitzen sehen, wie er andächtig den Klängen nicht nur lauschte, sondern auch mit dem Bleistift auf dem Papier nachzugehen suchte. Das war das Gesunde in seiner Theorie, daß er das musikalische Element in der Sprache betont wissen wollte, und das sein Hauptirrtum, daß er durch Worte auszudrücken versuchte, was eben nur Polyhymnia auszusprechen vermag. An ihm würde Lessing haben beobachten können, was sein ohne Hände geborener Raffael geworden wäre: ein unglücklicher Maler ohne Bilder. Mallarmé, kann man fast sagen, war ein Dichter ohne Gedichte. Denn das Wenige, was er zu Papier gebracht hat, ist nicht bedeutend, ist aber vor allen Dingen keine Nutzanwendung überzeugender Kraft seiner eigenen Theorien, und die große Dichtung, an der er angeblich gearbeitet hat, ist durch seinen raschen und unerwarteten Tod vorzeitig abgebrochen worden. Ihm hat etwas vorgeschwebt, was das Widerspiel zu Wagners Musik geworden wäre. Kann diese nur von einem Nachdenkenden vollständig genossen werden, so wollte Mallarmé eine Poesie, die in ihrer ganzen Tiefe nur durch Beihilfe des musikalischen Gefühles erfaßt werden könnte. Man muß sich nur vorzustellen suchen, was man von Wagner halten würde, wenn er in Mallarmés Alter, d. h. vor Vollendung seiner großen charakteristischen Schöpfungen, gestorben wäre, dann wird man gegen Mallarmé nicht ungerecht sein können, und dann mag man auch gern zugeben, daß er etwas Unmögliches gewollt, wozu keine Begabung, geschweige denn die seine, ausgereicht hätte. Genug, daß der gegebene Anstoß, das musikalische Element in der Poesie zu betonen, ja zum formenbildenden Grundprincip zu machen, in einer Weise fortgewirkt hat, die wir gleich zu betrachten haben werden.

Vorher muß aber der Vollständigkeit wegen noch eins eingefügt werden. Jedermann, auch wenn er nicht als Librettodichter oder Komponist thätig gewesen ist, weiß, daß bestimmte Beziehungen zwischen dem Charakter eines Tonstückes und den Vokalen seines Textes bestehen. Mallarmé hat nun den unglücklichen Gedanken gehabt, Gleichungen



Paul Verlaine.

in Baudelaires Manier aufzustellen, deren eine beispielsweise lautet: J = blau = Violine = Leidenschaft, Gebet. Diese an sich schon sehr bedenklichen Behauptungen sind nun erst recht in Mißkredit geraten dadurch, daß Rimbaud in einem berüchtigt gewordenen Sonett ähnliche Gleichungen gegeben hat, die aber mit denen des „Meisters“ nicht übereinstimmten. Er behauptet z. B.: J = Purpur, Blut, Lachen. Wie weit es Rimbaud mit diesem Sonett Ernst gewesen ist, weiß man nicht. Des Mannes ganze Art schließt nicht aus, daß es nur ein schlechter Scherz gewesen sei. Aber die Scharen der Anhänger der neuen Richtung, wie fast noch mehr deren Feinde, stritten um diese Aufstellungen wie um ein Schlachtpanier. Damit war aber die ganze Bewegung auf eine falsche Bahn geraten. Rimbaud war überhaupt kein Dichter von irgend welchem Wert. Hat er eine nennenswerte Gabe besessen, dann ist sie ihm in seinem wüsten und wilden Leben abhanden gekommen und hat über seine erste Jugend hinaus, in der wir bekanntlich alle „singen“, nicht vorgehalten.

Die mannigfachen Seltsamkeiten dieser sich um Mallarmé und Rimbaud scharenden

Schule, ihre geringe Produktivität, die sittliche Brüchigkeit mehrerer ihrer Mitglieder, die sonderbare Ziererei, mit der sie sich den Namen der Décadents, der Verfallenden, oder der „Fluchbeladenen", der Maudits poètes, beilegten, all dies wirkte zusammen, um die neue Richtung in Verruf zu bringen, und es bedurfte erst klarer und faßbarer Neuerungen und vor allen Dingen wirklicher dichterischer Talente, um allgemein den Eindruck zu erwecken, daß thatsächlich eine neue Epoche für die Lyrik angebrochen sei.

Dies trat etwa um das Jahr 1885 ein. Die neue Schar nannte sich die Symbolisten. Aber das Bedeutungsvolle an ihnen war nicht das, was augenscheinlich in dieser Bezeichnung zum Ausdruck kommen sollte. Denn man kann, wenn man sich noch so redlich bemüht, nicht entdecken, inwiefern es eine Neuerung bedeuten soll, daß der Lyriker sich zur Erreichung seines Zweckes der Symbole bedient. Das hat vielmehr die Lyrik aller Zeiten gethan und thun müssen, da es einen Weg der Gefühlsübertragung mit anderen Mitteln nicht giebt. Verständlicher wird die Sache schon, wenn man berücksichtigt, daß mit Symbolismus ein Gegensatz zu dem die ganze Kunst der vorangehenden Jahre beherrschenden Naturalismus ausgedrückt werden sollte. Der Naturalismus trat ja in der Litteratur mit der Behauptung auf, das Leben schildern zu können, wie es wirklich sei, wenn er natürlich in Wahrheit auch nichts anderes als eine Auffassung der Vorgänge, seine Auffassung nämlich, vorzutragen vermochte. Nahm man aber seine Behauptung so ernst, wie es von seinen Anhängern geschah, so bedeutete Symbolismus das Streben, nicht die Dinge, sondern den in ihnen liegenden, weil von uns hineingelegten, tieferen und ewigen Sinn geben zu wollen. „Statt zu beschreiben, wollte man suggerieren," erklärt uns ein Anhänger der jüngsten Richtung. Damit ließe sich eher ein Gegensatz zu den Parnassiern aufstellen. Ein Beispiel zeigt aber sofort, daß die Dichtkunst, auch wenn sie suggerieren will, dennoch der Beschreibung nicht entbehren kann und nur statt der unmittelbaren die mittelbare einsetzt. Wenn Fernand Gregh, einer der talentvollsten unter den Jüngsten, die tiefe, lebensmüde Schwermut, die ihn erfüllt, auf den Leser übertragen will, so schildert er nicht diese, sondern die Abenddämmerung:

> Kein Laut ringsum das tiefe Schweigen stört,
> Die Abenddämmrung jede Form verwischt,
> Es ist so still, daß man die Stille hört
> Und jede Farbe scheu in Grau verlischt.
>
> Es ist, als wenn das Leben stille stand
> Und in Vergessenheit versunken träumt
> Und Atem holet an des Weges Rand,
> Wie auf der Höhe wohl der Wandrer säumt.
>
> Es wallt durchs Zimmer welker Blumen Duft
> Wie einer müden Seele Sterbehauch.
> Ein letzter Sonnenstrahl durchirrt die Luft
> Und küßt die Blumen und erstirbt dann auch.
>
> Gleichgültig hämmert leiser Pendelschlag
> Mit unerbittlich ebenmäß'gem Klang
> Den Sarg, in dem gebettet liegt der Tag
> Und was er brachte in der Stunden Gang.
>
> Am schweren Vorhang ist das Rot verglüht,
> Das ich noch eben matt und blaß sah schimmern,
> Es ist, als wäre alles sterbensmüd
> Und durch die Schatten kläng ein leises Wimmern.

Die welkenden Blumen, die verlöschenden Farben, die verschwimmenden Formen, der leise Pendelschlag in der tiefen Stille sind dem Dichter allerdings nur ein Symbol, das er nicht um seiner selbst willen schildert, sondern weil er seine Stimmung uns durch diese Schilderung suggerieren, gleichsam durch ein Zaubermittel in uns einschmuggeln kann. Wir Deutschen sind geneigt, zu fragen, wann jemals anders verfahren worden wäre. Aber die Parnassier verfuhren allerdings anders. Sie schilderten eine Statue beispielsweise nicht, um uns eine Empfindung zu suggerieren, sondern eben nur, um in uns das Bild dieser Statue zu erzeugen, und dagegen wendeten sich die Symbolisten.

Der Wunsch, in dieser Kunst bis an die Grenze des Möglichen zu gehen, führte sie zu jenen Übertreibungen, die allgemeiner bekannt wurden als ihre maßvolleren Leistungen und sie dem Gespött preisgaben. Sie stammelten Verse, hinter denen sich angeblich etwas verbarg, das aber nur dem Dichter selbst bekannt war und vielleicht nicht einmal diesem, sie warfen Worte, ja Wörter zusammenhanglos hin, aus denen eine angestrengte Arbeit des Hörers dann selber ein Gedicht bilden mochte, sie wurden völlig unverständlich wie eine Pythia und hielten das für die Aufgabe des Dichters.

Ein allgemeines Kennzeichen der modernen französischen Lyrik, eine Neuerung, an der

bereits die Décadents in weit höherem Grade denn die Symbolistes gearbeitet haben, ist die Auflehnung gegen die klassischen Regeln über Vers und Reim. Es wäre eine sehr irrige Auffassung, wenn wir, veranlaßt durch die in unserer Dichtung auf diesem Gebiete vorliegenden Verhältnisse, den Kampf um die Anerkennung einer neuen Prosodie gering anschlagen wollten. Ist er an sich schon lehrreich genug, wenn man nur seine Bedeutung innerhalb der Entwickelung der französischen Lyrik berücksichtigt, so müssen wir seinem Ausgange auch noch deshalb mit besonderer Teilnahme entgegensehen, weil durch diese Neuerungen die französische Lyrik auch in ihrer Form unserem Geschmack und damit unserem Verständnis näher rückt. Es wird unter den Lesern dieser Ausführungen wohl nur verschwindend wenige geben, die nicht ohne weiteres einräumen, daß der klassische französische Alexandriner in seiner strengen Form ihnen seine angeblichen Schönheiten nie hat offenbaren wollen. Unsere männliche Jugend, die auf dem Gymnasium Gelegenheit hat, den tragischen Trimeter der Griechen, den Vers Shakespeares, die Rhythmen der Horazischen Oden, die Hexameter Homers und Vergils, die bewegten Chorgesänge der griechischen Tragiker und den alles übertreffenden rhythmischen Reichtum der deutschen Sprache mit dem französischen Verse zu vergleichen, schwankt keinen Augenblick, wem sie den letzten Platz zuweisen soll, sobald man ihr Urteil herausfordert. Der Alexandriner ist aber nur ein Musterbeispiel dafür, in welch engherzige Regeln die klassische Zeit den Vers überhaupt eingeschlossen hatte. Seit dem dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts ist nun aber um eine Befreiung von diesen Regeln gekämpft worden. Die Romantiker, voran ihr Führer Victor Hugo, hatten zuerst die unaussprechliche Keckheit, zu fragen, worauf denn diese Regeln begründet wären, und, als eine befriedigende Antwort ausblieb, ihre Aufhebung zu verkünden. Es war thatsächlich ein großes Wagnis, und der gewaltige Lärm, der darob entstand, ist aller Achtung wert. Setzt er doch voraus, daß weite Kreise an der mustergültigen Handhabung der Sprache, als des wertvollsten Besitzes des Volkes, lebhaften Anteil nahmen. Waren nun aber schon die Forderungen der Romantiker nicht allzu weit gehende, so haben sie ferner von der errungenen Freiheit keinen übermäßigen Gebrauch gemacht, und die sie in der Lyrik ablösenden Parnassier kehrten im ganzen wieder zu dem klassischen Regelzwang zurück, wenn sie auch die von Victor Hugo gebrachte Förderung in manchen Punkten anerkannten. Als echte Reaktionäre hätten sie aber am liebsten jede Neuerung für alle Zukunft hinaus für unzulässig erklärt. Spricht es doch einer der ihrigen unumwunden aus, daß eine Weiterbildung des Verses künftighin unmöglich sei: „Die Verskunst hat, nach dem wichtigen Beitrag, den sie dem Genius Victor Hugos verdankt, ihre Vollendung erreicht und alle in ihrer Natur begründet liegenden Fortschritte erschöpft.“ Die jüngste Generation war an-



Stéphane Mallarmé.

derer Meinung. Dem demokratischen Zuge der Zeit folgend, verlangte sie Befreiung des Verses und legte sich als Ruhmestitel den Namen der Vers-libristes, der „Freiversler“, bei.

Worin besteht nun der Vers libre? Es ist hier selbstverständlich nicht der Ort für eine in die Einzelheiten gehende Beantwortung dieser Frage, doch einige Punkte müssen Erwähnung finden. Die klassische Regel gegen die Begegnung zweier Vokale erlaubte zwar Wörter wie créature, verbot aber die Anwendung von tu as oder von il y a im Verse. Man verlangte, daß der Reim nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge vorhanden sei, verbot also humain mit hymen zu reimen oder mur mit murmure. Mit dem Versende mußte auch, wenige Fälle ausgenommen, ein Abschnitt des Sinnes zusammenfallen. Mit diesen und ähnlichen Regeln wurde aufgeräumt. Man reimt nunmehr piège mit neige oder enfin mit faim, bricht den Satz durch den Reim auseinander: Des chevaliers qui sont partis — dès longtemps und scheut keinen Hiatus. Aber dies ist nur die negative Seite des Unterfangens von Dichtern wie Gustave Kahn oder Jules Laforgue, die hier als die Vorkämpfer zu betrachten sind; ihre positiven Neuerungen waren wichtiger. Sie bestanden vor allen Dingen in dem Betonen des musikalischen Elementes der Sprache: gut ist der Vers, der gut klingt, mag er nun so viel Silben zählen, wie er will. Darin wirkte, wie man sieht, Stéphane Mallarmés Theorie nach. Eine Folge war, daß man für die Schönheit der Form mancherlei Mittel dienstbar zu machen suchte, die das Volkslied seit allen Zeiten anwendet: z. B. die Alliteration und die Assonanz. Hierfür ist besonders Stuart Merrill zu nennen, bei dem gewiß ins Gewicht fällt, daß er (1863) in Hempstead bei New-York geboren und zum Teil auch drüben erzogen worden ist:

Seul à *mi-mort*, un rossignol de nuit
*M*odule en *m*al d'a*m*our sa *m*olle *m*élodie.

Endlich aber brach man vollständig mit der schon lange angefochtenen Theorie, daß die Silben eines Verses nur gezählt, nicht gewogen zu werden brauchten, mit anderen Worten: indem man in dem gesetzmäßigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben das den Vers von der Prosa unterscheidende Merkmal erblickte, erklärte man sich, soweit die Verschiedenheit der Sprachen natürlich überhaupt dies zuläßt, für dasselbe Princip, das wir im Deutschen befolgen. Auch hier sieht man das Wirken der Forderung Mallarmés: „De la musique avant toute chose!“ —

Wenn nunmehr der Versuch gemacht werden soll, einige Gestalten aus der jüngsten Dichtergeneration mit ihren Werken etwas eingehender zu schildern, so ist es unerläßlich, die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens ehrlich einzugestehen. Wirklich kennen lernen kann man ja einen Dichter nur, wenn man ihn in der eigenen Sprache liest; schon die Übersetzung ist ein Notbehelf, und von lyrischen Dichtungen nur berichten, ist nicht viel anders als statt der Aufführung einer Oper nur die Partitur zum Lesen anbieten. Es kommt noch hinzu, daß mindestens für den Deutschen die Masse der Jüngsten eine die Charakterisierung des einzelnen wenig fördernde Familienähnlichkeit aufweist. Nur wenige heben sich deutlicher von den übrigen ab. Endlich muß ein Bericht über diesen Litteraturzweig nach zwei Richtungen hin notgedrungen unvollständig bleiben. Einmal können die Neuprovençalen, Frederi Mistral und Genossen, die vollkommen abseits von der eigentlich französischen Dichtung stehen, darum keine Behandlung hier finden, weil sie wegen ihrer Eigenart und ihrer Bedeutung eine gesonderte, weiter ausholende Darstellung erfordern.* Mit ihnen scheiden ähnliche Sonderschulen in anderen Provinzen, beispielsweise in der Bretagne, aus unserer Betrachtung aus. Zweitens steht die Volksdichtung auf einem eigenen Blatte, und zwar aus ähnlichen Gründen. Auch ihr Leben scheint reicher, als man gemeinhin ahnt. Doch liegt es schon in ihrer Natur, daß sie sich nicht so willig dem Studium darbietet.

Unter dieser Einschränkung kann man nun sagen, daß die ganze jüngste Generation von einer trüben, weichmütigen Stimmung beherrscht ist, die das Leben der Welt mit

* Mistral haben die „Monatshefte“ im Augustheft 1900 in einem eigenen Aufsatz behandelt.

einer schwächlichen Thatenunlust betrachtet und sich, dem Narziß gleich, mit besonderer Vorliebe in die Beobachtung des eigenen Seelenlebens versenkt. Mannhafte Anläufe, diese Stimmung zu überwinden, sind wohl vorhanden, aber nicht immer macht es den Eindruck, als ob den zur Ermannung auffordernden Worten auch Thaten folgen werden. Stehen doch schon die wenigsten mitten im thätigen Leben, und erscheinen die socialen Verhältnisse der Republik den meisten von ihnen in einem Lichte, daß vornehm gesonnene Naturen sich schaudernd von ihnen abwenden müssen. Sie suchen sich denn in ihre Träume einzuspinnen, denen Schönheit und hoher Flug nicht abzusprechen ist.

So war der im August 1900 im Alter von noch nicht zweiundvierzig Jahren verstorbene Albert Samain solch eine zarte, stille, weltabgewandte Natur. In einem sogenannten „freien Sonett", das durch Hinzufügung einer dritten Terzine die alte strenge Form überschreitet, nennt er seine Kindheit eine Gefangenschaft, verbracht zwischen den Steinhaufen und den rauchenden Schloten einer Stadt — er war in Lille geboren —, wo er die Augen schließen mußte, „wenn er Gärten sehen wollte". Später lebte er dann in einem kleinen Orte nahe bei Versailles und liebte es, in den verlassenen Gärten von einer vergangenen Pracht zu träumen und die Schwermut dieser Träume in Verse zu fassen. Und wie ihm ein anerkennender Preis der Akademie 1893 eine Reise nach Venedig und in die Pyrenäen ermöglicht, ist es wieder die versunkene Welt, deren Erinnerung ihn in Traumbildern umspielt. Die Gegenwart vermag ihn nicht dauernd zu fesseln. Er liebt den Zauber der Abenddämmerung, aber nur weil er zum Träumen und Vergessen einladet. Gern versetzt er sich in die griechische Welt zurück, so wie er sie sich vorstellt, und schildert ein schlichtes Leben in klassischer Einfachheit. „Ach, hier leben, zwischen der Unschuld der Dinge, der Mutter Erde nah und fern von den düsteren Gesetzen."

Als er nach den Pyrenäen reiste, besuchte er seine „Schwesterseele" Francis Jammes, der ein ähnlich bescheidenes Leben mit ähnlichen Träumen zu verschönen sucht. Jammes ist 1868 geboren und genießt auch in den Kreisen seiner Alters- und Gesinnungsgenossen ein großes Ansehen. An Zartheit und Schüchternheit des Empfindens steht er Samain sehr nahe, ebenso durch eine pantheistische Frömmigkeit. Beide leiden an dem Mangel, daß sie eigentlich nur eine Tonart anzuschlagen verstehen, die auf die Dauer ermüdet. Samain zeigt eine größere Kunst in der Komposition, wie er denn auch die zu großer Präcision zwingende Form des Sonetts nicht scheut. Bei Jammes reihen sich Bilder und Gedanken ohne erkenntliche innere Verbindung aneinander, und sein Streben nach Einfachheit des Ausdruckes und Verachtung des alten Versbaues führen ihn manches Mal zu völliger Prosa. Wer sollte das Folgende, das zur allgemeinen Kennzeichnung dieser Anarchie der Form dienen mag, noch für Verse halten, wenn die Zeilen nicht gebrochen werden: „Il va neiger dans quelques jours. Je me souviens de l'an dernier. Je me souviens de mes tristesses du coin du feu. Si l'on m'avait demandé: qu'est-ce? J'aurais dit: laissez-moi tranquille. Ce n'est rien."

Leise Abtönungen sind es nur, welche die einzelnen Dichter der zu Francis Jammes gehörigen Gruppe voneinander unterscheiden. In Charles Guérin, geboren 1873 zu Luneville, tritt uns eine Gestalt entgegen, die mehr als die beiden vorangehenden geeignet sein wird, allgemeinere Sympathien zu erwecken. Freilich werden wir auch seine Gedichtsammlungen meist nur in den ganz stillen Stunden des Lebens öffnen, in denen wir nach dem weichen Hauche Verlangen tragen, den Abenddämmerung und Herbst, das Scheiden von Licht und Sommer über unsere Seelen gießt, wo wir empfänglich sind für den Schmerz über das Sterben und Vergehen alles Seienden, oder wo eine kunstvolle Schilderung der dörflichen Stille und der Einfachheit des Landlebens in uns sanfte Erinnerungen aufsteigen lassen darf. Aber es sind doch nicht nur solche Klänge zu finden; schöne Stellen begegnen, in denen der Dichter sich zuschwört, mutig den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens aufzunehmen. Vor allem aber verfügt er in hohem Grade über die Kunst, seine Gedanken

in ein je nach ihrer Beschaffenheit großartiges oder liebliches Bild zu kleiden, das dem Leser im Gedächtnis haften bleibt. Er



Charles Guérin

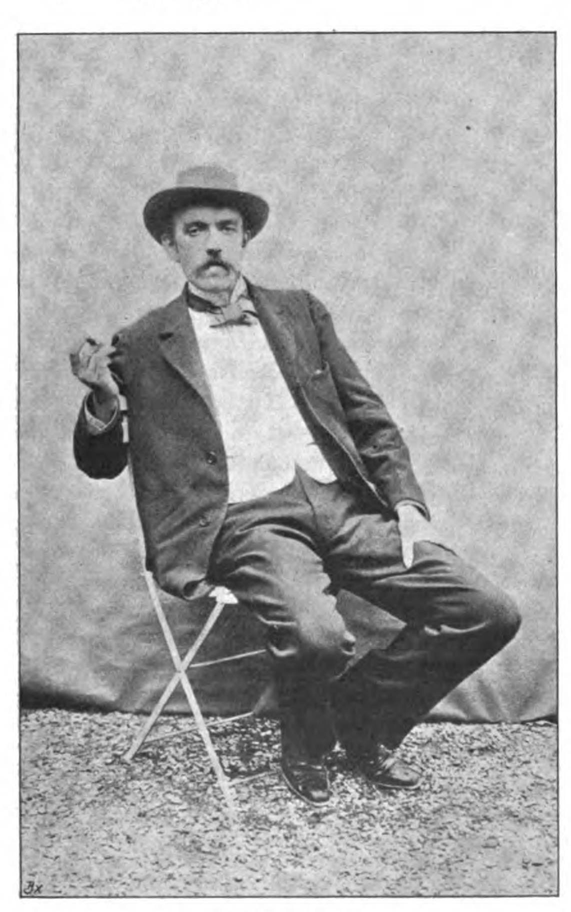
wandelt mit der Geliebten im Garten und sieht ein eifriges Bienchen in den Kelch einer Glockenblume tauchen. Schnell greift er zu und schließt das duftende Gefängnis über der Honigsucherin, dann wendet er sich zu der Geliebten: so ist auch er eines Tages, ohne Gefahr zu ahnen, in ihr Herz gedrungen, und seine Seele singt nun berauscht ihre Lieder. Oder wenn er traurig zusieht, wie ein Blatt nach dem anderen herabflattert, so tröstet ihn der Gedanke, daß jedes fallende Blatt ein Stückchen Himmel mehr enthüllt:

> Chaque feuille morte qui tombe
> Nous découvre un peu plus de ciel;
> Quand l'amour descend vers sa tombe,
> On voit mieux le jour éternel.

Die junge Generation selbst nennt als einen der bedeutendsten aus ihren Reihen Henri de Régnier, der 1864 geboren ist. Mit den Parnassiern verknüpfen ihn Familienbeziehungen, und Leconte de Lisle sah ihn oft als Gast an seinen poetischen Sonnabenden. Gehörte er auch zu dem engeren Kreise von Stéphane Mallarmé, so brachte er andererseits dem formvollendeten Léon Dierx (geb. 1838) seine Huldigungen dar. So halten sich denn auch seine Dichtungen frei von liederlicher oder aus Unfähigkeit entspringender Mißachtung der Form und von gezierten Unverständlichkeiten des Inhaltes. Er versteht und liebt es, ein Sonett zu bauen und einen Gedanken so abzuklären, daß er sich anscheinend zwanglos in diese Form fügt. Auch in der Handhabung des freien Verses zeigt er Maß und Geschmack. So verweilt er auch durchaus nicht bei der Betrachtung oder Schilderung des eigenen Ich oder weiß es wenigstens zu einem allgemeinen zu erweitern. Zu dem besten, was er geschaffen hat, gehört das Gedicht „Die Vase". In einem Garten, der sich frei in eine Landschaft öffnet, wie sie Böcklin gemalt hätte, steht ein Bildhauer und schlägt mit hoch geschwungenem Hammer eine schlanke Vase aus dem Marmorblock. Wie sie aber in ihrer äußeren Form vollendet dasteht und er nunmehr daran gehen sollte, ihre Oberfläche zu glätten und zu polieren, sinken ihm die Hände. Müßig sitzt er tagelang und betrachtet sie, unruhig bei dem geringsten Geräusch sich umschauend, als warte er auf irgend etwas Geheimnisvolles. Das Wasser der Quelle rieselt, die reifen Früchte fallen von den Ästen mit dumpfem Klange zu Boden, von fernher wallt ein süßer Duft, und Flöten klingen. Dann erscheint ein tanzender Faun zwischen den Blättern, ein Centaur durchschwimmt den Fluß, nackte Frauengestalten mit Ährenbündeln und Körben schreiten fern, ganz fern über die Wiese. Dann aber kommt der Tag, wo sich das einzeln Geschaute zu einem Gesamtbilde vereint. Lauter rauscht die Quelle, aus dem Rohr schwebt ein Nymphenreigen hervor, in Scharen stürmen die Centauren heran, Faun und Satyr finden sich ein, und in wundervollem Leben umbraust diese Schar voll urwüchsiger Kraft und Schönheit den Künstler. Er aber hat wieder Hammer und Meißel ergriffen; der bacchantische Taumel lockt ihn nicht in seine Wirbel hinein: ernst, mit verhaltenem Atem schafft er nach, was er sieht. Und wie mit dem sinkenden Abend die laute Schar in der Ferne verschwindet und ihr Lärm in feierlicher Stille verhallt, hat der Künstler sein Werk vollendet, und

die hohe Spannung des Schaffens löst sich in Thränen.

Neben den bisher Genannten ist nun noch eine große Schar Lyriker am Werk, deren Namen von den die Entwickelung der neuesten Litteratur berufsmäßig beobachtenden französischen Kritikern mit Achtung genannt werden, ohne daß man im stande ist, jenes innerliche Verhältnis zu ihnen zu gewinnen, das den Leser und den Lyriker verbinden soll. Wenn irgendwo, dann wird man wohl bei der subjektivsten Dichtungsgattung sich von einem solchen, allerdings subjektiven Gefühl leiten lassen dürfen und müssen. Durchaus kalt und fremd stehen wir einem Paul Fort (geb. 1872) gegenüber, der angeblich in seinen „Französischen Balladen“ einen zwischen Poesie und Prosa stehenden neuen Stil geschaffen haben soll. Er läßt seine Zwittergeschöpfe gleich als Prosa drucken, und die irgendwo und irgendwie dennoch auftretenden Reime wirken nunmehr nur noch als ganz unerwartete Hindernisse, über die der Leser stolpert. Hinter seinen geheimnisvollen Redewendungen steckt selten etwas, über das nachzugrübeln lohnt: „Laß den ganzen Himmel in deinen dunklen Augen Wahrheit werden, und dein Schweigen vermische mit dem Schatten der Erden: macht dein Leben nicht einen Schatten auf ihren Schatten, so sind deine Augen und ihr Tau die Spiegel der Sphären.“ Bei solch tiefsinnigen und erschütternden Wahrheiten denkt man an das, was der als Vorkämpfer für den freien Vers genannte Laforgue einmal sagt: „Man möchte sich Dinge zuraunen, über die man in Verzückung geraten könnte — man möchte das Schweigen zur Ader lassen.“ Ja, man möchte das, aber man kann es nicht. Wem fällt da nicht der köstliche Dichter d'Argenton aus Alphonse Daudets Roman „Jack“ ein? Er möchte auch einen bedeutenden Roman schreiben und diktiert seiner andächtig lauschenden Charlotte den Anfang: „In einem jener weltfremden Thäler der Pyrenäen ...“ Aber dann verläßt ihn der Geist, ihm fällt weiter nichts ein, und er stürmt aus dem Zimmer mit den Worten: „Entschieden, ich habe zu viel gearbeitet.“ Gewiß wäre es noch möglich, aus der großen, hier nicht genannten Schar diesen oder jenen anzuführen, dem einmal ein Gedicht gelungen ist, nicht aber einen wirklichen Dichter. Diesen Namen verdient nur noch einer, und seine Werke — es sind nur zwei nicht sehr umfangreiche Sammlungen — können auch dem deutschen Leser zur Anschaffung warm empfohlen werden; wer sie einmal in die Hand genommen hat, wird immer wieder nach ihnen greifen und jedesmal neue Schönheiten in ihnen entdecken.



Henri de Régnier.

Es ist dies Fernand Gregh, von dem ein Gedicht „Abenddämmerung“ bereits oben mitgeteilt wurde. Er stammt aus einer Pariser Familie und ist 1873 geboren. Seine

erste Gedichtsammlung, für die er von der Akademie mit einem Preise ausgezeichnet wurde, ließ er als Dreiundzwanzigjähriger erscheinen. Er nannte sie „La maison de l'enfance“. Was dieser Titel bedeutet, mag er uns selbst sagen:

Ich wohnte einst in einem Haus des Glückes,
In Traumestagen, vor des Lebens Ernst.
Von Rosen war es zauberhaft besponnen,
In deren Ranken froh die Vögel lärmten.
Von Blumen war die Treppe überwuchert,
Die Fenster spiegelten des Himmels Blau.
Es träumte rings ein Park voll Götterbilder,
In seinen Becken schlief des Springquells Strahl.
Vom Grase überwachsen, schlängelten
Die Wege sich wie zwischen Blätterufern,
Und in den grünen Wogen zogen weiß
Die Lilien, rot die Rosen ihre Furchen.
Und meine Seele glich dem stillen Garten,
Auch voller Blüten, Vogelsang, Geheimnis.
Des Parkes Schlüssel war mir einst entglitten —
An einem Abend war's — und lag nun tief,
Tief in dem Teich — und ich war ein Gefangner.
Ich — und ein andres Kind, schön wie ein Weib,
So schön, daß ich in ihr die eigne Seele,
Die schöpfungsfrische noch, zu lieben meinte.
Doch weh! Ich küßte sie, ich liebte sie,
An einem Julitag umfing ich sie.
Es trieb ein heißer Wind die Himmelswolken,
Und unsre Lippen waren kühl und nackt,
Und in dem Glutenhauch der Sommerlüfte
Schwirrte es rings im Wald von Bienenflügeln.
Uns deuchte, in ein tiefes Meer zu sinken —
Und dann — dann kam ein Augenblick, wo wir
Allein uns wußten in der weiten Welt.
— Als wir erwachten dann — mußten wir weinen,
Denn unsrer Seele Reinheit war gestorben,
Und — neben uns im Schatten war ein Thor,
Der Schlüssel steckte in dem rost'gen Schloß,
Mißtönig kreischend ging die Pforte auf,
Und weinend sagten wir uns Lebewohl
Auf immerdar.
Nie seit jenem Julitag
Sah ich das schöne Kind, das ich so liebte.
Und seitdem zieh ich traurig meine Straße,
Ich, der ich einst der Kindheit Haus bewohnte.

Dieses wehmütige Thema wird nun in vielen Gedichten der Sammlung variiert, und wenn man auch zugeben muß, daß diese vielen Melodien in Moll etwas Eintöniges haben, so sind sie doch, jede für sich genommen, schön und zart, und Lyrik kann und soll man ja auch nicht bandweise hintereinander genießen. Wie außerordentlich zart Gregh sein kann, mag wenigstens noch ein Beispiel zeigen:

Liebeserwachen.

Es streifte leicht mein Haar an ihre Wangen,
Und furchtsam fanden unsre Hände sich —
Und plötzlich unsre Seelen überschlich
Ein seltsames Gemisch von Glück und Bangen.
Warum? Wovor? Wir wußten's selber nicht.
In tiefem Schweigen jählings wir verstummten.
Nur im Holunder leis die Bienen summten,
Ein goldner Ton im grünen, warmen Licht.

Und unsre Lippen regten sich, zu flüstern
Uralte Worte, die mit leisem Fächeln
Der Wind verhauchte im Gezweig der Rüstern.
Ein Wiederhall in unsrer Brust erscholl,
Von Herz zu Lippe heiß es aufwärts quoll,
Und — auf den Lippen ward es nur ein Lächeln.

Unter seinen Liebesgedichten sind einige von entzückender Anmut:

Lieb ich dich denn, oder lieb ich dich nicht?
Weiß ich es denn, oder weiß ich es nicht?
Eins nur weiß ich: Du bist mir genaht
Schwebenden Schrittes, leise und licht,
Und es folgte das Glück deinem Pfad.

Lautlos folgte das Glück deinem Pfad,
Treulich hinter dir haltend sich dicht,
Und schon hatte es mir sich genaht,
Als ich's noch suchte im Dämmerlicht,
Wo sich verliert der irrende Pfad.

Eins nur weiß ich: mein Leben hat
Neu empfangen köstliche Saat,
Daß mir die Thrän' aus dem Auge bricht.
Warum zweifeln, daß früh und spat
Unersättlich dein Mund nur spricht:
„Liebst du mich denn, oder liebst du mich nicht?“

Schon in der ersten Sammlung kündigte sich neben dem Dichter auch der Denker an. In den drei Jahren, die bis zur Herausgabe der zweiten „La beauté de vivre“ vergingen, ist dieser Denker erstarkt und tritt nunmehr in den Vordergrund. „Er hat,“ so sagt das Vorwort, „nicht immer die Freude des Lebens empfunden, er hat aber stets seine Schönheit gefühlt. Es hat ihm geschienen, daß das Leben, das nicht immer etwas Gutes war, in jedem Fall etwas Schönes war — und daß man vielleicht gerade darum hoffen könnte, daß es am Ende der Dinge auch auf ein Gutes hinausgehe.“ Jetzt sieht er seine Aufgabe klar vor Augen:

Wie viele Nächte hast du schon durchwacht,
Hast dich berauscht an deinen Hirngespinsten
Und hast geschrieben — Worte, Worte, Worte!
Du Thor! Was legst du dich nicht lieber nieder
Und schläfst dich satt, daß morgen, neugestärkt
Und fieberfrei, du magst das frische Leben
Wie eine köstlich reife Frucht genießen?
Ich seh es schon, du willst auch diese Nacht
Durchwachen, über Raum und Zeit entrückt,
Und dann am bleichen Morgen fröstelnd schaudern
Und einen ganzen Lebenstag verlieren! —
Ein Dichter! Dieses Namens Ruhmesrauschen
Füllt uns mit heißem Drang, uns hinzuopfern.
Doch nein! Wir sollen über das Geschick
Nicht klagen, das zu teil uns wurde. Denn
Wir sind nicht Opfer, wir sind die Erwählten.

Und sollt uns unser Schaffen früh verzehren —
Nicht woll'n wir trauern! Ist es denn nicht groß,
Einsam und ungekannt zu sterben, um
Ein wenig Schönheit mehr zurückzulassen
Auf dieser Erde? Und wer weiß! wer weiß,
Ob wir denn sterben? Sterben? Nein, nicht sterben!
Denn nach uns leben all die ew'gen Dinge,
Die wir besungen, und in ihnen wir.
Tot sind wir wohl, doch immer gegenwärtig,
Und nach Jahrtausenden vielleicht pflückt noch
Ein Wanderer am Wegesrand sich Rosen
Und atmet unsre Seele dann aus ihnen,
Und in dem Munde des Geliebten küßt
Ein schönes Kind auch dann noch unsre Lippen.

Wie in den mütterlichen Schoß der Erde
Sich unser Körper löst, so löst dereinst
Sich unsre Seele in der Welten Schönheit,
Und in den Wogen, Wäldern, Winden, Düften
Lebt ewig unsre Seele, und wir Toten
Sind lebender als alle Lebenden.

Wer so von der Ewigkeit des Schönen durchdrungen ist, der befindet sich gewiß auf dem Wege, den ein Dichter gehen soll.

Fernand Gregh ist die geeignetste Gestalt, um den Schluß eines Überblickes über die neueste französische Lyrik zu bilden. Nicht als ob sein Dichten einen Abschluß oder einen Höhepunkt der Entwickelung bedeute. Wer vermöchte das jetzt schon zu beurteilen! Aber er ist der begabteste Vertreter der Generation, die sich bereits im ruhigen Besitze des von Dekadenten und Symbolisten in lärmender Hast Erkämpften fühlt und darum im stande ist, das unkünstlerische Übermaß abzulegen. Seine Verse sind ebensoweit von klassischer Steifheit wie von der schwächlichen Regellosigkeit der „Freiversler" entfernt. Er versteht ihnen eine Musik einzuhauchen, daß sie von selbst zum Gesang werden, wenn man sie zu sprechen versucht, und doch hütet er sich vor dem sinnlosen Gestammel der Dekadenten. Daß die Dinge an sich nichts sind, aber alles werden können, wenn der Dichter ihren Symbolismus zu deuten weiß, ist eine Anschauung, die seinem gesamten Schaffen zu Grunde liegt, ohne daß er in die unverständliche Geheimthuerei der Symbolisten verfällt. Vor allem aber hat er die eine Gabe, die so vielen der Jüngsten versagt ist, die man nicht weiter erklären kann mit menschlichen Worten, weil sie eine göttliche ist, die Midasgabe, daß sich ihm unter seinen Händen auch das Unbedeutende in Dichtergold verwandelt.



Ich bin eine Blume ...

Ich bin eine Blume, erblüht am Lethe,
Und tödliche Stille ist um mich her;
Mein Liebster ist Charon, der düstere Fährmann,
Ihn lockt meine junge Schönheit so sehr.

Schon steh ich am Ufer des großen Schweigens,
Und gleitet sein Nachen nächtens vorbei,
Dann netzen die Wasser des Stroms meine Füße
Und er — er lächelt so eigen dabei.

Er hat mich gezeichnet, nun bin ich einsam —
Ihr Lachen draußen — ich hör es nicht mehr;
Mein Liebster ist Charon, der düstere Fährmann,
Er liebt meine goldenen Haare so sehr.

Hildegard von Hippel.





Das alte Kind

Novelle

von

Luise Glass

Das alte Kind nannten sie die verständigen Leute von Oberbrunn und wußten diesen Spitznamen Fragenden wohl zu begründen. Alt war die Dame, die im geblümten Kleid so behend durch Gassen und Gäßchen lief; nur wenige konnten ihr noch ganz genau nachrechnen, wie alt, aber die blauen Augen in dem Gesicht voll winzig kleiner Knitterfältchen sahen so zutraulich und freundlich in die Welt hinein, wie man's zumeist nur bei Kindern findet, denen das mancherlei Häßliche, was einer im Leben zu sehen bekommt, den klaren Himmel noch nicht getrübt hat.

Früher, als die Altersgenossen der alten Dame noch lebten, wurde sie die Regierungsrätin Kuterow genannt oder die schöne Alwine; jetzt war sie den Erwachsenen das alte Kind und den Kindern die gute Alte.

Denn nie waren ihre Taschen leer, wenn sie von ihrem Hochbrunn hinunter nach Stadt Oberbrunn kam, und ohne Ansehen der Person spendete sie ihre Gaben: da ein Lächeln, dort ein Bildchen — dieser Püppchen, jenem Zuckerwerk. So wurde sie den Kindern ein Stück lebendiges Märchenbuch, wie der Weihnachtsmann und der Osterhase.

Manch kleiner Gast hätte sie wohl auch mit naschhaften Gelüsten und begehrlichen Händen in ihrem Hause aufgesucht, das tief im Grün eines großen Gartens auf dem Hochbrunn lag, aber sobald sie die Schwelle dieses Gartens überschritt, schien ihre Kinderfreundschaft zu Ende zu sein; nahm sie doch nie ein Persönchen ihrer kleinen Kundschaft mit hinüber, lag doch hinter dem Gitter eine Dogge, deren wütendes Gebell jedes schüchterne Kinderherz unerbittlich verscheuchte.

Draußen vor dem Gartenthor stürzte Quellwasser in einen uralten Steintrog, und von Jahr zu Jahr wurden der Nachbarinnen mehr, die dort ihre Eimer füllten. Ehedem war der Hochbrunn eine halbe Wegstunde von den letzten Häusern Oberbrunns entfernt gewesen, jetzt kletterte die Stadt langsam bergauf, aber die Einsamkeit des alten Hauses störte sie nicht.

Ein einziges seiner blanken Fenster blickte wie ein neugieriges Auge durchs Dickicht uralter Bäume und Hecken, so breit dehnte sich ringsum das Gartenland, und beides, Haus und Garten, hatte schon manch einer dem alten Kinde feil zu machen getrachtet. Mit dem Grund und Boden auf dem Hochbrunn hätte sich schon ein Geschäft machen lassen, und da alle guten Leute wußten, was das Geld im Menschenleben bedeutet, so schüttelten die Klugen wohl hier und da ihren Kopf über den altmodischen Eigensinn.

Unbegreiflich war aber auch für die, denen ein liebes, altes Urväterhaus zum Sterben der rechte Platz schien, daß Frau Kuterow die Wiese, jenseits des Gartens, unweigerlich festhielt. Diese Wiese streckte sich thalein bis zu einem lebhaften Flüßchen; jenseits des Flüßchens lag der Bürgergarten, in dem die Oberbrunner gern mal „unter Bäumen" von sich und ihrem Nächsten redeten. Da war denn durch sechs gesegnete Sommerwochen hindurch des alten Kindes Wiese ein liebes Thema, und konnten zwei Stadtkinder einen Fremden erwischen, der noch nichts von dem „Unfug" wußte, dann gab's eine besondere Freude.

Heute saßen ihrer vier am hellen Juniabend zusammen unter den Linden: zwei Oberbrunner, gescheite Leute, ein halb und

ein ganz Fremder. Das Gras stand schnittreif in Blüte, und ein Duft von Segen und Fülle kam über das Flüßchen herüber.

Zuerst war von Geschäften geredet worden und dann vom Deutschen Reiche, wie sich das so schickt; jetzt schwiegen die Männer, den Blick auf den Mond gerichtet, der jenseits der Wiese, groß und rot, zwischen den Bäumen des Stadtwaldes aufstieg. In das Schweigen hinein klang Gelächter eines Kinderhäufchens, das mit dicken Sträußen beladen aus der Wiese brach.

Gleichzeitig kam drüben die Regierungsrätin Kuterow schwebenden Schrittes den Hang herab, lief durch das ellenhohe Gras nach dem Flußrande, wo die Vergißmeinnicht wuchsen, pflückte sich einen dicken Strauß und stand dann in Gras und Tau still, um nach dem Mond zu schauen.

Nebel hoben sich vom Fluß, langsam zogen sie über das blühende Gras hin und sogen sich voll Glanz: die Dame stand mit ihren Vergißmeinnichten und sah zum Himmel auf.

„Die Vandalin da drüben wird sich den Schnupfen holen,“ sagte der Fremde und streichelte sein modisches Schnurrbärtchen. „Übrigens sind ja in diesem Oberbrunn paradiesische Zustände. Wo sonst in aller Welt läßt man die Gottesgabe so von nichtsnutzigen Weiber- und Kinderschuhen verwüsten?“

Einer der Einheimischen, der dem alten Kind die Wiese dreimal hatte feilmachen wollen, schalt freudig mit über sinnlose Vergeudung des Nationalvermögens, die niemals geduldet werden dürfe. „Wer seinen ihm von Gott anvertrauten Besitz verwüstet, statt ihn zu nützen, dem sollte er einfach von Staats wegen enteignet werden.“

Worauf der Jurist lächelnd den Kopf schüttelte. „Immer sachte, verehrtester Beukebusch, nur nicht gleich mit Volldampf. Was verwüstet sie denn? Andere Leute, die so viel haben wie das alte Kind, jagen in einem Monat mehr durch die Gurgel, als die Kuterow an der Wiese verwüstet; sie hat nun mal das Kinder- und Vergißmeinnichtvergnügen. Außerdem braucht sie so wenig für sich und ihre Hausgenossin, daß mancher mäßig Begüterte von ihr lernen könnte.“

„Also Geizdrachen! Um so schlimmer!“ Der Fremde rief es lachend, aber der Groll, den er eben jetzt gegen alle Reichen hegte, verschärfte ihm die Stimme: er spann kostspielige Pläne und konnte kein Geld bekommen.

„Auch Sie schießen mit Kanonenkugeln nach Spatzen,“ fuhr der Jurist behaglich fort, „die alte Dame da drüben, die ja nun endlich nach Hause geht, giebt alles aus, was sie hat, und alles für andere. Früher ist's häufig vorgekommen, daß sie im dritten Monat des Quartals überhaupt nichts mehr für sich selber gehabt hat. Jetzt giebt ihr Sachwalter, auch ein sehr alter, auf Idealismus geeichter Herr — Sie müssen ihn doch näher kennen, Herr von Sellin?“

Der Vierte, der sich bisher mit keinem Wort an dem Gerede über das alte Kind beteiligt hatte, sagte nur: „Justizrat Korn? Ein vorzüglicher Mann!“

Und zufrieden sprach der andere weiter: „Also, dieser Justizrat giebt der Dienerin das Wirtschaftsgeld und nur den Überschuß der Hausfrau — zum Verschenken, lediglich zum Verschenken. Sie wird viel angebettelt, manch liebes Mal hilft sie Unwürdigen, aber sie hat auch schon blutige Thränen getrocknet, und Freude — nun, Freude hat sie im Laufe der Jahre genug bereitet — wenn das etwa unser Lebenszweck sein sollte —“

Fabrikant Beukebusch knarrte etwas durch die Kehle, was so viel heißen konnte wie: mir macht sie keine Freude, im Gegenteil! Der Anblick ihrer ungenutzten Wiese verdarb ihm die Laune. Welch eine Lage! Wasser zur Hand, nahe zum Bahnhof, nahe aufs Land, wo es billige Wohnungen für die Arbeiter gab — er mochte sie gar nicht mehr ansehen, diese Wiese, stand auf und schüttelte sich.

Die anderen brachen mit ihm auf und gingen in die Stadt zurück.

„Nun,“ fragte Beukebusch, als ihnen dort eine Weinstube entgegenleuchtete, „wie ist's mit dem Abendbrot?“

Der Rechtskundige strebte nach Hause, seine Frau wolle ihn auch mal wiedersehen, damit sie sein Gesicht nicht vergesse.

Sellin hatte den Arm des Vierten ergriffen, drückte ihn leicht und lehnte für sich das Abendbrot gleichfalls ab.

Eilig stimmte der Gedrückte bei. „Habe heute noch eine Legion Briefe zu schreiben — ein Pereat den Geschäften, aber sie müssen sein auf unserer mangelhaften Erde.“

Herr Beukebusch bedauerte sehr, er sei des Abends Mensch, „unbedingt und unter allen Umständen.“

„Komm mit auf meine Bude,“ sagte Sellin, als die beiden jungen Männer allein waren. „Wir finden dort den nötigsten Bissen und den unumgänglichen Tropfen — damit man endlich mal reden kann.“

Sellins Bude war behaglich, wenn man ihr auch ein wenig von der chambre garnie anmerkte.

„So, Sallthin, nun setz dich, nun wollen wir die Alten sein: erst an der Wirtstafel, dann in Gesellschaft der beiden Geschäftsmänner — da mußte man ja allezeit vor unbedachten Äußerungen Posten stehen. Nun mal heraus mit dem Historischen deiner letzten Jahre.“ Dabei schob er dem Gast einen Faulenzer hin, stellte Cigarren auf den Tisch und rief nach Bier und Butterbrot.

Die beiden Männer hatten im gleichen Regiment gestanden und ungefähr gleichzeitig den Dienst quittiert. Sellin mußte: es galt das väterliche Gut zu übernehmen, eine Mutter, zwei jüngere Brüder und zwei Schwestern zu versorgen. Hans Bruno Sallthin wollte: man kam zu langsam vorwärts im bunten Rock — auch wünschte er sich amerikanische Freiheit, womöglich mit englischem Reichtum gepaart.

Bisher hatte weder der eine noch der andere Seide gesponnen, und als sie sich am Morgen dieses Junitages ohne alle Vorbereitung vorm Oberbrunner Rathause gegenüber standen, kam beiden zunächst die Lust an, linksum kehrt, dem anderen aus dem Wege zu gehen. Gleich darauf war das überwunden, sie schüttelten sich die Hand und verabredeten, da Sallthin zu geschäftlicher Verhandlung erwartet wurde, ein gemeinsames Mittagsessen.

Ehe Sallthin aber jetzt des Kameraden Frage beantwortete, fragte er selbst: „Was treibst du eigentlich hier? Deine Hufe liegt doch ihre zwei Fahrstunden nach Osten?“

Hans Brand von Sellin zog die Schultern in die Höhe, halb lachend, halb verlegen. „Ja, siehst du, das ging doch nicht so, wie ich dachte. Mutter Erde ist eine geizige, alte Dame geworden und verlangt diplomatische Behandlung, wenn man ihr was Ordentliches abschmeicheln will. Nun, und ich brauche was Ordentliches; also hab ich auf ein Jahr einen zuverlässigen Menschen über Sellhofen gesetzt und mich auf die Oberbrunner Landakademie begeben. Ich hätte das nur gleich thun sollen; aber um eine verflossene Dummheit kein Grämen mehr — dies Jahr thut mir gut — ich fühle Grund unter den Füßen, und im Oktober ziehe ich zu Muttern zurück — anders als dazumal. Du weißt, wie ungern ich vom Regiment ging — heute hab ich beinah Heimweh nach unserem alten Schafstall. Wenn ich bloß auf dem Nachhauseweg einen Goldklumpen fände! Da sollten den guten Freunden und getreuen Nachbarn die Augen übergehen ob der Sellhofener Wirtschaft. Du aber, du Bunter-Rockverächter? Du sprangst mit Juchhei hinein in die civilen Zustände — haben sie ihre Goldfarbe gehalten?“

Sallthin antwortete nicht gleich, er that ein paar starke Züge und dachte: Weshalb bist du eigentlich hierher getrottet, bei dem Fabrikanten säßest du bequemer.

Sallthin hatte allerlei versucht seither und dabei seinen nicht allzu tiefen Erbsäckel nahezu erschöpft. Amerikanische Freiheit ohne Reichtum schien ihm heute nicht allein unersprießlich, sondern überhaupt unmöglich; es gab gar keine Freiheit ohne Geld. Eben in diesen Tagen hatte er beschlossen, zehn Jahre Arbeitsdienstbarkeit einzusetzen für künftige Erfolge — noch hatte er keine aufzuweisen.

Übrigens gehörte Sellin nicht zu denen, die den Erfolglosen sofort für 'nen Dummkopf halten, seinetwegen brauchte man die Phantasie weiter nicht in Unkosten zu stürzen, eine etwas gemilderte Wahrheit that es auch.

Also erzählte Hans Bruno Sallthin dies und das von seinen Versuchen, Mißerfolge mit liebenswürdiger Selbstironie verklärend. „Und jetzt will ich den Beukebusch 'rankriegen,“ endete er seinen knappen Bericht. „Der Beukebusch versteht was, und da ich ihn begreife und durchschaue, kann mir das nichts schaden. Er will bauen — draußen im Vorland will einer Grund und Boden verkaufen —, wenn ich die beiden zusammenkriege, so lohnt's. Beukebusch denkt einen gewandten Mann nach Amerika zu schicken — das wäre mein Fall — das unbequeme Gewissen läßt man zurück, jedes Mittel ist erlaubt, wenn's

zum Zweck verhilft. Dann wird auch der Beukebusch abgeschüttelt. — Genießen kann man auch drüben in der Neuen Welt."

Sallthin streifte gemächlich die Asche von seiner Cigarre und lächelte vor sich hin. Plötzlich sah er auf, dem Kameraden gerade ins Gesicht. „Du denkst, ich sei wie das Bauermädchen, das mit Eiern zu Markte zog und, just im schönsten Luftschlösserbauen, die zerbrechliche Ware auf die Steine warf. Mehr oder weniger gleicht ihm jede Planmacherei, und meine stünde mauersicher, wenn nur der Beukebusch nicht die Grundstücke der alten Dame im Kopfe hätte; gegen die kommt freilich, was ich ihm anbieten kann, nicht auf. Ob ich dort meine Diplomatenkünste spielen lassen könnte? Als Auswärtiger weißt du natürlich nichts Genaues von der wunderlichen Verschwenderin?"

„Ich weiß allerlei von ihr. Wir Sellins gehören halb und halb zu Oberbrunn, haben seit Generationen den Sachwalter hier — und die alte Dame hat auch mich vom ersten Augenblick an beschäftigt."

„Weil einem die Narren allzeit pläsierlicher sind als vernünftige Leute."

„Weniger wegen dem, was närrisch an ihr scheint, als vielmehr wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Bilde, das ich im Nachlaß meines Großvaters fand. Sie sieht heute eigentlich noch genau so aus wie damals — zu Großvaters Zeit —, und erst nachdem mir Justizrat Korn bewiesen hat, daß sie das Original jenes Bildes ist, vermochte ich an diese wunderbare Unveränderlichkeit zu glauben."

„Derbe Fünzigerin," schätzte Sallthin mit sachverständiger Miene ab.

„Über die Achtzig."

„Also kindisch."

„Mir scheint sie im Gegenteil nur noch dasselbe holde Kind zu sein, das sie immer gewesen ist, eine kurze Zeit ihres Lebens ausgenommen, die sie in einer Nervenheilanstalt verbracht haben soll."

„Ach so. Steht wohl unter Kuratel?"

„Nein. Korn sagt, das würde ein Unrecht sein und wäre auch nicht nötig. Ihr Vermögen hat er in Verwahrung, die Zinsen giebt sie aus, die Wirtschafterin macht keine Schulden, und Haus, Garten und Wiese, die ihr vielleicht der oder jener abschwindeln möchte, giebt sie schon selber nicht her."

Sallthin hörte aufmerksam zu; seine Phantasie umkreiste den Besitz der alten Frau, ob nicht doch irgendwo einzudringen sei. „Erzähl mir, was du von ihr weißt," sagte er.

„Erzählen? Eigentlich weiß ich nur Brocken. Mir fiel das Köpfchen auf: die Scheitel so weich und wellig ums Ohr gelegt, die blauen Kinderaugen, das feine, runde Gesicht — ich sah sofort die Miniatur vor mir, die Großvater so über alles wert hielt, daß er bestimmte, sie solle im Grabe auf seinem Herzen ruhen. Zufall oder Absicht verhinderten die Ausführung des Befehls, ich fand nach meines Vaters Tod unter nichtssagenden Schreibereien ein schmächtiges Päckchen, das zwei vergilbte Briefe und zwei rahmenlose Bilder enthielt. Sie waren nach der Mode vom Anfang des vorigen Jahrhunderts auf dünne Elfenbeinblättchen gemalt. Das eine stellte die Regierungsrätin Kuterow dar, wie sie noch heute hier über die Straßen geht: blumiges Kleid, schwarzseidene Mantille mit dürftigen Reihfältchen besetzt, zwischen denen die Schneppentaille heraussieht, Filethandschuh — kurz, genau, was du vorhin auf der Wiese gesehen hast. Das andere ist dieselbe Frau in knospenhafter Jugendschönheit; vor einem grünen Vorhang steht sie im Königin-Luisenkleid, sieht einem gerade ins Gesicht, und Augen und Lippen scheinen jedem zu sagen: du bist gut, ich vertraue dir."

„Du wirst beinah zum Dichter an dem alten Kind von Oberbrunn."

„Ist es nicht wie im Märchenbuch, daß ich, der Enkel, sie finde und wiedererkenne nach den alten Bildern?"

„Du siehst dir die Bilder deiner ältlichen Flamme wohl tagtäglich schwärmend an?"

Sellin machte eine unwillige Bewegung. „Natürlich habe ich beide Bilder Großvater nachträglich in den Sarg gelegt."

„Und die Briefe? War wohl 'ne romantische Geschichte?"

„Auch die Briefe. Der eine enthielt ihre Verlobungsanzeige und dunkle Worte über einen erfüllten Wunsch; der andere, Alwine Kuterow unterschrieben, bot meinem Großvater Geld an, damit er seine Arbeitspläne fördern könne. Ein Brief, um den man

den Schreiber sofort von ganzem Herzen liebgewinnen mußte. Sellhofen stak damals in einer Klemme, aus der sich's noch heute nicht ganz befreit hat."

„Nahm dein Großvater?"

„Korn sagte mir: nein; und setzte hinzu, ich würde das Geld noch heute auf diesen Großvater hin haben können."

„Mensch!" rief Sallthin, „da wäre ja der Goldklumpen!"

Sellin wußte nicht genau, warum ihm unbequem war, darauf zu antworten, und ihm doch wieder ernstliche Antwort unumgänglich schien. „Wenn mein Großvater meinte, daß er dies Geld nicht nehmen dürfe, so muß auch für mich ein unüberwindliches Hindernis bestehen."

„Unsinn. Wer weiß, was für 'ne Sorte Schamgefühl dem alten Herrn die Wohlthaten dieser dauerhaften Schönheit unbequem machten."

„Gesetzt, du hättest recht — dann wäre das noch heute maßgebend für jeden Sellin."

„Sei kein Narr um vermoderte Geschichten. Geld! Geld, das einem auf der flachen Hand ganz sauber und appetitlich entgegengestreckt wird! Als ob sich die Menschen heutzutage das nicht aus dem Moraste holten mit glückseligem Dankeschön."

„So nimm mich für einen, der nicht von heutzutage ist. Der Justizrat begreift mich, er hat mir nicht einmal zugeredet, sie aufzusuchen — mein erster Gedanke war, ich müsse ihr vom Großvater erzählen. Korn aber fürchtet Übles von der Aufregung."

„Als ob Freude schaden könne! Ammenmärchen. Und freuen thut es jedes Frauenzimmer, wenn einer noch im Grabe ihr Bild auf dem Herzen tragen will."

„Laß gut sein, Hans Bruno, es handelt sich nicht um deinen Großvater — von draußen sehen die Sachen immer anders aus, als wenn man mitten drin steckt — denke, wie es uns damals ging, als Rosin von der schwarzen Metella abschnappte — wir schrien alle Zeter über den Narren; das Schicksal aber, das die Schöne nachmals ihrem Gatten bereitete, gab Rosin tausendfach recht."

Damit segelten die beiden Kameraden ins Fahrwasser gemeinsamer Erinnerungen hinüber; beiden wurde warm dabei, beide waren ganz bei der Sache, bis Sallthin sich um Mitternacht verabschiedete.

Erst als er sich unten noch eine Cigarre anzündete, fiel ihm die Rätin Kuterow wieder ein, und er schüttelte kräftig den Kopf.

Dieser brave Justizrat Korn schien ein Fuchs zu sein. Wahrscheinlich spann er sich goldene Fäden aus dem Schatze des alten Kindes; da konnte er freilich keinen brauchen, der sich etwa in den Mitgenuß der guten Gaben zu versetzen verstünde, die gedankenlos ausgestreut wurden. Nun, die Menschen waren überall die gleichen, wohl dem, der sie zu durchschauen vermochte — damit wollte Sallthin das alte Kind beiseite schieben und seine Gedanken auf die Arbeit richten, die in den nächsten Tagen zu thun war; aber sie umkreisten hartnäckig die Grundstücke auf dem Hochbrunn und bauten dort Mauern und Schlote, bis er vor seinem Gasthaus stand und das „Befehlen, gnä' Herr" des Thürstehers ihn aus dem angenehmen Traume weckte.

Unsinnige Verschwendung, das so brach liegen zu lassen, Weiberverschwendung ohne Sinn und Verstand. Da mal Einfluß haben! Da mal acht Tage der Hans Brand sein! — Ein neunmal gesalzener Narr war er, diesen Großvatervorteil nicht zu nützen. Wahrhaftig, dieser Mensch verdiente überhaupt keine Chancen; — ihm, dem Modernen, hätte so etwas auf dem Wege liegen sollen, zugegriffen hätte er mit beiden Händen und mit Geld und Talent etwas zu stande gebracht, wovon die Gesellschaft ihren Nutzen abbekam. —

Hans Bruno schlief schlecht in dieser Nacht und war am anderen Tag Herrn Beukebusch nicht gewachsen. Die Aussicht, dem Fabrikanten das Grundstück draußen auf dem Lande für übergut aufzuhängen, wurde sehr trübe. Er hatte nicht die geringste Lust, mit Sellin zusammen zu essen; mißmutig schlenderte er um die Mittagszeit hinauf nach dem Hochbrunn und redete sich ein, er habe da gar nicht hingewollt.

Aber er war da, stand an der Linde, unter der das Wasser in den Steintrog rauschte, sah im Geiste Busch und Baum fallen, stattliche Häuser emporsteigen und von der Wiese herauf den Qualm der Schornsteine steigen. Nicht das leichteste Bedauern

überkam ihn bei diesem Zukunftsbild, nur Schaffensfieber und Ungeduld. Abscheulich, den Kopf voller Gedanken und Pläne zu haben und nur um des armseligen Groschens willen unthätig warten zu müssen bis — bis —

Bis man einmal eine vorbeihuschende Gelegenheit mit sicherem Griffe packte und festhielt.

Starren Blicks sah Hans Bruno Sallthin auf das Fensterauge, das drüben durch die Bäume blinkte. Wenn dies etwa seine Gelegenheit wäre? Wenn er sich eindrängte in das Narrenheim und die Geschichte vom toten Majoratsherrn erzählte?

Der Überbringer einer angenehmen Nachricht ist auch was wert, und natürlich hatte sie ihn geliebt, den seligen Großvater Sellin, der auch Hans Bruno hieß — es saßen lauter Hänse auf Sellhofen, und sie blieben in ihren Klemmen stecken, ob sich ihnen gleich goldene Rettungsleitern in die Tiefe streckten.

Sallthin setzte sich auf die Bank neben dem Hochbrunn und überdachte, was er gestern von dem jungen Majoratsherrn erfahren hatte, und wessen er sich noch sonst von Sellhofen erinnerte, wohin er einmal zum Erntefest mitgenommen worden war. Ihm war zu Mute, als solle er hier auf etwas warten — auf was, wußte er nicht, aber er blieb sitzen.

Es war ganz leer und still ringsum; Sallthin wartete und überlegte und fragte sich, ob seine Sellhofener Kenntnisse wohl ausreichen würden zum dauerhaften Einschlag eines Glücksgewebes. Dazwischen versicherte er sich, daß er an all diese Sachen gar nicht denke. Es saß sich nur gut an dem rauschenden Brunnen, auf dem stillen Hügel.

Endlich kam ein Knabe mit Paketen den Stadtweg herauf und zog am Hochbrunnpförtchen die Klingel. Wildes Hundegebell antwortete und dauerte fort, bis jemand herauskam zum Öffnen.

Sallthin beobachtete die Näherkommende scharf; sie war eine ältlich aussehende Person in blaukattunenem Kleid, das Haar trug sie in straffen Zöpfen um den Kopf gesteckt, über der großen Schürze hing ihr die Geld- und Schlüsseltasche einer Hans Sachsischen Hausfrau, alles in allem hatte sie aber nichts Historisches an sich, sondern sah aus, wie bescheidener Hausfleiß zu allen Zeiten ausgesehen haben mag.

Die Wirtschafterin; nun, jedenfalls scheint sie nicht beängstigend klug zu sein.

Sie nahm dem Knaben das Paket ab, sichtlich bemüht, ihn nicht über die Schwelle zu lassen. Als sie sich dann nach dem Hause zurückwandte, stand plötzlich Hans Bruno neben ihr. Das Mädchen schien weder erschrocken noch verwundert, sie nickte zu seinem Gruß wie zu etwas oft Erlebtem und sagte: „Sie müssen im Juli wiederkommen, wir haben nichts mehr.“

Hans Bruno lächelte: „Sie irren sich; ich würde viel darum geben, wenn ich die gnädige Frau einmal sprechen könnte — ich heiße Sallthin, Hans —“

Ein Schrei unterbrach ihn. Hatte er undeutlich gesprochen, hörte Male den einzigen Namen, für den man auf dem Hochbrunn Teilnahme hegte, aus jedem ähnlichen heraus? „Sellin!“ schrie sie auf, „Hans von Sellin!“ und rannte dem Hause zu.

Betroffen sah Sallthin ihr nach.

Das wollte ich nicht! Bei Gott, das nicht! Fragen, ob ein Stück Wiese feil wäre — Anknüpfung suchen — nichts weiter.

Leidenschaftlich versicherte er sich, daß er mit keinem Atem daran gedacht habe, wie oft in Kadettenhaus und Regiment sein und des Kameraden gesprochener Name verwechselt worden war. — Aber der Male jetzt ihren Irrtum nachrufen? — Nein, zum Aufklären blieb noch viel Zeit. Erst einmal sehen, wohin die Kugel rollte — Gelegenheit — Gelegenheit.

Langsam ging er dem Hause zu, vorbei an der Dogge, die vorhin geheult hatte und nun ruhig, aber unverwandt den Eindringling mit ihren klugen, kalten Augen beobachtete.

Vor der Hausthür blieb Sallthin stehen. Dies kleine Haus müßte zuerst fallen, dachte er unwillkürlich.

Einstöckig, mit breiten, niedrigen Fenstern, zurückgeschlagenen Jalousien und einem Kletterrosenstrauch neben der Thür, der seine Blütenarme bis übers Dach greifen ließ, stand es in der friedlichen Wildnis eines Gartens, der nur zum allernotdürftigsten vom Gärtner gepflegt werden durfte.

„Die gnädge Frau läßt bitten," unterbrach Male die räuberischen Gedanken Hans Brunos, öffnete ihm das Hausthor und ließ ihn vorantreten.

Kühle Dämmerung, eine deckenhohe, zwei Jahrhunderte alte Schrankuhr, deren große silberne Glocke eben einen lang nachklingenden Ton durchs Haus schickte, feiner Sand auf den weißen Dielen und den weißen Platten, ein stark duftender Birkenbusch in dem großen Kruge am Fensterbrett, ein heller Streifen Tageslicht, der von der Küche mit den blitzenden Tellerborten hereinbrach in das grüne Zwielicht — Sallthin meinte ein niederländisches Bild zu sehen. Gleich darauf dachte er: Sie wird doch wohl ein Geizdrachen sein — das sieht mehr als bescheiden aus. Deine Dame Gelegenheit ist etwas lumpig, mein Freund.

Auch oben war alles alt und von der einfachen Art, wie der Beamtenstand im Anfang vorigen Jahrhunderts gehaust hat. Doch standen silberne und goldene Kunstwerke in der Servante neben wunderlichen Porzellanen, die von Jahr zu Jahr wertvoller wurden. Sallthins Hirn fing schon wieder an abzuschätzen — da trat die Hausherrin ein und jagte ihm eine Blutwelle übers Gesicht.

Die alte Dame hatte sich für den Gast geschmückt, die schwarzseidene Mantille war durch einen schmalen Seidenshawl ersetzt, in dem lila Streifen mit zartem Weiß wechselten, auch trug sie ein helles Blondenhäubchen mit Seidenband ausgeputzt. All diese Stücke mußten aus einer längst vergangenen Zeit stammen, gleich wie die zierliche Höflichkeit der Rätin, die sie trotz der tiefen Bewegung, die aus ihrer Stimme klang, nicht einen Augenblick versäumte.

„Herr von Sellin," sagte sie langsam, „ich freue mich von Herzen. Ich habe immer gehofft, noch einmal einen Sellin über meine Schwelle treten zu sehen, jetzt hat es ja nichts mehr zu sagen. Ihre Frau Mutter — ist — tot?"

„Meine Mutter?" stammelte Sallthin, dessen Cowboysicherheit der Situation immer noch nicht gewachsen war.

Jetzt wurde auch Frau Kuterow unsicher. „Oder Ihre Großmutter? Es muß wohl Ihre Großmutter gewesen sein — Editha — Hans Brand von Sellins Frau."

Sallthin kannte die Vornamen der Sellhosener Hausfrauen nicht, aber es würde schon stimmen. „Großmutter," murmelte er, sich über die Hand beugend, die die alte Dame ihm gereicht hatte.

„Und der Großvater ist auch tot."

Das war keine Frage; das erste war eigentlich auch keine gewesen, nur ein Reden, um das Klopfen ihres Herzens zu beschwichtigen. Aber es ließ sich nicht dämpfen, und wie nun die beiden einander in den unbequemen, geradlinigen Stühlen gegenüber saßen, wie sie den Gast mit ihren Erinnerungen verglich und so gar keine Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen fand, wie das freilich sein mußte, weil kein anderer Erdgeborener ihm gleichen konnte, da sagte sie noch einmal sehr leise: „Und der Großvater ist auch tot."

Gut denn, wenn von nichts anderem als diesem Großvater die Rede sein sollte, dann konnte Sallthin ihr ja gleich von den ins Grab gelegten Bildern berichten und den beiden Heimlichthuern beweisen, daß **seine** Menschenkenntnis die bessere sei. Und er erzählte mit weicher Stimme von dem Testament, von dem späten Finden der Bilder, von der Erfüllung des Gebotes. Er schuf mit diesem Bericht ein kleines Kunstwerk, an dem er selber seine Freude hatte; er setzte seine Lichterchen auf und that dies und das zu der einfachen Wahrheit — warum nicht? — er wollte ja nur einer alten Frau eine Freude machen.

Und er sah, daß ihm das glückte, obgleich ihr Thränen in die Augen stiegen und immer reichlicher tropften — Freudenthränen waren es, die sie mit dem lavendelduftenden Tüchelchen trocknete.

Als er zu Ende war, saß sie ein Weilchen gesenkten Blickes, ohne sich zu rühren, dann sah sie ihm plötzlich voll ins Gesicht. „Ich danke Ihnen; das war wie ein Weihnachtsgeschenk: mein Bild auf seinem Herzen. Und **Sie** haben's gefunden? Ihnen dank ich das Glück."

Sallthin kam noch einmal in Verlegenheit, er antwortete tastend: „Nicht ich — der jetzige Majoratsherr fand — ein — auch ein Enkel — sein Vater hatte offenbar den Wunsch nicht erfüllen wollen, der Sohn kam dann zu mir mit den Bildern und fragte um meinen Rat — ich sprach:

dem Willen des Toten gehorchen! und — wir — thaten's gemeinsam."

Die alte Dame stand auf, ging mit kleinen, feierlichen Schritten zu dem jungen Mann und küßte ihn auf die Stirn. „Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen von Herzen, und daß Sie gekommen sind, mir das zu erzählen, macht mich sehr glücklich — nun weiß ich doch, daß er mich lieb gehabt hat, obgleich er das Geld nicht nahm."

Da waren sie ja beim Gelde. Sie saß ihm wieder gegenüber wie vorher, nur noch viel jünger sah sie jetzt aus in ihrer strahlenden Glückseligkeit. Sallthin wußte ganz genau: was er jetzt auch bäte, würde ihm gewährt werden. Er war in solch unbestimmter Hoffnung in das fremde Haus getreten, und nun saß er da und fühlte die Worte auf den Lippen erstarren.

Dummkopf, schalt er sich, du bist noch nicht halbreif für Amerika, unglaublicher Dummkopf — schlimmer als Sellin, der wenigstens weiß, warum er die Gelegenheit nicht beim Schopfe nimmt; der wenigstens den Kitzel über seine moralischen Staatskleider genießt. Du willst hinüber über den Schlagbaum, den der Dummkopf heilig hält, und in dem Augenblick, wo du ansetzest, scheucht dich das Gespenst des durch Generationen gezüchteten Aberglaubens wieder zurück — das ist noch erbärmlicher.

Die Regierungsrätin merkte nichts von dem langen Schweigen, ihre Erinnerungen redeten zu laut auf sie ein, und dann sagte sie plötzlich: „Wie steht's mit Sellhofen? Nicht wahr, es ist noch immer nicht wieder obenauf. Und Sie sind jung und hätten Lust und Kräfte, jetzt ein bißchen aus dem Vollen zu wirtschaften. Ich habe den Majoratsherrn von Sellin in meinem Testamente bedacht, aber darüber könnten Sie alt werden; machen Sie mir lieber die Freude und lassen Sie mich Ihnen mit warmer Hand dienen. Was den Großvater hinderte, ist wesenlos für den Enkel — ich schicke gleich zum Justizrat."

Sie wollte die Dienerin rufen, aber Sallthin sprang auf und hob abwehrend die Hand. „Ich sagte Ihnen schon, ich bin nicht der Majoratsherr."

„Nicht? Ganz recht, nicht. Sein Bruder also?"

„Nein. Nur — nur der Großvater ist uns gemeinsam."

Sie lächelte wieder. Der Großvater! — auf den Großvater kam es ja an.

„Und Sellin — der Sellhofener — mein Vetter — ist auch mein bester Freund; wir standen im gleichen Regiment, wir verließen es gleichzeitig —"

Sallthin stammelte nicht mehr, nun die Lüge mit der Wahrheit verflochten war, gab sie ihm auf einmal Sicherheit, und die Erzählung seiner Hoffnungen, Thaten und Mißerfolge ging jetzt so glatt und anmutig vorwärts wie vorhin der Bericht von den Bildern im Grabe des alten Hans Brand von Sellin.

Die welken Hände auf dem seidenen Langshawl gefaltet, saß das alte Kind in dem geradlinigen Kirchenstuhl und lauschte. Immer wärmer wurde der Blick, immer teilnahmvoller der Ausdruck der blauen Augen, und als Sallthin geendet hatte, sagte sie innig: „Ich muß Ihnen helfen, Hans Brand."

„Hans Bruno ..."

„Hans Bruno! Ich helfe Ihnen, Sie sollen nicht Ihre Jugend mit Hoffen und Pläneschmieden vergeuden. — Male! Herr von Sellin wird mit uns essen. — Das dürfen Sie mir nicht abschlagen! — Male, hole Wein herauf aus der staubigen Ecke vom seligen Herrn. — Und bei Tisch erzählen Sie mir noch vom Großvater."

Hans Bruno blieb und war ihr zu Willen. Als sich seine Erntefesterinnerungen erschöpften, erfand er kleine Geschichten — der jetzige Majoratsherr diente ihm als Vorbild —, die Sellins wurden ja alle einer wie der andere — so war er sicher, im Geiste des Charakters zu erfinden.

Nach dem Essen führte Male ihre gnädige Frau hinauf, öffnete dann die Glasthüren, die vom Eßzimmer aus rückwärts nach dem Garten führten, setzte Cigarren und Kaffee in den Nußbaumschatten und sagte: „Es dauert nicht lange, aber ein Viertelstündchen muß sie ruhen, zumal heute, wo so viel Freude über sie gekommen ist. Sie können sich das nicht so vorstellen, natürlich; wenn man aber jahraus, jahrein mit sich und einer Erinnerung lebt — ich war noch ein halbes Kind, als dies stille Leben begann, dann ist solch ein Tag wie heute, als ob der Weih-

nachtsengel seine Schätze bei uns abgeladen hätte. Und ich danke Ihnen sehr, daß Sie gekommen sind — ich auch. Du lieber Gott, die jungen Leute haben andere Unterhaltungen, ich weiß schon; Großvatergeschichten kümmern sie nicht viel. Aber daß Sie trotzdem gekommen sind und meiner Frau die Freude bereitet haben, wo sie sonst nur immer anderen Gutes thut und selber nichts hat als ihre Blumen, das mag Ihnen der Herrgott vergelten."

Nach diesen feierlichen Worten ging Male ins Haus, und Sallthin stürzte den Kaffee durch die Kehle.

Die Rede hätte sich der alte Dienstbote gefälligst sparen können, ihm war so schon heiß und durstig genug zu Mute. Die beiden Flaschen aus der staubigen Ecke waren alt und schwer gewesen, und er hatte sie so gut wie allein trinken müssen, das Vogelnäpfchen, aus dem die Alte ihm von jeder Flasche einmal Bescheid zugenippt hatte, that ihnen wenig Abbruch. Dazu die Glut des Tages und der wunderlich unwirkliche Zustand, in dem er sich befand — das Blut jagte ihm durch die Adern, unmöglich, im Bereich dieser kleinen, hellen Fensteraugen stillzusitzen.

Sallthin zündete sich eine Cigarre an, verließ den Schatten des alten Baumes und ging tiefer in den Garten hinein. Buschige Wildnis allerorten, Maiblumen in dem schattigen Grund, Erdbeerduft an den sonnigen Gebüschrändern, tote Bäume von Epheu umsponnen, Windengeranke mit Blüten bedeckt; weiß, rot und lila schwankten sie traulich auf und nieder.

Aber auch dieser weltentrückte Frieden beruhigte Sallthins kochendes Blut nicht. Was nun? Was würde nun werden? Würde er das Mißbehagen dieses Komödienzustandes umsonst erleiden, oder erwuchs ihm ein Vorteil daraus? Ohne Zweifel war sie reich, seine wunderliche Gönnerin von zwei Stunden — dies Grundstück allein, dies gänzlich unbelastete Grundstück — Beukebusch hatte es gestern so genannt, Beukebusch hatte sich genau darüber unterrichtet, jede Hypothek auf dies Grundstück würde der Fabrikant an sich gebracht haben um jeden Preis.

Sowie Sallthins Gedanken sich des praktischen Fabrikanten bemächtigt hatten, wurde sein Kopf klar, und das Blut kühlte ab. Nur jetzt kein Schwächling sein, nur jetzt die Gelegenheit nützen, wenn er sich nicht sein Leben lang mit einem Reuepacken beladen wollte, der ihm jede Daseinsfreude erdrücken würde. Er war mit seinem „Aberglauben" fertig, er brauchte keinen Beruhigungsspaziergang mehr, ging geradeswegs nach dem Hause und fand seine Wirtin dort unter dem Nußbaum, ihm freundlich entgegenlächelnd.

„Das ist der Unterschied," sagte sie heiter, „euch Männern ist selbst zum Ausruhen Bewegung und Thätigkeit nötig, wir sitzen gern beschaulich fest und lassen das Leben vorübergleiten — packen soll es uns nicht — nein, lieber nicht, wir zerbrechen zu leicht."

Das klang wehmütiger, als man es von dem heiteren Mund und den hellen Augen erwarten konnte; es war auch nur einen Augenblick. Sie nahm die Kanne vom Spirituslämpchen, goß Sallthin ein, nötigte ihn zum Niedersitzen, nippte an ihrem Täßchen wie vorher am Weinglas und sagte dann: „Inzwischen hab ich mir allerlei überlegt. Jedenfalls müssen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen zur Verwirklichung Ihrer Pläne helfe. Sie müssen! Sie dürfen mir nicht noch einmal den Kummer machen, den Ihr Großvater mir zufügte — Sie haben keine Ursache dazu, nicht wahr?"

Sie streckte Sallthin das welke Händchen hin, er neigte sich zum Kusse darüber und ließ das Haupt lange gesenkt, da er sich seiner Augen nicht sicher fühlte; das alte Kind brauchte die Genugthuung nicht zu sehen, die in ihnen leuchtete.

„Ich danke Ihnen," sagte Frau Kuterow weich, „und nun helfen Sie mir beim Überlegen. Mein Geld liegt fest. Die Zinsen für dieses Vierteljahr gab ich aus, das wäre auch viel zu wenig, denn Sie sollen etwas Großes anfangen. Aber ich weiß, man kann Geld bekommen, die Leute borgen's einem, wenn man so viel Sicherheit zu bieten vermag wie ich; man hat mir schon dergleichen angeboten, ohne daß ich danach verlangt hätte. Dem Justizrat versprach ich freilich, solcherlei Angebote ein für allemal abzulehnen; wenn es sich aber um einen Sellin handelt, so steht die Sache anders: er wird mir eine Ermahnungsrede halten und das Geld herbeischaffen — nicht wahr?"

Ein Kinderlächeln huschte über das alte Gesicht und machte es so lieblich, daß Sallthin dachte: sie muß entzückend gewesen sein; wenn der Sellhofener hier wirklich mal den Cato gespielt hat, war er ein ausgesuchter Narr; nun, er wird wohl nicht.

Gleich darauf ärgerte er sich, daß ihm statt der geschäftlichen Erwägungen so unnütze Gedanken kamen — was gingen ihn die Suiten des Großvaters Sellin an. Die Umgebung mußte schuld daran sein, die etwas so Unwirkliches hatte, daß einem alles andere eher beikam als praktische Nüchternheit. Doch nahm er nun seine Gedanken zusammen und antwortete nach kurzem Besinnen: „Wenn Sie mir helfen wollen ohne die Ermahnungsrede des Justizrates, so fänden wir wohl einen vermögenden Mann, der Ihnen das Geld einfach auf Ihre Unterschrift hin liehe; für die Zinsen, die gezahlt werden müßten, — würde — ich — natürlich — aufzukommen — suchen."

„Nein, nein! das wäre nicht das Rechte! schenken will ich's Ihnen; Sie sollen nichts von den leidigen Fesseln spüren, die geborgtes Geld dem Menschen anlegt; ich weiß, wie es ihn band und quälte — wozu leben und leiden wir denn, als daß es die Künftigen besser haben sollen; nur immer Steinchen aus der Bahn räumen, immer räumen — am Ende giebt's doch noch einmal glatten Weg."

Sallthin war wieder völlig aus dem praktischen Gedankengang gekommen — der Teufel reite geraden Weg, wenn solch irrlichternder Weiberkopf kreuz und quer führt!

Gewaltsam mußte er sich zurückzwingen; er stand auf und ergriff die Hand der alten Dame, als ob er damit ihre Gedanken an die seinen binden könne. „Wenn ich einmal, besonders im Anfang, nicht zum Zinszahlen im stande wäre, so würden Sie es an meiner Stelle thun und mir damit den hemmenden Stein aus dem Wege schaffen," sagte er langsam und drückte die Hand, die leise bebend in der seinen ruhte und, als er sie loslassen wollte, festhielt, so daß er bleiben mußte, wo er stand.

„Also Sie bringen mir den Mann, der uns ohne den Justizrat Geld schafft, und bald, nicht wahr? und so viel Sie irgend brauchen, nicht wahr? auf daß Sie mit vollen Segeln in die Welt hinausfahren können. Und Sie besinnen sich nicht noch einmal anders — das ist ganz fest, Wort gegen Wort, zwischen uns beschlossen! — und jetzt gehen Sie, ich bin müde. Aber sehr froh bin ich auch. — Auf Wiedersehen — morgen! — Ja? — Ich bitte darum — nicht später als morgen."

Male brachte den Gast nach dem Gartenthor, die Dogge lag ruhig im Schatten und beobachtete den Fremden.

„Was ist das für ein merkwürdiger Hund, der nur gegen das kleine, ungefährliche Volk der Kinder lärmt?"

„Er ist so abgerichtet," antwortete Male leise und sah sich um, ob ihre Frau auch sicher im Hause sei. „Der Tyras thut keinem Kinde etwas, nur am Betreten des Gartens soll er sie hindern; Erwachsene dagegen beobachtet er mit stummem Mißtrauen, Erwachsene, die sich einen Übergriff erlaubten, würde er unfehlbar angreifen."

Mit einem Gefühl entschiedenen Unbehagens sah Sallthin das Tier an, dann sagte er brüsk: „Ich begreife das nicht, ich denke, Ihre Frau liebt die Kinder? Weshalb verscheucht sie sie denn so nachdrücklich?"

„Eben weil sie sie lieb hat. Kindern bringt dies Haus kein Glück; Kinder sterben, wenn sie über unsere Schwelle treten; ich bin das einzige, was davongekommen ist," sagte Male ernsthaft.

Sallthin atmete unwillkürlich auf, als er jenseits dieser kindermörderischen Schwelle stand — moderige, atembeklemmende Luft. Da drinnen konnte man an Gespenster glauben lernen.

Und sie hat mehr als einen Sparren, der Justizrat ist unbegreiflich leichtsinnig; sie müßte längst unter Vormundschaft stehen.

Trotzdem ging er geradeswegs zu Beukebusch und sagte ihm: „Sie sollen der Regierungsrätin Kuterow Geld leihen — erste Anwartschaft auf die ersehnte Wiese."

„Ach was! giebt der Justizrat nie zu."

„Wir machen's ohne ihn."

„Hypotheken ohne ihn? Sind Sie vom Himmel gefallen?"

„Müssen nicht gerade Hypotheken sein; sie will ihn nicht dabei haben."

„Ist mir zu unsicher."

„Unsicher? So macht es ein anderer, der die Grundstücke brauchen kann."

„Herrgott, mich reißt's zu dem Geschäft, und drum eben trau ich nicht; Gier macht den Klügsten blind und dumm —"

Er brach ab, ärgerte sich, daß er so viel von seinem inwendigen Menschen verraten hatte, und wurde wieder sehr kühl. Als aber Sallthin, ohne dessen zu achten, ihm anriet, einmal seinen Leibjuristen zu befragen, den sie als Unterzeichner des Vertrages so wie so brauchen könnten, ging er mit, und am anderen Vormittag wunderten sich die Nachbarn auf dem Hochbrunn über drei fremde Herren, die von Jungfer Male unter Knixen empfangen und ins Haus geleitet wurden.

„Gukt mal an, das alte Kind wird wieder gesellig; ob das vor seinem Ende ist?"

Zwei Tage später trat Hans Bruno am späten Abend in Sellins Zimmer. „Adieu sagen, alter Junge, dampfe Mitternacht ab, sieht beinah aus, als hätt ich dich geschnitten, ging aber nicht anders — war ein verteufelter Geschäftsrummel diese Tage über — der Beukebusch — alles was wahr ist — hat 'ne Energie, großartig, und arbeiten kann er für'n Dutzend. Ich nehm ihn mir ernstlich zum Vorbild, geh übers Wasser, schufte dort, komme mit den Moneten wieder und ärgere die Altersgenossen, die dann noch bescheiden an der Majorsecke kreuzen."

„Na, na."

Sellin wunderte sich, wie gleichgültig ihm war, daß Sallthin übers Wasser wollte; der lustige Kamerad, in dessen Gesellschaft sie sich ehedem alle gedrängt hatten, war ihm fremd geworden. Schon nach acht Tagen hatte er ihn vergessen.

Zur Bestellungszeit verließ auch der junge Landwirt Oberbrunn, um daheim mit frischem Mut an die Arbeit zu gehen. Justizrat Korn war der einzige, von dem er Abschied zu nehmen hatte. — „Wenn Ihnen das Wasser mal an der Kehle stünde," sagte der alte Herr, „zuerst zu mir kommen, nicht wahr? Keine Winkelwege, die kosten's Leder."

Doch hatte Sellin zunächst seine Pläne nach seinen Verhältnissen eingerichtet und war deshalb hell erstaunt, als er um die Mitte des Dezembers ein Telegramm des Justizrats erhielt: „Bitte sofort nach Oberbrunn kommen zur Aufklärung unbegreiflicher Verwickelungen."

Hans Brand wußte nicht, was irgend von ihm in Oberbrunn aufgeklärt werden könne, packte aber ein Handtäschchen und trat noch am selben Abend in des Justizrats Wohnung.

Aufgeregt kam ihm der alte Herr entgegen. „Das ist ja die tollste Geschichte, die ich jemals erlebt habe; schön Dank, daß Sie kommen — ich bin noch völlig überquer. Sie bleiben natürlich bei mir — da ist das Gastzimmer — machen Sie sich's bequem — wir essen nachher — heute ist doch nichts weiter zu thun, wer weiß, ob überhaupt was zu thun ist."

Beim Abendbrot, kaum daß er ein paar Bissen genossen hatte, fragte der Justizrat: „Haben Sie einen Vetter, von dem ich nichts weiß?"

„Du lieber Himmel — wo ich auch hinkomme, sitzt mir irgend ein Vetter oder ein Bäschen."

„Nicht solche Vettern um so und so viel Schwiegerecken — einen Sellin, der mit Ihnen den gleichen Großvater hat."

„Giebt's überhaupt nicht. Mein Vater war das einzige Kind, erst wir sind mal wieder ihrer fünf."

„Wußt ich doch! Also unter allen Umständen ein Schwindler. Denken Sie, läuft da ein Kerl zur Regierungsrätin Kuterow, giebt sich für'n Vetter des Sellhofener Majoratsherrn aus, erzählt rührende Geschichten vom seligen Hans Brand und lockt ihr einen Haufen Geld ab. Damit ich aber nicht dazwischen fahre mit unliebsamer Personalkenntnis, machen sie's heimlich mit dem Beukebusch und setzen einen halsbrecherischen Vertrag zusammen — morgen soll ich ihn sehen —, auf dessen Wortlaut hin der Fabrikant jetzt Rechtsansprüche an die Grundstücke meiner Rätin erhebt."

„Ein Schwindler?"

„Der in alten Geschichten Bescheid gewußt hat."

Hans Brand sah starr vor sich hin, er versuchte sich auf alle Menschen: Gäste und Angestellte, zu besinnen, die in Sellhofener Angelegenheiten Bescheid wissen konnten. Manch ein leichter, manch ein jähzorniger, manch ein untüchtiger Gesell war darunter, aber ein Betrüger, ein Hochstapler? — unmöglich.

Plötzlich sah er auf, dem Justizrat gerade ins Gesicht. „Wollen Sie mir nicht endlich einmal sagen, von wannen diese große Macht der Sellins über Ihre Klientin stammt?“

„Natürlich auch von der Gewaltigen, die unsere Herzen wie Maikäfer am Fädchen hält und nicht in Frieden läßt, mögen wir noch so alt werden.“

„Das heißt die Liebe?“

Der Justizrat klopfte leise mit dem Obstmesserchen auf den Tisch — tak — tak — tak — tak. „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka — ja so. Nun, ich will Ihnen das mal erzählen, aber wir können dazu in mein Zimmer gehen, dort schmeckt einem der Tabak besser, und da ich nicht gerne von alten Zeiten rede, will ich's wenigstens behaglich dabei haben.“

Als er dann drüben die Pfeife in Brand gesteckt, Rotwein eingegossen und Sellin mit Cigarren versorgt hatte, blies er erst noch ein paar dicke Wolken gegen die Lampe, ehe er wieder begann.

„Das Jugendbild der Rätin haben Sie gesehen, es giebt ihrem Liebreiz nichts, es nimmt ihm, und doch werden Sie schon nach diesem Bilde begreifen, daß sie damals jedem, der ihr in den Weg lief, das Herz schneller schlagen machte. Das geschah auch Ihrem Großvater. Er war damals schon Herr auf Sellhofen und verheiratet; war 'ne Vernunftheirat gewesen und eine gute Ehe geworden, hier aber verlor er Kopf und Herz so vollständig, daß er die schöne Alwine dort oben auf dem alten Hochbrunn in die Arme nahm und für kurze Zeit wohl meinte, er könne sie auch festhalten.

„Daß ihm solche Gedanken kamen — ich möchte nicht mit ihm rechten, kamen sie mir doch auch, obgleich ich noch recht eigentlich ein Knabe war: blutjung zur Universität gekommen und nach wenigen Studienjahren gerade damals vom Justizrat Kuterow eingefangen.

„Dabei war sie auch noch ein ganz Teil älter als ich, was man freilich nicht merkte. Ihre Mutter war eine wunderliche Frau gewesen und hatte sich und ihr schönes Kind in weltfremder Einsamkeit gehalten. Als Alwine etwa ein Jahr nach dieser Mutter Tode zu den ihr weitläufig verwandten Kuterows übersiedelte, glich sie, obwohl schon hoch in den Zwanzigen, doch an Leib und Seele einer Knospe, die sich eben erst mit leisem, süßem Staunen dem Licht öffnen will. Sie war eben immer ein Kind, dazumal wie heute, heute wie dazumal, in guten und schlimmen, in schwachen und starken Stunden — und dieser Kinderzauber that es jedem an.

„Ich machte die tollsten Pläne — Geld hatte ich — auf was sollte ich warten? Verloben konnten wir uns doch unbedingt — in zwei Jahren wollte ich eine Stellung haben, die ihrer allenfalls würdig schien — ich verfaßte täglich eine Werbung und kam mir wie ein sehr großer Mann vor mit meiner großen Liebe, für die ich nirgends einen ernstlichen Nebenbuhler sah.

„Da kam Ihr Großvater, und ich spürte gleich, daß ein kalter Wind über meinen Blumengarten wehte. — Er kam und kam wieder. Wie es möglich war, daß Alwine vierzehn Tage lang nichts vom Dasein seiner Frau und seines Sohnes erfuhr — ich weiß es nicht; wahrscheinlich lebte sie so eingehüllt in ihren Glückstraum, daß nichts durch die goldene Wolke hindurchzudringen vermochte.

„Am Ende dieser Tage hatte der alte Kuterow auf Sellhofen zu thun und wollte, wie er's alljährlich einmal zu Sommerszeiten pflegte, die Frauen mitnehmen.

„Wir fuhren also: die Mama Kuterow, der Justizrat, Alwine, strahlend schön in ihrer Glückserwartung, und ich. Als wir auf Sellhofener Revier kamen, sahen wir einen Reiter die Straße daherkommen — ich erkannte den Majoratsherrn, Alwine auch, sie hob ihr Schirmchen und winkte. Aber der Reiter kam nicht heran, er riß sein Pferd mit jähem Ruck herum, es stieg und raste querfeldein.

„Alwine wurde blaß und war dann sehr still. Als wir am Schloßgarten vorbeifuhren, sahen wir Ihren Vater — ein prächtiges Bübchen dazumal — im Grase spielen. Er jauchzte uns zu und lief drinnen am Gitter entlang mit unserem Wagen um die Wette. Alwines Augen folgten ihm unverwandt mit zärtlichem, ängstlichem Ausdruck.

„Auf einmal lächelte sie wieder, als sei ihr nun endlich das Rechte eingefallen. ‚Er wird noch eilig etwas zu erledigen gehabt haben,‘

sagte sie, und die Justizrätin pflichtete eifrig bei: ‚Natürlich, er ist ja so ein höflicher Mann, wir sind des besten Empfanges gewiß.‘

„Der Empfang war auch freundlich und lebhaft; nur so ganz anders, als das junge Mädchen in seinen Frühlingsträumen erwartet hatte. Zuerst stürmte der Knabe die Freitreppe herab.

„‚Na, kleiner Majoratsherr,‘ rief der alte Kuterow ihm entgegen, ‚wo stecken Papa und Mama?‘

„Alwine, die eben als letzte aus dem Wagen steigen wollte, blieb auf dem Tritte stehen und sah starr geradeaus: durchs Portal des Hauses trat eine stattliche Frauengestalt, winkte den Ankommenden mit der Hand entgegen und stieg die Stufen herab.

„‚Wer ist die Dame?‘ fragte Alwine leise, noch immer mit einem Fuße auf dem Wagentritt. Da faßte ich zu, hob sie herab und sagte dann sehr langsam, denn ich fing an mir zusammenzureimen, welchen Irrtum sie überwinden mußte: ‚Die Frau unseres Klienten.‘ Sie sah mich verwirrt an. ‚Nein,‘ sagte sie endlich, ‚nicht unseres — nicht des Hans Brand von Sellin.‘ — ‚Doch!‘ antwortete ich eifrig, ‚doch! dies sind Weib und Kind des Mannes, der in Oberbrunn war.‘

„Ein Wehruf, leise, wie aus weiter Ferne kommend, dann lag sie vor mir im Sande der Anfahrt, von tiefer Ohnmacht umfangen.

„Sie hat mancherlei Schweres erlitten im Leben mit stiller Geduld, wenn es aber über ihre Kräfte kam, nahm die gütige Natur ihr immer eine Zeitlang die Besinnung und hob sie im Schlaf über unerträgliche Stunden.

„Der Unfall auf Hans Brands Schwelle wurde der Hitze zur Last gelegt; als Alwine wieder zur Besinnung kam, war sie still und gefaßt, niemand außer mir ahnte, was sie niedergeworfen hatte. Es war ein leuchtender Sommertag, Sellhofen zeigte seine ganze Schönheit. Alwine schaute mit traurig zärtlichen Augen umher, als sei sie eine uralte Frau, die, nachdem all ihre Lieben gestorben sind, wieder in die verödete Heimat ihres Herzens und ihres Glücks zurückkehrt.

„Der Majoratsherr war wenig in unserer Gesellschaft; lange hielten ihn die Geschäfte mit dem Justizrat fern, der auf dem Heimweg über Tüftelei und Zerstreutheit seines sonst so klaren Klienten klagte; danach hatte er bald dies, bald jenes zu schaffen, was ihn hinausführte. Auch beim Abschiednehmen fehlte er; erst als wir einsteigen wollten, stand er plötzlich da, hob Alwine in den Wagen und sagte leise: ‚Vergieb.‘

„Kaum merklich nur neigte sie das Köpfchen, aber weder er noch ich, der ich hörte und sah mit aller Kraft meiner Sinne, konnten darüber in Zweifel sein, daß sie vergeben wollte.

„Im Wagen saß sie mir regungslos gegenüber; ich glaube nicht, daß sie etwas von den Sternen sah, die ihr Blick unverwandt umfaßte; am anderen Tage aber ging sie wie sonst durch das Haus auf dem Hochbrunn, ging unbeirrt ihren kleinen Pflichten nach. Nur still war sie geworden, wie der Vogel nach Johanni.

„Vierzehn Tage mochten ins Land gegangen sein, als sie mir eines Feierabends, da ich nach Hause wollte, an der Gitterpforte den Weg verlegte und mich bat, ein paar Minuten mit ihr im Garten auf und ab zu gehen.

„Natürlich war ich gleich dabei, sie hätte mir nichts Lieberes anbieten können. Wir gingen in die Heckenwege ein, deren damals wie heute einige wenige im Lenotreichen Geschmack verschnitten wurden. Erst schwieg sie ein Weilchen, dann begann sie leise zu sprechen: ‚Sie haben gehört und gesehen, ich merk es an allerlei —‘; dann hielt sie inne, wußte oder wollte nicht weiter, machte wieder ein paar Schritte und sagte endlich: ‚Ihn trifft keine Schuld, gar keine — ich hab mir allzusehr merken lassen, wie mein Herz ihm zuflog, bis es Herr über ihn geworden ist; ich hätte ja zehnmal wissen müssen, daß er Weib und Kind daheim hat, wenn ich nur nicht allzeit taub und blind durchs Leben ginge, er konnte gar nicht auf den Gedanken kommen, daß ich nichts wisse — nein, ich allein bin schuld, ich ganz allein. Ich hab ihm sehr Übles gethan, und deshalb will ich die Bitte erfüllen, die er an mich richtet. Er schreibt‘ — eine unwillkürliche Bewegung der Hand nach dem Herzen verriet mir, wo sie den Brief verbarg — ‚er schreibt, wenn ich ihm wirklich verzeihe, müsse ich mich verheiraten, das allein könne ihm die tröstliche Gewißheit geben, daß er

mein junges Leben nicht verdorben habe, das allein könne ihm helfen in dem unerträglichen Kampf mit seinem eigenen Herzen. Ich werde also heiraten.'

„Ich faßte nicht, wie ihr möglich war, sich so einfach von seinem Willen schieben zu lassen, gleich einer Schachfigur; ich habe aber später, viel später, jenen Brief gelesen — ein Glutstrom der Reue und Liebesqual brach aus ihm hervor, der ein zärtliches Weib wohl zwingen konnte. Damals wurde sie mir plötzlich fremd, als sei sie ein Wesen von anderer blutloser Art.

„Nun hatten die alten Kuterows einen Sohn, der als Sonderling in Oberbrunn weidlich verschrien war. Er gehörte nicht mehr zu den Jüngsten, saß nahebei, in einem kleinen Nest, als Regierungsrat und war allgemach von den Schwiegermutteranwärterinnen als völlig hoffnungslos aufgegeben worden — den wollte sie heiraten.

„Er verbrachte seit acht Tagen seinen Urlaub auf dem Hochbrunn, und die Eltern Kuterow ‚machten die Partie' mit herzlichem Vergnügen. Zu verdenken war ihnen das nicht; ich begriff auch den Regierungsrat: dies Mädchen mußte das wohlergründetste Bequemlichkeitssystem über den Haufen werfen; aber sie, die Alwine, begriff ich nicht. Später, gleich nach dem Tode der alten Leute, ließ sich Kuterow pensionieren, und sie zogen auf den Hochbrunn. Da hab ich mir gedacht, sie möchte ihn wohl genommen haben um dieses Hauses willen: mit dem Fleck Erde, auf dem sie eine kurze Zeit lang überschwenglich glücklich gewesen war, wollte sie ihrer Erinnerung leuchtende Gegenwartsfarben erhalten.

„Als wir aber damals auf dem Gartenweg hinschritten, der lächelnden Flora entgegen, flehte ich sie an, ihre Jugend nicht dem alten Manne zu opfern. Wenn sie doch nicht nach Liebe freie, so solle sie mich erhören, den Altersgenossen, den sie zum glücklichsten Menschen machen könne; in zwei Jahren sei ich so weit, ich wolle sie auf den Händen tragen — und so weiter — was man in solchem Falle noch für Alltäglichkeiten sagt.

„Sie sah mich ängstlich und verwirrt an, ich merkte, wie schwer ihr wurde, aus dem Gedankengang herauszukommen, in den sie sich seit dem Empfang jenes Briefes gewaltsam eingelenkt hatte. Endlich begriff sie aber doch und schüttelte hastig den Kopf. ‚Zwei Jahre? So lange erträgt er das nicht. Zwei Jahre? In drei Wochen möcht ich Kuterows Frau sein. Schneller ist es nicht möglich. Nicht wahr,' fügte sie ruhiger hinzu, ‚Sie sehen das ein? Es wird mir schwer, Ihnen weh zu thun, aber in zwei Jahren, das würde ihm ja gar nichts helfen.'

„Sie sagte das so, als sei Heiraten die gleichgültigste Sache von der Welt, wie ein Kind sagt: ich kann dir den Kuchen nicht geben, ich hab ihn schon dem anderen versprochen. — Darauf schwieg sie wieder eine Weile, und mir war auch nicht nach reden zu Mute, denn gelassenem Nein gegenüber giebt's keine Hoffnung. Erst als das Anschlagen des Hundes uns daran erinnerte, daß wir nicht die einzigen Menschen auf dem Hochbrunn waren, ging sie mit ihren kleinen, anmutigen Schritten weiter und sagte im Gehen: ‚Sie sind der einzige Mensch, der meine große Thorheit bemerkt hat, nicht wahr, Sie werden gegen keinen davon reden? Ich habe dem Regierungsrat natürlich reinen Wein eingeschenkt, und es scheint ihm nicht unerträglich, daß mein Herz einem anderen Manne gehört, aber freilich, wenn dritte und vierte es wüßten, das würde sein Stolz schwer vertragen — Nicht wahr, Sie reden nicht davon? — ich kümmere ja auch keinen Menschen etwas.'

„Natürlich versprach ich ihr das Selbstverständliche; darauf zog sie einen festen Brief aus der Tasche, sah mich mit ihren großen Kinderaugen flehend an und sagte sehr leise: ‚Und nun noch dies — eben weil Sie der einzige sind — wollen Sie das nach Sellhofen besorgen? Der Post mag ich's nicht anvertrauen. Sie thun kein Unrecht, es ist nur mein Bild zwischen den Pappen und eine kurze Antwort auf seine Bitte.'

„Und wenn es ein Unrecht wäre, dacht ich, oder sagt ich — nahm's und fuhr am nächsten freien Tage hinaus nach Sellhofen. Sie haben die Bilder gesehen und die Briefe gelesen, die jetzt in Ihres Großvaters Grabe ruhen. So kindlich rein und liebenswürdig wie jene Briefe war sie allezeit."

Der Justizrat zog heftig an seiner Pfeife und merkte jetzt erst, daß sie nicht mehr

brannte. Nachdem er sie umständlich wieder angezündet hatte, sah er seinen Gast scharf prüfend mit den klaren Greisenaugen an, und da er die nötige Achtsamkeit in dem jungen Gesichte fand, sprach er weiter.

„Über das, was später geschah, kann ich mich kürzer fassen. Die schöne Alwine heiratete und war eine gute Frau; der Sonderling, ich muß es ihm nachsagen, ward auch ein guter Mann; aber freilich, diesen Augen gegenüber — nur ein Blinder hätte ihnen widerstehen können.

„Nach dem Tode der alten Leute zogen die beiden nach Oberbrunn. In die Geschäfte des Justizrats hatte ich mich so nach und nach, schon bei seinen Lebzeiten hineingeerbt, ich ward Sachwalter in Sellhofen und Hausfreund auf dem Hochbrunn.

„Dazumal hatte Ihr Großvater die Geschichte mit der Zuckerfabrik auszubaden. Der Mißerfolg machte viel von sich reden, und die Kunde, wie schwer der Sellhofener zu schwimmen und zu waten habe, drang bis hinauf zu den Kuterows. Wie sie da acht Tage lang durch Haus und Garten irrte, blaß, die Augen größer denn je, blaue Schatten in dem Kindergesicht, dem sie vergeblich durch das Häubchen etwas Matronenhaftes zu geben suchte, es war zum Erbarmen.

„Dann kam der Tag, wo ich dasselbe noch einmal erlebte wie vor Jahren. Sie paßte mich am Gitter ab und führte mich die Taxushecken entlang bis zu der marmornen Flora. Ehe ich mich dessen versah, hatte ich wieder solch festen Brief in der Hand und den Auftrag auf dem Halse, ihn so schnell wie möglich nach Sellhofen zu schaffen. Ihr Bild sei darin, damit er sähe, daß sie eine alte Frau geworden sei, der man eine Bitte ohne Bedenken gewähren könne, und dabei läge ihr elterliches Vermögen, über das der Regierungsrat ihr zu guten Zwecken völlig freie Verfügung gelassen habe: ich solle thun, was ich irgend vermöge, damit der Sellhofener es nähme. Ich that auch alles, aber natürlich umsonst — er dürfe sich nicht von der Frau helfen lassen, gegen die er das größte Unrecht seines Lebens begangen habe.

„Nicht einmal als Darlehn mit Schuldschein und Vertrag konnte ich's ihm aufschwatzen. ‚Ich bin schon verschuldet — vielleicht arbeite ich mich mit Hilfe des Majorats durch, sterbe ich aber vorher, sind meine Gläubiger geprellt.‘ Dabei blieb er.

„Nun, er hat sich durchgewürgt, und sie hat so nach und nach die Absage verwunden, hatte er doch wenigstens ihr Bild behalten.

„Das war das letzte Mal, daß die beiden miteinander in Berührung gerieten.“

Der Justizrat schwieg und rauchte Wolken, als wolle er die alten Zeiten, die er heraufbeschworen hatte, so schnell als möglich wieder verhüllen.

Hans Brand folgte ihrem Schwanken und Quirlen, aber sie verhüllten ihm nichts, je länger er in sie hineinsah, um so deutlicher stand die Vergangenheit vor seinen Augen.

Endlich fragte er: „Und all diese Zeit — ich entsinne mich, daß das Unglück mit der Fabrik vor etwa vierzig Jahren geschehen ist — hat sie so still und außerhalb der Welt weiter gelebt?“

„Nein; nach des Regierungsrats Tode empfand sie ihre Jugend und die Nutzlosigkeit ihres Lebens. Durch Zufall und Neigung gleicherweise beeinflußt, machte sie den Hochbrunn zu einem Asyl für elternlose Kinder. Da hatten wir eine fröhliche Zeit; Male, die Älteste der kleinen Schar, stand dicht vor der Einsegnung; die anderen, vom ersten Jahr bis zum neunten hinauf, zwitscherten, lachten und lärmten auf dem Hochbrunn umher — ich nannte ihn nur noch das Vogelnest — ja wohl: fröhliche Zeit — fünf Sonnenjahre und dann ein Ende mit Schrecken.

„Bis dahin war kaum eins der fremden Vögelchen krank gewesen, nur das Allerunvermeidlichste von Zahnnöten und Masern war durchgemacht worden, alles leicht und schnell. Dann brachte das Frühjahr eine Epidemie, die alten Leute von Oberbrunn nennen die Zeit noch heute das große Kindersterben. Scharlach war's, mit einer Zugabe, die später Diphtheritis genannt worden wäre; die Schulkinder trugen's auch auf den Hochbrunn, und Frau Alwines Vögelchen alle, außer der Male, starben dahin. Das nahm sich meine arme Freundin zu Herzen, als sei es Schuld, nicht Unglück. Male lag noch, und keiner wußte, ob sie des schlimmen Feindes Herr werden würde, da erkrankte Frau Alwine an einem erbarmungslosen Fieber,

in dem sie sich mit den bittersten Anklagen peinigte: sie habe die Kinder schlecht gepflegt, Gott habe ihr Kinder versagt, weil sie nicht mit ihnen umzugehen verstehe, sie aber habe die versagte, kostbare Gabe widerrechtlich an sich gerissen und leichtsinnig verwüstet. Als das tyrannische Fieber endlich entwich, nahm es die Erinnerung an das Unglück mit fort, aber alle anderen Erinnerungen auch. Die Ärzte schickten die Kranke mit der inzwischen genesenen Male aus einer Nervenklinik zur anderen — wir konnten's ja bezahlen.

„Nach zehn Jahren kam sie zurück, so wie sie Ihnen im vorigen Sommer begegnet ist, äußerlich und innerlich genau dieselbe: kindlich glücklich in der Gegenwart, die doch eigentlich keine Gegenwart ist — alles Vergangene von einem feinen, wohlthätigen Schleier bedeckt, durch den zwar das Erlebte hindurchschimmert, der ihm aber die grelle, augenschmerzende Farbe nimmt. Die Liebe zu den Sellins, und die Furcht, Kinder auf dem Hochbrunn zu sehen, sind mir die einzigen Beweise, daß sie überhaupt von der Vergangenheit weiß, gesprochen hat sie mir nie mehr von den beiden Erlebnissen, die ihr Leben unfruchtbar gemacht und mir die Sonne verschleiert haben. Dazumal, ehe das Kindersterben kam, begann ich wieder zu hoffen. Nun, man kann auch ohne Sonne alt werden, sehr alt sogar. Ich denke, ich werde standhalten, solange sie mich noch braucht."

Der Justizrat klopfte die Pfeife aus und stopfte abermals sehr umständlich; aber nun wollte er nichts mehr erzählen, er hatte schon übergenug gesagt.

Die beiden Männer sprachen überhaupt nicht viel weiter an diesem Abend, nur das, was der morgende Tag bringen könne, wurde noch erwogen. Sellin sollte an der Zusammenkunft mit Beukebusch teilnehmen und beweisen, daß jener angebliche Vetter, der als Zeuge unter dem halsbrecherischen Vertrage stand, sich einen falschen Namen beigelegt habe, womit der Justizrat den Fabrikanten zu einem billigen Vergleich zu bewegen hoffte.

Beide Parteien waren so pünktlich zur Stelle, daß sie sich schon an der Gartenthür trafen: Beukebusch mit seinem Juristen, der Justizrat mit seinem klassischen Zeugen. Sie begrüßten sich steif und gingen dann stumm nebeneinander dem Hause zu.

Beukebusch trachtete sehr danach, sich würdevoll zu gebärden, aber das Entzücken über dies langersehnte Grundstück, von dem er nun endlich Besitz ergreifen würde, arbeitete in seinen Gliedern, und die Augen fuhren rechts und links die Taxuswege entlang, messend und berechnend, wie diese alte Anlage für seine modernen Zukunftsvillen am besten nutzbar gemacht werden könne.

Gut, gut, trefflich, dachte er vor jeder verwitternden Marmorgestalt, die giebt uns gleich so 'nen netten, feudalen, Vergangenheit vortäuschenden Anstrich; wer das gern hat, bezahlt's auch.

Male führte die vier Herren in das Zimmer zu ebener Erde, in dem Sallthin und die Rätin Kuterow zusammen von alten Zeiten gesprochen hatten: eins Netze spannend, das andere dem Rufe des Lockvogels folgend.

„Soll ich die Frau holen?" fragte Male.

Der Justizrat wehrte ab. „Gehe schon selber hinauf, wenn es nötig ist."

Er hoffte, ihr gleich sagen zu können: die ganze Sache sei blinder Lärm, fand die Schuldschrift dann aber viel schlimmer, als er irgend gefürchtet hatte. Beukebusch besaß eine durchaus formgemäße Urkunde des Inhaltes, daß ihm das Recht zustehe, sobald Frau Regierungsrätin Kuterow einmal die Zinsen für das geliehene Kapital nicht am bestimmten Termin gezahlt habe, ihre auf dem Hochbrunn gelegenen Grundstücke: Haus, Garten und Wiese, an sich zu bringen und zwar mit einer Summe, die durch das Darlehen beinahe erreicht wurde.

Unterschrieben war dieser Vertrag von Beukebusch, seinem Sachwalter, der Rätin, Male und einem Hans Bruno Sallthin — dieser Name stand groß, in etwas undeutlicher Handschrift zwar, doch leserlich für jeden, der lesen wollte, zwischen den anderen.

„Sallthin!" rief der Sellhofener entsetzt.

Beukebusch zog das Gesicht breit in vergnügtem Schmunzeln. „Ja, Herr Sallthin, Ihr guter Freund, dem ich den Auftrag gegeben hatte, mir ein passendes Grundstück für meinen Bau zu verschaffen. Schlug mir dieses da vor. Nun, es war ein unsicheres Geschäft, ein Frauenzimmergeschäft mit wenn und aber, vielleicht und etwa. Denn die

Rätin ist doch 'ne reiche Frau, die ihren Zins zahlen kann, wenn sie will; nu, und sterben — der liebe Gott geb ihr 'n langes Leben, sie sieht danach aus, — aber sie ist über die Achtzig — also 'n Geschäft war's nicht, 'n Lotteriespiel war's. Nu, ich hab Glück gehabt, sie hat schon den zweiten Zins nicht bezahlt, und ich weiß wohl, Sie wollen mich jetzt bereden, daß ich von meinem Recht abstehe — aber ich sag Ihnen gleich: ich thu's nicht — wer sich 'ne Gelegenheit entgehen läßt, verdient überhaupt keine wieder. Und Sie brauchen gar nicht zu reden, Sie reden ganz umsonst — im Frühjahr baue ich, und wenn Sie 'nen Prozeß anfangen, nu, ich prozessiere mit und gewinne ihn."

Der Justizrat glaubte Beukebusch das alles aufs Wort, trotzdem versuchte er ihn umzustimmen. Als er vergeblich gesagt hatte, was einer irgend zu diesem Falle sagen konnte, ging er zu seiner Klientin.

Leicht war es nicht, ihr begreiflich zu machen, welch einschneidende Folgen ihre Unterschrift haben sollte; als sie endlich begriff, faltete sie die Hände und sagte innig: „Für Sellin." Dem Justizrat versagte der Mut zum Widersprechen. Hatten sich ihre Augen und Ohren betrügen lassen, weil der geliebte Name sie allzeit umschwebte, wie durfte er ihr sagen: Ein Glücksritter hat dich betrogen, und ihr dadurch den einzigen Trost, vielleicht die letzte Freude entzweischlagen, die das Leben noch für sie bereitet hatte.

Er schwieg. —

„Ich habe Sie umsonst herbemüht, mein lieber Herr von Sellin. Wenn Sie nach alle dem, was ich Ihnen gesagt habe, darauf bestehen, einen kaum zu beweisenden Mißbrauch Ihres Namens zu ahnden, dann freilich —"

Da Sellin lebhaft verneinte, fuhr der alte Herr langsam fort: „Ihr Erbe — sie hat dem Majoratsherrn von Sellhofen den Hauptteil ihres Vermögens verschrieben — wird nicht dadurch geschädigt, dessen bin ich froh, es ginge sonst zu sehr gegen Alwines Herzensmeinung. Die Wiese war der Stadt verliehen als ewiger Spiel- und Tummelplatz der Kinder; Haus und Garten mir mit der Bestimmung, beide so weiter zu erhalten, wie sie nun seit hundert Jahren auf dem Hochbrunn stehen. Die Plätze, wo er sie in seinen Armen gehalten hatte, sollten sich nicht verändern — nun schließlich — wenn das alle liebenden Herzen verlangen wollten, wo kämen wir hin! Das Recht der Künftigen ist größer als das der Gewesenen. Ich hätte ein Kinderasyl dort oben gegründet in dem Geist, der die Lebenskräftige beseelt hatte, aber das kann auch auf einer anderen Stelle der Stadt gedeihen: das Schicksal will mit dem Hochbrunn ein Ende machen." —

Zunächst nahm die Regierungsrätin das Schicksal so ruhig, daß die Leute meinten: sie ist eben doch nur 'n altes Kind und noch weniger für voll zu nehmen, als wir gedacht haben.

Das änderte sich aber, sowie sie völlig begriffen hatte, was die nächste Zeit ihr bringen mußte; dann war es um ihre freundliche Ruhe geschehen. Sie bereute nicht — sie litt ja für *seinen* Enkel; sie klagte nicht, — sie hatte ja selbst durch Unachtsamkeit den Termin versäumt; aber sie war nicht mehr zu Hause in ihren vier Wänden, nun sie ihr nicht mehr „für ewige Zeiten" gehörten.

Umsonst hatte der Justizrat durchgesetzt, daß vor dem ersten März keine Hand an die Grundstücke gelegt werden durfte; sie genoß ihren Besitz nicht mehr. Aber sie suchte sich auch keine neue Wohnung, sondern ging unstet durch Haus und Garten, bis der hohe Schnee sie auf das Haus beschränkte.

Male weinte viel. „Wenn ich's dem Herrn Justizrat gesagt hätte! Sie verbot mir's, sie dachte immer, es thäte dem Herrn Justizrat weh, wenn wir von den Sellins sprächen; ach, hätte ich's doch trotzdem gesagt!"

„So würden wir die Zahlung nicht versäumt haben, Male, ganz recht. Dennoch thäten Sie jetzt gut, das Weinen zu lassen, bringen Sie Ihre Herrin lieber dazu, daß sie sich nach einer Wohnung umschaut."

Male versuchte das, doch war jedes Bemühen vergeblich. Einige Leute, die ihre Häuser für besonders hübsch hielten, boten sie der „armen Dame" an, die gut zahlen konnte — umsonst: das alte Kind ließ den Januar verstreichen und den Februar ins Land kommen, ohne nach einer Unterkunft zu suchen.

„So müssen wir warten, bis die Maurer sie vertreiben," sagte der Justizrat bekümmert zu Male, „meine Gastzimmer sind bereit."

Ehe die Maurer aber kamen, schmolz der Schnee; die Regierungsrätin ging nicht mehr nur im Hause rastlos treppauf, treppab, durch Zimmer und Kammern, über Böden und Gänge, von Fenster zu Fenster — sie lief wieder hinaus in den Garten ihrer Erinnerung.

Ein leiser Frühlingsduft ging mit der Schmelzluft über sie hin. Wegab, wegauf prüfte sie Beet und Baum, nach den Schäden des Winters suchend. Da muß nachgepflanzt werden, dachte sie, und am Ende der Taxushecken, wo zu Füßen der Flora die Schneeglöckchen blühten, bückte sie sich und pflückte einen Strauß.

Nächstes Jahr will ich welche vorm Haus haben, damit ich sehen kann, wie sie ihre kleinen, grünen Lanzen durch den Schnee treiben, um den Winter zu bekämpfen.

Da erst fiel ihr wieder ein, daß dies Haus nächstes Jahr nicht mehr dasein werde.

Gleichzeitig ward jenseits der Hecke, auf dem Brunnenweg, eine Stimme laut, die wie eine alte Lattenthür knarrte, obgleich sie tiefes Mitleid bekunden wollte.

„Die arme, alte Rätin, eben ging sie dort an der Lücke vorbei.“

„Ging sie?“ fragte eine andere, leisere Stimme, die nur neugierig klang.

„Ja, und ganz verstört, was kein Wunder ist; und ein gemeiner Kerl ist der Beukebusch doch, wenn er auch Geld hat; und er hätte gut warten können, bis sie tot war, die alte Frau! — solche Eile zu haben! ’s ist ’ne Schmach! Denn wohin soll sie ziehen? Mitten unters Volk und neugierige Gesindel? Wo sie jetzt hinter ihrer Hecke saß mit der ganz kleinen Lücke und alle auslachen konnte, wenn sie wollte, wozu sie sich kaum die Zeit genommen haben wird, denn sie hat gar nicht an euch alle zusammen gedacht, und wenn ihr euch die Augen nach ihr blind geguckt habt.“

„Na, hören Sie mal, Frau Nachbarn, Sie wissen auch, daß man die Augen zum Sehen im Kopfe hat.“

„Ja! Aber ich sehe anders wie ihr! und mir ist’s nicht nur ein Theater, wenn’s einem übel geht, ich nenne es eine Schmach! und daß ich kein Gassenjunge bin, thut mir leid, dann steckt ich dem Beukebusch die Zunge heraus, jawohl! aber ich bin eine gesittete Person, drum schimpf ich ihn bloß. Herrgott, das arme Weib — ich kann mir so denken, wie’s ihr zu Mute ist, wo sie doch natürlich nirgendwo anders hat sterben wollen als in ihrem eigenen Hause, was immer ’n besonderes Vergnügen war. Wie lange kann’s denn noch dauern, so alt wie sie ist — und das hätte er abwarten müssen, das sag ich — aufs Sterben mußte er warten, der Beukebusch —“

Die knarrende Stimme verklang.

Sterben? Frau Regierungsrat Kuterow setzte sich auf die Bank an der Taxuswand und sah erstaunt über den schwindenden Schnee, die raschelnden Eichenblätter und die verwitternde Flora.

Sterben? Ihr war noch nie eingefallen, daß sie dem Sterben näher sein könne als andere. Freilich, sie hatte schon lange gelebt, aber eben drum — in diesem langen Leben hatte sie gesehen, wie der Tod regellos Junge und Alte hinaustrug aus der Welt und an ihr vorüberging. Einmal freilich mußte ihm jeder zu Willen sein, und sie war alt — sehr alt — die knarrende Stimme draußen hatte recht: wie lange konnte es denn noch dauern?

Seit vielen Jahren hatte das alte Kind nicht mehr nachgezählt — jetzt tastete sich die Erinnerung die hohe Zahl hinauf — achtzig — fünfundachtzig — achtundachtzig — nein, sie würde nicht lange mehr leben, das wäre gegen die Natur gewesen — und nur zum Leben brauchte sie ihren Hochbrunn, nicht zum Sterben; darin hatte die knarrende Stimme unrecht: sterben konnte man überall.

Frau Alwine saß auf der Bank im schmelzenden Schnee, von der Taxuswand rannen die Tropfen, unter ihren Füßen sickerte es zusammen, der feuchte Wind schüttelte das letzte Winternaß von der Eiche auf die Flora herab. Auch die Flora würde sterben — auf einmal sah die alte Frau, wie zermorscht die feinen Glieder waren, was für Narben Schnee und Regen in das lächelnde Gesicht gegraben hatten, sah, daß die Akazie vorm Haus hohl wurde, sehr hohl. Alles starb, auch der Hochbrunn verfiel dem Erdenschicksal, und sie selber stand ganz dicht vorm Ende. Da hatte sie ja auf einmal etwas gefunden, was ihr von dem Hause forthalf: Sterben konnte man überall, nur zum Leben

brauchte man die alten Freunde und die alten Gewohnheiten.

Wieder und wieder führten sie die Gedanken denselben Weg, bis er ihr vertraut und geläufig geworden war.

Dann stand sie auf, ging schnell, „Male, Male!“ rufend, dem Hause zu und winkte der Herbeieilenden lächelnd entgegen.

„Ich bin gar nicht mehr traurig, komm, wir wollen uns eine kleine Wohnung suchen; irgendwo, wo die Sonne scheint, irgendwo hoch oben, von wo man nicht mehr weit in den Himmel hat.“

Sie gingen auch noch am selben Tag zusammen, mieteten die erste beste Wohnung, die hoch und hell war, und kamen zufrieden nach Hause. Zum erstenmal, seit sie Beukebuschs Sieg begriffen hatte, irrte die Regierungsrätin nicht ruhelos umher, sondern saß in ihrem alten Lehnstuhl und ließ sich vorlesen wie früher, tagaus, tagein.

Plötzlich aber bekam sie einen Schüttelfrost, der sich trotz heißem Thee und Milchgrog wiederholte und verstärkte. Male brachte ihre Herrin zu Bett, schickte einen Nachbarjungen zum Arzt und erwartete angstvoll sein Kommen.

Das ist der schwere Entschluß, sagte sie sich, es hat sie überwältigt. Aber davon verstand so ein Doktor nichts, denn er erklärte den Zustand für eine Lungenentzündung, die Frau Kuterow sich beim Sitzen im tauwetterfeuchten Garten geholt habe; und der Justizrat nannte die Krankheit im tiefsten Herzen eine Gnade Gottes.

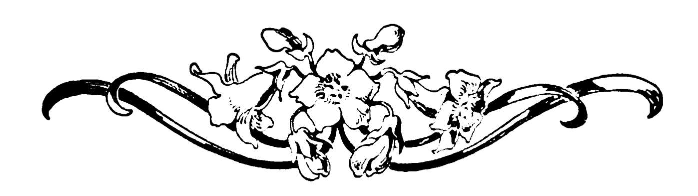
An dem Tage, an dem seine alte Freundin den Hochbrunn hatte verlassen sollen, wurde sie sanft hinausgeleitet in die kleine stille Wohnung, die einem niemand abspenstig machen kann.

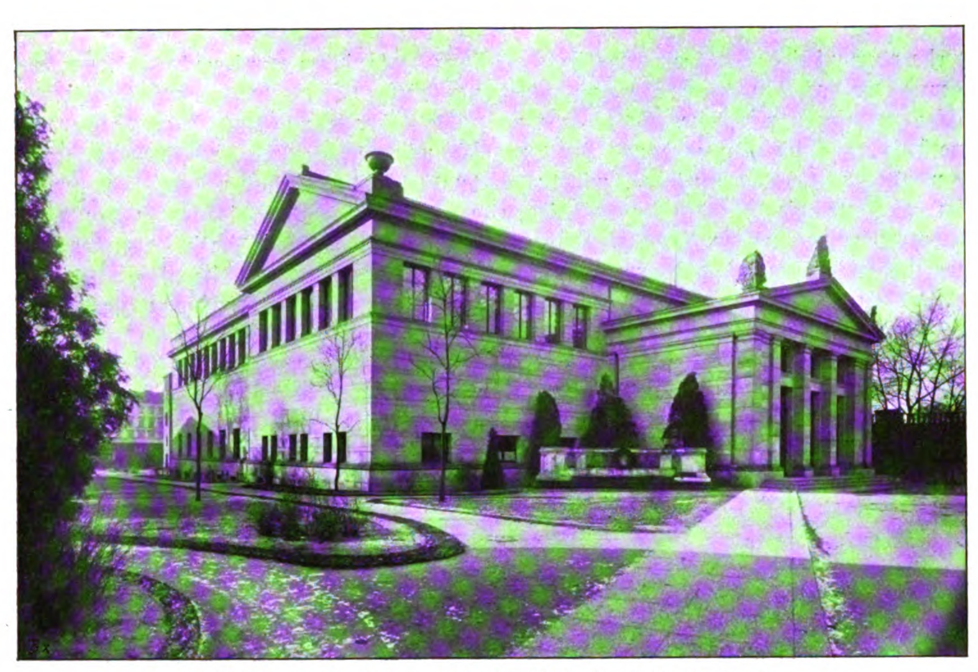
Gerade zur rechten Zeit; denn während sie drinnen mühelos vom Leben schied, fielen draußen die Taxuswände, und die lächelnde, regenbenagte Flora wurde, sorgfältig in Sackleinen geschlagen, in die Remise gestellt, um später eines der Miethäuser auf billige Art „herrschaftlich“ zuzustutzen.

Schnell wuchsen diese Miethäuser auf dem Hochbrunn empor, schneller noch die Fabrik auf der Kinderwiese. Der Bürgergarten lockte nicht mehr an milden Sommerabenden die Oberbrunner zum Blumenpflücken und zu Heuduftfreuden hinab, der Qualm der Schlote legte sich über die alten Linden, und der Wirt war froh, daß sich Beukebuschs Arbeiter zu ihm gewöhnten, das gab wenigstens goldene Sonnabende.

Anfangs verdachte man dem Fabrikanten, daß er dies Geldgeschäft ohne den Sachwalter der alten Dame gemacht und dann „gar so wenig Geduld“ gehabt hatte. Aber eine Stadt voll bequemer Spießbürger vergißt dem erfolgreichen Manne schnell, daß sie ihm einmal etwas zu verdenken gehabt hat.

Zehn Jahre später redete keiner mehr von dem alten Kinde, und Beukebusch war ein großer Mann, dem nicht einmal die Erinnerung an den amerikanischen, goldausstreuenden Sallthin Schaden thun konnte. Vorsitzender der Stadtverordneten ist er schon, und bei der nächsten Wahl wird er in den Landtag kommen. Alle, die etwas haben, werden ihm vertrauensvoll ihre Stimme geben.





Das Pergamon-Museum zu Berlin. (Hinter der Nationalgalerie.)

Das Pergamon-Museum

Von

Wolfgang Kirchbach

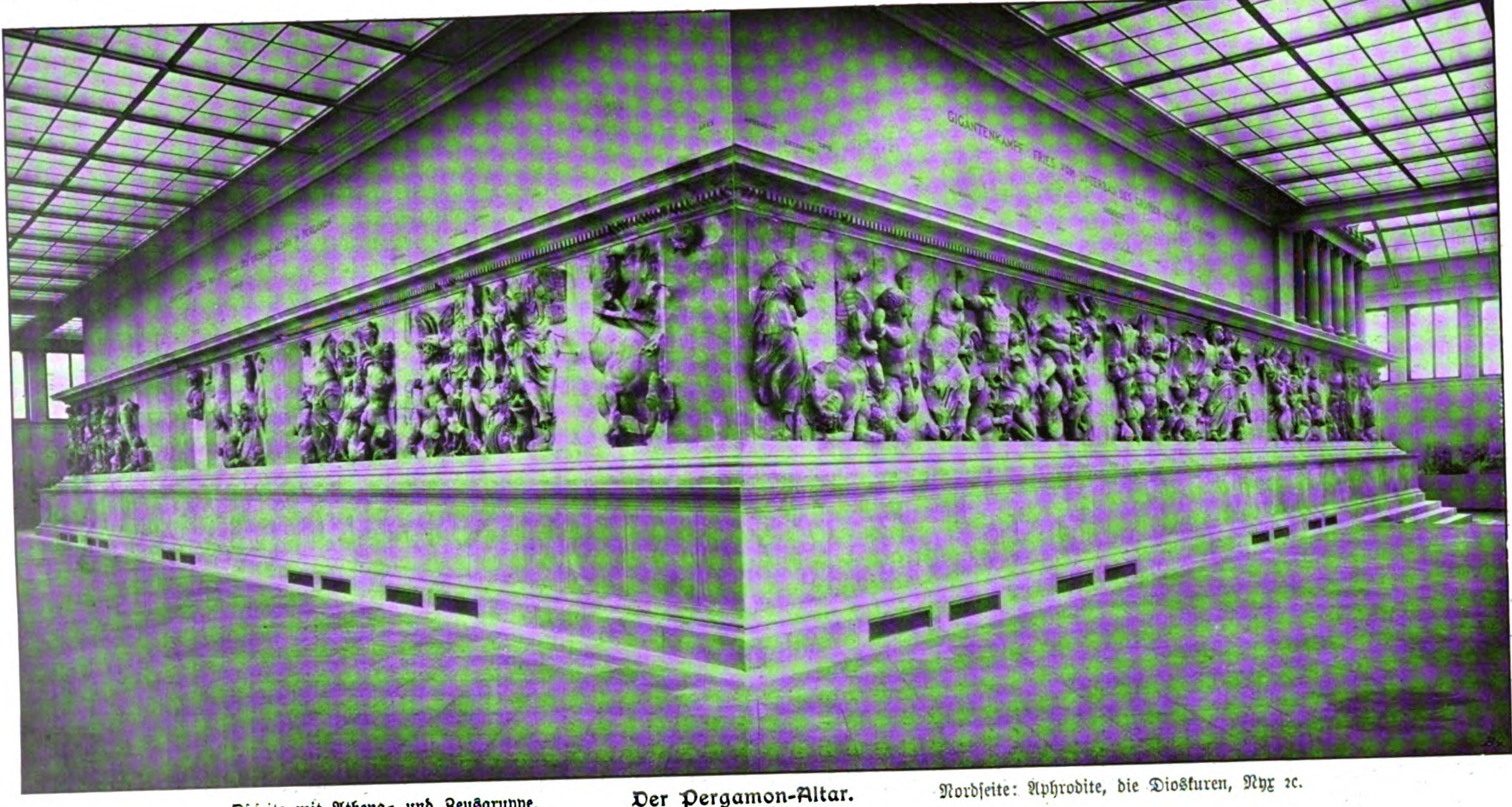
(Nachdruck ist untersagt.)

Seit Lord Elgin die kostbaren Giebelfiguren des Parthenons von Athen, den Panathenäenfries und die Metopen des Athenatempels nach England geschafft hatte und im Britischen Museum diese und andere Kunstschätze vom Erechtheion zu Athen aufgestellt waren, mußte Deutschland mit seinen Kunstresten aus dem griechischen Altertum stark in den Hintergrund gedrängt erscheinen. Alles Gute und Beste aus den großen Zeiten der Bildhauerei in Griechenland schien endgültig an glücklichere Erben verteilt. Was nicht in italienischen Sammlungen und Palästen aufbewahrt wird, war nunmehr in die reiche Hand Englands gekommen; Prachtfunde wie die Venus von Melos kamen nach Paris, Deutschland mußte zurückstehen. Zwar München hatte rechtzeitig einige kostbare Werke für sich gerettet; wir erinnern nur an den prachtvollen Barberinischen Faun und den früher als Ilioneus bezeichneten Jünglingstorso. Aber für das große Deutschland und das Bedürfnis so vieler tausend Kunstfreunde in den nachfolgenden Generationen war das doch recht wenig. Was Dresden und Berlin an guten griechischen Originalarbeiten besaßen, konnte immer nur einen Ohngefährbegriff von dem geben, was griechische Kunst erreichte in den verschiedensten Zeitaltern, wenn eine Meisterhand das Werk schuf. Man muß den berühmten Laokoon in Rom selbst gesehen, man muß das römische Exemplar der kapitolinischen Venus, man muß den Theseus vom Parthenongiebel an Ort und Stelle mit eigenen Augen betrachtet haben, um erst den vollen Begriff griechischer Meisterschaft zum Unterschied von griechischer Schülerschaft und Kopiertechnik zu gewinnen. Und was Deutschland besaß, gehörte mit einigen Ausnahmen in die letztere Gattung. Man war mehr angewiesen auf archäologische Betrachtungs-

weise oder auf einen allgemeinen Schönheitsgenuß, der doch den sicheren Kenner niemals ganz auszufüllen vermochte. Es ist ja ganz natürlich, daß die Tausende und Hunderttausende von Bildhauerarbeiten, mit denen im Altertum die Länder der griechischen Sprache im Verlaufe von sechs Jahrhunderten sich bevölkerten, nicht alle von Meistern ersten Ranges herrühren konnten. Wohl hatte sich ein großes allgemeines Durchschnittskönnen herausgebildet, welches von einem gewissen Zeitpunkt ab zunächst einmal die allgemeine Gestaltrichtigkeit, die Natur der Bewegung und einen gewissen Rhythmus der Formen, ein kanonisches Ebenmaß der Körpergestaltung festhielt, das wir unter dem Namen des allgemeinen griechischen Schönheitssinnes zusammenfassen können. Es gab immer so viel talentvolle Marmorarbeiter und Kunstgehilfen in Griechenland, daß sie einen vom wahrhaftigen Meister gebildeten Lebenstypus in der Manier des Meisters nachbilden, variieren und wiederholen konnten mit einer Geschicklichkeit und einem allgemeinen harmonischen Schönheitssinne, daß das griechische Publikum solche Werke gern um sich sah und sich augenscheinlich weit mehr, als wir, auch an bloßen Kopien zu vergnügen wußte. Solche Werke neben unsterblichen Meistergebilden fingen dann die Römer und ihre Kaiser an, massenhaft aus Griechenland zu entführen und in ihren Gärten und Palästen aufzustellen. Da die Römer nicht entfernt jenen individuellen Kunstsinn besaßen, der gerade die höchsten Werke griechischer Kunst und Litteratur auf ihre ewigen Gipfel erhebt, so haben sie augenscheinlich sich oft mit den Surrogaten eines virtuosen Kunstbetriebes, wie er in Griechenland blühte, begnügt. Das alles war immer noch schön und lebendig genug, um römische Kenner zu entzücken, und darüber — sowie an historischen Schicksalen — sind gerade die berühmten Meisteroriginale so massenhaft zu Grunde gegangen, so daß wir bei so manchem frappierenden Rest, den wir finden, immer nur mit einem „es könnte wohl“ an die Urheberschaft eines Praxiteles, Skopas, Lysippus glauben dürfen. Und so hatte denn Deutschland nur weniges aufzuweisen, worin man eine wirklich große Meisterhand als Repräsentantin einer der größeren griechischen Kunstepochen hätte erkennen dürfen.

Das aber ist nun völlig anders geworden, seit mit dem Schlusse des Jahres 1901 — hundert Jahre nach den ersten Parthenonentführungen Lord Elgins — in der deutschen Reichshauptstadt Berlin das neue Pergamon-Museum eröffnet ist mit den genialen Skulpturen der Gigantenschlacht vom großen Altar des Zeus und der Athena, mit den Reliefs zur Telephossage und so vielen Gewandstatuen, Ornamentfriesen und anderen Resten der pergamenischen Künstlerarbeiten. Von jetzt ab kann auch der Deutsche ausführlich studieren, wie wahrhaft große griechische Meister gearbeitet haben, welche nie wieder erreichten äußeren Kunstmittel und welchen geistigen Reichtum sie geradezu verschwenderisch auszunützen wußten. So war es ja immer, wenn ein richtiger Grieche geriet: über hundert Tragödien schüttete Sophokles wie aus einem Füllhorn in die Welt aus; reich, unendlich reich waren Aristophanes und Euripides, und erstaunlicher Geistesreichtum ging vom großen Lehrer Alexanders des Großen aus: von Aristoteles. Und zu diesen Reichen gehört zweifelsohne auch der Meister der Gigantenschlacht von Pergamon, der kleinasiatische Meister, der etwa um 170 v. Chr., nicht weit von alten Sitzen inniger griechischer Geisteskultur, nicht weit von Lesbos, sein hinreißendes Werk schaffen ließ und schaffen half.

Was diese pergamenischen Ausgrabungen bedeuten, von denen man seit fast dreißig Jahren im Deutschen Reiche weiß, die man seit 1878 und 1886 in gesteigertem Maße betrieben sah, bis man im Berliner „Alten Museum“ die Fundstücke in langen Reihen hingelegt hatte, das kann man erst von jetzt ab wirklich würdigen. Die frühere Hinlagerung der gefundenen Bruchstücke zu Füßen des schreitenden Beschauers war ja das denkbar schlechteste Mittel, die Kunsteigenschaften dieser Hochreliefs als eines fortlaufenden Frieses zu zeigen. Wohl haben sachverständige Künstler, Kunstfreunde und geschmackkundige Archäologen nie an der Bedeutung dieser Funde gezweifelt, denn auch in einer Ansicht, auf welche die Werke nie berechnet waren, stach doch im einzelnen so viel gewaltige Arbeit ins Auge, zeigte sich



Der Pergamon-Altar.

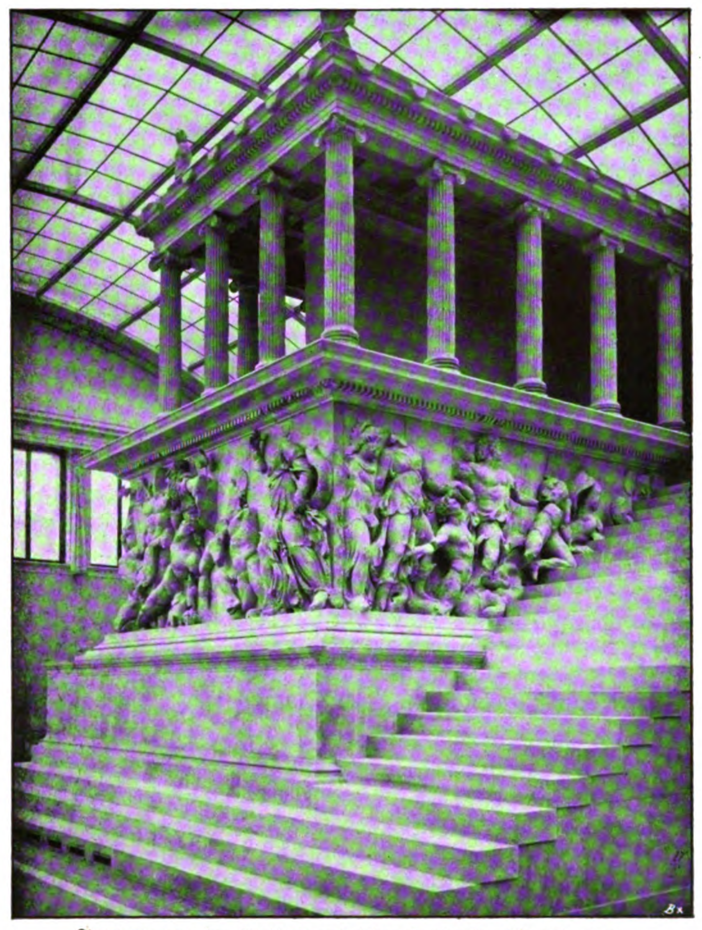
Ostseite mit Athena- und Zeusgruppe. Nordseite: Aphrodite, die Dioskuren, Nyx ꝛc.

an vielen Platten eine so entschiedene Meisterhand, daß man sich sagte, Deutschland müsse mit diesen Ausgrabungsarbeiten des preußischen Staates auf alle Fälle einen Treffer gemacht haben. Aber all diese Vorstellungen sind übertroffen, all unsere Begriffe von griechischer Kunst und Meisterschaft noch in so späten Tagen der großen griechischen Kulturentwickelung erfahren eine Steigerung und Erweiterung, seit man den mächtigen Gigantenfries in der Altarform, die er am Fundort einst eingenommen, wiederaufgestellt und ihm in der Hauptsache die architektonische Bedingung mitgegeben hat, unter der er gesehen wurde.

Denn das ist in Berlin geschehen und, wie wir sogleich feststellen wollen, mit großem Geschick. In Pergamon selbst ist ursprünglich ein großer rechteckiger Altarbau gewesen von mehr als hundertzwanzig Metern Umfang, an dessen Vorderseite eine großmächtige Freitreppe auf die Plattform des rechteckigen Stockes hinaufgeführt hat. Die Plattform trug den Opferaltar selbst und Säulenordnungen mit Mauereinsätzen und Zugängen dazwischen. An der Innenseite dieser oberen Säulen- und Mauerordnung auf der Plattform sind die kleineren Reliefs zur Telephossage angebracht, und in und vor der Säulenordnung sind augenscheinlich viele von den aufgefundenen Statuen von Priesterinnen, von Zeus, von Athene aufgestellt gewesen. Der riesige Grundstock der Plattform selbst aber war an den Außenwandungen — mit Ausnahme des Mittelstücks der Vorderseite, wo die Treppe hinaufführte — mit den Hochreliefdarstellungen einer Schlacht der Götter und Giganten bedeckt. Dieser Fries selbst ist 2,30 Meter hoch; der Sockel, der noch unter dem Relief den Unterstock abgab, mißt etwa 2½ Meter. Mit Gesimsen über dem Relief hat der ganze Altarunterbau bis zur Höhe der Plattform nicht viel über 5 Meter Höhe.

Diesen Unterbau des Altars hat man nun in den Originalmaßen ungefähr ähnlich wieder aufgebaut samt der Freitreppe, so daß der Originalfries der Gigantenschlacht in derselben Ansicht und Blickhöhe zu genießen ist wie am alten, längst zerstörten Altar selbst. Oben hat man auch die Säulenordnung in verkleinertem Maßstabe nachgeahmt. Der Beschauer sieht den Gigantenfries also in galeriemäßiger Ansicht und einer bildrechten Höhe mit Figuren, die nur wenig überlebensgroß sind und daher ganz natürlich und naturwahr nur wie ein Geschlecht von sehr großen Menschen, von natürlichen Riesen wirken, wie man sie noch heute in der Mark Brandenburg und an Potsdamer Gardisten samt zugehörigen hochgewachsenen Damen sieht. Die Künstler haben es schon durch ihre Maße verstanden, Götter und Giganten in einer sozusagen wahrscheinlichen Weise sich vor dem Zuschauer bewegen zu lassen, was außerordentlich zu einer Art von mächtiger künstlerischer Illusion beiträgt, die uns angesichts dieses Frieses ergreift.

Es sind vor der Zerstörung dieser großen Reliefdarstellung an den sieben Altarseiten — wobei wir die Treppenwangen einrechnen — mehrere hundert überlebensgroße Marmorfiguren gewesen, die hier zur Schlacht zusammenwirkten. Gewiß schon hierin ein einziges Kunstwerk! Wir wollen nicht erzählen, wie es zerstört wurde, wie man in byzantinischer Zeit die einzelnen Reliefplatten benutzt hat, um eine starke Befestigungsmauer damit zu füttern, wie die deutschen Ausgraber und Entdecker dann diese Befestigungsreste abgetragen haben und wir so zu einem Werke gekommen sind, das in der Hauptsache weit besser erhalten ist als die meisten Reste aus dem griechischen Altertum. Von den Hunderten von Figuren sind uns doch etwa hundert mehr oder minder erhalten geblieben; eine davon so gut wie vollständig. Wir begegnen hier Figuren, deren Köpfe fast tadellos erhalten sind, wir sehen wohlerhaltene Hände, wir sind in dem seltenen Falle, zu studieren, wie lebensvoll griechische Bildhauer dieses schwierigste organische Gebilde, die Hand, durchzubilden und zu beseelen wußten. Alles in allem sind wir in der Lage, da manche Figur das gerettet hat, was der anderen fehlt, und demgemäß eine durchgängige Ergänzung der organischen Momente im ganzen herrscht, einen so vollständigen Eindruck von der Bildhauerkunst unter Eumenes II. zu gewinnen, wie wir ihn kaum von einer anderen griechischen Epoche haben. Und das Geschick will, daß wir zweifellos einer der genialsten Entwickelungsphasen griechischen Bildens



Treppenwange der Westseite mit Nereus, Doris, Okeanos u. a.

gegenüberstehen, woraus wir hinlänglich belehrt sind, daß nicht nur Winckelmannsche Begriffe von Perioden bildender Kunst in Griechenland, sondern alle Anschauungen der Goethezeit bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts unhaltbar geworden sind. Zur Zeit, da Attalus I., der Vorgänger des mutmaßlichen Erbauers des pergamenischen Altars, Eumenes II., die große Kunstperiode der pergamenischen Bildhauerei einleitete, war über Griechenland eine Art Renaissance gekommen. Theokrit schuf um diese Zeit als Dichter und bewies, daß die geistigen Kräfte, die einst auch in Homer gewirkt hatten, eine neue liebliche Auferstehung feiern konnten. Neue, überaus zarte Momente des Lebens und der Empfindungsweise hatte die natürliche Muse dieses Dichters gebracht; in Pergamon, wo eine große Bibliothek gegründet wurde, mochte Theokrit, der auch in Kleinasien gewesen war, um jene Zeit gerade populär werden, da die Gigantenschlacht geschaffen wurde. Noch wirkte alles Große aus den Blütezeiten Athens als lebendiger Besitz aller Genießenden; Homer und Hesiod wurden überall gelesen und recitiert. Und überall in kleinasiatischen Griechenstädten blühte eine dichterische Kunst, welche früher nicht mit gleicher Sinnigkeit gepflegt worden war, die Kunst des Epigramms, die sich so vielfach gerade mit den Werken der Bildhauer beschäftigte, aus ihnen dichterische Anregung schöpfte und gewisse Seiten des griechischen Wesens, ähnlich wie die Dichtung Theokrits und der Bukoliker, auslebte, die in früheren Jahrhunderten vor der Pflege anderer Lebensmomente hatten zurücktreten müssen.

Griechischer Genius war also noch keineswegs erschöpft, er erfreute sich sogar noch in der Dichtung neuer, höchst eigenartiger Geistesblüten. Noch etwa achtzig Jahre, nachdem die Gigantenschlacht entstanden war, blühte im nahen Syrien ein Dichter wie Meleagros von Gadara, dem wir eins der lieblichsten Frühlingsgedichte aller Zeiten danken, dessen Naturgefühl und landschaftlicher Natursinn noch heute unser eigenes Leben zu verklären geeignet wäre. Und das ist es auch, was uns an der Blüte der theokritischen Poesie so besonders fesselt: nämlich die Ausbildung eines hohen Naturgefühls, das zwar älteren griechischen Perioden niemals fremd gewesen ist, aber in dieser „modernen“ Weise erst mit dem großen syrakusaner Dichter so ganz zum Durchbruch

kam. Viel inniger lebt dieser Dichter das Leben der Landschaft mit ihren ländlichen Gottheiten, eingehender beobachtet er das Rieseln des Quells; eingehender sieht er sich auch das Leben der Tiere an, des Rindes, der Ziege, des Wolfes, des Löwen oder des treuen Hundes. Und wenn wir überrascht vor dem großen Bildhauerwerk von Pergamon stehen, so fällt uns ja vor allem auch das neue Verhältnis der Künstler zur Tierwelt auf, das eben nun zur vollständigen Naturtreue geworden ist im selben Maße, wie die geistige Entwickelung griechischer Dichter und Naturgelehrter aus der Schule des Aristoteles auch diese Seiten der Natur beobachten gelernt hatte. Aus den Zeiten des Theokrit ist uns ein anderes schönes Gedicht des Dichters Bion aus Smyrna erhalten, eine Klage um den toten Adonis. Wie die Kunst des Malers van Dyck auf Darstellungen des gekreuzigten Christus oder der jammernden Maria sich schier im Schmerz verliert, so sehen wir auch bei jenem Dichter griechischen Geist sich förmlich in den Affekt aufgeben, und siehe da! was uns an den pergamenischen Skulpturen so unmittelbar fesselt, das ist die schier illusorische Darstellung des Affekts, das vollständige Sichausleben im Affekt, zu dem hier das Griechentum nun im gesteigerten Maße gelangt ist. Lange ist der Welt diese Fähigkeit griechischen Geistes und griechischer Kunst von der berühmten Gruppe des Laokoon bekannt, zwischen ihr und dem pergamenischen Altar herrschen nahverwandte Beziehungen, aber hier erst sehen wir nun, wie dieses ganze Leben des fortschreitenden Zeitgeistes sich mit gewaltigen Errungenschaften früherer großer Zeit zu vermählen wußte, um wenigstens in der Bildhauerei einen neuen absoluten Höhepunkt griechischer Kunst überhaupt zu gestalten. Solche stolze Gipfel griechischen Wesens waren gewesen die Zeit und die Gestaltungskraft Homers; die Zeit, da Themistokles gesiegt, Äschylos, Sophokles und Phidias nebeneinander geschaffen hatten und Aristophanes scherzte; in rascher Folge der geistigen Thaten konnten Praxiteles, Plato und andere sich ausleben. Unter Alexander dem Großen gipfelte noch einmal das politische Leben, während im Geiste des Aristoteles der Genius des Volkes neue Eroberungen machte. Und im feinsinnigen Weiterdichten neuer Geister sollte es dann in Kleinasien um 170 v. Chr. noch einmal gelingen, daß der plastische und rhythmische Geist der Griechen, von gesteigertem Naturgefühl erfüllt, das Höhenwerk schuf, welches nun in den glücklichen Besitz Deutschlands gelangt ist.

Ein altes Motiv war in Griechenland, in griechischer Sage und Dichtung der große Elementarkampf der Götter mit Titanen und Giganten. Schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. wurde allgemein gelesen die dem Hesiod zugeschriebene „Theogonie“, in welcher unter anderem mit sehr achtungswerter dichterischer Kraft der Vernichtungskampf der neuen olympischen Götter gegen die älteren Titanen und Titaninnen und gegen die zweite Generation von Kindern der Gäa (der Urmutter Erde), gegen die drachen- und schlangenleibigen Giganten, mit dem Entstehen der letzteren geschildert ist. Und noch geraume Zeit nach dem Aufbau des pergamenischen Altars konnte Apollodor in seiner „Bibliothek“ die Gigantensagen und Göttersagen darstellen. Schon Homer kannte das Geschlecht der Giganten, und der Dichter Kallimachos, der zur Zeit des ersten Attalus von Pergamon in Alexandrien wirkte, schuf einen Hymnus auf das „Bad der Pallas“, worin er auch des Mitkampfes der Göttin gegen die Giganten gedenkt:

> Nie noch hat Athenäa die mächtigen Arme gebadet,
> Eh von den Lenden sie rieb ihrem Gespanne den Staub.
> Nicht auch als, sämtliche Waffen bespritzt mit blutigem Schmutze,
> Wieder sie kehrte vom Kampf frevler Giganten zurück.

Diese Fürsorge der Göttin für ihre Rosse entspricht ganz der Sitte braver deutscher Reitersmänner, die auch nicht eher essen, als bis ihr Pferd gereinigt ist oder Futter hat. Und obwohl auf dem pergamenischen Fries Pallas nicht als Wagenlenkerin erscheint, so sind doch so viel andere Gottheiten mit ihren Prachtpferden da, denen man so sehr die treffliche Pflege ansieht, daß jene Dichterstelle des Kallimachos ein besonderes Licht auch auf unser Kunstwerk wirft.

Die Schlacht der neuen Götter gegen Titanen und Giganten war also ein Urmotiv griechischen dichterischen und künstlerischen Sinnens. Es war ein Motiv wie für uns

Deutsche die Nibelungensage oder die Götterdämmerung, der Kampf der Asen mit den Riesen. Merkwürdigerweise war aber diese Gigantenschlacht vom ganzen schaffenden Griechentum niemals in einer klassischen Darstellung bewältigt worden wie etwa die germanische analoge Sagenwelt im Nibelungenlied oder in Richard Wagners Nibelungen. In Griechenland sollte es erst am Ausgange griechischer Hochkultur dazu kommen, daß nicht Dichter oder Musiker, sondern ein großer Bildhauer und seine Kunstgenossen das Nationalwerk schufen, welches das große Motiv der Zeiten zur bleibenden, überwältigenden Ausgestaltung führte.

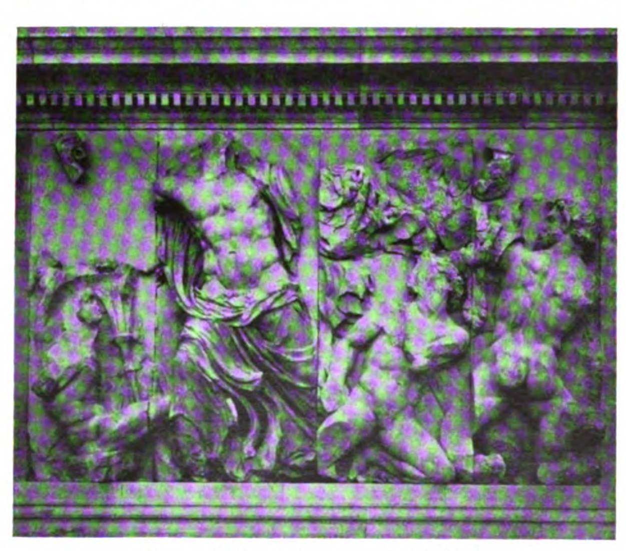
Und dies ist nun just die pergamenische Gigantenschlacht zu Berlin.* Wir erkennen die meisten dargestellten Götter ohne weiteres an ihrem Thun, an ihrer charakteristischen Körperform, an ihrer Tracht oder ihren Attributen. Auf der Ostseite fallen uns der blitzschleudernde und ägisschwingende Zeus, daneben eine Gruppe der Athena sofort in die Augen. Von einer Gruppe des Ares sind uns wenigstens die schönen Streitrosse des Gottes erhalten. Wo Hera und Herakles gefochten, vermögen wir wenigstens aus einigen Bruchstücken zu erkennen. Dann aber tritt uns die Gestalt Apollos prachtvoll gebildet entgegen; wir sehen Artemis, die schlanke Jägerin, im Kampfe mit einer Gigantengruppe. Auf der Nordseite erkennen wir sogleich Aphrodite und den kleinen Eros, die Dioskuren, Kastor und Polydeukes; vollständig erhalten tritt uns Nyx, die Nacht, entgegen, die schon bei Hesiod in der Theogonie eine Rolle spielt und noch in einer berühmten Parabase des Aristophanes (in den „Vögeln") mit anderen Urgottheiten als Zustandsgottheit, wie Erebos und Chaos, lebendiges mythisches Leben hat. Es ist das zu erwähnen wichtig, weil es sonst scheinen könnte, als habe der Meister des Pergamonfrieses etwa auf eigene Faust spätallegorisch solche Gottheiten und Titanen, wie Nacht, den Orion, das Sternbild der Jungfrau, dann wiederum die Töchter der Nacht, die Erinnyen, vielleicht auch Gorgonen, in den Entwurf aufgenommen. In Wirklichkeit sind all die vorgeführten Gestalten lebendiges Eigentum uralter Sagenwelt oder doch von den Dichtern der großen Epochen poetisch belebte Wesen, so daß wir den Künstlern das Zeugnis völlig naiver Komposition ausstellen dürfen. Auf diese Nordseite hat mit der Erscheinung der Aphrodite am anderen Ende der Meergott Poseidon korrespondiert. Auf der entsprechenden Vorderseite bei der Treppe sind dann, teils aus der Gesimsinschrift, teils aus den Figuren selbst, andere Wassergottheiten, Triton, Amphitrite, Nereus mit seiner Gemahlin Doris, Okeanos und die Thetys zu erkennen. Jenseits der Treppe auf der anderen Treppenwange ist der Platz gesichert, wo Hermes kämpfte; Dionysos ist noch sehr wohlerhalten, im Schlachtsturmschritt einherbrausend. Und endlich erkennen wir auch Rhea, die Göttermutter und die geheimnisvolle Kybele. Zum olympischen Göttergeschlecht gehört noch der Lenker der Sonnenrosse, Helios, dem wir im Kampfgetümmel der Westseite begegnen.

Diesem olympischen Geschlecht hat sich, nach der Komposition des pergamenischen Künstlers, bereits ein großer Teil der Titanen und Titaninnen als Bundesgenossen angeschlossen. So sehen wir selbst den entthronten Uranos, den geflügelten, im Kampf gegen einen Giganten, die Titanin Phoibe und andere sehen wir gegen das jüngere Gigantengeschlecht auf seiten der Götter kämpfen, und gerade diese Titanen, die sich dem Reiche des Zeus unterworfen, sind die eifrigsten im Vernichtungskampf. Denn um eine vollständige Vernichtung des ganzen Gigantengeschlechts handelt es sich. Die Mutter und Ursache des ganzen Unheils, die unselige Gäa (oder Ge, Erde), welche dem Uranos das gesamte schlangenbeinige Gigantengeschlecht geboren hat, um die Fesselung so vieler ihrer Titanensöhne zu rächen, muß sozusagen hilflos mit ansehen, wie nicht nur die Giganten, all ihre Kinder, rings von den Göttern hingeschlachtet werden, sondern wie sogar ihre eigenen Titanenkinder, Hekate, Phoibe, Themis und andere, teilnehmen am Kampfe gegen das Gigantengeschlecht, die eigenen Geschwister. Mit flehender Gebärde taucht Gäa — in der Gruppe der Pallas Athene — auf aus der Unterwelt, sie ist als die Urmutter aller eine Riesin

* Sämtliche Abbildungen zu diesem Aufsatz nach Aufnahmen des Photographischen Instituts von Waldemar Titzenthaler in Berlin.

gegen alle Götter und Giganten, nur bis unter die Brust taucht sie aus der Tiefe auf. Sie muß sehen, wie gerade ihr Liebling Alkyoneus von Athene an den Haaren geschleift wird und von der Schlange Athenes den Todesbiß in die Brust erhält. Flehend möchte Gäa das Unheil wenden, aber erbarmungslos sinken die Kinder ihrer Rachelust hin.

Denn diese Rachegeneration sollte wohl das Furchtbarste sein, was gegen ein menschlicheres Göttergeschlecht ausgespielt werden konnte. Diese Giganten gehen unten mit den Schenkeln — schon der „Drachen"-Vorstellung des Hesiod gemäß — in Schlangenleiber aus. Wie wirkliche Schlangen sich aufrecht zu bäumen wissen und so als Wellenlinie das Gleichgewicht halten, kommen auch die Giganten auf ihren Schlangenschenkeln im Gleichgewicht heran, während die Schlangen selbst in mitkämpfende Köpfe ausgehen. Einzelne Giganten haben Löwenköpfe und Löwenpranken zum Menschenleibe; andere sind mit mächtigen Geierflügeln versehen, und ihre Hände gehen in Vogelkrallen aus. Aber auch bildschöne geflügelte Jünglinge sind andere, die wohl den Göttinnen

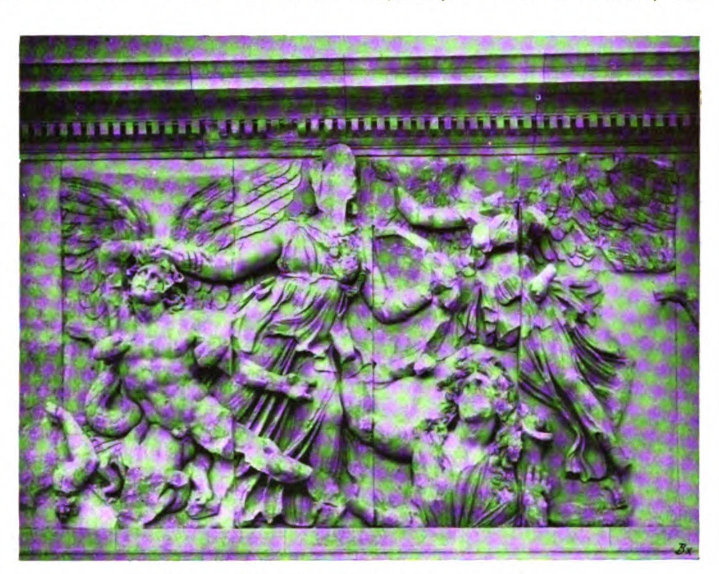


Zeus und Porphyrion von der Ostseite.

besonders gefährlich werden sollten und von diesen daher auch mit sehr erklärlicher, besonderer Grausamkeit bekämpft werden. Die Psychologie des ganzen Frieses mit der besonderen Grausamkeit der kämpfenden Parteien läßt keinen Augenblick im Zweifel, daß die Künstler, nach dem Entwurf eines besonders großen Meisters, den Kampf der besseren Natur gegen die Tiernatur des Menschen, gegen das Menschentier, den Sieg der höheren Denkart und Empfindung gegen niedere Leidenschaft und niedere Triebe haben darstellen wollen mit allen plastischen Mitteln des mythischen Glaubens der lebendigen Volkssage.

Ein Kunstwerk ist entstanden, das künstlerische Probleme löst, die nie wieder in bildender Kunst vor und nach den pergamenischen Meistern in dieser Art gegeben waren. Der ganze Fries mit seinen hundert überlebensgroßen Gestalten ist ein großer rhythmischer Triumph des höchsten und schönsten Naturalismus. Nicht genug, daß die gesamte Komposition bis ins kleinste beseelt, durchmotiviert, geistig von einer unerschöpflichen Erfindungskraft ist, welche die gewiß reiche Erfindungskraft des Phidias auf seinem Panathenäenfries weit übertrifft, auch technisch künstlerisch, bildhauerisch ist eine Aufgabe gelöst, die Phidias sich noch nicht hatte stellen können und die auch kein Bildhauer sich wieder gestellt hat. Diejenigen Beurteiler, welche nach der früheren Lagerung der Platten gefolgert hatten, diese pergamenische Gigantenschlacht sei ein Abweg der Kunst ins Malerische, sind vollständig im Irrtum. Seit wir das zusammenhängende Ganze aufrecht sich vor uns hinziehen sehen im rhythmischen Auf- und Abgewoge der Riesenleiber, sehen wir mit grenzenlosem Staunen, daß jede Figur, jede Gruppe berechnet ist, von allen Seiten geschaut zu werden, daß in der Schrägsicht, rechts oder links, oder in neunzig Grad Aufblick, im sogenannten en face, jede Gruppe, wie die einzelne Figur, einen neuen Energieausdruck, einen neuen harmonischen Aufbau, ein neues naturalistisches Leben gewinnt. Der große Hauptmeister hat dieses Princip zur bewußten Kunstaufgabe eines Hochreliefs gemacht, wo

die Leiber bis zur Hälfte, ja mehr als dreiviertel des Körperumfangs aus dem Friesgrund wachsen, wo eine feine plastische Perspektive durch Ausnutzung des Basreliefs für Hintergrunds-Figuren erzielt wird, und wo ein Kunstgriff, den später Michelangelo und italienische Kunst wieder aufnahm, glänzend benutzt ist, nämlich daß einzelne Figuren auf der Treppe sogar aus dem Rahmen treten und wie leibhaftige Menschen auf diese Treppe hinausknien, als realen Bewegungsuntergrund ihres Kampfes sie benutzen und damit die Illusion der Wirklichkeit der Schlacht so steigern, daß wir glauben, unmittelbar daran teilzunehmen. Alles ist daraufhin geschaffen, daß dieser unmittelbare Anteil bei uns in atemloser Spannung erhalten wird, aber kein malerisches, sondern nur echt plastische Mittel sind gewählt, und der größte Takt herrscht in ihrer Anwendung. Nun ist es erreicht, daß wir eine unendliche Folge von Laokoongruppen vor uns sehen, die eine immer in die andere rhythmisch und plastisch übergehend, aufgehend und sich doch in jedem Blickwinkel als eine neue Kraftdarstellung, eine andere plastisch-rhythmische Ansicht gebend, die das Motiv aufklärt, eine neue Schönheitsseite desselben zeigt und dem umwandernden Beschauer eben mit jedem Schritt, von der Seite und von vorn, eine neue Formenperspektive von höchster Kunstwirkung eröffnet. So ist niemals vorher und nachher ein Relief, das fast zur Gruppe herauswächst und sechsundzwanzig Meter lange Kartonfolge der Gestalten zeigt, behandelt worden. Nie ist einem Rauch oder Begas heutigestags, niemals einem Michelangelo so etwas als plastische Aufgabe gekommen; wo Donatello oder altdeutsche Meister aber vor einer ähnlichen Bedingung standen, sind sie an der Aufgabe gescheitert, die zu Pergamon eine unerschöpfliche Phantasie von rein bildhauerischer Natur gelöst hat und zwar so, daß der Genuß der vollkommenste ist. Es ist ein wahres Panorama der Leiber, ein



Athene, Alkyoneus und Gäa von der Ostseite.

fortgeführtes, symphonisch verbundenes Gesamtgebilde, wo Kampfmotive und Körpermotive nach einer Art Kontrapunkt der Anschauung gebildet sind, wo ein Motiv melodisch aufgenommen, variiert, in seiner Wiederkehr gesteigert wird und im wahrhaft musikalischen Sinne die herrlichsten Rhythmen der Leibesanschauung, der Flächen und Körpermassen, der körperlichen Energien durchkomponiert werden. Und all dieser Rhythmus, diese Musik der Verkürzungsansichten und Frontblicke mit ihrem moralischen Wechsel der dargestellten Handlungen, ist nur der Ausdruck eines völlig naturwahren Formensinnes, Gebärdensinnes und Bewegungsgeistes. Denn hier ist auch nicht ein Rest von archaischer Betrachtung der Natur; Hundeköpfe, welche die Giganten in die Nacken beißen, Pferdeleiber der Götter, Löwenköpfe, Schlangenköpfe und Schlangenleiber sind völlig von zoologischer Richtigkeit und Pracht; man symbolisiert nicht mehr das Tierische. man giebt es mit derselben organischen Wahrheit wie die unerschöpfliche Fülle der Menschengestalt. Spielend werden die schwierigsten mythisch-plastischen Aufgaben gelöst. Da ist die Gestalt der Hekate. Dreigestaltig ist

diese Titanin, sechs Arme, drei Köpfe muß sie haben. Und das Monstrum für den Bildhauer soll auch noch Feuerbrände schwingen. Wie soll man das bewegen? Der Takt des pergamenischen Meisters hat die Gestalt in eine Ansicht gestellt, wo wir eine schöne kraftvolle Frau im Rücken zu sehen glauben mit zwei natürlichen Armen, unter ihrer Achselhöhle aber kommt in der Verkürzung ein dritter Arm zur Erscheinung, der uns bald in die Täuschung versetzt, es sei der Arm einer anderen, dahinter winkenden Gestalt, bald wieder zur vorderen gehört, so daß wir in diesem perspektivisch-technischen Wechsel der Empfindungen das Monströse wie eine ganz besondere, aparte Schönheit empfinden, als müßte das nur so sein. Unerschöpflich sind die Künstler in solchen Kunstgriffen eines genialen Geschmacks. Sie wagen alles Äußerste von Motiven, was überhaupt in einem körperlichen Vernichtungskampfe vorkommen kann; ein Gigant stemmt seine Zehen in die Virilia eines Löwen, Hunde packen Giganten mit den Zähnen im Nacken, ein Löwe hat den Arm eines Giganten schon im Maule, ein erwürgter löwenköpfiger Gigant krallt seine Löwentatze in den Oberarm seines göttlichen Erwürgers. Fackeln, Feuerbrände, brennende Baumschäfte werden den Giganten von den derben Göttinnen vor die Nase gestoßen, daß sie besinnungslos zurücktaumeln. Wiederum umschlingen die Schlangenläufe der Giganten ihre Gegner, Idas hat den Kastor im Ringkampf aufgehoben und preßt ihn so über dem Magen zusammen, daß man sieht, wie dem Gepreßten die Beine absterben — genug, wenn Homer schildert, wie einem verwundeten Krieger die Därme aus dem Leibe fallen und er sie aufheben muß, so giebt auch Pergamon diesem homerischen Naturalismus nichts nach. Aber das ist nun das Großartige, daß all dieser Naturalismus rhythmisch bewältigt ist, daß nichts stilisiert ist, daß nirgends ein besonderes „Stil“wollen und eine Stilgenüßlichkeit — wie sie uns in Deutschland seit zehn Jahren dilettantisch verfolgt — hervortritt, sondern daß vollendete Freiheit der Naturkenntnis, anatomischen Wissens, übersprudelnde Leidenschaftlichkeit der plastischen Phantasie sich durch nichts anderes bändigt als durch den eingeborenen Rhythmus der Natur selbst. Und so ist denn Stil im allerhöchsten Sinne erreicht als die Selbstadelung eines vollendeten Natursinnes mit dem Kunstmittel der Natur selbst, welches Rhythmus heißt.

Selbstverständlich ist der körperliche organische Kanon dieser griechischen Meister nicht die Verkrüppelung des Leibes, die Abmagerung der Muskeln, der Fettansatz, wo Muskeln wirken müssen, und dergleichen Körperelend. Diese griechischen Gestalten sind je nach ihrem Charakter vielmehr immer wohlgenährte, körperlich durch Bewegung und Kraftübung naturgemäß ausgebildete Menschen. Eine Verkümmerung des Körperlichen darzustellen verschmäht dieser Naturalismus, wohl aber erwägt er mit dem feinsten organischen Gefühl die Bedingungen der Körperbildung, unter der jede Gestalt steht, um ihr den charakteristischen Muskelorganismus, die natürlichen Schwergesetze ihrer Bewegungsart zu leihen. So zeigen die meisten Giganten, die auf Schlangenleibern sich bewegen, den Lendenmuskel besonders stark entwickelt und zwar in der bekannten Weise, daß er über die Beckenwandung festgegliedert übersetzt, wie das auch sonst wohl ausgeturnte Griechenkörper zeigen. Wir können genau beobachten, daß die Künstler sich gesagt haben, die Bewegung dieser Körper auf jenen Schlangenschenkeln, die in Schlangenringelleiber übergehen, müssen den Lendenmuskel besonders in Mitleidenschaft ziehen und ausbilden. Heutigestags bildet sich bei Männern in reiferen Jahren, welche viel auf dem Zweirad fahren und im Trinken mäßig sind, dieser antike Lendenmuskel meist genau so übergreifend aus wie bei den griechischen Ringergestalten und Sportsmenschen. Fährt man täglich auf dem Rad, so ist man nach wenigen Wochen nach dieser Richtung völlig antikisiert, weil die ununterbrochene, bis zum rechten Winkel erfolgende Radhebung des Oberbeins die Muskeln der Leibesflanke ausbildet, die sonst bei den meisten verfetten. Überhaupt hat das Radfahren mehr als anderer Sport gewisse Eigentümlichkeiten griechischer Muskelbildung erneuert. Mancher Radfahrer sieht, daß er allmählich ein ähnliches Schwibb-Bein wie der Apollo vom Belvedere gewinnt, und unsere radfahrenden Damen haben Gelegenheit, an

Gestalten einer Artemis und vieler amazonischer griechischer Frauenkörper überraschende Vergleiche mit sich selbst anzustellen. Nun kommen unsere pergamenischen Giganten in der That auf ihren Schlangenrädern wie mächtige Radfahrer ins Schlachtgetümmel; die Künstler haben durchaus danach getrachtet, ihre Gestalten so zu organisieren, daß sie nicht Fabelwesen, Märchengestalten sind, sondern sozusagen zu anatomischen und physikalischen Wirklichkeiten werden. Wie muß ein Menschenwesen, das unten in zwei Schlangenleiber mit eigenen Rückgraten sich teilt, anatomisch organisiert sein, damit es sich kraftvoll bewegen kann? Diese Frage stellt sich die übermütige Naturkenntnis unseres Frieses — mit anderen ähnlichen Fragen —, und mit köstlichem Humor der Konstruktionslust beantworten unsere Künstler die Fragen.

Von unübertrefflicher Logik der Körperbildung finden wir hierin denn z. B. die mächtige Gestalt des Giganten Porphyrion, der wie die meisten Gestalten der Ostseite eine besonders geschulte und hervorragende Meisterhand verrät. All diese Figuren: der Gigant Klythios und Hekate, der prächtige Tityos, Artemis und ihr Gegner Otos, die Gestalt des Apollo, die Zeusgruppe, die mächtig ergreifende Gruppe der Athene mit dem jammernden Alkyoneus und der flehenden Gäa bis zu den herrlichen Aresrossen, zeigen einen besonderen Meister, der einen vertiefteren Körpersinn, eine ins Großartige strebende äußere Technik mit einem gleichen moralischen Streben vereinigt. Er ist wohl auch der Erfinder und Komponist des ganzen Frieses, denn in dieser Hinsicht geht zu mächtig ein Geist und ein einheitlicher Kontrapunkt durch das Ganze, als daß man es der „Schule“ an sich zuschreiben könnte. Dieser Meister, der den Zeus und den Porphyrion geformt hat, der den kühnen Otos — er hatte es einst gewagt, um Artemis zu freien, und die Göttin wird den jungen Mann mit Pfeil und Bogen nun dafür strafen — in dieser großcharakteristischen Frische der Göttin entgegenführte und Artemis mit dieser jungfräulichen Kampfseligkeit sich bewegen läßt, in welcher dem Otos der Pfeiltod geradezu wie ein lustiges Leben, wie ein frischer Waldeskuß der Göttin munden muß, hat überall an diesen Figuren sozusagen seine bildhauerische „Löwenpranke“ mit ihrer Spur hinterlassen. Ein anderes wunderschönes Stück der Komposition ist aber auch die ganze Eckdarstellung der linken Treppenwange, wo zwei Seiten, die Treppenseite und linke Vorderseite, sich begegnen und der Rhythmus der Kompositionen eben auch um die Ecke herumgeführt ist. Das ist von einer so nie dagewesenen Schönheit des Ausgleiches aller Bewegungen und Gruppenverkürzungen, daß man nur immer mit neuem Staunen zu dieser Nereusgruppe, zu Doris und Okeanos zurückkehrt und die Amphitritegruppe um die Ecke herum verfolgt. Hier glauben wir einen gleichfalls sehr reifen Meister zu erkennen, besonders in den die Treppe hinaufringenden Gestalten, aber milder, weicher ist sein Schönheitssinn und seine Formengebung als die großzügige Naturauffassung und die glänzende Formensprache der Ostseite. Auf den Simsen sind die Namen der beteiligten Künstler zum Teil noch kenntlich eingegraben; drei Namen: Theorretos, Dionysiades und Orestes kann man noch lesen, das andere ist leider unkenntlich, so daß wir den Hauptmeister noch nicht mit Sicherheit zu nennen wissen. Zweifellos um bedeutende Grade dürftiger an innerem Formenleben und bewußter Sprache der Formen zeigen sich eine Reihe von den Gestalten der Nord- und der Südseite; hier glauben wir vielfach die Hand der Gehilfen, die Schule zu erkennen, welche sich wohl auch gelegentlich mit konventionell gewordenen Mitteln der Schönheit hilft, eine Gestalt, eine Form nicht so von innen heraus entwickelt, sondern die grandiose Conception des Meisters nur mehr illustrativ ausarbeitet. Aber trotzdem! Was ist es selbst in diesen geringeren Teilen für eine Schule! Hundert „namhafte“ heutige Bildhauer können davon noch zehren, damit wetteifern und würden es nicht erreichen. Die großartigen Gebilde der Ostseite können wir mit ruhigem Gewissen neben die schönsten Parthenonleiber stellen. Wenn letztere allerdings noch einen gewissen Vorzug der Formenmajestät haben und als Vollfiguren allerdings noch einen höheren aristokratischen Zug der Marmorbehandlung wie des ganzen Empfindens aufweisen, so ersetzt der pergamenische Meister



Klythios und Hekate, Otos und Artemis, Leto und Tityos von der Ostseite.

diesen Ausfall im Vergleiche dazu durch die geniale Phantasie und hinreißende Dramatik seiner Formsprache — ganz abgesehen von der Erfindung und Rhythmik des Ganzen — auch im intimeren Anschauen der Einzelkörper. Zuletzt läßt man alle Vergleiche fallen, denn es ist überhaupt eine andere Kunst, aber sie wandelt auf Menschheitshöhen und ist in sich vollendet, eine herrliche Ausstrahlung des leidenschaftlichen und mit Beethovenschem Sinne in rhythmisierter Leidenschaft lebenden Geistes einer prachtvollen Künstlerseele.

Und damit mag es mit der Betrachtung dieses Hauptwerkes im Pergamon-Museum sein Bewenden haben. Den interessantesten Gegensatz dazu zeigen uns die Reliefplatten zur Telephossage, welche oben auf dem Altarplateau die Innenseite des Umgangs um den eigentlichen Opferhof geschmückt haben. Telephos war der Sage nach Gründer von Pergamon — natürlich, daß das große Altarwerk sich mit seinem Schicksal beschäftigt. Er sollte ein Sohn des Herakles und der Auge sein, einer Tochter des Aleos von Tegea. Als Kind wird er ausgesetzt, gefunden, seine Mutter wird verbannt. Sie kommt nach dem Pergamon benachbarten Mysien, um eine Pflegetochter des Königs Teuthras zu werden. In reiferen Jahren zieht Telephos aus, seine Mutter zu suchen; er kommt auch zu Teuthras, sieht Auge, ahnungslos, daß es seine Mutter ist, und soll sie zur Gemahlin erhalten. Rechtzeitig aber, da Auge sich niemals wieder vermählen wollte im Andenken an Herakles, schießt zwischen Mutter und Sohn eine Schlange, in der Sage wohl auch ein Drache auf und verhütet das Unheil. Ein kleiner Sagenkreis hatte sich um den Namen Telephos gebildet. So hatte er dem trojanischen Einfall der Hellenen in sein Neuland Mysien widerstanden, war von Achill verwundet worden. Die Wunde heilte nicht, nur Achill sollte sie selbst heilen können. Telephos begiebt sich infolgedessen nach Argos, raubt das Söhnchen des Agamemnon, den kleinen Orest, flüchtet sich mit diesem auf den Altar und will ihn töten, wenn der einflußreiche Argiverfürst ihm nicht bei Achilles beisteht, der denn auch den Telephos heilt. Momente aus diesem Stoff sehen wir unzweifelhaft dargestellt; so gehört zu den besten Platten ein Stück, wo ein Mann sich aufgeregt auf einen Altar gesetzt hat mit einem Knäblein unter dem Arm; auch die Aussetzungsscene erkennt man. Dieses Relief unterscheidet sich aber sehr von der Art, wie Phidias auf

seinem Fries vorging. Er ist nur Sitten- schilderer, der das reale Nebeneinander des großen Athenefestzuges plastisch schildert, ebenso wie die Gigantenschlacht eine reale Einheit ist. Die Telephosreliefs aber sind ein Cyklus von Bildern, welche den Helden von Kindesbeinen an bis zu seinem Tode im Nacheinander einer epischen Erzählung sozusagen kapitelweise vorführen samt Vater, Mutter und sonstiger Verwandtschaft, wie unsere christliche Kunst nachmals die Lebens- geschichte Jesu oder seine Leiden, die Haupt- momente der Erlösungsgeschichte in Cyklen von Reliefs oder Bildern darstellt. Da die Lebensgeschichte des Telephos durch man- cherlei Gefahren zu einem harmonischen Ende geführt wird, so mochte sowohl das Atta- liden-Herrscherhaus wie das Publikum von Pergamon sinnige und tröstliche Beziehun- gen zur eigenen Stadtgeschichte in diesen Kunstwerken sehen. Wie einst Telephos dem Einfall der Hellenen widerstanden hatte, so hatten die Attaliden den Galliereinfall be- siegt, wonach sie ihre Kultur konsolidieren konnten. Wie sie selbst Tempel bauten und Kunstwerke schaffen ließen, so sieht man Auge als Stifterin eines Athene-Kultus darge- stellt, Telephos aber, nachdem seine Aben- teurerzeit geendigt ist, sich auch als Kultur- bringer bewähren. In dieser Art mag das Relief mit seinen halb- lebensgroßen Figür- chen mancherlei liebens- würdige Anspielung auf pergamenisches Leben enthalten, die wir nicht mehr ganz aufzuschlie- ßen vermögen. Die Te- lephossagen waren in Griechenland wohlbe- kannt; sie brauchten von den Bildhauern nicht erst künstlich herbeige- zogen zu werden. Der Raub des kleinen Orestes war ein Motiv, das Dramatiker rei- zen konnte, Euripides hatte einst sogar eine „Auge“ geschrieben, die den heftigen Spott des Aristophanes erfuhr, weil Herakles darin die Auge im Rausche überwältigte. Auge war also schon für die gebildete Athenerwelt ein Pietätsgegenstand gewesen. Man durfte ihr und ihrem Heraklessohne Telephos nicht un- gestraft solches andichten. Es ist möglich, daß — wie der Berliner Katalogführer ver- mutet — ein pergamenisches Hofgedicht von Telephos die Künstler angeregt hat zur Komposition ihrer Reliefs; da wäre das dann etwa in der Weise wie die „Argo- nautenfahrt“ des Apollonios von Rhodos und anderer alexandrinischer Epiker zu den- ken. Diese epischen Gedichte liebten es aller- dings wohl auch, von der Kindheit bis zum Tode Episoden zu reihen, anders als der große Homer. Aber wir sind nicht zu dieser Annahme genötigt, vieles spricht wiederum dafür, daß der Meister des Frieses, gleich dem Erfinder der Gigantenschlacht, in den freien Vorrat der umgehenden Sage ge- griffen hat, die jedermann kannte, und daß er diejenigen Momente darstellte, die auch im Ritus eine Rolle spielten und im ange- deuteten Sinne anspielungsreich sein konnten.

Künstlerisch sind diese Reliefs schon des- halb sehr interessant, weil sie uns eine ganz andere Kunstweise, einen ganz anderen For- mensinn zeigen als die Gigantomachie. Der Zeit nach werden die Werke naturgemäß nicht in zu weit entlegenen Abständen voll- endet sein; es scheint ein anderer Meister



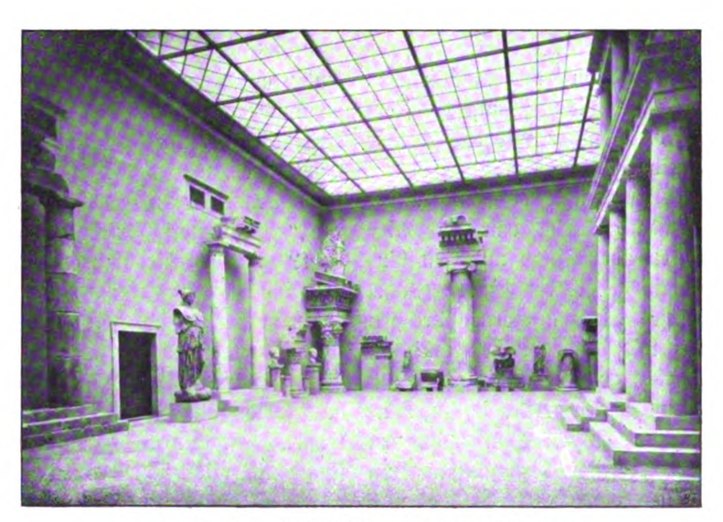
Die Nyx.

mit den Seinen von Griechenland herübergekommen oder in Pergamon aufgewachsen zu sein. Sein Reliefprincip ist ein mehr zeichnerisch-lineares, worin er eine große Grazie und schlichte Einfachheit entwickelt. Wir finden an solchen Darstellungen, wie der Wappnung des Telephos durch Auge, an der Stiftung des Athenekultus durch Auge, in der Scene, wo Telephos unter den versammelten Argiverfürsten erscheint, überall den Kultus der schlichten, zartgeeckten Linie, etwa wie im Kameenschnitt. In diesem Stil liegt ein großer Reiz; in neuerer Zeit haben Ernst Hähnel und Rietschel — besonders der erstere — einen ähnlichen Stil gepflegt, z. B. an den Gestalten der Reliefs der Dresdener Gemäldegalerie. Ganz frappant ähnlich bewegt sich die Hand des pergamenischen Meisters, und die genannten deutschen Meister kannten Pergamon noch nicht. Sie waren vielmehr in einer Fortbildung der von Phidias geübten Zeichnungsweise und Umrißart zu ihrem Ergebnis gekommen, indem sie diesen Stil auf die tiefere Reliefform übertrugen. Und in ähnlicher Weise sehen wir auch den Pergamenier verfahren. Er liebt sich mehr die sophokleische Ruhe, das, was man überhaupt früher für den allgemeinen Stil der „Ruhe" im Griechentum hielt, was aber nur individuelle Eigenschaft einiger abgeklärter Naturen war, während Naturen wie Äschylos und Euripides durchaus in den Temperamenten wirkten, in denen wir die Gigantenschlacht daherrasen sehen. Auf dem Telephosfries sehen wir dagegen einen Idylliker, der sich auch als Formenkünstler sozusagen in einer idyllischen Auffassung der Formen behagt; selbst da, wo Telephos in dramatischer Aufregung auf dem Altare sitzt mit dem geraubten Orest, kann der Künstler seinen zierlichen Geist nicht verleugnen. Wo die Figürchen gut erhalten sind, tritt überall diese edel-zierliche Zeichnung auf, welche die einfachen, eckig gelegten Gewandfalten liebt zum Unterschiede von der Gigantomachie, wo alles im aufgeregten Rhythmus der Kurven schwebt. Der Telephoskünstler giebt sich nur ganz als ein behaglicher epischer Erzähler, und manchmal, z. B. beim Bau des Schiffes, in dem Auge ausgesetzt werden soll, plaudert er sogar zu viel, indem er das, was ein Relief geschmackvoll darstellen kann, vergißt und ins Malerbild hineinstrebt wie so manche mittelalterliche Meister. Im ganzen aber sehen wir eine Künstlernatur von anakreontischer Anmut mit einem sehr sicheren, vornehmen Marmorkönnen, und wenn leider die Fragmente zumeist allzu fragmentarisch sind, so dürfen wir Berlin doch glücklich preisen, daß es nun auch diesen schönen Beitrag zur Unterscheidung griechischer Künstlerindividualitäten besitzt.

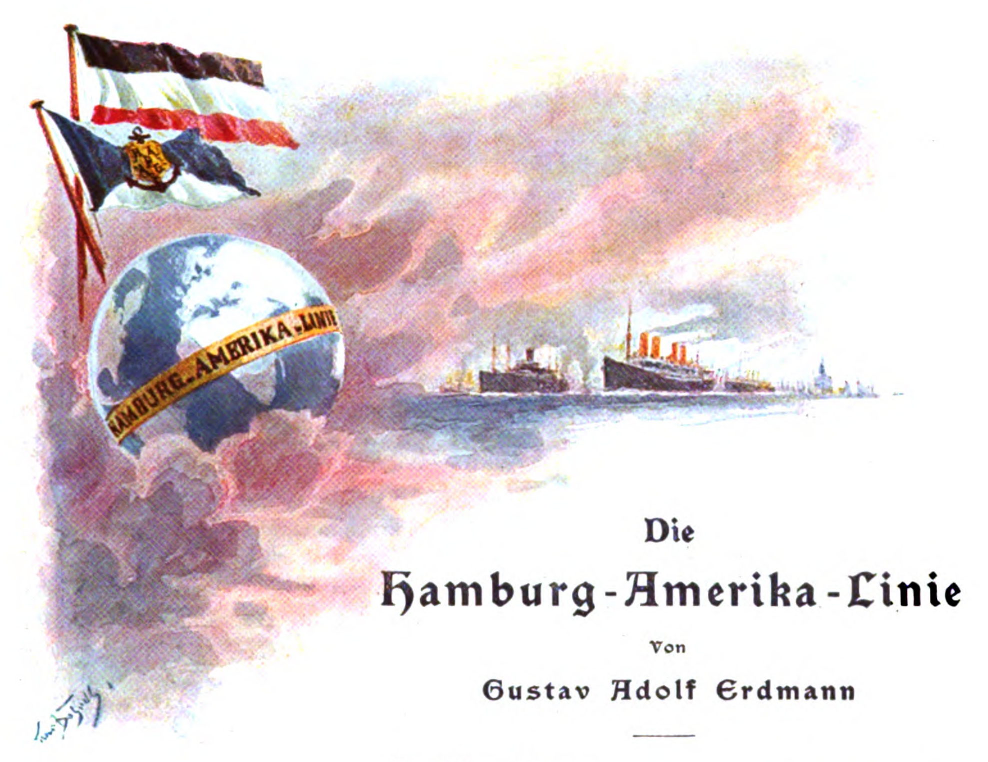
Und andere Individualitäten sprechen uns auch aus den Gewandstatuen, den Götterbildern, Heroenresten an, welche um die Außenwände des Pergamongebäudes in langen Reihen aufgestellt sind. Da ist der berühmte, wunderbare Kopf einer schönen Frau in duftig-weichem, parischem Marmor, vielleicht aus einer anderen griechischen Kunststadt einst nach Pergamon gebracht, da wir die Behandlungsweise seiner Formen auf den eigentlich pergamenischen Arbeiten nicht finden. Denn von fabelhafter Leichtigkeit, fast wie hingemalt mit dem Meißel, ist die Bildung der Augen, der Augenbrauen; mit größter Zartheit und doch auch wieder vollkommen sicher im Formgefühl ist der liebliche Mund herausgeschnitten. Es ist jene schmalköpfige, nach der Nase zu schmalgeschnittene Frauenrasse mit den etwas aufgerafften Oberlippen, der mehrere besonders schöne griechische Köpfe der praxitelischen Zeit angehören, eine Rasse, die sich durch ein Wunder des Völkerschicksals auch im heutigen England findet, wahrscheinlich Töchter gräko-germanischen Blutes, einer dorisch-arisch-germanischen Edelrasse, die in gewissen Bildhauerschulen immer wieder auftritt und lange Zeit Schönheitsideale gewisser Künstler bestimmt hat zum Unterschiede z. B. vom breitwangigen, vollippigen Typus der Hera Ludovisi, dem wir aus gewissen oberfränkischen und bayerischen Gegenden Analogien entgegenstellen können. Wer viel gereist ist, braucht nur den eigentümlichen, langnasigen Kopf einer pergamenischen Pallas zu betrachten — vielleicht nach dem Modellporträt einer angesehenen Pallaspriesterin —, um eine andere Analogierasse mit heutigen zu erkennen. Sie sieht fast aus wie eine gelehrte Jungfer, vielleicht die Tochter eines Gelehrten von der pergamenischen Biblio-

thek, die sich bereits für die Frauenbewegung nach Euripideischer Lektüre begeisterte. Sie ist kenntlich an der kreuzweise über die Brust gelegten Ägis. Der größere Teil der aufgestellten Körperbruchstücke zeichnet sich aus durch eine besonders geistreiche und phantasievolle Gewandbehandlung; modisch gesinnt waren die Griechinnen immer, wie uns schon Aristophanes köstlich geschildert hat; sie waren selbst sehr erfinderisch in der Art, wie sie die Elemente ihrer bekannten Gewandung durch verschiedenes rhythmisches Raffen und Umnehmen variierten; in Pergamon sehen wir, daß die Künstler von dieser Unerschöpflichkeit griechischer Damenphantasie den Vorteil einer ähnlichen künstlerischen Unerschöpflichkeit in Draperien gezogen hatten. Es ist ganz erstaunlich, wie unendlich reich sich alle Künstler — voran die Meister der Gigantenschlacht — im Rhythmus der Gewandphantasien erweisen. An mehreren Torsen, einer Nike, einem Zeus erkennen wir ähnliche Meisterhand wie an der Gigantenschlacht. Interessant ist eine Kolossalnachbildung der Athene des Phidias, welche man im Saale der zum Teil höchst frappierenden Architekturstücke untergebracht hat. Sie war als gelehrtes Erinnerungsstück im Saale der Bibliothek von Pergamon aufgestellt, eine derbe, grobe Kultusarbeit, die wohl nur wenig die zart-organische Elfenbeinarbeit des Phidias verstanden hatte. Wie dem auch sei, auf alle Fälle bereichert jedes Stück dieser Pergamonsammlung unsere kulturhistorische Einsicht vom Griechentum, auch da, wo in verschiedenen Zeitaltern nicht immer die höchsten Kunstkräfte der Gigantenschlacht walten.

Wir können diese Einführung in den Genuß der pergamenischen Werke nicht beschließen, ohne der deutschen Männer zu gedenken, deren gemeinsames forschendes und kulturhistorisch-aufschließendes Wirken Deutschland mit diesen Herrlichkeiten bereichert hat. Karl Humann, der erste Entdecker, dem man eine Erinnerungsbüste gewidmet hat, Alexander Conze, Richard Bohn, vor allem O. Puchstein, der sich um die Namenerkennung der Gigantenschlacht verdient gemacht, sind die geistvollen Finder und Deuter. Zwanzig Jahre aber hat die überaus mühsame Neuzusammenfügung der Bruchstücke durch die scharfblickenden Bildhauer Freres und Possenti gedauert, der wir nun so mächtige und so verläßliche Kunsteindrücke verdanken.



Der Architektursaal mit der Athene nach Phidias.



Die Hamburg-Amerika-Linie

Von

Gustav Adolf Erdmann

In Hamburg

(Nachdruck ist untersagt.)

Helle Julimorgensonne überstrahlte ein Bild von märchenhaftem Reize, das gleichmäßig das nach malerischen Motiven ausschauende Auge fesselte, wie es den grübelnden Geist, der das Geheimnis des pulsierenden Lebens zu entschleiern und zu erkennen sucht, mit einer fast erdrückenden Fülle neuer Anregungen bestürmte.

Ich lehnte, angenehm von einer frischen Brise umweht, gegen die Brüstung der Terrasse meines Hotels, unter mir das rastlose Leben des Hamburger Hafens.

Es ist ein unvergleichlicher Zauber, der von diesem Bilde ausgeht, eine suggestive Gewalt, die jeden über Raum und Zeit hinwegzuheben vermag, seinem Geiste Flügel verleiht und seine Augen in Fernen dringen läßt, die selbst mit den schärfsten optischen Instrumenten nicht zu erreichen sind.

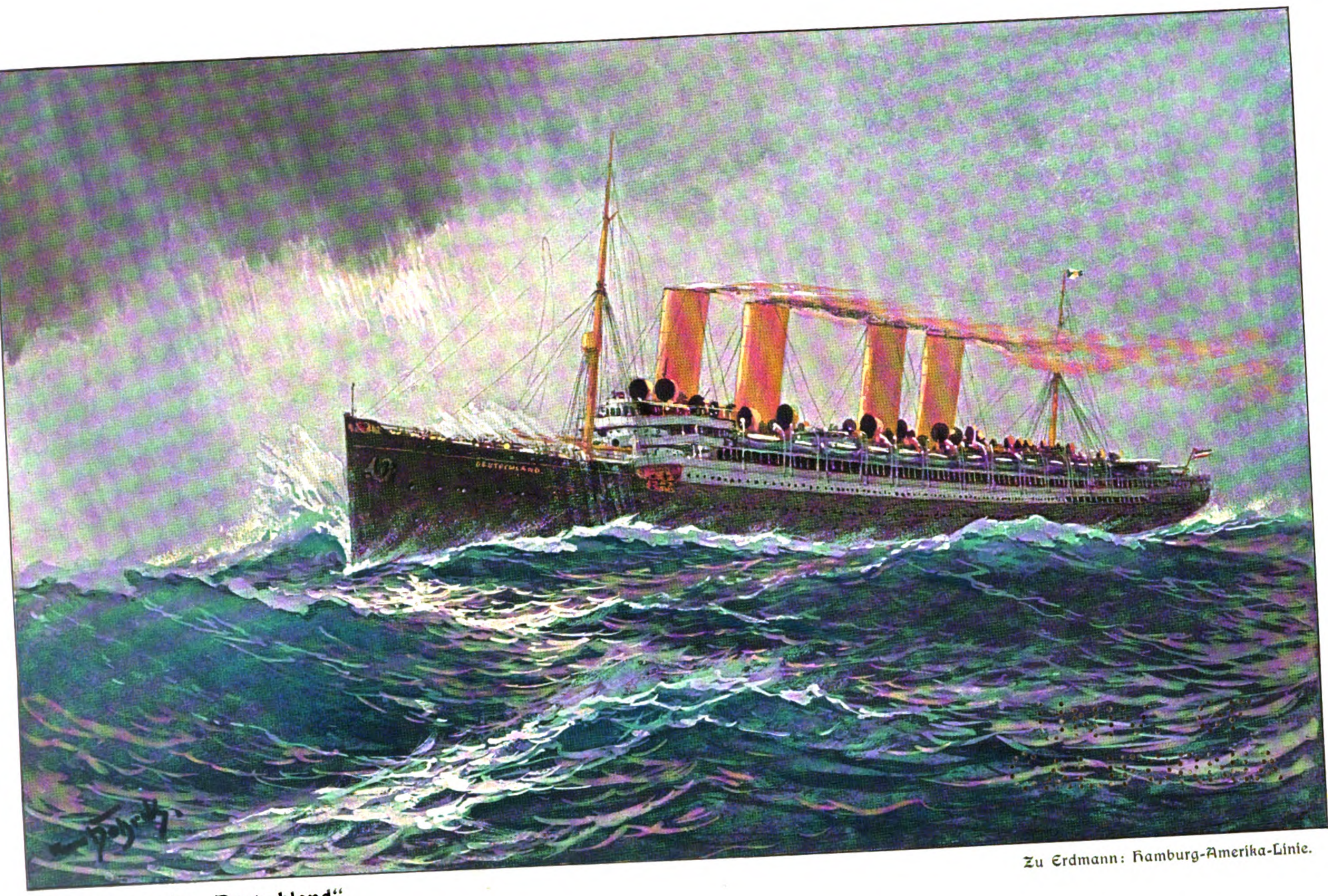
Schon seit acht Tagen weilte ich zu Studienzwecken in der stolzen Hansestadt, um gegen Ende des Monats nach Buffalo zum Besuche der Ausstellung zu fahren, und jeden Morgen unterlag ich von neuem dem Zauber.

Ich mußte bereits längere Zeit so in gedankenvolles Schauen versunken gestanden haben; jedenfalls hatte ich nicht bemerkt, wie ein auffallend stattlicher Herr, dessen feingeschnittenes Gesicht mit dem dunklen Vollbart von scharf und klug blickenden hellbraunen Augen belebt wurde, zu mir getreten war. Eine schlanke Männerhand legte sich mir leicht auf die Schulter, und eine angenehm klingende Stimme rief in gewandtem Deutsch, aber mit jener eigenartig scharfen Aussprache der einzelnen Silben, die den Ausländer verriet: „Wachen Sie auf, lieber Freund! Guten Morgen! Wollen Sie mir wohl sagen, woran Sie dachten?“

„Guten Morgen, verehrter Herr Nikiforow,“ erwiderte ich erfreut. „Angenehm geruht? Haben Sie nun die Reisestrapazen gänzlich überwunden?“

Iwan Nikiforow war ein Petersburger Großkaufmann, der erst vor zwei Abenden über Berlin in fast ununterbrochener Fahrt aus seiner Vaterstadt in Hamburg eingetroffen war. Durch sein angenehmes Wesen fühlte ich mich schnell zu ihm hingezogen, und als sich dann bald herausstellte, daß wir beide gleichzeitig mit demselben Schiff nach New-York fahren wollten, war schnell Reisefreundschaft geschlossen.

„Danke! Vollkommen!“ erwiderte mein Petersburger Freund. „Aber bleiben Sie



Zu Erdmann: Hamburg-Amerika-Linie.

Schnelldampfer „Deutschland“.

einmal bei meiner Frage: Was dachten Sie soeben?"

„Das läßt sich eigentlich schwer in Worte kleiden; es war mehr ein denkendes Empfinden oder, wenn Sie lieber wollen, ein empfindendes Denken. Ich berauschte mich an der Größe des vielgestaltigen Bildes dort vor uns und ließ den Pulsschlag des gigantischen Weltverkehrs auf mich wirken. Und ich muß gestehen: ein eigenartiges Froh- und Kraftgefühl ist dabei über mich gekommen, eine stolze und dennoch nicht eitle Erkenntnis von der lebenspendenden Schöpferkraft des Menschengeistes, wenn ein starker Wille ihn leitet."

Der Russe lächelte leise. „Und welches Schöpferkunststück des Menschen macht Sie nun so besonders stolz, wenn ich fragen darf?"

„Daß der Mensch, besser gesagt: der moderne Mensch unserem vorher toten Planeten lebendigen Odem einzuhauchen vermochte."

„Wie meinen Sie das?"

„Er umspann ihn mit einem feinen Nervensystem, das es möglich machte, Gedanken und Befehle von einem Punkte nach allen Richtungen zu übermitteln, um sie dort zur Ausführung bringen zu lassen; er durchzog ihn mit einem weitverzweigten Adernetz und gab diesem durch den Weltverkehr den lebenspendenden Blutstrom und Pulsschlag. Und diese Schöpfung des Menschengeistes erwies sich als eine ganz besondere Zaubermacht: sie hob den Begriff der Ferne auf und machte das Trennende zum Bindeglied, sie rief eine neue Kultur hervor, die mehr denn je Gegensätze unter den Völkern ausglich. Sie bringt Leben, wohin sie kommt, und das Schweigen des Todes legt sich über die Gegenden, welche sie meidet oder von denen sie sich abwendet."

„Aber es kommt hierbei doch immer auf die Völkerindividualität an," erwiderte Nikiforow, „nicht jedem Volke wohnt die von Ihnen gepriesene Schöpferkraft inne. Freilich, ihr Deutsche habt sie, und durch sie seid ihr ein Volk geworden, dessen stolzen Weltflug auch der Feind anerkennen muß."

„Wer vermag zu sagen, ob nicht auch in einem Volke, das gegenwärtig noch in Schlummer liegt, einst sich Schöpferkräfte regen werden, die die Welt in Staunen setzen? War es mit uns Deutschen etwa anders? Sehen Sie dieses Hafenbild, blicken Sie hinüber nach den gewaltigen modernen Hafenanlagen, nach der imposanten Werft von Blohm und Voß! Glauben Sie, daß das immer so gewesen ist? Noch vor etwas über fünfzig Jahren zählte Hamburgs Gesamtflotte nur 240 Schiffe mit 47800 Registertonnen Inhalt, darunter 5 Dampfer, und heute — auf die Statistik in meinem „Nautischen Kalender" darf ich mich verlassen — hat eine einzige Hamburger Reederei, die Hamburg-Amerika-Linie, etwa 270 Schiffe mit 668000 Register-Tonnen, und die ganze Hamburger Seeschiffflotte betrug am 1. Januar 1900 846 Schiffe mit über 1200000 Netto-Tonnen Inhalt, darunter 435 Dampfer, auf die fast eine Million Tonnen kamen. Und wer vermochte vor fünfzig, vor vierzig oder auch nur dreißig Jahren den Schiffsverkehr entfernt zu ahnen, der jetzt im Hamburger Hafengebiet herrscht, und der bereits 1899 weit über 13000 einlaufende und etwa ebensoviel abgehende Schiffe in einem Jahre aufwies, die zusammen rund 16 Millionen Tonnen Ladefähigkeit hatten."

„Gewiß ist es ein stolzes Hochgefühl, so den Verkehr seines Landes anwachsen zu sehen; aber sagen Sie, haben das nicht vielmehr die veränderten Verhältnisse als die Menschen bewirkt?"

„Und wer schuf diese Verhältnisse? Doch nur die Menschen! Nur ist es so oft nicht möglich, den schöpferischen Einfluß einzelner genau zu erkennen, weshalb man dann auf das bequeme Aushilfsmittel der ‚veränderten Verhältnisse' verfällt, die gänzlich unpersönlich sind. Dieses großartige Bild aber ist ein Preislied auf bestimmte Männer, deren Namen wir kennen, sind sie doch mit markiger Schrift in die Tafeln der Entwickelungsgeschichte des Weltverkehrs eingemeißelt."

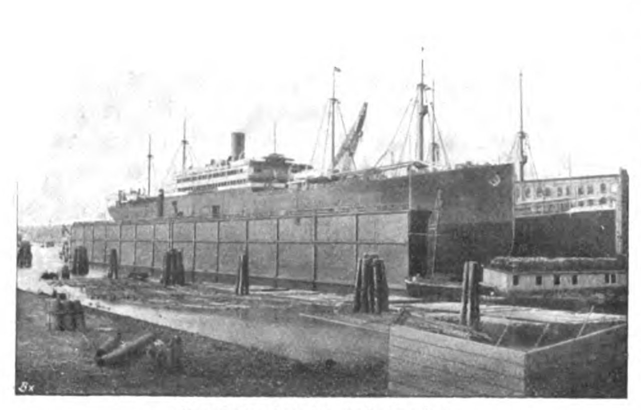
„Und die wären?"

„Es sind die Begründer jener stolzen Reederei, deren schönstem Schiff wir beide uns in einigen Tagen zur Überfahrt über den Atlantic anvertrauen wollen, die Schöpfer der Hamburg-Amerika-Linie."

Über das Antlitz meines Freundes huschte ein ungläubiges Lächeln.

„Erwägen Sie gütigst," fuhr ich fort, „daß diese größte Reederei der Welt unge-

fähr die Hälfte der Hamburger Dampferflotte ihr eigen nennt, daß sie allein oder mit befreundeten Gesellschaften gemeinsam 39 Schiffahrtslinien unterhält, von denen 26 von



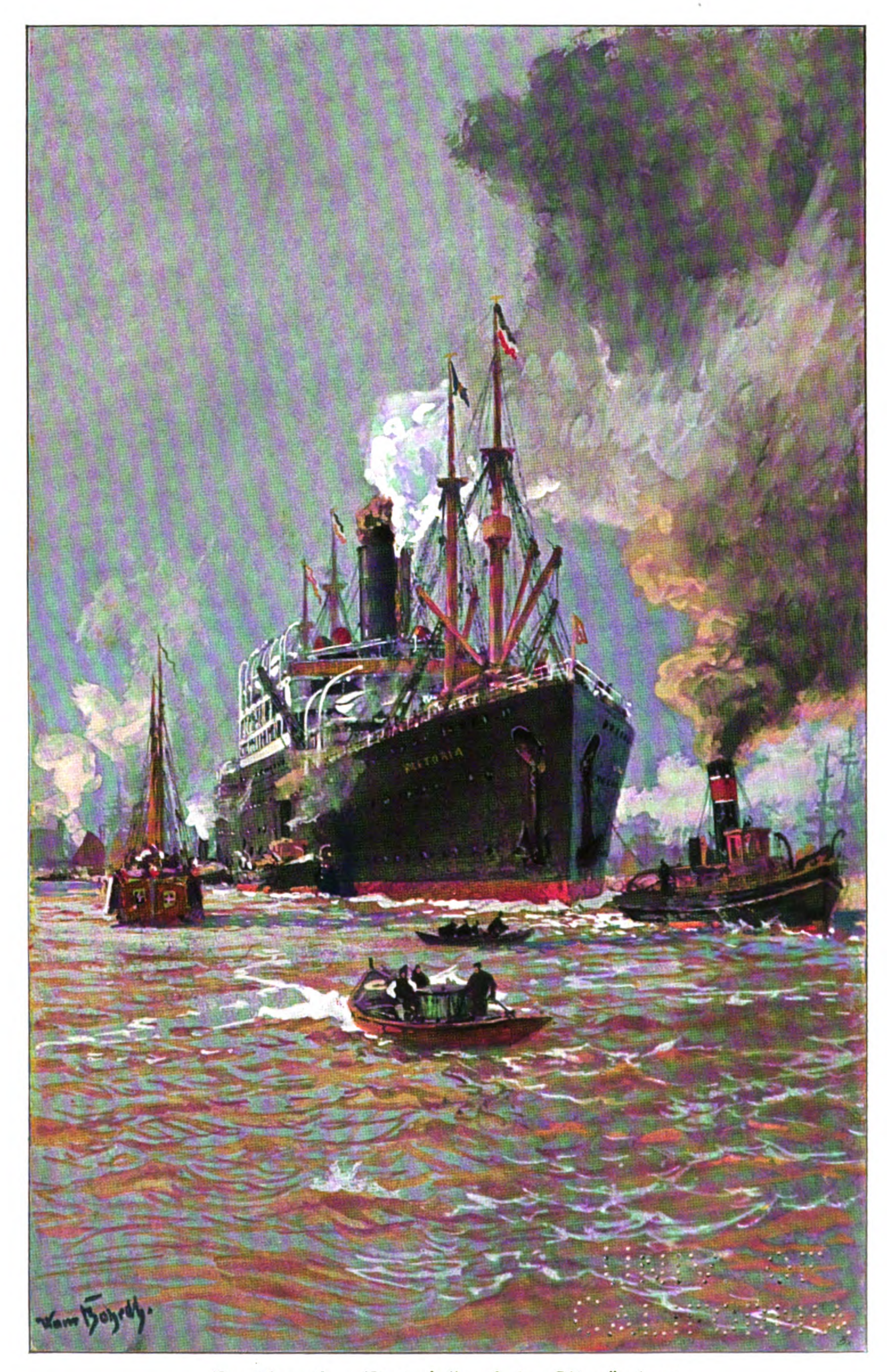
„Pennsylvania" im Schwimmdock.

Hamburg ausgehen, also auch naturgemäß, entsprechend ihrer Tonnage, mit ihren jährlich etwa 3⅕ Millionen Kubikmetern Fracht den höchsten Prozentsatz am Güterverkehr des Hamburger Hafens hat. Bedenken Sie ferner, daß die Zahl der hierdurch herbeigezogenen Schiffe die immer weiter vergrößerte Ausdehnung der Hafenanlagen, der immer mehr zunehmende Tiefgang derselben die entsprechende Tiefe des Hafens und der Unterelbe bedingte, daß sie bisher für Benutzung der staatlichen Hafenanlagen 635518 Mark, für die neuen sogar 1350000 Mark Jahresmiete zu zahlen hat, und dann denken Sie sich plötzlich diesen ganzen großartigen Betrieb, dessen Kapitalkraft von 80 Millionen Mark Aktien, 39,8 Millionen Mark Prioritäten und 20,2 Millionen Mark Reserven vorzugsweise Hamburg zu gute kommt, von Hamburg weg, oder versuchen Sie sich auszudenken, welche Stellung Hamburg jetzt als Seehandelsstadt einnehmen würde, wenn diese oder eine ähnliche Gesellschaft nicht dort entstanden wäre."

Beim Frühstück hatte ich Gelegenheit, meinem immer noch ungläubigen Freunde weiteres aus der Geschichte der Hamburg-Amerika-Linie zu erzählen.

„Schon im achtzehnten Jahrhundert," begann ich, „hätte der Handel sich gern des reichen Gewinn verheißenden Nordamerika bemächtigt, wenn dieses Gebiet nicht durch die hohen Differentialzölle abgesperrt gewesen wäre. Aber 1789 fielen sie, und sofort begannen Handel und Verkehr mit dem zukunftsreichen Lande einen hohen Aufschwung zu nehmen. Ganze Heere von Europamüden strebten dem Lande der Verheißung zu, aber den Nutzen an dem sich riesig entwickelnden Personen- und Güterverkehr hatten fast ganz allein Nordamerika und England, die ganze Flotten zur Bewältigung des Andranges in Dienst stellten. In Deutschland unterhielt nur Bremen einen lebhaften Verkehr mit Nordamerika und beförderte schon 1837 über 14000 Auswanderer auf 172 Schiffen hinüber, während das stolze Hamburg es noch zehn Jahre später durchschnittlich auf nur 42 Schiffe im Jahr brachte. Der Hamburger Hauptverkehr war nach dem viel weniger entwickelungsfähigen Westindien und nach Südamerika gerichtet. Daß die weitblickenden Handelsherren die Gefahr des völligen Überflügeltwerdens nicht erkannt hätten, darf man wohl nicht annehmen, denn sie lag zu klar zu Tage. Aber der Einsicht wollte die That nicht folgen, und als endlich der angesehene Kaufherr August Bolten mit dem Plane der Gründung einer Aktiengesellschaft zur Herstellung einer regelmäßigen Verbindung Hamburgs mit Nordamerika hervortrat, kostete es große Überredungskunst und gelang es schließlich nur dem starken geschäftlichen Vertrauen, welches die Gründer unter ihren Mitbürgern genossen, mühsam die Aktien an den Mann zu bringen und hierdurch das nötige Kapital von 465000 Reichsmark zu erhalten. Am 27. Mai 1847 wurde dann die Gesellschaft gegründet; sie nahm den etwas schwerfälligen Namen „Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft" an, den sie neuerdings der Bequemlichkeit halber in den einfacheren, aber auch ziemlich farblosen Namen „Hamburg-Amerika-Linie" umgewandelt hat."

„Konnte denn eine Gesellschaft mit einem so kleinen Aktienkapital sich gegenüber dem

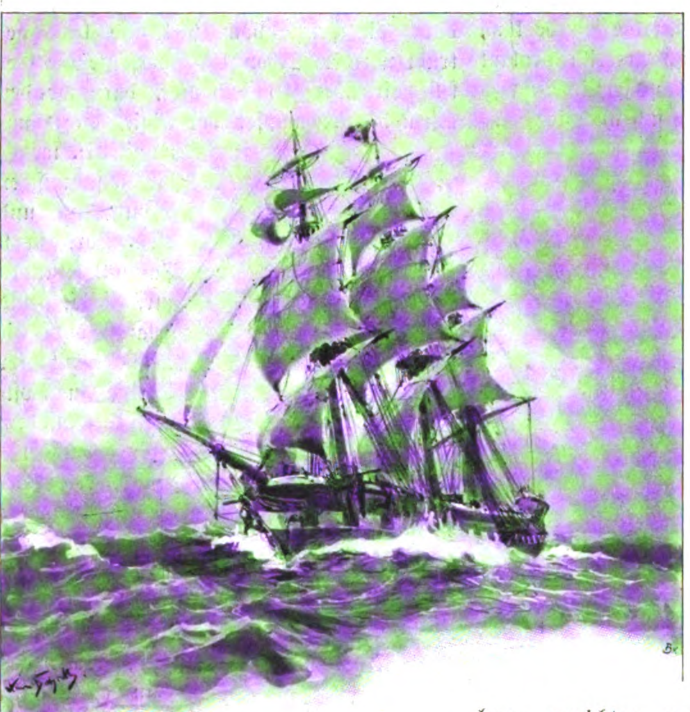


Postdampfer „Pretoria" auf der Elbmündung.

Zu Erdmann: Hamburg-Amerika-Linie. Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

Wettbewerb des Inlands und Auslands halten? Der geringste Unfall mußte ihr ja die Existenz kosten!" warf mein Freund ein.

„Sie konnte sich halten, weil sie bescheiden anfing, zähe und energische Leute an der Spitze hatte und von Anfang an eine gesunde Finanzwirtschaft betrieb, der zunächst weniger an hohem Gewinn der Aktionäre als an einer sicheren Fundierung des Unternehmens gelegen war, um für Zeiten des Unglücks über genügende Reserven zu verfügen, ein Grundsatz, der die Gesellschaft mit einer unüberwindlichen Lebenskraft erfüllte, und der noch jetzt, wo sie über ein so gewaltiges Aktienkapital verfügt, beibehalten wird. Vier Schnellsegler hatte man damals in Aussicht genommen, und als die Linie dann am 15. Oktober 1848 durch das für damalige Verhältnisse sehr stattliche Vollschiff



Die alte „Deutschland" (1848).

‚Deutschland' eröffnet wurde, hat gewiß niemand unter den Aktionären auch nur entfernt die heutige Blüte der Gesellschaft geahnt."

„Es gab also auf dieser Linie schon eine ‚Deutschland'? Da es das erste Schiff der Gesellschaft war, müßte es recht interessant sein, das alte neben dem berühmten heutigen gleiches Namens zu sehen," meinte mein russischer Freund.

„Das wäre es allerdings; man würde dann aber gewiß nur das Urteil bestätigt finden: daß die Schiffe, mit denen das Unternehmen ins Leben gerufen wurde, den Karavellen des Columbus an Größe und Art der Erscheinung viel näher standen als unseren heutigen Schnelldampfern. Man kann sich schon einen Begriff davon machen, wenn man einige damalige Zahlen mit den heutigen vergleicht. Der Segler ‚Deutschland' hatte etwa 717 Registertonnen Ladefähigkeit, konnte 20 Kajütspassagiere und 200 Auswanderer bergen und machte die Ausreise durchschnittlich in 42, die Rückreise in 30 Tagen, damals schon eine ganz anerkennenswerte Leistung. Der heutige Schnelldampfer ‚Deutschland' hat als gegenwärtig schnellstes Schiff der Welt dieselbe Reise schon in 5 Tagen 7 Stunden 38 Minuten zurückgelegt; er hat einen Raumgehalt von 16500 Registertonnen und kann bequem 767 Kajütspassagiere und 290 Zwischendeckspassanten aufnehmen. Beide Schiffe bedeuten für ihre Zeit den Höhepunkt der deutschen Schiffbauindustrie; schärfer kann die großartige Entwickelung deutscher Werften wohl nicht beleuchtet werden. Und daß sie diese Entwickelung erreichten, verdanken sie neben der Flottenpolitik des Reiches ausschließlich den großen deutschen Reedereien, die es sich zur nationalen Pflicht machten, alle Aufträge, die in Deutschland ausgeführt werden konnten, auch der deutschen Industrie zukommen zu lassen. Die Hamburger Schiffe," fuhr ich fort, „hatten anfangs Glück. Obgleich sie himmelweit vom Komfort nach unserer heu-

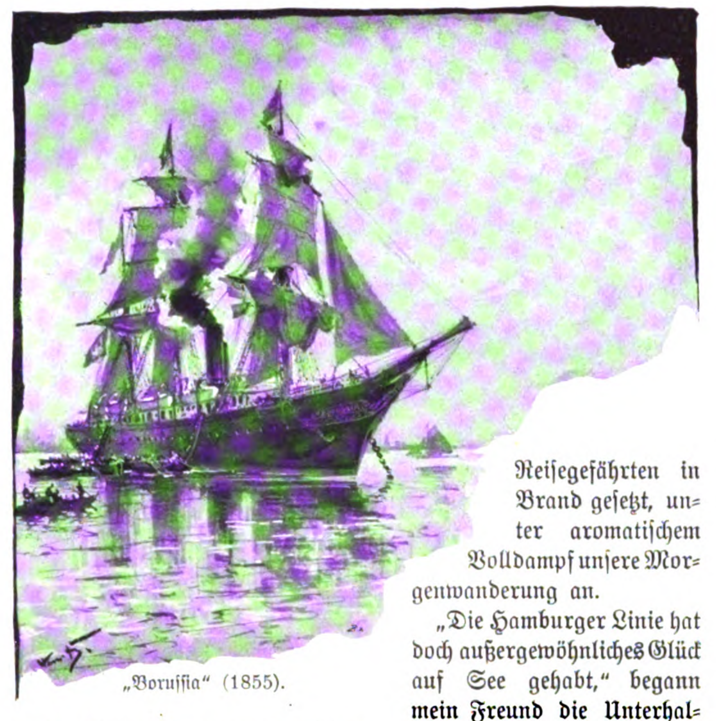
tigen Auffassung entfernt waren, eroberten sie sich doch im Fluge die Gunst des reisenden Publikums, dem sie immer noch mehr an Bequemlichkeit boten als die meisten sonstigen Auswandererschiffe, die, sehr mit Recht, nicht gerade im besten Rufe standen. Vor allen Dingen hielt die Gesellschaft von Anfang an strenge auf freundliches, aufmerksames und umgängliches Wesen ihrer ausgesucht tüchtigen Kapitäne gegenüber den Reisenden und führte gleich anfangs zur Kontrolle dieser angenehmen Eigenschaften auf allen ihren Schiffen Beschwerdebücher ein. Inzwischen hatten bereits zahlreiche auswärtige transatlantische Linien Dampfer in ihren Betrieb eingestellt, wofür sie von ihren Regierungen entsprechende Subventionen bezogen. Da diese Dampfer nun mehr und mehr den Personenverkehr, teilweise auch bereits den Gütertransport an sich zu ziehen drohten, auch von Bremen die Kunde kam, daß dort eine Linie nach Amerika geplant werde, die gleich vier Dampfer in Betrieb setzen wolle, so mußte man sich auch in Hamburg, allerdings zunächst schweren Herzens, entschließen, Dampfer in die Linie einzustellen, für welche keinerlei Subventionen in Aussicht standen. Als erste Schraubendampfer eröffneten die ‚Borussia‘ und die ‚Hammonia‘, Schiffe von etwas über 2000 Tonnen und mit 300 Pferdekräften — die heutige ‚Deutschland‘ verfügt über zwei Maschinen mit 35600 Pferdestärken —, im Jahre 1856 regelmäßige Monatsfahrten zwischen Hamburg und New-York. Nun begann auch in anderer Weise der weitere Ausbau der Gesellschaft. Da nämlich die neuen Dampfer für den damaligen Hamburger Hafen einen zu bedeutenden Tiefgang hatten, so mußten sie vorher geleichtert werden, weshalb also eine Leichterflotte zu beschaffen war. In New-York mietete man einen eigenen Pier und errichtete in Hamburg auf dem Steinwärder ein Ausrüstungsmagazin.“

„Die erwähnte Bremer Linie war der Norddeutsche Lloyd?“ fragte mein Freund.

„Ja, und es war natürlich, daß die Hamburger Linie durch dieses Unternehmen schwer bedroht wurde; denn alsbald entbrannte zwischen beiden Gesellschaften, die jetzt friedlich zusammen arbeiten, ein erbitterter Konkurrenzkampf, der im Verein mit zahlreichen Schicksalsschlägen die Hamburg-Amerika-Linie fast zum Ruin führte. Aber sie wurde durch die Zähigkeit ihrer Leiter gehalten und ging neu gekräftigt mit vermehrtem Schiffspark einer gewinnbringenden Zeit entgegen, die nur vorübergehend durch die Kriege von 1864 und 1866 getrübt wurde. Schon 1867 verfügte die Gesellschaft über 10 Dampfer, darunter den ersten Rekorddampfer der Linie, die ‚Hammonia II‘, welche die Reise zwischen Southampton und New-York in 9 Tagen 3 Stunden zurücklegte, und gelangte durch die Schnelligkeit ihrer Schiffe zu Postverträgen mit dem Norddeutschen Bund, den Vereinigten Staaten und England. Damals begann die Gesellschaft auch ein neues nationales Werk, den Bau eines großen Trockendocks in Hamburg, während sie bis dahin ihre Dampfer zum Docken nach England schicken mußte. Auch fühlte sie sich kräftig genug, mit ihren älteren Dampfern 1867 eine erste Nebenlinie nach New-Orleans und Havanna abzuzweigen, die aber viele Jahre hindurch das Schmerzens-

Die neue „Deutschland“ auf der Reede von Cuxhaven.

kind der Reederei blieb. Trotzdem wurde sie mit der der Gesellschaft eigenen Zähigkeit gehalten und dann in späteren Jahren so gewinnbringend, daß sie sich während der kritischsten Periode der Gesellschaft, während ihres verzweifelten Kampfes mit der Adler-Linie in Hamburg, als ihr Rettungsanker für einige Zeit bewies. Dieser Kampf setzte gerade in einer Zeit ein, als Deutschland infolge seines gewaltigen Ringkampfes mit Frankreich einen allgemeinen großen Aufschwung erlebte. Zur Ausnutzung der Lage hatte die Hamburg-Amerika-Linie schnell eine neue Westindien-Linie in Betrieb gesetzt, als der furchtbare Frachtenkampf mit der neuen Adler-Linie begann, der glücklicherweise nur kurz war. Trotzdem stand auch die kräftige alte Gesellschaft, als ihr Gegner zerschmettert am Boden lag, am Ende ihrer Hilfsmittel und konnte nur durch die vertrauende Opferwilligkeit ihrer Aktionäre wieder in einigermaßen gesunde Verhältnisse zurückgeleitet werden."


„Borussia" (1855).

Ich sah verstohlen nach der Uhr; mein Freund aber hatte den Blick bemerkt und sagte höflich: „Besten Dank für den Bericht; vielleicht führen Sie ihn ein andermal zu Ende."

„Es kann auch schon jetzt geschehen," erwiderte ich, „vorausgesetzt, daß Sie sich mir anschließen mögen. Ich muß allerdings aufbrechen, denn ein kundiger Führer ist mir auf meine Bitte von der Centralleitung der Hamburg-Amerika-Linie zur Verfügung gestellt worden, um mir alle Anlagen der Gesellschaft zu zeigen und mich durch die hier gerade liegenden Schiffe zu führen."

Mein Freund war gern dabei, und so traten wir denn, nachdem wir uns noch eine von den vorzüglichen Cigaretten meines Reisegefährten in Brand gesetzt, unter aromatischem Volldampf unsere Morgenwanderung an.

„Die Hamburger Linie hat doch außergewöhnliches Glück auf See gehabt," begann mein Freund die Unterhaltung wieder. „Woran mag das liegen?"

„Je nun! Stetig war der Hamburger Linie das Glück keineswegs hold, und gerade, als sie im Begriff war, sich langsam von den Wunden des Konkurrenzkampfes mit der Adler-Linie zu erholen, wurde sie in schneller Folge durch den Verlust dreier schöner Schiffe aufs neue erschüttert. Vielleicht entsinnen Sie sich noch aus dem Jahre 1883 der furchtbaren ‚Cimbria'-Katastrophe, bei der zahlreiche Passagiere und Auswanderer mit dem schönen Schiff binnen wenigen Minuten in die Tiefe sanken. Das war ein Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie. — Aber einen Stillstand gab es selbst in den schweren Zeiten nicht, das bezeugt die Begründung der Anschlußlinie nach Mexiko an die Westindische Linie, die in diese verlustreiche Zeit fällt. Und kaum hatte sie sich endlich wieder etwas erholt, als eine neue, doppelte Gefahr an sie herantrat, ein neuer Konkurrenzkampf und die große Kosten verursachende Beschaffung eines neuen Dampfertyps, des Schnelldampfers, durch andere Gesellschaften. In dieser letzteren Angelegenheit kann man der sonst so weitblickenden Gesellschaft allerdings den Vorwurf nicht ersparen, den Wert dieser neuen Schiffe, die der



Die neue „Hammonia“ (1883).

Norddeutsche Lloyd bereits zu Beginn der achtziger Jahre einführte, viel zu spät erkannt zu haben. Man verhielt sich in Hamburg den Schnelldampfern gegenüber zögernd und abwartend, griff zu allerlei kostspieligen Abänderungen an den vorhandenen Schiffen, die aber nur minderwertige Surrogate wurden, und kam gegenüber dem Lloyd sehr merklich ins Hintertreffen. Dazu drückte der Konkurrenzkampf mit der Hamburger Carr-Linie, die nach ihrer Vereinigung mit der Slomanschen Reederei den Namen ‚Union-Linie‘ annahm, die Passagier- und Frachtpreise auf einen nie dagewesenen Tiefstand. Glücklicherweise gelang es der Hamburg-Amerika-Linie, eine friedliche Verständigung mit der Union-Linie herbeizuführen; zwei Direktoren derselben traten zur Hamburg-Amerika-Linie über, unter ihnen der jetzige weltbekannte Generaldirektor der Gesellschaft, Albert Ballin, unter dessen genialer Leitung die Gesellschaft den ungeheuren Aufschwung nahm, der sie zur größten Reederei der Welt machte. Von jenem Zeitpunkt an hörten auch die fortgesetzten, die Kräfte aufzehrenden Konkurrenzkämpfe mit anderen Gesellschaften auf; denn man traf mit allen deutschen und den in Betracht kommenden ausländischen Gesellschaften Abkommen, die dem ungesunden Wettbewerb ein Ziel setzten und das Geschäft in feste, gesunde Bahnen leiteten.

„In rascher Folge entwickelte sich nun das gewaltige Liniennetz der Gesellschaft, das heute mit neununddreißig Linien, die allerdings zum Teil mit anderen Reedereien gemeinsam betrieben werden, den ganzen Erdball umspannt und die deutsche Flagge mit zu einer herrschenden auf dem Weltmeere gemacht hat. Die amerikanische Schiffahrt wurde durch zahlreiche neue Linien, teils auch durch Ankauf anderer Gesellschaften, außerordentlich vergrößert, fernerhin seit 1898 die Thätigkeit der Gesellschaft gleich mit dem nötigen Nachdruck nach Ostasien ausgedehnt, wo sie einesteils eine Anzahl neuer Linien schuf oder vorhandene ankaufte, dann aber auch mit dem Norddeutschen Lloyd sich in den Reichspostvertrag teilte und zu diesem Zweck vier große Reichspostdampfer in Bau gab.“

„Und die Schnelldampfer?“ fragte mein Begleiter.

„1889 wurden die beiden ersten Schnelldampfer, die ‚Auguste Victoria‘ und die ‚Columbia‘, in Dienst gestellt, die in der Geschichte der deutschen Schiffahrt dadurch dauernd einen Platz behaupten werden, weil sie die ersten Zweischraubenschiffe unserer Handelsflotte sind. Durch dieses System ist nicht allein die Manövrierfähigkeit der Schiffe eine ungleich größere als die der Einschraubenschiffe, sie sind auch weniger von größe-

ren Maschinenunfällen abhängig als jene, bieten also den Reisenden ungleich größere Sicherheit. Ebenso ist auch die Annehmlichkeit der Reise größer, denn durch Verteilung der Kraft auf zwei Maschinen wird das Arbeiten derselben ausgeglichen und abgeschwächt und macht sich dem Reisenden weniger fühlbar. Schnell folgten dann noch weitere Schnelldampfer, darunter das zweite Rekordschiff der Gesellschaft, ‚Fürst Bismarck‘, das die transatlantische Fahrt auf 6 Tage, 11 Stunden und 44 Minuten herabdrückte. Alle diese Schiffe zeichneten sich durch blendende Pracht der inneren Einrichtung aus, die für den deutschen Geschmack wohl etwas zu sehr mit Gold überladen ist, den Amerikanern dagegen außerordentlich zusagt. Doch wir sind bereits unserem Ziele nahe: da erhebt sich schon vor uns der prächtige Brückenkopf der neuen Elbbrücke, und dort rechts sehen Sie hinter Gebäuden und Schuppen die schlanken Masten und rauchgeschwärzten Schornsteine der Schiffe. Dorthin müssen wir, das ist der Bakenhafen mit dem Petersenquai, wo die Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie ihre Ladung löschen und neue einnehmen.“

„Hat denn niemals der Staat ein besonderes Interesse für diesen Riesenbetrieb gezeigt?“ fragte mein Freund.

„Hm, das ist eine etwas riskante Frage, die aus mancherlei Gründen vorsichtig behandelt sein will. Seit die Gesellschaft eine wirtschaftliche Macht geworden ist, und das ist sie zweifelsohne, übertrifft sie doch die meisten deutschen Bundesstaaten mit ihrem Jahresbudget, interessiert sich naturgemäß auch der Staat für sie. Ganz besonders warmes Interesse aber hegt, wie allgemein bekannt, unser Kaiser für die Gesellschaft und giebt dem häufigen, dankbar von der Gesellschaft empfundenen Ausdruck. Aber pekuniäre Hilfe hat der Staat dem Unternehmen niemals geleistet, sie ist auch niemals begehrt worden. Aus eigener Kraft steht sie groß und in sich gefestigt da. Ja noch mehr: sie konnte dem Staate wichtige Dienste leisten und hat dies gern und unter großen Opfern gethan. So sind z. B. alle Schnell- und Reichspostdampfer der Gesellschaft gerade so wie die entsprechenden Schiffe des Norddeutschen Lloyd in Übereinstimmung mit den Anforderungen des Reichsmarineamtes erbaut, so daß die Schiffe im Kriegsfalle als Hilfskreuzer ausgerüstet werden können, ohne daß das Reich deshalb zu den Baukosten etwas beigetragen hätte.* Ferner hat sich die Hamburg-Amerika-Linie bei Ausbruch der chinesischen Wirren, bei welcher Gelegenheit sie sich an den Truppen-, Material- und Pferdetransporten in hervorragender Weise beteiligte, wozu sie durch ihre eigens zum Viehtransport eingerichteten Dampfer sehr geeignet war, als den höchsten Aufgaben gewachsen bewährt und hat dem Kaiser die ‚Savoia‘ als Hospitalschiff frei zur Verfügung gestellt, auch die ganze Ausrüstung beschafft, die die ungeteilte Anerkennung sowohl der fremden als auch der deutschen Expeditionsärzte fand — gewiß ein anerkennens- und nachahmenswertes Beispiel von praktischem Patriotismus.“



Trockendock der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg.

* Die artilleristische Ausrüstung dieser Schiffe besteht im Kriegsfall aus je acht langen 15 cm-Geschützen, vier langen 15,5 cm-Geschützen, zwei 8,8 cm- und zwei 5,7 cm-Schnellfeuergeschützen, sowie aus vierzehn Maschinenkanonen. Die Umwandlung in einen kriegsbrauchbaren Hilfskreuzer kann binnen wenigen Tagen vollzogen werden. Die Deckmannschaft und das Maschinenpersonal der Schiffe gehört schon in Friedenszeiten dem Beurlaubtenstande der Kriegsmarine an.

Rasch näherten wir uns jetzt dem Inspektorenbureau, wo wir bereits von dem liebenswürdigen Beamten erwartet wurden, der, wie vorauszusehen war, nichts gegen die Teilnahme meines Freundes an der Exkursion einzuwenden hatte: „Es wird unserer Gesellschaft nur lieb sein, wenn auch das Ausland sich für ihre Einrichtungen interessiert."

Damit wandten wir uns den Werkstätten zu, die sich gleich neben dem Gebäude befinden.

Ohrenbetäubendes Hämmern tönte uns als Begrüßung entgegen; flackernde Feuer züngelten im Freien empor, und rußige Arbeiter schwangen mit nerviger Faust die Hämmer, um Schäden an den Schiffsbestandteilen auszubessern. Haufen von schweren Ketten, gebogenen Eisenblechen, Ankerteilen rc. lagen am Boden und warteten der Bearbeitung.

„Wie Ihnen bereits der beschränkte Raum dieser Werkstätten und die verhältnismäßig geringe Zahl der Arbeiter verraten haben wird," erklärte unser Begleiter, „werden hier nur die kleinsten Reparaturen vollzogen, zerbrochene Kettenglieder ersetzt, Eisenbleche frisch vernietet und dergleichen Dinge, um die sich eine große Werft nicht gern bekümmert, die aber doch erledigt werden müssen, wenn man das vorhandene Material erhalten will. Unsere größeren Reparaturen werden alle von Werften ausgeführt." Damit führte er uns an der Schmiede, der Schlosserei, der Tischlerei vorbei in einen mächtigen Schuppen, in dem riesige Mengen von Schiffsausrüstungsgegenständen aller Art, vom zusammenklappbaren Boot bis zur Auswandererbettstelle sorgsam und leicht übersichtlich aufbewahrt lagen.

„Dies ist ein Ausrüstungsschuppen. Von hier aus wird der Bedarf der Schiffe, ganz besonders bei lebhaftem Auswandererandrang, schnell ergänzt, ebenso liefern die Schiffe nach der Fahrt überflüssige Gegenstände an uns wieder ab. Sehen Sie nur diese ungeheuren Mengen von Auswandererbettstellen," bemerkte er, auf eigentümliche Röhren hinweisend. „So haben sie nichts vom Bettcharakter an sich; sie werden aber auf dem Schiff dazu zusammengesetzt. Sie werden hernach Gelegenheit haben, solche Betten zu sehen, und können sich dann davon überzeugen, daß sie ein ganz gutes Lager abgeben; den Gipfelpunkt des Komforts bezeichnen sie allerdings nicht," fügte er lächelnd hinzu.

„Sind augenblicklich einige hübsche Schiffe zu sehen?" fragte ich.

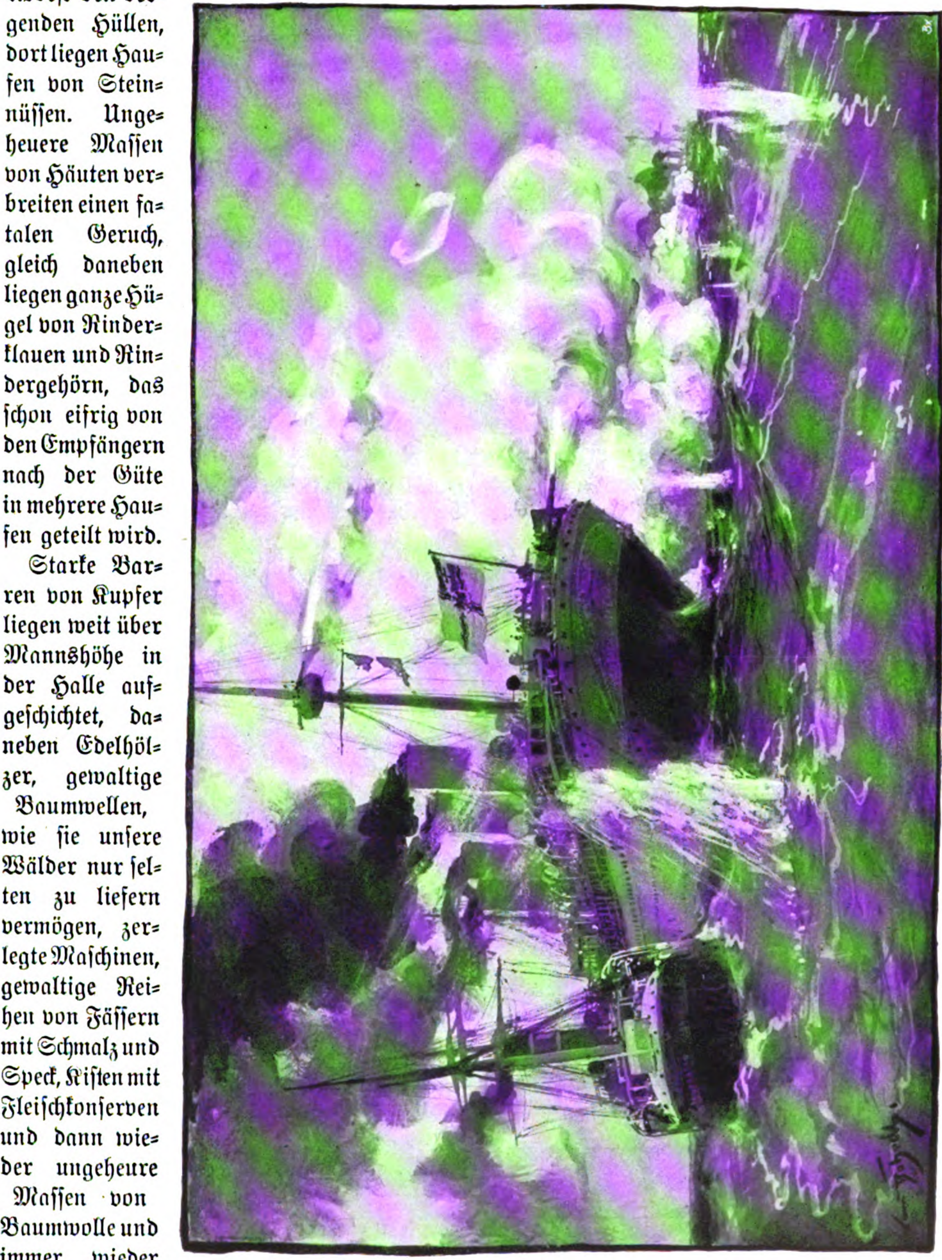
„Sie haben entschieden Glück, meine Herren," erwiderte unser freundlicher Führer. „Nicht nur löschen augenblicklich einige Sechstausend-Tons-Schiffe am Petersenquai, es liegt dort auch die ‚Pennsylvania' und die ‚Victoria Luise', und die Auswandererhalle am O'Swaldquai ist besetzt, weil nächstens ein P-Dampfer nach New-York abgeht. Folgen Sie mir jetzt, bitte, zu unserem Schuppen am Petersenquai."

Wenige Schritte brachten uns zu dem 1214 Meter langen Quai, der fast auf seiner ganzen Länge vier hohe und geräumige, überdeckte Lagerschuppen trägt, in denen Güter von unermeßlichem Werte aus allen Weltgegenden lagern, um nach dem Seetransport an ihren weiteren Bestimmungsort befördert oder um in dem ungeheuren Schiffsrumpf zur Seereise verstaut zu werden. Dampfer liegt neben Dampfer am ganzen Quai entlang, hier ein hochbordiges Riesenschiff, das acht- bis zehntausend Tonnen Ladung aufzunehmen vermag, daneben vielleicht ein Leichter, der soeben von Brunshausen kam, wo er einem der tiefgehenden P-Dampfer einen Teil seiner Ladung abnahm, um hierdurch seinen Tiefgang zu ermäßigen und ihn so zu befähigen, die Elbe bis zum Hamburger Hafen hinaufzukommen. Dort gewahrt man die beiden charakteristischen Schornsteine der schlanken, eleganten Lustjacht „Prinzessin Victoria Luise", und nicht weit davon entfernt ragen aus dem tief unten liegenden Wasserspiegel die gewaltigen Formen des größten deutschen Frachtdampfers, der „Pennsylvania", empor, der gegenüber die gewiß nicht kleinen Sechstausend-Tons-Schiffe wie Zwerge erscheinen.

Ein Gewirr der verschiedensten Geräusche und — Gerüche umfängt uns, an das wir uns erst einen Augenblick gewöhnen müssen; dann aber fangen wir allmählich an, dieses scheinbare Chaos als ein wohlgeordnetes, exakt arbeitendes Getriebe zu erkennen und in Einzelgruppen zur näheren Betrachtung aufzulösen. Da interessiert zunächst der reiche und mannigfache Inhalt der Riesenschuppen; alles ist Importware, was da zu hohen Ver-

gen übersichtlich geordnet aufgestapelt liegt. Hier liegen Berge von prallgefüllten Säcken mit Kaffeebohnen, dort harren Lasten von Kakao der Abnahme, hier entquillt faseriger Asbest den bergenden Hüllen, dort liegen Haufen von Steinnüssen. Ungeheuere Massen von Häuten verbreiten einen fatalen Geruch, gleich daneben liegen ganze Hügel von Rinderklauen und Rindergehörn, das schon eifrig von den Empfängern nach der Güte in mehrere Haufen geteilt wird.

Starke Barren von Kupfer liegen weit über Mannshöhe in der Halle aufgeschichtet, daneben Edelhölzer, gewaltige Baumwellen, wie sie unsere Wälder nur selten zu liefern vermögen, zerlegte Maschinen, gewaltige Reihen von Fässern mit Schmalz und Speck, Kisten mit Fleischkonserven und dann wieder ungeheure Massen von Baumwolle und immer wieder Baumwolle. In der Nähe war die Luft mit einem feinen gelben Staube dicht gefüllt, der die Arbeiter mit einer dicken Schicht überzogen hatte und sich nun auch auf unsere Anzüge legte. „Das ist Baumwollensaatmehl, das in ungeheurer Menge zur Bereitung von Futterstoffen importiert wird," erklärte der Inspektor auf unsere Frage. „Jetzt aber bitte ich Sie, Ihre Aufmerksamkeit auf jenes Schiff dort zu lenken, das Getreide geladen hat und jetzt gelöscht wird."



Die „Deutschland" als Hilfskreuzer armiert.

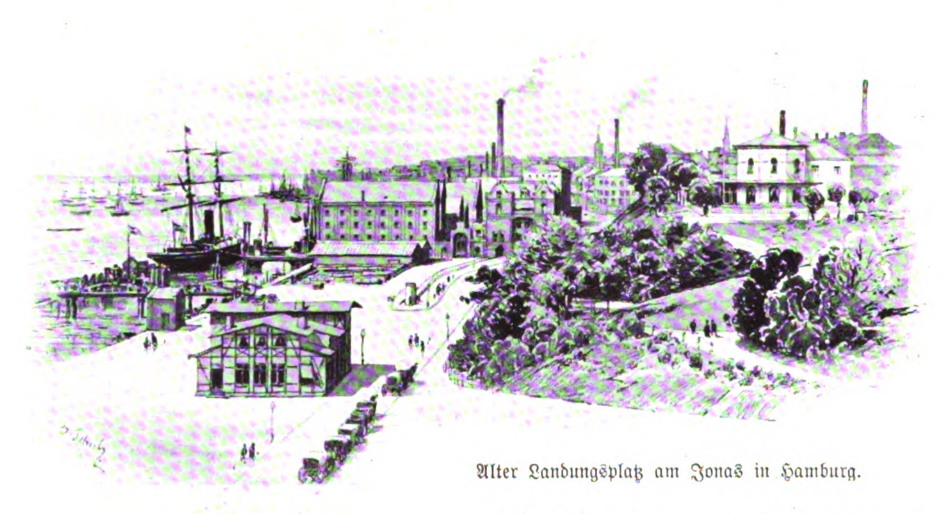
Wir folgten unserem Führer nun an Bord des Schiffes, von dem uns ein sonderbares, fast an ein scharfes Pfeifen gemahnendes

Geräusch entgegentönte. An der anderen Bordseite des Schiffes erhob sich aus dem Wasser ein turmartiges Bauwerk, das mehrere riesige Schläuche von beträchtlichem Durchmesser gleich Rüsseln in die Tiefe des Ladeschachtes hinabsenkte. Das scharfe Geräusch kam aus den Türmen und Schläuchen. Als wir in den Laderaum hinabblickten, sahen wir mehrere Arbeiter in dem lose aufgeschütteten Getreide stehen und hin und wieder das Mundstück der Schläuche an eine andere Stelle schieben, wo dann im Augenblick das Getreide verschwand.

„Das sind die neuen Getreideheber unserer Gesellschaft," erklärte der Beamte mit sichtlichem Stolz, „Maschinen, die durch ein Vakuum einen so gewaltigen Luftdruck oder Luftzug erzeugen, daß das Getreide in diesen Schläuchen emporgehoben wird. Im Turm befindet sich ein Wiegekasten. Wenn nun 1000 Kilogramm Getreide dort angesammelt sind, so entleert er sich selbstthätig in den darunter liegenden Leichter, der das Getreide dann seinem weiteren Bestimmungsort zuführt. Da diese Maschinen stündlich bis 150 Tonnen befördern können — im Durchschnitt löschen sie 100 Tonnen in der Stunde —, so werden Sie begreifen, wieviel Zeit und Arbeitskräfte sie uns beim Löschen der Getreideschiffe ersparen."

„Wie lange Zeit," fragte der Russe, „nimmt denn das Löschen eines Schiffes im allgemeinen in Anspruch, und wie wird das von Ihrer Gesellschaft betrieben?"

„Das richtet sich natürlich ganz nach der Größe der Schiffe, der Art der Ladung und auch danach, ob schon wieder neue Fracht auf das Schiff wartet. Da vor uns liegt die ‚Armenia', ein Schiff von 6000 Tons. Wenn das Schiff mit voller Fracht ankommt, so kann es bei forcierter Arbeit in zweimal vierundzwanzig Stunden gelöscht werden. Dazu ist natürlich Nachtarbeit nötig. Die Löscharbeiter sind in sogenannte ‚Gänge' eingeteilt, deren es zehn bis fünfzehn giebt. Die Gänge an Land sind sechzehn Mann, die an Bord zehn Mann stark. Der weitaus größte Teil der Bordarbeiter befindet sich im Laderaum. Die in den Schuppen beförderten Güter werden dort sogleich nach Marken getrennt."



Alter Landungsplatz am Jonas in Hamburg.

„Nun, Raum genug ist ja in diesen gewaltigen Lagerplätzen," warf ich ein und ließ den Blick noch einmal durch die mächtige Halle streifen.

„Sie würden sich doch wohl wundern, wenn Sie einmal zusehen wollten, wenn z. B. die ‚Pennsylvania' ihren Segen hier ausschüttet, vorausgesetzt, daß sie bei ausnahmsweise günstigem Wasserstand mit voller La-

dung hier eingetroffen ist; dann reichen diese Räume nicht hin und nicht her für das eine einzige Schiff. Solch ein Riese des Meeres trägt nämlich bequem seine 142600 Doppelcentner an Ladung, was dem Inhalt von 1426 Eisenbahnwaggons entspricht, und kann außerdem einschließlich Besatzung noch etwa 3000 Menschen über das Weltmeer befördern."*

„Aber eins ist mir heute hier aufgefallen, verehrter Herr," wandte sich mein Begleiter nun an unseren Führer; „wir sehen hier wohl zahlreiche und riesige Schiffe löschen, nimmt denn gegenwärtig keines Ladung ein?"

„O gewiß, nur nicht hier, dazu haben wir unsere Ladeschuppen, und hier sind wir in einem Löschschuppen. Beides läßt sich natürlich, wenn Ordnung herrschen soll, nicht in einem Raum vereinigen. Wenn das Schiff gelöscht hat und der Schiffsraum gereinigt ist, verholt es zum Ladeschuppen, wo nun die umgekehrte Prozedur mit ihm vorgenommen wird. Während im Raum die Ladung gestaut wird, öffnen sich auch die gewaltigen Seitenpforten im Schiffskörper, und die Kohle für die Fahrt wird eingenommen. Da dies seitwärts geschieht, leidet das Schiff fast gar nicht durch Kohlenstaub, wie dies bei den Kriegsschiffen der Fall ist, die von Deck aus kohlen müssen. Ist die Ladung vollständig, die Kohle im Bunker, dann werden nur noch Steuer und Sicherheitsvorrichtungen untersucht und erprobt, nun kommt der Compagnielotse an Bord, und das Schiff geht zunächst nach Brunshausen, von wo aus es dann unter Führung des Seelotsen in See geht. Der Inhalt unserer Ladeschuppen sieht wesentlich anders aus als dieser hier. Dort herrschen vor Zucker in allen Formen, Fässer mit Cement, Eisen und Stahl, Salz, Getränke, besonders Bier, Chemikalien, Cellulose, Manufakturen, Glaswaren, Spielwaren, Lumpen, Gummiabfälle und zahlreiche derartige Waren, jedoch ist der Import entschieden reichhaltiger als der Export."

„Der Güterverkehr muß ja wahrhaft erdrückende Ziffern aufweisen," bemerkte ich.



„Pennsylvania" am Quai mit Getreidehebern.

„Genau wird sich das nur schwer angeben lassen, wenigstens fehlen mir die Zahlen dafür. Aber vielleicht genügen Ihnen folgende Angaben. 1900 wurden an den Hamburger Staatsquais 57019 Tonnen gelöscht und 62188 Tonnen verladen. Hierin ist der Verkehr unserer Linie jedoch nicht inbegriffen. Wir haben im selben Jahre hier am Quai 1019000 Tonnen geladen und 819000 Tonnen gelöscht. Außerdem löschten unsere Getreideheber noch 603000 Tonnen Getreide. Übrigens giebt die Statistik der Staatsquais auch nicht entfernt ein Bild des sonstigen ganzen Hafenverkehrs, da die meisten Güter mit Leichtern direkt von und zu den Lagern in der Stadt, zu den Elbschiffen u. s. w. gebracht werden. — Nun aber, meine Herren, wollen wir uns von den Güterschuppen trennen. Wollen Sie erst nach den O'Swaldquai hinüberfahren und die dortige Auswandererhalle ansehen, oder ziehen Sie vor, erst der ‚Pennsylvania' und unserer schönen ‚Victoria Luise' einen Besuch abzustatten? Ich stehe für beides völlig zu Diensten."

„Nun, dann schlage ich den Besuch der Auswandererhalle vor," entschied ich, und damit begaben wir uns zur Fähre.

Während wir nun schnell das Wasser der Elbe durchschnitten und den gewaltigen 150 Tonnen-Kran anstaunten, wohl den

* 200 Mann Besatzung, 400 Kajütspassagiere, 2400 Zwischendecker.

größten der Welt, erklärte unser Begleiter: „Hier sehen Sie so recht die Einflüsse des modernen Seeverkehrs. Diese Flächen, die jetzt von sechs Meter Wasser bedeckt sind, waren noch vor wenigen Jahren grünende Wiesen und von Wohnhäusern bebaute Plätze. Tausend Wohnhäuser mußten abgebrochen und für neunzehntausend Menschen neue Wohnungen geschaffen werden, ehe diese Wasserflächen entstehen und dem Verkehr übergeben werden konnten. Und schon jetzt erweisen sich diese Anlagen als viel zu klein, und neue, umfangreichere sind auf Kuhwärder in Angriff genommen und zum Teil für unsere Flotte gepachtet, die die bisher innegehabten Quaistrecken, den Petersenquai und den O'Swaldquai, aufgeben wird; aber auch diese Pachtungen zeigen sich bereits jetzt, bevor sie noch in Betrieb genommen sind, als unzureichend, und weitere Ergänzungen sind hinzugetreten, so daß wir nach Fertigstellung der Anlagen dort über 254280 Quadratmeter Flächenraum verfügen werden. Doch, hier sind wir am Ziel."

Die Fähre legte an, und wir stiegen aus.

„Hier sind wir also am Centrum des Hamburger Auswandererverkehrs, der wegen seiner enormen Höhe und der mit ihm verbundenen sanitären Gefahren ganz besondere Vorkehrungen erforderte. Diese riesige Halle, welche Sie vor sich sehen, ist die von unserer Gesellschaft errichtete Auswandererhalle, die aber, da der Platz für neue Hafenbauten gebraucht wird, noch Ende dieses Jahres abgebrochen werden soll. Schon diese Hallen sind in ihrer ganzen Einrichtung, wie Sie hernach sehen werden, musterhaft, aber sie werden dann durch die großen Logierhäuser, die wir auf einer Fläche von 25000 Quadratmetern auf der Veddel errichten, weit in den Schatten gestellt werden. Diese neuen Räume werden im Pavillonstil erbaut, werden Centralheizung und elektrische Beleuchtung, sowie getrennte Speisesäle für Christen und Juden haben. Dem religiösen Bedürfnis der Auswanderer wird in ausgedehntester Weise Rechnung getragen durch eine große Kirche im Mittelpunkt der Anlage mit getrennten Räumen für evangelischen und katholischen Gottesdienst, sowie durch eine Synagoge. Bade- und Desinfektionsanlagen werden sich in vollkommenster Form vorfinden, kurz alles, was zur Gesundheit und Bequemlichkeit der Auswanderer dienen kann, wird geschaffen werden, wie es übrigens schon jetzt vorzufinden ist. Und für Logis, Beköstigung, Bad und ärztliche Behandlung zahlen die Auswanderer pro Tag nur eine Mark für Erwachsene, für Kinder fünfzig Pfennig. Sie werden aus diesen Preisen erkennen, daß die Gesellschaft an der Unterbringung der Leute nichts verdient."

Während wir uns dem Gebäude näherten, traten zahlreiche Beamte aus ihm heraus und blickten den Schienenstrang entlang, der auf der einen Seite der Hallen mündete.

„Da scheint etwas vor sich zu gehen," meinte Nikiforow und deutete auf die Beamten.

„Ja, man erwartet offenbar einen Auswandererzug," erwiderte unser Führer. „Unsere Gesellschaft und der Norddeutsche Lloyd sorgen schon auf weite Strecken für ihre Auswanderer. Schon an der russischen Grenze werden die von Osten kommenden Auswanderer in Empfang genommen und nach gründlicher ärztlicher Untersuchung und Desinfizierung ihrer Kleidungsstücke und Effekten mit besonderen Auswandererzügen bis zum Auswandererbahnhof in Ruhleben bei Berlin befördert. Hier findet eine Untersuchung und Desinfizierung der Neuhinzugekommenen statt, und nun geht's im Auswandererzuge nach Hamburg. Hier fährt der Zug direkt vor unsere Halle, wo nochmals eine gründliche Kontrolle vorgenommen wird. Doch da läuft der Zug ein!"

Im Nu entwickelte sich vor der Halle ein lebhaftes, buntes Treiben, dessen Eindruck derjenige nie vergißt, der ihm einmal zuschaute. Schnell entleerten sich die Wagen, man sah es ihren Insassen an, wie sie aufatmeten, aus der Enge herauszukommen. Ungewiß, neugierig und suchend schweiften die Blicke umher und blieben staunend an den Schiffen hängen, die sich in einiger Entfernung auf dem Wasser schaukelten, stumpf und gleichgültig starrten andere vor sich hin, als ob sie das alles nichts anginge. Ein tolles Sprachengewirr schlug an unser Ohr, Rufen, Lachen, Schreien, auch unterdrücktes Schluchzen. Männer, Jünglinge und Greise, Frauen, Mädchen, Kinder jeder Altersstufe entstiegen den Wagen, und jeder, der nur etwas zu tragen vermochte, schleppte ein größeres oder

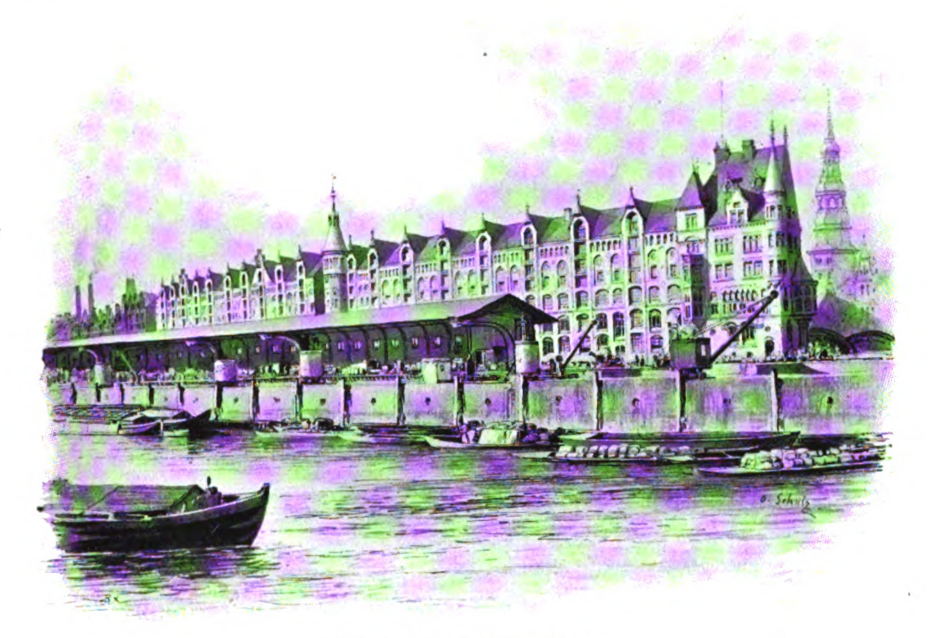
kleineres Bündel mit sich, so sorgsam und vorsichtig, als wenn es die größten Kostbarkeiten enthielte.

Verhältnismäßig schnell ist die Ordnung hergestellt, und in rascher Folge wird die ärztliche Kontrolle und die Erfüllung aller hygienischen Vorschriften erledigt. Dann erst dürfen die Untersuchten die „reine Seite“ der Halle betreten, sich dort in den Wohn- und Schlafsälen häuslich niederlassen und die Speisesäle betreten. Bevor sie jedoch Gewißheit bekommen, auch wirklich mit einem Schiffe der Gesellschaft an das Ziel ihrer Wünsche befördert zu werden, wird über jeden einzelnen ein Protokoll aufgenommen und genau die Legitimation eines jeden und seine Berechtigung zur Auswanderung geprüft. Erst wenn alles in Ordnung befunden, kann der Auswanderer auf einen Platz auf dem Schiffe rechnen.

Als wir die Räume der „reinen Seite“ betraten, richteten sich dort schon zahlreiche Auswanderer ein. Eine Gruppe russisch-polnischer Juden hatte sich um einen alten Glaubensgenossen geschart, dessen dichter weißer Bart nur wenig die vergrämten Züge des runzeligen Antlitzes zu verbergen vermochte. Mit klagender Stimme trug er den aufmerksamen Zuhörern eine Geschichte vor, während ihm die Thränen in den weißen Bart rannen. Wir blieben einen Augenblick stehen, dann murmelte mein russischer Freund ein mir unverständliches Wort zwischen den Zähnen und zog mich fort.

„Was erzählt der alte Mann?“ fragte ich ihn.

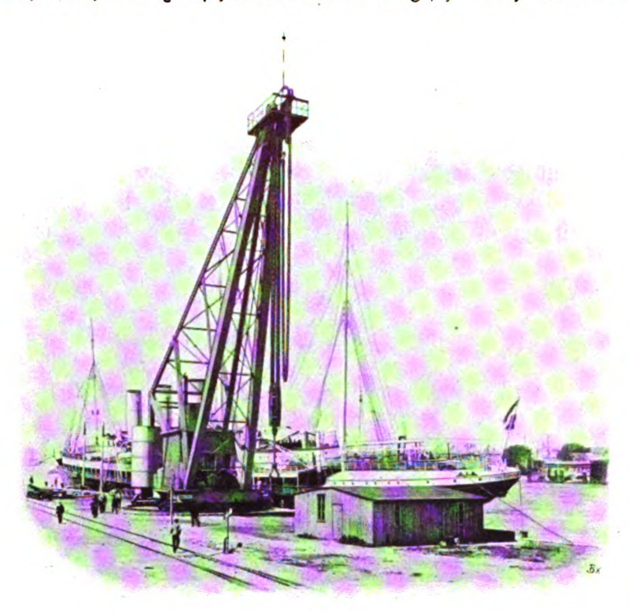
„O, das alte Lied von Willkür und Vergewaltigung, das Tausende von Unglücklichen aus meinem Vaterlande treibt! Der Alte sucht drüben eine bessere Heimat. Er wird sie bald finden — unter der Erde. Kommen Sie, ich kann diese beschämenden Geschichten nicht mit anhören!“



Lagerhäuser am Sandthorquai.

Im Speisesaal fiel unser Blick unwillkürlich auf ein junges Mädchen, das in seinem ganzen Wesen und auch in seinem Äußeren so sehr von der großen Menge abstach, daß man sofort das Gefühl hatte, es gehöre nicht hierher. Es zeigte das Bestreben, sich unauffällig von den übrigen getrennt zu halten, und schenkte dem Teller mit dampfender Suppe, der vor ihm stand, nur geringe Beachtung. Dafür ruhten die traurigen Augen liebevoll auf einem Schächtelchen, das auf dem Tische stand. Ein Blick zeigte uns, daß es nichts als — Erde enthielt. Dies reizte

mich zu der Frage: „Sie wollen ein Stückchen heimatlicher Erde mit in die Fremde nehmen, mein Fräulein? Wissen Sie auch, daß solch ein Häufchen Erde eine magische



150 Tonnen=Kran.

Gewalt auf seinen Besitzer ausübt und ihn nie den Grund und Boden vergessen läßt, von dem es genommen?“

„Diesen Grund und Boden will ich auch niemals vergessen, mein Herr; denn die Erde stammt vom Grabe meiner Eltern.“

„So werde sie Ihnen in der Fremde zum glückbringenden Talisman und führe Sie einst glücklich wieder in die Heimat zurück. Ich wünsche Ihnen von Herzen eine gute Fahrt!“

Unser Führer zeigte uns nun noch die kleinen Läden, welche unter behördlicher Kontrolle nötige Gebrauchsgegenstände zu streng reellen Preisen an die Auswanderer verkaufen, so daß jede Überteuerung ausgeschlossen ist, führte uns durch die Kirche, die Küchen, das Lazarett und das Logierhaus für diejenigen Auswanderer, die sich eine etwas größere Ausgabe leisten können, und erzählte uns, daß zur Aufheiterung der armen Leute aus den Angestellten der Gesellschaft sogar eine Musikkapelle gebildet sei, deren Weisen die Auswanderer gern lauschten.

Wenige Minuten später trug uns die Fähre wieder dahin zurück, woher wir gekommen waren.

„Die ‚Pennsylvania‘ hat allerdings noch keine Reisetoilette gemacht, meine Herren,“ meinte unser Begleiter. „Sie werden also nicht den Eindruck gewinnen, den das Schiff während der Fahrt auf Sie machen würde; aber immerhin werden Sie bei Zuhilfenahme von ein wenig Phantasie das Fehlende ergänzen können.“

Damit betraten wir das Deck des riesigen Dampfers, freundlich begrüßt von einem der Offiziere, denen ja derartige Bordbesuche etwas Alltägliches sind.

„Die ‚Pennsylvania‘ ist also ein Passagier= und Frachtdampfer unserer P-Klasse, ein Schiff von 13333 Brutto=Registertonnen Raumgehalt. Sie hat Platz für 260 Passagiere erster und 125 zweiter Kajüte, sowie für 2400 Zwischendecker. Naturgemäß können auf diesem Schiff, dessen Hauptraum für Frachten reserviert ist, für die Passagiere nicht so ausgedehnte und luxuriöse Gesellschaftsräume zur Verfügung gestellt werden wie auf unseren Schnelldampfern, die hauptsächlich der Personenbeförderung dienen. Immerhin ist auch hier alles gethan, um recht weitgehende Ansprüche der Passagiere auf Bequemlichkeit zu erfüllen. Wir sind hier auf dem Salondeck, wo die Kabinen erster Klasse liegen. Sehen Sie, hier steckt noch an der Thür die Visitenkarte einer amerikanischen Miß, die während der Reise diesen Raum bewohnte.“

Er öffnete die Thür und ließ uns eintreten.

„Nicht wahr, etwas enge, aber daran gewöhnt man sich bald. Nun aber sehen Sie selber, ob in diesem Raume nicht alles vorhanden ist, was ein Reisender braucht und zwar alles in praktischer und eleganter Form. Das Bett ist vorzüglich, das Ruhelager behaglich; die Kabine ist trefflich ventiliert. Dort ist ein Patent=Waschtisch, der durch einen Griff in einen Schreibtisch umgewandelt werden kann, hier eine Kommode, ein Schrank. Ein Druck hier, und das elektrische

Licht flammt auf; dieser Knopf braucht nur berührt zu werden, und diensteifrig erscheint der Steward. Hier nebenan ist eine Kabine für zwei Personen; sie ist demgemäß geräumiger, sonst aber ähnlich eingerichtet. Die Kabinen zweiter Klasse liegen auf dem Oberdeck, sind etwas einfacher ausgestattet, bieten aber noch immer einen komfortablen Aufenthalt. Außerhalb der Ruhezeit sind ja die Passagiere nur wenig in ihren Kabinen, da sitzen sie entweder auf Deck oder in den vornehm ausgestatteten Salons. Hier haben wir gleich z. B. den Hauptsalon, der als Speisesaal für die Passagiere erster Klasse dient."

Unser Begleiter öffnete eine Thür, die uns in einen prächtig ausgestatteten Saal mit zwei langen und einer größeren Zahl kürzerer Tafeln führte, an denen feste, aber drehbare Sessel standen.

„Hier geben sich unsere Passagiere den Freuden der Schiffsküche hin. Hier entwickelt sich während der Fahrt ein fröhliches Leben und Treiben beim Klange der Gläser, und manche Freundschaft auf Lebenszeit wird hier geschlossen; ja, es soll sogar nicht selten sein, daß die Reisenden, welche sich schnell als eine große Familie betrachten lernen, in schäumendem Sekt auf das Glück eines jungen Brautpaares anstoßen, da bekanntlich verwandte Seelen sich finden ‚zu Wasser und zu Lande'."

Wir begaben uns hierauf auf das lange und vortrefflich geschützte Promenadendeck und warfen hier einen Blick in den eleganten Damensalon und den gemütlichen Rauchsalon, den einzigen Ort, wo man im Schiff — mit Ausnahme der offenen Decks — dem Genuß der trefflichen Importen, die an Bord der Schiffe geführt werden, frönen darf; denn selbst in der stillverschwiegenen, gemütlichen Kabine ist jedes Rauchopfer wegen Feuersgefahr streng verboten. Dann ging's zum Oberdeck zurück, durch den Speisesaal der zweiten Klasse, die Küche mit ihren blitzblanken Kupfergeräten, die verwaiste Pantry, durch ein Gewirr von Gängen, Korridoren, Treppen, so daß wir zuletzt ganz vergessen hatten, daß wir uns auf einem Schiffe befanden, sondern in einem Hotel zu sein wähnten. Jetzt aber mahnte ein immer heftiger werdender Ölgeruch, daß wir uns dem Maschinenraum näherten, und dann ging es eine minder elegante Treppe hinunter in einen Raum, der wesentlich von den bisher gesehenen abstach.

„Hier ist das Logis der Zwischendeck-Passagiere," erläuterte unser Führer und fügte dann, als er unsere arg enttäuschten Gesichter sah, lächelnd hinzu: „Ja, das ist freilich ein Unterschied gegen dort oben, und Sie werden gewiß mit Schiller sprechen: ‚Hier unten aber ist's fürchterlich.' Nun, ganz so schlimm ist die Sache nicht. Gegenwärtig sieht es hier wild aus, der Raum scheint bei der Rückfahrt dem Güter-

Auswandererhallen der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg.

transport gedient zu haben. Nun wird er wiederhergerichtet werden. Die Wände und Decken werden mit heller Ölfarbe gestrichen, hier in diesen getrennten Räumen werden die Auswandererbetten aufgestellt, dort drüben empfangen die Leute ihr Essen, reichlich und gut, hier auf dem freien Zwischendeck können sie sich nach Belieben umhertummeln und ihren Vergnügungen nachgehen, und glauben Sie mir: die allermeisten verleben hier auf dem Schiff die frohesten Stunden ihres Lebens, denn fast keiner hat es bisher so gut gehabt."

„Mag sein," erwiderte ich, „auf mich wirkte eben nur der grelle Kontrast niederdrückend. Und wenn ich mir das schöne junge Mädchen aus der Auswandererhalle, das offenbar bessere Tage gesehen hat und sich wahrscheinlich tadellos zwischen den Passagieren der ersten Klasse bewegen könnte, hier in diese Räume versetzt denke —"

„Daran dachte ich soeben auch," fiel mein russischer Freund jetzt lebhaft ein. „Das junge Mädchen machte ganz den Eindruck einer Dame von bester Erziehung; es ist mir ein peinlicher Gedanke, solch ein schutzloses Wesen, das wahrscheinlich erst kürzlich vom Unglück auf die Schattenseite des Lebens gestoßen wurde, nun in solcher Umgebung zu wissen, die ihr unendliche psychische Qualen bereiten muß. Da müßte eigentlich die vielgerühmte moderne Humanität eingreifen."

Der Beamte zuckte die Achseln und meinte: „Das wird wohl nicht gut möglich zu machen sein, es sei denn, daß die junge Dame ein Passagierbillet höherer Klasse geschenkt erhielte."

Über Nikiforows Gesicht huschte ein leises Lächeln, dann gab er sich aufmerksam der Betrachtung der kolossalen Steuervorrichtungen hin und ließ sich die Ausdrücke der Signalapparate erklären. Nach einem Blick in die gähnenden Abgründe der Laderäume und der düsteren Kohlenbunker traten wir den Rückweg aus diesem Schiffe an, das auf einer einzigen Reise so viel Güter über den Ocean zu bringen vermag als in den ersten Jahren des Bestehens der Reederei deren ganze aus sechs Segelschiffen bestehende Flotte in einem Jahre.

„Von der Arbeit zum Vergnügen!" forderte uns nun unser unermüdlicher Führer auf. „Jetzt wollen wir noch unserer schönen Lustjacht ‚Prinzessin Victoria Luise' einen Besuch abstatten. Da liegt das schmucke Ding, von dem der König von Schweden gesagt hat, daß er noch niemals ein so schönes Schiff gesehen habe. Bitte, hier, etwas Vorsicht! — Ihnen wird bekannt sein, daß unsere Gesellschaft ihre Schnelldampfer im Winter nicht auf den Sommertouren verwendete. Um sie nicht aufliegen zu lassen, veranstaltete sie mit den Schiffen Vergnügungsfahrten nach den verschiedensten Meeren, die sich bald außerordentlicher Beliebtheit und eines starken Zudranges zu erfreuen hatten. Nun herrschen bekanntlich unter den Binnenländlern noch die unglaublichsten Vorurteile gegen Seereisen, die in Wahrheit unendlich viel angenehmer sind als selbst die bequemsten Eisenbahnfahrten. Diese Vorurteile fanden durch die Lustfahrten eine sehr bemerkenswerte Korrektur, die Reiselust hob sich zusehends, und da wird wohl der Gedanke entstanden sein, ein Schiff ganz in den Dienst der Vergnügungsfahrten zu stellen und es besonders für diesen Zweck einzurichten. Unsere Lustjacht macht Fahrten nach Westindien, den nordischen Hauptstädten, um England, Schottland und Irland herum, nach dem Orient, der Krim und dem Kaukasus, dient aber ausschließlich der Erholung und dem Vergnügen. Alles, was moderne Technik und geläuterte Dekorationskunst im Hinblick auf den Zweck des Schiffes zu leisten vermögen, ist unserer Lustjacht, die von der hiesigen Werft Blohm & Voß erbaut wurde, zu gute gekommen. Sie ist ein Fünftausend-Tons-Schiff von elegantesten Formen, 446 Fuß lang und 47 Fuß breit, besitzt zwei Schrauben und läuft vierzehn bis fünfzehn Knoten. Das erscheint den mehr als dreiundzwanzig Knoten unserer ‚Deutschland' gegenüber wenig, ist aber im Interesse der Passagiere so eingerichtet, denen es bei einer Lustfahrt ja nicht auf größte Geschwindigkeit ankommt, sondern vor allen Dingen auf einen möglichst ruhigen Gang des Schiffes, der durch diese Geschwindigkeit am besten gewährleistet ist. Außerdem sind natürlich am Schiffsrumpf auch Schlingerkiele angebracht, durch welche die besonders unangenehme Bewegung des Schlingerns, die dem neckluſtigen Ägir schon zu manchem Tribut verholfen hat, außerordentlich gemildert wird."

Mit Erlaubnis des ersten Offiziers begannen wir die Besichtigung auf dem Salondeck, auf welchem sich der Speisesaal befindet. Man sollte es kaum für möglich halten, daß man auf einem Schiffe Räume herzustellen senden zum behaglichen Genießen der diesem Raume gewidmeten Stunden kommen. In die Wände sind Gemälde erster Künstler, die Scenerien von der See und der Seeküste darstellen, eingelassen. Die Polsterdrehstühle



In den Auswandererhallen.

vermag, die den Eindruck so bedeutender Höhe hervorrufen, wie die Speisesäle der modernen Dampfer. Es gelingt dies durch die kunstvolle Verwendung des Lichtschachtes, der durch die drei weiter oben gelegenen Decks geht und auf dem Bootsdeck kuppelartig mit Glas überdeckt ist. Dieser Lichtschacht wird in der kostbarsten Weise künstlerisch geschmückt und zeigt in der Lustjacht zwischen Speisesaal und Konversationssalon neben mannigfachen Blumengewinden ein graziöses Gemälde von Klein=Chevalier, das drei Nixen auf der Flucht vor der am Horizont erscheinenden Lustjacht darstellt. Der Saal selbst, in den man von einer säulengetragenen Galerie des Oberdecks, an der die Luxuskammern münden, hinunterblicken kann, ist geräumig, von vornehmer Einfachheit und vollendetem künstlerischem Geschmack. Helle, aber doch gedämpfte Farbentöne und einfache Linienführung vermeiden alles Aufdringliche, Unruhige, wie es in den üppigen Prunkräumen der Schnelldampfer „Auguste Victoria“ und „Columbia“ herrscht, und lassen den Rei-

an den Tischen laden zum behaglichen Niedersitzen ein, und ich muß bekennen, daß es mir recht schmerzlich war, von dieser Verlockung keinen Gebrauch machen zu können, um mir von einem der flinken Stewards ein Diner à la Hamburg=Amerika=Linie servieren zu lassen. Obgleich auch das Salondeck zahlreiche Kabinen für Passagiere enthält, stiegen wir doch zur Besichtigung derselben lieber die breite, bequeme Treppe zum Oberdeck empor, das so recht eigentlich zur Beherbergung der Passagiere eingerichtet ist; denn hier reiht sich thatsächlich Kabine an Kabine, und es wird dem Neuling zu-

nächst gar nicht leicht, sich in diesem Gewirr von Gängen und Korridoren zurechtzufinden. Aber auf der Fahrt sind schnell die hilfsbereiten Deckstewards zur Hand, um den Wegweiser zu machen. Wir öffneten verschiedene Kabinen, um ihre Einrichtung kennen zu lernen. Zunächst fiel eine gewisse Geräumigkeit darin auf, die eine größere, angenehm empfundene Bewegungsfreiheit ermöglicht. Ein schönes, breites Bett, keine Koje, und ein Ruhebett verleihen dem Zimmer häusliche Behaglichkeit. Über dem Ruhebett befindet sich ein elektrischer Ventilator, der durch einen Druck auf einen Knopf in Bewegung gesetzt wird und dem Ruhenden eine angenehme Kühlung zufächelt, eine Einrichtung, die besonders bei Vergnügungsreisen in den Tropen dankbar empfunden werden wird. Weiter findet man in dem Raum einen Kleiderschrank, einen Klappstuhl und einen Waschtisch, der sich nach Gebrauch in einen kleinen Schreibtisch umwandelt. Schwere Vorhänge geben dem Ganzen einen etwas reicheren Eindruck. Auch aus der schrecklichen Katastrophe, von welcher der Lloyd in Hoboken betroffen wurde, hat man eine Lehre gezogen: alle Schiffsfenster in den Kabinen u. s. w. sind durch wenige Griffe aus ihrer wasserdichten Umrahmung zu lösen und hinauszustoßen. Dadurch entsteht dann eine Öffnung in der Schiffswand, die weit genug ist, um einen Menschen hindurchkriechen zu lassen. Es giebt auf der „Prinzessin Victoria Luise“ nur Kabinen für eine und zwei Personen, außerdem sind noch Luxuskabinen vorhanden, unter ihnen die Staatskammer, welche der deutsche Kaiser bewohnte. Sie zeichnet sich durch größere Geräumigkeit und reichere Ausstattung aus und ist selbstverständlich mit feinstem Geschmack und größter Bequemlichkeit ausgestattet. Das Holzwerk des Raumes ist weiß emailliert, alle Stoffe zeigen ein zartes Grün. In dem Raume befindet sich auch ein Telephon, durch welches die Verbindung mit dem Lande hergestellt werden kann.



Pantry auf der „Auguste Victoria“.

Wir betraten nun das Gesellschaftszimmer, das ganz in Rostrot, Gold und Weiß gehalten ist und ebenfalls feinsten künstlerischen Geschmack mit vornehmster Einfachheit vereinigt. Über der Eingangsthür prangt das Bild der hohen Patin des Schiffes, von Blumenranken umgeben; eine Krone schwebt über dem Haupte der Prinzessin. Die übrigen Wände werden durch friesartig gehaltene Ansichten jener Gegenden geziert, in welche das Schiff seine Passagiere führt. Überall sind lauschige Plätzchen und Winkel, in die man sich zurückziehen kann, um ungestört zu plaudern. Von der Glaskuppel, die sich unmittelbar über den Raum wölbt, fällt reich das Tageslicht herein, und abends erstrahlt er in einem Meer elektrischen Lichtes. Am anderen Ende des Decks befindet sich das Dorado der Herrenwelt, der Rauchsalon, dem ich unter allen Räumen des eleganten Schiffes den Preis zuerkennen möchte. Er ist distinguiert und anheimelnd gemütlich zugleich, und ich finde es leicht begreiflich, daß er des Abends eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die Herrenwelt ausübt. Rings um den Salon läuft ein Fries mit gewölbten Majolikabildern, die den Wasser- und Eissport in all seinen Erscheinungsformen verherrlichen. Am vorderen Ende ist eine kleine Koje gebaut, die ein halbkreisförmiges Majolikabild ziert, auf welchem drei Meerjungfrauen einen Taucher necken. Durch die Beleuchtung werden reizende Lichteffekte erzielt, die das Behagen beim Verweilen in den

zahlreichen gemütlichen Ecken noch erhöhen. Das Oberlicht zeigt die durch ein Band miteinander vereinigten Wappen der Stadt Hamburg und der Hamburg-Amerika-Linie. Zwischen Gesellschaftszimmer und Rauchsalon befindet sich das gediegene Schreib-, Bibliotheks- und Lesezimmer, von welchem so manche Ansichtspostkarte einen Gruß in die Heimat trägt.

„Nun aber will ich Ihnen etwas zeigen, was Sie gewiß auf einem Schiff nicht suchen," sagte unser Führer und geleitete uns nach dem Heck.

„Allerdings, das ist überraschend, das ist wirklich reizend!" riefen wir wie aus einem Munde. Eine hübsche Laube bot sich unseren Blicken dar. „Ich bin zwar ein eingefleischter Junggesell," meinte Nikiforow, „aber wenn ich jemals eine Hochzeitsreise machen sollte, wünschte ich mir auf der Fahrt nichts Besseres als solch romantisches Plätzchen!"

Inzwischen waren wir zum Bootsdeck emporgestiegen und folgten der einladenden Bewegung, mit welcher unser Führer unter geheimnisvollem Lächeln eine Thür vor uns öffnete. „Unglaublich!" rief Nikiforow, als wir in den Raum traten. „Das ist ja ein vollständiger Turnsaal mit medico-mechanischen Apparaten nach dem System Zander! Das dürfte allerdings bisher auch einzig dastehen, ist aber auf einer längeren Seereise, wo es den Passagieren an ausreichender körperlicher Bewegung fehlt, gewiß von großem Vorteil."

„Gewiß," meinte der Beamte, „und die Arbeit hierin hebt obenein noch den Appetit, der den Passagieren allerdings so wie so selten auszugehen pflegt. Sehen Sie, hier ist alles: ein Apparat zum Rudern, zum Reiten, Radeln, ein idealer Massageapparat, Streckapparate verschiedener Art; hier sind die beliebten Hanteln, dort ganze Reihen von Keulen, nichts fehlt. Während der Fahrt werden hier regelmäßige Übungen unter Anleitung eines geschulten Hygienikers abgehalten, die sich lebhaften Zuspruchs erfreuen. Und nun sagen Sie selbst: Kann wohl irgend ein Passagier in einem erstklassigen Hotel — ich will nicht mehr sagen als nur besser untergebracht sein? Denn auch Arzt und Apotheke, Barbier und Friseur, ja sogar eine Wechselstube, die der Zahlmeister hat, und eine Druckerei befinden sich an Bord. Daß auch alle sonst noch notwendigen Handwerker vertreten sind, versteht sich von selbst. Dazu kommt, daß die Sicherheitsvorrichtungen auf dem Schiff wahrhaft ideale sind. Sieben Querschotten, die ein Druck auf einen Knopf gleichzeitig im Augenblick schließt, teilen den Körper in acht wasserdichte Abteilungen. Die Offiziere und Mannschaften sind ausgesucht tüchtige und zuverlässige Leute: sicherer als auf diesem Schiff kann man sich auch in dem



Hauptbureau der Hamburg-Amerika-Linie in Hamburg.

besten Hause auf dem Festlande nicht fühlen. Nun aber, dächte ich, beendeten wir für heute unsere Besichtigung, denn ich glaube, wir alle spüren ein menschliches Rühren, das uns mit Gewalt zur Tafel zieht."

Das traf allerdings zu. Wir waren fünf Stunden unausgesetzt von einem Punkt zum anderen gewandert und spürten jetzt nicht allein Hunger, sondern auch ein lebhaftes Ruhebedürfnis. Mit herzlichem Dank für die vortrefflichen Führerdienste verabschiedeten wir uns daher, schlugen aber gleich noch ein gemütliches Zusammensein für den Abend im schönen Ratskeller vor, das auch in liebenswürdigster Weise zugesagt wurde.

Auf dem Heimwege ward Freund Nikiforow merkwürdig schweigsam und nachdenklich. Ich vermutete daher, daß er von seiner Exkursion nicht befriedigt sei. Er beteuerte jedoch das Gegenteil.

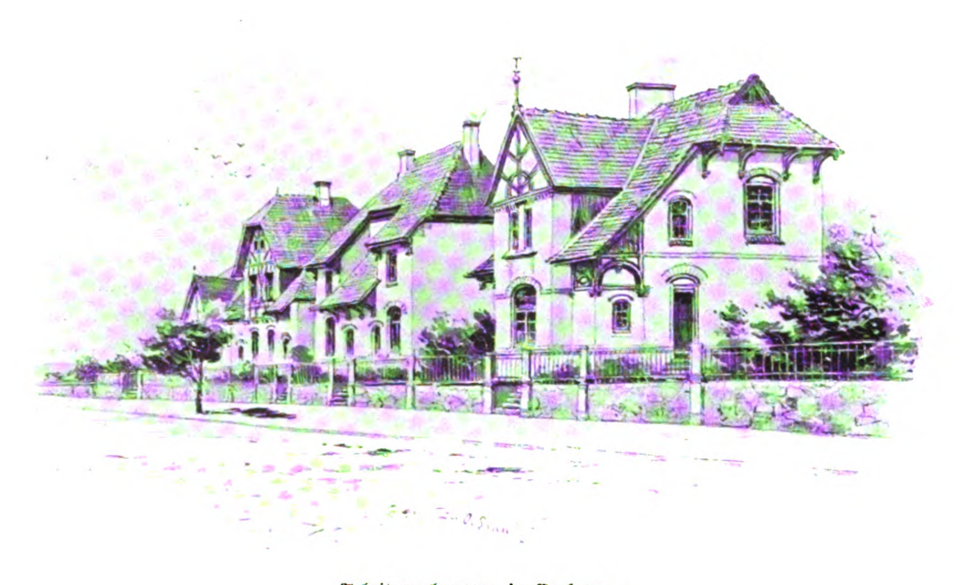
Schweigsam fuhren wir nun die Strecke miteinander, bis wir auf dem Dovenfleet anlangten. „Dort das stattliche Haus mit der wehenden Flagge ist das Verwaltungsgebäude der Linie. Wollen Sie wirklich heute schon Ihr Billet lösen, wie Sie vorhin äußerten?" fragte ich. „Unten links liegen die Bureaus für den Passagierverkehr."

„Ja," erwiderte er, lenkte dann aber durch die Frage ab: „Und das ist wohl die Reedereiflagge? Was bedeuten denn die Buchstaben H A P A G in dem Mittelfelde?"

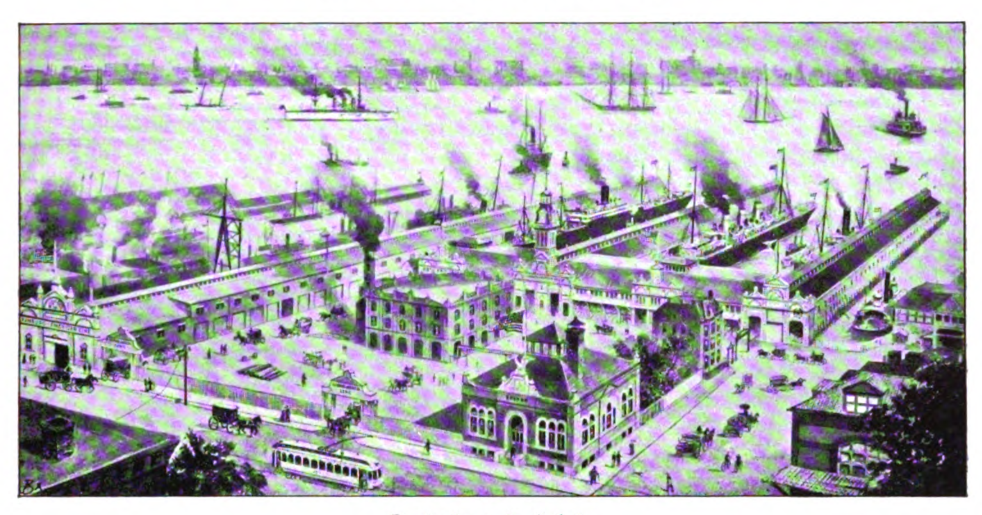
Ich lachte hell auf. „Der Volkswitz hat sich dieser Buchstaben bemächtigt und sie so übersetzt: **H**aben **A**lle **P**assagiere **A**uch **G**eld? Sie bedeuten: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft; dies war, wie ich Ihnen schon sagte, der schwerfällige frühere Titel der Hamburg-Amerika-Linie."

Nikiforow nickte lächelnd: „Der Volkswitz ist hübsch. Nun, das Geld soll vorhanden sein!" Damit war er aus dem Wagen, und erst der Abend sah uns wieder vereint, diesmal aber nicht im Hafen, sondern bei einer Flasche vortrefflichen Rheinweins im glänzend erleuchteten Ratskeller. Es war natürlich, daß das am Morgen Gesehene den Stoff zur Unterhaltung bot.

„Einen kleinen Begriff von der Bedeutung unserer Gesellschaft werden Sie ja wohl heute erhalten haben," begann der Inspektor, der sich gleichfalls wieder zu uns gesellt hatte, indem er behaglich den blauen Rauch seiner Importierten in die Luft blies, „aber auch nur einen kleinen. Um die ganze Bedeutung kennen zu lernen, müßten Sie fast



Arbeiterwohnungen in Cuxhaven.



Quaianlagen in Hoboken.

in der ganzen Welt umherreisen, überall dorthin, wo wir unsere Schiffe hinsenden, wo wir eigene Anlagen haben. Da sind zunächst die gewaltigen Pierbauten in New-York oder besser: in Hoboken, die unter Aufwendung ungeheurer Geldmittel entstehen und in denen nach dem Brande, von dem der Lloyd so schwer getroffen wurde, wohl das Menschenmögliche zur Beschränkung der Feuersgefahr geleistet wird. Unsere Bauten dort gelten so wie so schon längst als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges und werden diesen Ruf jetzt noch erhöhen. Ferner haben wir eigene große Hafenanlagen in St. Thomas und in Pará am Amazonenstrom. In Schanghai ist die Errichtung großer Anlagen geplant, andere werden unausbleiblich in nicht zu ferner Zukunft folgen. Bei uns in Deutschland haben wir noch große eigene Anlagen in Stettin, Cuxhaven und Emden. Falls Sie über genügende Zeit verfügen, würde ich Ihnen einen Abstecher nach Cuxhaven sehr empfehlen; Sie können dort sehen, wie die Gesellschaft für ihre Angestellten zu sorgen bestrebt ist."

„Inwiefern?" fragte Nikiforow.

„Sie werden vielleicht schon gehört haben, wie schwierig die Wohnungsverhältnisse in Hamburg und wie hoch die Mieten dort sind. Hiervon werden selbstverständlich die zahlreichen Beamten unserer Gesellschaft ebenfalls schwer betroffen. Da nun nach Fertigstellung unserer Cuxhavener Hafenanlagen unser ganzer Schnelldampferverkehr dorthin verlegt werden wird, so hat sich die Gesellschaft entschlossen, nach den mustergültigen Einrichtungen des Kruppschen Etablissements ebenfalls angemessene Wohnungen für ihre Beamten und Arbeiter zu erbauen, und hat zu diesem Zweck ein ausgiebiges Terrain in Döse und Cuxhaven erworben und einen Bebauungsplan geschaffen, der hundert Beamtenwohnungen in Döse und vierhundert Arbeiterwohnungen in Cuxhaven vorsieht. Es werden dort sehr geschmackvolle und praktische Hausbauten im Villenstil für eine und zwei Familien entstehen und sind zum Teil bereits zur Probe aufgeführt. Zu jedem Hause soll etwas Gartenland gehören. Die ganze Anlage wird einen Wert von etwa anderthalb Millionen Mark haben. Auch ein Altenheim für Invalide ist vorgesehen, und andere wohlthätige Einrichtungen werden nach Bedarf folgen. Um keine ungesunden socialen Verhältnisse für die kleinen Orte zu schaffen, ist der Bauplan über eine ganze Reihe von Jahren verteilt worden; nach seiner Fertigstellung aber werden die Orte sicher einen sehr angenehmen Eindruck machen, da selbstverständlich alles mögliche zu ihrer Verschönerung geschehen wird. Auch wird die Bahnverbindung nach Cuxhaven zweigeleisig werden, wodurch eine bessere Verbindung mit Hamburg erzielt werden wird."

Ich griff zum Glase. „Möge es zum Wohle des ganzen deutschen Vaterlandes Ihrer Gesellschaft ferner und für immer wohlgehen," sagte ich. „Sie hat gezeigt, was

deutsche Energie und deutscher Unternehmungsgeist zu leisten vermag, sie hat mit dazu beigetragen, den deutschen Namen in aller Welt zu Ehren zu bringen. Dieses Glas widme ich dem ferneren Wachsen, Blühen und Gedeihen der machtvollen deutschen Hamburg-Amerika-Linie!“

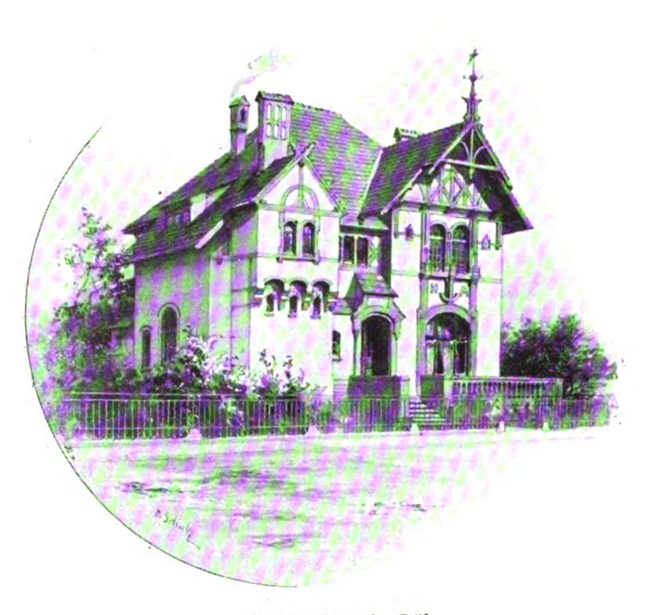
Hell klangen die Gläser aneinander.

„Ja, es würde in der That ein nationales Unglück sein, wenn plötzlich der Betrieb auf unseren Linien stockte. Bedenken Sie: unsere Gesellschaft beschäftigt direkt etwa 15000 bis 16000 Menschen, davon 7000 bis 8000 Seeleute, und in Hamburg allein etwa 4000 Arbeiter; der Verdienst dieser sämtlichen Angestellten betrug im vorigen Jahre 13600000 Mark. Im selben Jahre zahlte die Gesellschaft nur in Hamburg für Abgaben, Arbeit und Waren 62450000 Mark. Die deutschen Werften verdienten gleichzeitig 27900000 Mark an uns, und in diesem Jahre hat die Linie teils bereits abgenommen, teils noch im Bau für 42000000 Mark Schiffe. Ich glaube, diese Zahlen reden Bände.“

„Allerdings,“ stimmten wir bei, „aber um einen solchen Betrieb erhalten zu können, muß ja auch enorm verdient werden.“

„Gewiß, und das geschieht auch. Durch ihre außerordentlich weitgehende Kulanz und die präcise, sichere Beförderung von Personen und Gütern zieht die Gesellschaft immer neue Kunden an sich. 1899 beförderten wir z. B. 101975 Personen über den Ocean, 1900 bereits 166539, und die Menge der zu befördernden Güter beträgt pro Jahr über drei Millionen Kubikmeter. Sie sollten nur einmal ein Stündchen in den Hauptbureaus der Centrale den Beobachter spielen, Ihnen würde von dem Hasten und geschäftigen Treiben bald der Kopf schwirren, aber Sie würden auch begreifen, welche großen Summen dort umgesetzt und verdient werden müssen, wo die Fäden des Handels und Verkehrs der ganzen Welt zusammenlaufen. — Nun aber, meine Herren, muß ich aufbrechen, denn mein Dienst beginnt morgens sehr früh,“ sagte der Beamte, indem er sich erhob. „Leben Sie wohl, glückliche Überfahrt und, wenn es Ihnen recht ist, nach Ihrer Rückkehr auf Wiedersehen!“

(Schluß folgt.)



Kapitänshaus in Döse.



Der Zucker
im Lichte der neueren Naturwissenschaft

Von

Theodor Jaensch

Unter den Stoffen, die uns die Natur zur Erhaltung unseres Lebens bietet, spielt der Zucker eine ganz besondere Rolle. Er ist es, dessen wir uns allgemein zum Versüßen von Speise und Trank bedienen; aber in Hunderten von Nahrungs- und Genußmitteln finden wir ihn gleich fertig zugerichtet in Gestalt süßer Säfte, die jene durchdringen und manche von ihnen erst genießbar machen. Äpfel und Birnen, Kirschen und Pflaumen, Apfelsinen, Feigen, Datteln, Melonen und zahllose andere Früchte verdanken ihre mehr oder minder große Süßigkeit dem Zuckersaft, den sie enthalten, und der im Grunde nichts anderes ist als das, was man im gewöhnlichen Leben „Zuckerwasser" nennt, d. h. in Wasser aufgelöster Zucker. Freilich enthält dieses natürliche Zuckerwasser noch allerlei Beimengungen, die seinen Geschmack beeinflussen; allein das eigentlich Süße darin ist doch immer derselbe Stoff, den wir aus dem täglichen Leben in anderer Form als Zucker kennen. Auch der Honig, den die Bienen aus dem Seim der Blumen bereiten, besteht zum größten Teile — zu fast drei Vierteln seiner Gewichtsmenge nämlich — aus Zucker; und nicht bloß in Blüten und Früchten bringt das Reich der Pflanzen solche Süßigkeit hervor, sondern auch die Stengel mancher Gräser, wie die des Maises und des schilfartigen Zuckerrohrs, die Stämme der Birken und einiger anderer Bäume, auch viele Wurzeln, z. B. Runkelrüben und Möhren, sind reich an Zuckersaft und geben dem Menschen Veranlassung, den geschätzten Stoff aus ihnen zu gewinnen.

Nicht alles freilich, was süß schmeckt, ist darum schon wirklicher Zucker, gleichwie nach dem bekannten Sprichwort nicht alles Gold ist, was glänzt. So bilden z. B. manche Metalle mit anderen Stoffen chemische Verbindungen, die uns auf Gaumen und Zunge die Empfindung des Süßen erregen; und eine von ihnen, das essigsaure Blei, führt sogar im Volksmunde den Namen „Bleizucker", obwohl dieses Bleisüß sonst nicht das mindeste mit dem Zucker zu thun hat, ja sogar ein todbringendes Gift ist. Dennoch hat es in früheren Zeiten gelegentlich zu verderblichen Fälschungen gedient, indem man geringeren Wein damit süßte, um ihn voller erscheinen zu lassen. Auch die Verbindungen des Silbers und des Berylliums — jenes Metalles, das in anderer Kameradschaft den schönen, als „Smaragd" bekannten grünen Edelstein bildet — sind hinsichtlich des Geschmackes zum Teil von süßer Beschaffenheit, ohne daß man darum wissenschaftlich berechtigt wäre, von einem „Silberzucker" oder „Beryllzucker" zu reden. Allgemein bekannt ist der süße Geschmack der öligdicken, wasserhellen Flüssigkeit, welche allenthalben als Hausmittel gegen Rauheit und Wundwerden der Haut in Ansehen steht. Sie hat danach einst den treffenden Namen des „Ölsüßes" erhalten; und wenn dieser auch vielfach in neuerer Zeit der griechisch-lateinischen Bezeichnung „Glycerin" gewichen ist, so weist das fremde Wort nicht minder auf die Süßigkeit als hervorstechendes Merkmal hin; denn γλυκυς (glükü̈s) bedeutet im Griechischen „süß". In den letzten Jahren hat endlich eine ganze Anzahl erst neuer-

dings entdeckter, künstlicher Süßstoffe unter den verschiedensten Namen Verbreitung und zum Teil auch mißbräuchliche Verwendung an Stelle des Zuckers erlangt, die größtenteils aus Toluol, einem chemischen Abkömmling des Teers, dargestellt werden und außer dem Geschmacke ebenfalls keine Ähnlichkeit mit dem Zucker haben, ihn daher auch in seinen Wirkungen nicht ersetzen können. Aus dem gleichen Grunde sind auch manche der ihnen im Handel beigelegten Namen, wie „Saccharin“ und „Zuckerin“, irreführend und, streng genommen, ebenso unrichtig wie der des „Bleizuckers“ für das erwähnte Bleisüß; denn „saccharum“ ist die lateinische Benennung des Zuckers, die aus dem Indischen stammt und mit der auch die deutsche auf den gleichen Wortstamm zurückgeht. Die alten Germanen gebrauchten die Bezeichnung noch nicht, weil sie den reinen Zucker nicht kannten und sich an seiner Stelle des natürlichen Honigs bedienten.

Was ist denn nun aber unter echtem Zucker zu verstehen?

Eine zuverlässige Antwort darauf kann nur die Wissenschaft geben. Und diese belehrt uns, daß es zwar eine ganze Reihe verschiedener Zuckerarten giebt, daß sie aber sämtlich neben ihrem süßen Geschmack eine gleichartige oder doch sehr ähnliche stoffliche Zusammensetzung aufweisen. Jeder echte Zucker ist nämlich in bestimmtem Verhältnis aus den drei Grundstoffen Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff aufgebaut und enthält neben diesen keine anderen Grundstoffe. Alle übrigen Stoffe von süßem Geschmack, die man bisher kennen oder künstlich bereiten gelernt hat, sind in dieser Beziehung gänzlich von den Zuckern verschieden. Dagegen belehrt uns die Chemie, daß es einige andere, gleich den Zuckern in der Welt des Lebenden von der Natur dargebotene Stoffe giebt, die kein Ungelehrter jemals für etwas Zuckerähnliches halten würde, und die ihnen doch in der Zusammensetzung aufs Haar gleichen: nämlich Stärke, Holzstoff und Gummi, deren äußere Eigenschaften sie scheinbar so völlig von jenen scheiden. Und doch hat die Wissenschaft nicht bloß diese innere Übereinstimmung erkannt, sondern sie hat sogar gezeigt, daß es auf Grund ihrer möglich ist, Stärke und Holzstoff in Zucker zu verwandeln: mit einem Worte, daß man z. B. aus Kartoffelmehl oder aus Sägespänen — und ebenso etwa aus Papier, das im wesentlichen aus Holzstoff besteht — Zucker machen kann. Daß diese Erkenntnis nicht bereits längst in weiterem Umfange verwertet wird, liegt nur daran, daß der auf solchem Wege gewonnene Zucker nicht der besonderen Art angehört, die uns ihrer Eigenschaften halber am meisten erwünscht zu sein pflegt, nämlich dem Rohr- oder Rübenzucker. Immerhin werden, wenn auch nicht aus Holz — dessen Umwandlung zu langwierig und kostspielig ist —, so doch aus Kartoffeln schon jetzt große Mengen Zuckers gewonnen, die besonders in der Zuckerbäckerei Verwendung finden. Auch die Natur führt uns diese innere Verwandtschaft des Zuckers mit der Stärke zuweilen recht deutlich vor Augen oder vielmehr vor die Zunge: wenn uns im Winter die Kartoffeln gefrieren, wandelt sich ihr Mehl wenigstens teilweise in Zucker um, und sie erhalten den bekannten süßlichen Beigeschmack, der sie uns „verdorben“ erscheinen läßt.

Die Beurteilung der chemischen Zusammensetzung ist indessen nicht jedermanns Sache. Und dennoch ist es selbst für den Ungelehrten leicht, zu verstehen, was Zucker ist, und seine verschiedenen Abarten von anderen süßen Stoffen zu unterscheiden. Die Natur zeigt uns selbst den Weg dazu; denn sie erzeugt den Zucker allein im Bereiche des Lebens, und kein anderer Stoff von ähnlichem Geschmack hat bisher darinnen Platz gefunden. Man kann also sagen: alles, was süß schmeckt und lebendigen Ursprunges ist, d. h. sich im Körper lebendiger Wesen auf natürlichem Wege durch die Lebensvorgänge bildet, sich also in ihnen zu gegebener Zeit auch fertig vorfindet, ist Zucker. Die meisten Zucker entstammen dem Pflanzenreiche; in einer Form jedoch hat auch die Tierwelt Anteil daran: ihr ist der Milchzucker eigen, der sich in der Milch der Säuger findet und einen wesentlichen Bestandteil darin ausmacht. Er ist es auch, der das Sauerwerden der Milch bewirkt, wenn sie an der Luft steht, und dadurch wieder das Dickwerden, d. h. die Verkäsung, veranlaßt. Er selbst wird dabei zersetzt; in ganz frischer Milch aber, die ihn noch unverändert enthält, ist er die Ursache des schwach süßen

Geschmackes, den wir alle kennen, und der nur darum nicht stärker hervortritt, weil gerade diesem Zucker von Natur eine sehr viel geringere Süßigkeit zukommt als den meisten anderen Zuckerarten.

Unter den pflanzlichen Zuckern zeichnen sich besonders zwei durch ihre weite Verbreitung aus: der Trauben- oder Krümelzucker (auch Stärke- oder Kartoffelzucker genannt) und der Rüben- oder Rohrzucker. Der Traubenzucker bildet, wie sein Name erraten läßt, den süßen Bestandteil des Saftes reifer Weintrauben; aus ihm scheidet er sich beim Eintrocknen der Beeren zu Rosinen (Ziweben) in Gestalt kleiner Krümel aus, die man oft schon auf der Außenfläche jener wahrnimmt. Auch der Zucker fast aller anderen süßen Früchte ist zum größten Teil von der nämlichen Art, und das gleiche gilt vom Honig der Bienen sowie von allem Zucker, den man künstlich aus Stärke gewinnt. Ja, selbst unsere Verdauungswerkzeuge bilden eine lebenslang thätige Fabrik dieses Stoffes; denn durch Mundspeichel und Darmsaft wird alle Stärke, die wir überhaupt ins Blut aufnehmen, zuvor in ihn umgewandelt; und auch alle übrigen Zuckerarten müssen die gleiche Verwandlung durchmachen, ehe sie wirklich in unseren Körper eintreten und ihm als Kraftspender zu gute kommen. Der Traubenzucker ist also unter seinesgleichen der wichtigste für uns Menschen; und er wäre auch der wertvollste, wenn er sich in allen anderen Stücken ebenso vor ihnen auszeichnete. Dies ist indessen nicht der Fall; und besonders darf ihm unter seinen Brüdern der Rübenzucker als ebenbürtig gelten und für viele Zwecke sogar den Rang streitig machen. Denn der Rübenzucker löst sich bedeutend leichter und schneller in Wasser und allen wässerigen Flüssigkeiten; er ist überdies beträchtlich süßer und geht nicht so leicht in Gärung über wie jener. Vor allem aber hat er den großen Vorzug, daß er sich vollkommen trocken darstellen läßt, was seine Verwendung im Haushalt bequemer macht und ihm denn auch schon lange die Alleinherrschaft daselbst gesichert hat. Diesen Eigenschaften gegenüber kommt die ganze geringe Verdauungsarbeit, die auch er noch beansprucht, und die beim Traubenzucker allerdings völlig wegfällt, kaum in Betracht; und man könnte es deshalb vielleicht sogar bedauern, daß es der Wissenschaft bis jetzt noch nicht gelungen ist, Rübenzucker aus Kartoffeln herzustellen.

Einstweilen sind wir jedenfalls genötigt, unseren täglichen Gebrauchszucker unmittelbar aus den Pflanzen zu gewinnen, welche ihn uns fertig in ihren Säften darbieten. Und deren giebt es gar mancherlei. So wird in gewissen Gegenden Nordamerikas aus den Stämmen einer dort wild wachsenden Ahornart, die deshalb den Namen Zuckerahorn (Acer saccharinum) führt, Rübenzucker im großen gewonnen; und in Mexiko stellt man ihn vielfach noch heute nach Art der alten Azteken aus Mais her. Ferner sind die Triebe vieler Palmen reich an rübenzuckerhaltigem Saft; und besonders Indien erzeugt aus einer von ihnen, der wilden Dattelpalme (Phœnix silvestris), beträchtliche Mengen. Aber im Welthandel sind heutzutage nur noch zwei Zuckerpflanzen von umfassender Bedeutung, nämlich das aus Indien stammende und jetzt in alle heißen Länder verpflanzte Zuckerrohr (Saccharum officinarum) und die Zuckerrübe, die als solche Deutschland ihre Heimat nennt. Sie ist eine Abart der seit Jahrhunderten in ganz Europa gezüchteten Runkelrübe (Beta vulgaris) und teilt mit dieser und ihren sonstigen Spielarten, wie der roten Rübe, die ursprüngliche Stammpflanze, den an allen Meeresküsten unseres Erdteils wildwachsenden Mangold (Beta maritima).

Die Geschichte dieses Gewächses ist außerordentlich lehrreich für das, was menschlicher Geist über die von der Natur gegebenen Umstände vermag, und gereicht besonders deutschem Fleiß und Unternehmungssinn zum Ruhme.

Im Jahre 1747 berichtete der Chemiker Marggraf der Akademie der Wissenschaften zu Berlin über seine Entdeckung, daß der Zucker der Runkelrübe, den er zuerst in trockener Form dargestellt hatte, völlig mit dem des indischen Zuckerrohrs übereinstimme: er empfahl daher ihren Anbau zum Zwecke der Zuckergewinnung. Zunächst fanden seine Anregungen jedoch nur wenig Beachtung. Als aber im Jahre 1786 Achard auf dem Gute Caullsdorf bei Berlin planmäßige Zuchtversuche unternahm und die Bedingungen

feststellte, durch die sich der Zuckergehalt der Pflanze vermehren ließ, war der Boden für die Entstehung eines deutschen Zuckergewerbes bereitet; und im Jahre 1801 kam es zum Bau der ersten Fabrik von Rohrzucker aus Rüben. Seitdem ist die Entwickelung dieses Gewerbszweiges trotz der großen Schwierigkeiten, die noch geraume Zeit hindurch zu überwinden waren, unaufhaltsam fortgeschritten; und heute hat er sich das ganze europäische Festland erobert, ja, er ist in neuester Zeit sogar bis nach Amerika vorgedrungen. An der Spitze aber steht auch jetzt noch Deutschland, wo man überhaupt keinen auf andere Weise hergestellten Zucker mehr im Haushalte verwendet. Ist es doch inzwischen gelungen, den Gehalt der Rüben an dem begehrten Stoff durch geschickte Samenauslese und Bodenbearbeitung so weit zu steigern, daß zwölf vom Hundert und darüber an reinem Zucker gewonnen werden, während man zu Achards Zeiten kaum zwei bis drei vom Hundert erhielt. So ist es gekommen, daß heutigestags alles für Zucker ausgegebene Geld im Vaterlande bleiben kann; ja, daß auch der Zucker wohlfeil und selbst dem minder Begüterten als täglicher Nahrungsstoff zugänglich gemacht worden ist. Denn während noch vor hundert Jahren ein Pfund Rübenzucker in Deutschland nahezu eine Mark kostete und zeitweise sogar auf den Preis von zwei bis drei Thalern stieg, kaufen wir es gegenwärtig im Kleinverkehr zu höchstens dreißig bis fünfunddreißig Pfennig; und das, obgleich eine hohe Steuer darauf lastet und wir z. B. im Reiche bei jedem Pfund zehn Pfennig an den Staat abgeben, der einen großen Teil seiner Ausgaben aus dieser einen Quelle bestreitet. Für das tägliche Leben hat daher die überlieferte Bezeichnung „Rohrzucker“ bei uns zu Lande keinen rechten Sinn mehr und empfiehlt sich höchstens durch ihre Kürze; da sie indessen im Volke noch häufig zu Irrtümern* führt, so würde sie besser wohl gänzlich aufgegeben. Im gereinigten Zustande sind eben nicht nur Rohr- und Rüben-, sondern auch Ahorn-, Mais- und Palmzucker genau das gleiche; und wir können sie wissenschaftlich treffend ebensogut allesamt nach der einen wie nach der anderen der erwähnten Pflanzen benennen.

Sowohl aus dem Rohre wie aus den Rüben wird der Zucker, im großen und ganzen genommen, auf dieselbe Weise dargestellt. Der Saft wird nämlich aus den zerkleinerten Pflanzenteilen ausgelaugt oder ausgepreßt, gereinigt und dann eingedampft, bis man einen dicken Sirup erhält; aus diesem werden dann bei weiterem Auskochen allmählich etwa drei Viertel des Zuckerstoffes fest und bilden zunächst den „Rohzucker“ oder „Lumpenzucker“, mit dessen Herstellung sich viele Fabriken begnügen. Es entsteht dabei eine Endlauge (gewöhnlich „Melasse“ genannt), aus der auf dem gewöhnlichen Wege des Auskrystallisierens kein trockener Zucker mehr zu gewinnen ist, die man aber für andere Zwecke noch mit großem Vorteil verwerten kann. Sie bildet nämlich ein ausgezeichnetes Viehfutter, das auch in der That von der heutigen Landwirtschaft immer mehr begehrt wird, und das die betreffenden Tiere, wenn man es ihnen in geeigneter Mischung mit anderen Futterstoffen verabreicht, auch sehr gern annehmen. Ein gleiches gilt übrigens auch von einem anderen Abfallstoffe der Rübenzuckererzeugung, den sogenannten Schnitzeln. Es sind dies die entzuckerten Rübenstücke der Fabriken, die aber noch so manche für das Vieh, besonders für Wiederkäuer, nahrhafte Rückstände enthalten.

Aus dem Rohzucker wird durch ein besonderes Reinigungsverfahren entweder in den Rohzuckerfabriken selbst oder in besonderen Anstalten, die auf eigene Hand arbeiten, den Läutereien oder Raffinerien, der eigentliche Reinzucker des Handels dargestellt, indem man durch wiederholtes Auflösen und Auszuckern, Behandlung mit Knochenkohle und dergleichen allmählich den Zuckerstoff von den anhaftenden Sirupsresten und sonstigen Beimengungen befreit und ihn schließlich je nach dem im einzelnen angewandten Verfahren als Krystallzucker, Hutzucker, Kandis u. s. w. gewinnt. Doch wird auch ein Teil des Rohzuckers sogleich in den Kleinhandel gebracht; und er verdient dies auch, da er infolge seiner einfacheren Herstellung wohlfeiler ist, während

* Zu diesen gehört auch die Verwechselung mit dem sogenannten „Rohzucker“ der Fabriken (s. weiter unten).

seine Reinheit dennoch für viele Küchenzwecke völlig ausreicht.

Durch unsere überseeischen Besitzungen, die ja fast alle innerhalb der heißen Himmelsstriche liegen, gewinnt neuerdings auch das Zuckerrohr wieder einige Bedeutung für Deutschland. So hat man z. B. in Ostafrika begonnen, Pflanzungen davon anzulegen und Zuckerfabriken zu bauen. Es giebt jetzt also auch deutschen „Rohrzucker" im volkstümlichen Sinne des Wortes, wenn auch die erzeugte Menge bis jetzt noch klein ist.

Mit Absicht ist in der bisherigen Darstellung schon wiederholt von dem Zucker als Nahrungsmittel die Rede gewesen und sein Genußwert, also der Wert, der ihm lediglich vermöge der Annehmlichkeit seines Geschmackes zukommt, nicht weiter betont worden. Es darf zwar gegenwärtig als allgemein bekannt gelten, daß die Zucker gerade in ihrer Eigenschaft als Nährstoffe eine ganz hervorragende Stellung einnehmen; aber noch vor wenigen Jahren war es anders. Wenn man von den Kreisen der Fachgelehrten und Ärzte absah, so wurde der Zucker lediglich als Würzstoff und angenehme Speisenzuthat betrachtet und demnach als entbehrliches Genußmittel, wie etwa Kaffee oder Tabak, behandelt. Daß sein Wert in Wahrheit ein ganz anderer und viel größerer sein soll, bedarf für den denkenden Menschen der Begründung; und diese sei hiermit in wenigen Worten gegeben.

Die wissenschaftliche Ernährungslehre der Gegenwart unterscheidet einige wenige Gruppen von chemischen Verbindungen, die sie als „Nahrungsstoffe" zur Gesunderhaltung des menschlichen Körpers für unentbehrlich, aber auch ausreichend ansieht, und die deshalb in allem, was wir zu uns nehmen, in genügender Menge enthalten sein sollten. Sie dienen teils zum Ersatze der unvermeidlichen, durch die Lebensvorgänge selbst entstehenden Stoffverluste, teils zur Lieferung von Lebenswärme und Arbeitskraft. An der letzteren Thätigkeit beteiligen sie sich insofern, als sie innerhalb des Körpers einer langsamen Verbrennung unterliegen, indem sie sich mit einem Teile des eingeatmeten Sauerstoffes verbinden. Den reinen Ersatz- oder Baustoffen gehört vor allem das Wasser an, der vornehmste und unentbehrlichste Nahrungsstoff, von dem auch die größten Mengen gebraucht werden; daneben stehen die sogenannten Eiweißstoffe und gewisse Salze. Die Zucker werden dagegen der zweiten Abteilung zugerechnet und bilden hier mit Stärke und Gummi die engere Gruppe der „Zuckerstoffe", denen die der Fette oder Öle gegenübersteht. Es ist nun durch zahlreiche Versuche festgestellt worden, daß die Zuckerstoffe, obgleich sie mit den Fetten in einem gewissen Vertretungsverhältnisse stehen, von menschlichen Wesen in unseren Himmelsstrichen niemals völlig entbehrt werden können, daß wir vielmehr gerade ihrer, vom Wasser abgesehen, am meisten bedürfen. Außerdem aber steigt der Bedarf an ihnen mit zunehmender Arbeit. So erkannte z. B. Professor Ranke zu München als ausreichende Nahrung für einen jungen Mann eine tägliche Menge von etwa 2500 Gramm Wasser, 25 Gramm Salzen, je 100 Gramm Eiweißstoffen und Fetten und 240 Gramm Zuckerstoffen. Derselbe junge Mann bedurfte aber bei starker körperlicher Arbeit, neben einer ganz geringen Erhöhung der Eiweißmenge, einer Vermehrung der Zuckerstoffe bis zu 500 Gramm, während aller übrige Bedarf unverändert blieb. Dagegen können die verschiedenen Zuckerstoffe sich untereinander völlig ersetzen. Indessen spielen die eigentlichen Zucker trotzdem noch eine besondere Rolle, weil sie am leichtesten verdaulich sind und daher namentlich auch als schnell wirkende Kräftigungsmittel in Betracht kommen. Von dieser Kenntnis haben auch die Heeresverwaltungen der größeren europäischen Staaten bereits Gebrauch gemacht, indem sie den Soldaten auf ermüdenden Märschen oder bei sonstigen größeren Anstrengungen Zucker verabreichen lassen. Derartige stählende Wirkungen können die Teersüße und alle ihnen ähnlichen Ersatzmittel niemals entfalten, weil sie überhaupt nicht zu den Nahrungsstoffen gehören; und ebensowenig vermag es der Alkohol oder eines der sogenannten geistigen Getränke, in denen er enthalten ist. Zum Teil zwar pflegen solche Genußmittel, wie Bier, Wein oder Branntwein, auf kurze Zeit die Täuschung eines erhöhten Kraftgefühls hervorzurufen; aber bald folgt diesem eine um so stärkere Ermüdung und Erschlaffung,

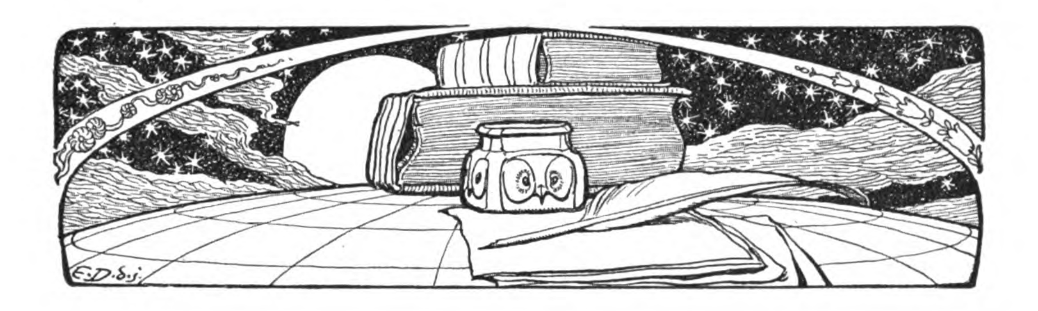
die sich zuletzt auch dem eigenen Empfinden bemerkbar macht. Dagegen vermag der Zucker allein schon, in passender Form, z. B. als Zuckerwasser, gezuckertes Saftwasser und dergleichen, genossen, die gesunkenen Kräfte überraschend schnell zu heben und zu neuer Anspannung fähig zu machen, ohne daß der eiserne Bestand des Körpers, sein „Kraftgleichgewicht", leidet. Vielfache Versuche, die in den letzten Jahren nach dieser Richtung angestellt worden sind, lassen darüber keinen Zweifel mehr.

Von so großem Belange nun auch alle diese Thatsachen sind, so tritt ihre gewaltige wirtschaftliche Bedeutung doch erst in das rechte Licht, wenn wir bedenken, daß wir in dem Zucker, wie er heutzutage in den Handel gebracht wird, im Gegensatze zu allen anderen Gegenständen des Konsums einen reinen, unvermischten und unverdünnten Nahrungsstoff kaufen. In einem Pfund Fleisch, welches durchschnittlich zu vier Fünfteln aus Wasser besteht, bezahlen wir dieses z. B. zum vollen Fleischpreise mit; und ähnliches gilt von den meisten übrigen Nahrungsmitteln. Nur der Zucker bildet eine Ausnahme, da er kaum Spuren von Wasser enthält. Berücksichtigt man dies bei der Vergleichung der verschiedenen Preise, so ergiebt sich unter Berechnung der ihm selber in chemisch reinem Zustande zukommenden Menge von „Nährwert-Einheiten", daß er nicht bloß ein wohlfeiles, sondern sogar eines der wohlfeilsten und billigsten Nahrungsmittel genannt werden darf. In der That ist daher auch, seit sich diese Überzeugung Bahn gebrochen hat, der Verbrauch an Zucker allenthalben gestiegen, so daß er jetzt auf dem besten Wege ist, ein allgemeines Volksnahrungsmittel zu werden.

Zuweilen hört man noch die früher weit verbreitete Meinung aussprechen, daß der Zucker den Zähnen schade. Diese Ansicht hat ihren Ursprung wohl in der an sich ganz richtigen Beobachtung, daß er, wie auch manche andere sonst durchaus zuträgliche Nahrungsmittel, kranken Zähnen oft heftigen Schmerz bereitet. Der Schluß, der daraus gezogen wurde, hat sich aber nach genauerer Prüfung als irrtümlich erwiesen. Wenn unsere Voreltern dennoch Grund zu haben glaubten, ihre Kinder vor dem Genuß von Zucker zu warnen, so geschah dies wohl nur des Naschens wegen: seinen Wert als Nahrungsstoff kannten sie nicht, und als bloßes Genußmittel war er in jenen Zeiten zu teuer.

Abgesehen von der Ernährung spielt der Zucker noch eine gewaltige Rolle auf einem ganz anderen, seinem eigentlichen Werte fremden Gebiete. Alle sogenannten geistigen Getränke verdanken ihm nämlich ihre Entstehung. Wenn im Herbste der Wein gekeltert wird und der frische Traubensaft zu gären beginnt, so ist es der Zuckergehalt der Flüssigkeit, der dem ganzen Vorgange zu Grunde liegt. Der Zucker bildet nämlich die Nahrung für die aus der Luft in die Flüssigkeit fallenden Hefkeime, die auf seine Kosten wachsen und ihn zersetzen. Er zerfällt durch ihre Thätigkeit in Kohlensäure und Weingeist und bewirkt dadurch das Aufschäumen, aber auch das Berauschendwerden des Saftes, während er selbst und mit ihm die Süßigkeit schwindet. Und wenn der Bierbrauer sein Malz gewinnen will, so läßt er Gerstenkörner keimen, um zunächst ihr natürliches Stärkmehl in Zucker umzuwandeln; in diesem Zustande werden sie durch Hitze getötet und, mit Wasser angerührt, der Einwirkung der Hefe überlassen, die dann den gleichen Vorgang wie beim Weine einleitet. Ja, selbst der Branntwein entstammt dem Zucker, möge er nun Rum, Arrak, Kognak oder wie immer genannt werden; denn unter allen Umständen müssen die Pflanzenteile, die ihn liefern sollen, entweder Zucker oder Stärke, die zuvor verzuckert wird, enthalten, so wie wir ja auch den reinen „Weingeist" (Spiritus, Sprit, Alkohol) aus der Kartoffel nur auf Grund ihres großen Stärkegehaltes gewinnen.

Der wahre Wert des Zuckers kann freilich auf diesem Felde, wo er ja auch, streng genommen, überhaupt nicht gewonnen, sondern zerstört wird, nimmermehr liegen. In seiner ursprünglichen Gestalt aber wird er, richtig verwendet, zum Kraft- und Segenspender für Millionen von Menschen, die ihn verzehren, und für Hunderttausende, die ihn bereiten.



Litterarische Rundschau

Land und Leute in Heimat und Fremde

Mehr denn je folgt heute unsere geographische Reiselitteratur dem Zuge der Politik. Die Litteratur über China ist in den letzten fünf Jahren, seit der Besetzung von Kiautschou, zu einem Strome angeschwollen; der Burenkrieg hat eine ganze südafrikanische Bibliothek gezeitigt. Neben dieser dem deutschen Forschungscharakter tief eingewurzelten Neigung, in die Ferne zu schweifen, macht sich nun aber, als schöne Frucht unseres nationalen Einheitsgefühls, in der Schilderung von Land und Leuten auch die neu belebte Liebe zur deutschen Heimat, ihren verschiedenen Landschaften und Stämmen immer mehr geltend, und es ist ein Vergnügen zu sehen, wie der Deutsche von Jahr zu Jahr erhöhte Freude an sich selber, seinem so bunt und mannigfach ausgeprägten Land- und Volkscharakter gewinnt, und wie die verschiedenen Forscher sich über die vielen heute nicht mehr scheidenden Landesgrenzen hinweg die Ergebnisse ihrer Wanderungen und Studien zureichen.

Auch an zusammenfassenden populären Darstellungen fehlt es schon nicht mehr. Wir erinnern zunächst an August Sachs neu aufgelegtes und bearbeitetes Werk **Die deutsche Heimat** (Halle, Verlag des Waisenhauses), das wir bereits in unserer Weihnachtsrundschau als gutes deutsches Hausbuch warm empfohlen haben. Auf dem Hintergrunde der Landschaft, die meistens nur in knappen Zügen gezeichnet, dafür aber durch instruktive Abbildungen vertreten ist, hebt sich um so lebendiger und wirksamer das Volkstum der Bewohner ab, das der Verfasser oder, besser, der Herausgeber — denn Sachs hat aus dem weiten Gebiete unseres heimatlichen Schrifttums bewährte Darsteller von Land und Leuten als Mitarbeiter herangezogen — in anregender und fesselnder Unmittelbarkeit zu uns sprechen läßt, indem er uns lauter einzelne anschauliche Bilder aus dem Volksleben vorführt. — Mehr theoretisch-wissenschaftlich geht Prof. Dr. Otto Weise vor, derselbe, der uns das so frisch und sauber geschriebene Buch über „Unsere Muttersprache“ (vierte, verbesserte Auflage; Leipzig, B. G. Teubner; geb. Mk. 2,60) geschenkt hat, wenn er in einem jener handlichen Bände der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (jeder Band geb. Mk. 1,15) **Die deutschen Volksstämme und Landschaften** schildert (ebenda; mit Städtebildern, Abbildungen von Landschaften, Bauten und volkstümlichen Kunstwerken). Ihm ist es hauptsächlich darum zu thun, die wirklich charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, ihre Beziehungen zu den Nachbarlandschaften, den Einfluß der Gegend auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, des Gewerbes und der Industrie hervorzuheben und damit die Schilderung der Sitten und Gebräuche, der Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung, in der politischen Haltung und der dichterischen Beanlagung zu verbinden. Eine warme Vaterlandsliebe durchpulst die Darstellung; eine schlichte, aber bildkräftige Sprache fördert die Klarheit und Plastik der hier und da nur allzu gedrängten Bilder.

So sehr es zu wünschen wäre, daß Weises Buch namentlich zu Geschenken an die heranwachsende Jugend zahlreich verwendet werde, so wird es einem einmal erregten Interesse doch immer nur als Vorstufe zu umfassenderen und tieferen Studien dienen können, wie wir sie zusammenfassend in Wachsmuths dreibändiger „Geschichte deutscher Nationalität“ oder kürzer, aber auf Grund neuerer und neuester Forschungen in Meyers Sammelband „Das deutsche Volkstum“ (von A. Kirchhoff) finden. Anregender und lohnender noch wird es sein, sich in eine der Einzeldarstellungen zu vertiefen, wie sie der jüngst verstorbene Hermann Allmers, der unvergeßliche knorrige Alte von Rechtenfleth, in seinem **Marschenbuch** gegeben hat (vierte neu bearbeitete Auflage; mit Bildnis und vielen Holzschnitten; Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.; geh. 6 Mk.). Lange bevor die zunftmäßige wissenschaftliche Geo-

graphie ans Werk ging und Männer wie Ratzel, Kirchhoff und andere die Centralkommission für deutsche Landes- und Volkskunde gründeten, hat Allmers sich der Erforschung seines friesischen Heimatgaues gewidmet und ihm in seinem „Marschenbuche“ ein Denkmal gesetzt. 1857 zum erstenmal erschienen, hat dies Buch an der Beförderung des gegenseitigen Verständnisses der deutschen Stämme ein unvergängliches Verdienst, ganz abgesehen von den dichterischen Vorzügen, die sich in den von einem echt friesischen Freiheitssinn getragenen Land- und Volksbildern aus den Marschen der Weser und Elbe ausprägen. In dem Hauche der ersten liebedurchströmten Begeisterung, mit der der Dichter, fast ein Jüngling noch, vor nahezu einem halben Jahrhundert diese Bilder schuf, liegt noch heute der Hauptwert und Hauptreiz dieses seines Herzens- und Heimatsbuches, und in voller, ungetrübter Lebendigkeit tritt uns aus ihm der „Alte hinterm Deiche“ entgegen, ein Ur- und Vorbild kerniger deutscher Vaterlandsliebe. — Vom Nordwesten in den Südosten! Ein vornehm ausgestattetes Prachtwerk führt uns in die südöstliche Ecke des deutschen Landes und zeichnet uns **Bilder aus der Ostmark** (Innsbruck, A. Edlingers Verlag; geb. 20 Mk.). Eduard Zetsche, Autor des Werkes in doppeltem Sinne, da er nicht nur den Text geschrieben, sondern auch sämtliche Bilder (12 Vollbilder und 80 Textbilder) gezeichnet hat, ist dem Naturreiz der Landschaften wie ihren geschichtlichen Ereignissen in gleicher Weise gerecht geworden. Die verschiedensten Elemente, macht das Vorwort mit Recht geltend, vereinigen sich auf diesem Boden. Ein großer Strom, die Hochberge der Kalkalpen, eine weit ausgedehnte Waldregion und die breitgelagerte Ebene des Marchfeldes mit ihren Frucht- und Schlachtfeldern liefern überreichlichen, immer abwechselungsvollen Stoff. Im Herzen die große, schöne alte Kaiserstadt, rings umher im Lande Hunderte von Burgen mahnen an die Kämpfe, die die vielumstrittene Ostmark gegen Türken, Slaven und Ungarn zu bestehen hatte. In zweiundzwanzig Aufsätzen geleitet uns das Buch durch diese reich belebte Welt; von dem Wiener Stefansturm gehen wir aus, wir suchen den Wiener Wald mit seinen Klöstern und Wirtshäusern, Aussichtswarten und Burgen auf, streifen durch die „bucklige Welt“ (das idyllische Ende der berühmten Centralalpen-Zone) und das „fränkische Pannonien“, dann weiter die Donau entlang, an den malerischen Nestern der Wachau vorüber, schließlich hin zu den Jägern und Holzknechten des Hochgebirges. Die Art des Verfassers ist mehr die des unterhaltenden, liebenswürdigen Plauderers als des wissenschaftlich ergründenden, ernsten Forschers; seine Bilder gehen den großen Landschaftssceneriеn aus dem Wege und vertiefen sich dafür in die intimen Reize: in die Lieblichkeit der Weinberge, in die stillen Heimlichkeiten alter Bauernhäuser und Wirtshöfe, in die verträumte Einsamkeit des Waldes und die malerische Romantik alter Ruinen.

Den **Alpen** ist eine kleine, allgemeinverständliche, geologisch-kulturgeschichtliche Monographie von Dr. Robert Sieger gewidmet, die der bekannten „Sammlung Göschen“ angehört (Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshdlg. Nr. 129). Sie will, dem Charakter der Sammlung entsprechend, mehr zum Studium vorbereiten als es befriedigen. Aber vor manchem doppelt und dreifach so starken Kompendium hat das kleine Büchlein eins voraus: es leitet unmittelbar zu eigenen Beobachtungen an und läßt sich auf allen Wanderungen und Bergbesteigungen leicht mitnehmen. So benutzt, hat es dem Referenten im letzten Sommer auf Alpentouren gute Dienste geleistet. Eine Anzahl von Abbildungen und Karten fördern die Belehrung und die Erkenntnis der charakteristischen Erscheinungen der alpinen Welt. — Aus wiederholten Besprechungen kennen unsere Leser das von den Vereinigten Kunstanstalten A.-G. in München (Kaulbachstraße 51a) herausgegebene Bilderwerk **Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Seit unserem letzten Berichte (Dezemberheft 1901, S. 461) ist der erste Band zum Abschluß gelangt (12 Lieferungen im Format von 45 : 55 Centimetern; mit 20 bis 24 Ansichten auf Kunstdruckpapier; je 1 Mk.). Die letzten Hefte des ersten Jahrganges — das Werk beschränkt sich nicht auf die europäischen Alpen, sondern verbreitet sich über die ganze Erde — bringen imposante Bilder des Pelvoux und seiner Nachbarn, der Berninagruppe, des Montblanc und, als gemeinsame Ergänzung zu allen vorausgegangenen Lieferungen, einen Textanhang, eine geologische Charakteristik der Alpenwelt von dem Münchener Alpenvereinsvorstand Prof. Dr. A. Rothpletz. Eine ganzseitige Einteilungkarte der Alpen verdeutlicht die von Rothpletz aufgestellten neuen Gruppierungen. Dem letzten Hefte des ersten ist das erste des zweiten Jahrganges auf dem Fuße gefolgt. Hier begegnen uns die Riesentürme des Wilden Mannle (Allgäu) und der Frau Hitt (Innsbrucker Kalkgebirge), der grandiose Aufbau des Mont Pelvoux (Dauphinéer Hochalpen), die glitzernde Gipfelpracht des Grand Combin (Walliser Alpen) u. s. w. Form und Inhalt des neuen Jahrganges sollen denen des ersten analog werden, ohne daß sich irgendwo eine Wiederholung ergeben wird; ein Hauptgewicht aber wird darauf gelegt, daß ein jeder Jahrgang ein vollständig für sich abgeschlossenes Ganze bildet, das an sich allein schon eine gedrängte Gesamtübersicht des alpinen Gebietes darstellt.

Durch ganz Italien führt uns eine Bildersammlung von italienischen Ansichten, Altertümern, Baudenkmälern, Kunstschätzen, Volkstypen u. s. w., die nun vollständig in dreißig Lieferungen zu je sechs auf beiden Seiten bedruckten Blättern vorliegt (Werner Verlag, G. m. b. H., Berlin S.W.; jede Lieferung 1 Mk.). Die Abbildungen, Netzätzungen auf Kunstdruckpapier, sind im ganzen gut hergestellt, wenn auch die Wiedergabe der Kunstdenkmäler im allgemeinen der der Architekturansichten nachsteht. Manchmal hat man angesichts

der bunten, gedrängten Fülle von Bildern, die ein und dieselbe Seite bedecken, das Gefühl: weniger wäre mehr gewesen; aber die Schönheit all dieser Gegenstände versöhnt immer wieder damit. Ein knapper Text begleitet die Bilder; er verzichtet auf schwungvolle Schilderungen und hebt immer nur das Markanteste hervor — denn die Auffrischung lebendiger Erinnerungen wird doch immer die Hauptaufgabe solcher Bildersammlungen bleiben. Eine gute Photographiensammlung in diesem Umfang würde ein Vermögen kosten, und viele Italienfahrer kehren denn auch der hohen Kosten und der schweren Wahl wegen, die die planmäßige Auswahl erfordert, mit nur dürftigen Schätzen dieser Art heim. Sie alle werden daher dies verhältnismäßig sehr wohlfeile Werk dankbar begrüßen. — Wer behaglicher in italienischen Erinnerungen lustwandeln möchte, der greife zu Friedrich Noacks zweibändigem **Italienischem Skizzenbuche** (Stuttgart, J. G. Cotta), in dem sich eine gründliche Kenntnis des Landes und eine intime Vertrautheit mit dem vom eiligen Touristen noch immer arg verkannten und meistens viel zu oberflächlich beurteilten Volke verrät. Der Verfasser, auch unseren Lesern als Mitarbeiter bekannt (vgl. den Aufsatz über die Casa Buti im Septemberheft 1901), lebt seit einer Reihe von Jahren als Vertreter der „Kölnischen Zeitung" in Rom und hat als solcher vielfach Gelegenheit gehabt, auch in sociale und politische Verhältnisse des Landes tieferen Einblick zu thun. — Aus Oberitaliens Naturschönheiten schöpfen zwei Skizzenbücher, die in A. Edlingers Verlag (Innsbruck) erschienen sind: **Am Gardasee** bewegt sich Ewald Hause, indem er uns den See selbst und die Bewohner seiner farbenprächtigen Ufer schildert; in Meran sind die von C. Wolf verfaßten Skizzen zu Hause, die von **Anno dazumal und heute** plaudern, indem sie Meraner Spießbürger, Gassenbuben und Saltner ihre Ansichten und Urteile über Welt und Menschen in Etschthaler Mundart zum Besten geben lassen. Zum Schluß schildert der Dichter des Volksschauspiels von Andreas Hofer das Entstehen und Aufblühen der Meraner Volksschauspiele auf Grund eines interessanten Aktenmaterials. — Gleichzeitig mit dem oben besprochenen „Marschenbuche" rufen sich durch eine neue Auflage Hermann Allmers' **Römische Schlendertage** ins Gedächtnis zurück (zehnte illustrierte Auflage mit zwanzig Vollbildern. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geh. 6 Mk.). Das haben engsinnige Bewunderer des durch und durch eigenartigen Mannes immer am wenigsten begreifen können, wie dieser so fest und hartnäckig in seinem Friesenboden wurzelnde deutsche Mann und Dichter dennoch sich auf römischem Boden so habe wohlfühlen und festsaugen können. Möglich, daß sein angeborenes Interesse für Malerei und Plastik, das er ja auch in seinem Hausmuseum in Rechtenfleth bis zu seinem Tode bethätigte, mit daran schuld ist, möglich auch, daß ihm seine Neigung zum Süden und zur Antike ein Ausruhen von der nordischen Härte des Heimatlebens bedeutete, das seine Natur nicht entbehren konnte — uns sollte diese Zweieinheit, diese heimatswurzelstarke Bauernart und dieser schönheitstrunkene Künstlersinn, in einem Mann vereint, eine Mahnung und Warnung sein. Ein Bekenntnis der alten, von Urbeginn im Germanen wurzelnden Sehnsucht in die Ferne, ein Bekenntnis zur antiken Schönheitswelt und ihrer ruhigen Harmonie sind Allmers' „Römische Schlendertage". Das Buch atmet eitel Begeisterung und helle Freude an dem bunten, wogenden, strotzenden Leben unter dem römischen Himmel; mit allen Organen klammert sich der Plauderer und Zeichner — die beigefügten Bilder sind von ihm und seinen Freunden Knille u. a. — an den Süden fest, und das nordische Heimweh, das hier und da zwischen den Zeilen spukt, macht die Schilderungen all des Schönen, das seine Augen trinken, nur noch süßer und bezaubernder. — Neben dem Buche von Allmers verblassen neuere Novellenbücher, wie die **Erzählungen aus Rom** von C. W. Th. Fischer, die der Naumannschen Sammlung „Kennst du das Land?" (18. Band; Leipzig, C. G. Naumann; geh. Mk. 2,50) einverleibt sind, zu glanzlosen Schemen. Nur die Novelle „Um ein Nichts", die die zügellose Leidenschaft eines von Eifersucht geplagten jungen Menschen schildert, erinnert nicht ungünstig an Richard Vossens glut- und temperamentvolle Art. — Auf Grund der neuesten Forschungen und Bauten hat Prof. Dr. Otto Kaemmel im Rahmen der Velhagen und Klasingschen Monographien „Land und Leute" (Nr. 12; geb. 4 Mk.) **Rom und die Campagna** geschildert. Wir fühlen uns in kundiger Führung, wenn wir an der Hand dieses historisch wie ästhetisch vortrefflich geschulten Gelehrten den Ausbau Roms zur Zeit des alten römischen Königtums, der Zeit der Republik und der Cäsaren verfolgen, bis dann das Mittelalter sein Werk der Zerstörung und Umbildung und später unter den kunstliebenden Päpsten die Renaissance den Neubau beginnt. Aber auch die lebendige Gegenwart ist dem Verfasser lieb und vertraut: er führt uns sicher wie durch die Ruinen auch durch die moderne Stadt, von der Tiberniederung auf die Hügel des Ostens, in Kirchen und Museen, aber auch vor die Thore und weiter in die Campagna, ja bis zur latinischen Küste und ins Albanergebirge, um erst an den Wasserfällen von Tivoli die Wanderung zu beschließen. Landschaft und Kunstdenkmäler werden uns in über anderthalbhundert Abbildungen vor Augen geführt; eine Karte orientiert uns über die Umgebung des heutigen Rom und zeigt uns Pläne der ewigen Stadt zur Kaiser- wie zur republikanischen Zeit. — Wer je auf Capri geweilt hat, weiß, wieviel Gutdeutsches sich dort im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte angesiedelt hat, wie reich der Boden gleichsam von deutscher Kunst und Poesie durchtränkt ist. Es braucht deshalb nicht verwegen zu erscheinen, wenn jetzt Johannes Prölß, der Biograph Scheffels, ein hübsch ausgestattetes Büchlein mit dem Titel **Deutsch-Capri** herausgiebt (Oldenburg,

Schulzesche Hofbuchhandlung; geb. 3 Mk.), um darin den Musen- und Bacchantenzug der deutschen Capri-Litteratur zu verfolgen, von Platens und Waiblingers Tagen an über Kopisch, Stahr, Preller, Gregorovius, Geibel, Böcklin, Achenbach, Heyse, Scheffel und Feuerbach bis auf die jüngste Gegenwart, bis auf Richard Voß, Ludwig Fulda, Frida Schanz, Ernst v. Wolzogen und Paul Nobran. Illustriert ist das Buch mit den Nachbildungen der bekannten Fresken, die der Künstlerhumor Heinz Hoffmeisters und seiner Gesellen in den Jahren 1885 und 1886 auf die Wände des Speisesaales im altgeweihten Pagano-Wirtshaus malte, ferner mit Ansichten der Stadt Capri, der Blauen Grotte, der Villa des Malers Allers u. s. w. — Auf der Route **Capri — Venedig** ist ein Bändchen von Poths-Wegner (Berlin, Paul Schellers Buchhandlung; Preis Mk. 1,50) ein hübscher, unterhaltsamer Reisebegleiter, der in angenehm novellistischer Weise über alles Sehenswerte plaudert. Namentlich Capri ist mit Liebe behandelt, wenn sich auch keine neue, besonders scharfsichtige Beobachtungen finden.

Im Mittelmeer kreuzen einige leichtbeschwingte Bände neuerer Reiselitteratur, an deren Spitze Guy de Maupassants poesievolles Werk **Mittelmeerfahrt** (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus; geh. 1 Mk.) zu nennen ist. Marie Madeleine, die glutvolle, moderne Lyrikerin, hat es übersetzt, nicht immer ganz in Übereinstimmung mit den Regeln des deutschen Satzbaues, aber desto schmiegsamer in der Nachbildung des inneren Stils. Ein besonderes Lob verdient die Verdeutschung der eingestreuten Verse von Baudelaire und Rimbaud. — Nüchterner, dafür aber um so praktischer geleiten uns zwei neue Bände von Meyers Reisebüchern durch diese Gegenden. Eine Rundfahrt durch das **Mittelmeer und seine Küstenstädte** (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut; mit 13 Karten und 39 Plänen und Grundrissen; in Leinen geb. 6 Mk.) berücksichtigt nur das, was der Reisende bei kurzen Aufenthalten von je ein bis zwei Tagen zur schnellen Orientierung braucht. Demgemäß sind von den Sehenswürdigkeiten nur kurze Schilderungen, von den Museen nur Inhaltsangaben mit Nennung der Hauptgegenstände, von den Gasthäusern nur eine erprobte Auswahl, von den Ausflügen nur die bequemeren aufgeführt. Die eigentliche Fahrt geht von Hamburg (oder Bremen) über Rotterdam, Antwerpen, Lissabon und Gibraltar ins Mittelmeer; es folgen Algier, Tunis, Marseille, Nizza und Monte Carlo, Genua, Livorno, Neapel, Palermo, Messina, Catania und Taormina, Syrakus, die Insel Malta, La Valetta, Triest, Fiume, Venedig, Brindisi, Korfu, Piräus, Athen, Alexandrien, Port Said und der Suezkanal, Beirut, Smyrna, Saloniki, Mudania-Brussa, Olymp und Konstantinopel, von wo die Rückreise auf dem Landwege (nach Budapest) angetreten wird. Ein besonderer Abschnitt ist den Fahrten im Schwarzen Meer gewidmet mit Odessa, Sebastopol, der Krim, Batum, Trapezunt. — Umfangreicher, auch im Kartenmaterial ausgiebiger behandelt die **Riviera, Südfrankreich, Korsika, Algerien und Tunis** Dr. Th. Gsell Fells in einem weiteren Bande derselben Sammlung (ebenda; mit 24 Karten und 30 Plänen; in Leinen geb. Mk. 7,50), der schon in fünfter Auflage vorliegt. Das Buch ist das einzige in deutscher Sprache, das neben dem mittäglichen Frankreich und der Insel Korsika auch Algerien und Tunis (bis zur Oase Biskra in der Wüste Sahara) behandelt. Wie bei allen Bänden der Sammlung, ist auch hier die größte Sorgfalt auf die topographischen Hilfsmittel verwandt.

Spanische Kriegs- und Friedensbilder (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag), die Eindrücke aus dem spanisch-amerikanischen Kriege wiedergeben, zeichnet Siegfried Samosch. Aus der Landschaft und dem malerischen Volksleben schweift der Verfasser, in Spanien seit einem Jahrzehnt wie zu Hause, gern auch in das Gebiet der Geschichte und der Kunst hinüber; am erfreulichsten und unterhaltendsten aber sind und bleiben seine mit liebenswürdigem Humor gewürzten Schilderungen und Plaudereien über Land und Leute.

In fünfter Auflage giebt der Verlag von A. Hartleben in Wien seinen **Illustrierten Führer durch Dalmatien** aus (in Bädeker-Einband Mk. 3,60). Das handliche Buch führt von Abbazia bis Lussinpiccolo, längs der dalmatinisch-albanischen Küste bis Korfu und nach den Jonischen Inseln und enthält 70 Abbildungen und 11 farbige Karten. Mit der dritten Auflage dieses Führers habe ich im Jahre 1896 die im allgemeinen immer noch zu wenig besuchte Gegend bereist; damals empfand man, von Bädeker und Meyer verwöhnt, manches im „Hartleben" als zu rhetorisch und dafür unpraktisch. Die neue Auflage hat darin, wie ich sehe, viel und sehr glücklich gebessert. Eine wertvolle Beigabe sind die sprachlichen Behelfe mit einem reichhaltigen Vokabularium der italienischen, serbisch-kroatischen, neugriechischen und türkischen Sprache. — Wer die an phantastischen Reizen unerschöpfliche Reise nach **Dalmatien, Montenegro und Albanien** in Begleitung eines mehr unterhaltenden als nüchtern orientierenden Reisebegleiters machen möchte, wird sich in müßigen Stunden auf dem Schiff oder im Hotel gern in die Reiseplaudereien von Poths-Wegner vertiefen, der nach Art seines oben besprochenen Capri-Büchleins auch diese Gegenden mit den Arabesken seiner manchmal wohl etwas romantisch ausgeschmückten Erinnerung umrankt hat. (Berlin, Paul Schellers Buchhdlg.; 2 Mk.)

Mit dem Hinweis auf ein neues feuilletonistisches Sammelwerk von Eugen Zabel, das unter dem durchaus nicht erschöpfenden Titel **Europäische Fahrten** (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; zwei Bände; geh. 10 Mk.) eine bunte Fülle von Reiseschilderungen, vom Nordkap bis nach Konstantinopel, Bismarckerinnerungen, Interviews, Würdigungen unserer beiden größten Reedereien u. s. w. umfaßt, schließen wir unsere „europäischen Fahrten". Auch Zabel, der in allem Persönlichen sehr anregend und belehrend zu plaudern weiß, greift nicht selten über Europas Grenzen

schon hinaus, so wenn er von der alten Türkenstadt Trapezunt und von der sibirischen Eisenbahn erzählt. Er hat gerade hier manches gesehen, das anderen Globetrottern entgangen ist; für die Fahrt auf der sibirischen Eisenbahn namentlich kamen dem Verfasser seine russischen Beziehungen augenscheinlich sehr zu statten.

Unserer nationalen Marine- und Überseepolitik verdankt eine Sammlung von Selbsterlebnissen zur See und zu Lande seine Entstehung, die Julius Lohmeyer unter dem Titel **Auf weiter Fahrt** herausgegeben hat. (Mit farbigem Titelblatt vom Marinemaler Prof. Hans Bohrdt und 12 Vollbildern; Leipzig, Dieterichsche Verlagshandlung, Theod. Weicher; geb. Mk. 4,50.) Das zeitgemäße Werk, das sich aus Beiträgen deutscher Seeoffiziere, Kolonialtruppenführer und Weltreisender zusammensetzt, ist dem Verlangen und Streben entsprossen, dem deutschen Volke für das neue weite Gebiet, das sich seiner Kraft aufthut, die Erwärmung der Phantasie und des Gemütes zu geben, der es bedarf. Wie, fragte es sich, ist das möglich für Gebiete, auf denen unserem Volke jede Anschauung fehlt? Jene künstlich zurechtgemachten Seeabenteuer und Schiffsgeschichten mit ihren sensationellen Gewaltsamkeiten, ihren aufregenden Überspanntheiten, die jeder Glaubhaftigkeit entbehren, bleiben ohne jede tiefere Einwirkung. Aber eine Sammlung von Schilderungen unserer kolonialen Kämpfer, unserer uns teuer gewordenen Führer und Helden zur See, unserer uns altvertrauten Weltreisenden, die uns von See- und Schiffsleben, von Kämpfen und Arbeiten in unseren kolonialen und Schutzgebieten und auf den Schauplätzen der großen letzten Weltbegebenheiten erzählen, uns also Selbsterlebnisse in deutscher Schlichtheit und Treue bieten — das muß die Anschauung unseres Volkes reich beleben und sein Gemüt stimmungsreich erfassen. So finden wir denn in dem Lohmeyerschen Sammelbande Joachim Graf von Pfeil mit „Jagderlebnissen im Kaffernlande", Hermann von Wißmann mit der Schilderung einer „Fahrt auf dem Nyassa", ferner Reinh. von Werner, Johannes Wilda, Marinepfarrer Heims, Ernst von Hesse-Wartegg, Georg Wislicenus, Karl Tanera, Paul Lindenberg („Aus Kiautschous wilder Zeit") und andere mit Schilderungen ihrer Erfahrungen, Beobachtungen und Erlebnisse vertreten, die sämtlich die Einbildungskraft mit realen Bildern von Land und Leuten, von der Herrlichkeit fremdländischer Natur und mit Bewunderung für jene Züge zäher Tapferkeit und Manneszucht erfüllen, die ein Volk für sein politisches und wirtschaftliches Fortkommen so nötig hat. Auch zwei Frauen sind unter den Mitarbeitern, zwei deutsche Kapitänsfrauen, die vom Leben an Bord und an exotischen Küsten plaudern. — Da wir einmal bei der Marine sind, mögen hier gleich noch drei lehrreiche Bücher erwähnt werden, die sich mit Schiff und Schiffsleben beschäftigen. Vom **Leben und Treiben an Bord S. M. Seekadetten- und Schiffsjungenschulschiffe** entwirft Marinepfarrer R. Schneider nach guten, bunt in den Text verstreuten photographischen Momentaufnahmen sehr frische, mit viel Humor und guter Laune gewürzte Schilderungen (München, J. F. Lehmanns Verlag). Unter den Abbildungen finden sich auch schon Bilder aus der neuesten Marinegeschichte, wie die Strandung der „Gneisenau" am 16. Dezember 1900 an der Küste von Malaga und das Bildnis des jungen Prinzen Adalbert von Preußen, Leutnants zur See, in großer Uniform. Ein Anhang bringt ausführliche Angaben über die verschiedenen Laufbahnen im Marinedienst. — In den **Erinnerungen eines deutschen Seeoffiziers** schildert Heinrich Liersemann, Kapitänleutnant a. D., ohne hervorragende schriftstellerische Gewandtheit, aber in schlichter und kerniger, zu Herzen gehender Weise und in augenscheinlich durchaus getreuen Farben das Leben und die Thätigkeit der Kadetten unserer Kriegsmarine (Rostock i. M., C. J. E. Volckmann; mit 20 Abbildungen; geb. 5 Mk.). Er benutzt dafür die Tagebuchaufzeichnungen seiner Jünglingsjahre (Mitte der achtziger Jahre): phantastische Ausschmückungen nach Art unserer heute Gott sei Dank im Aussterben begriffenen „Indianergeschichten" sind gänzlich ausgeschlossen. Als gesunde Jugendlektüre sähen wir das Buch gern möglichst weit verbreitet. — Bau und Einrichtungen deutscher Kriegsschiffe in Modellen nach amtlichem Material (mit erklärendem Text) stellt B. Weiland, Geh. Konstruktionssekretär im Reichs-Marineamt, in einem Album dar, das unter dem Titel **Deutschland zur See** in dem Verlage von Hermann Zieger in Leipzig erschienen ist (geb. 6 Mk.). Einem Aquarellbild vom Marinemaler Ferdin. Lindner (Das Linienschiff „Brandenburg" in Begleitung einer Torpedoboot-Division) folgt eine marinegeschichtliche Einleitung von Oberleutnant A. von Müller „Deutschland zur See", während eine ausführliche, sachkundige technische Erklärung der Modelle von dem Herausgeber einem besonderen, der Mappe unentgeltlich beigefügten Hefte anvertraut ist. Die drei im Verhältnis von 45 : 27 Centimeter ausgeführten beweglichen Modelle veranschaulichen bis in die feinsten Einzelheiten den Bau des Linienschiffes „Brandenburg", des Torpedobootes V und eines Torpedos. Als äußerst instruktives Anschauungsmaterial für Freunde der Marinekunde sei das Werk empfohlen.

Unter den Ländern, die das Ziel einer Vergnügungsreise zur See sind, liegt dem deutschen Herzen die skandinavische Halbinsel noch immer besonders nahe. In ihrer kernigen Natur findet es mancherlei Neues, was ihm die Heimat nicht bietet, und zugleich doch auch so viel Verwandtes, daß es sich immer wie durch heimliche, unsichtbare Bande mit der Heimat verknüpft fühlt. Es war mehr als ein Zug der Mode oder der Laune, was unseren Kaiser vor Jahren zuerst ins Nordland zog, und was ihn seitdem Jahr für Jahr dahin zurückkehren läßt. Je mehr man sich in die Natur dieses Landes zu vertiefen sucht, desto erklärlicher und verständlicher wird einem diese Neigung. Wir haben seit der ersten Nordlands-

fahrt des Kaisers eine umfangreiche deutsche Litteratur über Skandinavien; zu dem Besten gehören die „Nordischen Fahrten" aus der Feder Alexander Baumgartners S. J., des kenntnisreichen Verfassers der bekannten „Geschichte der Weltlitteratur". Der zweite Band dieses Sammelwerkes trägt den Untertitel **Durch Skandinavien nach St. Petersburg** (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung; geh. 10, geb. 12 Mk.). Dem Verfasser, einem Mann der vielseitigsten Interessen, ist es um ein möglichst erschöpfendes ethnographisches Gesamtbild von Land und Leuten, Geschichte und Litteratur in ihren mannigfaltigen Erscheinungen zu thun, vornehmlich aber fesseln ihn doch die religiösen, geschichtlichen und litteraturgeschichtlichen Momente. Dementsprechend hat er auf diesen Reisen den südlichen Regionen der Halbinsel mehr Aufmerksamkeit zugewandt als dem in naturwissenschaftlicher Hinsicht interessanteren, für die Litteratur aber belangloseren Norden. Dabei ließ er es sich angelegen sein, seine eigenen Eindrücke an den Urteilen der bewährtesten skandinavischen Schriftsteller zu prüfen und eine Anzahl kleinerer Dichtungen zu übersetzen, um sie als getreue Spiegelbilder der eigenartigen nordischen Natur und des skandinavischen Volksgeistes einzustreuen. Namentlich Tegnér, Ibsen, Björnson, Runeberg und Lermontow sind mit solchen Proben herangezogen. Baumgartners Buch (über 600 Seiten, mit einem farbigen Trachtenbild, 161 Abbildungen, einer Karte und einem ausführlichen Register), das übrigens bereits in dritter, verbesserter Auflage vorliegt, hat mit den oberflächlichen Reiseplaudereien nichts gemein; es ist ein Werk, das himmelhoch über dieser eilfertigen Mache steht und in der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit seiner Schilderungen wie der zu Grunde liegenden Studien die Bürgschaft der Dauer in sich trägt. In den behandelten Ländern selbst wird Baumgartners Buch als mustergültig anerkannt und empfohlen. — Eine ähnliche Methode, wie das Baumgartnersche Buch für Skandinavien, verfolgt, nur in engeren Grenzen, Wilhelm von Massow in seinen Reiseskizzen **Aus Krim und Kaukasus** (mit 38 Abbildungen und einer Übersichtskarte; Leipzig, Otto Wigand; geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,80). Auch er geht vom persönlich Erlebten aus, bemüht sich aber überall, trotz der Festhaltung dieses Charakters, die wissenschaftlichen Probleme, die das Land namentlich auf dem Gebiete der Geschichte, Sprachen- und Völkerkunde bietet, wenigstens anklingen zu lassen und zur näheren Beschäftigung damit anzuregen. Massow ist kein flüchtiger Besucher, sondern ein guter Kenner der wiederholt bereisten Gebiete, wie sich bei einer Vergleichung seiner Skizzen mit dem großen, seiner Zeit hier besprochenen Merzbacherschen Kaukasus-Werke (vgl. Augustheft 1901) zeigt, mit dem sich natürlich im übrigen seine leichter beschwingte, unterhaltsamere Darstellung nicht messen kann.

An der Spitze der zur Besprechung stehenden Afrika-Litteratur ist Hermann von Wißmanns ebenso bekanntes wie verdienstvolles Buch **Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost** zu nennen. (Mit dem Porträt Wißmanns, 21 Vollbildern und 32 Textbildern nebst einer Karte von Rich. Kiepert; Berlin, Herm. Walther; geh. 8 Mk., geb. in Lwbd. 10 Mk.) Es schildert die erste Durchquerung Afrikas in äquatorialen Breiten (1880 bis 1883), und die erste überhaupt von Westen nach Osten, und darf deshalb schon den Rang eines klassischen Reisewerkes beanspruchen, ganz abgesehen von der heute noch unerreicht dastehenden Frische des Wißmannschen Erzählertalentes. Auch die vorliegende achte Auflage hat die ursprüngliche Fassung fast unverändert gelassen und somit auch den eigentümlichen, von späteren Berichten unwiderbringlichen Reiz der Jungfräulichkeit bewahrt, der damals noch jene von Wißmann und Pogge zum erstenmal durchquerten Gebiete umgab. Nur der Anhang und das Bildermaterial haben mancherlei Besserungen erfahren. — Auf eigenen, selbständigen Forschungen beruht das neueste Werk über unsere älteste westafrikanische Kolonie: Hauptmann Franz Hutters **Wanderungen und Forschungen im Nordhinterland von Kamerun** (mit 130 Abbild. und zwei Kartenbeilagen; Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn; geh. 14 Mk., geb. 15 Mk.). Der Verfasser, unseren Lesern durch einen Aufsatz über Santa Cruz und Las Palmas bekannt (vgl. Maiheft 1900), veröffentlicht in diesem fast sechshundert Seiten zählenden Buche die Summe all seiner persönlichen Erfahrungen und Eindrücke, sowie die Ergebnisse der verschiedenartigen wissenschaftlichen Beobachtungen, die er bei der letzten amtlichen Forschungsexpedition im Nordhinterland von Kamerun (1891 bis 1893) gesammelt hat. Nicht in der Form der zufälligen Tagebuchaufzeichnungen, sondern in übersichtlicher, sorgfältig disponierter und geschlossener Anordnung, deren Übersichtlichkeit zudem noch durch ein umfassendes Register erleichtert wird. So stellt das Huttersche Werk eine Monographie Nordkameruns dar, wie sie nicht nur für die beteiligten wissenschaftlichen, sondern zugleich für alle kolonialpolitischen Kreise von hervorragendem Interesse sein muß. Hinzugefügt mag werden, daß eine Vorgeschichte in großen Zügen die Entdeckungs- und Forschungsfahrten nach und in Kamerun bis zur Auflösung der letzten amtlichen Forschungsexpedition schildert und somit den Hintergrund zeichnet, von dem sich das Neue klar und deutlich abhebt. In den „Wanderungen" hat Hutter seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke erzählt, während in den „Forschungen" die Ergebnisse seiner Beobachtungen niedergelegt sind. So bescheiden der Verfasser, der sich wiederholt als „Laien" bezeichnet, von sich und seinen Leistungen denkt, gerade diese vorurteilslose, mit offenen Augen und hellem praktischem Blick die fremden Dinge anschauende Art trägt die Berechtigung und das Zeugnis ihres Wertes in sich selbst. Gefühl und Humor sind Hutter auch unter der Tropensonne nicht versiegt; manch packende Naturschilderung und kräftiger Gesinnungsausdruck zeugt dafür, so hoch dem schlichten, tapferen Mann sonst

die Thatsachen in ihrem Ernst und ihrer Herbheit über allen sentimentalen Anwandlungen stehen. — Aus dem Bereiche des südafrikanischen Kriegsschauplatzes seien die **Ernsten und heiteren Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers** verzeichnet, die Franco Seiner zum Verfasser haben (zwei Bände; München, C. H. Beck). Der erste Band verfolgt den Krieg von der Karoo an den Modderriver (10. November 1899 bis 10. März 1900), durch Übersichtskarten und allerlei Pläne in seinem nicht leichten Unternehmen unterstützt; der zweite soll im wesentlichen die Rückzugsgefechte im nördlichen Freistaat, sowie die Kämpfe bei Pretoria, an der Delagoabahn und im Lydenburger Bergland, endlich auch des Verfassers Erlebnisse in der englischen Kriegsgefangenschaft erzählen. Die persönlichen Erlebnisse sind möglichst mit den übrigen Kriegsereignissen in Zusammenhang gesetzt. Der Verfasser ist im Gegensatz zu vielen anderen derartigen Schilderern ein scharfer Kritiker der Buren, der nichts in ihrer verfehlten Taktik und losen Disciplin beschönigt; seine Darstellung zeigt sich durch mancherlei dramatische Episoden belebt und zeichnet sich durch eine resolute Auffassung von Land und Leuten aus.

Wie Wißmann in der Veteranenelite der Afrikakenner und -schilderer, so nimmt M. von Brandt unter den klassischen Chinaschriftstellern eine der ersten Stellen ein. Der dritte Band seiner **33 Jahre in Ostasien**, von denen hier wiederholt berichtet worden, bildet den Schluß der „Erinnerungen eines deutschen Diplomaten" (Leipzig, Georg Wigand; geh. Mk. 6,50, geb. 8 Mk.). Er behandelt die Zeit von 1875 bis 1893, die der Verfasser fast ununterbrochen ganz in China zugebracht hat, und ist daher auch beinahe ausschließlich diesem Lande und seiner Politik gewidmet. So sehr sich von Brandt in der Darstellung seiner persönlichen Ansichten zurückgehalten hat, aus seinen Aufzeichnungen ergiebt sich mittelbar doch manche Kritik auch der jüngsten chinesischen Ereignisse. Historische und kulturgeschichtliche Rück- und Ausblicke leiten den Band ein, dann folgen Berichte über die ersten Eindrücke, durchleuchtet schon von späteren Erfahrungen: die Charakteristik des rätselhaften Li hung chang tritt hier besonders hervor. Erhöhte Aufmerksamkeit verlangen und verdienen die Kapitel über die christlichen Missionen in China, über die Opiumfrage, die russisch-chinesischen und die französisch-chinesischen Beziehungen. Auch England und China werden in ihrem wechselnden Verhältnis betrachtet und China, Korea und Japan unter sich verglichen. Eingehend findet sich die so wichtige „Audienzfrage" erörtert, während ein Schlußkapitel etwas eilig allerlei Brosamen aus der allgemeinen Charakteristik der Chinesen, aus ihrer Litteratur, dem Verkehrswesen, dem Kunstgewerbe u. s. w. sammelt. — **Zur Kriegszeit durch China** streifen wir mit Georg Wegener, der sich im Sommer 1900 gerade in Neu-Seeland befand, als ihn die Nachricht von den ostasiatischen Wirren erreichte. Kurz entschlossen brach er seine dortigen Studien ab und fuhr nach Schanghai, von wo er sich im Gefolge des Grafen Walderfee auf den Kriegsschauplatz begab. Was er hier gesehen und erlebt hat, schildert ein von zahlreichen Abbildungen begleiteter stattlicher Band, den der Allgemeine Verein für deutsche Litteratur in seine bekannte Büchersammlung aufzunehmen gewürdigt hat (Berlin; geh. Mk. 7,50, geb. 9 Mk.). Im Mittelpunkt dieser Schilderungen stehen die großen Kämpfe zwischen Taku und Peking und das vielgestaltige Leben und Treiben des Weltlagers von Tientsin. Aber auch der Expedition nach Pautingfu folgen wir, betreten die Grabstätten der herrschenden Kaiserdynastie und nehmen teil an der Erstürmung des Passes von Tsekingkwan unter Major von Foerster. Auch der Kiautschoukolonie hat der Verfasser noch einen Besuch abgestattet, um uns deren großartige neue Anlagen zu schildern, und sich dann endlich dem Yangtsethale zugewendet. Der Darstellung Wegeners spürt man manchmal die atemlose Hast des Zeitungsberichterstatters an — als Briefe vom chinesischen Kriegsschauplatz sind seine Berichte zuerst in einem großen Berliner Blatt erschienen —, aber wir wollen auch nicht verkennen, daß seine Aufzeichnungen dieser ihrer ersten Veranlassung ihre Unmittelbarkeit und Frische verdanken, und daß Wegener andererseits gar nicht den Ehrgeiz gehabt hat, eine Geschichte der chinesischen Wirren zu schreiben.

Das allgemeine Interesse für unsere jüngsten Erwerbungen in der Südsee hat augenscheinlich durch die Ereignisse in China nicht wenig gelitten. Auch die Litteratur über diese Gebiete ist etwas zurückgeblieben, wenigstens der Zahl der Werke nach. Man braucht sich dadurch aber nicht betrüben zu lassen, da wir seit einiger Zeit in einer kostbar ausgestatteten Veröffentlichung des J. J. Weberschen Verlages in Leipzig ein umfassendes, anschauliches und sorgfältiges Reisewerk über **Samoa, Bismarckarchipel und Neuguinea** besitzen, das alle billigen Ansprüche zu befriedigen im stande ist (in Leinen geb. 15 Mk.). Sein Verfasser, Ernst von Hesse-Wartegg, ist an die Lösung der Aufgabe, seine deutschen Landsleute mit diesen exotischen Gebieten vertraut zu machen, vornehmlich vom Standpunkt des Praktischen herangetreten. Ihn interessiert hauptsächlich alles Kaufmännische und Volkswirtschaftliche, und es finden sich in seinem überdies mit 36 Vollbildern, 113 Textabbildungen und 2 Karten versehenen Buche zahlreiche nützliche Winke gerade für solche Leser, die an den neuerworbenen Gebieten geschäftliches Interesse nehmen. Darüber aber ist der ethnographische Teil des Werkes nicht zu kurz gekommen, vielmehr versteht es Hesse-Wartegg noch immer vortrefflich, im leichten ansprechenden Gewande ernste Resultate wenn nicht eigener, so doch fremder Forschungen fesselnd vorzutragen. — In bescheideneren Grenzen bewegen sich die samoanischen Reiseskizzen und Beobachtungen, die Richard Deeken unter dem Titel **Manuia Samoa** veröffentlicht (Oldenburg, Gerh. Stalling; reich illustriert; geh. 4 Mk., geb.

5 Mk.). Auch ihn haben zunächst kolonialwirtschaftliche Interessen in die deutschen Südseekolonien gezogen, und namentlich Samoa hat er in dieser Hinsicht eingehend studiert. Seine zuerst in der kolonialen Presse veröffentlichten Berichte haben gleich bei ihrem Bekanntwerden mit manchem zaghaften Vorurteil aufgeräumt und werden in diesem fördernden Sinne, nun da sie in Buchform vorliegen, noch nachhaltiger wirken. Doch auch die traumhaft süße Poesie, die über Samoa lagert, hat der Kolonialpolitiker nicht vergessen — unsere Leser werden sich erinnern, mit welcher Begeisterung gerade davon vor einigen Jahren Benedikt Friedländer in einem umfangreichen Artikel zu erzählen wußte (vgl. Aprilheft 1899). Deekens großzügige, freudig-zuversichtliche Welt- und Menschenbetrachtung verliert darüber die politische Bedeutung der auf Samoa wurzelnden Fragen nicht aus dem Auge, ohne sich durch allzu poetische Gefühlsschwärmerei das Concept verwirren zu lassen.

Nicht mit Unrecht hat man gesagt, daß Australien in Europa eigentlich weniger bekannt sei als China. Und doch ist man sich in weitblickenden Kreisen längst darüber einig, daß gerade Australien in handelspolitischer Beziehung immer wichtiger wird, und daß eine gründlichere Kenntnis des Landes von unmittelbarem Vorteil für uns sein muß. Es darf deshalb als äußerst dankenswertes Unternehmen bezeichnet werden, wenn Dr. Albert Daiber in seiner von der Verlagshandlung (B. G. Teubner, Leipzig) sehr gediegen ausgestatteten **Australien- und Südseefahrt** (320 Seiten) es unternimmt, seinen deutschen Landsleuten auf Grund eines längeren Aufenthalts in Australien ein Bild jenes eigenartigen Weltteiles zu liefern, das, wenn auch nur in knappen Zügen, doch bemüht ist, Land und Leute in aller Ehrlichkeit getreu nach der Wahrheit zu schildern. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick auf die Entwickelung des heutigen Australbundes, nach englischen Quellen gearbeitet, ist besonders wertvoll. Nacheinander werden Westaustralien (Fremantle, Perth), Südaustralien und Victoria (Adelaide, Melbourne u. s. w.), Neu-Süd-Wales (Ostaustralien), Sydney, sein Leben und seine Umgebung, und Queensland geschildert; allgemeine Mitteilungen und Betrachtungen über einheimische und fremde Elemente, Handel und Verkehr beschließen diesen ersten Teil. Ein kurz gehaltener Bericht über die von Queensland angetretene Südseefahrt, die den Bismarckarchipel, Neu-Guinea, die Karolinen und Mariannen anlief, füllt den zweiten Teil. Die ernste und ehrliche Arbeit ist vortrefflich dazu geeignet, manche unserer Vorurteile gegen England und alles, was englisch ist, einer gründlichen Revision zu unterziehen. F. D.

Jörn Uhl von Gustav Frenssen

Ausnahmsweise soll hier heute anstatt der zusammenfassenden Übersicht über neue und neueste Romane und Novellen, die unsere Leser in der „Litterarischen Rundschau" sonst zu finden gewohnt sind, ein einzelnes Buch besprochen werden, das Buch eines Dichters noch dazu, der vielen Lesern ein völlig Fremder sein wird, wie sein Name bis vor kurzem auch dem Referenten eben nur ein Name war: Gustav Frenssens Roman **Jörn Uhl** (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). So sehr überragt dieses Buch alles, was uns die letzten Monate sonst von epischer Lektüre beschert haben, an menschlichem Lebensgehalt, an Tiefe und Größe der Empfindung.

Allzusehr haben wir uns während der letzten Jahre unter dem Zwange einer von den modernen Franzosen beeinflußten Ästhetik verleiten lassen, an Schöpfungen der Romanlitteratur vornehmlich artistische Maßstäbe anzulegen und das Was über dem Wie zu vergessen. „Überschätzung der Technik und Unterschätzung der Seele — das sind die beiden Übel, an denen die deutsche Dichtkunst heute krankt": dieser Ausspruch eines feinsinnigen Lyrikers und Essayisten der Gegenwart hat mir seine ganze Wahrheit erst offenbart, als ich mit Frenssens Weltanschauungs- und Naturroman ein lebendiges Beispiel jener anderen Art in Händen hielt, wo die Seele sich selbst die Form baut, schlicht, still, ohne alles Geräusch, wie in Gottes schöner Natur den Schmetterlingen und Vögeln, den Bäumen und Blumen ihr Kleid wächst.

Es würde überschwenglich sein, wenn ich behaupten wollte, dieser Roman stehe einzig da — solche allgemeine Superlative des Lobes sind immer verfehlt —, nein unser Schrifttum müßte eben nicht deutsch sein, wenn man ihm nicht Verwandtes und Ähnliches zur Seite stellen könnte; aber man muß doch schon über das Nächste und Gegenwärtigste hinaus in ältere und tiefere Schichten dringen, wenn man Vergleiche anstellen will. Vor allem der Name eines unserer Größten taucht auf, den vielen leider erst wieder die Feier seines letzthin begangenen siebzigsten Geburtstages lebendig machen mußte. Man hat Gustav Frenssen denn auch geradezu als einen „Raabe-Schüler" bezeichnet. Als Schlagwort mag das passieren, für die eigentliche Charakteristik des holsteinischen Dichters sagt es recht wenig; und auf die Spitze getrieben kann es eher irre führen als erleuchten, besonders wenn man daraus — abgesehen von einigen Unarten des Stils — auf eine erkennbare Abhängigkeit oder gar auf eine bewußte Nachahmung schließen wollte. Raabe wird in dem Buche einmal erwähnt, und es wird ihm ein ebenso zartes wie vielsagendes Kompliment gemacht; aber häufiger noch wird jener andere Große genannt, der ein Landsmann Frenssens war und der so schöne „Geschichten

von guten und tiefen und träumerischen Menschen“ geschrieben hat: Theodor Storm. Also eine Verschmelzung von beiden? Eine Mischung von lebensweisem Humor und stimmungssüßer Innigkeit? Dieses Doppelbild käme der Wahrheit schon näher, aber auch dann fehlte noch ein Zug, der wesentlichste und bedeutsamste für Frenssens dichterischen Charakter: seine kernige, gesunde Naturwüchsigkeit, seine Wurzelhaftigkeit, sein fester, zäher Zusammenhang mit dem Boden des realen Lebens, den in gleicher Weise weder Raabe noch Storm hat. Darum lassen wir die Vergleiche und das Suchen nach litterarischen Vorbildern auf sich beruhen — Frenssen ist ein Eigener, der mit eigenem Maß gemessen zu werden verdient. Er selbst fragt einmal seinen Jörn Uhl: „Wer ist in der Zeit dein Bildner gewesen, Jörn Uhl, da der Menschengeist weich wie Wachs ist, das auf Eindruck wartet? Wer war dein Führer in der Zeit, wo die Eltern uns nicht mehr halten können und andere Leute nicht nach den Zügeln greifen, die hinter uns drein schleifen, wo wir die Straße hinunterrasen, die auf den Marktplatz des Lebens führt, auf einen Platz, wo das Schicksal so ernst fragt: Was bist du wert?“ Wo lernten wir am meisten? fragt er dann auch sich selbst. In den Schulen? in den Hörsälen? Von den Professoren? Ach nein, wir lernten das meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging ... Aus Eigenem, aus den Quelltiefen eines ungewöhnlich reichen Innenlebens ist dieser „Jörn Uhl“, die Werdegeschichte eines bäuerlichen Menschen, geschöpft, und wenn irgendwo, so haben wir hier das untrügliche Bewußtsein, daß Buch und Dichter, Mensch und Buch in dem höheren Sinne der Wahrheit eins sind, daß hier nur Gewordenes, nichts Gemachtes, daß hier das Bekenntnis einer Seele und eines Charakters vorliegt.

Es wäre ein hoffnungsloses Unterfangen, den Inhalt dieses Buches erzählen oder auch nur skizzieren zu wollen. „Die Geschichte ist so weit wie die Welt und so tief wie das Menschenleben,“ um mit ihr selbst zu sprechen. Sie ist ein Spiegel unserer deutschen Art, schlicht, blank und ehrlich· Hohes und Niederes, Gutes und Böses, Starkes und Schwaches wirft er rein und unverfälscht zurück. „Wir wollen in diesem Buche,“ heißt es im Anfangskapitel, „von Mühe und Arbeit reden. Nicht von der Mühe, die der Bierbrauer Jan Tarbjen sich machte, der versprochen hatte, seinen Gästen einen besonders guten Eiderfisch vorzusetzen, und sein Wort nicht halten konnte und darüber tiefsinnig wurde und nach Schleswig mußte ... Sondern wir wollen von der Mühe reden, auf welche Mutter Weißhaar zielte, wenn sie auf ihre acht Kinder zu sprechen kam, von denen drei auf dem Kirchhof lagen, einer in der tiefen Nordsee, und die übrigen vier in Amerika wohnten, von welchen zwei seit Jahren nicht an sie geschrieben hatten. Und von jener Arbeit, über welche Geert Doose klagte, als er am dritten Tage nach der Schlacht bei Gravelotte noch nicht sterben konnte, obgleich er die furchtbare Wunde im Rücken hatte. Aber obgleich wir die Absicht haben, in diesem Buche von so traurigen und öden Dingen — wie viele sagen — zu erzählen, gehen wir doch fröhlich, wenn auch mit zusammengebissener Lippe und ernstem Gesicht, an die Schreibung dieses Buches; denn wir hoffen an allen Ecken und Enden zu zeigen, daß die Mühe, die unsere Leute sich machen, der Mühe wert gewesen ist ...“ O ja, sie ist der Mühe wert gewesen, an jedem einzelnen der Menschen, mit denen uns hier der Dichter in wahrhaft homerischer Einfalt und Unparteilichkeit, ohne alles Eifern, Lehren und Moralisieren vertraut macht, die er vor unseren lachenden und weinenden Augen lieben, hoffen, arbeiten, sich sehnen, sich mühen, mit sich ringen, wachsen, blühen, welken und sterben läßt. Jörn Uhl aber geht nicht unter; er kämpft sich durch zu freier, stolzer Höhe, ob er gleich äußerlich Schiffbruch leidet. Denn aus sich selbst nimmt der Mensch seinen Wert, und wir Deutsche insbesondere sollten wissen, daß das wahre Glück und der dauerbare Reichtum nicht im Prunk und äußeren Glanze wohnt. Daher das wunderbar schöne Schlußwort, das Jörn Uhl selbst zu seinem Lebensschilderer spricht: „Und sage zuletzt: obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann. Darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte. Aber sei nicht zu weise. Wir können es doch nicht raten.“

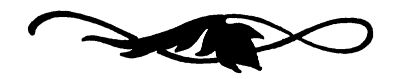
Ein Norddeutscher hat dies ganz von unserer alten geheimnisvollen Sagen- und Märchenpoesie durchwobene Heimatsbuch geschrieben — gewiß, ein Norddeutscher; aber es gilt die Probe, ob das geeinte Deutschland auch heute noch den traurigen Mut haben wird, sich in der Bewunderung und Wertschätzung dieses Buches voll so bezwingender Güte und Schönheit, Stärke und Milde in Süd- und Norddeutschland zu spalten, wie es bei Storm und Raabe, wie es bei Keller und Konrad Ferdinand Meyer gethan hat! Es ist inzwischen auch an diesem inneren deutschen Einigungswerk, das dem politischen folgte, mancherlei gearbeitet worden; das Frenssensche Buch, so heimatsstark und zugleich so deutsch schlechtweg, mag uns, so hoff ich, darin um ein gutes Stück vorwärts bringen. Wenn nicht, so soll man unserer Dichtung hinfort diese traurige Spaltung nicht länger ins Schuldbuch schreiben. Auch unserem letzten Einigungskriege, in dem Süd- und Norddeutsche die Schulter brüderlich hinter ein und dieselbe Kanone stemmten, auch den Tagen von Mars la Tour und Gravelotte ist hier ein Dichter erstanden, der für die furchtbare Größe und schlichte Hoheit dieser Zeit das ebenbürtige Wort findet. Mit seinen Schlacht- und Marschschilderungen kann sich an dichterischer Kraft und idealistisch beseelter Realistik nur ein einziger unter den jüngeren Dichtern messen: Detlev von Liliencron in einigen seiner Gedichte und in seinen Kriegsnovellen. Auch andere haben sich an solchen vaterländisch-kriegerischen Stoffen vielfach versucht; aber wie laut und aufdringlich, äußer-

lich polternd und innerlich unwahr erscheinen uns neben diesem Uhl-Kapitel ihre patriotischen Hurrafanfaren! Und auch diese Kriegsscenen, so groß sie dastehen, alle nur mit dem Ausblick in die Weite der Ewigkeit, wo die himmlischen Mächte unbegriffen und doch fromm verehrt unser Schicksal weben.

Ich will nicht an Einzelheiten des Romans herantreten. Von rein künstlerisch-ästhetischem Standpunkt gäbe es vielleicht mancherlei zu bekritteln. Nicht an der Sprache — die ist wahrhaft dichterisch von Anfang bis zu Ende, stark und voll, klar und tief, geheimnisvoll und schlicht wie die unserer Märchen und Volkslieder, so frisch und jung aus dem Quickborn unserer deutschen Art entstiegen; wohl aber an der vielberufenen „Komposition", diesem aus einer fremden Sphäre uns aufgezwungenen Kunstgebot, und an der konsequenten Durchführung und künstlerischen Objektivität der Handlung, die namentlich zu Schluß eine gewisse Müdigkeit nicht verleugnen kann. Doch absichtlich sage ich „bekritteln"; denn vor der Lebensfülle und dem Gemütsreichtum dieses Werkes **muß** die sogenannte Kritik zum kleinlichen Kritteln werden. Wir wollen lieber den uns noch zur Verfügung stehenden Raum benutzen, um etwas vom Leben und Schaffen des Dichters mitzuteilen, so viel oder so wenig bis heute davon bekannt geworden ist.

Gustav Frenssens Name steht noch in keiner unserer sonst so geschwätzigen modernen Litteraturgeschichten, kaum daß Kürschners Litteraturkalender die spärlichsten Lebensdaten aufführt. Aber einer rheinischen Kunstzeitschrift, die einem kleinen, seinen Kreis den intimen geistigen Zusammenhang giebt, hat der Dichter vor einiger Zeit eine knappe, schlichte Selbstbiographie geschrieben, die auch hier für sein Leben und seine Art sprechen mag: „Gern erzähle ich Ihnen," heißt es da, „daß ich in Bartl in Dithmarschen, südlich von Meldorf, als Sohn eines Tischlers geboren bin. Vater und Mutter sind beide aus alt eingesessenen Dithmarschengeschlechtern. Unter den Vorfahren sind Arbeiter, Dorfhandwerker, Pastoren und Landvögte gewesen, aber keine Bauern. Es sitzt also eine jahrhundertlange Sehnsucht in uns nach „Bauer spielen"; und es ist nicht unmöglich, daß ich aus dieser Sehnsucht heraus erzähle. Denn alle Poesie kommt aus Not und Sehnsucht. Meine Kindheit hat dreizehn Jahre gedauert und ist frei und lustig gewesen, von wackeren Eltern behütet. Mutter war immer in Sorgen, Vater war immer voll Hoffnung. — Nachher habe ich dreizehn Jahre lang um das Pfarramt freien müssen, mir nicht zur Freude. Denn ich bin ein harmloser, unwissenschaftlicher Mensch. Ich bin immer voll Verwunderung, wie weiland Adam auch gewesen ist. Endlich habe ich es erreicht. — Nun bin ich schon dreizehn Jahre im Pfarramt. In Hemme, in Norderdithmarschen, wohne ich unter einem uralten Strohdach. Und in diesen dreizehn Jahren habe ich wieder freien müssen, zuerst um ein Weib — das ist rasch und wohl gelungen; aber Kinder haben wir nicht; — dann um Lösung von den vielen Studienschulden — das ist ein schweres Stück Arbeit gewesen; — dann endlich um eine Weltanschauung, davon ist in „Jörn Uhl" zu lesen. — Nun bin ich neununddreißig Jahre alt."

Frenssen ist in der Litteratur kein Neuling mehr. Er hat im Jahre 1896 seinen ersten Roman, „Die Sandgräfin", veröffentlicht, dem man neben manchem Schönen in Einzelheiten eine wenig erfreuliche Neigung zu äußerlicher Romanhaftigkeit und abstrakter Verschleierung des sinnlichen Lebens nachsagt; zwei Jahre später sind dann „Die drei Getreuen" gefolgt, die, wenngleich zuweilen auch noch recht unnatürlich romanhaft und viel „dünner" als „Jörn Uhl", doch schon des Dichters eigenartige, ihm seither treu gebliebene Kunst der innigen Verwebung von Wirklichem und Visionärem, von phantastischer Naturbeseelung und realistischer Lebensdarstellung hervortreten lassen. Namentlich dieser zweite Roman soll schon eine nicht kleine, begeisterte Gemeinde gefunden haben. Aber doch nur eine „Gemeinde" — man weiß, welche Bitternisse neben aller Süße dies Wort für jeden aus dem Volke und für das Volk schaffenden Dichter hat. Frenssen verdient es, daß seine Werke zu ganz Deutschland sprechen, nun da er auf seiner Höhe steht. Drei gleich große Schritte aus Wolkenfernen zu den Wohnungen der Menschen, hat er selbst seine drei bisher erschienenen Werke genannt. Nehmen wir dies wahre Wort zugleich auch als eine tröstliche Bürgschaft für des Dichters Wirkung: über die Grenzen seiner „Gemeinde" möge Frenssens „Jörn Uhl" hinausdringen in die ganze Weite deutschen Hauses und Herzens, soweit ihrer beider Reich sich dehnt! Friedrich Düsel.



Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. — Übersetzungsrechte bleiben vorbehalten.
Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

XCII. Band
Heft 550

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

Juli
1902

Arbeit mein Opium

Roman

von

Ilse Frapan-Akunian

(Nachdruck ist untersagt.)

IV.

Sobald Josefine hinausgegangen war, geriet Georges in eine fiebernde Wut. Mit Hast verriegelte er die Thür, lehnte sich mit dem Rücken dagegen, die Hände geballt, die Zähne aufeinander gebissen. So horchte er auf ihren schnellen Schritt, auf ihr Klopfen. Es dauerte fast eine Viertelstunde, bis sie kam. Er verging vor Ungeduld, Widerwillen und Verlangen. Frostschauer zogen sich von seinem kahlen Kopfe, auf dem jedes neue Härchen auf und nieder bebte, abwärts über seine matte Haut. Er entblößte seinen hageren Arm und sah das Zusammenziehen der Haut zu kleinen Inseln, das Beben des Blutes in dem dunkel und wie obenauf liegenden Aderngeflecht.

„Ah, misérable,“ stöhnte er, den Arm streckend und anziehend und mit dem Zeigefinger der Rechten das schwache Muskelspiel verfolgend, — „malheureux que je suis!“

Das Fenster war mit von außen anklebenden gelben Blättern fast bedeckt, ein gelbes Dämmerlicht kam herein und machte alle Farben fahl und krank; der nüchterne Raum, die schwarze Drehbank — es war ihm, als sei er hier angekettet, mit Eisen an diese Drehbank geschmiedet, als sei er in einem viel entsetzlicheren Gefängnis jetzt als zuvor. War es das, wonach er sich fünf fürchterliche Jahre lang gesehnt hatte? War es das?

„Öffne, bitte!“ rief Josefine draußen, „ich habe keine Hand frei.“

Er stellte sich taub, schlich auf den Zehen ans Fenster, streckte den Kopf durch die offene Luftscheibe, ließ sie drei-, viermal rufen.

Sie hatte inzwischen ihre Hand frei gemacht und klapperte an dem Drücker.

„Verschlossen? warum?“ hörte er sie sagen.

Dann kam er mit großem Gepolter und riegelte auf.

Sie musterte ihn erstaunt. „Schliefst wohl?“

Er rieb sich die Augen, dehnte sich, gähnte, schwieg.

„Gut, ich will dich nicht lange stören. Schlafe weiter. Hier ist alles. Du findest dich schon zurecht.“

Er sprach noch immer nicht und hielt sie eben dadurch zurück.

„Mein Instrument kann nicht schuld sein,“ sagte sie, sich zu dem blanken Mahagonikasten beugend; „das ist noch immer tadellos. Sieh selbst.“

Als er sein eigenes Mikroskop wieder erblickte — eines der letzten, sehr vervollkommneten Instrumente, das er wenige Monate vor seiner Verhaftung angeschafft hatte —,

brach seine Fassung. Er weinte mit zusammengebissenen Zähnen. Er hatte dieses große prächtige Instrument geliebt, wie ein Künstler sein Werkzeug liebt.

Josefine begriff sofort und wurde sehr verlegen. Mit zugeschnürter Kehle begann sie, so als ob ihr dieser Gedanke spontan komme, von seiner Zukunft zu sprechen: „Wissenschaftliche Arbeit — schriftliche meine ich — das ist eigentlich dein Feld, Georges, dort wirst du etwas leisten, und niemand kann dir wissenschaftliche Arbeit verbieten! Das giebt's nicht, so weit reicht ihre Macht denn doch nicht. Man wird vielleicht auch etwas zusammen herausgeben, du und ich gemeinsam, — wie denkst du?"

„Ziemlich stark abgenutzt," sagte er mühsam und strich über eine abgestoßene splitternde Ecke des Mahagonikastens. „Schade!"

Eine Uhr schlug. Die Frau schnellte auf: „Also heute nacht? willst du? Schlafe aber im voraus, sonst wirst du verkürzt, und du brauchst viel Ruhe! Sieben Aufnahmen, und jede circa eine halbe Stunde — da wirst du fast die ganze Nacht dran rücken müssen! Ich laufe jetzt! Ade! Dank dir zum voraus!"

Sie ging, und er riegelte sich wieder ein. Nicht einmal die Hand gegeben! Dann warf er sich aufs Bett und grübelte in wahnsinnigen Phantasien.

* *
*

Mit verklebten Augen, mit verklebter Zunge taumelte er auf ... Es hatte gepocht ...

Durch die geschlossenen Lider hindurch fühlte er, daß Tag war.

So matt, so weich — wie zerschmolzen fühlte er sich.

Er sah sich um wie ein vom Tage überraschtes Nachtgeschöpf, das ein Versteck sucht.

Warum pochten sie an seine Thür? Hatte er wieder etwas begangen?

„Ich bin unschuldig! wahrhaftig: ich bin unschuldig!" stammelte er und verkroch sich unter die Decke. Aber gleichwohl sah er, daß die Thür aufging, und daß jemand hereinkam.

Sie kamen, kamen, aber das Zimmer wurde nicht voll. Ein paar schwarze Herren drehten sich in der Mitte herum, die anderen gingen in die Wände hinein, ohne jede Schwierigkeit.

„Hier ist das Gebiet der Hallucinationen," sagte er, und dann hielt er eine Rede über die Hallucinationen ...

Jemand kam an sein Bett, griff nach seiner Hand, an seinen Puls, zählte, sagte: Kein Fieber! Was kann das sein? Es wurde ihm schwer, die Zähne auseinanderzubringen. Endlich gelang es ihm, und er röchelte: „Ein Anfall! Seit Jahren ausgeblieben. Gieb Morphium."

Josefine gab ihm Morphium. Er belebte sich wunderbar schnell, sprach ganz vernünftig, aß und trank und schlief ein.

Die Frau besah die Instrumente auf dem Tische. Sie waren unangerührt; kopfschüttelnd packte sie alles auf und trug es fort. Ihr Buch erschien ohne jene mißratenen Klischees, die übrigen fünfzehn Tafeln waren vollständig gelungen.

Georges fragte nie wieder danach, und sie zeigte ihm das Buch nicht, als es herauskam.

Er sah es dann, als sie in der Klinik war, blätterte darin mit anfangs gleichgültigen, dann aufglimmenden Augen. Als Hermann zufällig darüber zukam, warf er den Band schnell unter das Bücherregal.

Auch das Mikroskop betrachtete er nie wieder.

* *
*

Josefine hatte die sechs schweren Examenwochen hinter sich; die letzte Stufe war erstiegen — sie konnte nun ihre Praxis ausüben, überall wo sie wollte in ihrem Vaterlande. Eine Art Befreitsein empfand sie, nicht mehr. Zuweilen verwandelte sich dies Gefühl des Losgebundenseins in eine wehe Verlassenheit. Bedauern ergriff sie, daß die Studienzeit hinter ihr liege; rückwärts gesehen erschien sie ihr als die einzige Zeit, wo sie wirklich gelebt hatte. Die größten Schmerzen und die größten Freuden lagen in diese Zeit eingeschlossen wie Perlen in köstlicher Fassung, und wenn sie sich selber erblickte, wie sie vor diesen fünf und ein halb Jahren gewesen, dann staunte sie über ihre damalige, fast ungestüme Frische. Wie konnte ich das alles auf mich nehmen, damals, unter dem Druck des großen Unglücks! Daß ich nicht erlegen bin, daß ich nicht einmal ernst-

lich erkrankte, daß ich es durchgemacht habe, und daß ich nun ein ganz selbständiger Mensch bin — wie merkwürdig ist das alles!

Und mit wehmütigem Neid sah sie die eben immatrikulierten Studentinnen ins Kolleg gehen. Oh, schöne, schöne Zeit! Nehmt sie wahr! Blickt nicht so geschäftig, nicht so sorgenvoll! Ihr denkt, daß ihr sehr wichtige Personen seid; daß ihr schon viel, viel Großes und Schweres arbeitet! Aber ihr arbeitet noch nicht, ihr nehmt nur auf wie das weiche Frühlingsland den warmen Regen. Wenn ihr fertig seid, dann — beginnt eure Arbeit. Erst dann. Meine Arbeit beginnt jetzt, und was — was werde ich thun?

Werde ich da in meinem Sprechzimmer sitzen, froh, wenn mein Warteraum von hilfesuchenden Kranken überläuft? Werde ich sie hereinbitten, einzeln, feierlich? werde ich den Gott aus den Wolken spielen, Lebenshoffnung aus meiner hohlen Hand herabsprengen auf emporgerichtete sterbende Elende? Werde ich dem an der Armut Leidenden die „kräftige Kost“ des Wohlhabenden verschreiben und nicht die höhnische Thräne beachten, mit der er aus meiner Thür hinausgeht? Werde ich „Ruhe“ verordnen der zwölf Stunden täglich über den Stickstuhl hängenden Stickerin, für die Ruhe gleich Arbeitslosigkeit und Arbeitslosigkeit gleich Verhungern ist? Werde ich Wunden flicken, wie man Löcher in den Schuhen flickt, gleichgültig, geschäftsmäßig, in der ruhigen Überzeugung, daß ich die wahren Wunden mit keiner Sonde erreichen, mit keinem Pflaster heilen kann? Werde — oh das allerschlimmste! werde ich mich einreihen in die Heere der Zufriedenen, der mit dem Bestehenden Einverstandenen, der „mit den gegebenen Thatsachen Rechnenden“? Nein, nur das nicht! nur das nicht!

Was aber werde ich thun?

Und es schien ihr, daß sie von Himmelsflügen heimgekehrt sei, um auf die platte Erde zu fallen und dort Ameisenarbeit zu verrichten, eine von den Millionen anderen Ameisen.

Ameisenarbeit! nun denn auch das, wenn es so sein mußte! Aber wenigstens keine schädliche, der Ameisenheit schädliche Arbeit verrichten!

Nützlich sein, selbst am Leben bleiben mit meiner Familie, der ich Brot schaffen will und muß, und der Ameisenheit nützlich sein — das ist fast unmöglich! Aber dann wenigstens nicht schädlich sein. Für mich und die Meinen sorgen und doch nicht schädlich sein! So viel wenigstens!

Ach, und wäre es denn nicht doch auch möglich, ein wenig zu nützen? Hab ich so viel gelernt, so klar gesehen, so tief gefühlt, was schlimm, verderblich, zerstörend ist, und sollte ich kein, aber kein Mittel haben, gegen dieses Schlimme, Verderbliche, alle Kräfte Zerstörende mitzukämpfen?

Was kann ich thun? Ich Ohnmächtige, Einzelne? Der Einzelne kann nichts, nichts ausrichten, und wer sollte mir wohl helfen? Es denkt ja niemand so, wie ich denke.

Plötzlich tauchte vor ihr wie ein Stern ein schönes Gesicht auf; eine schöne Stirn sah sie über tiefen Augen, und hinter der schönen Stirn wohnten schöne Gedanken. Gedanken den ihren gleich und deshalb schön für sie. Den ihren gleich? nein, tausendmal höher, glänzender, schwungvoller.

Damals ging ich auch so ratlos und verzweifelt, dachte sie, so einsam, allein auf der Erde. Und da kamst du gegangen, und was ich gewollt und ersehnt — in dir fand ich mich selber wieder, nur unendlich viel stärker, besser, reicher! So weit, weit her kamst du, aus einer anderen Welt, aus anderen Lebensformen, und mit dir verstand ich mich, als hätte eine Milch uns genährt. Einer bist du, einer bin ich — unter all den Millionen — wo sind unsere Freunde? Gewiß — sie sind da! sie warten auf uns! sie stehen hinter der Thür! Ihre Hände sind ausgestreckt, die unserigen zu fassen! Sie halten kaum den Ruf nach uns auf ihren Lippen zurück! Es wird ihnen schwer, ihre Ungeduld zu zügeln, so wie wir kaum die unserige zügeln können ...

Soll ich nicht rufen?

Und unwillkürlich fast, kaum wissend, was sie that, begann Josefine den unbekannten Freunden zu rufen.

Sie wollte diese Hände fassen, die sich ihr wartend entgegenstreckten. Sie wollte diesen Augen begegnen, die aus Not und Drangsal des Tags wie aus der Wüste der Einsamkeit die ihren suchten.

Sie wandte sich zurück an jene Fernsten, die sie nur ahnte, nicht einmal glaubte: sie schrieb.

Aber ihrer impulsiven Natur war dieser Weg zu weit, zu lang, und sie fühlte, daß nur die Hoffnungsvollen ihn beschreiten können — jene, die zu warten wissen, denen die Sehnsucht nach dem Echo der Gefundenen nicht sofort erfüllt werden muß, und die ohne dieses Echo sterben. Nein, unmittelbarer als mit der Feder, mit ihrer eigenen Stimme wollte sie die unbekannten Freunde erreichen, zusammenrufen, mit ihren eigenen leiblichen Ohren den klagenden oder begeisterten, nicht durch sie, aber mit ihr begeisterten Wiederhall hören.

Und dann, wenn wir viele geworden sind — wer weiß! vielleicht können wir doch gemeinsam etwas thun, etwas — etwas thun! dachte sie, und es schien ihr, als weiche die zehrende Unruhe von ihr, die sie keinen Augenblick mehr verließ ... Etwas thun ... ach!

* *
*

Helene Begas brachte eine deutsche Zeitschrift mit; sie war ganz aufgeregt, zwischen Ärger und Vergnügen.

Beim Mittagsessen, nach der Suppe, schlug sie auf und las:

„‚Gelehrte Weiber und geprellte Ehemänner!‘ Nun — klingt nett, nicht wahr? vielverheißend! Und wahrhaftig, ich sage euch, — der Titel ist so anlockend — massenhaft wird die Nummer gekauft! Wenigstens zwanzig Studenten standen am Kiosk: Mir auch ‚Gelehrte Weiber‘, bitte mir ‚Geprellte Ehemänner‘ — so ging es in einem fort! Nach dem Inhalt fragte kein Mensch, es war nur der Titel. Huh, war ich wütend! Diese Burschen da! Dies Gegrinse und Gewieher! Ich glaube, was von schlechten Elementen in Zürich studiert, drängte sich zu dem Kiosk, ich war das einzige Frauenzimmer. Wie Butter an der Sonne fühlt' ich mich.“

„Was ist's denn? was Witziges und Nettes?“ fragte Josefine, lächelnd über Lenis Eifer.

„Witzig, keine Spur,“ schrie die Mathematikerin, „immer das Gewöhnliche! Wenn sie noch Geist hätten! Aber das ist wirklich die Strafe des Himmels — sobald einer sich verleiten läßt, dies Thema anzupacken — gleich verläßt ihn, was er etwa an Geist besitzt, und nur Bosheit bleibt und Plattheit!“

„Warum sind Sie so aufgeregt?“ Bernstein öffnete seine Augen, so weit er konnte, „scheint es mir, daß dieser Herr Verfasser nicht sehr gefährlich sein kann.“

„Bosheit und Plattheit nicht gefährlich?“ Helene schlug die Hände zusammen. „In welcher Welt leben Sie, Bernstein? Unermeßlicher Schaden geschieht durch solche boshafte platte Darstellungen! Alle Esel wiehern Beifall, fühlen sich gehoben und gestärkt in ihrer Eselhaftigkeit!“

„Halten Sie den Verfasser auch für einen Esel?“ erkundigte sich Georges, mit seinem Löffel spielend.

„Wer ist der Verfasser?“ fragte gleichzeitig Bernstein.

„Ich weiß nicht; er unterzeichnet Strindberg jun. Na, das ist nun eine Unverschämtheit mehr, Strindberg hat doch Geist, aber dieser Junior ist nur platt! wie eine Scholle, sag ich Ihnen. Hören Sie mal 'ne Probe.“ Helene las vor:

„Ein bewußter Schwindel ist dieses sogenannte Streben nach Gleichberechtigung der Geschlechter. Die Weiber wünschen durchaus keine Gleichberechtigung, sobald es sich um unbequeme oder schlecht bezahlte Arbeit handelt. Sie wünschen nur die bequemste, angenehmste und am besten honorierte Arbeit an sich zu reißen. Diese Arbeit ist ohne Zweifel die Arbeit des Gelehrten, und darum wollen die Weiber plötzlich alle gelehrt werden. Sie haben mit ihrer bekannten Schlauheit entdeckt, daß es sehr angenehm ist, Arzt zu sein, eine Vorzugsstellung zu besitzen und gute Honorare zu beziehen. Die Folge ihrer Entdeckung ist nun ein Zudrang zu dem medizinischen Beruf. Gleichberechtigung! schreien sie, aber sie meinen Herrschaft. Was soll der gleichberechtigte Ehemann der Medizinerin thun? Nun, die gelehrte bessere Hälfte wird ihm vielleicht erlauben, Wasser zu tragen und ihr die Hände zu waschen, wenn sie aus der Klinik kommt. Das heißt dann sehr hübsch Arbeitsteilung. Kein emancipiertes Weib drängt sich jemals dazu, Kaminfeger zu werden oder

Kloakenputzer: vor dem Ofenruß oder der Abfalldohle macht das Streben nach Gleichberechtigung sofort Halt! Hier fordert auch die emancipierteste Emancipierte keine Arbeitsteilung, sondern höchstens eine Teilung des Lohns mit dem Manne. Mag er doch in das heiße schwarze Kaminloch hinaufklettern, mag er doch in die übelriechende miasmatische Grube hinabsteigen — das Weib wird derweil gemächlich zu Hause bleiben, mit der Nachbarin schwatzen und lästern und in Süßigkeiten und unnötigem Putz das schwer erworbene Geld des Ehemanns verhausen. Ein junger Landwirt kurierte sein für Gleichberechtigung schwärmendes Eheweib auf ebenso leichte wie nachahmenswerte Weise. Er weckte sie des Morgens um halb vier aus den süßesten Emancipationsträumen. Sie erschrak sehr, die Tochter aus besserem Hause. ‚Jesis Gott, was fällt dir ein, mich so früh aufzuwecken?‘ sprach sie. ‚Stand uf,‘ sprach er, ‚nimm die Kälber, führ sie auf den Berg, ich will jetzt eine Gleichberechtigung eintreten lassen.‘ ‚Ach, du mein Spaßvogel!‘ sprach das Weib. Da warf er sie zum Bett hinab und prügelte sie zur Thür hinaus. ‚Spaßvogel hin, Spaßvogel her! Hier wird nicht gespaßt, hier wird Gleichberechtigung durchgeführt.‘ Das Weib wollte nicht, wehrte sich und schrie: ‚Ich kann das nicht.‘ ‚Aber ich kann das? denkst du, Weib, denkst du? ich kann alle Tage um halb vier Uhr aufstehen oder um drei? Marsch, Gleichberechtigung, führe die Kälber auf den Berg!‘ Und der Mann prügelte sie in den Stall hinein, wo die jungen Kälber dem Morgen entgegenbrüllten. Und er lachte sehr und sagte: ‚Man muß euch Weiber zur Gleichberechtigung zwingen, ihr versteht sie falsch!‘ So belehrte ein kluger Mann sein thörichtes Weib, und von da an hatte er Ruhe vor ihr.“

„Ech!“ unterbrach Bernstein, „wozu lesen Sie! lassen Sie das!“

Er betrachtete den Knaben Hermann, der begierig zuhörte und die Erzählung einzusaugen schien.

„Chaibeluschtig! Weiter,“ sagte der Bub und seufzte vor Genuß.

Georges warf den Löffel klirrend auf den Teller, ein fleckiges Rot spielte auf seinen blanken Backenknochen.

„Gesunde Auffassung, scheint mir,“ sagte er mit einem bösen Lächeln, „was haben Sie an dem Essay auszusetzen, Damen?“

„Essay! lieber gar!“ Helene warf das Blatt hin und schüttelte sich vor Lachen. Hermann griff sofort nach der Zeitschrift; seine Mutter nahm sie ihm aus der Hand, so heftig, daß sie zerriß.

„Dummheiten, Bub, nichts für dich!“ sagte sie mit finsterem Gesicht, „wenn du lesen willst — es giebt so viel Gutes.“ In Hermanns Augen stiegen Zornthränen auf.

„Ich will das lesen,“ sagte er, zu dem Vater gewandt, in dessen Gesichtsausdruck er Billigung, ja Wohlgefallen suchte und fand.

Josy zerriß das Blatt mit der ihr eigentümlichen Heftigkeit in kleine Stücke, die sie in den Kohlenkasten warf.

„Fühlst du nicht, Bub, daß hier Häßliches ist?“ sagte sie verwundert und bekümmert, „roh und dumm ist die Erzählung! Mach deine Augen auf, Hermannli, wirst sehen, daß die Frauen überall mit ihren Händen schaffen, gleichviel ob die Arbeit angenehm ist oder nicht. Das Schreiberhirn stellt sich dumm, so, als ob es nur faule Weiber gäbe, und derweil sind schon alle Fabriken voll von arbeitenden Frauen. Und in den Familien —“

Sie vollendete nicht, denn Hermanns gleichgültige verbissene Miene brachte sie aus der Fassung. Er hatte die Hand auf seines Vaters Arm gelegt, — der innere Zusammenhang zwischen diesen beiden ging ihr blitzartig auf. Ein Gefühl, das fast Entsetzen war, drückte ihr auf dem Herzen. „Hermann!“ schrie sie auf, schrill, außer sich, „komm hierher! höre!“

Georges blickte groß auf, mit zurückgeworfenem Kopfe; er lehnte sich gegen den Knaben mit der Schulter, als ob er ihn verdecken, schützen wolle.

„Er ist wohl auch mein Sohn, oder — könnt ihr gar am End auch das schon ohne uns, ihr Herrscherinnen von heute?“ Sein spöttisches Zischeln ging in Gelächter aus.

Josefine schloß wie betäubt die Augen, in ihrem Kopfe sauste und hämmerte das Blut — das — das — ging ja nicht, so ist es ja schlecht! Man wird sich also jetzt hier streiten, so — streiten, — und sich vergessen

wird man, — Dinge sagen, o pfui! was für Dinge! Und das schadenfrohe Blinzeln in Hermanns matten Augen, das soll sie — sie ertragen?

Sie zwang sich zu einem lauten Lachen, das sie alle aufschauen machte. „Oh, Hermannli, wie bist du angeführt," rief sie, „der Vater scherzt, und du verstehst nichts! Komm, mach, schieb! hinaus! es schneit! der erste heurige Schnee! frühzeitig, gelt? Und die Geranien sind noch draußen. Der Schnee bringt sie um. Lauf, Hermannli, spring, die Geranien herausthun!"

Sie verließ mit den Kindern das Zimmer — ohne Hut ging's in das schmale Gärtchen, der nasse Schnee kühlte ihre heiße Stirn. Hinter ihr ging der Streit fort — mochte er fortgehen, Bernstein und Helene würden ihre Meinung schon allein verfechten.

Der Knabe mußte die Pflanzen aus dem Boden heben, der sich mit leichtem, weißem Anflug bedeckte; Rösi holte Töpfe herbei, füllte sie halb mit Erde, Josefine setzte die Geranien hinein. Sie blühten noch reich, rosa, leuchtend rot und purpurn, die Wurzeln hatten sich tief und weit verbreitet.

Der Knabe that gehorsam, aber mürrisch seine Sache; als eine Viertelstunde vergangen war, überließ Josy die Kinder sich selbst. Sie hatte ja zu thun. In kurzem war dann Sprechstunde, und sie nahm alles streng gewissenhaft: kein Fall, den sie nicht nach der Konsultation reiflich bearbeitet hätte. Das Nachschlagen und Studieren kostete schon so viel Zeit, daß sie hier, im Herbstschnee, zwischen den Kindern, bereits mit ihren Gedanken bei der Arbeit war. Aber das wunde Gefühl, das sie hinausgetrieben, erwachte neu, als sie vor ihren Büchern saß.

Was kann ich wirken, ich, deren Einfluß nicht einmal bis zu meinem eigenen Kinde reicht? Sie sah sich selbst im Spiegel beim hastigen Vorbeigehen und erschrak vor ihrem traurigen, versonnenen Grüblergesicht.

Zu wenig Liebe! dachte sie, ja, das ist's, was mir fehlt! Ich habe nicht Liebe genug! Einen liebe ich! Einem habe ich alles gegeben, für die anderen bleibt nichts.

Verzweiflung ergriff sie.

Nichts geblieben! Nichts. Mein Herz ist eine Wüste! Wenn ich den Buben liebte, dann liebte er auch mich, dann horchte er auf meine Worte, nicht auf die des anderen, dann hätte ich ihn nicht verloren.

Die Thür nach Helenes Zimmer stand offen, ein matter Tagesschein lag auf dem geflüchteten Bilde, auf dem Repinschen Bilde, hob die zurückgebäumte Gestalt des Jünglings im roten, zerfetzten Hemd aus allen anderen heraus.

Josefine heftete ihre Augen auf das Bild, sehnsüchtig, hilfesuchend bei den Hilflosen. Sie sehnte sich nach den glühenden Thränen, die sie beim ersten Erblicken des Bildes vergossen. Damals hatte sie gefühlt. Damals hatte sie gelebt. Ihr war so hohl, so ausgetrocknet jetzt.

Nie wieder werd ich so weinen, dachte sie, er hat alles mitgenommen, auch meine letzten Thränen. Und sie staunte mit zitternder Seele, was ihr Leben hätte sein können ...

Rösi guckte herein, rosig von der Luft. „Wir haben alles fertig gemacht! Komm und sieh, Mamme! es sind fünfzehn Töpfe, du mußt kommen."

„Nein, nein, Liebling, später, ich habe nun zu thun."

Das Kind schlich näher, lauter Bitte und Vorwurf. „So will ich bei dir sein, Mamme."

„Du weißt doch, ich habe zu schaffen, Kind."

„Bitte, Mamme!"

„Sieh, Röse, das ist so: die kranken Leute kommen, ich soll ihnen helfen. Aber ihr Leiden ist sehr verschiedenartig, und ich bin noch nicht sehr geübt. Also weißt du, schreib ich mir vieles auf in dieses große Buch, weißt du, was die Kranken von ihrer Krankheit sagen, und nachher muß ich dann in meinen Büchern suchen und vervollständigen, was sie gesagt haben, um ein ganzes Krankheitsbild zu bekommen. Verstehst du das?"

Rösi nickte und seufzte. „Laß mich meine Aufgabe bei dir lernen, Mamme, ich will ganz still sein."

„Mein Rösi, sieh, das geht nicht. Wenn du bei mir bist, mein Schatzeli, dann seh ich immer nach dir hin, und dann vergeß ich, was ich nachschlagen will, verstehst du das? Und dann kommt bald die Sprechstunde."

Das Kind schmiegte sich fest an die Mutter, wollte nicht loslassen. „Ach, nein, Mamme, nein! Du hast mich ja doch viel, viel lieber, Mamme, warum —“

„Lieber als wen?“

Josefine begann leicht mit der Linken in dem vor ihr liegenden Buche zu blättern.

Das Kind stürzte sich auf diese Hand wie ein wildes Tierchen, küßte und schlug sie, schob das Buch weit zurück; war ganz ungebärdig.

„Lieber als die ganze Welt!“ schrie sie, böse und weinerlich.

Die Mutter zitterte, küßte lächelnd die feuchten, zurückgebogenen Wimpern über den weichen Bäckchen. „Ja, und nun?“

„Und warum bekümmerst du dich immer um die anderen, Mamme?“

„Um welche anderen?“

„Die du nicht so lieb hast wie mich, Mamme! Sitz lieber so mit mir!“

Josefine stutzte, nachdenklich schwieg sie, fühlte Röslis heftigen Herzschlag. „Auch mit denen, die man am liebsten hat, sitzt man nicht den ganzen Tag Arm in Arm,“ sagte sie endlich lächelnd.

„Oh doch!“ warf das Kind ein, „drüben ist ein Brautpaar, die sitzen immer so!“ Das liebliche Gesichtchen errötete verschämt. Eine Frühreife lag um den schwellenden, leicht aufgeworfenen Mund mit der kleinen, runden, purpurroten Unterlippe.

Die Mutter betrachtete sie eine Sekunde lang überrascht.

„Ein Brautpaar?“ sagte sie mechanisch, „und das hast du —“ Die dunklen Kinderaugen mit ihrer bodenlosen, spiegelnden Tiefe verwirrten sie. „Gelt, das sind närrische Leut!“ sagte sie ernst und schob die Kleine leicht hinweg.

„Oh nein!“ summte Rösi kopfschüttelnd, errötete heftig und besah ihre Schuhspitze. „Ich werde auch eine.“

„Was wirst du?“

„Eine Braut!“ Ihr Schelmenlächeln war so lieblich, daß Josefine sie an sich zog.

„Oh, du mein dummes Maitli,“ sagte sie und kniff Röslis weiches Ohrläppchen zusammen, „wir wollen schon sehen, was du wirst! Ein starkes, gutes Mädchen, Schatzeli, das ist einmal die Hauptsach. Geh! geh! bis aufs Wiedersehen.“

Schon während der letzten Worte hatte Josefine wieder nach dem Buch gegriffen, und noch ehe das Kind zur Thür hinaus war, schien seine Gestalt und sein Gesicht halb undeutlich zu werden und aus ihrem Bewußtsein zu schwinden.

Sie vertiefte sich in ihr ärztliches Journal, immer von Furcht vor dem Gestörtwerden beklemmt; als es draußen lebhaft wurde, stand sie auf und verriegelte ihre Thür.

Aber dann, als sie sich wieder zu ihren Studien setzen wollte, kam ihr blitzartig ein anderer Einfall.

Sie nahm einen Briefbogen und schrieb mit ihrer großen, eckigen Handschrift:

Lieber Georges!

Arbeite nicht gegen mich bei den Kindern!

Den Bogen steckte sie hastig in ein großes Couvert, schrieb darauf: „Herrn Dr. Georges Geyer“, dazu die volle Adresse und klebte eine Marke darauf.

Dann legte sie das beiseite wie einen Sack, in den man seine Sorgen verpackt hat, und den man nun versenkt in die Tiefe.

Wieder kamen die Bücher an die Reihe, aber nicht lange. Das Wartezimmer füllte sich, die Sprechstunde begann. — Josefine hatte Glück mit ihren Patientinnen: jede von ihr behandelte schickte ihr neue zu. Es gab Arbeit die Fülle.

*　　*
*

Am nächsten Tage brachte die Post einen Brief für Josefine, den sie mit gepreßten Lippen in Empfang nahm. Sie kannte die Handschrift.

Der Brief war nicht viel länger als der ihre. Er lautete:

Liebe Séfine!

Auf deine Zuschrift im Lapidarstil habe ich nur eine Antwort: dein Wunsch ist mir Befehl.

Gehorsamst
Georges Geyer,
Doktor der Medizin, approbierter Arzt
außer Diensten.

Als die Frau diese Zeilen gelesen hatte, glaubte sie ein Hohngelächter um sich zu hören. Sie verbrannte den Brief und verwünschte ihre Thorheit, ihn herausgefordert zu haben.

Dann betäubte sie sich durch Arbeit, bis sie von nichts mehr wußte, an nichts mehr dachte, als was der Tag und die Stunde von ihr als Ärztin forderten. Mitten in dieser Betäubtheit empfand sie zuweilen selbst eine Art Behagen, fast Schadenfreude. Da sitzt er und möchte mich ärgern und quälen, aber alles gleitet an mir ab. Ich bin sicher vor allem. Diese Tagesaufgabe ist wie ein Wall um mich herum.

Es gab Böses genug außerdem.

Laure Anaise folgte ihr eines Abends in ihr Zimmer, fiel ihr schluchzend um den Hals und bat, sie wegzuschicken.

„Nein, nein! aber was denkst du auch," eiferte Josefine erschrocken, „sollen wir dich entbehren? sollen die Kinder ganz verlassen sein?"

„Laß mich fort, Josy — mußt es mir nicht zu schwer machen," weinte das Mädchen, „bleiben kann ich emal nimmer."

„Und warum nicht?"

Laure Anaise ließ den Kopf hängen. „Er hat nichts zu schaffen, und — und —"

„Wen meinst du, Laure?" stammelte Josefine erbleichend.

„Laß mich fort!" wiederholte das schöne Kind mit sprühenden Augen, „du bist blind, aber mir ist's verleidet, seit daß er im Hause ist."

Josefine ließ sie aus den Armen. „Ich weiß nicht, was du meinst," sagte sie kühl, „wenn du gehen willst, Laure Anaise, wenn es dir verleidet ist, so geh."

Das Mädchen begann zu weinen. „Ich kann ja nicht dafür, Josefine, frage nur das Fräulein Leni und den Bernstein, die werden dir's schon sagen."

„Also —" machte die Frau, „also — wann willst du fort?"

„Nun bist du noch taub* worden, daß ich 's Maul aufthue!" rief das Mädchen, „und recht hab ich doch!"

Josefine betrachtete sie schweigend. „Wohl! wohl! sie werden alle gehen! Einer nach dem anderen! Alle meine Freunde, alle die mir lieb sind ..."

„Gott im Himmel weiß —" fing Laure Anaise an.

Unmutig seufzend wandte Josefine sich ab, winkte mit der Hand. „Geh, wenn du gehen willst. Was hab ich dir zu bieten?"

Das schöne Mädchen strich sich die schwarzen, krausen Haare aus den Augen. „Descht unrecht, Josy," machte sie schluchzend, „weißt 's, wie gern ich blieb."

Josefine warf wieder die Arme um sie. „Laure! Laure! Kind! wie habe ich mich gefreut, als du zu mir kamst! geh nicht von mir! bleib, Laure, bleib bei mir!"

Laure weinte still, den Kopf auf Josys Schulter. „Du magst ihn nimmer, Josy," flüsterte sie mit ihrer rauhen Stimme, „Jesis Gott, ich mag ihn auch nit, aber er plagt mich und streicht mir nach."

Wieder schob Josefine sie weg. „Du träumst, Kind — aber wenn du so widrige Dinge träumst, dann ist es besser, fortzugehen. Es ist das einzige." Sie wollte das Mädchen küssen, und Laure Anaises Mund kam ihr entgegen, aber plötzlich schüttelte sich Josy und küßte nicht. „Du warst mir sehr lieb. Ich bin dir ewig dankbar," murmelte sie mit trockenen Lippen, kalt und tonlos. Und dann belebte sie sich und wurde freundlich-fremd. „Nimm deine notwendigsten Sachen, Kind, und fahre noch heute zu deiner Mutter. Ich schreibe ihr, daß du Erholung brauchst. Dein Gepäck send ich nach. Für eine gute Stellung werd ich dir Sorge tragen. Ja, ja — so ist alles geordnet, nicht wahr? Alles recht, gelt du?"

Laure Anaise sprach nicht mehr; nickte nur zu allem und weinte. Sie fühlte sich von einer starken Hand gepackt, die sie hin und her schob, und sie hatte nun keinen eigenen Willen mehr.

Einmal nur, während sie ihre Habseligkeiten zusammenpackte mit Josefines Hilfe, die sie nicht mehr aus den Augen ließ, schrie sie plötzlich auf, daß man sie fortschicke.

Josefine antwortete mit einem traurigen Lächeln: „Fortschicken nicht, nur schützen! Sage du wie ich, Laure Anaise, weiter bitt ich nichts." Ihre Stimme wurde warm und eindringlich, während sie noch einmal zu ihr trat. „Sprich nichts von — hörst du? Es

* Zornig.

ist so schwer ohnehin, Laure! Sei treu, Kind, du schonst mich, wenn du — ihn — schonst."

Laure Anaise blickte sie wild an, verstand nichts. Aber sie beugte sich vor Josefine und versprach alles.

Sie verließ das Haus, bevor die Kinder aus der Schule kamen. Rösi war außer sich — alle anderen nahmen die Nachricht, daß Laure Anaise dringend der Erholung bedürfe, und daß sie deshalb zu ihrer Mutter gereist sei, mit vielsagendem Schweigen auf …

Georges pfiff einen Gassenhauer.

* *
*

Der alte, knorrige Birnbaum neben dem Hause „Zum grauen Ackerstein" ächzte leise in stürmischen Winternächten. Wie auf einer Klippe stand das bebende, umtobte Haus frei und jedem Wetter zugänglich.

„Nun erbarmt er mich wieder," seufzte Josefine, wenn sie Georges' rastloses Auf- und Ablaufen hörte.

Einmal, an einem Sonntagmorgen, ging sie zu ihm hinein.

Er saß in einem pelzgefütterten, alten Mantel, den er ehemals zuweilen auf Überlandfahrten getragen, am Fenster, auf einem niederen Hocker, die Knie heraufgezogen, den Kopf an die Fensterbrüstung gedrückt, den Mund offen, als schreie er verschmachtend.

So saß er als Gefangener, dachte sie beim Eintreten, und ihr Herz wurde weich.

„Nun, Georges," sagte sie befangen und ungewöhnlich sanft, „hast du kalt? was machst du jetzt?"

Sein Blick war leer, schweifte von dem Fenster zu ihr und dann über die Wände.

„Ausgezeichnet," murmelte er schläfrig, „wie immer."

„Du bist nicht zum Kaffee gekommen," begann sie, näher tretend.

Er verbeugte sich tief, ohne aufzustehen: „Danke, merci, madame. Meine verehrte Gebieterin ist immer huldreich. Ich liege hier wie ein zerrissener Lappen, und das Weib kommt, sich zu weiden. Thut den alten Koffer auf, blickt hinein: ‚Lieg nur da, Lappen! lieg nur! Die Schaben wollen auch etwas!' Ja, ja." Er schüttelte den Mantel, es stäubte von Wollflocken und zerfressenen Haaren. „Wir sind mottenfräßig, ja, ja."

Josefine setzte sich auf einen Stuhl. Das Zimmer mit dem vor Hitze surrenden Eisenöfchen, mit seinen unordentlich umhergestreuten Kleidern, mit der bestaubten Drehbank und dem verkommenen Bewohner, der hier vor Luftmangel zu sterben schien, angeklebt an die Scheibe wie eine der grauen Motten — all dieses erschien ihr plötzlich so schrecklich, so anklagend, so unnatürlich in ihrem Hause, da, zwischen ihr und den Kindern, daß sie sich wie träumend, und von einem Traumdruck beklemmt, die Augen rieb und flüsterte: „Ach, warum auch hier? Wir wollen unter Menschen gehen, hörst du? heute noch, Georges!"

Er legte die Hände schützend auf knisternde Papiere, schob das Tintenfaß gegen die Scheibe, daß sie erklirrte, und lächelte höhnisch.

„Du schreibst," sagte sie aufspringend, „hier auf dem Fensterbrett ist's ja so unbequem! Nein, das geht nicht länger! das soll gleich —"

Ein reuevolles Bedauern, das ihr fast den Atem raubte, machte ihr Gesicht jung und gütig. Sie sprang auf mit einer Gebärde, als wolle sie gleich, in diesem Augenblick, alles zurechtrücken, einrenken, als suche sie nur, wo zuerst anzufangen sei.

„Bist du nicht in deinem Hause, Georges? Bist du nicht Herr?" rief sie bittend, und sie fing an, von den Gründen zu reden, weshalb er hier jetzt so eingeschränkt sei, fing an, sich zu entschuldigen. „Diese plötzliche Rückkehr, Georges, ich konnte nichts vorbereiten, und dann ist es so geblieben … Ich bin so überhäuft, dazu ist jetzt —"

Sie brach erschrocken ab; der Name, der ihr fast auf den Lippen schwebte, sollte nicht gesprochen werden.

„Also du schreibst?" sagte sie nähertretend, „wir wollen dir einen Tisch hereingeben, hörst du —"

Er spie seitwärts auf den Boden, schien sie nicht zu beachten. Er machte sich beständig mit den Papieren zu schaffen, die er zum Teil unter den Mantel steckte.

Auf einmal blickte er sie schief an, lachte mit einem blechernen Ton und murmelte

etwas von Komödie, die sie hier tragiere. „Herr bin ich? Wie ungewöhnlich witzig heute morgen! Ach, du! du! Ja, es kommt einmal eine Abrechnung," schrie er ihr zu, daß sie zusammenfuhr, „es kommt! es kommt der Tag!" Die Wut blinkte ihm in Thränen aus den Augenwinkeln, er konnte sich nicht mehr zurückhalten. „Dies irae, dies illa!" rief er mit pathetischer Gebärde, „ihr Weiber von heute — wahrhaftig, zu viel nehmt ihr euch heraus! Warte nur, bis die schreckliche Stimme aus der Tiefe der Gräber erklingt; wann deine gottlose Überhebung zerplatzt vor dem Hauche des Ewigen — Weib! Weib! was wirst du ihm antworten?"

Josefine sah seine wutzitternden Adern auf der Stirn, seine nassen Augen — sie fühlte, daß er schwer litt in diesem Zustande, und sie sehnte sich, etwas zu seiner Erleichterung zu thun. Aber sie wußte auch, daß es ihre Anwesenheit hier war, die ihn in diesen Zustand versetzt hatte, und so ging sie, ihn mit traurigen Blicken fixierend und unwillkürlich schwer aufseufzend, nach der Thür.

Augenblicklich sprang er ihr nach. „Nur über meine Leiche!" keuchte er, die Zähne weisend wie ein wütender Hund, sinnlos, zu jeder Gewaltthat bereit.

Aber die Frau empfand keine Furcht, nicht an sich dachte sie. „Laß die Thür," sagte sie bestimmt, „ich hole dir etwas, du bist — sehr — krank — Georges." Und während sie diese Worte, einzeln nacheinander, wie ebensoviele Dolchstiche in ihn hineinbohrte, legte sie ihre starke und geschmeidige Hand auf seine Schulter, die unter ihrem Druck entwich, zusammenknickte wie morsches Lattenwerk.

„Erbarme dich! erbarme dich!" schrie er auf und stürzte in die Knie, die Hände in ihr Kleid verkrampft, so daß es zerriß.

„Séfine, Weib, vor Gott dem Allmächtigen und nach menschlicher Satzung mein Weib — das heißt meine Untergeordnete, meine Dienerin, widerstrebe nicht!" kreischte er vom Boden auf.

Sie befreite sich endlich, schlug seine Hände zur Seite wie die eines lästigen, sich anklammernden Kindes, wortlos, furchtlos, ohne auf seine Worte zu hören; zuweilen huschte ein ganz unwillkürliches Lächeln über ihr gespanntes Gesicht, weil sie so stark war.

Er rollte auf dem Boden rückwärts in einer Flut von Papieren, die sich aus dem zerfetzten Pelzmantel ergoß.

„Hätte ich nur dich nie gesehen," wimmerte er, „mein Unglück bist du! meine Schande! Solch ein Weib muß jeden Mann ruinieren! Ach, ach, mein Kopf! mein Herz! Nimm mich wieder auf, hörst du? Warum erbarmt's mich noch, daß ich sie nicht totschlage? Gieb einem Mann, was ihm gehört! Sein Weib und die anderen Weiber — Ist ja nicht der Wert, darüber zu reden! Vom Teufel erdacht! vom Teufel gemacht! Uh! Meine Ohnmacht!" Er begann den Boden zu schlagen.

„Halt!" rief Josefine, nach einem aufwirbelnden Papierblatt haschend, „was ist doch das?"

Sie hatte die Überschrift gelesen, die ihr schon so bekannt war. Von den „Gelehrten Weibern und geprellten Ehemännern" war bereits die vierte Fortsetzung erschienen; man sprach schon in der Stadt darüber, andere Zeitungen brachten Erwiderungen, der pseudonyme Verfasser wurde heftig angegriffen, noch heftiger verteidigt. Hier sogar, im Hause „Zum grauen Ackerstein", hatte es lachende Debatten gegeben über diese Herzensbekenntnisse eines Verschmähten, dessen possenhaft frivoler Ton immer mehr in ein hallendes Pathos übergegangen war, und dessen wunderliche Citate aus unbekannten Büchern auf einen klugen Schalk zu deuten schienen, der nichts als eine Mystifikation bezweckte und vielleicht am Schluß, nachdem er alle Gegner des Frauenstudiums in der Schweiz hervorgelockt, mit Pritschenschlag und Nasendrehen hinter der Maske hervorspringen werde.

Und nun?

Nun hielt Josefine das Manuskript in der Hand, und der auf dem Boden kauernd sinnlose Worte ausstieß — Worte, die auch in jenen Artikeln vorkamen — Georges war der Verfasser!

Ihr war, als habe sie einen Stich in die Ferse erhalten — die Schlange, die sich vor ihr feige zischend krümmte, hatte doch zugebissen.

Georges der Verfasser!

Sie blickte auf das lange und breite Blatt in ihrer Hand, viel korrigiert, viel durchstrichen, bedeckt mit Georges' verschnörkelten, pomphaft geschwollenen Schriftzügen. Es stand ihm zu Gesicht, dieses Blatt, es paßte zu der verzerrten Larve, die, halb Angst und halb Triumph, zu ihr in die Höhe starrte.

Sie warf es heftig von sich, ihre Geduld, ihre Überlegung verließ sie. Hier war Schande, und die Schande traf sie mit.

Sie schrie laut auf.

„Du! Du! hast du Grund? gerade du? Was für ein Mann! Ach, gemeingefährlich! ach ja! Solche Dinge schreibst du? du? Solche Dinge sagst du anderen, die dumm und roh sind! Oh, ich schäme mich! ich schäme mich für dich!"

Wie eine Flamme der Verachtung war ihr Gesicht, die Augen groß offen, die Nüstern gebläht ...

„Dazu mißbraucht er seinen Verstand! Schande!"

Und sie stürzte hinaus, ohne sich nach dem umzusehen, der mit angehaltenem Atem, bebend vor ihrer Verachtung und gestachelt von Schadenfreude in seinem mottenfräßigen Pelzmantel im Winkel lag, ein ewiger Gefangener seiner haßvergitterten, maulwurfblinden Seele.

* *
*

In den Tagen tiefer Niedergeschlagenheit und quälenden Brütens über diese neue schlimme Entdeckung fand die bedrängte Frau nur eine Zuflucht — ihren Beruf.

Wie zuvor zum Studium, so flüchtete sie nun zu ihren Kranken. Was für ein Segen wurde für sie diese nervenerschütternde, opferfordernde, oft so aussichts- und fruchtlose Thätigkeit! Hier fand sie sich selber wieder. Hier allein.

Zu Helene hatte sie nicht kommen mögen mit ihrer Bedrängnis; sie fürchtete Helenes rein verstandesmäßiges Urteil.

Sie schämte sich vor ihr, schämte sich auch vor Bernstein. Es kam ihr in solchen Momenten zum Bewußtsein, daß er einem anderen Volke angehörte. Er würde lachen und sagen: Sehen Sie, was diese Deutschen machen! Wir in Rußland sehen so etwas nicht, nie in der Welt. So gerecht und gut menschlich er sonst dachte — über seine Vorurteile konnte auch er nicht hinaus.

Und wenn ihre flehenden Gedanken sich zu Hovannessian wendeten, dann, ja auch dann überkam sie Beschämung. Wäre er noch hier gewesen — auch ihm hätte sie ihre Wunden nicht entblößen können, das fühlte sie. Ihre Wunden, ihre eigenen Wunden, denn was der unglückliche Georges auch verbrach — sie trennte sein Thun nicht von dem ihren.

Es schien ihr, als hätte der Mann, den sie anbetete, den sie so hoch über sich fühlte, sie mit verachten müssen für diese schmählichen Sudeleien gegen die Frauen. Dieser Georges, den sie einmal gewählt, den sie einmal geliebt — er zeugte gegen sie, so schien es ihr. So schwach war ihre Seele, so wenig Einfluß verstand sie zu üben, so wenig Achtung zu erzwingen, so wenig Liebe zu säen und zu ernten!

Und sehnsüchtig und gierig trank sie den seltenen Dank ihrer Kranken, denen sie geholfen, freute sich jedes freundlichen Lächelns einer Patientin, drückte wieder und wieder die Hand, die die ihre gedrückt.

Georges hat mich nie gekannt und wird mich niemals kennen, dachte sie, Hermann fürchtet mich und hintergeht mich, für mein Rösli selbst bin ich unverständlich — aber die Kranken, die ich behandele — die kennen mich! Und es scheint ihr, daß diese fremden Mädchen und Frauen, die in ihre Sprechstunde kommen, sofort Vertrauen zu ihr gewinnen, daß sie ihr weder ihre Ängste noch ihre Verirrungen verbergen, daß sie ihre Thränen und ihre Hoffnungen vor ihr zeigen, und daß sie hier, hier unter den Leidenden Verständnis findet für ihre Hingebung, für ihre Bereitschaft, für die Liebe, die ihr Lebenselement ist.

Und es mehren sich die Augenblicke, wo sie sogar die Überzeugung fühlt, etwas Gutes, Nützliches, bisher von keiner anderen Hand Geleistetes oder zu Leistendes zu vollbringen. Diese Mädchen und Frauen, die zu ihr, der Geschlechtsgenossin, kommen mit ihrem Vertrauen, früher und unbefangener als zu dem Geschlechtsfremden — die sie von Anfangsleiden heilt durch sorgsame und leichte Eingriffe und so vor drohendem Siechtum bewahrt, das der Vernachlässigung folgt —

die sie durch schwesterliche Ratschläge — Weib zum Weibe — stützt, leitet, anfeuert, erhebt, mit dem Gefühl ihrer Menschenwürde und ihrer hohen Verantwortung erfüllt — darf sie sich nicht sagen: diesen habe ich Gutes erwiesen? Und vielleicht nicht ihnen allein, vielleicht auch ihren Kindern! vielleicht wird hier etwas von mir bleiben, eine leichte und doch unverwischbare Spur meines Lebens, meines Einflusses, und nicht ganz, nicht ganz werde ich verschwinden, wenn ich verschwinde ...

Und mit Inbrunst und bis zu völliger Erschöpfung gab sie sich ihrem ärztlichen Berufe hin, in dem sie ein neues Leben gefunden für das alte, aufkeimend zwischen den Trümmern ihres persönlichen Glückes und stark und grün überwölbend, was Schutt und Staub geworden war ...

* *
*

Aber nicht immer rauscht der grüne, dornige, herb duftige Baum über ihr — das Nagen und Bohren in ihrer Seele schweigt nicht immer.

Alles Ernstes: es ist eine Schande, daß unter ihrem, ihrem Dache Schmähschriften gegen die Frauen geschrieben und in die Welt geschickt werden. Darf sie das dulden?

Darf sie, deren leidenschaftlicher Wunsch, deren zielvolle Thätigkeit dahin geht, ihre Schwestern zu heben, darf sie — kann sie mit ansehen, daß aus unlauterer Quelle ein Schlammstrom quillt, bereit alles zu besudeln, was bunt und blühend feste Quadern, zeitgefügte Mauern zersprengt hat und dem Licht entgegentastet mit verlangenden Organen?

Was thun?

Josefine schreibt an Georges: Ich bitte dich dringend, diese für dich selbst erniedrigenden und mich beschimpfenden Artikel abzubrechen. Sie schreibt das und zerreißt das Blatt. Warum?

Nun, vor ihr steht sein hohnlachendes Gesicht, und sie weiß: er wird versprechen und nicht halten. Das Gegenteil wird er thun von dem, was er versprochen.

Sie schreibt an die Redaktion der Zeitung, die Georges' Aufsätze veröffentlichte: Mein Herr! Diese Aufsätze werden nicht fortgesetzt. Der Verfasser ist ein geistig anormaler Mensch; er bedauert selbst, daß seine Schrift an die Öffentlichkeit gelangt ist.

Sie liest, was sie geschrieben, und wieder zerreißt sie das Blatt. Warum?

Ach, vor ihr windet sich der Unglückliche, von allen Bitterkeiten Trunkene, und ihr Fuß bebt, der ihn nun ganz vernichten will. Geistig anormal — die Menschen halten es für schimpflich, geistig anormal zu sein. Man darf sie schlecht, cynisch, frivol, hyperegoistisch heißen — nur nicht geisteskrank! Wer geisteskrank ist, der ist tot.

Muß sie ihn töten?

Sie schreibt an Georges: Ich verbiete dir die Fortsetzung der „Gelehrten Weiber".

Sie zerreißt den Zettel.

Nein, ein Kerkermeister kann sie nicht sein! Censor sein ist ihr verhaßt. Und dieser Armselige!

Aber ein gemeingefährliches Unkraut wuchern lassen? Dumme Vorurteile in Handweite haben und sie nicht ausraufen? Ist das konsequent? Ist das durch irgend welche Rücksicht zu verteidigen? Mit Liebe hegt man jedes gute Samenkorn, und hier, wo Gift gestreut wird aus vollen Händen, soll man nichts thun, die Unheilshände aufzuhalten?

Der Gedanke an Hermann, an seine ungezügelte Schadenfreude über die Schmähungen gegen die strebenden Frauen machte sie endlich fest. Aufhalten! Es muß sein. Es darf nicht einer kommen und die Kinder lehren, ihre Mütter zu verachten!

Ich muß hart sein, ich bin es anderen Müttern, den Frauen bin ich es schuldig, dachte sie.

Und plötzlich sah sie vor sich diesen Bogen mit Georges' Handschrift, dieses vielfach durchstrichene, über und über korrigierte Manuskript, und es wurde ihr leid und heiß um den Unseligen. Seine Arbeit war das, seine Gedanken, sein Ehrgeiz, sein Stolz, das einzige vielleicht, an dem er sich aufrecht gehalten in diesem entsetzlichen zellenartigen Stübchen mit der Drehbank, mit dem bestaubten Fenster, das einzige, an das er sich geklammert in diesen schrecklichen Monaten der Vereinsamung, in seiner Verstümmelung. Mit der Folgerichtigkeit eines Naturgesetzes

war dieses Widrige aus ihm herausgewachsen, so wie im Zahn der Schlange das Gift wächst, wie in der Tollkirsche der tödliche Saft.

Weh, wenn keine Brücken zwischen den Seelen sind, dachte Josefine, wenn alles Finsternis, Verwirrung, Haß und Verderben ist! Liebten wir uns, so gäbe es Brücken, aber wir sind fern voneinander, durch ewige Klüfte geschieden.

Ich habe zu wenig Liebe! klagte sie sich an. Und sie, die starke Frau, die selbständige freie Denkerin, die keinen Gott glaubte, die von keinem Gotte Rettung hoffte, faltete ihre Hände und flehte: „Oh du, der du die Liebe bist, gieb, daß ich lieben kann, wo ich nicht liebe, gieb, daß ich morgen lieben kann, wo ich heute noch verachte und hasse, und laß mich Böses mit Gutem überwinden."

Fünftes Buch.

Josefine an Helene.

Am Vorabend.

Liebe und vertraute Leni!

Dein dringlicher Brief ist schon drei Monate alt und noch immer unbeantwortet. Verzeih!

Du fragst, was sich bei uns ereignet habe seit den letzten vier Jahren — ja, sind es schon vier Jahre, daß du von hier fort bist? Mein Leben ist ein Wirbel, ich kann den Lauf der Tage nicht verfolgen, der Lauf der Jahre entgeht mir ganz. Wenn ich die Kinder ansehe, dann weiß ich's, daß die Zeit vergeht, sonst fühl ich nur „des Dienstes immer gleichgestellte Uhr".

Liebste Leni, mein Uli war hier, eine ganze Woche! Du würdest ihn lieb haben, er entwickelt sich wunderbar; ganz meines Vaters Frische und Geradheit, wie er auch sein Gesicht hat. Mein Rösli hat ein Jahr lang gelegen, denk es! Sie ist zu schnell gewachsen, zu weich in den Knochen — Schlingpflanze — es ist mir oft unbeschreiblich bang um sie. Das ist keine, die ihren Weg macht, es sei denn durch ein Talent. Sie schreibt Verse, hat Temperament und Phantasie, wie aus einem anderen Himmelslicht, steckt voll süßer, sentimentaler Dummheiten! — Wie oft hast du mir vorgeworfen, mir gesagt: „Du hast keinen Wirklichkeitssinn." Nun, das bleib dahingestellt, aber dies Kind Rösi hat wahrlich keinen, Gott sei's geklagt!

Hermann studiert Theologie, es ist sein Wunsch und der seines Vaters ...

Ach, Leni, diese Kinder, über denen ein Schicksal schwebt!

Georges ... aber das interessiert dich wohl nicht ...

Das ist's, was sich bei uns ereignet, so im allgemeinen gesprochen. Auf Näheres einzugehen, hat keinen Zweck.

Meine liebe Leni, wie freut mich dein Bericht! Du bist gesund, arbeitest, strebst für die Frauen — ich fühle mit dir und wünsche dir Gutes.

Siehst du wohl, du kannst dich nicht entschließen, dich mit Lothar zu vereinigen, aus dem Grunde, weil er verwachsen ist! Du sprichst von deiner Verpflichtung als Weib, Gesundes zu vererben, nicht Krankes. Aber, Schatzeli, weißt du noch, wozu du mir geraten hast einmal? Mir kam es wieder in den Sinn jetzt, und ich hab gelacht. Ein wenig stumpfsinnig warst du doch damals, liebe Leni, giebst du's jetzt zu? Übrigens, die Buckel sind nicht erblich, Schatzeli, dieser Skrupel fällt dahin. Liebst du Lothar — — aber was red ich — meine weise Leni liebt überhaupt keinen Mann, nicht wahr? B'hütis!

Leneli, ich hab etwas Gutes gefunden! Ich druckfele seit fünf Jahren an dem Wunsch, öffentlich zu sprechen. Endlich, endlich muß es probiert werden.

Morgen abend in der „Eintracht" mach ich den ersten Versuch. Mir ist fast schwindelig bei dem Gedanken und so froh wie vor dem ersten Ball oder vor noch Ärgerem — meiner Hochzeit oder so.

Fragst nach meinem Programm? Oh, das ist sehr lang und sehr kurz! Kampf gegen verstaubte und versteinerte Autoritäten im Leben und in der Wissenschaft, weiter ist es nichts! Auf Schritt und Tritt sind wir ja umgeben von diesen unsterblichen Götzenbildern — unsterblich deshalb, weil sie von Stein und Dunst und Trägheit gewoben sind, und weil Dummheit und Grausamkeit ihre Priesterinnen heißen. Aber sie sollen doch fallen! stürzen müssen sie und zusam-

menkrachen, und gesegnet jede Hand, die Hand mit anlegt!

Du siehst, ich bin nicht blöde, ich bin nicht überbescheiden. Ich werde mir zunächst die Autorität in der Familie aufs Korn nehmen, da, wo sie am wildesten und am verderblichsten wuchert!

Als Medizinerin seh ich nur zu viel. Wärst du hier, ich thät alles an dich hinschwatzen, und du würdest kritisieren und schimpfen wie gewöhnlich. Das wäre einmal nett.

Ob's wohl auch anderen so merkwürdig zu Mute ist vor ihrer ersten öffentlichen Rede? Hat niemand seine Sensation über diesen Punkt niedergeschrieben? So viel kommt hier zusammen, weißt du! Innerliches, aber auch Äußerliches. Ich fand mein Haar zu lang und ließ es stutzen; ich wollte eine rote Krawatte anstecken, aber Rösi will, daß ich ein Sträußchen rote Nelken trage — ich, die ich seit zehn Jahren keine Blume getragen habe! Wird mir das Wort gehorchen? Wird es mir nicht in der Kehle stecken bleiben wie das Wasser in einer zu vollen Flasche? Wird meine Stimme ausreichen? Wird sich das Band der Sympathie weben zwischen mir und den Hörern, ohne das alles ein totes Gerede bleibt? Meine Hörer sind herrlich, das beste Auditorium, das denkbar ist. Ich kenne sie von manchem Abend her, diese Arbeiter und Arbeiterinnen, kenne ihre gespannten gläubigen Augen, ihre feurige und andächtige Bereitwilligkeit. Sie nehmen so auf, wie durstige Pflanzen dem Tau ihre Blätter hinbreiten.

Liebe Leni, ich habe aus meinen Sorgen zwei oder drei Bündel gemacht und sie in die Ecken geschleudert. Ich werde starken Thee trinken vor meinem Vortrage und in die Sonne gehen, damit ich warm werde, ganz warm und hell. Und dann werde ich mit warmer, heller Stimme meine Freunde rufen.

Werden sie mir antworten? Einige frühere Patientinnen kommen auch hin, sie freuen sich, wie sie sagen, die guten Dinger.

Wünsche mir Glück.

Deine Josy.

Helene an Josefine.

Liebste Freundin!

Dein Brief voll Jugendschwung hat mich hier erreicht, in dem freundlichen Münden, wo ich bei Lothars Mutter Sommerfrische halte.

Ich will dir nur gleich mitteilen, liebe Josy, daß ich Lothar mein Jawort gegeben habe. Im Princip bin ich ja längst mit ihm einverstanden, und wenn es auch keine vulkanische Leidenschaft ist, die uns verbindet, so haben wir uns doch sehr gern und denken, daß unser neues Verhältnis unserer alten Freundschaft keinen Abbruch thun wird.

Zur Hochzeit kommen wir nach Zürich, du mußt dabei sein. Nachher mieten wir uns ein, am Dolder irgendwo; — ich denke es mir sehr hübsch, in Lothars Begleitung all unsere alten Plätze wieder aufzusuchen und besonders das Haus „Zum grauen Ackerstein", wo ich so viel treue Freundschaft erfahren habe. Du verzeihst mir wohl, daß ich Lothar in deine Geschichte eingeweiht habe. Es konnte nicht gut vermieden werden. Seiner Teilnahme darfst du jedenfalls sicher sein. Im übrigen hält er dich für einen weiblichen Don Quixote, wie ich auch, liebste Josefine. Sonderbar, ich habe oft gelächelt, manchmal sogar gelacht, wie du weißt, über deinen Eifer, dir das Leben sauer zu machen, wo jeder andere vernünftige Mensch sich's möglichst süß machen will. Aber dann, wenn ich so über dich nachdenke, stehst du vor mir so hoch — und mit Lothar scheint es auch so zu sein. Geht es mir wie gewöhnlich, dann denke ich nicht an dich, Josy, du weißt, ich bin ganz offenherzig. Aber wenn es mir *sehr schlecht* oder, wie in diesem Augenblick, *sehr gut* geht, dann bekomme ich eine wahre Sehnsucht nach dir und bin ganz niedergeschlagen, daß ich nicht zu dir kann.

Siehst du, solch eine Liebeserklärung hab ich noch niemand gemacht — sie sieht mir fast nicht ähnlich — was meinst du?

Was hörst du von Bernstein?

Schreibt Zwicky dir nie?

Und Loginowitsch?

Meine ganze Jugend liegt dort, im „Grauen Ackerstein", im unvergeßlichen Zürich! Ich komme mit Lothar hin und will sie mir wieder holen! Hier hetzt man sich zu Tode in der Weltstadt und lebt doch nicht. Ich bete Berlin an und hasse es.

Liebe Josefine, stärke mich mit deiner Kraft! ich fühle mich oft so müde, so alt-

backen, so eingetrocknet. Und das ist nun Braut. Glücklicherweise ist Lothar noch viel müder, altbackener und eingetrockneter als ich. Aber ein feiner Philolog ist er und scharf in der Dialektik, da kann ich mich verstecken — huh! Wir gedenken ein Knabenpensionat zu gründen, für Ausländer, die gut zahlen. Ich übernehme die Mathematik. Mit Knaben werde ich sehr gut fertig. Wo — ist noch unbestimmt. Vielleicht in Zürich?

Wir freuen uns darauf, dich reden zu hören! Einzige Josy du, mit roten Nelken, feuerroten natürlich, in der feuerroten Volksversammlung! Im Grunde bekümmert es mich zwar sehr, daß du ganz in das äußerst Radikale gerätst, du bist doch aus so guter bürgerlicher Familie! Aber mit dir zu streiten lohnt nicht, du wirst nie etwas anderes thun, als was du willst. Bringe nur deinen Mann nicht mit in die „Eintracht", wenn wir kommen, hörst du? Dann wird aus der Eintracht eine Zwietracht, denn wir zwei hassen uns nun mal, dein Mann und ich.

Schreibe doch, was er thut — von ihm möchte ich vor allem wissen.

Weißt du warum?

Grüße ihn und die Kinder. Rösi muß aber angehalten werden, du verliebte Mutter! Das sollte unsere Tochter sein. Sei herzlich umarmt von

Deiner Helene Begas.

Gehorsamste Grüße sendet Ihnen, verehrte gnädige Frau, Ihr ergebener

Lothar Bröker,
Gymnasialoberlehrer.

Plattner an seine Tochter Josefine.

Mein gutes Kind!

Meine kurze Meldung an dich von vorgestern muß ich leider heute bestätigen. Léon ist ruiniert, und — um dir's gleich zu sagen, mein ganzes Kapital ist mit verloren! Es geschieht mir recht; die großen Zinsen haben mich hineingekriegt, so gut wie die anderen. Aber, ich gedachte, dir einmal etwas Ordentliches zu hinterlassen, drum hab ich nach der Leimrute geluget — und so geschieht mir eigentlich nicht recht, sondern unrecht.

Der Herr Bankdirektor hat nicht dirigiert, der Herr Aufsichtsrat hat nicht beaufsichtigt — von dem Albert steckt auch das Hauptvermögen in der Sach. Eine Wut hab ich! eine Wut!

Sorg dich nur nicht um mich oder um den Uli, Kind; so lang ich arbeitsfähig bin, langt's ja zu allem. Aber dir hatt' ich's zugedacht — du solltest's einmal in die Hände bekommen, was dein Vater zusammengeschafft — es kränkt mich, nicht zum Sagen.

Gelt du, Josy, das Kapital für dein Studium war doch meine klügste Anlag! Bist jetzt selbständig, hast gute Praxis, kannst Mann und Kinder ernähren. Gott segne dich, mein gutes Kind! Mich wundert's fast, wie du's schaffst. Lese auch von Vorträgen, die du den Arbeitern hältst. Schön und gut, aber bitt dich, übertreib's nicht, Josy. Der Mensch ist kein Pferd. Mir ist's grad jetzt — flennen möcht ich wie 'n altes Weib, daß du keinen Centime von mir kriegen wirst. Es wär denn, der Herrgott schenkte mir noch zehn Arbeitsjahre!

Aber meine Schwiegersöhne sind flott, gelt du? Man weiß nicht, welches daß der Liebere ist! Das heißt, vom Albert weiß man nichts anderes, als daß er den ganzen Aufsichtsrat gestimmt hat zur Vertrauensseligkeit, aber das ist Haufen genug! Und, nicht wahr, mit Rechtem ist doch auch der Albert nicht zu seinem Millionenbesitz gelangt. Vier Villen hat der Kauz: — eine in Flüelen, eine in Menaggio, eine in Lauterbrunnen, eine bei Zürich. Doch halt — hatte muß es heißen. Ob er heut noch 's Dach überm Kopf hat — wer kann's sagen.

Der Léon soll sich fortgemacht haben, denk auch! Doch heißt's, es sei ihm nichts anzuhaben. Jetzt — was so ein flüchtiges Bankdirektorshirn ausbrüten kann, der Léon wird's ausbrüten, und der Herr Aufsichtsrat wird ihm schon soufflieren, wo er stecken bleibt, gieb Obacht! 's ist halt sehr verdächtig.

Dein gebeugter Vater.

Adele an ihre Schwester Josefine.

Privatim und in Eile.

Geliebte teure Fifi!

Eine arge Komplikation in Léons Geschäften ist eingetreten, und unübersehbare

Wirren stehen noch bevor. Mein Mann braucht Sammlung an einem unbekannten Ort. Bei euch könnte ihn niemand finden, dort wird man ihn nicht suchen, weil es ja allgemein bekannt ist, daß kein Verkehr zwischen uns besteht. Es handelt sich um einige Tage, dann muß sich alles aufklären. Schreibe mir sofort, ob du Léon verstecken kannst, ich würde mich dir in jeder Weise erkenntlich zeigen!

Adele.

Marie an ihre Schwester Josefine.

Einzig geliebteste Josefine!

Zu dir komme ich in meiner Angst, weil ich niemand so vertrauen kann wie dir, Teure, Schwester! Mit Albert ist etwas passiert, und er wird gesucht, aber er will sich nicht finden lassen, er sagt, es sei noch nicht gut, lieber später — — er möchte gern zu euch, es ist ja stadtbekannt, daß wir nie zusammenkommen, und bin ich schon oft deswegen gefragt worden. Aber Not bricht Eisen, und wir sind doch Schwestern, nicht wahr — oh, meine Josefine, wenn es nach mir gegangen wäre, diese Entfremdung wäre niemals eingetreten! Es handelt sich nur um einige Tage, Albert wird dann alles aufklären, er muß nur erst zu sich selber kommen und nicht die Meute hinter sich fühlen, sagt er. Er ist mit allem zufrieden, auch sollt ihr keinesfalls Umstände machen. Bitte, hilf uns, Teure, dies fleht in äußerster Angst

deine dich innig liebende Marie.

PS. Heute abend wird er im geschlossenen Wagen bei euch vorfahren, präcise elfdreiviertel Uhr. Er kann auf dem Sofa schlafen. Er nimmt mit allem vorlieb! Nur kein Aufsehen und überhaupt die äußerste Diskretion! Bitte Antwort durch eines der Kinder überbringen, aber versiegelt.

Josefine an Adele.

Liebe Schwester!

Ich weiß nicht, ob es Léon bekannt ist, daß Albert dasselbe Gesuch an uns stellt wie dein Mann. Es wäre mir lieb, wenn ihr euch einen anderen Zufluchtsort aussuchtet. Gieb Rösi, die dies überbringt, die Antwort mit. Falls die zwei Männer auf ihrem Plan bestehen, habe ich noch vieles anzuordnen.

Josefine.

Josefine an Marie.

Liebe arme Marie!

Ich weiß nicht, ob dein Albert hier mit Léon zusammentreffen oder ob er sich auch vor ihm verstecken will.

Das heißt, daß Léon gleichfalls seinen Besuch bei uns anmeldet.

Wie steht es denn jetzt? Kann Albert nicht wo anders hingehen? Die Sache ist mir sehr unsympathisch. Das Mädchen soll deine Antwort gleich mit zurückbringen.

Deine Josy.

Adele an Josefine.

Teure Schwester!

Sei nicht hart! Es geht nicht anders! Die zwei Verfolgten haben sich zu beraten, und das kann ungestört nur bei euch geschehen. Sie werden zusammen um elfdreiviertel Uhr heute abend in geschlossener Droschke bei euch ankommen. Wir wissen, daß du über viele Dinge freier denkst als die engherzige Gesellschaft. Auch hast du keinen so strengen Moralbegriff, glaube ich; deine traurigen Erfahrungen, teure Schwester! Laß uns etwas davon zu gute kommen! weise uns nicht ab! Innig bittet

Deine Adele.

Marie an Josefine.

Einziggeliebte Josy!

Was soll Albert anfangen, wenn du nicht willst! Wir glaubten, du seiest nicht so hart wie die übrigen, auch sind wir doch Schwestern, und nach diesem wird es keine Mißverständnisse mehr zwischen uns geben, dafür werde ich sorgen. Das Zusammentreffen bei dir ist verabredet, geliebte Josy, es ist notwendig. Du hast gesagt, es giebt keine Verbrecher, es giebt nur Kranke, vielleicht ist dies die Zeitkrankheit, denn man hört ja jeden Augenblick von solchen Zusammenbrüchen. Deine arme Marie ist unglücklich,

und du willst sie abweisen? Nein, Josefine ist nicht schlecht, sie kann nicht nein sagen. Sie kommen heute abend elfdreiviertel Uhr. Bitte, bitte, bitte! Sie können auf dem Sofa schlafen, machen absolut keine Ansprüche! Ich rechne auf deine schwesterliche Liebe.

Deine unglückliche Mia.

Josefine an Adele.

Liebe Adele!

Mitfolgend der Hausschlüssel zum „Grauen Ackerstein“.

Wir, das heißt die ganze Familie, reisen heute abend acht Uhr nach Chur zum Vater. Léon und Albert müssen sich selbst bekochen und versorgen, denn das Mädchen geht vorsichtshalber mit nach Chur. Wir bleiben eine Woche fort, hoffentlich sind die Herren bis dahin einig!

Ich muß noch eine Vertreterin besorgen, daher Schluß. In Bezug auf Habsuchtsvergehen sind meine Begriffe sehr streng, liebe Adele!

D. J.

Nachschrift. Befördere, bitte, diese Zeilen an Marie weiter, ich habe nicht Zeit, zweimal dasselbe zu schreiben. Ihr müßt nicht vergessen, daß ich plötzlich aus meiner Praxis heraus muß, Kinder. Sage Mia, sie habe recht, aber es gebe für mich eine besonders abstoßende Krankheitsform, und das sei die Geldsucht. — Mög es euch gut gehen!

Josefine.

Josefine an den Arbeiterbund.

Sehr geehrter Herr!

Mein auf übermorgen festgesetzter Vortrag muß leider verschoben werden, da ich verreisen muß. Bitte um Feststellung eines Tages nach dem zwölften Juli.

In Hochachtung

Jos. Geyer.

Josefine an eine Patientin.

Sehr geehrte Frau!

Bitte, erschrecken Sie nicht, wenn morgen Fräulein Dr. Lauterer statt meiner bei Ihnen Besuch macht. Sie vertritt mich während einer achttägigen Abwesenheit von Zürich, und vertrauensvoll können Sie sich mit allem an sie wenden. Zu dem kleinen Eingriff, den ich bei Ihnen vornehmen muß, werde ich in der übernächsten Woche zurück sein. Nur guten Mut und Hoffnung!

Ihre Dr. Josefine Geyer.

Josefine an die Operationsschwester im Schwesternhaus zum Roten Kreuz.

Liebe Schwester Erna!

Die für morgen früh elf Uhr angesetzte Operation werde leider nicht ich ausführen — ich muß unerwartet verreisen. Fräulein Dr. Lauterer wird mich vertreten. Bereiten Sie die Patientin vor und sagen Sie ihr, daß Fräulein Dr. Lauterer nicht nur so gut, sondern besser ist als ich. — Da ich acht Tage lang wegbleibe, werde ich eventuell auch die Patientin Allenstein abgeben müssen, was mir aber leid wäre, da sie sehr nervös ist. Ihr Fall verträgt Aufschub — will sie warten, so kann ich die Operation am zwölften Juli nachmittags drei Uhr vornehmen. — Um regelmäßigen täglichen Bericht nach untenstehender Adresse bittet

Ihre Sie herzlich grüßende
Dr. Jos. Geyer.

Chur, Landwirtschaftliche Schule,
Professor Plattner.

Josefine an die höhere Töchterschule im Großmünster.

Sehr geehrter Herr Direktor!

Hierdurch bitte ich Sie um die Erlaubnis, meine Tochter Röfi schon jetzt, acht Tage vor Beginn der Sommerferien, aus dem Unterricht nehmen zu dürfen. Eine unerwartete Reise der ganzen Familie nach Chur macht diese Maßregel notwendig.

In Hochachtung
Dr. Jos. Geyer.

Schreiben des Missionshauses B. an Frau Dr. med. Josefine Geyer.

Sehr geehrte Frau!

Wir wenden uns an Sie mit unserer Antwort auf eine Anfrage, die vor ungefähr

einem Monat an unsere Direktion gelangt ist, und zwar von einer Seite, die Ihnen die nächste ist. Ihr Gemahl, Georges Geyer, hat sich an uns gewandt in der Absicht, sich zum Missionar ausbilden und wider die Götzendiener senden zu lassen.

Wir wissen nicht, ob Ihnen diese Absicht bekannt ist, glauben aber aus gewissen Gründen daran zweifeln zu müssen. Es scheint uns, daß Sie dem Petenten würden abgeraten haben, aus Gründen, die Ihnen genugsam bekannt sind, und die wir hier nicht zu erörtern brauchen. Unser Herr Jesus Christus will reine Sendboten, wie kommt der Züchtling dazu, sich uns anzubieten? Wir ziehen es vor, dem Herrn Georges Geyer auf diesem Umwege die Antwort zu erteilen, die er verdient.

Bitte, dieselbe zu übermitteln und uns die Peinlichkeit persönlicher Berührung mit genanntem Herrn zu ersparen u. s. w.

Die Direktion.

* * *

Josefine in Zürich an Georges in Chur.

Lieber Georges!

Du kommst zwar morgen zurück, aber dies ist etwas, das ich lieber schriftlich als mündlich mit dir bespreche. Weißt du, wenn du mit mir schlechte Witze machst, das schadet ja nicht, aber Leute wie diese Missionare haben ein zu kitzeliges Fell, die solltest du in Ruhe lassen! Du hast dir den schlechten Witz erlaubt, bei ihnen anzufragen, ob sie dich zum Missionar ausbilden wollen, und sie haben natürlich nein gesagt.

Die Antwort kam an mich, war derb abweisend, ich schicke sie dir nicht. Aber wie konntest du auch solche Leute necken!

Gefällt dir die Thätigkeit auf der Versuchsstation? Wäre das nichts? Auf Wiedersehen! Mit Gruß

Josefine.

Georges Geyer in Chur an Josefine in Zürich.

Meine unvergleichliche Séfine!

Ich bin ein unglücklicher Mensch — das Beste für mich wäre ein Mühlstein an meinen Hals gehängt und im Meere ersäuft. Es war aber kein schlechter Witz von mir, es war mein heiliger Ernst, Missionar zu werden, und ich hoffe, meinen Plan doch noch durchzusetzen.

Die Gabe des Wortes ist mir verliehen. Die Gabe des Guthandelns besitze ich nicht, also halte ich mich an das, was ich habe. Man muß Gott für alles danken! Die Baseler sind dumm, ein Genie wie meines zurückzuweisen! Sie werden es bereuen, wenn ich ohne ihre Hilfe zur Heiligkeit gelange. Denn dazu gelangen werde ich, eben weil ich die Gabe des Wortes besitze. Mein ganzes früheres Unglück hätte mich nicht betroffen, falls ich meinen Beruf gleich anfangs erkannt hätte. Ich fühle den Beruf in mir, Buße zu predigen!

Diese Schwarzen und Braunen und Gelben, die ich dem Himmel gewinne, werden für mich Fürbitter sein. Kurzum, es ist ein Geschäft, und ein gutes Geschäft, und ich werde doch noch hineinkommen. Es ist leicht zu erlernen, ich besitze bereits die erforderlichen Kenntnisse. Predigst du nicht auch, unvergleichliche Séfine? Hast du für mich etwas anderes gehabt als schöne Worte? In deiner Frage, wie mir die bäuerliche Thätigkeit zusage, sehe ich sogar etwas Entwürdigendes. Du willst mich für ewig hinunterdrücken, Séfine. Aber ich, ich werde mich erheben und Missionar werden! Ich kenne die Sünde, ich kann also vor ihr warnen, ich freue mich darauf, unter Sündern zu sein! Aus gewissen Andeutungen deines Alten schließe ich, daß es geraten ist, auch Léon und Albert in mein Gebet einzuschließen. Charmante Familie! Wahrlich, wir brauchen unter uns einen, der zur Buße posaunt! Und dieser eine wird sein

dein gehorsamer Diener
Georges.

Rösi an ihre Mutter Josefine.

Meine einzige Mama!

Ich danke dir, daß du mich hierher nach Weggis gebracht hast, und daß ich bei Laure Anaïse sein darf. Laure Anaïse ist eine schöne Frau, und ihr Mann ist nicht so schön, weil er zu klein ist. Ich möchte auch solch einen Mann haben, er ist so lieb mit Laure Anaïse,

und der Bubi kreischt vor Freude, wenn er ihn sieht, aber etwas größer möchte ich ihn haben, den Meinen. Doch das hat noch lange Zeit, und oft denke ich, ich möchte gar nicht groß werden, lieber klein bleiben und eine Nixe werden im Vierwaldstättersee. Hätte ich nur blondes Haar, meine Mama, eine Nixe mit schwarzem Haar giebt es nicht, oder? Dann käme ich heraus auf den blauen Felsen, wenn der Mond scheint, und er scheint gerade jetzt, und es ist so wonnig, dir ohne Lampe im Mondschein zu schreiben. Gegenüber ist der blaue Felsen, und das soll mein Platz sein, es ist nicht so schön, wenn er leer ist.

Wenn ich eine Nixe wäre, könnte ich auch singen, und ich weiß ein Lied, meine Allersüße, und das macht mich so traurig. In Laure Anaises Garten stehen viele Rosenbäumchen, und eins war so schön, und es ist plötzlich gestorben. Ich weiß nicht warum, und niemand weiß warum. Am Morgen sah ich, daß die halboffenen, großen, weißen Rosen ganz ruhig wie immer an dem Zweig hängen, aber die kleinen, jungen Knospen und die kleinsten bräunlichen Blätter sind so weich, ganz schlaff. Ich dachte zuerst an die Schlafblumen, die du uns früher gezeigt hast, an die Akazien, die nachts ihre Blättli zusammenfalten wie kleine Hände, die beten. Kann es nicht sein, daß ein Rosenbäumchen auch einmal schläfrig ist? Vielleicht hat es die ganze Nacht in den Mond gesehen, oder der Wind hat soviel zu erzählen gehabt, oder es macht auch müde, wenn die großen Hummeln so laut um seine Ohren summen. Ich wollte die Knösplein aufwecken, aber sie fielen auf die Seite, so matt. Ist es Schlaf? dachte ich, wurde ängstlich.

Am Abend hingen die großen, weißen Rosen wie schwere Glocken hinab, und die kleinen Zweige hatten alle Kräfte verloren, und ich brachte ihm Wasser, aber er war schon zu schwach, er trank nicht mehr, das Wasser rann über den Boden fort und benetzte es nicht. Er will sterben, sagte ich zu Laure Anaise, und Laure Anaise und ihr Mann und ich, wir mochten nicht essen, aber Babi versteht es noch nicht. Am Morgen war er schon tot — so kalt und still, kein Blättchen fiel ab — nun rascheln sie wie Papier und sind klein und braun und die weißen Rosen wie gelbe Klüngel, und sie duften immer noch. Und die Rosenbäumchen stehen alle in einem Kranz, und sein Platz ist wie ein dunkles Grab.

Liebe Meine, bitte, bitte, schicke mir einen blaßblauen Schleier, aber ein großer soll es sein, so groß, daß ich ganz hineinschlüpfen kann. Dann brauche ich keine Kleider, die Hitze tötet mich. Sie hat auch das Rosenbäumlein getötet. In den blauen Schleier will ich mich einhüllen und auf dich warten, meine Allersüße. Kommst du und nimmst mich? Aber nimm mich nicht sogleich, es ist hier schön, man denkt, es ist die Sonne so groß, so flammend rot, aber es ist der Mond, der aufsteigt.

Deine müde Rösi.

Rösi an Josefine.

Meine allersüße Mama!

Weißt du, wo ich bin? Kannst du mich sehen? Oh, ich bin im Nußbaum, und die Zweige sind ganz dicht um mich, und die Sonne ist wie grünes Gold, und ich bin nur ein Vogel im Baum. Ich denke an nichts den ganzen Tag, und du bist immer in meinem Herzen, und ich habe dich noch tausendmal lieber, und oben durch die kleinen Räume guckt der Himmel zu dir und mir herein.

Wenn ich deine schönen Briefe bekomme, klopft mein Herz, und ich will alles, alles thun, was du willst, Meine. Nur von dir will ich lernen, denn die Menschen sind nicht so gut, wie du sagst, Mama, sie sehen mich an mit Gesichtern und ängstigen mich mit Fragen nach dir und nach Papa.

Ich halte mir inwendig die Ohren zu. Alle Mädchen haben Liebesgeschichten, das finde ich so scheußlich. Ich sage immer den Vers, den du gemacht hast, und für den ich dir tausendmal danke:

Nie sollst du mich verliebter Schwachheit zeihen!
Dort will ich sein, wo Leid zu lindern ist!
Und keine Thräne soll mein Aug entweihen,
Die weibisch um mich selber fließt.

Nein, keine Thräne! keine weibische Thräne! Ich will auch, ich will auch Leid lindern wie du, du Allerbeste. Wir leiden viel vom Leide anderer, sagst du. Ja, es ist wahr, aber ich träume so Schönes, ich leide nicht viel, Mama! Im Traum wurde der blaue

Schleier, den du mir geschickt hast, so lang wie eine Straße, und ich konnte darauf in den Himmel fliegen. Aber ich flog nicht, ich ging so sanft, über die Berge glitt ich weg und über den See und sah eine goldene Halle mit weißen Göttern und sah den Gott Odin, der sang, und die Töne fielen herab als goldener Regen in den blauen See. Und ich war die Nixe und hielt meine Hände offen wie zwei weiße Muschelschalen im Mondschein, und die goldenen Regenkörner fielen hinein und streckten kleine weiße zitternde Wurzeln aus, und nach oben wuchs ein Wald von weißen Lilien, wuchs über meinem Kopf zusammen, und ich ging verloren, weiß nicht, wo ich geblieben bin. Suche mich wieder, meine süße Mama!

Rösi.

Hermann an seine Mutter Josefine.

Liebe Mutter!

Da du findest, daß ich so außerordentlich faul im Briefschreiben bin, will ich diesen Regentag benutzen, um dir endlich einmal zu antworten.

Es war sehr gut, daß ich nach Basel ging, in vieler Beziehung. Es gefällt mir hier außerordentlich, und ich werde wohl ein bis zwei Semester hier hängen bleiben. Die gefürchtete Tante Ludmilla entpuppt sich als eine zwar scheußlich anzusehende, aber sonst sehr brauchbare Dame, dank deren Bemühungen ich hier endlich in die besseren Kreise komme. Dazu hilft mir nun auch mein Studium in hohem Grade, und würde ich es schon aus diesem Grunde jedenfalls beibehalten. Es ist geradezu eine Kalamität, dieser Mangel an tüchtigen Theologen, eine Kalamität unserer Zeit, und wenn ich auch durchaus kein Mucker bin, so glaube ich doch, daß unserer Wissenschaft ein großer Aufschwung bevorsteht, und daß man dumm ist, wenn man die Gelegenheit nicht benutzt. Allerdings werde ich nach Deutschland übersiedeln, dort ist mehr zu holen für unsereinen — Schweizer Bauernpfarrer, das paßt mir nicht. Ich weiß, daß du über all diese Fragen ganz anders denkst, aber dafür bin ich auch ein junger Mann und muß einen Platz zu finden suchen, nicht zu weit von der Sonne. Dazu ist bei uns leider keine Aussicht, bei uns sind nur die Pfarrer berühmt, die sich für Volksmänner ausgeben, und für die Ehre bin ich nicht zu haben. Ich habe mich, seit ich hier bin, also seit zwei Monaten, mehr und mehr zum Aristokraten entwickelt, es muß wohl so in meiner Natur liegen. Übrigens würde mir daheim Vaters Vergangenheit jede Carriere abschneiden, das sehe ich deutlich. Du hast uns in dieser Hinsicht stets wie blinde Hühner behandelt, liebe Mama — die Eltern denken ja immer, daß ihre Kinder nur das hören und sehen, was die Eltern gerade für wünschenswert halten.

Auch Onkel Albert und Onkel Léon werden hier unaufhörlich durchgehechelt, aber die Schlauheit, mit der sie ihre Millionen in Sicherheit gebracht haben, ist so genial, daß auch die Anerkennung nicht fehlt. Die sind nun alle beide mit ihren Frauen auf der Weltreise, heißt es. So etwas kann verblüffen, wenn es auch im Grunde genommen nur ein Blendwerk der Hölle ist. Tante Ludmilla wußte alles, sie ist trotz ihrer neunzig Jahre und ihrer Leidenschaft für den Alkohol einfach bewunderungswürdig. Sie behauptete mit wütendem Gelächter, Onkels Zusammenkunft in unserem Hause, während wir nach Chur fuhren, habe dem Vater fünfmalhunderttausend eingebracht! Als ich ihr sagte, daß sie sich leider irre, und daß wir die Sache nur aus Verlegenheit möglich gemacht hätten, stieß sie mich mit ihrem hornigen Zeigefinger in die Brust, daß ich es wohl einen Tag lang spüren mußte, und schimpfte auf dich wie maniakalisch. Tante Ludmilla hat mich schon in einige Familien eingeführt, wo es natürlich an hübschen Töchtern nicht fehlt. Neulich ließ sie etwas fallen von ihrer Absicht, mich eventuell zu adoptieren. Dann bin ich ihr Pflegesohn, und alle unnützen Frager sind aufs Maul geschlagen. Wie denkst du darüber, liebe Mama? Ich kann ja nicht anders hinaufkommen, es muß ja etwas für meine Zukunft gethan werden! Ich will mich doch ausleben, ich bin doch kein Asket! Du mußt das doch begreifen, liebe Mutter, ich bin eben anders!

Dein gehorsamer Sohn Hermann.

* *
*

Als Josefine Hermanns Brief gelesen hatte, beschloß sie, sofort nach Basel zu fahren.

Ihre heftige Entrüstung benahm ihr sogar während der Sprechstunde die gewohnte überlegene Konzentration. Sie mußte zuweilen ihre Frage an eine Patientin wiederholen, weil sie die Antwort nicht gehört hatte.

Ich fahre mit dem letzten Zuge, spreche nachts mit meinem Burschen und bin mit dem frühesten Morgenzuge zurück, dachte sie.

Es war November, aber laulich, und heller Mondschein.

Die Fahrt muß ich zum Schlafen benutzen, dachte sie, aber wie ist es denn möglich, zu schlafen? Dieser Bursch ist ja eine vollständige Widersinnigkeit! Hat man ihn in die Welt gesetzt, damit er die Leute betrüge?

Sie fuhr wie eine gewitterschwarze Wolke über Rösli her, die beim summenden Gaslicht einsam mit roten Wangen am Tisch saß und in ein winziges Notizbüchlein kritzelte.

„Ach, du mit deinen ewigen Verseleien, auch du machst mir Sorge!“ schrie Josefine und riß dem erschrockenen Kinde das goldgeränderte Büchlein fort. Rösi starrte mit geblähten Nasenflügeln und dunkel offenen Augen auf ihre Mutter.

Sie schrie auf, wie ein verwundeter Vogel schreit.

„Was schreist du?“ zürnte die Mutter wild und heftig.

„Gieb mir mein Buch! mein Buch! mein einziges — einziges Glück!“ flehte Rösi und begann zu schluchzen.

„Da ist's! weine nicht, du Dummes! man reißt dir nicht den Kopf ab.“ Sie warf das Büchlein auf den Tisch. „Ich fahre nach Basel — ist der Papa daheim?“

„Weiß nicht,“ schmollte das Mädchen, still weinend und mit dem Kopf nickend.

„Siehst du! sie weiß nicht! lebt taub und blind! Ach, ich möchte eine Tochter, die lebt, die stark ist und ein Mensch!“ schrie Josefine außer sich.

Rösi stand auf, zitterte an allen Gliedern, ihr Gesicht war totenblaß. „Du liebst mich nicht mehr, Mama, ich weiß es, du hast mir so kalt geschrieben nach Weggis, alles, was ich thue, ist schlecht, aber — —“ Sie warf das Büchlein vom Tisch herunter, trat darauf und schrie wimmernd ...

„Kind! Rösi! was ist das?“

Plötzlich hatte Josefine begriffen, plötzlich schmolz ihr Herz. Sie lief auf das Kind zu, umarmte es stürmisch, küßte es auf die nassen Augen, die nassen Bäcklein. Ihre Herzen klopften dicht aneinander.

„Verzeih! verzeih!“ flüsterte die Mutter, flüsterte das Kind, und sie küßten sich und weinten miteinander. Dann, fest umschlungen, setzten sie sich auf einen Stuhl.

„Sieh, mein Alles, wie unglücklich ich bin über deinen Bruder! Sein erster Schritt hinaus ist ein Schritt in den Sumpf! Er will eine Rolle spielen, reich werden! Alles setzt er aufs Spiel, seine Mutter, sein Vaterland, seine Wissenschaft! Die abscheuliche alte Spinne in Basel will ihn adoptieren, und er sieht darin etwas Gutes, weil es ihm Vorteil bringt! Und dieses Bürschlein habe ich in die Welt gesetzt, damit es die Leute betrüge!“

„Aber ich, Mama, ich thue so etwas nie! ich bin doch deine Tochter, oder willst du lieber eine andere?“ rief die Kleine, und mit zusammengebissenen Zähnen weinte sie Thränenströme in den Hals der Mutter.

Josefine küßte sie leidenschaftlich. „Ach Kind, ich bin so abgehetzt! Ich bin so müde von diesem Sommer! Verzeih! verzeih! Was hat es alles gegeben diesen Sommer! Und nun Hermann!“ Sie sprang auf. „Hilf mir, Kind, Rösi! Mein Regenmantel ist noch naß, die Schuhe müssen vom Schuster geholt werden. Auch mit Papa muß ich sprechen. Um halb acht Uhr geht der Zug.“

Rösi war wie Wachs; sie zerschmolz fast in Liebe und Schmerz, als sie die Mutter sich unglücklich nennen hörte. Alles, alles wollte sie thun! ... Und: „ganz werden wie du! wie du!“

Georges kam nach Hause, und Josefine hatte noch eine kurze, dringliche Unterredung mit ihm, bei der sie fast allein sprach.

„Ich bringe unser Bürschli heim,“ sagte sie endlich, nachdem sie ihm alles erzählt hatte, „und dann müssen wir weiter sehen. Cynismus ist Gift für Hermann, und diese alte Tante Ludmilla ist cynisch. Er muß zurück auf ordentlichen Weg kommen. Es geht nicht, daß er Theologie studiert, Georges. Widersetze dich auch und rate ihm zu etwas anderem, ich bitte dich! Er hört auf

dich, er thut nur mir gegenüber so selbstgewiß, sonst ist er nur zu bestimmbar. Darf ich auf dich rechnen, Mann?"

„Du beabsichtigst vielleicht, einen Bankdirektor aus ihm zu machen?" lächelte Georges verbindlich, „auch das Geschäft nährt seinen Mann."

Die gequälte Frau sah ihn an. Für einen Augenblick verkörperte sich ihr in diesem gelben, grinsenden Gesichte alles Widrige, Verwerfliche, Hassenswerte, das sie wußte. Alle Qual, alle Ratlosigkeit ihrer Lage spiegelte sich wie in einer trüben Lache in diesen matten roten Augen.

„Ja, ja," sagte der Mann aufseufzend, „das Leben ist halt schwer."

Sie hob den Kopf, die Verzweiflung übermannte sie. Suchte sie hier Hilfe? „Und weil es schwer ist, laß uns zusammenstehen," sagte sie verwirrt, „laß uns in dieser Sache zusammenstehen, Georges. Thu nichts gegen mich!" Sie streckte ihm die Hand hin.

Über seine gelben Backen lief ein schwaches Rot, er berührte ihre Hand und murmelte: „Nein, nein."

„Du bist sein Vater, Georges."

„Leider."

„Hältst ihn etwa für verloren?"

„Nein, aber du, Séfine."

„Ich hol ihn," sagte sie entschlossen, drückte dem Manne die kalten, widerstrebenden Finger und machte sich bereit. Georges bot ihr sogar seine Begleitung an. Verlegen lehnte sie ab und fuhr allein.

* *
*

Aus dem heißen Coupé, das sie schläfrig und schwer gemacht, sprang sie auf den nassen, schmutzigen Perron hinab.

Josefine war in Basel. Es regnete schon, seit sie eingestiegen war. Ihre Unruhe verstärkte sich in dieser jetzt stillen, wie ausgestorbenen Stadt, über der eine dunkle Schwüle lag. Nur auf der Rheinbrücke ging ein frischer Wind und warf ihr die Kleider so um die Glieder, daß sie mühsam vorwärts kam. Der Rhein brauste im Regen — sie blieb einen Augenblick stehen und sah ihn ziehen, geheimnisvoll wie den Strom der Unterwelt, glanzlos und farblos. Sie dachte flüchtig an Sommertage voll Duft und Glanz, da sie über diese Brücke gegangen, über den jungen, grünen, schäumenden, herrlichen Rhein.

„Wäre ich nie geboren! wäre ich doch nie geboren," sagte sie voll Bitterkeit.

Es schlug elf Uhr, als sie vor dem Hause stand, in dem Hermann ein Zimmer gemietet hatte. Es war ein kleines Hotel; unten, in der Bierstube wurde laut gesprochen, eine keifende Frauenstimme zankte mit einer dumpfen, weinerlichen. Man hörte Gepolter, Geschirr klapperte.

Josefine zog die Glocke, und sogleich erschien, mit gerötetem, zornigem Gesicht, die Frau aus dem Gastzimmer, die Wirtin. Mißtrauisch betrachtete sie die Fremde, die hier nach ihrem Sohn fragte.

„Weiß nit, ob er daheim ist."

Ein Trupp Gäste unter triefenden Regenschirmen kam in den Flur. Mit erheiterter Miene wandte sich die Wirtin ihnen zu, gleichgültig, über die Schulter weg, rief sie nach dem Mädchen, daß es die Dame hinaufbegleite.

Hermanns Thür war verschlossen, kein Klopfen half.

„Er ist jedenfalls noch nit daheim," sagte das Mädchen, ein hübsches, junges Ding mit verweinten Augen und trotzigem Munde, und ohne viel Umstände stellte sie den Leuchter auf ein halbrundes Tischchen, nahe der Thür, knixte „Ssküsi" und rannte wieder hinunter zur Bedienung der Gäste.

Josefine verlangte ein Zimmer.

Es war alles besetzt bis auf eine Mansarde, droben, neben Hermanns Stübchen.

„So ist's am besten," sagte die Mutter erfreut, „ich werde hören, wann er kommt. Kommt er oft spät heim?" fragte sie hastig.

Das Mädchen blinzelte mit den schweren Augenlidern. „I könnt's gewiß nit sagen — 's sind halt junge Herre. Wünsche Sie no öppis?"

Da saß sie nun neben dem Stearinlicht auf dem Stuhl und wartete auf ihren Sohn. Sie hatte Regenmantel und Hut abgelegt, fröstelnd drückte sie die Arme an den Leib, hielt sich steif aufrecht, um wach zu bleiben.

Langsam verrann die Zeit.

Sie legte ihre Uhr vor sich auf den Tisch, horchte auf jedes Geräusch. Manchmal kam es über die Treppen, eine Thür wurde auf-

geschlossen. Dann sprang sie auf und starrte hinaus, aber es war niemand ins Nachbarzimmer gegangen.

Der Regen floß in breiten, ölartigen Streifen an den kleinen Scheiben hinunter — die Kerze, die einen Bruch in der Mitte hatte, fiel bald auf die eine, bald auf die andere Seite und tropfte schnell ab, stand schon in einem weißen See ...

Ich bin ganz kopflos hierher gekommen, ich hätte schreiben sollen vorher, dachte sie.

Es war halb zwei jetzt.

Weiß Gott, wo der sich herumtreibt. Man muß nur die Ruhe nicht verlieren — mit Heftigkeit geht es nicht — ich werde ganz ruhig —

Langsam begann sich das Licht zu vergrößern — wurde undeutlich, wurde wieder groß — die Stube drehte sich — das Fensterchen, von dem ein Stück fehlte, weil die schräge Wand da hinunterschnitt —

Sie fuhr auf, erschreckt durch ein Sprechen und Winseln nebenan.

Sie setzte sich aufrecht auf dem Sofa — wie kam sie hierher? — dieser erstickende Qualm, diese Dunkelheit — dieses Geschrei?

Durch die Wand, an der sie saß, hörte sie es wieder, grob und heiser.

Josefine tastete nach der Thür, die Kerze war verbrannt, sie fand sich nicht zurecht —

Nebenan hörte sie eine bittende, winselnde Frauenstimme und dann Schimpfworte aus dem Munde ihres Sohnes. Sie schienen einander zu ersticken, so dicht folgten sie sich ...

Josefine hatte endlich den Thürdrücker gefunden, schaudernd zögerte sie noch, dann riß sie die Thür auf ...

Ihr gegenüber, in der offenen Thür, stand — Hermann, die Kerze in seiner Hand beleuchtete hell sein blasses, stumpfes Gesicht mit der nassen, hängenden Unterlippe ...

Über die knackenden Treppenstufen verlor sich das Gewinsel in der Tiefe des stummen, dunklen Hauses.

Die Mutter wich zurück, sah und wollte nicht sehen, hörte und glaubte nicht ... Gespensterfurcht lähmte ihr die Hände, die Zunge. Aber als er sich umdrehte, in die Thür zurücktreten wollte, stürzte sie sich plötzlich vor und stieß in der Raserei ihres Schmerzes einen durchdringenden Schrei aus.

Er zuckte wie getroffen, ließ den Leuchter klirrend fallen, warf seine Thür zu, verriegelte.

Sie rüttelte, sie drohte, er gab keine Antwort, er machte nicht auf.

Nun stellt er sich tot, dachte sie, der Feigling! Eben noch hatte er den Mut der Brutalität! Grausam, feig, gemein! Und das ist mein Geschenk an die Menschheit!

Sie trug einen Stuhl heraus vor seine Thür und saß dort.

Er soll mir nicht entkommen, dachte sie. Hätte ich eine Waffe gehabt, ich hätte ihn niedergeschossen. Und warum auch nicht? — Das ist mein Geschenk an die Menschheit!

Nun schlief sie nicht wieder ein, nun saß sie mit groß offenen Augen und wartete auf den Tag.

Er wird nicht so bald aufwachen, aber ich lasse den Schlosser kommen, er soll mir Rede stehen. Ich werde nicht mehr schimpfen — ich habe geschimpft wie er, ich habe mich gemein gemacht. Hätte ich einen Revolver gehabt, ich hätte ihn erschossen! Er spie auf sein Spielzeug, als er ein kleiner Bub war. Spie darauf und zertrat es, wenn es ihm genug gedient hatte. Dies ist mein Geschenk an die Menschheit! Es ist gut, daß ich keine Waffe habe. Ich muß noch leben für Rösli. Ich hatte Pläne — große Pläne — Entwürfe — Hoffnungen — ich wollte etwas Gutes hinterlassen — etwas Nützliches — dem Leben dienen —

Ihre Gedanken verwirrten sich, kreisten wild umeinander, kehrten mit tötender Schärfe zu dem einen Punkt zurück: Was ist alles, das ich bestenfalls thun könnte, gegen dieses Geschenk an die Menschheit! Hier ist das Wirkliche, das Schreckliche, Unentrinnbare! das Unaufwägbare!

Als sie Schritte auf der Treppe unten hörte, ging ein Dröhnen durch ihren Kopf: Sie werden heraufkommen, werden mich hier sehen, sie, die alles wissen, unsere ganze Schande.

Mit tiefgebeugtem Nacken, des Schlages gewärtig, saß sie eine ganze lange Zeit.

Aber die Tritte verhallten wieder, und unsäglich traurig schien der halb verzehrte Mond über die schmutzigen, leeren, sich heraufwindenden Stufen.

Ach, daß es nicht wahr wäre, dieses Letzte, Abscheulichste! Daß ihr Sohn jetzt da heraufkäme mit dem elastischen Schritt seiner zwanzig Jahre, über diese leeren Stufen heraufspränge, die Augen glänzend vom langen, feurigen, begeisterten Gespräch mit den jungen Kameraden, sorglos pfeifend, unter dem triefenden Hut, voll schönen, unklaren Überschwangs, wie der junge Zwicky nach Hause zu kommen pflegte, die Arme reckend: „Hah, jetzt muß es dann anders werden! jetzt probieren wir's emal, wir, die Jungen." Ach, käm er selbst, den Hut schief, selbstgefällig kichernd, mit Cotillonorden behängt, mit dem Sträußchen im Knopfloch — es wäre gut, es wäre alles gut! Nur nicht so! nur nicht dieses!

Und sie sah ihn heraufkommen, rot vor Scham und Stolz und Leidenschaft, mit der Zitternden, Scheuen, die halb Lächeln, halb Traum ist, die eine Augenblicksliebe ihm in den Arm geworfen, und die sich vergessen hat, Werkzeuge der Natur sie alle beide, der blinden, nicht bösen, nicht guten, gleichgültig schaffenden Natur ...

Gut selbst dieses! Alles gut! Nur nicht so! Nur dieses Letzte nicht!

Sie konnte nicht länger warten. Sie schlug wieder an die Thür. „Hermann! öffne! ich bin da!"

Nichts regte sich, kein Laut kam.

Sie beugte sich zum Schlüsselloch, horchte an der Thürritze: kein Atemzug war zu hören.

Ein Grab, dachte sie, schlimmer als ein Grab, viel schlimmer!

Und sie begann zu weinen, heiße, mühsame, versprengte Thränen.

Mein Geschenk an das Leben Gift, meine Gabe an die Menschheit diese fressende Pest!

Sie starrte in den gelben Mond hinter dem nassen Treppenfenster.

Moral insanity! dies ist moral insanity! Wir haben wenigstens auch dafür einen Namen! Vielleicht wäre es besser als alles andere, das ich thun kann, wenn ich ihn tötete. Ich würde das thun, wenn ich ihn liebte, aber — ach, ich liebe ihn nicht genug, um mich mit ihm zu vernichten.

Sie dachte an ihre Pläne, ihre Bestrebungen, und es schien ihr, als wären ihre Hände voll grauer Asche.

Ist nicht alles dies nur ein Mittel, um sich zu betäuben? Auch nur ein Opium? Damit ich den Abgrund nicht sehe, aus dem alles Leben aufgestiegen ist und in den es hinabsinkt? Wenn mein eigener Sohn, den ich von Kind auf hinüberziehen wollte auf die gute, auf die positive Seite — was ist dann Erziehung? Beispiel? Gewöhnung? Zu wem redet man?

Und es fiel ihr ein, zu wem seit Jahrtausenden die Weisen und die Dichter geredet, und eine ungeheure Angst ergriff sie. Ihr Mittel versagte, ihr Opium versagte, und sie stürzte in das Bodenlose hinab.

* * *

„Junger Herr! Herr Geyer! Ihre Mutter ist kommen!" schrie die Wirtin und bearbeitete kräftig die Thür. Es war heller Tag.

Gedemütigt stand die Mutter daneben.

„Meine Mutter? — Sofort!" rief es aus Hermanns Zimmer und dann noch einmal: „Ich komme schon."

Die Thür that sich auf.

„Nun, da haben wir den jungen Herrn." Lachend trottete die Wirtin davon. Hermann war da.

„Liebe Mama, diese Überraschung. Willst du nicht Platz nehmen? Du mußt aber früh von Zürich fort sein! Es ist doch nichts passiert? Entschuldige die Unordnung, ich habe spät gearbeitet. Oder willst du dir nur einen Ferientag gönnen? Was ist denn los?"

Hermann war wohlgewaschen und frisiert, in guten Kleidern; das Zimmerchen duftete nach Veilchenseife und war aufgeräumt, das Bett zugedeckt; auf dem ovalen Tische vor dem Sofa lagen viele Bücher in neuen, schönen Einbänden, mit glänzenden Goldtiteln. Aufgeschlagen aber war eine große, silberbeschlagene Bibel, von deren vergilbten Seiten bunte Initialen leuchteten.

Ohne die Mutter anzusehen, fuhr Hermann herum, das heißt: er glitt mit unhörbaren, geschmeidigen Bewegungen. Eben trug er eine Schnurrbartbinde von der Kommode zum Waschtisch und legte sie schmunzelnd in Papier, rosa Seidenpapier, das fröhlich knisterte. Dabei sprach er fortwährend.

„Tante Ludmillas Familienbibel, die mußt du dir ansehen, Mama. Nun, wie geht's daheim? Aber daß du dich losgemacht hast!"

Auf seinen blassen Backen waren hektische Flecke, die Nervosität seiner Gebärden nahm zu, als die Mutter noch immer schwieg.

„Aber schlechtes Wetter! Es regnet," sagte er mit harmlosen Blicken nach dem Fenster.

Josefine konnte nicht sprechen, und er sprach immer weiter, mit immer mehr sich rötenden Backen und immer unruhigeren Gebärden. Schiefe Blicke fuhren über sie hin, über ihr eingefallenes Gesicht, ihre nassen Kleider.

Mit trockenem Gaumen brachte sie endlich hervor: „Genug. Packe zusammen. Heim."

Er sprang empor, that, als verstehe er nichts ...

Da sagte sie's ihm.

Aber er leugnete rundweg.

Ein falscher Verdacht! Ganz falsch! Schließlich, warum nicht zugestehen, wenn es nicht falsch wäre? Alle thun so, man ist keine Ausnahme. Es gehört sich, daß ein junger Mann das Leben kennen lernt. Frauen — natürlich — anständige Frauen wissen diese Dinge nicht und brauchen sie auch nicht zu wissen. Aber ein Mann — das ist etwas ganz anderes! ...

„Ich saß hier und arbeitete, habe das Zimmer den ganzen Tag nicht verlassen. Es kann ja sein, wenn du mich gesehen haben willst, daß ein anderer — Hier im Haus wohnen mehr Leute — Und jeder findet, daß man das Leben kennen lernen muß. Ein Mucker, ein Duckmäuser? aber wozu denn? Welche Mutter verlangt von ihrem Sohne, daß er wie ein Asket lebe? welche anständige Mutter kümmert sich überhaupt? das sind die Nachtseiten des Lebens! Auch das muß man einmal durchmachen. Ich weiß von nichts, entsinne mich nicht — Du bist eine Ausnahme, Mama, aber ich bin normal! Ein gewöhnlicher, normaler Mensch, Gott sei Lob und Dank. Du denkst nun gleich, ich sei schlecht, ich sei verloren, aber das ist sehr unrecht von dir, und wenn du das Leben sähest, wie es wirklich ist — Aber du, Mama, du hast sogar vom Onkel Léon und Onkel Albert verächtlich gesprochen, weil sie am Gelde gehangen sind!"

Auf all seine Verteidigungsversuche erwiderte Josefine nur das eine: „Zusammenpacken! Sofort."

Mechanisch gehorchte er, fortwährend redend und scheltend: „Du bist die schrecklichste Despotin, Mama, die es geben kann! Es wird mir bei dir gehen, wie es dem Papa gegangen ist. Eine Puppe, eine Mumie machst du aus dem Menschen. Ach, du fängst ja sogar mit Rösli an," sagte er mürrisch und hämisch, „sie schreibt mir, du sähest es nicht gern, daß sie Verse macht. Alle, alle willst du uns zerquetschen! Aber ich muß heraus! Ich lasse mich von Tante Ludmilla adoptieren, und dann geh ich nach Deutschland und werde deutscher Bürger. Eine Stellung und ein Vermögen ist gar nichts Schlechtes! Du verdrehst alles. Du mußt also überall nur schlechte Menschen sehen, denn alle wollen eine Stelle und Geld. Nirgends, in keiner Familie, giebt es eine Mutter, wie du bist."

Als sie nach Zürich zurückkamen, mußte sich Josefine sofort zu Bett legen.

Die Kollegin konstatierte eine Nervenüberreizung und Erschöpfung.

Drei Wochen lag sie krank und fast ohne zu reden. Dann erhob sie sich, nahm ihre Bücher wieder vor, nahm ihre Praxis wieder auf.

Die Patientinnen brachten ihr viele Blumen, und Rösli schrieb ein Gedicht zu ihrer Genesung.

* * *

Mit vergrößerten Augen und ruhelos ging Josefine ihrer Thätigkeit nach, das Opium schien nicht mehr zu wirken. Sie hatte einige Vorträge angesagt, aber sie verschob das alles auf eine günstigere Zeit, und sie schalt sich deshalb. Ein fauler und ungetreuer Knecht, dachte sie, der sein Pfund nicht benutzt, das ihm verliehen. Wer weiß, wie lange ich noch sprechen kann — wie lange ich noch lebe. Und dann schien es ihr, als kämen Schatten geschlichen und hüllten sie ein in dunkle Tücherwolken und begrüben sie unter den Nebeln, den ewigen Nebeln der Niederung.

Mit melancholischem Achselzucken beobachtete sie sich selber und die nachgebliebenen Spuren der kaum überstandenen Krankheit.

Laute Musik durchschütterte sie; bei einer Aufführung des „Fliegenden Holländers“ fiel sie in Ohnmacht und brauchte einen Tag nachher, um sich ganz zu erholen. Plötzlich, beim ersten Erblicken einer Verwundung oder nur bei der Abnahme eines Verbandes erfaßte sie ein unbezwinglicher Ekel — ja, als sie eines Tages aus einem Bande von Langs „Vergleichender Anatomie“ ein flüchtig hineingeschobenes Rezept herausnahm und sich das Buch dabei aufblätterte, erschrak sie heftig vor der Abbildung eines ganz gewöhnlichen Skorpions.

Sie fühlte es kalt vom Kopfe abwärts rinnen, warf das Buch hastig auf die Seite, und es schien ihr, als sähe sie das vielgliederige, rotbraun schillernde Fußtier auf der grünen Schreibtischplatte herankriechen. Mit einem Schrei sprang sie auf, faßte sich an die Stirn und zwang sich zur Klarheit, während sie zitterte und einen süßlichen, betäubenden Geruch in der Umgebung verspürte.

„Dumm! dies ist dumm!“ murmelte sie und schlug das Buch wieder auf, sah den Skorpion lange und aufmerksam an. „Ich werde mich doch nicht vor mir selber lächerlich machen?“ Und — in der That — das Häßliche verlor seine Wirkung, und sie war im stande, ein Spiritusexemplar eines Skorpions aus ihrem Schrank zu entnehmen und mit der Abbildung zu vergleichen. Es ging auch vollständig gut, bis sie in dem Chitinpanzer des konservierten Tieres seitlich eine weiche, gelbweiße Stelle entdeckte, aus der eine gekrauste Masse hervorquoll. Da kam der Widerwille so stark, daß sie Brechreiz verspürte ...

Und als sie bei einer Sektion im Irrenhause das stark veränderte Hirn eines Trinkers zugereicht bekam, entglitt die Schale ihren plötzlich entkräfteten Händen, und die blutige Schale und die Medizinerin — alles fiel miteinander auf den Boden, in den Staub. Es war sehr unangenehm — das kostbare Präparat war stark beschädigt und fast unbrauchbar geworden durch Staub und Glassplitter, und die Medizinerin war mehrere Stunden hindurch ohnmächtig und tief beschämt.

Nach diesen Vorfällen wurde Josefine ein wenig ängstlich, und was noch seltsamer war — ihr Mann, Georges Geyer, wurde ängstlich und bekam einen Blick und eine Aufmerksamkeit für Josefine — etwas ganz Neues und Unerhörtes bei ihm.

„Hermann hat dich auf dem Gewissen,“ wiederholte er oftmals bedauernd, „das Mutterherz bleibt eben doch der schwache Punkt ...“

Vor diesen anteilvollen Blicken, diesen mitfühlenden Worten floh Josefine, sie waren ihr die bitterste Bestätigung ihrer Schwäche.

Es wird vorübergehen, dachte sie, mir wurde auch einmal schlecht, anfangs, im Präpariersaal, als ich die Hand der Näherin secieren mußte! Und ist's nicht später gut gegangen? Aber er wünscht es! er wünscht, mich herunterkommen zu sehen.

Und sie hielt sich steif aufrecht und bemühte sich, ruhig und heiter auszusehen, wenn Georges in der Nähe war. Und die Gebärde der Ruhe und Heiterkeit wirkte stärkend auf ihre Stimmung.

Seltsame Ableitungen für ihre Unruhe suchte und fand sie in dieser Zeit. Ein notwendiger Besuch beim Zahnarzt brachte sie auf die Wahrnehmung, daß körperliche Schmerzen ihre Erregung abzustumpfen vermöchten. Nun wurde sie eine tägliche Patientin des Zahnarztes, ließ plombieren, feilen, ein paar alte Stümpfe beseitigen und fand dabei fast Vergnügen. Schmerz wurde als Wohlthat empfunden, als angenehmer Reiz, als die beste und vollkommenste Zerstreuung. Später dann, betroffen, unheimlich klar, gestand sie sich, daß hier eine Vorstufe jener Selbstverletzungen und -verstümmelungen vorliege, die den Irrenärzten so viel Kopfzerbrechen über ihre Patienten verursachen.

Und sie unterließ jene Besuche und zwang ihre Unruhe nieder, verschrieb sich selbst Beruhigungsmittel und kräftige Diät.

Etwas Blut pflanzen! sagte sie sich, wie sie es ihren Patientinnen sagte, aufmunternd, lächelnd.

So lange ich noch meinem Willen gehorche, nicht meinem Widerwillen, so lange bin ich noch nicht verloren, redete sie sich zu.

Und sie vermochte es, ihren eigenen Willen zu thun, und hielt auch wieder Vorträge.

Aber sie fühlte, wie das, was einmal lebendige, glühende Empfindung gewesen, allmählich zum Wort, zum fertig geprägten

Satz erstarrt war, und daß zuweilen nicht sie es war, die redete, nicht ihre Seele, sondern aus ihr heraus ein täuschend ähnlicher Automat, so daß sie sich vor ihm entsetzte.

Einmal, in einem der Vorträge, war Georges anwesend, ohne daß Josefine davon wußte.

Beim Hinausgehen durch das lebhaft interessierte Publikum, das ihr noch dankte, gesellte sich der kränklich aussehende, gebeugte Mann mit dem ergrauten Spitzbart ostentativ zu ihr. Mit einer lebhaften Bewegung streckte er ihr die Hand hin, über einige Dazwischenstehende hinweg. Und laut sagte er mit seiner röchelnden Stimme: „Ausgezeichnet! Bravo, Séfine, das war eine Leistung!“

Die Frau schrak zusammen bei der lauten Anrede, starrte wie eine Nachtwandlerin und stammelte: „Was war es denn? was habe ich gesagt?“

Und erschöpft und ängstlich ließ sie sich von ihm hinausführen, an seinem Arm, durch die Menge, die er triumphierend und mit Schweißtropfen auf der kahlen, gefurchten Stirn betrachtete.

Sein Arm, seine Stimme zitterte.

„Willst du fahren, Séfine?“ sagte er zärtlich und beugte sich zu ihr, „willst du etwas trinken?“

Sie faßte sich an die Stirn. „Was habe ich gesagt? Wenn ich nur wüßte —“

Sie vergaß alles, lehnte sich an ihn und empfand nur noch seine Zärtlichkeit wie etwas Stützendes, Gutes.

„Séfine, teures Weib, ich werde jetzt arbeiten, ich werde Agenturen übernehmen,“ sagte Georges beim langsamen Heimgehen, „wenn zwischen uns wieder — zwischen uns die alte Liebe —“

Er bebte vom Kopf bis zum Fuß, schlotterte im Gehen, schluchzte, preßte ihren Arm.

„Ja, ja, ja,“ murmelte die Frau, immer die Hand an der Stirn, „wenn ich nur wüßte —“

Im Hausflur nahm er sie in die Arme und küßte sie.

„Ach nein, ach nein,“ wehrte sie und begann zu weinen, aber alles still wie im Traum.

Mit einem wirren, abwesenden Ausdruck langte sie endlich in ihrer Wohnung an.

„Heute hat ein anderer gepredigt,“ sagte sie zu dem aufgeschreckt horchenden Rösli. „Ich war nicht da.“ Sie lachte und sah sich nach Georges um, der mit erregtem Gesicht ihren Hut betastete, der ihm am Arm hing.

„Wir haben ihn abgenommen, er hat keinen Schaden gelitten,“ sagte er und legte den Hut auf den Tisch. „Thee! geschwind! siehst du nicht, daß sie erschöpft ist?“ schrie er Rösli an, und dann ging er mit großen Schritten auf und nieder. „Ich werde hier das Regiment übernehmen, so geht es nicht länger.“ Und er hielt das erschrockene Mädchen in der Thür auf: „Rösli, ich erwarte es von dir! Du hast dich zu sehr gehen lassen. Wir haben uns alle zu sehr gehen lassen.“

Dann setzte er sich neben Josefine auf das Sofa, umarmte sie und lehnte ihren Kopf an seine Schulter: „Teure! schlafe! ruh aus! Ich werde das alles in Ordnung bringen.“

Josefine schlief sanft ein.

* * *

Sie wußte nichts von all diesem am anderen Tage.

Ihres Vortrages entsann sie sich ziemlich gut wieder, nicht aber der späteren Vorgänge.

„So entstehen die Geschichten von Doppelgängern,“ sagte sie nachdenklich, „oder vom zerlegten Ich. Es ist interessant, das alles an sich selbst zu beobachten.“ Dann fragte sie Rösli: „Jemand war gut zu mir, stützte mich, führte mich. War es der Papa?“

Und sie errötete bei dieser Frage, sah, daß auch das Kind errötete und nickte.

„Nun, wir sind wunderlich, wir Menschen, gelt, Rösli? Was wissen wir von uns? was wissen wir voneinander? Machst du noch Verse?“

„Ja,“ sagte die Kleine schüchtern.

„Und auf was? an wen, Rösli?“

„An dich, Mama,“ innig sagte es das Kind und beschämt.

„An mich?“ Josefine staunte und seufzte, streckte die Hand aus … „Und es war der ‚Papa‘, der mich führte?“ träumte sie verwundert, laut.

„Er war so in Angst um dich, Mama,“ lispelte Rösli.

„Ist das wahr?"

Josefine blickte in den matten Februarsonnenschein, der die kleinen Brötchen auf dem Frühstückstisch und die gelbe Butter und das schlanke Stengelglas mit den gelben, duftenden Trompetenblumen sanft vergoldete. Sie fühlte sich gerührt und schwach.

Mit matten Flügelschlägen bewegte sich um sie, so schien es ihr, ein armes, gedrücktes, lichthungriges, liebedurstendes Leben, wartend ... gespannt — unheimlich.

Und sie stützte den Kopf und schloß die Augen, und es war ihr wie einer ruhmlos Überwundenen.

* *
*

In diese Schwüle flog wie ein Bote himmlischer Erquickung ein von fremder Hand mit blauem Tintenstift geschriebener Brief. Er lautete so:

Dorf Glatt, Ct. Zürich. 3. 3. 189...

Verehrte Frau!

Obwohl ich Sie nie gesehen, bewahre ich doch ein so deutliches Bild von Ihnen in der Seele, daß ich in einer schwierigen und furchtbaren Angelegenheit mich an Sie wende, als die einzige, die helfen kann.

Ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen; Ihre Bemühungen um die unschuldig gekränkte Kindheit sind mir wohlbekannt, und mit innigem Anteil und herzlicher Dankbarkeit bin ich Ihren Bestrebungen seit Jahren gefolgt. Ja, es kann nicht übel stehen um die Welt, solange gute Kräfte sinnvoll walten wie in Ihnen, verehrte Frau! Oft schöpfe ich Freudigkeit aus dem Gedanken an Sie, die Sie kein Verzagen, kein Ermatten kennen.

Die Angelegenheit, in der ich Ihre gütige Hilfe heische, verlangt persönliche Besprechung. Leider, leider kann ich zu Ihnen nicht kommen, das ist mir nicht vergönnt. Werden Sie die Güte haben und zu mir kommen? Ich bitte Sie darum im Namen der Menschlichkeit, der Sie dienen, im Namen der unschuldig gekränkten Kindlein, deren Recht Sie verkündigen.

Nur Sie können helfen, nur auf Sie hab ich meine Hoffnung gesetzt. Es wird Ihnen Zeit kosten, aber da Sie retten sollen, wird es Ihnen um die Zeit nicht leid sein, wie ich Sie kenne. Unser Dorf liegt vier Stationen von Zürich weg, kommen Sie, wann Sie können, ohne Anmeldung. Fragen Sie nur nicht nach im Dorfe — ich lege Ihnen eine Skizze des Weges bei, den Sie gehen müssen, um mein Haus zu finden. Von der Kirche zum Brunnen links, dann über die Brücke, an der die große Linde steht. Von da ist's nimmer weit, die Kiesgrube bleibt rechts, hinter unseren Häusern beginnen gleich wieder die Felder.

Ich erwarte Sie mit Sehnsucht und grüße Sie in Verehrung.

Ihr Rudolf Fischers.

Josefine hatte schon öfter Briefe ähnlichen Inhalts empfangen; sie kamen von jenen unbekannten Freunden, die sie in ihren Vorträgen anrief, die sie überall in der Welt verstreut wußte, und deren Dasein ihr Herz gewärmt und erhoben hatte bis zu diesem letzten, schweren Erlebnis.

In den Tagen dieses Kummers, in den Wochen dieser Niederlage, in den Monaten dieser Verzweiflung hatte sie die unbekannten Freunde vergessen.

Und nun meldeten sie sich wieder, meldeten sich durch diesen Brief des Vertrauens und der Sympathie, riefen sie zu Hilfe, wandten sich an ihre Kraft.

Wer ist Rudolf Fischers?

Warum kann nicht er kommen?

Was verlangt er von mir?

Wie ist es möglich, daß er an mich glaubt, an mich, die ich selbst nicht mehr an mich glaube?

Der warm innige Ton des fremden Briefes war wie ein Duft auf ihren Wegen; die Veilchen kommen wieder, und es wird nun Frühling, und ich — ja, ich fühle, daß die Sonne wärmt, auch mich wärmt, und ich bin nicht mehr schwach, ich werde niemand enttäuschen, der mich für stark hält — ich werde sogleich — sogleich heute — heute ist Sonntag, und ich bin frei — sogleich fahr ich zu diesem Rudolf Fischers im Dorfe Glatt!

Dies ist eine dringliche Sache!

Sie rief Rösli und fragte sie, ob sie mit ins Dorf fahren wolle.

Das Mädchen zauderte. „Ins Dorf möcht ich schon, aber zu den Kranken nicht."

„Dies ist kein Kranker, Mädchen — dies ist ein kräftiger Mensch, der um andere sorgt.“

Rösli drehte sich hin und her. „Wenn er nicht krank wäre, gingest du nicht, Mama — du gehst ja nur immer zu Kranken.“

„Aber ich sage dir — und — übrigens — ist es dir denn so unangenehm, zu Kranken —“

Die Kleine nickte kummervoll; ihr zartes Gesicht drückte heftigen Ekel aus.

„Ich kann es nicht, Mama — laß mich zu Hause, sie sind so häßlich anzusehen und“ — aus den glanzlosen, dunklen Augen kam ein Anklageblick, zornig und düster — „du gehst ja nur immer zu ihnen, sogar am Sonntag.“

Josefine wandte sich ab. „So bleib,“ sagte sie herb, „es wird einmal niemand glauben, daß du mein Kind bist. ‚Häßlich und langweilig‘ — andere Worte hört man nicht von dir! Schäme dich!“

Rösli nickte, blutrot im Gesicht, dann tropften Thränen herunter auf die zusammengepreßten Hände. „Immer sagst du das! Immer! Immer!“

Josefine wurde ungeduldig. „Ach, das Gewinsel! Mach dich fertig und komm! Zu Mittag sind wir zurück, aber Papa und Hermann sollen voraus essen, auf alle Fälle —“

Rösli wollte nicht, nun erst recht nicht …

„Heut nachmittag ist doch die Vorstellung, Mama! Ich will lieber ins Theater. Ich freue mich so auf die ‚Versunkene Glocke‘. Es kommen Elfen drin vor und Waldgeister. Gehst du nun nicht mit hin?“

„Weiß nicht, ob ich zurück bin — die ‚Versunkene Glocke‘ kann man noch immer sehen, Kind.“

Ein Wehlaut schrillte. Rösli weinte laut. Plötzlich schrie sie ganz außer sich: „Ich hasse die Kranken! Oh, wie haß ich sie!“

Sie stampfte mit den Füßen, wie sie als eigensinniges Kind zu thun pflegte, schüttelte ihre Locken, lief endlich hinaus.

Nicht einmal Adieu hatte sie gesagt.

* * *

Josefine fuhr.

Aber sie war tief niedergeschlagen, und zuweilen vergaß sie ganz, wohin sie fuhr. Sie sind mir entglitten, alle miteinander. Nina, meine kleine Knospe, die dort oben liegt unter den Gletschern von Camischolas, Hermann, der dort unten kriecht im Sumpf der gemeinsten Niedrigkeit seinen widrigen Gelüsten nach — und mein Rösli — mein Rösli ein Nichts, eine kleine, enge, hirnlose, eifersüchtige Taube!

Was wird ihr Schicksal sein?

Der Zug rollte langsam durch eine hellbesonnte Hügellandschaft. Zwischen den blauenden Wäldern dehnten sich ebene, weiße Streifen, die Thäler im leichten Schneeüberzug, der vor der Sonne zerfloß. Hier und da lag schon eine Matte schneefrei im gelblichen Sammetgrün des Frühlings. Buchen und Eichen glitten nahe am Wege vorüber, rostrot und blank im Schmuck der vorjährigen Blätter. Ein kleiner Birkenwald, durch den sie fuhren, stand noch blattlos, aber sonnig rotbraun das kahle Geäst, schon stieg darin der Saft des neuen Lebens.

Und als Josefine den Wagen verließ, begrüßte sie auf dem lehmigen Eisenbahndamm die kleinen, goldgelben, feinstrahligen Sonnen des Huflattichs, die sich überall zwischen den Steinen hervordrängten, mit denen die Böschung belegt war, in kleinen Trupps, die rotbraunen Knospenköpfchen dreist und hoch zwischen den aufgeblühten Sonnchen.

Wäre doch mein Rösli hier, dachte die Mutter, und sie atmete tief den frischen, feuchten Hauch der sprossenden Erde, und dann bückte sie sich zu den frühen Blumen, dem Huflattich und dem zarten Ehrenpreis, der am nahglitzernden Feldrain dicht über dem Boden seine kleinwinzigen Blauäugelein aufsperrte. Aber sie pflückte sie nicht.

Und wieder beschwichtigte sie ihre Angst mit der Hoffnung, daß Rösli ein Talent entwickeln würde, eine musikalisch-dichterische Begabung.

Sie ist noch Kind, tröstete sie sich, und Kinder sind Egoisten. Sie wird über sich hinauswachsen, und allmählich wird in ihre kleine Versmusik eine Seele einströmen. Meine weiße Hyazynthe im Keller, meine seltene Blume, dachte sie zärtlich.

Sie trat auf den Dorfweg, und die köstliche Frische des Frühlingstages kühlte ihr die Stirn. Wie ein Hort des Friedens lag das saubere, behäbige Dorf mit seinen gro-

ßen, weiß oder rosa getünchten Häusern, eingebettet in die weiten Felder, zwischen denen der Pfad hinführte. Überall ragten die grünen Spitzen der Saat aus der leichten Schneebedeckung, einladend wand sich links ein schmaler Fußsteig in den Wald, einen lichten Buchenwald, voll dunkelgrünen Epheus am Boden und an den weißgrauen Stämmen hinauf.

Josefine hielt den kleinen Plan aus Fischers' Brief in der Hand. Sie blickte darauf von Zeit zu Zeit und fand ihn wunderbar genau, jedes Haus, jede Straßenkrümmung war darauf verzeichnet.

Still und feiertäglich, mit blanken Fenstern und blühenden Geranien und knospendem Goldlack dahinter lagen die Häuser. Die Scheuern waren geschlossen, kein Ackerwagen stand im Wege, die Dungstätten waren sorgfältig aufgeschichtet, die Stallthüren standen halb geöffnet, um Luft und Sonnenschein zu den friedlich wiederkäuenden Tieren einzulassen. Aus dem roten Kirchlein, an dem Josefine vorüberkam, erklang des Pfarrers skandierende Stimme; das stattliche, steinerne Schulhaus trug in breiten, weißen Buchstaben auf rotem Grundbande die Inschrift: Wissen ist Macht.

Am Gasthaus „Zum Hirschen", dessen Fenster aus neubemalten, rotbraunen Rahmen wie dunkle Augen blitzten, trat der Wirt unter die Thür und prüfte den Eindruck des Geweihschmuckes an seiner Mauer auf die Vorübergehende.

Dann war das schnelle, glatte, grüne Flüßchen da, mit spielenden Kindern an den grasigen Hängen; die Kinder boten ihre schmutzigen Händchen dar und lispelten ein scheues, verwundertes „Grüeß Sie".

Dann kam die Linde, kurzstämmig, mit einer mächtigen, halbkugeligen Krone, die sogar laublos einen großen, netzartigen Schatten warf über den hellgetrockneten Weg und das glatte, gleitende, grüne Flüßchen, und aus der es in klaren, sonnenblitzenden Tropfen regnete.

Und dann war links ein niederes Häuschen mit grünen Fensterrahmen und braunem Fachwerk auf weißgetünchter Wand, und das kleine Haus hatte ein schmales, abgegriffenes, lose angelehntes Thürchen über drei ausgetretenen Steinstufen.

Josefine sah nochmals auf die kleine Bleistiftskizze: dies war das Haus.

Sie schlug das Thürchen nach innen und befand sich auf einem schmalen Gange, wo es nach Heu roch und ganz dunkel zu sein schien, aber das war nur der Gegensatz zu der Lichtfülle des Frühlingsmorgens, aus der sie kam. Im Thürchen war ein Fenster, und auch die kleine Thür, auf die sie zuging, besaß ein Fensterchen.

Sie tastete sich entlang und klopfte.

Eine Stimme, die lauter Willkommen war, sagte „Herein!".

Das braune Zimmerchen mit der niederen Balkendecke war hell durchsonnt. Und all das klare Frühlingssonnenlicht fiel auf ein weißes Bett und auf einen dunklen Kopf auf den Kissen, einen Kopf, der tief und unbeweglich fest liegen blieb, während die Stimme, die wie von fernher hallende Stimme eines Menschen, der im Wald nach seinem Freunde ruft, unsicher aufhorchend sagte: „Grüeß Sie Gott ..."

Befangen, überrascht blieb Josefine an der Thür stehen. „Ich bin hier eingedrungen," sagte sie, „verzeihen Sie doch, ich suche einen, Namens Rudolf Fischers."

Der bleiche, dunkle Kopf unter dem dunklen Haar lag regungslos und tief wie zuvor, aber in die Wangen strömte es rot, und die seltsam ergreifende Stimme sagte: „Sie sind am rechten Ort." Und plötzlich lauter rief er: „Ach, aber Sie kommen von Zürich? Sie sind die Frau Josefine Geyer? Oh, Mutter! Mutter! es freut mich! aber es freut mich!"

„Sie sind der Rudolf Fischers, der mir geschrieben hat?" Josefine kam an das Bett.

Er bewegte die Hand ihr entgegen, aber zitternd, schwach, auf der Decke entlang. Josefine nahm sie in die ihre; es war die heiße, überzarte, durchgeistigte Hand eines Schwerkranken. „Ich bin's, der Ihnen geschrieben hat, und so schnell sind Sie gekommen zu dem ganz Fremden," sagte der unbeweglich auf dem Rücken Daliegende, ihre Hand fest drückend, und immer noch mit dem Rot der Erregung in dem feinen, scharfen Gesicht mit der breiten Stirn über den tief eingesenkten Augen. Das gleichmäßige, gelbliche Blaß war wie von einem inneren Feuer durchglüht, wie durchscheinender Marmor,

hinter dem das Abendrot brennt. „Oh, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! Ich danke Ihnen.“ Und mit ein wenig erhobener Stimme rief er wieder: „Mutter! Mutter!“

„Sie sind krank? Ihr Brief ließ mich das nicht vermuten. Sie liegen schon längere Zeit?“

„Oh ja! Seit zweiundzwanzig Jahren. Mutter! Mutter!“

Wie aus der Wand hervor trat ein altes Weiblein, braun wie eine ausgebrannte Kohle, verbrannt vom Leben, auf dem Kopfe ein wenig aschengraues, dünnes Haar, mit roten, ausgeweinten Augen, in deren Grund es warm und stetig leuchtete. Sie streckte eine hartgearbeitete, runzelige, aber feingeformte Hand aus, der Besucherin entgegen; mit der Linken hielt sie ein großes, frisches Brot an das weite, blaue Kattunjäckchen gedrückt. Die ausgeweinten Augen blitzten auf, und eine tiefe, innige Güte, die kein Leiden zu verzehren vermocht, sprach aus ihrem Gesicht. Mit den Worten des Sohnes begann sie: „Ach, aber das freut mich! Frau Josefine Geyer, das freut mich aber auch, daß Sie zu uns kommen! Sitzen Sie! Nicht auf die Bank, hier auf den Sessel, daß mein Rudolf Sie auch sehen kann!“

Josefine saß und blickte bald den Kranken, bald die Mutter an. Wie ähnlich sie sich waren, obwohl in den Zügen ganz verschieden, und obwohl die Frau in Tracht und Aussehen eine schlichte Bäuerin war, während der Sohn mit dem geistvollen Gesicht und den schlanken Händen keinem Stand und keiner Klasse angehörte.

Aber auch der Mutter Ausdrucksweise und Benehmen hatte etwas Freies, Vornehmes, Gehobenes, wie Josefine das nie bei einer Bäuerin gefunden. Mit unendlicher Liebe blickte sie auf den kranken Sohn und sagte: „Er hat's sich so arg gewünscht, daß Sie kommen möchten, er hat etwas auf dem Herzen ... Es plagt ihn bei der Nacht.“

„Ja, es plagt mich,“ wiederholte der Sohn, „aber Sie sind nun meine Hoffnung.“ Er hob mit der rechten Hand ein ovales Spiegelchen am Griff von der Wolldecke seines Lagers und brachte es unter seine Augen. „Ich sehe Sie gut,“ sagte er lächelnd, „wie jung und frisch Sie sind, oh, das ist herrlich! Mit Hilfe dieses kleinen Spiegels, den ich bewege, schaffe ich mir Ersatz dafür, daß ich die Augen nicht bewegen darf. Nein, den Hals kann ich nicht drehen, die Nackenwirbel sind verwachsen. Die kleinste Bewegung — auch der Augen — macht mir arge Krämpfe, tagelang. Aber so geht's.“ Er bewegte das glitzernde Spiegelchen. „Das Gras wird grün, die Spatzen tragen zu Nest. Aber die herrliche Zeit für mich ist vorbei — nun — es geht halt auch so ...“

„Wann war die herrliche Zeit für Sie?“ fragte Josefine mit angehaltenem Atem.

„Im Winter, da ist meine Mutter bei mir,“ lächelte der Kranke, „im Sommer bin ich viel allein, die Mutter ist draußen, auf unserem Land. Aber die Thür ist offen, es kommt Besuch, sie kommen alle herein, bald der eine, bald der andere, ‚Grüeß Gott‘ sagen. Das ganze Dorf kommt, sogar jene, die ich lieber nicht sähe,“ setzte er mit unterdrücktem Ton hinzu.

Die Mutter ging hinaus, um einen Kaffee zu bereiten für die Besucherin.

„Wie konnten Sie den Weg aufzeichnen, den Sie so lange nimmer gegangen sind?“ wunderte sich Josefine.

„Den habe ich im Kopf. Das Gedächtnis ist eine wunderbare Kraft! Ich habe nie zuvor daran gedacht, daß ich die Lage unserer Wohnung im Dorfe und das Dorf selbst so fest im Kopfe hätte, aber als ich mir überlegte, daß Sie den Weg nicht kannten, und daß es notwendig wäre, Sie alles Fragens zu überheben, da nahm ich den Stift und das Papier und zeichnete jenen Weg ohne Mühe und ohne Nachsinnen. In solchen Augenblicken fühlt man sich reich. Sie fanden sich gut zurecht? Es gab keine Fehler?“

Er war unbeschreiblich rührend in seinem kindlichen und so begreiflichen Ehrgeiz und bewunderungswürdig in seiner Dankbarkeit.

„Oft und oft, viel öfter wohl, als ich selber weiß, bin ich, während ich hier lag, den halbstündigen Weg zur Station und zurück gewandert und habe so im Geiste repetiert. Aber Häuser sind gebaut worden, die ich nie gesehen, Güter haben andere Grenzen erhalten, da kam dann die Phantasie, die unentbehrliche Göttin, zu Hilfe, daß alles der Wirklichkeit entsprach. Innig dankbar

zu sein — wieviel Ursache habe ich jeden Tag!"

Er sah so gehoben, so glücklich aus, dieser Leidende mit dem unbeweglichen Nacken und der beweglichen Seele; mit den kraftlosen Gliedern und der sieghaften Intelligenz. Und dazu diese kindliche Freude an seinem eigenen Können, dieser liebenswürdige, menschliche Zug, der alle Zärtlichkeit erweckt.

Josefine sprach mit ihm über seine Krankheit. Er antwortete so, als handle es sich um eine dritte Person, nicht um ihn selbst. Heitere Objektivität war hier, abgeklärte Ruhe ohne Hoffnung.

„Eine Entzündung und Verwachsung der Halswirbel, eine dadurch bedingte Zerrung und Schädigung des verlängerten Marks. Es begann, ohne nachweisbare Ursache, als ich im Seminar war, ich zählte siebzehn Jahr. Gelähmt? Nein, bis jetzt nicht, dauernd nicht, aber kraftlos. Ich wäre so dankbar, wenn es nur so bliebe. Aber es wird nicht. Schon einmal gab es eine Lähmung hier im rechten Arm. Vorübergehend war ich blind, und die Gefahr des Erblindens besteht immer. Noch kann ich lesen und schreiben, wie Sie wissen. Das kleine Pult von der Decke wird dann herabgelassen. Ich lese viel — der Pfarrer liest mir auch vor. Mit dem Essen ist's einfach, ich hab seit vielen Jahren meinen Teller nicht mehr gesehen, und mein Speisezettel ist der denkbar bescheidenste. Es ist nicht ganz leicht, als vermögensloser Mensch zweiundzwanzig Jahr lang krank zu sein."

Noch immer wußte Josefine nicht, wozu Rudolf Fischers sie hergerufen. Vielleicht ist's doch die Medizinerin, von der er ein neues Mittel für sich erhofft, dachte sie, und ihr sank das Herz. Wenn dem so wäre — wer hätte die Unbarmherzigkeit, hierin etwas Herabsetzendes für den Kranken zu finden? Aber wir sind so geartet, daß wir uns fieberhaft sehnen nach dem Unbegreiflichen, nach dem Übermenschlichen im Menschen, nach dem, was wir selbst nicht thun könnten, das wir nicht von uns fordern würden, und das wir uns nicht zutrauen.

Und Josefines Seele, die so lange das kleine Stöhnen des Mitleidheischenden gehört hatte und den dumpfen Schrei des gepeinigten Fleisches — bebend horchte sie auf die Stimme dieses bleichen Überwinders im niederen Bauernstübchen. Daß er nicht für sich selber bitte, sondern für einen anderen, wünschte sie zu erleben. Es war etwas Mitleidloses, fast Grausames in diesem Wunsch, das fühlte sie. Aber mit abergläubischer Heftigkeit bewegte er sich in ihr. Sie sehnte sich, wieder zu glauben an den Menschen in der Erhöhung, nachdem sie so lange den Menschen in der Erniedrigung gesehen.

Und der Kranke schien ihre Sehnsucht zu erraten.

„Bis die gute Mutter mit dem Kaffee kommt, sag ich Ihnen geschwind, weshalb ich Sie da herausbemühen mußte," begann Rudolf Fischers, und wieder war sein Ton so frisch und lebhaft, daß man sein Kranksein vergaß. „Es ist besser, die Mutter ist nicht zugegen, sie fürchtet sich meinethalb, die treue Mutter, und nicht ganz grundlos, aber hier gilt es, keine Furcht zu haben, denn es geht um zwei Menschenleben. Merken Sie auf. Nicht weit vom Haus, bei Nachbarsleuten, sind zwei fremde Bübli untergebracht, vier Jahre alt und zweieinhalb, Kostkinder, von einer Dorfgemeinde eines anderen Kantons für das übliche Kostgeld hierher versorgt. Aber die Kosteltern sind völlig gewissenlose Menschen: Hunger, Schläge, Unreinlichkeit, Zurücksetzung gegen die eigenen, schlechtgewöhnten Kinder — Milch von einer kranken Kuh und, wenn sie schreien, Einsperrung zu den Säuen im Schweinestall — so ist ihre Elternschaft. Ohne Fürsorge, ohne Reinlichkeit, wie man sie für das Vieh aufwendet, und ohne einen Funken Liebe. Und wie kann ein Kind ohne Liebe gedeihen?" Seine Stimme brach, seine Lippen wurden bleich, Schweiß stand auf seiner Stirn.

Josefine hatte sich aufgerichtet, kaum bezwang sie sich: „Man muß sie holen, sofort! Ich nehme sie mit heim zu mir — man muß!" rief sie erregt.

„Warten Sie! warten Sie!" sagte der Kranke, „hören Sie alles. Der Vater der Kinder, der leibliche Vater ist nicht von hier; er soll einen Einbruch verbüßen, befindet sich im Strafhause für lange Jahre. Die Mutter hat sich von ihm geschieden, Vermögen giebt es nicht — begreiflich! — so hat die Gemeinde die Bübli ausgethan.

Ich höre ihr Angstgeschrei alle Stund, da man sie plagt. Sie kommen zu meiner Mutter um ein Stücklein Brot, eine gelbe Rübe. Aber die Mutter ruft sie dann hinter die Thür oder in den Schopf, denn es darf's niemand sehen im Pflegehaus, man vergönnt's ihnen nicht. Wagt einer der Nachbarn etwas dawider zu sagen, so giebt's grobe Reden. Immer heißt's: Die Lausbuben sind in den Grund verderbt, das werden einmal auch Zuchthäusler, das schlimme Blut muß herausgeprügelt werden —"

In zorniger Aufregung unterbrach ihn Josefine: „Die rohen Unmenschen! Ja ja, so reden sie! Das ist ganz typisch, immer, ohne Ausnahme reden die Quäler so. Immer wälzen sie ihr Verbrechen auf die Kinder über, schreien, die Kinder seien schlecht. Und was das tollste ist — man glaubt's! Kinder von zwei, von vier Jahren sind schlecht, müssen mißhandelt, körperlich und moralisch zerdrückt, zu den Säuen gesperrt werden, weil sie schlecht sind! Ich habe einen Kerl gekannt, einen Schlosser aus Bayern, der brannte seinen neunjährigen Buben mit glühenden Eisen auf dem Rücken, um ihn zur Achtsamkeit zu gewöhnen! Es giebt Lehrer, die ihre Schüler mißhandeln, weil sie kurzsichtig oder schwerhörig sind. Es giebt Lehrer, die ihre Schüler töten, um sie gründlich zu bestrafen. Oh, wie ich die hasse!"

„Ja," sagte der Kranke tiefatmend, „ich hasse sie auch! Aber viel ist Mangel an Phantasie, meinen Sie nicht? Man sollte diesen Leuten auch die eigenen Kinder nicht lassen, sie taugen nicht zum Erziehungswerk."

Josefine war aufgestanden und ging unruhig umher. „Es thut mir körperlich weh, diese Vorstellung, daß die Bübli dort schmachten. In der Räuberhöhle. Lassen Sie mich hin. Auf den Armen trag' ich sie hinaus. Sie sind dann feig, die Quäler. Nicht eine Stunde mehr möcht ich sie dort lassen. Eine Stunde ist viel, wenn man gepeinigt wird. In den Stall zu den Säuen, sagen Sie? Aber sie können epileptisch werden vor Angst und Schrecken!" Sie hatte den Hut, ihr einfaches schwarzes Filzhütchen, vom Nagel genommen.

Aber der Kranke hielt sie ängstlich zurück. „Nicht! o bitte, nicht so! es ist unmöglich, sogleich dorthin zu gehen, ohne daß Sie meiner Mutter das größte Elend bringen," flehte er. „Ja, wenn's so leicht wäre, Abhilfe zu schaffen — aber das muß alles gesetzmäßig und überlegt geschehen! Die geben sich nicht leicht, die wollen ja das Kostgeld nicht verlieren! Und es darf nicht heißen, daß ich die Sache verraten habe, der Mutter halber darf es nicht sein. Ich hab auch lang gekämpft, ob ich schreiben darf. Im Dorf hängt halt alles zusammen. 's ist nicht wie in der Stadt. Wenn einer den Ackerwagen will, so geht er in meinen Schopf, ohne langes Fragen, und nimmt ihn, wann ich nicht daheim bin. Wenn einer etwa ein Blatt Papier, irgend einen Gegenstand nötig hat, so geht er in ein Haus, nimmt den Schlüssel, wenn keiner daheim ist, schließt Kisten und Kasten auf, holt sich heraus, was er braucht, und meldet's später einmal. Wir sind alle einander verpflichtet, wir sind alle einander nah. Aber dieses Verhältnis fordert auch Schonung der Fehler. Die Augen drückt man zu. Es ist schwer, zum Nachbar zu sagen: ‚Gottlos handelst du an anvertrautem Fleisch und Blut.' Die gute Mutter bringt's nicht fertig, es würd auch keinen Wert haben. Die rohen Leute taugen nicht zum Erziehungswerk, ich sagt's schon, man sollte ihnen auch die eigenen Kinder nicht anvertrauen. So pflanzt sich Roheit ohne Ende fort. Dann aber ertrug ich's nicht mehr, ich schrieb an Sie, von der ich so viel Gutes gehört, und gleich sind Sie gekommen! Ich kann Ihnen Ihre Liebe nicht vergelten! Gott segne alles, was Sie thun." Erschöpft schwieg er.

Die alte Frau mit den ausgeweinten Augen kam wieder herein, mit ihr der kräftige Geruch brennenden Reisigs. Sie blickte ängstlich von dem Sohn auf die Besucherin. „Nun, wissen Sie's dann? Mein Rudolf gab nicht Ruh; Tag und Nacht sind ihm die armen Bübli im Kopf gelegen. Aber mir ist angst um meinen Rudolf. So herzlose Leut, die unschuldige Kinder mißhandeln, können auch dem Rudolf —" Sie brach ab und seufzte aus schwerbedrückter Brust. Dann, während sie ein Tischtuch ausbreitete, blickte sie flehend zu Josefine auf: „Schonen Sie meinen Rudolf! Er hat keine Furcht, aber mir ist's fürchterlich angst bei der Sach. Wann jetzt Nachfrage kommt bei den Kost-

eltern, und sie wissen, daß der Rudolf —" Sie legte die runzeligen Arbeitshände zusammen: „Sie thäten ihn überfallen — er ist immer allein —, thäten da hereinkommen und ihm böse Grobheiten machen, ihn bedrohen — wohl gar —" Sie drückte ihre ausgeweinten Augen zu, als fürchtete sie, weiteres zu sehen, das da in diesem friedlichen, liebedurchwebten Stübchen geschehen könnte.

Ein gutmütiges Lachen vom Bett her ertönte: „Nun, so gar gefährlich ist's nicht! Aber die Mutter hat schon soviel um mich geweint — Vorsicht ist nötig, ihrethalben. Sie werden schon einen Weg finden, Frau Josefine, wo wir keinen wissen."

„Ich werde einen finden. Sie und Ihre liebe Mutter müssen ganz aus dem Spiel bleiben. Es muß ja gelingen," sagte Josefine warm.

In tiefer Rührung hatte sie zugehört. Die Offenbarung, die sie hier empfangen, überwältigte sie. Sie wird den Weg finden, ganz gewiß, in das Zuchthaus gehen, mit dem Gefangenen reden, mit dem Direktor der Strafanstalt, in seinem Namen die Kinder hier fortnehmen, es wird ja gehen. Aber was war ihr Thun gegen das dieses wunderbaren Schutzlosen, der noch schützend und warm das Ärmste umfaßte, das es auf Erden giebt: mißhandelte, gedemütigte Kinder, Kinder ohne Fürsprecher — wie leuchtete sein Bild sonnenumflossen, im reinsten Schein! Weder seine eigene Hilflosigkeit noch die Angst seiner Einzigen, Geliebten hatten ihn zu hindern vermocht, das auszuführen, was er für seine Pflicht erkannt: die Rettung dieser preisgegebenen Kleinen.

„Und war denn kein Gesunder da?" sagte Josefine, laut mit sich selber sprechend, händefaltend.

„Sie haben dann nicht Zeit," erwiederte er sanft, „überlegen's auch wohl nicht so; wenn man so daliegt, da sind die Gedanken reger, als wenn man mit den Armen schafft. Ich habe Zeit für alles," sagte er, „und die Phantasie, die es braucht."

Es klang nicht wehmütig und nicht bitter, und es durchschütterte die horchende Frau.

Mut und Kraft und Hoffnung strömt aus von dem Hoffnungslosen — Macht, eine gute, rettende Macht von dem Ohnmächtigen, fühlte Josefine.

„Sie kommen oft daher um einen Rat," sagte die Mutter, „mein Rudolf ist halt der Kopf vom ganzen Dorf, sag ich."

„Ja!" rief Josefine, ihr die Hand drückend, „das ist er gewiß."

Und vor ihrer erregten Phantasie erschien dies Dorf wie ein einziger Organismus. Viele Arme bewegte es, viele Muskeln, die sich rührten, aber hier, hier konnte sie das geheimnisvolle Leben des Hirns beobachten, das jenem dumpfen Treiben einen Sinn und ein Ziel verlieh.

Und wie sie weiter und weiter blickte, überschaute sie so die Erde, die ganze Erde, und sie war wie ein wüstes Durcheinander von Leibern ohne Kopf, die sich mit Fäusten und Waffen zu vernichten bemühten. Aber hier und da in dem Chaos glänzte ein heller Schein auf, derselbe Schein, der von Rudolf Fischers' bleichem Haupt ausstrahlte. Und jeder dieser hellen Punkte war eine fühlende Intelligenz. Und so blitzschnell die ganze Wunderwelt an Josefines Augen vorüberzog: doch entdeckte sie mit unendlicher Freude und Beruhigung, daß diese scheinbar isolierten Punkte durch feine, leuchtende Fäden miteinander verknüpft waren, und daß diese Fäden und diese Sterne ein harmonisch schönes Ganzes darstellten, Worte des Friedens und der allumfassenden Liebe über dem dunklen, ekken, wimmernden Chaos ...

„Sie schweigen, Frau Josefine," sagte der Kranke, „aber nicht wahr, Sie werden die ärmsten Bübli retten? Ich fühle mich so beruhigt, seit Sie da zu mir hereingetreten sind. Es geht von Ihnen eine Kraft aus und ein Mut und eine Hoffnung — gelt, Mutterli? Oh, das ist herrlich! Sie sind eine glückliche Frau."

„Ich werde die armen Bübli nicht mehr acht Tage dort lassen," sagte Josefine entschlossen. „Es wird ohne alle Belästigung für Sie gehen." Und dabei dachte sie unablässig: Kostbare, seltene Minuten, die ich hier verlebe! So groß ist der Mensch! So wohl thut es, einem großen Menschen zu begegnen. Was für ein Glück, daß ich gekommen bin.

„Glücklich sind Sie," sagte der Kranke, leise seufzend, „selber dürfen Sie handeln,

müssen nicht andere vorschieben. Das muß herrlich sein.“ Und mit einer leisen Schwärmerei im Ton fuhr er fort: „Wenn ich mir denke, daß Sie nun gehen, frei und leicht, ganz selbständig Ihrem freien, starken Herzen nach — wie ein Mann — und doch kein Mann, sondern ein Weib und mit dem Herzen eines Weibes — und die Welt, die Sie so nötig hat! Ich habe schon lange von Ihnen gehört — von Ihren Vorträgen — auch Ihre Schriften gelesen vom Recht des Kindes, das sonst nirgend ein Recht hat! Mir ist's jedesmal warm worden und der Mutter auch. Gelt, Mutterli? Ach, sprach ich das erste Mal, da finde ich eine Freundin. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit: Sie sind mir Freundin! Und jetzt — was sollte ich beginnen, ohne Sie, ich Hilfloser —“

Josefine beugte den Kopf wie unter einem Blütenregen. Eine leichte Betäubung überfiel sie. Von allen Seiten schwirrten die Blüten um sie, und es duftete so süß, so schmeichelnd ... Keine Einsamkeit mehr, Liebe über ihr Verdienst, o weit darüber hinaus, Verständnis, Freundschaft.

Und dann — in jähem Stimmungswechsel, den die Erregung hervorrief, gedachte sie der Qual aller dieser Monate, und sie begann zu weinen, unterdrückt zwar, aber dennoch hörte es der Kranke, den leisen schluchzenden Ton.

„Oh, oh,“ sagte er mit hellseherischer Sicherheit, „das war verfehlt! Ich habe nicht gefragt, was Sie angeht. Sie sind im Leid! Ja ja, Sie sind im Leid! Und ich habe Thorheit gesprochen.“ Sein Gesicht wurde ängstlich und traurig. „Was ist Ihnen geschehen? Wer kann Ihnen Leid zufügen, daß Sie weinen müssen?“

Josefine erschrak vor seinem Ton. Sie wollte sich zurückhalten, aber der quälende Drang, auf eine Minute ihre eigene Last einem anderen zuzuwerfen, übermannte sie: „Ich bin frei und gesund, zu gehen. Aber einen Sohn hab ich, — und er — nennen sie mich nicht glücklich!“ rief sie leidenschaftlich, „Sie sind glücklicher als ich.“

„Er ist vielleicht auch krank, Ihr Sohn?“ sagte die Frau Fischers mitleidig und sah voll Sorge auf ihres Rudolfs bebende Hände.

„Ach, wäre er so gesund wie Ihr Rudolf,“ rief Josefine schmerzgepeinigt, „ich wäre glücklich!“

Die ausgeweinten Augen in dem sonnenbraunen Gesicht der Bäuerin starrten sie mit vorwurfsvoller Überraschung an. Sie hatte nicht verstanden.

Josefine aber sah, daß sie grausam gewesen, denn der Kranke atmete heftig, als wehre er sich gegen etwas Drohendes.

„Nein,“ hauchte er schwach, „nein, nein, nein.“

Die Mutter ging an sein Bett, legte ihm die Hand auf die Stirn. Es schien, als bitte ihre Gebärde demütig um Erbarmen für den Sohn.

Eine stumme angstvolle Viertelstunde verging.

Die Wanduhr tickte mit metallisch hallendem Schlag — Schritte der Vorübergehenden, Kindergeplauder, das regelmäßige Klopfen kleiner Steine aufeinander ertönte — dann das liebkosende tiefe „gurr! gurr!“ von Tauben auf dem Fensterbrett draußen.

„Die Täubli wollen Futter!“ sagte Rudolf, wie erwachend. „Mutterli, gieb ihnen auch.“

Reuevoll und unruhig hatte Josefine dagesessen — nun sah sie erleichtert zu, wie die alte Frau das Fenster aufthat, und wie ihr die zwei zartblauen Tauben auf die körnergefüllten Hände flogen und pickten. Sie brachte die Zutraulichen dem kranken Sohn, und sie wichen kaum seinen streichelnden Händen aus, schlugen nur ein wenig mit den Flügeln und stiegen dann auf seine Bettdecke, um sich auch dort Futter zu holen.

„Verzeihen Sie nur meine Schwäche,“ sagte er bittend zu Josefine, „so ein Anfall ist allemal etwas Arges. Es schwindelt einem so sonderbar, es ist grad so, wie wenn ich auf dem Kopf stände. Oder das Bett kehrt sich um, und ich schwebe über einem Abgrund, falle nicht, finde aber auch nirgend Halt. Oft geht es eine ganze Nacht so — ich liege dann angeklammert und falle doch unaufhörlich, wie mir scheint.“

„Ich bin zu lang geblieben, verzeihen Sie mir!“ bat Josefine und wollte gehen. „Mir ist's jetzt angst, daß ich Ihnen geschadet habe.“

Aber nun baten Mutter und Sohn, daß sie noch bleibe, den nächsten Zug benutze.

„Ich habe immer viel Besuch, aber Ihr Kommen — das ist eine besondere Freude, das dürfen Sie mir nicht abkürzen, weil ich jetzt nicht brav gewesen bin! Aber nun werd ich schon.“

Und voll Stolz erzählte die Mutter, wie viel Briefe immer kämen „und Karten und Grüße jeden Tag für meinen Rudolf. Aus der ganzen Welt.“

„Die Schwerkranken und Unheilbaren sind auch eine Brüderschaft,“ lächelte Rudolf, „und wir schreiben uns, deutsch und französisch. Das ist ein Trost und ein Genuß. Vielleicht haben Sie, als Medizinerin, von dieser Einrichtung gehört. Sie zieht sich um die ganze Erde. So lebt man trotzdem mit. Und auch Gesunde schreiben mir. Ich habe liebe Freunde.“

Er griff in ein ganz niederes Bort, das zu rechter Hand über dem Bette befestigt war, und holte einen kleinen Stoß Briefe und Karten herunter. „Viele liebe Freunde,“ wiederholte er, „der liebsten einer ist der.“

Und er that mit der rechten Hand in die linke eine photographische Karte und schob das Bildchen Josefine auf der Decke hin, die eben die Tauben verlassen hatten.

Josefine nahm das Bild — zuckte zusammen, bückte sich, um näher zu sehen, und dann, mit durstigen Augen sog sie sich daran fest …

Es war Hovannessian.

„Sein Name ist Hovannessian,“ sagte der Kranke mit zärtlichem Triumph, „und das Bild kommt aus Persien, denken Sie nur! Ein Armenier und mein Freund! Wie kann das sein? Aber er war in Zürich vor sechs Jahren, und zweimal war er bei mir. Mein Arzt hatte ihm von mir erzählt, und darauf besuchte er mich. Der liebe, liebe Freund Hovannessian.“

Die Mutter Rudolfs trat hinter Josefines Stuhl, umfaßte zutraulich ihre Schulter und betrachtete mit ihr das Bildnis.

„Und ich seh's auch immer wieder gern, weil er mir so lieb ist! Ja, der ist uns ins Herz eingegraben, gelt Rudolf? Die Stadt ist Tabris, sag ich's richtig? Ach, wieviel hat er auch erzählt, wie er hier war! Da ist er gesessen, auf dem gleichen Sessel, und wir sind nicht müd worden zu hören, der Rudolf nicht und ich auch nicht. Wie man dort im fernen Land das Brot macht und den Wein und die Teppiche, und wie man tanzt, und wie die Frauen so verschleiert sind und kein Recht haben, und wie man sich Märchen erzählt, die erwachsenen Leut, denken Sie auch!“ Sie lachte mit kindlichem Wohlgefallen.

„Schöne Märli, wir haben's auch gern gehört, gelt Rudolf. Aber jetzt ist er dann ein Großer worden, schreibt sein Freund, wo auch manchmal an den Rudolf schreibt, Schulen gründet er, Schulen in Persien, für die Armenier, denken Sie. Aber einfach und arm ist er geblieben und geht noch immer im russischen Hemd, lueget Sie nur das Bild an.“ Und sie deutete eifrig auf die Photographie.

„Und ein Dichter,“ fiel der Kranke begeistert ein, „ja, das ist ein Mensch, wie ich sonst keinen kenne. Er dichtet das Leiden des unterdrückten Volkes, das die christlichen Völker von Europa hinschlachten lassen aus Freundschaft für die Türken, die sie morden. Aus Freundschaft — nein! aus Profitsucht! Ach!“

„Wenn man's nur lesen könnte!“ sagte die Mutter, und ihre geschwächten Augen bekamen Glanz, „es muß herzzerreißend sein!“

„Ja, es ist dann russisch! Schad dafür!“ Und mit einem sehnsüchtigen Seufzer setzte der Kranke hinzu: „Oh, daß ich ihn nur noch einmal sehen dürfte im Leben, den lieben, meinen lieben Hovannessian, Tag und Nacht möcht' ich ihm zuhören.“

„Gefällt er Ihnen nicht?“ fragte die Alte, jetzt völlig aufgelebt und beglückt; „gelt, er ist ein edler Mann? Ja, und wann ich hundert Jahr alt werde, nimmer vergeß ich's, wie er da saß und erzählte und so gut mit dem Rudolf war.“

Der Kranke faltete die Hände: „Er lebt, und Gott ist mächtig in ihm,“ sagte er mit hingerissener Stimme, „und mir ist's ein Trost, daß ich ihn in der Welt weiß … Ach, daß Sie ihn nicht kennen, Frau Josefine! Sie hätten sich auch verstanden, Sie zwei! Wieviel Gemeinsames, wieviel Ähnliches.“

In ihrer Begeisterung war es weder Mutter noch Sohn aufgefallen, daß Josefine ganz verstummt war.

Sie aber saß auf dem Stuhl, auf dem einst er gesessen, und hörte aus dem Munde reiner Liebe wiedererzählen, was er auch ihr erzählt, und sie fühlte seine Gegenwart hier so deutlich, daß Schauer auf Schauer sie überrann.

„Sie müssen dann einmal seine Briefe lesen," sagte Rudolf, und ein zärtlicher Jubel war in seiner Stimme, „wenn Sie wieder kommen. Sie nehmen auch schon teil an ihm, ich fühl es. Ach ja, gewiß, Sie lieben ihn auch schon."

„Ich liebe ihn," erwiderte Josefine, und wieder fühlte sie den Blumenregen leise und duftend über sich herunterfallen, und sie schloß die Augen und lächelte: was für ein schöner Traum.

Eine kleine Weile stand sie noch an Rudolfs Bett, der fest ihre Hände hielt.

„Die Kinder werden Sie retten," sagte er. „Oh, Dank Ihnen! Schönes haben Sie mir gebracht, Unverlierbares. So dankbar lassen Sie mich zurück, so beruhigt. Ich vertraue auf Sie für die armen Bübli! Und noch etwas ... Als Sie weinten, zuvor, da fand ich kein Wort. Zu tief — litt ich — mit Ihnen. Nun ist mir eins eingefallen, und ich bitte, nehmen Sie es mit. Es ist aus dem Augustinus: ‚Ein Sohn solcher Thränen kann unmöglich verloren gehen!' Gott segne Sie! Gedenken Sie daran: ‚Ein Sohn solcher Thränen kann unmöglich verloren gehen!' Gott segne Sie und segne alles, was Sie thun!"

* * *

Von Segenswünschen und Abschiedsgrüßen umflattert, von der alten Frau noch geleitet, trat Josefine auf die Dorfstraße hinaus.

„Kommen Sie wieder zu uns! Kommen Sie wieder!" bat die Frau mit den ausgeweinten Augen, und ihre Hände wollten Josefines nicht loslassen. Und als sie endlich fortgegangen war, die Straße hinab, sah sie noch immer die alte Frau stehen im blauen Kattunjäckchen, wie sie die Augen mit der Hand schützte und ihr nachblickte.

Im warmen Frühlingssonnenschein, der breit auf der stillen Dorfstraße lag, ging sie mit schwingendem Schritt entlang. Es war ihr wunderbar froh zu Mut, und je weiter sie ging, um so mehr vertiefte sich dies ganz neue Wohlgefühl. Ist die Welt so schön? Ist das Leben so reich? Und diese Erde, die von neuen Kräften bebt, ist dies mein Boden? mein Wohnort? mein Aufenthalt? Aber das ist ja alles so reizend, so traumschön, so jung, so nie gesehen! Wo bin ich denn?

Sie schritt über das Brückchen und sah das glatte grüne Wasser ziehen, mit Goldfunken überstreut.

Sie schritt querfeldein und sah mit trunkenen Blicken das Sonnenglitzern auf der jungen grünen Saat, auf der kein Schneestäubchen mehr lag. Alles funkelte und blitzte und leuchtete, und ihr Herz schlug ungestüm, und immer schneller wurden ihre Schritte. Erneuerung! fühlte sie, und das Wort durchzuckte sie wie ein belebender Kuß.

Wiedergeburt, fühlte sie, und es schien ihr, daß sie emporsteige aus einem dunklen Grabe, mit zitternden Augenlidern, mit ängstlich an den Leib geschlossenen Armen. Empor, empor, in die frischen, feuchten, veilchenduftenden Frühlingslande, mit der Sonne über dem Scheitel und mit Freundesrufen von allen Seiten.

Hier ist meine Welt, fühlte sie, hier sind die Meinen! Hier, diesen gehöre ich — endlich, endlich habe ich gefunden.

„Hovannes," sagte sie vor sich hin, und ihre Lippen küßten seinen Namen, und ihr Herz stürmte, daß sie gesagt, dort gesagt: „ich liebe ihn."

Ja! ja! In Ewigkeit! In Ewigkeit! „Er lebt, und Gott ist mächtig in ihm," wiederhallten in ihr Rudolfs Worte, und auch ihre Hände falteten sich. In ihm liebe ich das Leben, fühlte sie, oh welcher Reichtum, welche Fülle, wie unerschöpflich reich bin ich selbst!

Ja, ich lebe, ich lebe wirklich. Ich habe gekämpft, ich habe gefühlt, ich habe gedacht, ich habe teilgehabt an den Gedanken meiner Zeit, ich bin ein Mensch!

Aber wo war meine Hoffnung? Hatte ich eine Hoffnung? War nicht alles nur Arbeit, Arbeit, Arbeit, Opium, um die Schmerzen zu betäuben, die Schmerzen und die Öde und die Hoffnungslosigkeit?

Aber nun — nun hab ich das heilige Land gesehen.

Nun funkelt über mir der schöne Himmelsstern, und trostreich ist sein Glanz.

Die große Güte — die ursprüngliche Schönheit der Menschennatur — sie ist Wahrheit, kein Traum — sie, sie allein ist Wahrheit, und einmal, einmal wird sie die Welt besitzen.

Und eifrig und glücklich begann sie, während sie schneller und schneller durch die sprossenden Saaten schritt, überall in dem, was sie bis jetzt erlebt, in den Menschen, die sie gesehen, in dem gesamten Menschheitsausschnitt, der ihr bis jetzt zugänglich gewesen, das Gute zu suchen.

Und — o Wunder — nun war es überall! Ja, es schien schamhaft, es verbarg sein errötendes Antlitz, es schien fast, als ob die Menschen sich schämten, ihre Güte zu zeigen. Aber es war überall, und es herrschte im stillen und machte alles wieder gut.

Aus dem Moder des Elends, des Unrechts, der Schmach brach es hervor in tausendfältigen Blüten, in allen Farben des Regenbogens. Selbst das, was am härtesten macht, Gewalt, Besitz, Dienst, bevorzugte Stellung, Wohlleben, war nur eine harte Rinde, aber gleichwohl durchdringlich für die Gewalt des Guten. Auch diese Rinde spaltete sich oft und oft, und auch aus diesen starren Stämmen brachen die zarten Blättchen, die freundlichen Blumen hervor.

Als seien ihr plötzlich neue Organe gesproßt, das überall verbreitete Gute wahrzunehmen — so war ihr zu Mut.

Und wieder sah sie jenes weite, großartige Bild vor Augen, das ihr in des Kranken stillem Stübchen so wunderbar das Herz geweitet und erhoben hatte.

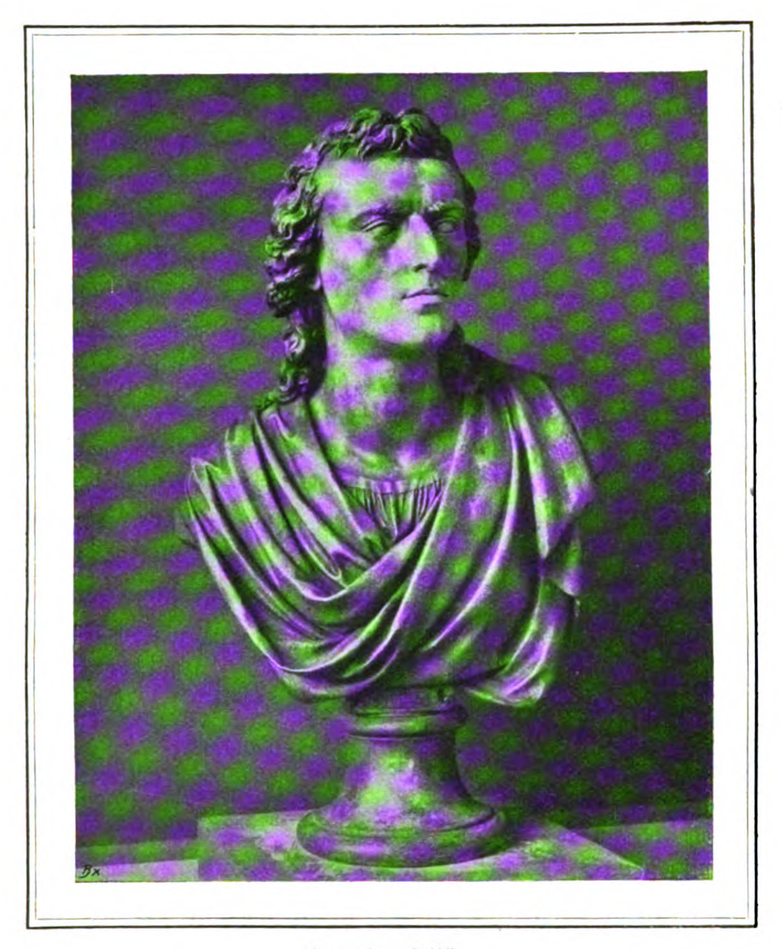
Aber es war nicht mehr wie zuvor geschieden in Finsternis und Licht, nicht mehr so grell.

Auch über dem entsetzlichen, wüsten, eklen Chaos der gegeneinander erhobenen Fäuste und Schwerter lag schon jener zarte Schein, der der Morgendämmerung vorausgeht, und dieser Schein, unsicher und zitternd, floß zusammen aus Millionen und Millionen unsichtbarer Quellen. Das Heer der Sterne aber, das über jenem Chaos stand, war ein so starkes, unübersehbares Lichtmeer geworden, daß es unmöglich war für menschliche Augen, hineinzusehen.

Sie hängen alle zusammen, fühlte sie, mehr Licht in einem, weniger im anderen — es wird alles ausgeglichen! Wie schön! o wie schön!

Und mit schwingenden Schritten und stark vor Freude und Hoffnung ging sie geradeswegs in den Glanz hinein.





Danneckers Schiller.
Gipsabguß der lebensgroßen Büste, von Dannecker mit Gewandung versehen, im Großherzoglichen Museum zu Weimar.
(Nach einer Photographie von K. Schwier in Weimar.)

Danneckers Schillerbüsten

Mit Benutzung von Danneckers ungedrucktem Nachlaß auf der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart

Von

Rudolf Krauß.

Von den vielen Künstlern, die Schillers Bildnis zu seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode durch Pinsel oder Meißel der Nachwelt überliefert haben, hat keiner in so glänzender Weise seine Aufgabe zu lösen gewußt wie Johann Heinrich Dannecker, der erste, der das Dichterhaupt aus Marmor gehauen hat. Er hat zunächst das grundlegende Erfordernis, die Wahrung der Lebenstreue, erfüllt. Aber er hat sich nicht daran genügen lassen, auf rein naturalistischem Wege vollkommene Porträtähnlichkeit anzustreben: er hat zugleich die Größe und den Adel echt hellenischer Kunst über sein Werk ausgegossen und hat seinen Helden in dem Sinne idealisiert, daß jedem Beschauer

aus diesen Zügen die geistige Eigenart des Abgebildeten sofort aufs überzeugendste und notwendigste einleuchtet. Das war für die noch stark im Zopfigen befangene Porträtkunst jener Epoche geradezu eine befreiende That. Die Zeitgenossen, Goethe an der Spitze, haben an dem Danneckerschen Schiller vor allem die Ausführlichkeit gerühmt, und mit dem seltenen Worte ist in der That der Kernpunkt getroffen. In diesem Bilde steht Zug um Zug alles, was für den Dichter charakteristisch ist: seine stählerne Energie, seine feurige Begeisterung, aber auch seine wechselnden Lebensschicksale, das Gute, das er genossen, die Leiden, die er ausgekostet. Eine solche wunderbare Ähnlichkeit im höheren, ja im höchsten Sinne haben alle anerkannt, die Danneckers Büste nach persönlicher Kenntnis des Dichterkopfes beurteilt haben, und alle wiederum, die Schiller nicht mehr von Angesicht zu Angesicht geschaut, haben die Vorstellung, die sie sich nach seinen Geistesthaten von seinem Äußeren machten, durch die Leistung unseres Meisters stets in überraschender Weise bestätigt gefunden. Ihm hat eben warme Liebe die Künstlerhand geführt, eine Liebe, die nicht bloß aus der Bewunderung für Schillers Genie entsprungen ist, vielmehr aus einer bis in die Jünglingstage zurückreichenden Freundschaft von Angesicht zu Angesicht, von Herz zu Herz.

Dannecker, der Sohn eines Stallknechts am württembergischen Hofe, Schiller, der Sohn eines Chirurgen, der sich thatkräftig zum Offiziersrang durchgearbeitet hatte, beide Kinder des Volkes, beide unbemittelt, waren zugleich auf herzogliche Kosten in der großen Erziehungskaserne Karl Eugens von Württemberg, der eine, nachdem ihn seine auffälligen Talente der Tänzerzukunft entrückt hatten, zu einem künstlerischen, der andere zu einem gelehrten Berufe herangebildet worden. Dannecker war mit zwölf Jahren am 2. April 1771 in die Karlsschule aufgenommen worden, der dreizehnjährige Schiller fast zwei Jahre später, am 16. Januar 1773. Beide wurden an demselben Tage, am 15. Dezember 1780, der eine als Regimentsmedikus, der andere als Hofbildhauer, aus der Akademie entlassen, in der sie also acht Jugendjahre gemeinsam verbracht hatten.

Es währte geraume Zeit, bis sie sich näher traten; schon der verschiedene Studiengang, die Zugehörigkeit zu verschiedenen Berufsabteilungen mußte sich trennend zwischen beide stellen. Schiller gehörte bereits einige Jahre dem Institute an, als er auch mit Zöglingen der Künstlerklasse engere Fühlung gewann, vor allem mit Dannecker. Nun gestaltete sich das Verhältnis zwischen beiden rasch herzlich. Wir haben auch ein äußeres Zeugnis dafür. Auf der Skizze, durch die der Maler Viktor Heideloff die bekannte Vorlesung der „Räuber“ im Bopserwalde bei Stuttgart festgehalten hat, ist Dannecker den Vertrauten des jungen Dichters eingereiht; sein Auge hängt, nach Richard Weltrichs Ausdeutung des Bildchens, „gutmütig staunend, die Zukunft wägend“ an Schiller.

Auch in den zwei folgenden Jahren, die nach dem Abgang von der Akademie beide gemeinsam in Stuttgart verbrachten, blieben sie in nahem Verkehr. Dann riß sie das Leben auseinander, und elf Jahre lang sahen sie sich nicht, hörten nur voneinander durch Vermittelung dritter. Als aber Schiller im August 1793 nach Schwaben kam, um dort die neun nächsten Monate zu verleben, erneuten die Jugendgefährten den alten Freundschaftsbund. Anfang September siedelte der Dichter von der Reichsstadt Heilbronn, wo er vorsichtigerweise zuerst Aufenthalt genommen hatte, auf württembergisches Gebiet nach Ludwigsburg über. Von hier aus besuchte er häufig Stuttgart, und die Zeit von Mitte März bis zu seiner am 6. Mai 1794 angetretenen Heimreise brachte er ganz in der Hauptstadt zu. Der kleine Kreis von Künstlern und Kunstfreunden, in dessen Mittelpunkt Dannecker und sein Schwager Heinrich Rapp standen, bildete seinen liebsten Verkehr; die Stunden, die er in dem Atelier des Freundes verplauderte, gehörten zu den genußreichsten seines Stuttgarter Aufenthalts. Und er schöpfte daraus reichen geistigen Gewinn, indem ihm jetzt erst das volle Verständnis, die wahre Freude an den bildenden Künsten aufging.

Der Bildhauer aber begann in dem von Schiller bewohnten Gartenhaus den Dichter zu modellieren. Am 17. März 1794 steckte Dannecker jedenfalls schon mitten in der Ar-

beit. In dem Briefe an Körner vom 23. April 1794 rühmte Schiller die Vortrefflichkeit der Büste und bedauerte nur, daß er sie nicht früher habe anfangen lassen, denn nun könne sie vor seiner Abreise nicht mehr fertig werden. Dannecker selbst erzählte später mit Vorliebe, wie er einmal bei Schiller eingetreten sei, als dieser über seiner Arbeit — es war wohl der „Wallenstein“ — eingeschlafen, und wie er nun die einzelnen Teile des Kopfes im Original und in der nahezu fertigen Büste miteinander durch den Zirkel habe vergleichen und sich von dem vollständigen Zusammentreffen der Natur und des Bildes überzeugen können. Dennoch befriedigte ihn das Werk anfangs nicht völlig. Zu Schillers Schwägerin, Karoline von Wolzogen, sagte er nach der Vollendung mit Thränen in den Augen: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe.“ Aber er wurde bald anderer Meinung und erklärte selbst, wie ein Narr in die Büste verliebt zu sein, hielt sie für die beste Arbeit, welche er je gemacht habe. Um keinen Preis wollte er sich davon trennen, sie vielmehr heilig halten, so lange er lebe; nach seinem Tode bekomme sie sein bester Freund, falls sie Schiller nicht selbst wünsche. Und wirklich blieb die Modellbüste in Danneckers Atelier. Goethe, der sie dort bei seinem Stuttgarter Aufenthalt im Jahre 1797 sah, sprach davon Schiller gegenüber in Ausdrücken hoher Bewunderung.



Danneckers Schiller.
Original der lebensgroßen Büste in Marmor auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.
(Nach einer Photographie von F. u. O. Brockmanns Nachf., R. Tamme, in Dresden.)

Nur dieses **eine** Originalmodell hat Dannecker von Schiller nach der Natur entworfen, und dieses legte er sämtlichen Bildnissen zu Grunde, die er später von dem Dichter fertigte, weshalb auch alle trotz Verschiedenheiten in Auffassung und Ausführung dasselbe charakteristische Gepräge tragen und zusammenhängend beurteilt werden dürfen. Wenn von Zeit zu Zeit Gerüchte von da und dort angeblich existierenden weiteren Originalen auftauchen, so beruhen solche lediglich auf Verwechselungen mit alten Abgüssen.

Sofort nach Vollendung des Thonmodells ließ Dannecker behufs Vervielfältigung davon

eine Form anfertigen; das erste Exemplar sollte Schiller zum Geschenk erhalten. Aber der Former zeigte sich ungeschickt, und der Meister mußte viel Mühe und Zeit auf die Ausbesserung des Abgusses verwenden, mit dem er doch Ehre einlegen wollte. Erst am 22. September 1794 konnte er die Gipsbüste nach Jena absenden. Er legte ein längeres Begleitschreiben bei, worin er Schiller über die Behandlung des Werkes genaue Verhaltungsmaßregeln gab. Am 5. Oktober bedankte sich Schiller für die Gabe mit begeisterten Worten der Anerkennung: „Die Büste ist glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt, und ich kann dir nicht genug für die Freude danken, lieber Freund, die du mir damit gemacht hast. Ganze Stunden könnte ich davor stehen und würde immer neue Schönheiten an dieser Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes von Skulptur vorgekommen ist." Jener Gipsabguß der lebensgroßen Schillerbüste ging später an den ältesten Sohn des Dichters, den württembergischen Oberförster Karl von Schiller, über und wanderte also nach Schwaben zurück. Heute befindet er sich im Besitze einer Frau Lanz, geb. Locher, in Mannheim, einer Verwandten der verstorbenen Frau Oberförster von Schiller, gleichfalls einer geborenen Locher.

In dem erwähnten Brief an Dannecker vom 5. Oktober 1794 bat Schiller den Meister, einen weiteren Abguß der Büste für Körner herzustellen und diesem direkt nach Dresden zuzuschicken. Am 3. Dezember 1794 versprach Dannecker Erfüllung des Wunsches, so daß unser Dichter am 19. Dezember an Körner berichten konnte: „Meine Büste erhältst du nun gewiß und vielleicht, eh ein Monat vergangen ist." Doch erlitt die Angelegenheit noch eine unerwartete Verzögerung, da der Abguß verunglückte. Zu Anfang des Frühlings 1795 traf das Kunstwerk endlich in Dresden glücklich ein. Auch dort gefiel es außerordentlich, so daß Körner sogar daran dachte, Dannecker einen Ruf nach Dresden zu verschaffen. Schiller versprach sich jedoch davon keinen Erfolg, da der Künstler schon aus Dankbarkeit gegen das Haus Württemberg Stuttgart nicht verlassen werde.

Bei den beiden besprochenen Gipsabgüssen für Schiller und dessen Freund Körner blieb es natürlich nicht. Auch der Vater des Dichters erhielt alsbald eine Ausfertigung der Büste. Außerdem wurde noch eine beschränkte Anzahl weiterer Exemplare hergestellt, die der Meister selbst überarbeitete oder doch in seinem Atelier durch Schüler überarbeiten ließ. Noch heute werden solche in manchen schwäbischen Familien wie Heiligtümer verwahrt, begreiflicherweise von der Zeit angegriffen, zum Teil durch Ölanstrich verunziert. Einen gewissen Wert verleiht ihnen der Umstand, daß von dieser Büste keine unmittelbaren Gipsabgüsse im Handel sind. Merkwürdig ist das Exemplar in Gips, welches das Großherzogliche Museum in Weimar von der Großherzoglichen Bibliothek 1884 übernommen hat. Es hat — im Gegensatz zu der lebensgroßen Marmorbüste und den übrigen Gipsabgüssen — antike Gewandung, die wohl auf besonderen Wunsch des Bestellers hinzugethan ward. Die Behandlung des Gewandes rechtfertigt die Annahme, daß Dannecker dieses Exemplar selbst ausgearbeitet hat.

Im Gefühle wohlgethaner Arbeit hatte Dannecker beschlossen, seine Schillerbüste in Marmor auszuführen, und sich im August 1794 dazu carrarischen Marmor aus Italien bestellt. Schon mit der Absendung des Gipsabgusses an Schiller machte er diesem von seiner Absicht Mitteilung: hundert Louisdors sei der Preis. Er habe sich hin und her besonnen, ob es nicht wohlfeiler zu machen sei, allein die vielen Feinheiten in dem Kopf und die Arbeit in den Haaren sagten ihm schon im voraus, daß er viele Zeit dazu brauchen werde. Schiller solle ihm schreiben, ob er jemand wisse, der das Bild in Marmor besitzen wolle; er könne jeden versichern, daß er nicht um das Brot arbeite. Der Dichter antwortete aufmunternd und fügte bei: „Wenn meine Gesundheit mich nicht hindert, eine Arbeit auszuführen, mit der ich jetzt umgehe, so gönne ich die Marmorbüste niemanden anders als mir selbst." Im Briefe vom 3. Dezember 1794 versicherte dann der Meister Schiller nochmals in rührenden Worten, daß er seine ganze Kraft an die würdige Vollendung des Werkes setzen werde; jeder müsse sagen: „Es ist gut, und es ist

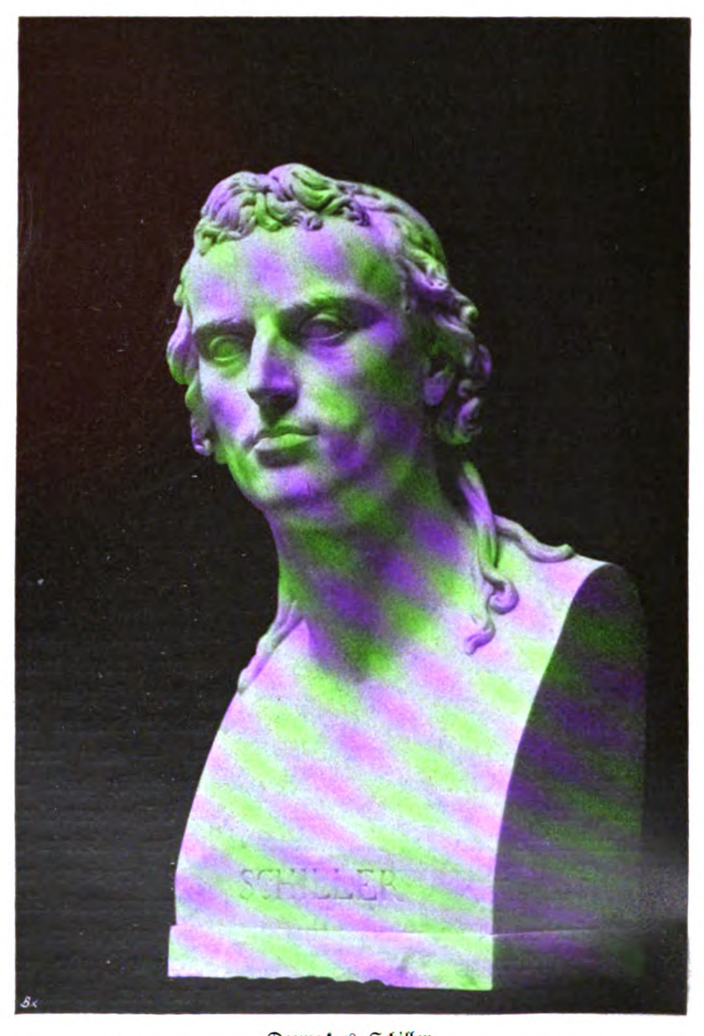
nicht eines jeden Sache, so ein Bild zu machen." Lieber wolle er sterben, als der Welt nicht gezeigt zu haben, daß er verdiene, Schillers Bild gemacht zu haben.

Es ist ein weit verbreiteter, auch in sonst zuverlässige Handbücher, wie die Allgemeine Deutsche Biographie, übergegangener Irrtum, daß Dannecker wirklich alsbald die Marmorbüste vollendet und Schiller zum Geschenk gemacht habe. Die Arbeit daran konnte zunächst gar nicht begonnen werden, weil der bestellte Marmor ausblieb. Noch am 6. April 1796 klagte Dannecker, die Carrariner wollten der Franzosen wegen sich nicht getrauen, etwas abzuschicken. Dagegen konnte er am 25. Juni desselben Jahres dem Freunde nach Jena melden, daß er den carrarischen Marmor nunmehr erhalten habe; er sei von der schönsten Art und dem Anschein nach auch ohne Flecken. Dannecker wiederholte gleichzeitig die Anfrage, ob er das Brustbild für Schiller selbst aushauen dürfe, oder ob dieser einen anderen Liebhaber wisse. Schiller scheint auf diesen Brief nicht geantwortet zu haben; wenigstens ist in seinem Kalender nichts von einer Antwort an Dannecker eingetragen. Auch jetzt rückte die Arbeit an der Marmorbüste nur langsam vorwärts. Was die Schuld daran trug, läßt sich nur vermuten. Ein fester Käufer fehlte ja noch immer. Außerdem mochten die anderen Aufträge und Bestellungen, die sich dazwischen schoben, keine rechte Stimmung aufkommen lassen. Auch sonst gab es immer wieder Abhaltungen genug, und erst Schillers Heimgang führte den verhältnismäßig raschen Abschluß herbei. In dem bekannten Brief, den er unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht an Wolzogens richtete, heißt es: „Schillers Porträt habe ich beinahe schon fertig in Marmor. Das Gesicht und Hals ist fertig, und ich habe es mit Liebe gemacht und hat schon lang in meinem Atelier einen Namen als Zierde desselben; es wird mir wehe thun, mich davon zu trennen, aber wenn es in die Familie, in Schillers Familie kommen sollte, so wird es mich freuen." Am 4. August 1805 stellte er Wilhelm von Wolzogen die Vollendung auf das nächste Frühjahr in Aussicht.

Die Hinterbliebenen Schillers sehnten sich in der That danach, das Marmorbildnis in Lebensgröße ihr eigen zu nennen, und einigten sich mit dem Künstler über den Erwerb. Am 12. März 1806 endlich konnte dieser Wolzogens melden: „Den 8. März habe ich die Büste von Schiller über Nürnberg abgeschickt, ich hoffe, daß sie ohne allen Schaden ankommen wird. Mich soll es unendlich freuen, wenn man damit in Weimar zufrieden ist; ich glaube, daß diese Büste für die Familie am interessantesten sein wird, weil sie so streng nach der Natur verfertigt ist." Diese Büste — sie trägt auf der Rückseite die Inschrift „Dannecker ft. 1805" — blieb im Weimarer Schillerhaus bis zum Tode Charlotte von Schillers (1826). Ursprünglich hatte des Dichters jüngerer Sohn Ernst die Absicht, sie mit sich nach Köln zu nehmen. Da aber Großherzog Karl August von Weimar den Wunsch hegte, sie für seine Bibliothek zu erwerben, wo damals Schillers sterbliche Überreste vorübergehende Aufnahme fanden, traten die Schillerschen Erben sie dem Fürsten um den Preis von zweihundert Dukaten ab. Der Schädel des Dichters — oder wenigstens ein Schädel, den man dafür hielt — wurde im Postamente der Büste verwahrt, bis er ein Jahr später mit den Gebeinen in der Weimarer Fürstengruft beigesetzt ward. Das lebensgroße Marmorporträt Schillers blieb aber auf der Großherzoglichen Bibliothek, der es noch heute zur Zierde gereicht. Gipsabgüsse davon zu nehmen, ist bis jetzt nicht gestattet worden.

Die Kunde von Schillers Tod gab Dannecker, wie sie die Vollendung der lebensgroßen Marmorbüste beschleunigte, auch alsbald den Gedanken zur Kolossalbüste ein. In seiner Antwort an Wolzogen vom 28. Mai 1805 verlieh er seinem Schmerz und seinem Willen, dem großen Toten ein würdiges Gedächtnismal zu schaffen, ergreifenden Ausdruck: „Ihr Brief erschreckte mich nun ganz, ich fürchtete mich ihn zu lesen, fing an und warf ihn bei der ersten Zeile weg. Ach Gott! das ist hart. Ich wollte weiter lesen und konnte nicht, endlich nach einiger Zeit nahm ihn mein liebes Weibchen und las ihn mir in tiefsten Schmerzen vor. Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in

den Sinn: ich will Schiller lebig machen; aber der kann nicht anders lebig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Eine Idee jagte in seinem Hirn die andere. Er wollte ihn als Terme machen. Auch ein Monument sei tauglich, vielleicht in das ernste Piedestal einer Muse, die Melpomene trauernd en bas relief, hineingesetzt. Er hegte die geheime Hoffnung, die Kaiserin von Rußland werde vielleicht das Denkmal auf ihre Kosten anfertigen lassen. Dann tauchte der Gedanke auf, die Büste in einem tempelartigen Raum aufzustellen, wobei Beleuchtung von oben herab die Hauptsache sei. Länger hielt Dannecker an der Idee einer Nationalsubskription fest. Zweihundertzwanzig Pränumeranten sollten gewonnen werden, jeder einen Louisdor zahlen und jeder für seinen Einsatz einen Gipsabguß der lebensgroßen Schillerbüste erhalten. Die Kolossalbüste in Marmor sollte unter die Pränumeranten verlost werden. Der Gewinner könne sie für sich behalten oder nach Weimar stiften. Doch ließ er auch diesen Plan wieder fallen. „Auch ist's wider mich," schrieb er am 5. Januar 1806 an Wolzogen, „ich spüre es täglich mehr, um Schiller darf nicht das Los gezogen werden."



Danneckers Schiller.
Original der Kolossalbüste in Marmor im Kgl. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart.
(Nach einer Photographie von H. Brandseph in Stuttgart.)

Inzwischen hatte sich Dannecker zu dem Werke auf eigene Faust carrarischen Marmor verschrieben und damit begonnen. Einen Abguß der Totenmaske vermochte er trotz eifriger Bemühungen dazu von Weimar nicht zu bekommen. Dennoch rückte die Arbeit rasch vorwärts. Am 4. August 1805 konnte er Wolzogens melden, die Kolossalbüste sei bereits ebauchiert (umrissen). Er hoffe sie zugleich mit der lebensgroßen auf künftiges Frühjahr fertig zu bringen. Auf alle kühnen Denkmalsentwürfe, auf alle Ausschmückungen und Zuthaten wurde schließlich Verzicht geleistet: die Büste wurde als einfaches Brustbild ohne Gewandung etwa im Maßstabe doppelter Lebensgröße ausgeführt. Dem Zwecke der Apotheose entsprechend, erhielt sie eine freiere Behandlung als das lebensgroße Porträt. Sie zog eine unzählbare Menge von Beschauern und Bewunderern

in das Atelier des Künstlers und imponierte, wie er selber Wolzogens meldete, schon in ihrer Ebauche.

Ende November 1805 besuchte Kurfürst Friedrich von Württemberg, der in einer Art von dynastischer Pietät auf Schiller zeitlebens gegrollt hat, Danneckers Künstlerwerkstatt. Hören wir über das Gespräch, das sich zwischen dem Monarchen und dem Bildhauer entspann, Danneckers eigenen Bericht. „Wie er Schiller so groß sah, sagte er: ‚Potztausend, wie groß! Aber warum so groß?‘ — Ich: ‚Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein.‘ (In einem fermen Ton gesprochen, die beide Arme gestreckt, so daß das Innere der Hände en face kam.) — ‚Aber was wollen Sie damit machen?‘ — Ich: ‚Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen, und sollte ich ein Terrain kaufen, das nur so groß (dabei machte ich mit beiden Armen die Bewegung, welche das Maß von 4 bis 5 Fuß einnahm) wäre, um Schillers Büste aufzustellen.‘ Er lächelte und sagte: ‚Sie müssen ja ein guter Freund von ihm gewesen sein!‘ — ‚Ja, Ihr Durchlaucht, von Jugend auf,‘ war meine Antwort mit Nachdruck. Auch habe ich ganz einen runden Ton angenommen; ich glaube, den Grund wohl angeben zu können, warum ich so gleich gestimmt war.“ Nach einer anderen Überlieferung soll der König, auf die zürnende Falte in der Stirn deutend, bemerkt haben: „Da sitzen die ‚Räuber‘,“ worauf Dannecker, den Mund bezeichnend, entgegnet habe: „Und hier die Elisabeth“ (im „Don Carlos“).

Am 3. März 1809 schrieb Scharffenstein, der bekannte Jugendfreund Schillers und Danneckers, an letzteren von Heilbronn aus folgendes:*

Wie sehne ich mich, deine „Ariadne“ zu sehen! Und ach, warum kann deine Existenz solchen idealen Schöpfungen nicht einzig gewidmet sein! Daß du Schillers Büste gemacht hast, lasse ich gelten. Dieses Porträt ist durch große, unsterbliche Ideenassociationen des besten Meißels wert. Diese Büste muß ohnehin an sich viel auffallendes Sprechendes haben. Schillers Hals war lang und sehr schön, sein Mund trug auch in der Ruhe das Gepräg der Begeisterung besonders durch ein angenehmes, ausdrucksvolles Hervorragen der Unterlippe. Seine gebogene Nase war dünn, bloßer Knorpel und sah aus beinah wie eine Hippokratische Nase. Seine Augen klein, in einem roten Rande tief liegend. Seine dicht darauf schattende, nicht gebogene, gegen die Nasenwurzel inklinierende Augenbrauen hatten einen ungemeinen seelenvollen Ausdruck von innerem Leben. Aber hast du die ganze Figur in einer Schäferstunde der Inspiration gesehen, wenn der Gott in ihm seine Brust hob und es ihm von den Lippen strömte? Es war zu affektvoll, um schön zu sein, auch war seine Stimme widerlich, abwechselnd hohl und kreischend, er sah überhaupt mit seinem blassen Gesicht, mit seinen feuersprühenden, rot umgrenzten Augen, mit seinem in Unordnung wallenden roten Hauptbaar wie ein Geist. — Wie geizt nun die Welt, oft kleinlich, nach Reliquien dieses Mannes, dieses fürwahr einzigen großen Geistes, der in alle Dimensionen der menschlichen Seele hinab-, hinaufstieg, der ihre größten, feierlichsten Momente in Gemälden voll ergreifenden Zaubers fixierte, und wer wäre kompetenter als ich, der interessantesten Periode seines Lebens, seines Werdens, seiner Gärung aufmerksam zu folgen!

Im Herbst 1810 verbrachte Schillers Witwe mit ihren beiden Söhnen sechs Wochen in Heidelberg, wo der ältere, Karl, seinen forstwissenschaftlichen Studien obliegen sollte. Von hier aus reiste sie mit den Jünglingen auf fünf Tage nach Stuttgart, einer herzlichen Einladung Danneckers zur Besichtigung der Kolossalbüste folgend, wozu eine mächtige Sehnsucht in ihrem Herzen aufstieg. Die Reise durch das Württemberger Land an all den Erinnerungsstätten vorüber brachte ihr den unersetzlichen Verlust, den sie erlitten, wieder fühlbarer als je. Aber unter dem Eindruck der großen Liebe, die der teure Tote in Stuttgart genoß, und an der die Hinterbliebenen in reichem Maße nun teilnehmen durften, verlor sich ihre schmerzliche Stimmung allmählich. Sie wohnte im Hause von Danneckers Schwager Rapp, in dem einst auch Goethe gern geweilt hatte. Sie verlebte die fünf Tage ganz in der Kunst. Viermal besuchte sie Danneckers Atelier, und zweimal beleuchtete er ihr die Kolossalbüste. Das Kunstwerk übte auf sie eine überwäl-

* Obwohl Scharffenstein im „Morgenblatt“ 1837, Nr. 58, das Äußere des Dichters abgeschildert hat (vgl. dazu Richard Weltrich: Friedrich Schiller. I, S. 323 bis 328), sind diese — soviel ich sehe, bis jetzt noch ungedruckten — Mitteilungen doch schon darum von unvermindertem Interesse, weil sie nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen und fast zwei Jahrzehnte vor jenem Aufsatz im „Morgenblatt“ niedergeschrieben worden sind.

tigende Wirkung aus. Sie rief ihre Söhne herbei und sagte zu ihnen: „Kinder, küßt dem Manne die Hand, der euren Vater so fortleben läßt!“ Ihrer Schwägerin Christophine Reinwald schrieb sie: „An Schillers Büste stärkte sich mein Gemüt wieder, und ich bin froh, diesen Eindruck in mir festzuhalten. Er ist so menschlich, so ähnlich und dabei so erhaben über die Welt und das Schicksal, daß es einem ist, als spräche sein Geist uns noch sichtbar Trost und Mut zu. — Wie Dannecker seinen Freund liebt, ist so rührend. Auch kann nur ein Freund seinen Freund so bilden.“ Ähnlich äußerte sie sich gegen die ihr befreundete Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg-Schwerin.

Als Schillers Witwe im Oktober 1819 abermals in Stuttgart weilte, fühlte sie sich wiederum bei Dannecker und in seiner Familie ganz heimisch. „Die Büste des geliebten Vaters steht wie ein Trost aus einer höheren Welt vor den Augen,“ heißt es in einem Brief, den sie damals von der württembergischen Hauptstadt aus an ihren Sohn Ernst richtete.

Dannecker konnte sich nicht entschließen, diese Büste von sich zu geben; auch dem Großherzog von Weimar schlug er sie ab. Bis zu seinem Tode zierte sie sein Antikenkabinett. Aber leider griff der Bildhauer, dessen geistige Kräfte mit dem zunehmenden Alter mehr und mehr schwanden, immer wieder von neuem zum Meißel, um an dem Werke, das seinem pietätvollen Sinne noch nicht vollkommen genug scheinen mochte, zu feilen. Und schließlich hatte der kindisch gewordene Greis von dem herrlichen Gelock so viel weggehauen, daß die ursprüngliche Vollkommenheit der Kunstleistung beträchtliche Einbuße erlitten hatte. Jetzt kontrastiert das nur noch in dürftigen Strähnen herabhängende Haupthaar seltsam zu den idealen Linien des Gesichtes und verlängert den Kopf ungebührlich. Jedenfalls widersprach diese Verstümmelung dem Zwecke der Apotheose; mit der Wirklichkeit stimmte ja das also zugestutzte Haar ebensowenig überein wie die ursprüngliche stolze Lockenpracht: eine freie, aber aus Schillers Geist herausgeschaffene Komposition herrlichster Art. Doch auch so noch bleibt die Büste ein durch Adel und Größe der Auffassung und des Ausdrucks, durch Energie und Kühnheit der Haltung und Bewegung wahrhaft erhabenes Bildwerk. Nach Danneckers Tod im Jahre 1841 ging das Original der Kolossalbüste durch Vermächtnis des Künstlers in den Besitz König Wilhelms I. von Württemberg über, der, liberaler denkend als sein Vorgänger, Schiller mehr schätzte. Heute ist sie ein Hauptschmuck der plastischen Sammlung des K. Museums der bildenden Künste in Stuttgart. Sie trägt vorn die Inschrift „Schiller“, rechts (vom Standpunkt des Beschauers) „Dannecker F. 1794.“: das Jahr der Entstehung der nach der Natur entworfenen und auch zur Kolossalbüste verwendeten Modellbüste.

Zum Glück wurden von dem Original des Danneckerschen Kolossalschiller vor der Verstümmelung eine Form abgenommen und eine Anzahl Gipsabgüsse hergestellt. Die Nachfrage danach scheint stark gewesen zu sein. Noch heute begegnet man sowohl im Privatbesitz als an verschiedenen öffentlichen Orten Gipsabgüssen der unbeschädigten, da und dort zu Denkmalszwecken verwandten Kolossalbüste, so in Schillers Garten zu Jena, auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar, im K. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart u. s. w. Hier steht die kolossale Gipsbüste, in vollem Lockenschmuck prangend, dicht neben dem Marmororiginal mit den beschnittenen Haaren und macht es so durch unmittelbaren Vergleich recht einleuchtend, was wir durch jene senile Laune des Meisters verloren haben.

Die Danneckersche Kolossalbüste wurde auch zu dem Denkmal verwendet, das dem Dichter im Jahre 1830 zu Volkstedt in Thüringen gesetzt ward. Die Geschichte seiner Entstehung ist eine Idylle aus der alten Zeit, über deren primitive und umständliche Kunsttechnik man lächeln kann, während man ihre aufopfernde Begeisterungsfähigkeit nicht ohne Rührung vernimmt. Am 2. Januar 1829 wandte sich der Kammerrat Karl Werlich aus Rudolstadt, ein fein gebildeter Mann, Freund und Förderer aller Künste, der auch selbst Verse machte, mit nachstehendem Schreiben an Dannecker:*

* Werlichs bisher ungedruckte Briefe stammen gleichfalls aus Danneckers Nachlaß auf der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart.

Hochverehrtester!

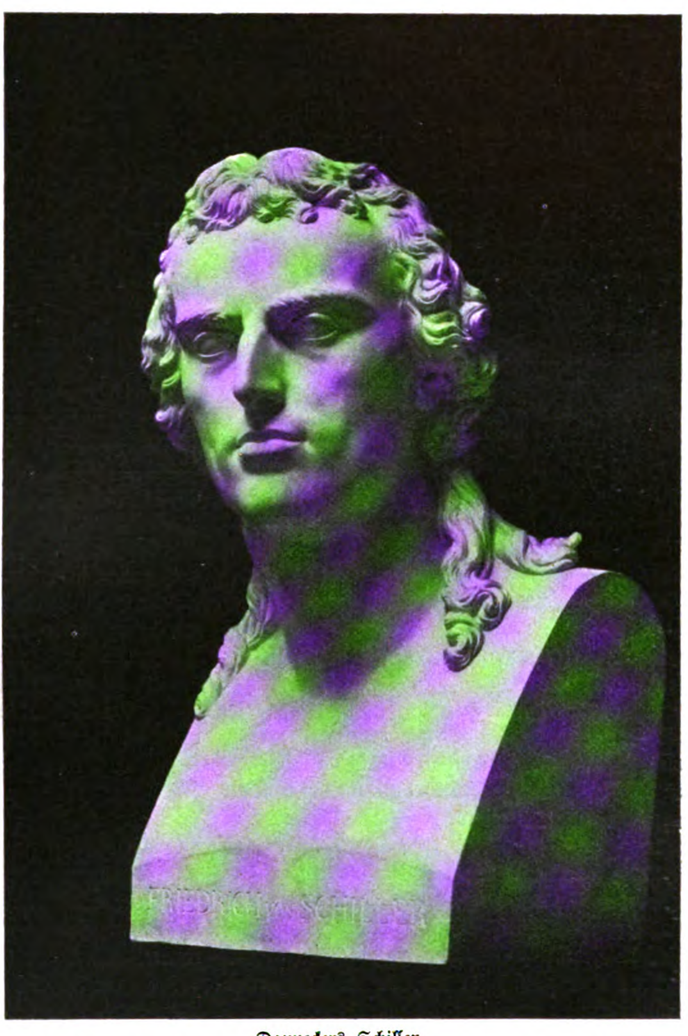
Angeleitet durch den Eingang des vortrefflichen Gedichts „Der Spaziergang“ von unserm herrlichen Schiller, bin ich auf die Spur gekommen, wo der Hochgefeierte den ersten Stoff zu diesem Gedichte geschöpft und wenigstens den Anfang desselben niedergeschrieben oder seiner Phantasie eingepräget hat.

Bekanntlich hielt sich Schiller im Jahre 1788 vom Mai bis in November in einem Dorfe, eine Viertelstunde über Rudolstadt an der Saale gelegen und Volkstedt benannt, auf und wohnte in dem freundlichen Hause des damaligen Kantors Unbehaun in den obern Zimmern. Wie glücklich er da und hernach länger in Rudolstadt selbst war, hat er mehrmals ausgesprochen und Euer Wohlgeboren gewiß näher vertraut und entwickelt.

Aus seiner Wohnung in Volkstedt konnte er über die Saale an einen hohen, steilen und felsigen Eichberg („Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel“), welcher das jenseitige Saalufer begrenzet, blicken. Wer auf diesem Berge steht, kann dem Anfang des genannten Gedichts mit aufgeregter und entzückter Seele Zeile für Zeile in der Wirklichkeit folgen und sieht die so reizend geschilderten Naturscenen vor seinen Augen liegen.

Ich bin fest überzeugt, und mehrere ältere Personen des Dorfes Volkstedt wollen sich dessen erinnern, daß Schiller diesen Berg mehrmals bestiegen hat.

Das bereits Angeführte und der Gedanke, daß Schiller in Rudolstadt und in Volkstedt glückliche, vielleicht die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, daß er mit der innigsten Liebe und Verehrung damals schon hier umfangen wurde und jetzt noch der gebildetere Teil unserer Bewohner, teils noch nach der früheren persönlichen Bekanntschaft (z. B. unser hochverdienter und würdiger Herr Gemeinderat v. Beulwitz etc.), teils durch Schillers unsterbliche Werke aufgereizt, für ihn begeistert ist, dringt uns die schöne Pflicht auf, auch hier, auf dem Berge mit dem rötlich strahlenden Gipfel, dem Unsterblichen ein einfaches Denkmal zu errichten und einen Teil dieses Berges seinem besonderen Andenken zu weihen und zu einem freundlichen ländlichen Wallfahrtsorte zu bestimmen.



Danneckers Schiller.
Gipsabguß der Kolossalbüste, vor der Verstümmelung der Locken abgenommen, im Kgl. Museum der bildenden Künste zu Stuttgart.
(Nach einer Photographie von H. Brandseph in Stuttgart.)

Durch einen günstigen Zufall bin ich in der letzteren Hälfte des verflossenen Jahres so glücklich gewesen, einen großen Teil dieses Berges mit dem rötlichen Gipfel von mehreren Volkstedter Einwohnern zu acquirieren. Ich habe nach meinen

Kräften durch bequeme Gänge und Heraushebung der schönsten Aussichtspunkte den Eichberg zugänglich und genießbar gemacht und bin dabei vom Schicksale so begünstigt worden, gerade der ehemaligen Schillers-Wohnung gegenüber, wo man in die Fenster der bewohnten Zimmer sehen kann, einen ausgezeichnet schönen Felsen mit überhangender Bedachung zu finden und unter demselben einen geräumigen Aufenthaltsplatz mit der herrlichsten Aussicht auf den schönen Fluß, auf das Dorf und auf die herrlich weithin verbreitete Wiese von mehreren hundert Morgen etc. anbringen zu können. In der Felsenwand habe ich Schillers Namen mit drei Sternen und das Jahr 1788 einhauen lassen.

Die hiesigen Inwohner, welche wegen der früheren unbequemen Zugänglichkeit, und da es Bauern-Eigentum war, die Reize dieses Punktes mit dem köstlichen Blicke in das sich wohl 4 Stunden weit fortsetzende Saalthal nicht so kannten, haben auch meiner kleinen Unternehmung (da ich diesen Platz von p. p. sechs Morgen der Öffentlichkeit gewidmet habe) ihren Beifall geschenkt, und es ist im Laufe des vergangenen Herbstes etc., ich möchte sagen, zu einem kleinen Wallfahrtsorte geworden, wozu die Widmung „Zu Schillers Andenken" (man hat den Berg „Schillers Höh" getauft) am meisten beiträgt. Das gleich über der Saale liegende Dorf Volkstedt ist schon zur Bequemlichkeit der Waller mit einer Fähre mit der Saale in Verbindung gebracht, so daß man dort seine Bedürfnisse sich leicht verschaffen kann.

Auf jener nicht übermäßig hohen Felsenwand, wo Schillers Name steht, und unter der ziemlich weit hervortretenden felsigen Bedachung desselben ist eine Vertiefung und ein ebener Raum, welcher ganz zur Aufstellung von Schillerbüste geeignet wäre.

Diese dort aufstellen und zur lebendigen Begeisterung für den Stolz unserer Nation der Mit- und Nachwelt überlassen zu können, ist mein sehnlichster Wunsch.

Nur eine genügt für den, welcher Schiller persönlich kannte, nur die Büste von Dannecker-Phidias' Hand.

Nun, Hochverehrtester, meine ehrliche und offene Frage:

Kann ich wohl zu dem genannten Zwecke Schillers Büste von Bronze oder Eisen oder sonst einer der Witterung widerstehenden Masse erhalten, und ist dieser Wunsch für einen mäßig dotierten Privatmann zu erreichen?

Keine Antwort sei für mich Verneinung! Antwort nur mit zwei Zeilen werde für mich bejahende Beglückung!

Möchten die frohesten Lebensbegegnisse sich stets und noch recht lange in Ihren Lorbeerkranz winden und Ihnen dieser Brief, in der Erinnerung an Ihren großen, unsterblichen Freund, einen angenehmen Augenblick gewähren.

Unschwer bitte, gelegentlich dem Herrn Hofrat Haug,* welchem persönlich bekannt zu sein ich das Glück habe, mich bestens zu empfehlen.

Mit der vorzüglichsten Verehrung verharre

Euer Wohlgeboren
ganz ergebenster Diener
Karl Werlich,
Fürstl. Schwarzb. Rudolst.
vorsitzender Kammerrat.

Der Meister bot sofort zu dem ihm sehr sympathischen Zwecke einen Gipsabguß der Kolossalbüste unentgeltlich an, worauf Werlich antwortete:

Rudolstadt den 23. Januar 1829.

Hochverehrtester Herr Geheime Hofrat!

Es ist mir manche Freude schon in meinem Leben geworden; aber wahrlich, dero baldige und liebevolle Antwort, die freundlich entgegenkommende Biederherzigkeit rechne ich mit unter die vorzüglichsten.

Ich sollte zwar beschämt sein und mich weigern, das gütige Anerbieten, mir ein Exemplar von Schillers Büste ohnentgeltlich zu überlassen, anzunehmen. Aber bei Gott! ich hielt' es für ein Verbrechen an Ihrem edlen Herzen, wenn ich davon nur ein Wort laut werden lassen wollte.

Nehmen Sie daher meinen innigsten Dank im voraus dafür hin! Und finden Sie darinne eine kleine Vergeltung, daß ich gelobe, unter die einst aufgestellte Büste von Schiller in bronziertem Eisen im Piedestal oder in einer eigenen eisernen Platte die Worte anbringen zu lassen: „Dannecker seinem Schiller", so daß die Mit- und Nachwelt auch hier erkennt, was er Ihnen und Sie ihm waren. Diese herrlichen deutschen Künstler-Dioskuren!

Ich hoffe so glücklich zu sein, einen guten Eisenabguß, selbst in unserm Lande, auf dem herrschaftlichen Eisenhüttenwerke zu Katzhütte, erhalten zu können, wenn auch noch keine Büsten, doch manche andere seine Sachen da gegossen worden.

Wegen der guten Ausführung der Form habe ich gleich den Maler Lipsius allhier zu mir kommen lassen, um mich mit selbigem darüber zu beraten. Doch ehe derselbe sich über diesen Gegenstand näher auslassen konnte, war er durch den ihm heiligen Namen Dannecker wie exaltiert und drückte seine Liebe, Verehrung und Dankbarkeit,

* Friedrich Haug, der bekannte Epigrammatiker, gleichfalls ein Mitzögling Schillers in der Karlsschule.

die er gegen Euer Hochwohlgeboren hegt, mit wahrhaft rührenden Worten aus und hat mich vor allem dringends ersucht, wenn ich wieder schrieb, ihn auf das innigste zu empfehlen und zu versichern, daß seine Dankbarkeit und seine Verehrung wegen der erhaltenen Anweisungen und gütevollen Behandlung nur mit seinem Tode enden würde. Ich achte diesen Mann sehr, und er ist mir auch freundschaftlich zugethan. Schade, daß er sich nicht ganz der edlen Skulptur widmen konnte. Er macht den Dekorationsmaler, Vergolder etc. und ist gesucht und beliebt. Er hat mir versprochen, bei Anfertigung der Form selbst mit Hand anzulegen, und ich hoffe das Beste.

Wollen nun Euer Hochwohlgeboren noch die Güte haben, so bitte ich: wenn die Büste fertig und transportabel ist, die erste beste Fuhrgelegenheit gütigst zu ergreifen und solche an mich unter der Adresse „An den Kammerrat Werlich in Rudolstadt im Fürstentum Schwarzburg“ abgehen, mich durch ein paar Zeilen auf der Post von dem erfolgten Abgange avertieren und die gehabten Auslagen gleich von der Post entnehmen zu lassen, welch letztere ich gleich auf der hiesigen Post wieder erstatten werde.

Die letzten Zeilen Ihres mir so teuern Briefs, daß Sie sich unwohl fühlen, hat mich innig betrübt. Wenn meine Gebete bei dem allmächtigsten Künstler etwas bewirken könnten, so würden auch die kleinsten Übel augenblicklich von Ihnen verscheucht und Ihr Leben in jeder Beziehung stets in vollester Harmonie, so wie das beste Ihrer Kunstwerke, sein und bleiben.

Mich des mir so gütevoll erteilten Rechts, welches mir mehr als der glänzendste Ordensstern gilt, bedienend, unterzeichne ich mich in vollkommenster Hochachtung

als Euer Hochwohlgeboren
ergebenster und dankbarster
Freund und Diener
A. K. F. Werlich.

Dannecker ließ die Büste alsbald abgehen; sie kam glücklich in Rudolstadt an. „Unbeschreiblich war mein Jubel,“ berichtete Werlich an Dannecker, „als die Kiste abgeladen und in mein Zimmer geschafft wurde. Seit meiner frohen Kindheit erinnere ich mich keines ähnlichen, gleich beglückenden Eindrucks mehr, und wie ein glücklicher Gatte, der eben von seinem geliebten Weibe mit dem Erstlinge seines Lebensglücks beschenkt werden soll, des frohen Anblicks freudezitternd entgegenharrt, so war es mir bei der mir viel zu langsam gehenden Eröffnung und Auspackung der Kiste ... Endlich stand das treffliche Kunstwerk ganz unverletzt in seiner deutsche Kunstkraft verherrlichenden Pracht und Glorie vor mir.“ Eine förmliche Wallfahrt der Rudolstadter fand nunmehr zu Werlich statt. Dieser wollte die von Dannecker selbst mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitete Gipsbüste nicht durch den Erzguß gefährden und kam deshalb auf den kühnen Einfall, mit Hilfe einer höchst komplizierten und sinnreichen mathematischen Vorrichtung von eigener Erfindung einen Wachsabguß von der Gipsbüste zu nehmen. Nach vier Monaten ununterbrochener Arbeit stand endlich neben dem unbeschädigten Original eine Wachsnachbildung, welche als solche kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Auf allseitiges Zureden entschloß sich Werlich, nach dieser Kopie einen Erzguß fertigen zu lassen. Der Guß verunglückte jedoch zum Teil, und in fünfmonatiger erneuter Arbeit mußte die Erzbüste repariert werden. Bis Mitte März 1830 war das Werk vollendet, die Büste wurde bronziert, und siehe! sie war wohl gelungen. Am 9. Mai 1830, dem fünfundzwanzigsten Todestag Schillers, wurde das Erzbild unter riesiger Beteiligung der Bevölkerung auf der Rudolstadt gegenüberliegenden Volkstedter Schillerhöhe, von welcher man deutlich auf eine Entfernung von vierhundert bis fünfhundert Schritten Luftlinie die Fenster der ehemaligen Wohnung Schillers erblicken konnte, aufgestellt und feierlich eingeweiht. Die Danneckersche Gipsbüste verblieb der kleinen Gemälde- und Kunstsammlung, die sich Werlich in seiner Wohnung angelegt hatte, und der wackere Mann konnte das Kunstwerk als bescheidene Belohnung seiner aufopfernden Hingabe an eine edle Sache mit gutem Gewissen annehmen.

Zu Anfang des Jahres 1826 wurde ein Duplikat der Kolossalbüste in Marmor für den Grafen Erwin Franz von Schönborn (1776 bis 1840), einen feinen Kunstkenner und eifrigen Kunstsammler, fertig gestellt. Im Februar 1826 wurde es von Stuttgart über Würzburg nach dem gräflichen Landsitze Gaibach in Unterfranken abgesandt. Der Graf ließ durch Leo von Klenze, den berühmten Münchener Architekten, den Riß eines kleinen zur Aufnahme der Büste bestimmten Gebäudes herstellen, das, ganz nach

Danneckers Angabe, hohes, von vorn einfallendes Licht erhielt. Diese zweite Marmorausfertigung der Kolossalbüste steht noch heute im sogenannten Gartensalon des Gaibacher Schlosses auf hölzernem Postamente. Sie trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Friedrich von Schiller“, auf der Rückseite: „Dannecker fecit.“

Eine weitere Schillerbüste aus carrarischem Marmor, über Lebensgröße, aber etwas kleiner als die kolossale (in der Gesamthöhe sechsundsechzig Centimeter), lieferte Dannecker im Jahre 1810 dem Kronprinzen, nachmaligem König Ludwig I. von Bayern um den Preis von 946 Gulden. Am 6. Dezember 1823 schrieb der zu jener Zeit in Rom weilende Bildhauer Theodor Wagner an seinen Lehrer und späteren Schwager Dannecker: „Der Kronprinz von Bayern, der überall herumging, kam auch zu mir; er hatte eine Freude an meiner Figur und sprach mit Entzücken von der Büste Schillers, die er von Ihnen besitze.“ In der Folge stiftete sie der Monarch in die am 18. Oktober 1842 eröffnete Walhalla bei Regensburg, wo sie noch jetzt sich befindet. Sie trägt die etwas sonderbare Aufschrift „Friedrich von Schiller Dichter.“

Wie viel an der Kolossalbüste auf Schloß Gaibach und an der Büste in der Walhalla von dem Meister selbst ausgearbeitet worden ist, läßt sich natürlich nicht mehr genau feststellen. Vermutlich sind beide nur unter seiner Aufsicht, in der Hauptsache durch seine Schüler gefertigt worden. Namentlich pflegte er den talentvollen Theodor Wagner — er wurde nachmals Professor an der Stuttgarter Kunstschule — zu solchen Geschäften zu verwenden. Dieser hat auch die Danneckersche Schillerbüste für das Schillerzimmer des Großherzoglichen Schlosses zu Weimar kopiert. Originalbüsten Schillers im strengen Sinne giebt es von Danneckers Hand also nur zwei: die lebensgroße auf der Weimarer Bibliothek und die kolossale im Stuttgarter Museum der bildenden Künste. Neuerdings hat der in Danneckers Geist fortlebende und fortschaffende Adolf Donndorf eine Marmorreproduktion des Dannecker'schen Schiller in einem das Größenverhältnis der Kolossalbüste noch überbietenden Maßstab in Angriff genommen, im Auftrage und auf Kosten König Wilhelms II. von Württemberg. Sie ist für die Vorhalle des neu erstandenen Marbacher Schillerarchivs bestimmt.





Schönblühende Gartensträucher

Von

Max Hesdörffer

Der deutsche Garten ist reich an auffallend schönen und vielgestaltigen Blütenpflanzen, namentlich reich an schönblühenden Holzgewächsen; sie bilden in unseren Anlagen die Baumpartien und Gehölzgruppen, welche den Garten beherrschen, ihm den Charakter aufdrücken. Nur wenige unserer Gartensträucher, von welchen uns manche ganz alltägliche Erscheinungen geworden, sind Angehörige der heimischen Flora, die meisten sind als Fremdlinge zu uns gelangt und haben sich eingebürgert, so gut es ihre Natur zulassen wollte. Die vollständige Einbürgerung ist bei jenen Gehölzen gelungen, welche Ländern entstammen, deren klimatische Verhältnisse unseren heimischen annähernd entsprechen oder die noch ein kälteres Klima aufzuweisen haben. Aber auch aus wärmeren Ländern hat manche Schönheit ihren Einzug in die deutschen Gärten gehalten und sich entweder ganz oder doch so weit unserem Klima angepaßt, daß sie wie die edle Rose, die pontische Alpenrose und andere auch den strengsten Winter unter einigem Schutze meist gut übersteht.

Die Vielgestaltigkeit im Wuchse und in der Belaubung unserer Gartensträucher giebt uns schon einen Hinweis für die Verschiedenartigkeit ihrer Heimat und Abstammung, wechselvoller sind aber noch die Blüten, welche uns die Gestaltungskraft der Natur so recht anschaulich vor Augen führen. Diese Blüten, bei den früh im Jahre erblühenden Arten anfangs nur sehr unscheinbar in Gestalt, Größe und dem grünlichen oder gelblichen Farbenkleide, beginnen bald größer, feuriger und leuchtender in den Farben zu werden, und ihre Pracht und ihr Wohlduft erreichen im Mai den Höhepunkt. In die-

Forsythie.

sem Monat tritt die Baum- und Strauchblüte, die mit der Rosenblüte gewissermaßen den Abschluß zur Vollendung findet, dominierend im Garten auf. Strauch- und Baumgruppen bilden dann wogende Blütenmeere, aus Millionen von Blumen zusammengesetzt, die weithin die Luft mit köstlichem Wohlgeruch erfüllen.

In zahlreichen dieser Blüten hat die Natur herrliche Kunstformen geschaffen, die einzeln wirken in der Gestalt von Schmetterlingen und anderen Insekten, von Glocken, Bechern, Röhren u. s. w. oder in ihrer Gesamtheit als Bälle, Schirme, Kandelaber, als aufrechte und hängende Trauben und so fort.


Japanische Quitte.

Der Duft der Gehölzblüten ist meist zart und angenehm, ihre Formen sind zierlich und edel, ihre Farben rein und leuchtend. Während sich die Blumen der Tropen mit aufdringlichem Duft umgeben und mit schreienden Farben, bizarren Zeichnungen geschmückt sind, treten unsere Gehölze als Kinder kälterer Zonen bescheidener, aber gerade darum auch anmutiger auf, in Formen und Farben sprechen sie mehr zum Herzen, und viele von ihnen sind darum wahre Volksblumen geworden.

Die ersten auffallenden Blütensträucher des Jahres blühen noch blattlos, wie die giftige Daphne und die aus Japan stammende Forsythie (Abbild. S. 463), und vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet mögen diese Gehölze unvollkommen erscheinen; man sucht bei ihnen unwillkürlich nach dem Laube, aber erst müssen die mit größerer Widerstandsfähigkeit ausgestatteten Blumen verblühen, bevor sich schüchtern die ersten Blätter hervorwagen. Die Blüten der Forsythie sind gelb und leuchten weithin aus den noch in winterlicher Ruhe verharrenden Strauchgruppen des Gartens hervor. Aber eine Forsythie in voller Schönheit ist eine seltene Erscheinung, weil nur zu oft schon im Winter die blühbaren Zweige der von gedankenlosen Gartenarbeitern gehandhabten Baumschere zum Opfer fallen. Neben dem schönen Gelb besticht bei der Forsythieblüte die niedliche Gestalt. Die tief vierspaltige, kurzröhrige Blütenkrone zeigt fast Glockenform. Von allen Blütenformen ist die in allen erdenklichen Variationen auftretende Form der Glocke eine der anmutigsten. Wir finden sie vollendet bei den an zierlichem Stiel baumelnden Schneeglöckchen, bei der lieblichen Alpen-Troddelblume, bei den Glockenblumen der Gärten und


Zierhimbeere.

der heimischen Flora, welch letztere Wald und Wiese schmücken und in den Alpen bis hinauf zur Schneegrenze gedeihen.

Ein bekannter, sehr zeitig blühender Gartenstrauch, dessen Blüten vor den Blättern erscheinen, ist die gelbgrün blühende Kornelkirsche, die auch in Deutschland vereinzelt wildwachsend angetroffen wird. Übereinstimmend mit der Kornelkirsche ist die Blütenfarbe der zahlreichen Ulmen- und Ahornsorten unserer Gärten, erstere stets, letztere in den frühesten Sorten, auch schon vor Entfaltung der schön geschlitzten Blätter blühend, oft die Luft mit angenehmem Duft erfüllend.



Kolchische Pimpernuß.

Sehen wir bei den bisher geschilderten und allen ungewöhnlich früh blühenden Gehölzen die Blüten wenig auffallend, weil klein, meist unscheinbar in der Farbe, oft ohne oder doch nur mit kümmerlich ausgebildeten Blumenkronblättern, zu Kätzchen vereinigt oder dicht gedrängt am vorjährigen Holze zusammenstehend, gleichsam als schmiegten sie sich wärmesuchend aneinander, so bietet uns die höher steigende Sonne bald stolzere Gestalten.

Zu den ersten stattlicheren Blüten des Jahres gehören die Blüten unserer Obstbäume; sie sind die ersten, die in weitesten Kreisen Interesse erwecken. Zuerst blüht das Steinobst, allen voran Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen, dann das Kernobst, Äpfel und Birnen. Die Obstbaumblüte wirkt durch ihren Reichtum. Die Bäume, die erst die Anfänge der Laubbildung zeigen, hüllen sich fast über Nacht völlig in weißen und rosigen Blütenschnee ein. In den Gegenden mit reichem Obstbau verwandeln sich Gärten und Hänge noch einmal in weiße Felder, in ein wogendes, duftendes Blütenmeer, das die Städter zu Tausenden hinauslockt. So finden zur Zeit der Obstblüte von Jahr zu Jahr wahre Völkerwanderungen von Berlin nach dem obstbautreibenden Werder an der Havel statt. Beim Betrachten blühender Obstbäume läßt man die Masse auf sich wirken, nur selten versteigt man sich zur Betrachtung der einzelnen Blume. Malerisch schön wirken die Kirschblüten am ganzen Zweig, von dem sie büschelig herabhangen, und die rosenfarbigen Apfelblüten mit ihren fünf großen, flachgeöffneten Blütenblättern. Die Blüten der Äpfel, Birnen, Quitten und Mispeln erinnern sehr lebhaft an die edlen Blumen der wilden, von der Kultur noch nicht berührten Rosen, und in der That rechnet sie ja auch die Wissenschaft zur großen Familie der rosenartigen Gewächse. Die Gestaltung der Apfelblüte zeigt die Abbildung S. 464, die den Zweig einer Form der japanischen Quitte darstellt. Diese Quitte wird vielfach als Zierstrauch angepflanzt; wohl ist sie dornig, aber ihre Blumen gehören zu den anmutigsten Blüten apfelartiger Gewächse, ausgezeichnet durch das schöne Rot der Blumenblätter. Edle Apfelsorten werden vielfach auf Quitten veredelt, besonders da, wo es sich um die Erzielung von Zwergbäumen handelt. Die sogenannten Apfelquitten mit gelben, oft den stattlichsten Äpfeln an Größe nicht nachstehenden Früchten findet man mitunter in den Obstgärten, aber auch die japanischen Zierquitten zeitigen Früchte, welche sich zur Herstellung von Liqueur, Kompott, Gelee und Marmelade verwenden lassen; gern legen auch manche Hausfrauen einige dieser wil-

den Quittenfrüchte in den Wäscheschrank, wo sie der Wäsche ihren angenehmen Duft mitteilen.

Auch die Himbeer- und Brombeersträucher gehören zu den rosenartigen Gewächsen, und noch typischer als die Quittenblume zeigt die Blüte dieser sehr zeitig blühenden Gewächse die Form der wilden Rose. Die schönsten Zierhimbeeren und -Brombeeren unserer Gärten stammen aus Nordamerika und blühen weiß, rosa und rot (Abbild. S. 464), in einer Schönheit, an welche die edle Früchte tragenden Sorten des Obstgartens auch nicht entfernt heranreichen. Das gleiche Verhältnis finden wir auch bei den Johannisbeeren unserer Gärten: diejenigen, die köstliche Früchte zeitigen, blühen höchst unscheinbar, aber jene, deren Früchte fast ungenießbar sind, entfalten herrliche Blumen.



Wolliger Schlingstrauch.

Stachel- und Johannisbeere sind nahe Verwandte, und sie blühen, soweit sie in den Obstgarten gehören, schon sehr zeitig im Jahre, zeitiger als Kern- und Steinobst. Die schönblühenden Arten des Ziergartens aber, deren Blumen in frischen Farben leuchten, warten erst eine etwas kräftigere Frühlingssonne ab, bevor sie ihre Kelche öffnen, und um diese Zeit haben sie auch schon ihre ersten frischgrünen Blättchen entfaltet. Unsere Schmuckjohannisbeeren, die ihrer schönen Blüten halber Verbreitung gefunden haben, blühen teils goldgelb, teils rot in hängenden Trauben.



Traubenholunder.

Die hängende Traubenform ist überhaupt eine höchst anmutige, sowohl bei schönblühenden als auch bei Fruchtpflanzen. Die schönsten und auch köstlichsten Fruchttrauben liefern uns die edlen Reben, deren zwar duftige, aber unscheinbare Blüten nicht die Schönheit der kommenden Frucht ahnen lassen. Herrliches, Vielgestaltiges bietet uns der deutsche Garten an Blütentrauben, die hier aufrechtstehend, dort hängend getragen werden. Ein typischer Vertreter der Sträucher mit hängenden Trauben ist der leider giftige, baumartige Strauch, welchen der Volksmund so treffend Goldregen nennt.

Die Schmetterlingsblütler, zu welchen der Goldregen gehört, bilden eine der größten, über die ganze Erde verbreitete Pflanzenfamilie, die uns in ihren nützlichen Arten die Hülsenfrüchte liefert. Die schönen, aber eigentümlich



Gefüllter japanischer Ranunkelstrauch.

rakteristische Vertreter erwähnen, die Roßkastanie als Baum, den Flieder als Strauch. Wenn im Mai die Roßkastanien erblüht sind, so hat die Baum- und Strauchblüte des Gartens höchste Vollendung erreicht. Die Gehölzgruppen gleichen dann wogenden Blütenmeeren, die durch Fülle, Gestaltung, durch Farben und Duft fesseln, und aus diesem unendlichen Blütenmeer heraus erschallt dann der Schlag der Nachtigall, des Edelfinken, der Drossel und anderer Sängerfürsten. Über das wogende Blütengesträuch erhebt sich stolz die Roßkastanie. Steif ausgebreitet trägt sie ihre derben, aber eine wohlgeformte Krone bildenden Äste, denen an allen Enden je ein junger Trieb entsproßt. Es haben sich

geformten Blüten haben verschiedenartig gestaltete Blumenkronblätter, eine Fahne, zwei Flügel und einen Kiel. Neben dem Goldregen sind die Robinien oder falschen Akazien die stattlichsten Schmetterlingsblüher des deutschen Ziergartens. Diejenigen, die man in den Gärten nur verstümmelt, als Kugelakazien, d. h. mit kugelrund geschnittener Krone findet, kommen fast gar nicht zum Blühen, die übrigen bilden häufig hohe Bäume, in deren Kronen die Trauben nur noch durch die Masse wirken. Unsere Robinien sind Nordamerikaner. Am häufigsten ist die weißblühende, gemeine Robinie, andere blühen rot, rosa und fleischfarbig, alle treiben sie erst spät im Jahre aus, und ihr Flor fällt deshalb in den Juni. Hangende Trauben zeitigen auch die Pimpernüsse, deren häufigste Vertreterin in unseren Gärten die kolchische Pimpernuß (Abbild. S. 465) ist. Die Blüten sind weiß, erscheinen im Mai, hangen glockenartig herab und verbreiten köstlichen Wohlgeruch.

Kaum weniger interessant als die Gehölze mit hangenden sind diejenigen mit aufrecht stehenden Blütentrauben. Wir wollen zwei cha-



Gefüllte Mandelaprikose.

zunächst nur die ersten, noch gelbgrünen und noch nicht voll entwickelten, handförmigen Blätter entfaltet, aus deren Mitte allenthalben die aufrechtstehenden, kandelaberförmigen Blumentrauben kerzengerade emporstreben. Treffend hat ein Dichter die blühende Kastanie mit dem im Kerzenschmuck prangenden Weihnachtsbaume verglichen. Brennenden Kerzen gleich leuchten die aufrechtstehenden Blütentrauben aus der frischbelaubten Baumkrone hervor, den schönsten Schmuck der Parkanlagen bildend. Seit 1557 ist die ursprünglich in Persien und Indien heimische Roßkastanie durch ganz Europa verbreitet und hat jetzt auch in Nordamerika eine zweite Heimat gefunden. Die Blüten sind weiß, bei anderen Arten rot und gelb.

Zugleich mit der Roßkastanie blüht der Flieder unserer Gärten in meist weißen und lilafarbigen aufrechten Trauben. Es handelt sich hier wohl um den verbreitetsten Blütenstrauch unserer Gärten, einen wissenschaftlich Syringa genannten Fremdling, der längst Bürgerrecht bei uns besitzt. Wir finden vorzugsweise zwei Arten angepflanzt, den kleinblätterigen persischen Flieder und den großblätterigen gemeinen Flieder, dessen ursprüngliche Heimat in Mitteleuropa und im Orient zu suchen ist. Der persische Flieder ist nur ein etwa eineinhalb Meter hoch werdender Strauch mit hell lilafarbigen, bei einer Form weißen Blumen, der gemeine Flieder dagegen ein baumartiger, stattlicher Strauch. Dieser Flieder ist es, der sich gärtnerischer Züchtungskunst außerordentlich zugänglich gezeigt hat. Neben der lila blühenden Stammart und einer gleichfalls sehr verbreiteten reinweiß blühenden Form finden wir in den Gärten herrliche, in der Form und Größe der Blütentrauben, in der Größe der einzelnen Blüten, namentlich aber in der Blütenfarbe sehr wechselvolle Spielarten. Die Farben wechseln zwischen hellila, lilarot, rosa, hellviolett, hellblau, purpurrot und purpurviolett. Die dunkelste Fliedersorte ist die „Andenken an L. Späth“ genannte; sie dürfte nach dem Geschmack der meisten Blu-



Gefüllte Kirsche.



Baumweichsel.

menfreunde auch die schönste sein. Der Flieder ist zweifellos der stolzeste, am dankbarsten blühende Blütenstrauch unserer Gärten. Wo er zahlreich angepflanzt ist, da bildet der Garten im Mai und Juni ein einziges wogendes Blütenmeer, einen süßen Honigduft ausströmend, der alles durchdringt und weithin die Lüfte erfüllt. Jede Traube ist aus einer großen Zahl einzelner Blümchen zusammengesetzt, die der süddeutsche Volksmund treffend „Nägelchen" genannt hat. Aus dem ganz kleinen, vierteiligen Kelche erhebt sich das walzenförmige Blütenröhrchen, welches die flach ausgebreitete vierblätterige Blumenkrone trägt. So gleichen Röhrchen und Krone einem Nagel mit breitem Kopfe. Der einzelne Trieb entfaltet aus seinen Endknospen zumeist zwei, aber auch vier bis sechs straußförmige Trauben, und mehrere solcher Triebe, in einer Vase zusammengestellt, bilden einen als Zimmerschmuck gern gesehenen herrlichen Blütenstrauß. — Eine neuere Errungenschaft auf dem Gebiete der Fliederkultur sind die gefüllt-blühenden Fliedersorten. Die gefüllte Traube ist schwerer und neigt deshalb etwas zu hangender Haltung, im übrigen sehen die gefüllten „Nägelchen" recht nett aus und verdienen es, zur Abwechselung neben den einfachen angepflanzt zu werden.

Bei der großen Beliebtheit, welcher sich der Flieder erfreut, und bei seiner vielseitigen Verwendbarkeit in der Blumenbindekunst ist es begreiflich, daß sich die Gärtner schon frühzeitig bemühten, ihn auch außerhalb seiner natürlichen Blütezeit, im Winter, zum Blühen zu bringen. Während sich die am zeitigsten im Jahr blühenden Sträucher künstlicher Wärme zur Winterszeit am wenigsten zugänglich zeigen, lassen sich die später blühenden, und von ihnen vor allen unser Flieder, dadurch leicht täuschen und um den von der Natur vorgeschriebenen Winterschlaf betrügen. Eine Ausnahme macht nur der von Natur weiß blühende Flieder, welcher meist ein schlechter Treibstrauch ist. Man treibt den Flieder im Winter bei sehr hoher Wärme, entweder hell, wodurch die Blüten ihre natürliche Farbe, allerdings ein wenig abgeblaßt, erhalten, oder dunkel und erzielt dann von den lilafarbig blühenden Sorten weiße Blüten.

Das Neueste in der Behandlung des Treibflieders ist die Betäubung der Sträucher durch Ätherdämpfe oder Chloroform, eine Erfindung des Professors W. Johannsen in Kopenhagen. Durch diese Betäubung wird ein sehr frühes Treiben ohne voraufgegangene Ruheperiode ermöglicht. Da man nun so den Flieder einerseits durch künstliches Treiben vom Herbst bis zu seiner natürlichen Blütezeit haben kann, ihn ande-



Pfirsichzweig.

rerseits aber auch in Gefrierhäusern und Eiskellern in der Vegetation künstlich zurückzuhalten vermag, so wird auch er bald das Schicksal der Veilchen, Maiglöckchen und anderer Blumen teilen, die längst Blumen der vier Jahreszeiten geworden sind, obwohl sie nach ihrer natürlichen Bestimmung nur während eines Monats im Jahre blühen und duften sollten.

Ein uns im Winter häufig in den Blumenhandlungen entgegentretender Treibstrauch ist auch der Schneeball (s. Titelvignette); er ist ein heimischer, in der Stammart in flachen, ziemlich unscheinbaren Scheindolden blühender Strauch; aber das, was unsere Titelvignette zeigt, ist nicht mehr die bescheidene Stammart, sondern eine aus ihr hervorgegangene geschlechtslose Form, die nur auf künstlichem Wege fortgepflanzt werden kann. Bei dieser Form bilden die aus zahlreichen Scheindolden zusammengesetzten Blüten von den Zweigen herabhangende kugelrunde Bälle, die voll erblüht schneeig weiß sind und sich so als Schneebälle höchst eigenartig unter den anderen Blumen im blütenreichen Mai ausnehmen. Sämtliche Blüten eines solchen Balles sind geschlechtslos, d. h. sie besitzen weder Staubfäden noch Griffel, sind aber bedeutend größer als bei der Stammart. Unsere höheren Töchter verstehen es meisterhaft, aus Seidenpapier diese Schneebälle zu imitieren, und solche Nachbildungen findet man häufig in der Häuslichkeit als Schmuck von Bilderrahmen, Spiegeln und Gaskronen verwendet. Obwohl duftlos, ist der Schneeball neben dem Flieder zweifellos einer der schönsten Blütensträucher unserer Gärten. Auch der Schneeball wird im Winter künstlich getrieben, erscheint aber stets erst nach dem Flieder auf dem Blumenmarkt und dann noch mit unentwickelten, grünlich gefärbten Bällen und erst vom Januar ab in weißer Blütenfarbe. Aber auch die noch grün gefärbten Bälle sind beliebt, denn die gegenwärtige Blumenmode bevorzugt die an und für sich keineswegs schönen grünen Blumen, die uns auch das Reich der Orchideen und die Chrysanthemen liefern, aber auch unter den Rosen giebt es bekanntlich eine grünblühende Sorte, die freilich mehr Rarität als Schönheit ist. Von den vielen in den Gärten angepflanzten Gattungsgenossen des Schneeballes führen wir noch einen in der Abbildung S. 466 vor, den wolligen Schlingstrauch, der ebenfalls bei uns heimisch ist und im Mai flach gebaute Scheindolden zeitigt, welchen im Herbst schön rot, dann schwarz gefärbte Beeren folgen. Schöne Beeren tragen bekanntlich auch die Holunder- oder Hollersträuche mit markigen Zweigen, aus



Thunbergs Spierstrauch.



Spitzblätteriger Spierstrauch.

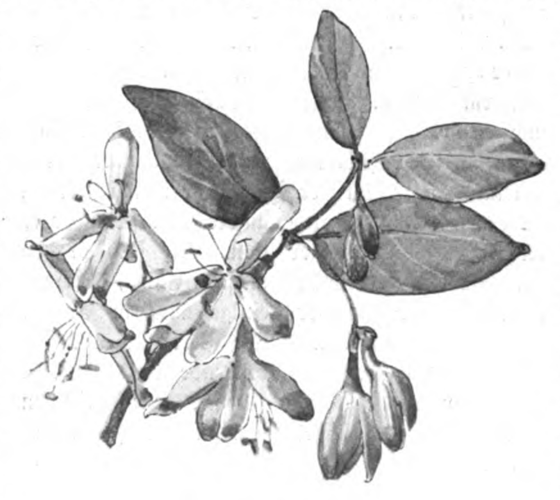


Glanzblätteriger Spierstrauch.

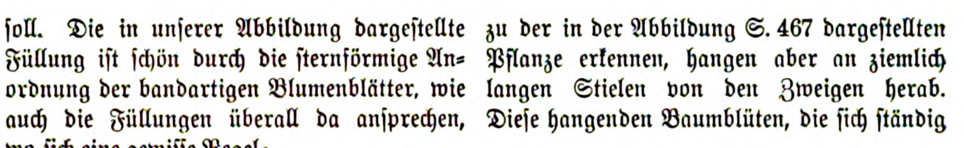
reich, sind leuchtend gelb und besonders schön bei der auf unserer Abbildung S. 467 dargestellten gefüllten Form. Wir besitzen bekanntlich von einem großen Teil unserer Gehölze und sonstigen Schmuckgewächsen auch gefülltblühende Formen. Bei den Angehörigen der größten Pflanzenfamilie, den Kompositen oder Korbblütlern, entsteht die Blütenfüllung durch Verwandlung der die „Scheibe" bildenden Röhrenblümchen in Zungenblüten, so bei Dahlien, Astern, Sonnenrosen, Chrysanthemen u. s. w.: das, was wir bei diesen Pflanzen als Einzelblume betrachten, ist eine Komposition von zahlreichen einzelnen, oft von Hunderten von Blümchen. Die Fortpflanzungsfähigkeit wird durch die angedeutete Umwandlung nur in einzelnen Fällen, so bei manchen Gänseblümchen, wesentlich beeinträchtigt. Bei allen anderen Blütenarten kommt die Füllung durch Umwandlung der Staubfäden in Blumenblätter zu stande, so bei unserem Ranunkelstrauch, der Rose, Kamelie, Azalee u. s. w. In der nüchternen Betrachtung des Botanikers sind die gefüllten Blumen, die edelste Rose nicht ausgeschlossen, Verkrüppelungen, in den Augen des Liebhabers dagegen Verbesserungen der Urformen. Vom rein ästhetischen Standpunkt aus betrachtet sind zweifellos manche gefüllte Blüten wirklich schön, obwohl man mitunter im Zweifel sein kann, ob man einer lieblichen japanischen Wildrose oder einer gefüllten Gartenrose den Preis der Schönheit zuerkennen

deren Mark die Kinder „Heinzelmännchen" fertigen. Die großen Scheindolden des Holunders sind aus unzähligen radförmigen Blümchen zusammengesetzt, die im Mai einen starken, aber angenehmen Duft verbreiten. Die schwarzen Beeren bilden im Herbst eine beliebte Nahrung der Singvögel. Den heimischen gemeinen Holunder finden wir vielfach auf alten Friedhöfen und zwischen dem zerfallenden Gemäuer alter Burgruinen wachsen. Als Gartenstrauch ist der Traubenholunder (Abbild. S. 466) mit seinen vielen Spielarten wertvoller. Auch die Blüten dieses Holunders zeigen die von der Mode bevorzugte grünliche Färbung.

Wie der Holunder, so besitzt auch der Ranunkelstrauch markerfüllte Zweige; er ist ein kleiner Blütenstrauch, der auch im entlaubten Zustand im Winter leicht an seiner hellgrünen Rinde erkannt wird. Die Blüten erscheinen im Mai sehr zahl-



Tatarische Heckenkirsche.



soll. Die in unserer Abbildung dargestellte Füllung ist schön durch die sternförmige Anordnung der bandartigen Blumenblätter, wie auch die Füllungen überall da ansprechen, wo sich eine gewisse Regelmäßigkeit in der Anordnung der Blumenblätter, mit Eleganz gepaart, zu erkennen giebt, während die wirre Füllung eines Veilchens, mancher Begonien und die allzu regelmäßige, auf die Dauer langweilig werdende Füllung mancher alten Dahlien wenig gefallen kann. Gerade weil unseren gefüllten Gartenrosen das streng Symmetrische fehlt, sind sie edel, und edel sind deshalb auch alle gefüllte Blumen, die durch Form und Füllung an Rosenblüten erinnern.



Weichhaarige Azalee.

Solche Blüten haben wir in der Abbildung S. 467 vor uns; sie zeigen die schöne Rosafarbe der Pfirsichblüte mit gelben, einen hübschen Kontrast hervorrufenden Staubfäden und gehören der Mandelaprikose an, die in der Liebhabersprache gefülltes Mandelbäumchen genannt wird. Ein Bäumchen ist dieser Strauch zwar nicht, aber er wird durch Veredelung meist in Baumform gezogen. Dieser anmutige Blütenstrauch gehört der Gattung Prunus an, welcher auch Aprikose, Pflaume, Kirsche und anderes Steinobst zugezählt werden. Wir sehen hier erneut, daß ein großer Teil der herrlichsten Blütensträucher unserer Ziergärten und Parks den geschätztesten Fruchtbäumen des Obstgartens verwandtschaftlich sehr nahe steht. So sind auch die in der Abbildung S. 468 dargestellten weißen, gefüllten Blüten nur eine Schmuckform der Kirsche. Sie entspringen büschelförmig aus den Blütenaugen des vorjährigen Holzes, lassen in ihrer ganzen Gestalt sofort die verwandtschaftliche Zugehörigkeit zu der in der Abbildung S. 467 dargestellten Pflanze erkennen, hangen aber an ziemlich langen Stielen von den Zweigen herab. Diese hangenden Baumblüten, die sich ständig bewegen und dem Aufschauenden das schöne Gesicht zeigen, sind immer von besonderem Reiz. Die einfachen Blüten des echten, in Persien und China heimischen Pfirsichbaumes zeigt die Abbildung unten auf S. 469; es giebt von ihm auch eine gefülltblühende und trotzdem edle Früchte tragende Gartensorte. Die obere Abbildung auf derselben Seite stellt die Blüten eines hübschen, rosafarbig blühenden Baumweichsels dar, der zu den Sauerkirschen gehört. Viele Weichselarten, meist mit sehr kleinen Blumen, blühen zur Frühlingszeit in unseren Gärten, und manche von ihnen verbreiten nach mildem Regen den angenehmen Weichselduft, der auch das von den Drechslern verarbeitete Holz charakterisiert.

Dafür, daß auch die kräftige Sonne im Mai und Juni, die so viele stattliche Baum- und Strauchblüten zeitigt, daneben noch sehr kleine Blütengebilde hervorzaubert, liefern unsere Spiersträucher eine treffliche Illustration. Sie sind in den verschiedenen Arten meist in China, Japan und Sibirien heimisch, einige auch in Europa und Nordamerika. Die zierlichste, aber auch die am frühesten blühende Art ist Thunbergs Spierstrauch aus Japan; er blüht schon im April, aber im unbelaubten Zustande. Die winzigen, so einfachen und doch so anmutigen Blümchen (Abbild. S. 470) hüllen den kleinen Strauch zu Tausenden in weißen Blütenschnee. Nur

wenig stattlicher ist der spitzblätterige Spierstrauch (Abbild. S. 470), während der aus Sibirien stammende glanzblätterige Spierstrauch (Abbild. S. 471) schon ganz stattliche Blumen trägt.

Recht niedliche, meist rosenfarbige Frühlingsblüher liefert uns die Familie der Heidekräuter, deren Blumen die Glöckchenform in allen erdenklichen Variationen zeigen. Bei den zierlichsten Arten hangen sie wie rote Bluttröpfchen an den Zweigen und verraten nur bei genauem Hinschauen die schöne Gestalt, bei anderen hangen sie als ziemlich stattliche, schwingende, aber lautlose Glocken vom schwanken Geäst herab, so bei dem in den Gärten leider seltenen Maiblumenbaum, an welchem sich die weißen Glocken aber erst im Sommer zeigen. Auch die Blüten der tatarischen Heckenkirsche (Abbild. S. 471), einer nahen Verwandten des „Jelängerjeliebers“ der Gärten, zeigen im Öffnen Glockengestalt, geöffnet Sternform. Letztere Form tritt bei unseren Gartensträuchern sehr gestaltreich auf, so bei dem winterharten, im Freien ausdauernden rauhhaarigen Felsenstrauch (Abbild. S. 472), der ebenso wie sein indischer, im Zimmergarten geschätzter Vetter nach seinem wissenschaftlichen Namen Azalea schlechtweg Azalee genannt wird, und bei der rosigen, niedlichen Weigelie (Abbild. S. 473), deren Blütenröhre in eine fünfblätterige, sternförmige Krone ausläuft.

Mit den vorstehend geschilderten Blütengehölzen ist der Reichtum unserer Gärten noch lange nicht erschöpft. Von der Rose, der Königin der Blumen und des Gartens, abgesehen, bergen die Gärten noch so manches Kleinod, aber unsere Bilder vermögen doch schon einen hinreichenden Begriff von der Vielgestaltigkeit unserer Baum- und Strauchflora zu geben.

Wie die Sängerfürsten unserer einheimischen Vogelwelt sich nicht in den schreienden Farben, den oft bizarren Gestalten der Tropenvögel zeigen, aber durch ihren Gesang zum Herzen sprechen, so fehlt auch den Baum- und Strauchblüten des deutschen Gartens die absonderliche Gestalt und Zeichnung, der oft betäubende Geruch tropischer Orchideen, aber mehr als diese erfreuen sie durch zarten Duft, und die Lieblichkeit ihrer Farben und Formen umgiebt sie mit einem Zauber, der jeden wahren Naturfreund in seinen Bann zwingen muß.



Weigelie.



Wir Kinder der Not

Von

Hans Ulrich Beer

(Nachdruck ist untersagt.)

„Er aber rollt weiter durch die Welt."
(Raabe: Der Schüdderump.)

I

Erstes Buch.

Die Wälle, die die ehemalige Reichs- und Hansastadt früher umgeben haben, sind längst geschleift, und an ihrer Stelle ziehen sich gut gepflegte Promenaden hin, mit großen Gärten und geräumigen Häusern darin, den Wohnsitzen der alten Familien der Stadt. Der feinste Teil der Promenade aber ist der Lindenwall und eines der vornehmsten Häuser auf ihm das Haus Nr. 15.

Ein altmodisches, frisch lackiertes Gitter mit vergoldeten Spitzen schließt das Grundstück von der Straße ab. Das große, etwas schwerfällige, aber wohnliche Haus liegt in einem weiten Garten, von mächtigen Rasenflächen umrahmt, auf denen gerade, von der Abendsonne gezeichnet, die scharfen Schatten einer knorrigen, noch kahlen Buchengruppe ruhen. Nach hinten zu senkt sich der Garten, dort geht es zum Flusse, zu dem alten Festungsgraben hinab.

Vor dem Hause aber steht ein riesiger Magnolienstrauch, der seine stolze, porzellanene Pracht eben entfalten will.

Ein metallenes Schild am Eingangsthor zeigt die Inschrift:

Theodor Poppendiek,
Rechtsanwalt und großherzoglicher Notar.

— Ein Sonntag, Ende April.

Die kleine Gesellschaft von vier Personen, die den Nachmittag träumend und plaudernd in dem Garten verbracht hatte, war im Begriff sich zu teilen. Die Frau Notar behauptete, daß die Abende der ersten sonnigen Tage besonders gefährlich seien, und zog sich mit dem Referendar Doktor Harries ins Haus zurück, während ihr Mann mit seinem Freunde Sydekum die Dämmerung noch draußen genießen wollte.

Meta Poppendiek hatte aber ihre eigenen Absichten, wenn sie den Referendar beiseite nahm, und ihr Mann wußte das auch.

„Wie ist es mit 'ner Cigarre, Doktor?" rief der Notar den Abgehenden nach. „Hier, nehmen Sie nur; nein hier, diese Upmann; wir sind das dem schönen Abend doch schuldig."

Nun trat Heinz Harries mit Frau Meta in deren Zimmer.

Es war ein behagliches Gemach, geschmackvoll eingerichtet und wohnlich, nur ein klein wenig altmodisch, wie der Garten draußen ein bißchen steif.

Aber gerade das heimelte an. Man fühlte den intimen Hauch des alten Besitzes. Wie aus einer großmütterlichen Potpourrivase lag ein leiser Duft über diesen alten guten Polstern und den soliden Möbeln.

Die Frau Notar setzte sich mehr in das Zimmer hinein, in dem es zu dunkeln begann, Heinz Harries, der Referendar, machte es sich in einem Sessel am offenen Fenster bequem, mit dem Blick auf den Fluß und die jenseitigen Gärten. Er hatte eine schlanke, fast hagere Gestalt, und in seiner Haltung, seinem Anzuge war etwas, das ihn als Sohn einfacherer Kreise erscheinen ließ. Man merkte, daß er in anderer Umgebung groß

geworden war, aber er schien sich hier wohl und zu Hause zu fühlen. Ja, in seinen hellen braunen Augen war ein Ausdruck, als ob er die in der Jugend entbehrte Behaglichkeit hier voll und bewußt auskosten wollte.

„So, nun zünden Sie Ihre Cigarre an, und dann lassen Sie uns ein wenig plaudern."

Heinz meinte zwar: „Eigentlich eine Barbarei, so die reine Frühlingsgottesluft zu entweihen" — dabei hatte er aber die Cigarre schon in Brand gesetzt und blickte behaglich dem Graublau der aromatischen Wolken nach.

Eine Weile war es still im Zimmer; leise und zögernd entschwebten die Rauchringe dem Fenster, um draußen schnell in die Höhe zu flattern.

Endlich brach Frau Meta das Schweigen: „Warum sprechen Sie nicht? Wollten Sie mir nicht erzählen?"

„Erzählen? Weshalb wollen wir die Stunde der göttlichen Faulheit so entweihen?"

„Wie Sie sich zum Gourmet ausbilden! Was wollen Sie denn noch Schöneres als plaudern?"

„Träumen!" sagte Heinz, und nach einer Pause setzte er hinzu: „und vielleicht noch Musik hören. Aber hören, nicht selber machen. — Freilich, wer es kann ..." Er unterbrach sich.

Frau Meta sah ihn an. „Wie kommt es nur," fragte sie, „daß Sie nicht spielen können? Gerade Sie! Sie müßten, denke ich mir immer, Geige spielen."

Heinz blickte nachdenklich einem besonders schönen Ringe nach. „Geige, meinen Sie? — Nein, nicht Geige, wenigstens heute abend nicht. Geige ist für Leidenschaft, wie soll ich sagen? für Leid und dann wieder für wilde Lust. Überhaupt für alles, was von außen her dem Menschen als Schicksal kommt. Aber so an diesen weichen Frühlingsabenden und für das stille Träumen ist ein Flügel das Richtige, wenn man in die Töne versinken und von Harmonien sich tragen lassen kann. Mitunter vermisse ich es doch!"

Der Abendwind trug den süßlichen Duft von blühenden und halbverblühten Hyazinthen zum Fenster herein, und der Blumenduft mischte sich mit dem trockenen feinen Cigarrenrauch.

„Sie haben es in Ihrer Jugend doch recht schwer gehabt," meinte Frau Meta.

„Nun ja," lächelte Heinz, „zum Musiklernen hätte es nicht gereicht. Aber das war das Schlimmste nicht, und damals habe ich es jedenfalls kaum vermißt. — Es ist doch merkwürdig," fuhr er fort, „wie so etwas sich erst später entwickeln kann. Denn bei mir ist das alles eigentlich erst gekommen, seit ich in Ihrem Kreise lebe."

Frau Meta suchte nun ihrem eigenen Ziele näher zu kommen. „Daß Sie auch so wenig Verkehr in Ihrer Jugend gehabt haben! Hatten Sie eigentlich gar keinen Freund?"

Heinz schien dies Thema nicht recht zu sein. Auf seinem Gesicht spiegelte sich ein leichtes Mißbehagen, und es klang kurz, als er antwortete: „Nein. Übrigens kann ich nicht sagen, daß ich mich danach gesehnt hätte."

„Ich glaube," antwortete Frau Meta, „da thun Sie sich unrecht. Wenn einer, so sind Sie für die Freundschaft geschaffen. Wie freue ich mich, daß Sie bei uns so aufgetaut sind, und wir sind Ihnen alle so dankbar dafür."

„Ja," sagte Heinz, „aufgetaut, das ist das richtige Wort. Jetzt lebe ich in der Sonne, und in der Sonne läßt es sich leicht gut und Freund sein."

„Und in die Sonne gehören Sie auch, Sie — Sonnenprinz, hätte ich beinah gesagt."

Heinz lachte mit gutmütigem Spott: „Lieber Gott, das Prinzliche läßt sich bei mir wohl in der hohlen Hand halten. — Mit der Sonne haben Sie freilich recht," fuhr er ernster fort. „Ja, ich brauche Sonne, ich kann nun mal nicht im Schatten leben! ... Leider! — Können Sie sich vorstellen, daß ich mir oft Vorwürfe deswegen mache?"

„Aber wieso? Daß Sie sich nach dem Glück sehnen?"

„Das eigentlich nicht. Denn das steckt doch wohl in jedem Menschen drin. Und es giebt auch ein Recht auf Glück. Aber ... ja, ich weiß wirklich nicht, wie ich es sagen soll. Sehen Sie, man baut sich in

der Jugend so seine Welt auf, eine Welt des Mitleids und der Liebe. Das Leben ist reich an Leid und Not, aber man glaubt retten und helfen zu können und will es auch. Aber dann kommt der eigene Drang zum Glück, und man hat gerade genug mit sich selber zu thun und wird härter und vergißt, was man vordem gefühlt hat. Es ist doch traurig, daß die Träume der Jugend so elend zerschellen müssen."

„Das Schicksal der Träume!"

„Gewiß, ich weiß wohl. Aber es ist mehr. Wenn man selber von Jugend auf so mitten drin — ich möchte sagen: im Reiche der Not gelebt hat und seine ganzen Vorstellungen, seine Ideale danach gebildet hat, und nun tritt man in die Wirklichkeit, und alles sieht so ganz anders aus, als man es sich gedacht ..."

„Das macht, lieber Freund, weil Sie mit Ihren Gedanken so einsam aufgewachsen sind, ohne Freund und ohne Aussprache ..."

„Schelten Sie mir meine Einsamkeit nicht," er sagte es lächelnd, aber es war ihm ernst dabei; „denn was ich bin, und was Sie an mir schätzen, verdanke ich doch ihr allein. Dies bißchen Versemachen — ich weiß ganz genau, daß ich kein großer Künstler bin ..."

„Nun wollen Sie auch noch Komplimente hören!"

„Nein, nein, gewiß nicht, ich meine es so! Daß meine Gedichte wahr sind und aus einer tiefen Stimmung heraus — gut; aber wenn sie es sind, so ist doch nur die Einsamkeit meiner Jugend schuld."

„Es muß ein eigenes Leben gewesen sein, das Sie geführt haben."

„Ja, eigen — und in gewisser Weise auch schön." Seine Augen sahen in die Ferne ...

Wieder war es eine Zeitlang still, bis Frau Meta bemerkte: „Wir haben so lange kein Gedicht von Ihnen gehört. Haben Sie noch nichts Neues geschrieben?"

Heinz schien einen Gedanken zu verfolgen. Er antwortete nur nebenher: „Das Examen! und dann hatte ich mehrere Artikel, die gingen vor. Sie wissen ja, daß ich davon leben muß." Doch dann wurde er lebhafter: „Wenn Sie aber zuhören wollen — es schwebt mir etwas vor, und ich habe schon den ganzen Nachmittag danach gesucht, aber jetzt weiß ich, was es ist."

Die andere horchte auf: „Ein Gedicht?"

„Nicht ganz. Es ist nur eine Stimmung, die ich wieder gefunden habe, ein Gedanke, oder vielmehr ..." Er setzte sich zurecht. „Nun weiß ich doch nicht, wie ich anfangen und es Ihnen sagen soll. Es ist eigentlich die Stimmung eines heißen Sommertages; aber heute hatte ich dasselbe Gefühl, wissen Sie, an solchem Tage, wenn die junge Wärme einem alle Thatkraft und Schaffenslust auflöst und man ganz in süßes Träumen versinken möchte. Und als wir eben vom Glück sprachen und Sie mich dann an mein Leben von früher erinnerten, an dieses Ahnen und Träumen, da wußte ich plötzlich, was es war. Meinen Traum vom Glück möchte ich es nennen, meinen Sommertagstraum."

Und nun begann er: „In der Heide war's, und ich war noch fast ein Knabe. Ich liebte die Heide, von früh auf schon, diese zitternde trockene Mittagsglut über den weiten eintönigen Flächen. Dann legte ich mich in das harte Kraut, atmete den heißen Duft und lauschte der heiligen Stille. Nur die Bienen summten ein melodisches Geläut, als weideten Herden fern — in unsichtbaren Thälern unter mir. Und dann war's, als löste ich langsam mich los von der Erde und schwebte und sank. Sank und sank, abgrundstief, und über mir wuchs der unendliche Raum. Und ich war in ihm, in dem ewigen All, das blau und duftend mich umfloß, mich trug und doch sinken ließ in immer fernere Tiefen. Und aus der Seligkeit des Schwebens wurde eine Beklemmung, und die Bangigkeit wuchs, und die Sehnsucht: nur nicht allein! — und die Angst vor der schrecklichen Einsamkeit. Aber dann — war es aus dieser Angst geboren? — wie ein Trost, das sichere Gefühl: du bist nicht allein. Ich weiß nicht, was es war, aber ich fühlte: es giebt in der Ferne ein Etwas, das wartet auf dich und wird einmal kommen. Wenn ich die Augen dann schloß, sah ich es auch. Eine Gestalt rang sich aus wallenden Schleiern vor, die waren aus dem Duft der Ferne gewebt, oder vom Himmel herab, schwebte auf mich zu, und ich fühlte den Blick der blauen Augen. Denn sie waren blau, kornblumenblau, dunkler als der Himmel über mir. Und ich lag still und wartete auf den Kuß, auf das große Wun-

der, das mich aus der Einsamkeit emporheben sollte. Aber es ist nie gekommen, und wenn ich die Augen öffnete, fühlte ich die Verlassenheit stärker als je."

Er sprach jetzt im ruhigen Flusse, und es hörte sich an, als wenn er mit geschlossenen Augen dem Klange der eigenen Worte lauschte.

Im Zimmer war es finster geworden, auch die Cigarre war erloschen ...

Meta Poppendiek war es, die die Stimmung unterbrach. Sie stand auf, die Lampe anzuzünden, während Heinz das Fenster schließen mußte. Sie wollte jetzt bestimmter auf ihr Ziel losgehen.

So sehr sie sonst für solche poetische Dämmerstündchen war, so mußte sie doch einmal mit ihrem Schützling ein ernstes Wort über seine realen Verhältnisse reden.

„Wie schön Sie das schildern! Und endlich sprechen Sie mal von sich und von früher. Sie thun es, glaube ich beinahe, nicht gern."

Heinz zuckte nur die Achseln.

„Anderthalb Jahre verkehren Sie nun schon bei uns, und Sie wissen, wie wir Anteil an Ihnen nehmen, und doch ist es mir oft, als fühlten Sie sich immer noch nicht ganz heimisch bei uns."

„Das ist es nicht, aber es giebt Dinge, die man selber nicht gern berührt. Was soll ich Ihnen von unerfreulichen Verhältnissen sprechen!"

„Aber Sie haben sie doch längst überwunden, und so schlimm, wie Sie es sich vorstellen, ist es vielleicht gar nicht."

„Mag sein," sagte Heinz bitter, „es ist eben nur die Armut. Sie wissen freilich nicht, was dies eine Wörtchen für den, der darin steht, bedeutet."

„Ich kann es Ihnen wohl nachfühlen," sagte Meta mit begütigendem Tone. „Sie haben früher noch dazu in guten Verhältnissen gelebt?"

„Wenigstens nach unseren Begriffen. Mein Vater war Beamter, und meine Mutter stammt von einer Mühle, drüben im Preußischen, und hatte ein wenig Vermögen. Meine Eltern müssen ganz gut gelebt haben, bis eben ..."

Er unterbrach sich, Meta aber ließ nicht nach: „Nein, lieber Harries, sprechen Sie ruhig weiter. Sie wissen, es ist nicht die Neugierde, die mich treibt, sondern die Teilnahme. Ich möchte so gern Ihr Bestes."

So erzählte denn Heinz von sich und seinen Eltern.

Der Vater war ein guter Mensch und auch ein fleißiger Beamter gewesen. Aber ein Phantast und Weltverbesserer, ein Philanthrop mit verschrobenen Humanitätsideen, der sich gern mit seinen socialdemokratischen Anschauungen brüstete. Besonders am Stammtisch und im Freundeskreise politisierte er in unvorsichtiger Weise. Seinen Vorgesetzten war er schon lange verdächtig geworden, und die Denunziation eines strebsamen Kollegen reichte hin, ihn aus dem Dienste zu entlassen. Es war in der ersten Zeit des Socialistengesetzes, und um ein Haar wäre er auch noch wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden.

„Sie können sich nicht denken, was das für eine Familie, die immer still für sich gelebt hat, und was es für einen ehrgeizigen Knaben bedeutet, diese Aufregung mit der Polizei und dem Gerichte, dieses Harren auf den Ausgang der Verhandlung und endlich das Urteil: aus Mangel an Beweisen freigesprochen."

Frau Meta nickte ihm freundlich zu: „Und dann?"

„Ja — und dann? Dann war es vorbei. Mein Vater hat es nie fertig gebracht, eine neue Stellung zu bekommen oder sich selbständig zu machen, er hat es auch wohl nicht energisch genug betrieben, weil sein ganzer Eifer nur auf das eine Ziel losging, sich zu rehabilitieren und zu rechtfertigen. Eingaben, Gesuche, Beleidigungsprozesse, damit ging die Zeit und — das Geld hin, und als er starb, war das bißchen Vermögen so gut wie verloren. Nach seinem Tode erhielten wir dann eine Art Genugthuung. Der Kollege, auf dessen Zeugnis hin er entlassen war, wurde wegen Unterschlagung im Amte verurteilt, und die Behörde sagte sich, daß sie vielleicht etwas zu schnell auf seine Anzeige gehandelt hatte. Die Folge war, daß meiner Mutter eine Gnadenpension zuerkannt wurde, eine lächerliche Summe, nicht der Rede wert, nur der Form wegen."

„Wie alt waren Sie, als Ihr Vater starb?"

„Ich war gerade nach Sekunda gekommen. Ich sollte natürlich die Schule verlassen, aber ich wollte nicht, ich wollte den Kampf nicht aufgeben. Arbeit und Not, und nochmals Arbeit und Entbehrung, von Klasse zu Klasse, und dann erst auf die Universität — aber ich habe es durchgesetzt!“

„Es ist bewundernswert! Aber wie war es nur möglich? Mit Privatstunden haben Sie sich durchgeschlagen?“

„Ja: auf der Schule mit Privatstunden und später — nun, da allmählich mit der Schriftstellerei.“

„In Berlin?“

„Ja.“

Meta Poppendiek hätte hiervon gern noch mehr gehört, wie er gelebt, und wie es gekommen sei, daß er seinen Landsleuten so ganz aus den Augen verschwand. Aber Heinz ging nicht recht darauf ein, es war, als hätte er über diese Zeit etwas zu verbergen.

„Und dann hatten Sie das Glück, die Stelle in England zu bekommen?“

„Ich hatte im orientalischen Seminar Arabisch und Türkisch getrieben und konnte gerade nach dem Examen die Stelle in dem Bankhause annehmen als Dolmetscher und Sekretär für die kleinasiatische Türkei.“

„Sie haben auf diese Weise ein gut Stück von der Welt gesehen.“

„Ja, und es waren schöne Jahre.“

„Und seitdem ist es auch mit Ihrer Familie wieder in die Höhe gegangen?“

„Gottlob, aber das ist nicht mein Verdienst. Meine beiden Schwestern haben ebenso gearbeitet wie ich. Besonders die ältere, die Paula, die bei Ihrem Vetter im Geschäft ist — Sie wissen wohl.“

„Ich weiß! ... Aber ist das nun nicht für Sie ein erhebender Gedanke, sich aus so schweren Verhältnissen emporgearbeitet zu haben, und denken Sie nicht gern an die Zeit zurück?“

Da lächelte Heinz Harries bitter. „Erhebend? Ach, liebste Frau Notar, wenn ich an die Zeit von früher denke, dann habe ich nur das eine bittere Gefühl: wieviel Kraft hast du verschwenden, vergeuden müssen, die ganz anders hätte verwandt werden können! Jahrelang sich mit Privatstunden über Wasser halten zu müssen, das ist nichts Erhebendes. Und dann ewig, täglich, stündlich die Angst und die Sorge, was werden soll. Immer von der Hand in den Mund und nie mal frei atmen dürfen, immer den Groschen genau ansehen müssen, weil es bald der letzte sein könnte! Mit vierundfünfzig Mark in der Tasche bin ich nach Berlin gefahren, das war mein ‚Wechsel‘ für das erste Semester und dabei keine Aussicht, dort was zu verdienen. Und die Einsamkeit dazu. — Nein, nein, die Not ist nichts Erhebendes, diese Not nicht, die Sorge um das tägliche Brot, die erstickt allen Sinn für das Höhere und macht die Menschen niedrig und gemein.“

„Und doch sprachen Sie vorhin mit fast wehmütiger Erinnerung von dem Reiche der Not.“

Einen Augenblick stockte Heinz, dann aber entgegnete er mit einem Tone von Entschiedenheit, den man von dem Träumer von vorhin nicht erwartet hätte: „Das that ich, und nun will ich Ihnen auch ganz offen sagen, wie es mit mir steht. Ich bin in die Höhe gekommen, weit über meine, unsere Verhältnisse hinaus, und Sie und Ihr Mann, Sie haben es so gut mit mir vor und wollen mich ganz in die Höhe Ihrer Kreise emporziehen. Aber ich wurzele in einem ganz anderen Boden, meine Vergangenheit läßt mich nicht so leicht aufwärts steigen und — auch die Gegenwart nicht. Sehen Sie, meine Schwester ist Verkäuferin, und wenn auch in dem feinsten Konfektionsgeschäft der Firma Ferdinand Poppendiek und wenn auch ‚erste‘ Verkäuferin oder gar Directrice — sie ist und bleibt doch Verkäuferin, und Sie, Frau Notar, hatten, als ich vorhin darauf anspielte, nur ein kurzes ‚ich weiß‘ dafür. Das ist meine Familie, die in Ihren Kreisen niemals für voll gerechnet werden würde; und doch gehöre ich zu ihr, habe in ihr und mit ihr die Not und die Armut durchgemacht — meinen Sie, so etwas kittet nicht? Nun verstehen Sie den Konflikt, in dem ich bei Ihnen lebe, immer zwischen zwei Schichten, immer gleichsam auf der Treppe. Ich *will* hinauf, ich kann nicht unten im Dunkel bleiben, und ich habe das Gefühl, es geht auch wirklich hinauf — aber ob der Weg in Ihre Sphäre führt oder nicht doch einmal daran vorüber, das weiß ich nicht.“

„Sie sollen es aber wissen. Lieber Freund, wie ich vorhin schon sagte, Sie kennen die Welt nicht. Ohne Entsagen und Aufgeben giebt es kein Vorwärtskommen. Mit Ihrer Familie, das läßt sich ja alles einrichten, aber im übrigen müssen Sie stets das eine Ziel im Auge haben: die Gesellschaft, in die Sie hineinwollen. Und für das Ziel müssen Sie auch mal ein Opfer bringen können.“

Heinz wußte nicht, wie er das verstehen sollte. „Ein Opfer bringen?“

„Ich meine, in Ihren Anschauungen. Sie dürfen sich nicht von Ihrem Gefühl hinreißen lassen — ich glaube, Sie neigen dazu. Vor allem hüten Sie sich vor einer zu frühen Verlobung und überhaupt vor einer Heirat unter Ihrem Stande —“

Heinz sah sie mißtrauisch forschend an. Dies alles kam ihm jetzt so absichtlich vor.

Sollte sie von seinem Verkehr mit Altens und von seinem Verhältnis zu Anna Alten wissen? Und wollte sie mit diesen Worten darauf anspielen?

„Ich denke nicht daran, mich vor der Zeit zu binden,“ sagte er vorsichtig, „aber ... daß eine Dame aus der Gesellschaft für mich geeignet sein könnte, wie Sie anzudeuten scheinen, das kann ich mir auch nicht vorstellen.“

„Warum nicht?“

„Weil sie nicht nur zu mir, sondern auch zu meiner Mutter und zu meinen Schwestern passen müßte.“

„Weshalb sollte das nicht möglich sein?“

„Das forderte eine Anpassungskraft ... denken Sie doch nur, ein Mädchen aus Ihren Kreisen!“

„Ich wüßte schon eine, der ich es zutraue.“

Heinz schwieg. Nun war er sicher, daß diese ganze Unterredung einen bestimmten Zweck hatte, und das ärgerte ihn.

„Ich weiß genau,“ fuhr Meta fort, „daß Sie Marianne Morwitz nicht gleichgültig sind; und Ihnen, wenn ich recht gesehen habe ...“

„Marianne Morwitz und ich!“

„Weshalb werfen Sie sich so weit weg? Meinen Sie, der Vater würde einem Assessor ihre Hand verweigern? So hoch steht er nun auch nicht über Ihnen, denn ob Richter oder Rechtsanwalt, so sind Sie Mitglied eines Standes, zu dem er sich noch lange nicht rechnen kann.“

Heinz antwortete nicht. Er war stark verstimmt; von seiner Freundin, der Frau Meta, hätte er diese Art der Heiratstifterei am wenigsten erwartet. Sie waren doch alle gleich, trotz aller schönen Reden und der idealistischen Gefühlsschwärmerei!

Meta aber nahm den Faden noch einmal auf. „Also gebunden sind Sie anderswo nicht, und das ist gut. Aber — ich darf es doch sagen, Sie nehmen es mir nicht übel? — nun sehen Sie sich auch in Zukunft vor und geben Sie keinen Anlaß zu unnützen Redereien.“

„Thue ich das?“

„Man kann sich in solchen Sachen nicht genug vorsehen. Ein junger Mann erweckt so leicht Hoffnungen, auch wenn er sich selbst nichts dabei denkt. Bitte, seien Sie in Ihrem Verkehr doch recht vorsichtig.“

Das konnte nur auf Altens gehen. Heinz wurde rot, aber es war nicht nur Unwille und Ärger, was ihm das Blut ins Gesicht trieb, sondern mehr noch das Gefühl, daß Frau Meta so ganz unrecht nicht hatte. Stärker als je empfand er die Gebundenheit seines Lebens, und mit der schönen Traumseligkeit von vorhin war es völlig vorbei.

„Doch nun die Hand darauf, daß dies alles unter uns bleibt,“ schloß Meta. „So, nun bitte zu Tisch, ich höre die Herren kommen.“

* *
*

Überwältigend und hinreißend war der künstlerische Drang in der Stadt ja freilich nicht, aber was an geistigem Leben dort pulste, das fand entschieden seinen Mittelpunkt, ja, vielleicht konnte man mit aller Bescheidenheit auch sagen, seinen Ausgangspunkt in dem Poppendiekschen Hause. Der Notar war strenger Wagnerianer und selbst Dichter, dramatischer natürlich, und eine „Handlung“ von ihm war sogar über die die Welt bedeutenden Bretter des Stadttheaters gegangen. Aber er war mehr als „Nur-Dichter“, er war „Künstler“ im Wagnerschen Sinne, und über seinem Schreibtisch stand das Wort des Meisters: „Unsere Sache ist es, für die ethische Seele der Zukunft zu sorgen.“

Sein Haus auf dem Lindenwall war nicht nur der heiteren Geselligkeit, sondern ausdrücklich der Kunst als einer Lebensmacht gewidmet, und an den berühmten Donnerstagabenden war schon manches bis dahin ungekanntes Genie an das Licht freundnachbarlicher Bewunderung befördert.

Von ihm war auch Heinz Harries entdeckt.

Man paßte in dem Poppendiekschen Hause zusammen, und das war das Schöne. Ob man vom alten Adel der Stadt war oder sich mit den Gaben seiner Kunst erst einen Platz an dem Tische des Notars ersungen hatte — das Gemeinsame und Verbindende war die konservative Gesinnung in den Fragen des Lebens wie in den Problemen der Kunst.

Es war kein großer Kreis, aber er hielt fest zusammen. Etwas von Sippe oder auch von Sekte war in ihm; der Neuling mußte sich an manches gewöhnen. Aber wenn er erst drin war, fühlte er sich bald wohl.

Nur ein entschieden revolutionäres Mitglied trieb in der Gesellschaft sein Spiel, und das war der Oberlehrer Bernhard Sydekum. Freilich war auch er nicht revolutionär in politischen Dingen — dafür war er nun wieder zu viel Philosoph —, sondern seine Opposition richtete sich gegen andere Dinge, gegen die Kunst, die ethische Anschauung, mit einem Worte, gegen die edelsten Güter der Menschheit und des Poppendiekschen Kreises: gegen den Idealismus im Sinne Richard Wagners.

Sydekum war Nietzscheaner, ja mehr als das: über Nietzsche hinaus war er zu einem völlig freisinnigen Naturalismus gekommen. Man wußte nicht genau, was er eigentlich war, aber diejenigen hatten wohl recht, die behaupteten, er glaube überhaupt an nichts. Immer natürlich im ethisch-ästhetischen Sinne gemeint.

Dabei aber war dieser lächelnde Skeptiker der beste Freund des Hauses und des Hausherrn selbst und war, wenn auch Theodor Poppendiek es nicht gelten lassen wollte, doch so ungefähr die Seele des Ganzen. Wenigstens wußte er Leben in die sonst etwas gar zu ätherische Welt der Poppendieks zu bringen. Er hatte eine boshafte Art, sich mit seinem Freunde Theodor anzulegen, aber es war ein Vergnügen, den hageren, widerborstigen Menschen in seinem Schaukelstuhl zu beobachten, wenn er ironisch den kleinen Notar fixierte, der sich, heftig mit dem Klemmer gestikulierend, vor ihm perorierte.

Der Notar behauptete in solchen Momenten, Sydekum wäre eine Hagennatur. Das war nicht richtig, eher schon etwas von Loki. Aber auch das paßte nicht ganz, man konnte ihn in der Wagnerwelt überhaupt nicht gut unterbringen …

Als Heinz mit der Frau Meta in das Eßzimmer trat, fand er außer Popendiek und Sydekum noch einen dritten, den Kandidaten des höheren Schulamts Frickens, vor. Der „dicke Frickens" verkehrte nicht viel länger im Hause als Heinz, und man wußte nicht recht, wie er zu dieser Ehre kam. Er war ein unbedeutender Mensch, ein Bauernsohn, groß nur im Anekdotenerzählen, und Heinz hatte immer das Gefühl, daß er seine Stellung bei Poppendieks wesentlich seinem mächtigen rotblonden Schnurrbart verdankte. Der war allerdings einfach märchenhaft.

Frickens war von einer militärischen Übung zurückgekommen und hatte sich sofort zur Stelle melden wollen. Bei Tische führte er, wie gewöhnlich, wenn er von einer Reise kam, eine Zeitlang die Unterhaltung; er mußte erst die gesammelten Schwänke auspacken. Später trat er von selbst zurück.

Heinzens Laune wurde nicht besser, als er den Kandidaten in seiner Offiziersuniform sah. Er konnte ihn nicht leiden, weil er in ihm sein Gegenbild sah, den Streber, der zielbewußt der gesellschaftlichen Höhe zuklomm. So interessierte ihn die Unterhaltung erst, als ein Name genannt wurde, der in seiner Auseinandersetzung mit Meta Poppendiek eine Rolle gespielt hatte — der Name des Bankiers Morwitz.

Der Notar berichtete nämlich von seinen Kämpfen mit dem Bankier wegen der Errichtung einer Bismarcksäule, die er, der Notar, in dem benachbarten Heeswald aufstellen wollte, während Morwitz vorschlug, sie an das Ende des ehemaligen Exerzierplatzes zu bringen und den Platz in einen Volkspark umzuwandeln.

„Nicht wahr, ganz Morwitz," so schloß er, „Volkspark, Volksfest, aber alles nur Maske für Geschäft und Verdienst — was hat der Mensch sich überhaupt in unsere

Kreise zu drängen! Vorwitz und Bismarck-denkmal!“

„Und was habt ihr beschlossen?“ fragte Sydekum.

Der Notar lächelte in heiterem Selbstbewußtsein: „Ich habe natürlich auf der ganzen Linie gesiegt, noch halten wir vom alten Geschlecht zusammen! Der Turm kommt in den Heeswald. Auf die kahle Höhe —“ und nun entwickelte er lebhaft sein Programm. Mitten in die freie Gottesnatur. Als Hintergrund müßten sie sich die mächtige Buchenwand denken und nach Süden zu dann die wunderbare Fernsicht in die Ebene, mit der feinen, blauen Silhouette des Harzes ganz hinten am Horizont. Und wenn dann in der Nacht zum ersten April das Feuer oben auf der Höhe lohte, und sie am Fuße des Turmes sich scharten, und von der Ebene, aus hundert und wieder hundert Dörfern, all die Augen begeistert nach Norden schauten, und die Herzen geweckt würden, des großen Mannes zu gedenken — „ach, Kinder“ — und dabei warf er fröhlich-begeistert das Haupt empor — „was ist gegen eine solche heilige Stunde der Jahrmarktstrubel eines Volksfestes mit all dem Klimbim, dem Karussell und Wurstbudenkram!“

„Hm!“ machte Sydekum.

Theodor Poppendiek aber funkelte ihn durch die Gläser des Klemmers kampfbereit an, sein geübtes Ohr hatte die Herausforderung zum Streit erkannt. „Bitte?!“

„Was denn?“

„Du sagtest ‚Hm‘!“

„Darf ich das nicht?“

„O natürlich! Ich weiß ja, du bist nie mit mir einverstanden. Aber sag nur ruhig, was du gegen mich hast.“

„Nur das eine. Ich wundere mich, daß du den Volkstrubel, den du in der Stadt nicht haben magst, in den Wald verlegen willst.“

„Da muß ich doch sehr widersprechen. Ich will überhaupt keinen Trubel, sondern ein echtes Volksfest im höheren, in unserem Sinne.“

„Ach so!“

„Jawohl, eine Weihenacht im Sommerwald, in der heiligen Stille, ohne Bier- und Wurstbuden — ohne materielle Genüsse überhaupt. Alles feierlich und im Namen der Kunst. Männergesang und Rede und auf dem Platze vor dem Denkmal ein erhebendes Festspiel ...“

„Von Theodor Poppendiek!“

„Ach, Sydekum, das war schwach. Mußt du denn alles persönlich wenden?“

„Nein, Theo, ich revociere auch schon. Aber im Ernst, versprichst du dir wirklich viel von dieser Art Fest?“

„Ja, das thu ich,“ sagte Poppendiek lebhaft. „Denn, sieh, auf diese Weise kommt man endlich mal an das Volk heran und kann auf die Masse geistig und sittlich wirken und sie angesichts der Erinnerung an den Schöpfer des Deutschen Reiches auch in den Bann des Schöpfers des deutschen Geisttums bringen. Bismarck und Wagner zu einer Kultureinheit verschmolzen und im deutschen Walde dem deutschen Volke nahegebracht — das ist meine Idee!“

Er blickte triumphierend von einem auf den anderen. Frickens rief halblaut „bravo“, während Heinz schwieg. Bismarck war nicht sein Fall.

Sydekum sah lächelnd vor sich nieder: „Das Volk, das deutsche Volk.“

Poppendiek war noch im Schwung. „Ja, siehst du, Bernhard, das ist gerade das Schöne dabei und, ich darf wohl sagen, im echtesten Sinne des Meisters, daß unser Plan dem Volke gilt. Denn dem Volke sollte in letzter Linie doch alles, was er geschaffen hat, zu gute kommen.“

„Glaubst du wirklich, daß das Volk — versteh mich recht: das Volk! — zu euch, zu einem Bismarckfest kommen wird?“

„Soweit ich den Arbeiter kenne,“ mischte sich auch Heinz ein, „wäre ein Bismarckfest das letzte, zu dem er käme.“

Der Notar war verstimmt, wie immer, wenn seine Begeisterung prüfendem Zweifel begegnete. „Ja, der Arbeiter,“ entgegnete er, und sein lyrischer Tenor klang schon spitzer, „das fehlte auch noch, daß wir uns mit dem abgeben. Umgekehrt, wenn wir den Pöbel uns damit vom Halse halten könnten, so wäre das allein schon ein Grund, das Denkmal gerade in den Wald zu setzen. Denn dann hätten wir doch wenigstens eine Stelle, wo wir vor ihm sicher wären. Es ist ja geradezu widerlich, wie sich der Pro-

letarier immer frecher in die Weihe der Natur drängt. Denkt doch nur, wie die Harzthäler des Sonntags im Sommer von Arbeitern wimmeln, ganze Extrazüge aus Magdeburg und Berlin."

„Das ist richtig. Aber, nimm's nicht übel, Theo, mich erheitert es immer, wenn gerade ihr, ihr Auch=Großstädter, über Entweihung der Natur klagt. Wodurch habt ihr denn ein Recht dazu? Meinst du, daß die Förster da oben hinter euch mit euren Lachs= und und Kaviarschnittchen nicht ebenso herfluchen wie hinter dem Arbeiter mit seiner Zweizolls=stulle?"

„Was der Förster von mir denkt, kann mir gleichgültig sein. Ich weiß, daß ich ein Recht auf den Wald habe."

„Das hat der Arbeiter so gut wie du."

„Nein!"

„Wer will es ihm bestreiten?"

„Ich will mich durch die Brutalität des Herdenmenschen nicht in meinem höheren Genuß stören lassen!"

Heinz hatte sich absichtlich zurückgehalten. Jetzt konnte er aber doch nicht umhin, zu bemerken: „Sollte aber der Arbeiter aus einem anderen Grunde nicht noch ein viel größeres Recht auf die Natur haben als Sie — als wir?"

„Wie meinen Sie das?"

„Das Recht des Entbehrenden, möchte ich sagen. Wer die ganze Woche in den dunstigen Sälen arbeitet und nur den Sonntag zum Aufatmen hat, sollte doch mindestens dasselbe Recht auf freie Luft haben wie wir, die wir uns das Leben so gut einzuteilen vermögen."

„Darauf kommt's ihm ja gar nicht an. Gehen Sie nur mal in die Arbeiterwohnung oder Sonntags auf den Tanzboden, da können Sie merken, wie das Volk die freie Luft schätzt, und was es aus seinen Sonntagen macht!"

„Ich glaube," antwortete Heinz, „Sie haben von dem Volke und seinen Bedürfnissen doch eine gar zu geringe Meinung."

„Ach!" sagte Poppendiek — und in diesem „Ach" lag etwas ungemein Geringschätziges, es kam gleichsam aus der Wolkenhöhe von Walhall selbst —: „ach! das Volk!"

Nun lachte Sydekum hell auf: „Na, da hätten wir uns im logischen Galopp glücklich dahingedreht, wohin wir gehören. Nein, Theo, das Volksbeglücken mußt du anderen überlassen, Männern wie Morwitz, die es besser verstehen. Du bist nun mal nicht dafür geschaffen."

„Es kommt darauf an, was man unter dem Worte versteht. Ich spreche nicht vom Volke an sich, sondern von dem Idealbegriff, dem deutschen Volke."

„Was allerdings den Vorteil hat, möglichst unbestimmbar und imaginär zu sein."

„O nein, ein ganz realer Begriff. Es sind eben die Kreise, aus denen der Gedanke unseres Bismarckdenkmals hervorgegangen und zur That geworden ist."

„Aha! Aber weshalb willst du dann nicht mit einem guten Fremdwort einfach sagen: die Bourgeoisie?"

„Bourgeoisie?"

„Jawohl, die Bourgeoisie! Stell sie dir doch nur vor, die Stammtischpolitiker und die Dämmerschoppenphilister, diese Masse der Besitzenden und der sogenannten Gebildeten. Dazu als Theaterchor, mit dem Schwert in der Faust, die glattgescheitelte Hochschuljugend. Ach, Theo, mir wird immer ganz schwummerig, wenn ich denke: auf deren Schild unser Bismarck! Helden — vielleicht! Aber Heldenverehrung — dafür ist unser Volk noch lange nicht reif. Denn dazu gehört vor allem Heldenverständnis, und wer das hat, der weiß, daß die eiserne Faust und das stählerne Herz den Helden machen, und daß ein Bismarck was anderes ist als das waschkatunene Ideal, das sich unsere Bourgeoisie aus ihm geschneidert hat."

„Allerdings, daß unser Volk für Nietzsche und das Über=Nietzschetum je reif wird, bezweifle ich Gott sei Dank selber. Aber das ist vielleicht noch nicht mal nötig. Darum weiß es doch ganz genau, was es seinem ersten Kanzler zu danken hat, und wofür es ihn liebt."

„Und das ist?"

„Das Deutsche Reich, weiter nichts, denn das bedeutet die Grundlage für die deutsche Kultur!"

„Theo, Theo," drohte Sydekum, „versündige dich nicht! Weimar war vor Berlin, und Bayreuth auch und liegt sogar südlich vom Main! Nein, Theo, diese Sache verträgt sich nicht mit deinen Anschauungen,

und du solltest sie wirklich Morwitz überlassen, der giebt sich wenigstens keinen Illusionen von Helden und Heldenverehrung hin, sondern versteht das Geschäft. Und das ist hier die Hauptsache, denn das Moralische mag sich von selber verstehen, das Geschäftliche will gekonnt sein. Und Morwitz konnte es."

„Morwitz als Erzieher!" höhnte Poppendiek, während sein Gegner nur lächelnd nickte.

„Ist Morwitz nicht Jude?" fragte Frickens.

„Leider nein," antwortete Poppendiek, „wenigstens soll sein Vater getauft gewesen sein, als er von Posen nach Berlin einwanderte."

„Na, na!" schmunzelte Frickens. „Kennen Sie übrigens die einschlägige Geschichte dazu?"

„Nein," rief Sydekum vergnügt, „wie geht denn die?"

„Der Kohn," berichtete Frickens, „war vom Protestantismus zur allein seligmachenden Kirche übergetreten, und seine Freunde fragten ihn, weshalb. ‚Nu!' — antwortete der Kohn — ‚'s hat mich geärgert; wenn ich sagte, ich bin lutherisch, fragten se mer, was waren Se vorher? und ich mußte sagen mosaisch! Jetzt, wenn se mer fragen nach der Religion, kann ich sagen, ich bin katholisch, und wenn se fragen, was waren Se vorher, kann ich sagen: protestantisch.'"

Sydekum lachte, während der Notar, noch in Gedanken bei dem Gespräch von vorhin, verdrießlich mit dem Klemmer spielte. Frau Meta war die ganze Unterhaltung über Heinzens präsumtiven Schwiegervater gar nicht recht, und sie wartete nur darauf, sie in ein anderes Fahrwasser zu lenken. Freilich, so lange sich ihr Mann und Sydekum am Hemdkragen gefaßt hielten, hätte man eher die siamesischen Zwillinge trennen können. Jetzt aber nahm sie die Gelegenheit wahr.

„Sie sind ja ein ganz gefährlicher Mensch, Frickens," scherzte sie. „Erzählen Sie lieber noch ein bißchen von Ihren Kriegsgeschichten, anstatt hier anständigen Leuten die christlichen Ehren abschneiden zu wollen."

Aber sie kam nicht zu ihrem Ziel, denn Sydekum wollte seinen Freund noch ein bißchen ärgern.

„Also windelecht getauft, gut. Aber sag doch mal, Theo, was hat dir der Bankier nur gethan, daß du so schlecht auf ihn zu sprechen bist? Er ist doch sonst im Verkehr die Liebenswürdigkeit selbst. Hat er dich schlecht behandelt?"

„Er mich?! Das fehlte noch."

„Oder was hat er sonst verbrochen? Man kann ihm doch, soweit ich weiß, nichts nachsagen."

„Nein, eingesteckt haben sie ihn noch nicht; aber weit war es nicht davon. Denke nur an den Lotterieprozeß, wo ihm der Eid zugeschoben wurde, daß er eine mündliche Abmachung ‚vergessen hätte'."

„Aber, er hat ihn doch geleistet und den Prozeß gewonnen."

„Gewiß."

„Und damit das alte Konsortium — leider eure Vettern! — gezwungen, künftig den Raub mit ihm zu teilen, nicht wahr?"

Er machte eine Pause; Poppendiek sah aber nur geärgert vor sich hin.

„Und — sag doch mal" — dabei blitzte ihm seine ganze Tücke aus den Augenwinkeln — „hast du denn nicht ..." fuhr er zögernd fort, „nicht wahr, du hast doch damals den Prozeß geführt ..."

„Jawohl, und verloren habe ich ihn. Das willst du ja nur hören," fuhr Poppendiek wütend heraus.

„Ach so!" machte Sydekum und suchte seine Niedertracht mit dem Mantel der Ahnungslosigkeit zu decken. Aber dieses „Ach so!" gab Poppendiek seine Fassung zurück, und sogleich stand er wieder auf der Höhe seiner ästhetischen Ruhe.

„Gewiß, er hat den Prozeß gewonnen. Sagen wir, er ist aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Das mag ja nach polnischen Anschauungen oder vielleicht auch" — eine verbindliche Handbewegung nach Sydekum hin — „nach dem Begriffe der Zukunftsmoral genügen, wir Leute der ehrlichen alten Bürgermoral haben darüber andere Anschauungen."

„Und sollt sie auch behalten. Aber kann man es dem Hecht verdenken, wenn er die ihm von Gott bescherten Zähne nicht bloß an Kartoffelnschale versuchen will? Daß ihn die alten Karpfen dafür nicht lieben, liegt auf der Hand."

„Nun, ich halte es denn doch lieber mit den Karpfen."

„Und der Karpfenmoral.“

„Theo! Sydekum! jetzt hört’s aber auf,“ rief Meta in heller Verzweiflung. „Reißen Sie sie doch voneinander, meine Herren. Gewiß, Theo, du hast recht, und, Sydekum, Sie haben auch recht. Oder vielmehr, Sie haben allein recht und Theo nicht, gar nicht. Was willst du denn eigentlich? Er verkehrt bei euch, und das ist für mich das Entscheidende ...“

Und nun nahm sie sich des Bankiers und noch mehr seiner Familie so kräftig an, daß der Notar mit seinem Widerspruch nicht mehr aufkam. — —

Heinz hatte Marianne Morwitz auf den Poppendiekschen Abenden kennen gelernt, und Frau Meta hatte ganz richtig beobachtet, daß er das hübsche stille Mädchen nicht ungern sah. Mehr war es jedoch nicht, ernstere Absichten konnte er gar nicht haben, und daß die Frau Notar die Sache vorhin so geschäftsmäßig, so berechnend behandelt hatte, hatte ihn verstimmt und gekränkt.

Immerhin war es ihm interessant, heute einmal Näheres über die Familie zu erfahren. Meta Poppendiek lobte besonders die Frau Morwitz, eine geborene Girand — aus der alten Lyoner Seidenfirma. Sie sollte eine vornehme Erscheinung sein, in ihrem Äußeren ganz die Südfranzösin. Leider wäre sie kränklich und ginge deswegen wenig aus. Übrigens war sie die zweite Frau, Mariannes Mutter war früh gestorben. Von Mariannes Stiefschwester, Leonie oder Loni, erzählte Sydekum bei dieser Gelegenheit eine Geschichte, die erst vor ein paar Tagen passiert war.

Das Mädchen, eben vierzehn Jahre alt, aber ein gescheites, dabei hübsches, schwarzköpfiges Ding, sollte in eine Pension, weil es dem Vater zu starrsinnig wurde. Aber sie konnte sich nicht von ihrer Mutter trennen, an der sie, wie übrigens auch ihre Schwester Marianne, mit abgöttischer Liebe hing. Sie weinte und flehte, aber das rührte den Alten nicht.

„Sieht dem Kerl ähnlich,“ brummte Poppendiek.

Sydekum aber fuhr fort: „Also die Sache ist beschlossen, und zum 1. Mai soll es losgehen. Da, vor etwa einer Woche, kommt das Mädel zu seiner Mutter und fängt so von hinten rum an, ob sie nicht vielleicht ’nen kleinen Hundertmarkschein für sie über hätte. Die wundert sich natürlich und will wissen wofür. — Das könnte sie nicht sagen, antwortet die Kleine, wenigstens nicht vorher. Übermorgen ja, aber früher nicht; es sollte eine Überraschung für die Eltern werden, ehe sie in die Pension ginge. Namentlich für Papa. Dann fängt sie an zu schmeicheln und zu betteln, und wirklich eist sie sich fünfzig Mark los. Damit geht sie direkt auf die Bahn, setzt sich in den nächsten D-Zug — dritter Klasse, denn sonst reichte das Geld nicht —, telegraphiert ihrem Großvater in Lyon, sie wäre ihren Eltern ausgerückt, er möchte sie doch vom Bahnhof abholen, und weg ist sie.“

„Famos!“ rief Poppendiek, jetzt erst wieder ganz vergnügt.

„Und wie ist es geworden?“

„Vorgestern soll ein Brief von ihr hier angekommen sein. Was darin gestanden hat, weiß man natürlich nicht, aber so viel steht fest, daß der Alte ohne Verzug ihr nachgereist ist, und, so weit man die Verhältnisse kennt, wird hier wohl der pater ‚peccavi‘ sagen müssen.“

„Das ist ja famos!“ rief Poppendiek, „das gönne ich ihm. Aber das Mädel! Dieser kleine schwarze Deubel, die kann so bleiben!“

„Mein Fall ist doch mehr Marianne,“ entgegnete Frau Meta, „und nächstens lade ich sie mal extra zu uns ein, jawohl Theo, ich frage dich gar nicht danach. Wie wäre es denn, wenn wir in ein paar Wochen mal eine kleine Picknickfahrt in den Heeswald machten? Theo kann uns ja dabei den Platz für den Bismarckturm zeigen. Aber ohne politische Debatte, meine Herren, sonst danke ich. Lieber dafür ein Zigeunermahl in der Köte unter sachverständiger Leitung unseres Frickens und abends dann nach Leiningen zum Amtmann Hennig runter.“

„Jawohl!“ rief Frickens, sofort begeistert, und sein Schnurrbart zitterte vor Erregung, „so ein Jenenser Studentenschmaus à la Forst und Fuchsturm. Wir lassen uns Lichtenhainer kommen, und dann machen wir Rostbrätchen und Rostwürste nach Jenaer Art! Ach, der Jenaer Markt, wenn aus den Fleischbuden der Bratendunst von den geplatzten Würsten aufstieg ...“

„Wobei ich übrigens mich an ein anderes Rauchopfer erinnern lassen muß," unterbrach ihn Poppendiek und stand auf, die Cigarren zu holen. Aber nicht eine Upmann, sondern eine einfache Vorstenlanden; weshalb hatte ihn Sydekum so geärgert, Strafe muß sein.

Als sie bei der brennenden Cigarre saßen, wandte sich Poppendiek an Heinz.

„Was ich schon immer fragen wollte, Doktor, haben Sie sich noch nicht zur Wahl gestellt?"

„Weshalb?"

„Weil in den nächsten Wochen Offiziersversammlung ist und ich noch gar nichts von Ihrer Meldung gehört habe. Wollen Sie noch nicht?"

„Ich hatte bis nach dem Examen warten wollen."

„Aber wozu denn? Sie hätten's schon längst machen sollen."

„Ich weiß doch nicht," sagte Heinz bedenklich. „Es sind so manche Gründe ... Bin ich erst mal in fester Stellung und auch pekuniär gesichert, so ist es was anderes. Aber vorläufig ..."

„Aber, ich bitte Sie! Als Dr. jur. und Referendar haben Sie ja die Bestätigung in der Tasche. Und dann: wozu sind wir denn da?"

Heinz jedoch schien keineswegs überzeugt. Ausweichend antwortete er: „Ich möchte doch erst noch ein bißchen sicherer in der Gesellschaft stehen, mich noch fester einleben."

„Ach, immer noch das thörichte Gefühl, als ob Sie nicht dazu gehörten! Wie oft soll ich Ihnen sagen: Der Mensch gehört dahin, wohin er sich stellt."

Die hohe Stimme des Notars hatte wieder etwas Spitzes, es klang ein wenig von oben herab. Heinz verdroß dies, der Widerspruchsgeist hatte sich schon lange in ihm geregt. So entgegnete er: „Wenn ich nun aber selber gar nichts danach fragte, Offizier zu werden! Muß es denn sein?"

Alle sahen lebhafter auf.

„Muß es denn sein?" wiederholte Frickens mechanisch und blickte ihn starr an. Frau Meta aber hob mahnend den Finger.

„Aber natürlich muß es sein," antwortete der Notar. „Darüber spricht man doch nicht, denn es ist einfach selbstverständlich."

„Und wenn man sich nichts daraus macht?"

„So thut man es doch, weil es zum Stande gehört."

„Leider, möchte ich fast sagen."

„Wieso?"

„Ist es nicht ein Zeichen von Schwäche, daß wir uns das Patent der gesellschaftlichen Mündigkeit erst von einem anderen Stande ausstellen lassen? Gilt denn die Persönlichkeit, auf die gerade Sie solches Gewicht legen, in diesem Falle so gar nichts?"

„Aber das ist doch überall so," brach nun Frickens heraus. „Nehmen Sie nur mal den Oberlehrer: die gesellschaftliche Vollberechtigung gewinnt er doch erst als Reserveoffizier. Das heißt," schloß er mit einem vorsichtigen Blick auf seinen Kollegen Sydekum, „mit der Persönlichkeit ... nun ja ... aber die kommt dabei ja gar nicht in Frage."

Heinz zuckte nur die Achseln, dann fuhr er gegen Poppendiek gewendet fort: „Ich habe mich, wenn ich offen sein soll, immer gewundert, daß ich gerade in Ihrem Hause und bei Ihren sonstigen Anschauungen dieselbe Schätzung des Militärs gefunden habe wie überall. Weshalb soll denn für uns mit unseren Zielen gerade der Offizier das höchste sein? Ich dächte, vom Standpunkte der Kultur aus steht der Offizier sogar ziemlich tief."

„Wie können Sie so was sagen, Doktor!"

„Ich gebe gern alles zu, ich erkenne seine gesellschaftlichen Verdienste an, die Pflichttreue, den fleckenlosen Ehrenschild — alles. Aber ich frage: worin besteht denn seine positive Leistung für die Kultur und unsere Ideale? Und diese Frage scheint mir entscheidend zu sein. Der Soldat ist doch nicht als Selbstzweck da, sondern nur für den Fall der Not. Wie der Krieg, ist also doch auch das Militär nur ein notwendiges Übel."

Er sprach ein wenig überheblich und doktrinär, aber zugleich klang etwas wie verhaltener Groll aus den Worten hervor.

„Sie vergessen, lieber Doktor," belehrte der Notar, „daß das Militär außer für den Krieg noch eine andere Aufgabe, ja die bei weitem wichtigere hat in dem latenten Schutze der Kultur nach innen."

„Der Kultur?" Heinz lächelte bitter; er schien sich zu zwingen, nicht ausfällig zu werden. „Wollen wir nicht lieber sagen: des Besitzes, des materiellen Wohlstandes?"

„Nein, bitte, der Kultur, der geistigen und sittlichen Güter der Nation. Denn die Socialdemokratie schielt nicht nur nach den Fleischtellern der Bessergestellten, ihr ist auch die reine Serviette ein Greuel. Sie will am letzten Ende die Vernichtung aller ethischen und ästhetischen Kultur, weil sie in ihrer Niedrigkeit alles Hohe und Edle haßt, hassen muß und in ihrem nivellierten Zukunftsstaat keine Größe dulden kann. Wenn das Militär nichts weiter wäre als ein Zaun gegen die Gleich- und Niedrigmacher, so wäre mir das schon Leistung genug für die Kultur der Nation."

„Und dann" — schloß sich Frickens an — „die politische Ordnung und das monarchische Gefühl und die staatlichen und gesellschaftlichen Ideale überhaupt — wie wollen Sie all das ohne den Offizier schützen und halten?" Drohend hoben sich seine mächtigen Schnurrbartspitzen gegen den Feind der bürgerlichen Ordnung.

Heinz antwortete nicht. Man sah ihm an, daß es ihm schwer wurde zu schweigen; aber er schwieg. Einen Augenblick war es still. Sydekum hatte die Sache Spaß gemacht; jetzt wollte er anfangen: „Gesellschaftliche Ideale, wie Sie eben so hübsch sagten, Frickens ..."

Aber darauf hatte Frau Meta nur gewartet. Sofort griff sie ein: „Nein, Sydekum, von diesem Thema haben wir genug. Ich bin überhaupt der Meinung, über solche Fragen muß man gar nicht so viel theoretisch verhandeln. Da entscheidet einfach die Praxis, und die Praxis geht dahin, daß der Assessor und der Rechtsanwalt Reserveoffizier ist."

* *
*

Heinz hätte Sydekum gern noch ein Stück um den Wall begleitet, aber da er ihn doch nicht allein sprechen konnte, verzichtete er lieber und ging den näheren Weg durch die Altstadt. Er hatte von Frickens genug. Es war ihm übrigens ganz lieb, für sich zu sein.

Heinz war eine grüblerische Natur; er hatte die Gewohnheit der einsam Aufgewachsenen, das Erlebte denkend und im Selbstgespräch zu verarbeiten. Er war auch eine ehrliche und gerechte Natur, die mit Grübeln und Wägen sorgsam das Richtige zu finden trachtete, wenn er auch noch ein wenig im Banne der Doktrin stand und zuweilen sogar der schönen Phrase nicht widerstehen konnte.

Heute war er mehr denn je unzufrieden mit sich und seinen Verhältnissen. Sein ganzes Leben schien ihm eine falsche Bahn zu gehen.

Wenn er bedachte, mit welchen Anschauungen und mit welchen Forderungen er damals, als Neunzehnjähriger, nach Berlin gegangen war, wie er geglaubt hatte, die ganze Welt reformieren zu können, wie er entflammt war, als Anwalt der Armut, er, der Sohn der Armut, seine ganze Kraft für das Volk einzusetzen, und wie er in der That die ganzen Jahre des Studiums ein begeisterter, beinah fanatischer . .

Unwillkürlich sah er auf, besorgt, ob er nicht laut gesprochen hatte. Das war ja auch diese ewige Unsicherheit, das ängstliche Gefühl, daß von dieser Sache niemand etwas hören durfte. Niemand, wenigstens so lange, bis er in seiner Stellung gesichert war und ihm seine Laufbahn nicht mehr gefährdet werden konnte.

Er hatte ja auch mit diesen Jugendthorheiten völlig gebrochen; das Leben, die Wirklichkeit hatte ihn ernüchtert.

Jugendthorheiten — ja, so mußte er es nennen. Aber eine innere Stimme sagte ihm, daß es doch eine Feigheit war, so ganz die alten Ideale über Bord zu werfen.

Hatte er sie über Bord geworfen? Sie waren ihm gestorben; freilich, er hatte sie nicht am Leben zu erhalten vermocht. Aber er hatte es doch nicht über sich gewinnen können, sie ins Meer zu versenken und das Schiff seines Lebens für immer von dieser Last zu befreien.

So standen sie im Kielraum, die Särge seiner Jugend, aber sie beschwerten und verlangsamten nur seine Fahrt.

Einen Augenblick hatte er seine Freude an diesem Bilde, aber dann wurde er wieder ernst. Der Zweifel in ihm war stärker als die ganze Zeit seines Verkehrs mit Poppendiek. Niemals war er sich der Kluft, die ihn von dieser Kultur des Besitzes trennte, so bewußt geworden wie in den Gesprächen dieses Abends. Aber mit seinem theoretischen

Raisonnement suchte Heinz sich doch auch über das lastende Gefühl der Gebundenheit hinwegzutäuschen. Etwas wie das Bewußtsein übernommener und vernachlässigter Pflichten regte sich auf dem Grunde seiner Seele und machte ihm den Kopf heiß.

Anna Alten ...!

Er hatte Frau Meta sagen können, daß er nicht gebunden war, und in der That, es war nicht das Geringste zwischen ihm und der kleinen Anna geschehen oder auch nur gesprochen, was ihm für die Zukunft die Freiheit beschränkt hätte. Und dennoch! ... War er wirklich noch frei?

Aber er wollte jetzt nichts davon wissen, und wie der Mensch es zu machen pflegt, suchte er den Grund für die innere Unzufriedenheit in dem, was ihm andere gethan hatten. Einen solchen Grund fand er leicht, wenn er sich an die Unterhaltung von heute abend erinnerte. Besonders an Poppendieks Art, ihm den Reserveoffizier aufzuzwingen. Er entrüstete sich jetzt nachträglich und redete sich förmlich in eine Wut gegen seine Freunde und ihre Lebensanschauung hinein.

Wie er in diesem Augenblick die ganze sogenannte Kultur dieser ästhetisierenden Aristokraten durchschaute und haßte! Diese heiligen Güter der Nation, die jedem Börsenjobber für sein schmutziges Geld zugänglich waren! Und für deren Erhaltung sollte er mithelfen, seine Brüder in der Armut zu unterdrücken und niederzuhalten? Wie hatte er schon in seinem Militärjahre, trotzdem er ein guter Soldat war, diese künstliche Institution gehaßt, in der das Volk von einer an Zahl so kleinen Herrenkaste dressiert wird zur Unterdrückung des Volkes, der eigenen Brüder. Diesen sinnreichen Mechanismus, der durch brutale Energie und die Ausnutzung der menschlichen Schwächen einen jeden zum willenlosen Werkzeug der Sklaverei zu machen versteht. Nun sollten auch ihn Eitelkeit und Furcht vor der öffentlichen Meinung zum Adjunkten des Offiziers machen? Mochten die Söhne der Aristokratie sich eins fühlen mit dem Herrenjungen von Leutnant und sich zu seinem Handlanger hergeben — er gehörte nicht zu ihnen!

Heinz gefielen diese scharf geformten Ausfälle, und er beschloß, gleich heute abend noch einen geharnischten Artikel in diesem Sinne zu entwerfen. Es lag für ihn eine gewisse Befreiung darin, sich seine Zweifel vom Herzen schreiben zu können.

* * *

In der Stadt war dumpfe Luft; in kurzen Pausen ballte der Wind den Staubdunst zu dichten Wolken zusammen. Die Straßen waren noch belebt von den Ausflüglern, die nach Hause kehrten, singend und lärmend zum Teil, manche recht unsicher auf den Beinen.

Heinz kam in eine solche Gruppe hinein. Alle im Sonntagsstaat, die Männer im schwarzen Anzuge, die aufgekrempten Hosen staubbedeckt, die schwelende Cigarre im Mundwinkel. Die Mädchen und Frauen, mit roten Gesichtern unter breiten, geschmacklosen Hüten, hatten das Kleid aufgeschlagen, daß der weiße Unterrock bis auf den staubigen Rand leuchtete. Arm in Arm zogen sie kreischend und lachend dahin. Hinter der Reihe her schob eine junge Frau mit der Linken den Kinderwagen, mit der Rechten hielt sie den schwankenden Mann am Arm.

Heinz eilte, ihnen vorauszukommen, aber das gemeine Lachen verfolgte ihn. Aus einer Nebengasse tönten Fetzen eines gegröhlten Liedes her; Heinz erkannte die Strophe:

> Wer hat dich, du schöner Wald,
> Aufgebaut so hoch da droben?

Auf dem Altmarkt war die eine Seite zur Kanalisation aufgerissen. Der tiefe holzverschalte Schacht war von elektrischem Licht und fauchenden Benzinlampen grell beleuchtet, und zu beiden Seiten lag der ölige Brei schiefergrauen Schlammes, von dem ein durchdringender Kanal- und Gasgeruch ausging. Aber die Arbeit schien zu stocken, und eine Menge Neugieriger sah in den Schacht hinein; man hatte das Gefühl, es war ein Unfall geschehen. Heinz hörte, daß ein Arbeiter verunglückt sei; eine Cementröhre habe ihm die Beine gequetscht. Er trat näher und vernahm das Stöhnen des Verwundeten. Soeben kam der Rettungswagen, und ihm vorauf eilten die Menschen, Zeugen des Vorganges zu sein. Einer noch schneller als der andere, um nur ja den Anblick nicht zu versäumen; die Ausflügler von vorhin waren dabei. Heinz sah in die verschwitzten Gesichter und erschrak vor dem Ausdruck der

stumpfen Neugierde in ihnen. Ein unerträgliches Gefühl von Ekel oder Angst erfaßte ihn, er wußte selbst nicht, was es war. Er verließ schnell den Platz und war froh, als er aus der engen Straße wieder ins Freie trat.

— — — — — — — — — — — — — — —

Regelmäßige, neu angelegte Straßen, nüchterne Häuser — das Viertel der kleinen Beamten und der besseren Arbeiter. Aber plötzlich wird die Eintönigkeit durch einen alten Friedhof unterbrochen. Nach der Straße zu mit einem morschenden Holzstaket abgegrenzt, in der Mitte ein Thor, ein mürbgerostetes Rokokogitter in mächtigen verwitterten Sandsteinpfosten, so liegt die alte Grabstätte längst vergessener Geschlechter wie selbst vergessen inmitten der neuerstandenen Arbeitervorstadt. Aber sie ist nicht vergessen. In einigen Jahren ist die Schonfrist der Begrabenen abgelaufen, dann kommt die Baubehörde auch über ihn, den alten Friedhof, und eine neue Straße mit solidem Pflaster und geschmackvollen Kasernenbauten läuft über die Stätte, wo die Toten von einst vermodern durften.

Jenseits, am westlichen Ende des Friedhofes, an das Staket sich anschließend, lag ein Haus, das auch nicht in die neu-nüchterne Umgebung paßte. Altmodisch, auf allen Seiten mit schwarzem Schiefer behangen, hätte es einen düsteren Eindruck gemacht, wenn es nicht von dem wuchernden Grün umrahmt gewesen wäre. So stand es im Schutze des verlassenen Gräbergartens, und mit diesem sollte es demnächst auch fallen.

Hier wohnten die Harries. Das Haus hatte ihnen einst gehört; nach dem Tode des Vaters mußten sie es verkaufen und sich mit der Giebelwohnung begnügen. Vor ein paar Jahren waren sie wieder in den ersten Stock gezogen.

Heinz ging in seine Stube und zündete die Lampe an; er wollte noch schnell die Gedanken für den Aufsatz über die „Kultur des Besitzes“ zu Papier bringen.

Die Fenster waren offen und das Zimmer voll von der Frühlingsluft. Es war ein eigenartig ausgestatteter Raum. Verrauchte Tapeten, altfränkische Möbel, ein schwerfälliger Sekretär aus Eschenholz und einfache Stühle. Aber auf der schlechten Tapete hingen gute Bilder — ein paar Thoma, Böcklins „Schweigen im Walde“ und eine Worpsweder Radierung —, und vor dem einen Fenster stand ein großer, mit grünem Tuch bezogener Schreibtisch, auf dem sich neben Manuskripten und Korrekturbogen ein prächtiges Schreibzeug, sowie mehrere moderne Vasen befanden. Mitten unter diesen Erzeugnissen des modernen Kunstgewerbes aber stand ein einfaches Wasserglas, das einen schlichten, derben Blumenstrauß enthielt, wie ihn die Bauerfrauen auf dem Markte für zehn Pfennig verkaufen, eine Hyazinthendolde mit Primeln und Goldlack auf flachen Tannenzweigen gebunden. Der Strauß war noch vom Geburtstage her. In den schlimmen Zeiten war diese Blumengabe oft das einzige Luxusgeschenk gewesen, und deswegen hielt Heinz darauf, daß die Sitte nicht in Vergessenheit kam.

Als Heinz seine Notizen niedergeschrieben hatte, trat er in das Nebenzimmer, den Seinigen gute Nacht zu sagen. Auch hier in dieser Stube ging über das steife Altmodische ein frischerer Zug; auf den alten Möbeln hier und da eine feine Stickerei oder an der Wand ein farbenfrohes Tuch.

Die Mutter Harries saß in dem weichgewordenen Sofa in aufrechter Haltung, eine große, magere Figur mit etwas spitzem Gesicht und ernsten, abgesorgten Zügen. Die jüngere Schwester Lisbeth, die Turn- und Handarbeitslehrerin war, hatte eine Stickerei vor, Paula las in einer Modenzeitung.

Nach der ersten Begrüßung tauschten sie die Erlebnisse des Tages aus, dann schwiegen sie. Überflüssiges Sprechen war man nicht gewöhnt.

Heinz sah nach Paula hinüber, und wie immer freute er sich an ihrem regelmäßigen Profil und dem reichen, aschblonden Haar, das sie lose und locker gewunden trug. Es war seine Lieblingsschwester, und er hatte große Achtung vor ihr.

Da sagte die Mutter: „Frau Alten war hier, Heinz, und läßt dich grüßen.“

Sie sagte es mit einer gewissen Absichtlichkeit im Ton, die Heinz genau verstand, und die ihn sogleich verstimmte. Wieder hatte er das unangenehme Gefühl, an vernachlässigte Pflicht erinnert zu werden.

Das war nun die andere Seite. Poppendieks dort, die Seinigen und Frau Alten

hier. Aber Ansprüche und Absichten hier wie dort.

Paula sah ihm seine Verstimmung an und fragte freundlich: „Du bist lange nicht dort gewesen?"

„Es hat sich nicht gemacht," antwortete Heinz. „Aber ich werde im Laufe der Woche mal vorsprechen. Oder vielleicht über acht Tage; wir könnten uns ja zusammen für den Nachmittag anmelden."

Unwillkürlich dachte er der Poppendieks in versöhnterer Stimmung, und als er in sein Zimmer zurückkehrte und noch einmal an seinen Schreibtisch trat, stutzte er. Sein Entwurf von vorhin erschien ihm plötzlich in einem ganz anderen Lichte, er wußte wirklich nicht mehr, auf welcher Seite er eigentlich stand.

Aber er verfaßte den Artikel in den nächsten Tagen doch, gleichsam um sich gegen die Zweifel und die Unsicherheit zu festigen. Und die eigene Zerrissenheit gab ihm schärfere Worte in die Feder, als er sonst zu gebrauchen pflegte.

* * *

Heinz hatte die Woche hindurch fleißig gearbeitet; erst an dem Artikel, die letzten Tage für das Examen. Jetzt war Sonntagmorgen.

Bis gestern hatte es geregnet. Jener warme Mairegen, in dem man es beinahe sehen und fühlen kann, wie die Säfte quillen und die Knospenhüllen brechen. In der Nacht erst hatte das sanfte Träufeln allmählich aufgehört; nun war die Frühsonne dabei, die letzten Nebel zu zerstreuen. Ein leises Dampfen stieg von den Büschen des Friedhofs in die kühle Luft. Die junge Erde war erwacht, sie dehnte die schlanken Glieder in Jugendlust und schüttelte die vom Nachttau feuchten Haare in dem trocknenden Strahl.

Heinz war früh aufgestanden. Das Vogelgezwitscher, das Liebeswerben der Nachtigall hatten ihn aus dem Bette getrieben. Jetzt saß er am Fenster und sah auf den Friedhof, auf seinen Garten, hinab. Unter ihm das maigrüne Gebüsch, vor ihm die knospenden alten Bäume, und über die Trauerweiden, die Birken und Cypressen hinweg blickte er auf die Häuser der Vorstadt und die Schornsteine der Fabriken. Selbst auf diesen nüchternen Kasernenbauten lag heute ein Schimmer von dem alles verklärenden Lenzesglanze.

Hier war sein Lieblingsplatz. An Wochentagen pflegte er von ihm auf den brausenden Atem der Stadt zu lauschen und auf den Fabriklärm der Vorstadt, das Pochen, Hämmern und Krachen aus den großen Gießereien und den Kesselschmiedewerkstätten. Er hatte es gern, dieses geräuschvolle, lärmende Leben der Stadt, wenn es hinter dem Schleier der Friedhofsstille wie aus einem verdeckten Riesenorchester zu ihm drang.

Heute war es still von Arbeitslärm, die Glocken der alten Stadtkirchen läuteten feierlich den Sonntag ein.

Mit den gleichmäßig schwingenden Tönen aber drang harzig-scharf und maifrisch zugleich die Frühlingsluft ins Zimmer. Die mächtige Birke rechts vor dem Fenster sandte der Sonne ihren Morgengruß. Aus tausend nachtfeuchten Blättern strömte ihr Hauch der Sonne entgegen, und die Sonne küßte den Atem der Blätter auf.

Es duftete nach Pfingsten, nach dem deutschen Frühlingsfeste, wie es in der ländlichen Stille der Dörfer gefeiert wird, wo die Birkenäste an den Thürpfosten genagelt sitzen und der Maibaum auf grünem Plane prangt. In den Stuben ist weißer Sand gestreut, daß es unter den Tritten knirscht, und wenn man über die Schwelle schreitet, huscht das kühle duftende Laub über Haar und Gesicht.

Dazu tönten die festlichen Glocken von den kupfergrünen Türmen der alten Stadtkirchen, und ihr Klang schien Heinz von den Schieferdächern und spitzen Giebeln, über die er in die weite Frühlingsluft drang, einen Hauch von Altersstaub und Vergänglichkeit zuzutragen.

Birkenduft von dem vergessenen Friedhofe her und Glockenklang aus der Stadt der gestorbenen Geschlechter. Der Toten Mahnung und des neuen Frühlings Verheißung!

Allmählich aber schwiegen die Glocken. Eine nach der anderen, jetzt auch die letzte. Ein Schweigen kam von der Stadt, in dem das helle Vogelkonzert um so lustiger klang. Mit dem Birkenduft mischte sich nun der Weihrauchgeruch einer Balsampappel, und Heinz stand auf und lehnte sich aus dem Fenster. In einem gleichmäßig rauschenden

Duftstrome fühlte er sich stehen. Wie ein Accord aus einem großen Orchester war es, von Orgel und Cello, leise begleitet von anderen Tönen, die man fühlt, aber nicht hört, von den unbestimmbaren Düften der kleinen Sträucher und Blüten. Nur zuweilen brachte ein wärmerer Windhauch einen hellen, deutlich erkennbaren Geruch von dem Goldribes mit sich, einen Duft, wie von gelbem Honig und Nelkengewürz. Es war, als wenn in den ernsten Accord sich ein schmeichelndes, hüpfendes Frühlingsmotiv mischte, das vom Leben erzählte, von Liebe und Liebesgenuß.

Das Leben lockte, das Leben sang sein mächtiges, ernstes, liebliches Lied. Es sang von Zukunft und Werden und Lenzeslust, von goldigen Blumen auf versinkenden Gräbern. Von dem ewigen Sein und dem Rätsel des Nichts.

Das Leben sang, wie es auch denen gesungen hatte, die nun schon längst zu Nichts zerfallen dort unter dem hügeligen Rasen, unter dem Epheu ruhen. Ihnen, die auch einst jung gewesen — einst — einst.

Es war, als wenn ihre Jugend herübergrüßte zu dem Träumer am Fenster, wie ein Lenzesgruß der Toten kam es von den Gräbern her …

Heinz kostete bewußt und wollend die ganze, mächtig auf ihn eindringende Stimmung aus.

Er trat vom Fenster zurück und ging im Zimmer auf und ab. Dabei sprach er die Gedanken, wie sie ihm kamen. Nicht wie er sie machte. Und nicht um sie zu machen.

Das waren so die Stimmungen, aus denen ihm seine Gedichte entstanden. Nicht immer fühlte er dabei die Freudigkeit des mühelosen Schauens und Schaffens, er hatte auch Zeiten, in denen seine Geisteskraft sich den verlangenden Sinnen nicht gewachsen fühlte und er die müden Augen schließen mochte.

Heute hatte er seine gute Stunde, willig folgte seine Phantasie jeder leisesten Schwingung der Sinnlichkeit. So ging er im Zimmer und sprach in leisen Worten vor sich hin.

Wenn ihm ein Gedanke, ein Rhythmus gefiel, so sprach er ihn wieder und nochmal und lauschte dem Klange der eigenen Stimme.

„Wie ein Lenzesgruß der Toten."

Dabei fiel ihm ein Gedicht von Johannes Grehling ein, es hieß „Friedhofsrosen". Er besann sich vergeblich auf den Anfang, nur der Schluß kam ihm auf die Lippen:

> Da hob ich fragend meine Augen auf,
> Von wo die süßen Trostesdüfte kamen.
> Und lächelnd nicken mir die Rosen zu.
> Wer seid ihr, wundersame Blumenseelen,
> Die so mir milden Trost ins Herz gehaucht? —
> Der Toten unerfüllte Jugendträume …

Wieder ließ er sich auf den Stuhl am Fenster nieder, in dem immer wärmer scheinenden Sonnenstrahl. Die Gedanken verschwammen ihm jetzt, unbewußt verloren sie sich nach entfernten Feldern. So saß er träumend eine Weile, und nur die Lippen waren es, die noch einmal leise wiederholten: „Der Toten unerfüllte Jugendträume …"

Plötzlich aber fuhr er aus der weltentrückten Stimmung auf.

Einen Augenblick war er über sich selbst unklar, wußte er nicht, was mit ihm war. Er fühlte, wie die heiße Blutwelle, die ihm durch den Körper gegangen war, nun langsam in die Wangen stieg. Er hatte ein Gefühl, als müßte er sich schämen, als hätte er sich über einer Unwahrheit ertappt. Ein anderes Sehnen und Wollen strömte ihm durch die Adern. Unwillkürlich reckten sich ihm die Arme und dehnte sich ihm die Brust, und wieder atmete er in tiefem Zuge die Frühlingsmorgenluft. Aber er dachte dabei nicht an Pfingsten und die toten Geschlechter der Stadt, er dachte — ja, an was dachte er denn? Er dachte überhaupt an nichts, es war nur ein rein körperliches Behagen, ein instinktives Bewußtsein von Gesundheit und Manneskraft, das ihn durchzog.

„Der Toten unerfüllte Jugendträume …"

Was gingen ihn die Toten an und die gestorbenen Hoffnungen gewesener Geschlechter? Was war ihm überhaupt das Gewesene und Vergangene? Nur die Zukunft galt und das Werden und Wachsen.

Dann besann er sich doch wieder auf sich.

Was war nur mit ihm geschehen? War er denn ein anderer geworden?

Er fühlte, daß zwei Seelen in ihm wohnten — nein! nicht zwei Seelen, sondern eine Seele, eine empfindende, in Traum und Schönheit sich wiegende Seele, und neben ihr der Wille eines Menschen mit dem mächtigen Verlangen nach leiblichem, sinnlichem Leben. Dieser lebensdurstige Mensch war in seiner Brust erwacht unter dem warmen

Sonnenstrahl und der kosenden Hand der weichen, aufregenden Frühlingsluft.

Heinz kannte diesen Menschen, diesen „anderen“ wohl, aber er haßte ihn und — fürchtete ihn. Er wußte, daß die Natur aus ihm sprach, der unbewußte Instinkt; aber er wollte das Recht der Natur nicht anerkennen, weil sie seiner Sehnsucht nach Schönheit und Güte nicht entsprach.

Der „andere“ — das war der Mann in ihm, die Kraft des Blutes, mit der er die Jahre seiner Jugend gerungen hatte, — das war aber auch der lockende Werber, der ihn den Poppendieks zugeführt hatte, die Genußsucht, das Verlangen zu glänzen, der Hang zum Wohlleben, all das, was ihn nun drängen wollte, von seinen alten Idealen abzufallen. Er hatte ihm schon so viel nachgegeben, widerwillig fast, und er schämte sich oft seiner Schwäche, seiner Feigheit, aber dieser andere — war es nicht vielleicht doch sein eigentliches Ich?

Und es kam ihm eine Ahnung, wieder einmal, daß das weltentfremdete Träumen seiner Einsamkeit ihm ein falsches Bild des Lebens vorgespiegelt hatte — daß das Leben Genießenwollen heißt und Kampf und Rücksichtslosigkeit verlangt und das Glück sich nicht mit Träumen erwerben läßt.

Aber er wollte sich den schönen Morgen nicht mit Grübeleien verderben und nahm Hut und Stock, um auf einem Spaziergange über den Widerspruch seiner Empfindungen hinweg zu kommen. — — —

Auf dem Heimwege kam Heinz an Sydekums Wohnung vorbei, und nach kurzer Überlegung entschloß er sich, hinaufzugehen.

Sydekum lag lesend auf seinem „Arbeitssofa“. Es war dies eine sinnreiche Einrichtung, ein Diwan, dessen oberes Ende schnell in jede beliebige Stellung gebracht werden konnte, und auf dem mehrere Unterlagen und Kissen dem Körper die größte Bequemlichkeit der Lage verliehen. An dem oberen Drittel war noch ein eiserner Pfosten angebracht, an dem sich verschiedene drehbare Platten, je nachdem, zum Essen, zum Lesen oder zum Schreiben, sowie alles denkbar Nötige, wie Lampe, elektrische Glocke, Streichhölzer, Aschenbecher, befanden. Es war der Gipfel der Faulheit; aber wenn dem Erfinder jemand mit diesem Vorwurf kam, so mußte er eine tiefsinnige Auseinandersetzung anhören über die Metaphysik der menschlichen Stellungen im allgemeinen und die Bedeutung des Liegens für die philosophische Entwickelung der Menschheit im besonderen.

Heinz nahm Platz und sah sich in dem ihm bekannten Raum um. Nur ein Bild war ihm neu, das der Oberlehrer erst kürzlich, und zwar an hervorragender Stelle, aufgehängt hatte. Es stellte eine Felsenhöhle in der Gluthitze der Wüste dar. Ein Löwenpaar, das vor ihr in träger Ruhe gelegen hat, wittert Beute und erhebt sich zum Spähen und Spüren. Die Tiere waren mit einem großartigen Naturalismus gezeichnet. Man ahnte die Kraft der Muskeln unter dem weichen Fell, den Hunger in den schmalen Flanken und in den Augen den glühenden Instinkt des Raubtieres. Dazu das lautlose Schleichen, das weiche Sichducken. Die Aufregung der Jagd und die Ahnung des blutigen Mordüberfalles sprach aus jedem Gliede, aus jeder Bewegung.

Heinz betrachtete das Bild und hatte sogleich wieder das unbehagliche Gefühl, das ihn diese ganze Zeit quälte. Es war ihm, als ob in dem Bilde etwas ihm persönlich Feindliches stecke, etwas, dem er widersprechen müßte.

Sydekum hatte ihn betrachtet: „Sie schätzen es nicht, was?“

„Offen gestanden — nein!“

„Was haben Sie dagegen?“

Heinz besann sich: „Ich möchte sagen, es paßt mir nicht in meine Stimmung, heute nicht, an dem Maimorgen. Vielleicht, wenn man es zu anderer Zeit sieht ...“

Sydekum lachte: „Sie sind ja ein ganz raffinierter Genüßling! Für jede Zeit und für jede Stimmung was Besonderes auf die Tapete!“

„Ich mag die Brutalität des Lebens nicht. Wenigstens nicht in der Kunst, und ich hänge mir lieber einen Thoma oder Böcklin an die Wand.“

„Oder lassen sich die Götterdämmerung vorspielen. Da schrecken wir vor der Brutalität nicht zurück, weil sie auf hohem Kothurn geht.“

Die Streitsucht des necklustigen Freundes steckte Heinz an. „Wollen Sie dies beides wirklich auf eine Stufe stellen? Die er-

habenste Tragödie und hier die Darstellung der niedrigsten Instinkte?"

„Es war nur ein Beispiel, aber immerhin —! Verkörpert Ihnen Siegfried nicht ebenso brutale Affekte, die Liebesgier auf den ersten Blick, verbunden mit gemeiner Treulosigkeit gegen die vornehmste Frau?"

„Die Wirkung des Liebestrankes!" warf Heinz schlagfertig ein.

„Allerdings, aber was hat denn dieser Trank, wenn die Sache aus der Willkür des Märchens heraus soll, für einen Sinn? Was Wagner hier symbolisch verhüllt, ist doch nichts weiter als der rätselhafte Trieb zur Lust in uns, die Not und der Zwang des Blutes."

Heinz verstummte. Diese Anschauung war so weit von der seinigen entfernt, und doch hatte er das Gefühl, daß sie in engem Zusammenhang mit dem Zweifel in der eigenen Brust stehen könnte. „Die Not, der Zwang des Blutes," wiederholte er, die Worte gleichsam betrachtend und prüfend.

„Die Not des Blutes," fuhr Sydekum fort, „die ein Teil ist der Not der Natur. Und diese Not finde ich in dem Bilde hier so sprechend ausgeprägt. Sehen Sie nur in dem Gesicht diese harten Linien um die Nase und die Augen — ist da nicht neben der Mordgier noch etwas anderes drin, etwas Leidendes, wie Schmerz und Entbehrung? Etwas, wie die Not des freien Tieres, das seine Freiheit mit dem tagelangen Hunger bezahlen muß? Bestialischer Blutdurst, schön! Aber es ist doch auch nur ein Stück der unbarmherzigen Natur und aus der Not erst erzeugt. Aus der Not, aus der ja überhaupt die Entschuldigung der Schuld wächst und die recht eigentlich der Grund jeder Tragödie in dieser Welt ist.

Heinz mochte nicht zustimmen, es fehlte ihm in dieser Anschauung viel von dem, was ihm das Leben verschönte. Er sagte — und es klang ein wenig nach der Phrase: „So mag die Wirklichkeit aussehen, aber die Kunst soll uns doch mehr geben, soll das Leben erhöhen und verklären."

Sydekum antwortete nicht gleich, sondern sah ihn eine Weile ironisch schmunzelnd an.

„Wißt ihr, was ihr seid, Harries? Ihr seid Höhlenmenschen. Aber selbst eure Höhlen sind Theaterdekoration. Ihr steckt in Klausen, die nach außen mit farbigen Gläsern verschlossen sind. Entweder mit Butzenscheiben oder mit rosarotem Fensterglas. Und wenn ihr mal 'rauskommt, dann seid ihr tagesscheu und wirklichkeitsblind. Theo Poppendiek und seine Nibelungen — nun ja; aber daß Sie sich so haben einfangen lassen, ist eigentlich ein Jammer!"

„Rechnen Sie mich so völlig dazu?" fragte Heinz, und unwillkürlich dachte er, daß er vor kurzem eine ähnliche Frage an Poppendiek gerichtet hatte.

Der Oberlehrer schien denselben Gedanken zu verfolgen. Plötzlich sagte er: „Was hatten Sie eigentlich vor acht Tagen, Doktor, den Abend bei Poppendieks? Es war ja, als wenn Ihnen 'ne ganze Lorbeerplantage verhagelt wäre!"

Heinz überlegte, ob er darauf eingehen sollte. Aber wenn mit irgend wem, so konnte er mit Sydekum hierüber sprechen, und er fühlte das Bedürfnis, sich einmal einem anderen mitzuteilen. Deshalb setzte er ihm auseinander, in welcher Unsicherheit und Unentschlossenheit er sich diese Zeit befunden hatte. Er erzählte aber auch, zum erstenmal einem Fremden gegenüber, von seiner Berliner Zeit und gestand, daß er damals geradezu Socialdemokrat gewesen war, für socialistische Blätter gearbeitet hatte und fest entschlossen gewesen war, sich ganz der Parteisache hinzugeben. Das war nun völlig anders gekommen; er war enttäuscht und ernüchtert worden, und im Laufe der Jahre hatte sich seine Neigung gewandelt. Aber vorigen Sonntag bei dem Gespräch über den Reserveoffizier war ihm das Bewußtsein dieser Wandlung zum erstenmal recht deutlich geworden, er hatte seitdem das Gefühl, abgefallen zu sein und treulos zu handeln, und konnte sich doch nicht zu einem entscheidenden Schritte entschließen.

Sydekum schien jedoch die Sache nicht so tragisch aufzufassen. Er lächelte nur und sagte: „Sie sind zu principiell, lieber Harries; Sie müssen sich dem Leben unbefangener hingeben."

Heinz schüttelte den Kopf, etwas enttäuscht, denn er hatte ein tieferes Eingehen auf das, was ihn quälte, erwartet.

Der Oberlehrer aber fuhr fort: „Glauben Sie es mir; Sie wollen immer alles auf die

logische und ethische Formel bringen, die Wirklichkeit um Sie herum und Ihr eigenes Thun. Aber das geht nun mal nicht. Die Welt ist nicht nach menschlicher Weisheit aufgebaut, und das Leben richtet sich nicht nach den Sittlichkeitsbegriffen unseres winzigen Hirns. Greifen Sie ruhig zu und genießen Sie, was sich Ihnen bietet."

„Aber wenn man die Not und die Armut um sich nicht ansehen, nicht ertragen kann?"

Da faßte ihn Sydekum mit einem merkwürdig scharfen Blick ins Auge und sagte mit einem Ernst, wie ihn Heinz an ihm sonst gar nicht kannte: „Lieber Herr, wollen Sie es nicht ruhig noch ein bißchen darauf ankommen lassen, wieviel Sie davon ansehen können? Der Mensch kann nämlich merkwürdig viel von dem Elend um sich vertragen, ehe er wirklich mal seinen eigenen Rock hergiebt, und meistens ruft er vorher nach der Polizei. Na, Sie wissen ja," setzte er in seinem gewohnten Ton hinzu, als Heinz betroffen schwieg, „ich bin nun mal so ein Ekel und sage zuweilen die Wahrheit. Aber sehen Sie es doch auch von der anderen Seite an: sind Sie denn für die Not der anderen, für die Not des Lebens verantwortlich? Und wenn auch, glauben Sie sie niederzwingen zu können? Sociale Fürsorge ist gut und muß sein, aber eure Utopistereien von einem allgemeinen Glückszustand sind dummes Zeug, denn auf der Not ist das ganze Leben, die ganze Welt aufgebaut. Und das ist gut so."

Heinz, den der Vorwurf des Gefühlsegoismus vorhin stark getroffen hatte, raffte sich jetzt doch zum Widerspruch auf und sprach von einer Pflicht des Mitleids.

Aber damit kam er böse an.

„Pflicht! Pflicht!" rief Sydekum, indem er sich die Ohren zuhielt. „Bleiben Sie mir doch mit der Pflicht vom Halse. Pflicht heißt Gewalt gegen sich selbst, Selbstmord der eigenen Natur. Und nun gar eine Pflicht des Mitleids! Selbstlose Hingabe — gut! Opferwilligkeit, und ich lasse selbst die verrückteste Askese gelten, wenn sie wirklich natürlich ist. Aber nur keine Sünde gegen die eigene Natur! Sehen Sie" — damit wies er wieder auf die Radierung — „auch das lese ich in dem Bilde hier. So etwas Großartiges können wir Menschen gar nicht mehr sein wie diese Bestien da, weil wir nicht mehr ein Ganzes, nicht mehr wir selbst zu sein wagen."

* * *

Südlich von der Godehardistraße lag das Fabrikviertel; nach Norden aber, mehr und mehr von der Stadt weg, rückten die Häuser auseinander, Gärten und Felder drängten sich an die Straßen heran, die Stadt ging allmählich in das freie Land über.

Dort lag der Uhlenkamp, eine Heckengasse, die sich bald in einen Feldweg verwandelte und in den Flußwiesen endete.

An der einen Seite des Uhlenkamps zog sich ein gut gehaltenes, frisch gestrichenes Staket hin. Ein helles lebhaftes Grün. Dahinter lag ein großer Garten, von der Straße noch durch eine dreifache Reihe von Obstbäumen getrennt. Kirschen- und Birnbäume zumeist, und sie standen in einer Fülle von duftigem Weiß. Prächtig paßte das Weiß zu dem Grün des Stakets unter ihm.

Auch ein Haus lag in dem Garten, aber es schien sich hinter der Blütenpracht verstecken zu wollen, wahrscheinlich weil es sich selber so wunderlich vorkam. Es war eigentlich ein Konglomerat von Häuslichkeiten. Den Grundstock schien ein stumpfwinkliger Pavillon bilden zu wollen; man konnte ihn auch eine Veranda nennen, mehr Glas als Holz. Daran hatte sich rechts und links ein Anbau geschlossen; auch hinter ihm war eine Baulichkeit in die Höhe gekommen, und schließlich hatte sich sogar eine obere Etage aus Fachwerk mit roten Ziegeln auf das Ganze gesetzt.

Zwischen Straßenzaun und Haus aber war ein mit Blumen und Zierbüschen ausgestatteter Vorgarten, und in seiner Mitte stand ein Pfahl mit einer großen, grünspiegelnden Glaskugel, in der sich die Beschauer zunächst als winzige Figuren, wenn sie aber näher traten, mit verzerrten Gliedern und unheimlich dicken Nasen erblickten.

Den alten melancholischen Pavillon hatte vor vielleicht einem Jahrhundert ein gewisser Claus von Beerewiz gebaut, das andere hatte der Kunst- und Handelsgärtner Albert Alten dazu gethan, und jetzt lebte dessen Witwe mit ihrer Tochter Anna darin; ihr, der Witwe Minna Alten, hatte man

die Verzierung mit der Glaskugel zu verdanken.

Der selige Alten war ein frommer Mann und Konventikler gewesen, einer von den Stillen im Lande, dem aber, wie so häufig bei seinesgleichen, der liebe Gott recht sichtbarlich das Werk der Hände und des Spatens gesegnet hatte. Den Garten hatte er vor vielen Jahren verhältnismäßig billig an sich gebracht, als der letzte aus dem Geschlechte derer von Beerewiz ihn etwas eilig verkaufen mußte. Alten war früh gestorben; seine Witwe aber, die an Geschäftssinn ihm noch so viel voraus war, wie sie an Frömmigkeit hinter ihm blieb, hatte die Gärtnerei mit Erfolg und bis jetzt auch mit guter Gesundheit fortgesetzt. — —

Sonntagnachmittag.

Die beiden Flügel der Verandathür standen weit offen, so daß die Flut der Frühlingssonne bis in die tiefsten Winkel dringen konnte. Hier wie überall herrschte eine peinliche Sauberkeit, als wenn vor einer Stunde erst und gründlich aufgewaschen wäre. Beinahe die Reinlichkeit des ländlichen Sonntags; die Steinfliesen waren sogar mit weißem Sand bestreut.

Völlige Stille herrschte im Garten und in der Veranda, nur daß draußen die Vögel lärmten und drinnen leise die Stricknadeln klapperten. Eine ältere Frau saß auf einem der Holzstühle der Veranda, eine kleine, etwas völlige Person, das Gesicht gebräunt, so daß die weißen Haare auffallend davon abstachen, und in dem braunen Gesicht zahllose kleine feine Runzeln und Furchen um die hellen Augen und den eingefallenen Mund. Eine echte Gärtnersfrau.

Unablässig klapperten die Nadeln an dem grauen Strickstrumpf.

Draußen balgten sich die Spatzen, und in ihr Gekreisch und Gelärm mischte sich der vornehme fröhliche Ton der Finken und die kräftigen Läufe der Amseln.

Frau Alten zählte die Maschen nach. Da ließ ein Seufzer sie aufschauen, der aus dem Garten zu ihr drang.

Unter den weißen Wogen eines Kirschbaumes, nach der Straße zu durch ein Gebüsch verdeckt, saß ein junges Mädchen von noch nicht zwanzig Jahren in einem einfachen hellrosa Sommerkleide. Es war eine zarte Gestalt mit einem feinen Gesichtchen, ein wenig blaß, aber zeitweise von einem hellen jähen Rot auf den Wangen. Auch jetzt war ihr das Blut ins Gesicht gestiegen, und zu der lebhaften Farbe standen die weißblonden, seidenweichen Haare in einem ausgesprochenen Gegensatz.

Von dem Kirschbaum rieselte der Blütenschnee in ununterbrochenem dünnem Gestöber. Auf die hellen Haare des Mädchens hatten sich die Blättchen gelegt, auf die rosa Bluse, und um sie her einen dünnen Schneeteppich gebreitet. Kirschenblüten rieselten auch auf das rot eingebundene Buch, das sie in den Händen hielt.

„Anna!“

„Mutter?“

„Liest du noch immer?“

„Ach, Mutter, es ist so schön.“

„Immer hast du die Nase im Buch. Willst du denn den ganzen heiligen Sonntag durch lesen?“

„Weshalb nicht? Lesen ist doch keine Sünde.“ Sie war aufgestanden und trat in die Verandathür.

„So?“ — Die Mutter blinzelte zu ihr hin, wie sie von der Sonne umflutet da stand. Gleich einem Strahlenkranze schimmerten die Haare um das jugendliche Antlitz. „So? Den ganzen Sonntag durch?“

Die Tochter lächelte. „Du machst es ja nicht besser, Mutter. Wenn mein Lesen Sünde ist, dein Stricken am Sonntag ist auch nicht besser.“

„Das ist ganz was anderes,“ eiferte die Alte. „Ich stricke doch für die Kinder in'n Rettungshause, un da kann sich der liebe Gott nur drüber freuen. Du aber liest nicht bloß Sonntags, nein auch 'n Alltag jede freie geschlagene Glockenstunde. Ganz wie dein Vater, aber der hatte doch noch was Erbauliches un was Frommes. Du immer mit deinen Erzählungen und Liebesgeschichten — da kann ja nichts Gutes bei 'rauskommen.“

„Aber Schlechtes doch auch nicht,“ lächelte Anna. „Und wenn der Vater gelesen hat, weshalb soll ich's nicht ebenso thun, wenn auch in meiner Weise.“

„Was redest du da wieder? Dein Vater war 'n Mann, un du bist 'n Mädchen, un die Mädchens gehören ins Haus un bei die

Hausarbeit, un da bleibe ich bei. Zu meiner Zeit war's anders."

„Gewiß, Mutting, aber man will doch auch mal was vom Leben hören, und heute sind eben andere Zeiten."

„Ja, andere Zeiten! Wenn mal was Neues aufkommt, was nichts taugt, da heißt es immer: andere Zeiten. Un thut euch wol gar noch was zu gute drauf! Wir mußten zu Hause spinnen, un die Mädchens von heute denken schon wunder, was sie gethan haben, wenn sie mal 'n bischen sticken oder häkeln oder sonst 'n Handschlag machen, un zuletzt fängt es denn auch noch mit 'n Lesen an."

Nun schien Anna etwas verstimmt zu sein. „Du hast ja recht, Mutter," meinte sie, „aber wie ich nun mal bin, so laß mir doch mein Vergnügen und laß mich lesen. Was habe ich denn sonst vom Leben? Und es ist doch so schön."

„Na ja, na ja!" beschwichtigte die Mutter. „Ich sage ja auch gar nichts dagegen! Wenn es man bloß nich so' n neumodisches Zeug ist. — Was hast du denn da wieder?" — und sie warf einen neugierigen Blick nach dem rot eingebundenen Buche.

Anna reichte es ihr lächelnd hin. Es waren die „Unruhigen Gäste" von Raabe.

„Raabe? Raabe? Das ist gewiß auch so einer! Das hat dir doch jedenfalls Heinz mitgebracht?"

„Ja, von Heinz ist es," antwortete Anna, „aber auch so einer — ach nein, Mutting, das ist Raabe nicht. Und gerade dies hier."

Und nun erzählte sie von der armen Phöbe Hahnemeyer oben in dem verschneiten Harzdorf, und wie der vornehme Veit Vielow in das Gebirge kommt und ihr die warme Sonne der Ebene in die armselige Einsamkeit mitbringt. Aber was für das Mädchen eine Wendung fürs Leben, war für ihn nur ein Schritt vom Wege, ein leichtes Spiel. In der Krankheit und der Angst um das Ende zeigt sich sein Wesen, er läßt die Phöbe und geht mit der anderen, der schönen Valerie, in die weite Welt. Das erzählte Anna und schloß: „Er ist eben auch einer von den unruhigen Gästen der Erde, auch so ein armer Mensch, der mit der Stunde geht und es mit dem hält, was das Leben bringt."

Die Mutter hatte das Strickzeug sinken lassen und sah sie scharf an: „Siehst du wohl, so sind sie heutzutage, die Menschen. Und denn sagst du noch: armer Mensch? Anna, Anna, die Welt ist viel zu schlecht, und man kann sich nicht genug vorsehen."

Anna hatte nicht zugehört. Sie hatte das Kinn in die Hände gestützt und sah durch die Scheiben in das sanfte, frische Weiß der Kirschblüten und seufzte: „Phöbe! ... Wer so den Frieden hätte."

Die Mutter schüttelte den Kopf. Sie schwieg, aber ihre Gedanken gingen in bestimmter Richtung weiter. Eine Zeitlang war nur das Klappern der Stricknadeln zu hören. Dann fragte sie: „Wann kommen Harries heute? Nachmittag oder zu Abend?"

„Sie können jeden Augenblick kommen. Paula meinte gegen fünf Uhr." Dabei stieg in ihren Wangen wieder die jähe Röte auf; sie wußte nur zu genau, welcher Gedankengang die Mutter von Phöbe Hahnemeyer auf Harries gebracht hatte. Aber sie that, als merke sie nichts.

Die Mutter öffnete und schloß ein paarmal den faltigen Mund mit kurzem Atemansatz. Dann sagte sie mit einer etwas harten Entschiedenheit: „Weißt du, Anna, die Geschichte gefällt mir nicht mehr. Heinz könnte endlich mal was von sich hören lassen."

Anna war noch röter geworden. Sie biß sich auf die Lippen und zupfte nervös mit den Fingern an der Tischdecke. „Mutter, ich bitte dich um das eine. Thu mir den Gefallen und laß sein."

„Ja, laß sein! Das sagst du immer, aber damit kommen wir nicht weiter. Du kannst dich nicht in einem fort hinziehen lassen."

„Das thut Heinz auch nicht. Dafür ist er ein zu ehrlicher Mensch."

„Mag sein, mag sein. Aber wenn er weiß, was er will, weshalb treibt er sich jetzt in Gesellschaft herum, wo er nichts lernt als hochfahrendes Gethue."

Eine kurze Pause.

„Mutter! Zuweilen habe ich das Gefühl, als gehörte Heinz überhaupt nicht mehr recht zu uns, als wäre er aus unserem Garten herausgewachsen, und wir paßten nicht mehr zu ihm."

„Na, also. Willst 'n dir am letzten Ende noch wegschnappen lassen?"

Da sah Anna sie mit einem gequälten Blicke an: „O, Mutter, wie kannst du so

etwas sagen! Wie kannst du nur! Als ob wir ihn mit Gewalt zu uns 'rüberziehen und ich mich ihm an den Hals werfen wollte. Nein, Mutter, laß es kommen, wie es will, aber aufdrängen wollen wir uns nicht. Und" — fuhr sie leiser fort — „kommt es anders, als ich es mir wohl gedacht habe, dann sage ich eben, es hat nicht sein sollen, der liebe Gott hat es nicht gewollt, und wer weiß, wozu es ist. — Aber nun thu mir den Gefallen und sei still davon." — —

Bald nach fünf waren die Harries gekommen. Man saß vor der Veranda und trank Kaffee.

Das Gespräch drehte sich zunächst um das schöne Wetter und die Aussichten der Gärtnerei und Landwirtschaft. Mutter Alten hoffte auf eine einträgliche Obsternte.

„Wenn nur die Eisheiligen euch nicht 'nen Strich durch die Rechnung machen," sagte die hagere Frau Harries in ihrer besorgten und mißtrauischen Art.

„Für die Birnen und Kirschen habe ich weiter keine Angst," entgegnete die Gärtnerswitwe. „Die haben schon angesetzt, un wie haben sie angesetzt! Man bloß die Äpfel, wenn die in diesen acht Tagen Frost kriegen, sind sie hin."

„Das thäte mir leid," meinte Paula. „Am meisten eigentlich, denn Apfelblüten sind doch das Schönste."

„Für mich nicht," sagte Lisbeth. „Diese Kirschbäume, sieh bloß, als wenn sie in Schnee ersticken wollten. So rein alles, so frisch, so ..." sie suchte nach einem Ausdruck.

„So unschuldig," ergänzte Anna Alten. „Als wenn es in der Nacht geschneit hätte, und kein Mensch hätte noch seinen Fuß hineingesetzt."

Sie sahen in das Blütenmeer.

„Weiß hat doch ein bißchen was Eintöniges," fing Paula wieder an. „Aber die Apfelblüten, jede mit solch 'nem roten Tüpfchen — und was für ein Rot, so zart und frisch! — und jede einzeln, und durch die Zweige und Äste der blaue Himmel — nein, seht nur, gerade dies Rot und Weiß in dem dunklen Blau ...!"

„Blüte hin, Blüte her!" brach Frau Alten dazwischen, „die Hauptsache bleibt, daß sie Frucht ansetzen, un wenn ich die Wahl haben soll, nehme ich mir die Birnen. Äpfel lassen sich für alte Leute schlecht essen, aber die Birnen, so 'ne richtige Beereblank — man braucht gar nich mal Zähne dazu."

Alle lachten. Heinz aber sagte: „Zähne muß man freilich haben, aber dann ist der Apfel doch schöner. In dem Apfel steckt mehr Charakter."

„Das ist mir zu hoch," knurrte Frau Alten, indem sie Heinz mißtrauisch ansah.

Anna aber rief lebhaft: „Wißt ihr, ich finde es häßlich, daß ihr im Frühjahr und bei dieser Pracht überhaupt ans Essen denkt. Traurig genug, daß die Blüten sterben müssen, um Früchte zu werden. Aber zu wissen, daß dies alles später mal ... nein, nein!"

„Mädchen, du bist nicht bei Trost" — Frau Alten wußte nicht, ob sie die Sache ernst oder scherzhaft nehmen sollte —, „der Mensch will doch leben, und man soll dem lieben Gott für alles danken."

„Ach ja, immer der liebe Gott und wohl gar noch ein Tischgebet! Aber eigentlich sind wir nichts anderes als Tiere!" Damit sprang sie auf und in den Garten hinein.

„Was soll man nun zu solchem Unsinn sagen," wandte sich Frau Alten ärgerlich an die Mutter Harries. „Siehst du, Luise, mit so'nen Quengeleien kommt sie mir alle Augenblicke."

„Das war doch aber nur Scherz."

„Mag sein, aber man kann es bei ihr nie wissen. Neulich kam sie mir damit, daß sie kein Fleisch mehr essen wollte."

„Das giebt sich; laß sie nur erst mal 'nen eigenen Haushalt haben."

Anna kam zurück, um das Haus herum. Sie hatte die Hand voll kleiner Apfelbaumzweige, mit halberschlossenen, tiefrosigen Knospen. Sie trat an Paula heran und besteckte ihr das lockere Haar mit den kleinen Ästchen und bestreute es mit den Blütenknospen, daß die roten Fleckchen hell aus dem matten Aschblond leuchteten.

„Aber Anna, solche Verschwendung!" meinte Frau Harries lächelnd.

„Ja," sagte die Mutter, „eigentlich müßte man schelten. Es ist ja ein Jammer, und wenn es noch Flieder oder so was wäre, denn die sind ja dazu da. Aber beim Obst ist es beinah 'ne Sünde."

„Ach, Muttchen," neckte Anna, „dies sind ja Äpfel, und die ißt du ja doch nicht. Und

sieh, ich denke so: wenn sie erst mal abfallen, dann sind sie tot — ich meine die Blüten —, aber hier so in Paulas Haar, da leben sie erst richtig.“

Heinz nickte ihr freundlich zu: „Ganz recht, Anna. Blüte ist Blüte, und vergehen müssen sie wie alles in der Welt. Aber wenn sie ein Menschenherz erfreut haben, haben sie eigentlich den schönsten Zweck erfüllt.“

Anna sah ihn mit großen Augen an: „Ja, das ist es, so meinte ich's.“

Lisbeth Harries zog jetzt eine Handarbeit hervor. „Ich kann nicht so unthätig sitzen, ich muß ein bißchen um die Hand haben,“ entschuldigte sie sich. Sie hatte in ihrer Art etwas Gouvernantenhaftes.

Paula widersprach, sie wollte sich lieber unterhalten. Frau Alten aber hatte Wasser auf ihre Mühle bekommen und nahm sofort ihr Lieblingsthema wieder auf. Junge Mädchen dürften überhaupt nie müßig sein, das müßte sie Anna immerfort predigen. Anna aber rief sich Heinz als Bundesgenossen gegen ihre Mutter auf.

Heinz ging nur ungern auf ihren Wunsch ein. Frau Altens Art zu denken und zu sprechen, reizte ihn zum Widerspruch, aber er wußte, daß sie leicht verletzt war, und vermied es daher, mit ihr zusammenzustoßen.

Wirklich dauerte es nicht lange, so war das Unglück schon da. Frau Alten hatte ein langes Loblied von der guten alten Zeit gesungen, in der die Töchter des Hauses mit den Mägden noch beim Schein der „Thranfunzel“ am Spinnrad sitzen mußten, und daß es damals doch besser in der Welt ausgesehen hätte als heute.

„Das sagen die Mütter immer,“ meinte Heinz. „Die Väter übrigens auch, namentlich am Stammtisch und bei der langen Pfeife. Aber das Spinnen? Und die Spinnstuben? Überhaupt das Ländlich-Sittlich ...!“

„Jedenfalls haben sie auf dem Lande zu arbeiten,“ sagte Frau Alten herb, „und wer arbeitet, der sündigt nicht.“

„Na, es kommt darauf an. Aber thun wir das in der Stadt nicht ebenso?“

„Wir! Als ob ich von uns spräche! Aber diese vornehmen Damens, die auf 'm Walle spazieren gehen, und denn heben sie sich auf, wer weiß wie, daß man jeder ihre seiden Jupongs und Volangs sehen soll, und schmeißen die Röcke, daß es orntlich raschelt und risselt. Und fahren auf 'm Rad, wohl gar zu zweit, und am Ende sind sie noch nicht mal verheiratet. Und in Berlin, da soll'n sie ja richtig wie die Mannsleute fahren.“

„Nun ja, Berlin!“ warf Heinz ein. Er wußte recht gut, woher der Ärger dieser Bürgersfrau stammte, aber er suchte doch zu vermitteln.

Frau Alten jedoch war jetzt im vollen Gange. Berlin?! Als ob es bei uns auch nur ein bißchen besser wäre. Was man so hörte, wie sich die feinen Damen hier anstellten, daß sie nur ja noch jung und schlank aussähen!

So rauschte es im mächtigen Strome daher, daß die Damen verlegen zu Boden sahen. Nur Paula lachte und hob beschwichtigend den Finger: „Aber Frau Alten!“

„Ach was, deinem Bruder kann es gar nicht schaden, wenn er mal hört, wie die feine Welt, zu der er sich jetzt rechnet, bei Lichte besehen aussieht.“

Heinz hatte die Absicht ja schon vorher gemerkt und blieb kühl. „Ob diese Toilettenfragen gerade das Entscheidende sind, weiß ich doch noch nicht,“ sagte er nur.

„So? Na, ich meine, aus so was kann man sehen, was mit 'm Menschen los is. Und Stolz und Hochmut, und kucken unsereinen überhaupt nich an.“

„Nein, Frau Alten,“ mischte sich Paula ein, „das können Sie nicht sagen, wenigstens die zu uns ins Geschäft kommen — nun ja, es giebt auch alberne Gänse drunter, besonders die jungen; aber ich bediene die wirklich Feinen lieber als die, die selber erst was geworden sind. Das sind die Schlimmsten.“

„Wie ist eigentlich ...“ Heinz wußte selbst nicht, wie er darauf kam, sich nach Marianne Morwitz erkundigen zu wollen; er besann sich jedoch und änderte seine Frage: „Kennst du eigentlich die Frau Bankier Morwitz?“

Paula sah ihn verwundert an: „Wie kommst du gerade auf die?“

„Sie fiel mir eben ein. Wie ist sie denn gegen euch?“

„Sie ist wenig bei uns gewesen, aber wenn sie da war, war sie sich immer gleich. Eine prächtige Frau, nett und freundlich auch gegen das einfachste Nähmädchen. Und so sind eigentlich die meisten.“

„Und das ist schließlich die Hauptsache,“ fügte Anna hinzu.

„So?“ — der Mutter Alten ging heute alles gegen den Strich. „Ich meine, die Hauptsache ist denn doch wohl der Anstand und die gute Sitte, daß man die wahrt und nicht in den Mund der Menschen kommt.“

„Aber Mutter, so hat unser Herr Christus nicht gedacht. Nein, das Höchste ist doch die Güte und die Liebe.“

„Ja, die Liebe. Das nennt man denn so, aber gerade die ...!“

„Ach, Mutter, du weißt ganz gut, wie ich es meine. Daß man gegen jeden freundlich und lieb ist und nicht hochmütig und sich was besonderes dünkt. Unsere Schwächen und Fehler haben wir alle und sind Menschen, der eine so, der andere anders. Aber deswegen sollen wir einander auch mal was nachsehen und milde über die Mitmenschen denken. Siehst du, so meine ich das: die Liebe.“

Frau Alten aber faßte die Sache nun von einer anderen Seite. „Ja, ja,“ sagt sie, „und dabei soll man auf sich rumtrampeln lassen und sich alles gefallen lassen? Du kennst die Welt nicht, Kind, wer da nicht feste sich wehren kann ...“

„Dann hat unser Herr Christus die Welt auch nicht gekannt. Denn der hat uns gezeigt, wie man Böses mit Gutem vergilt, und hat sich auch gegen die Menschen nicht wehren können. Aber dafür hat er den Frieden gehabt, und der Friede mit sich selbst und die Güte zu den anderen ist doch das Schönste im Leben.“ Sie sagte es in einem schlichten Tone, der durch seine Überzeugung etwas Rührendes hatte.

Das empfand auch die Mutter. „Ja, du! — Du bist überhaupt zu gut für diese Welt!“ — —

Gegen neun Uhr waren die Harries schon auf dem Heimwege. Das war so Sitte; Altens, deren Tagewerk in der Morgendämmerung begann, gingen früh zu Bett.

Die vier wollten den schönen Abend noch genießen, und so beschloß man, um den Wall zu gehen. Die Mutter war mit Lisbeth voran, Heinz und Paula folgten.

Anfangs unterhielten sich die beiden, dann verstummte das Gespräch. Schon den Abend war es, nach den lebhaften Debatten des Nachmittags, still geworden, und Heinz war wieder ins Grübeln gekommen. Die Unterredung mit Sydekum beschäftigte ihn, dazu der Gedanke an die Zukunft. Er wußte, daß Altens, wie auch die Seinigen, möglichst bald eine Entscheidung wünschten, ja daß sie fest darauf rechneten, daß er sich nach dem Examen erklären würde. Er selbst hatte es sich ja in den ganzen Jahren noch, in denen er die kleine Anna Alten zur Jungfrau heranwachsen sah, ebenso gedacht; oder vielmehr, er hatte die Sache nicht viel überlegt, sondern es war ihm etwas ganz Natürliches gewesen, das sich wie von selbst gemacht hatte. Nun waren bis zum Examen — wieviel noch? — fünf, sechs Monate höchstens, und dann sollte er mit einer öffentlichen Verlobung, mit der Anzeige, die ihn für immer band, vor die Gesellschaft treten, sollte Anna in die Kreise seiner bisherigen Freunde, in das Haus der Poppendiecks einführen ...

Heinz fühlte bei diesem Gedanken wieder das Blut in den Schläfen. Er mußte rot geworden sein, und er ärgerte sich über diese Empfindung der Verlegenheit.

Aber alle Vernunftgründe nützten nicht; die Glut in seinen Schläfen blieb.

Heinz verdroß es, daß er sich vor der Gesellschaft zu fürchten schien. Was hatte die ihm zu sagen? Er war doch nicht von ihr abhängig, und wenn sie Anna nicht anerkennen wollte, so konnte er auch ohne den Verkehr in ihr fertig werden. Er brauchte sie nicht, diese sogenannte Geselligkeit; er war doch früher sein ganzes Leben ohne sie ausgekommen. Anna paßte nicht für die Gesellschaft, sie war eine einsame Natur gerade wie er selbst, und sie würden sich ihr Glück in der Einsamkeit aufzubauen verstehen.

Aber diese Vorstellung hatte für Heinz nichts Beruhigendes. Es half ihm nichts, daß er sich mit Gewalt in das Glück im Winkel hineinzuträumen versuchte, immer gewann das andere Gefühl die Oberhand, die Sorge oder der Unmut, daß Anna nicht in die Welt seiner neuen Freunde passen würde. Es half ihm auch nichts, sich dieses Gefühl als Verdruß über die Gesellschaft auszulegen — wenn er ehrlich war, mußte er merken, daß sich die Verstimmung gegen Anna selbst richtete.

In der Einsamkeit! Das hieß so viel als: in dem Kreise, in dem er den heutigen Nachmittag verbracht hatte. In dem Garten da draußen außerhalb der Stadt, beinah in den Feldern, hinter diesem langweiligen grünen Staket, Sonntag um Sonntag immer dasselbe, ohne je weiter und aus sich herauszukommen!

Es wurde ihm eng um die Brust.

Das grüne Staket und das sanfte Weiß heute — ja dieses Weiß und Grün war so recht die Farbe für diese Familie, ehrbar und anständig in ihrer moralischen Beschränktheit und so furchtbar nüchtern und langweilig.

Anna freilich war anders. Gewiß! Sie war gar nicht zu vergleichen mit ihrer Mutter, dieser bei aller Geschäftsschlauheit so beschränkten und trotz aller Fürsorglichkeit so engherzigen Frau! Aber ...!

Heinz verstand sich heute selber nicht. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er dem halberwachsenen Mädchen in einer zärtlichen Liebe ergeben gewesen war. Wie Bruder und Schwester, und doch war es mehr, doch noch eine Sehnsucht nach vollerem Glück. Aber heute war ihm das alles so gar nichts, so anders, gleichgültig.

Anna war eine merkwürdig offene und doch wieder verschlossene Natur. Sie war mit fast gläubigem Staunen dem jungen Manne in seine Wunderwelt der Schönheit und der Dichtung gefolgt, die er begeistert und selbst glaubend ihr eröffnet hatte. So war ihre Seele zum großen Teil seine eigene Schöpfung. Aber sie hatte doch auch ihre geheimnisvolle Tiefe, in die sie niemandem den Blick gestattete, selbst Heinz nicht. Das Leben spiegelte sich in ihrem Inneren anders als für Menschen, die im Verkehr mit der Welt groß geworden sind, und mit Märchenaugen sah sie in eine erträumte Welt.

Gerade das hatte für Heinz sonst einen geheimnisvollen Reiz gehabt; er suchte sich oft auszumalen, was hinter den Schranken lag, die er in ihren Augen kannte, und wie es sich im tiefsten Grunde ihrer Seele leben lassen mußte. Aber heute wurde er sich mit Schrecken bewußt, wie weit er in der letzten Zeit von ihr abgekommen war; er fühlte, daß ein anderer Wille in ihm mächtig war, der weiter hinaus wollte, mehr begehrte. Dazu quälte ihn das unbestimmte Gefühl, früher, in seinen jungen Jahren etwas versäumt zu haben. Er war ja immer durch seine Verhältnisse, seine Armut zur Entbehrung gezwungen gewesen, aber er hätte doch vielleicht mehr von der Welt genießen können, als er gethan. Er hätte zugreifen sollen. Deshalb nur nicht sich jetzt binden! Nur frei bleiben, um — genießen zu können!

Ein elementareres Begehren war in ihm erwacht als der Traum von der Märchenwelt in Annas Augen. — Wieder kamen ihm die Gedanken von heute morgen, und dann dachte er an Sydekums Wort von der Not, dem Zwange des Blutes ...

„Verzeih, Paula, ich habe nicht zugehört, sagtest du etwas?"

„Ich wollte dich nur auf die Nachtigall aufmerksam machen. Hör doch!"

Sie gingen an dem großen Brabantsparke vorüber. Der Park war schlecht gehalten, und die Wildnis des jungen Gebüsches wucherte über das alte Holzstaket.

„Da, hörst du?" flüsterte Paula.

Aus der Stille des Parkes tönte der Meistergesang der Liebessehnsucht. Reine, perlende, schmelzende Töne. Liebesglück ...!

„Horch nur, eine zweite!"

Aber sie kamen nicht recht zum Genuß des Lauschens. Die Promenade war zu belebt; schwatzende, lachende Paare zogen vorüber.

Sie gingen langsam weiter. Aber Heinz sah jetzt wieder in die Wirklichkeit; ja, er beobachtete aufmerksam das Leben des Abends.

Die Laternen standen unmittelbar an dem Staket. Das Laub des wuchernden Parkgebüsches hatte sie fast eingehüllt, ihr Licht fiel nur in einem schmalen Streifen auf den Fußsteig der Promenade. Außerhalb des hellen Streifens war es desto dunkler.

Heinz war von Natur nicht zum Beobachter geboren, ihm fehlte der objektive, ruhig prüfende Blick des Forschers. Aber gerade als Dichter hatte er es gelernt, ein kleines Stück Wirklichkeit scharf ins Auge zu fassen und das Charakteristische herauszuholen. Heute fiel es ihm auf, wie fest umrissen jedes Bild in diesem beschränkten Lichtkreis der Parklaternen sich darbot. Jede Knospe, jedes Blatt, das hell beschienen vor der Dunkelheit lag, zeichnete sich ihm deutlich ein. Und nun erst die Menschen, einer nach dem anderen: aus dem Dunkel kommt uns eine

Gestalt in unbestimmten Umrissen entgegen; jetzt treffen wir uns im Laternenschein, und in dem Bruchteil einer Sekunde leuchtet aus einem Lichtreflex des Auges zum Greifen klar uns eine menschliche Seele entgegen.

Für Heinz aber hatte all das Menschenleben, das nacheinander an ihm vorüberzog, jetzt immer nur einen Sinn. Wo er auch hinblickte, sah er das erwachende Liebesleben des Lenzes, sah er Lebenskraft und Liebeslust. Hier der verstohlene Blick der halbwüchsigen Mädchen, dort das leuchtende Rot einer gut sitzenden Bluse, dann wieder aus dem Dunkel ein weißer Nacken, zu dem von einem rot durchschimmerten Ohre zierliche Locken sich ringelten — von Leben und Liebe sprach das, aber alles heute so anders als sonst. Soldaten gingen vorüber mit ihren derben Schätzen, und Heinz beneidete fast die strammen Kerle um das frische Leben, das sich ihnen an den Arm gehängt hatte.

Weshalb hatte er nicht zugegriffen, als die Welt ihm noch weit offen stand! Er war immer der Thor gewesen, der einem Phantom nachjagte. Und wieder faßte ihn die Angst, das Leben versäumt, verträumt zu haben. Einen Augenblick schien ihm die Welt rings um ihn wie verzerrt. Die schmelzenden Töne der Nachtigall, die jetzt wieder laut zu ihm drangen, versetzten ihn in eine nervöse Ungeduld. Was für ein Unsinn, unsere ganze schwärmende Mondschein- und Liebeslyrik von der klagenden Nachtigall, die am gebrochenen Herzen sterben will. Liebesverlangen, brünstiges Werben, weiter nichts!

Ja, das ist die Natur, mag es häßlich, widerwärtig sein, es ist die Wahrheit. Und die Schuld, daß wir es häßlich finden, liegt an uns, an unserer ganzen verlogenen Sentimentalität. Wenn wir wirklich die Natur...

Mitten in seinen Betrachtungen wurde er unterbrochen. Paula hielt ihn aufgeregt am Arm zurück und wies schweigend vor sich hin. Eine Drossel war mit hastigem Triller aus dem Gebüsch geflogen und saß vor ihnen auf einem Staketpfosten, gerade unter einer Laterne, noch nicht drei Schritte von ihnen. Das Tier schien sie gar nicht zu bemerken, es hatte seinen Blick unverwandt in das Gebüsch gerichtet. Da, als sie der Richtung dieses Blickes folgten, sahen sie plötzlich auf dem Boden hinter dem Staket, zwischen den noch kahlen Fliederstämmen etwas Schwarzes, Weiches, Sichduckendes und zwei funkelnde Augen, die das Vöglein im hypnotischen Bann hielten. Heinz selbst war wie gelähmt und sah nur immer auf die wildernde Katze; aber Paula hob ihren Schirm, und mit einem mürrischen kleinen Satz warf sich das Tier zur Seite und in das Dunkel hinein. Die Kraft und Mordlust der Bestie prägte sich darin aus, die widerwillig vor dem überlegenen Zwange zurückweicht.

„O, dies Scheusal! Heinz, wirf doch, tritt sie doch!" — Paula war ganz aufgeregt. „Solch ein schändliches Geschöpf! Wenn ich zu sagen hätte, ließe ich alle Katzen vergiften. Uns die Vögel zu morden!"

Heinz aber stand noch immer still. Langsam, wie aus tiefem Nachdenken, sagte er: „Laß doch die Katze! Sie ist ja ganz in ihrem Rechte. Sie muß ja morden."

Paula sah ihn groß an ...

Als die Schwestern mit der Mutter zu Bett gingen, sprachen sie über Heinz. Die Mutter tadelte, daß er sich Frau Alten gegenüber nicht genug vorsähe. Paula aber nahm seine Partei.

„Ich kann es ihm recht gut nachfühlen, wenn er mal dagegen angeht. Frau Alten ist doch gar zu altmodisch und, Mutter, ich kann mir nicht helfen, zu selbstgerecht."

„Sie ist eine solide und fromme Frau."

„Fromm! Was thue ich mit aller Frömmigkeit, wenn die Demut fehlt."

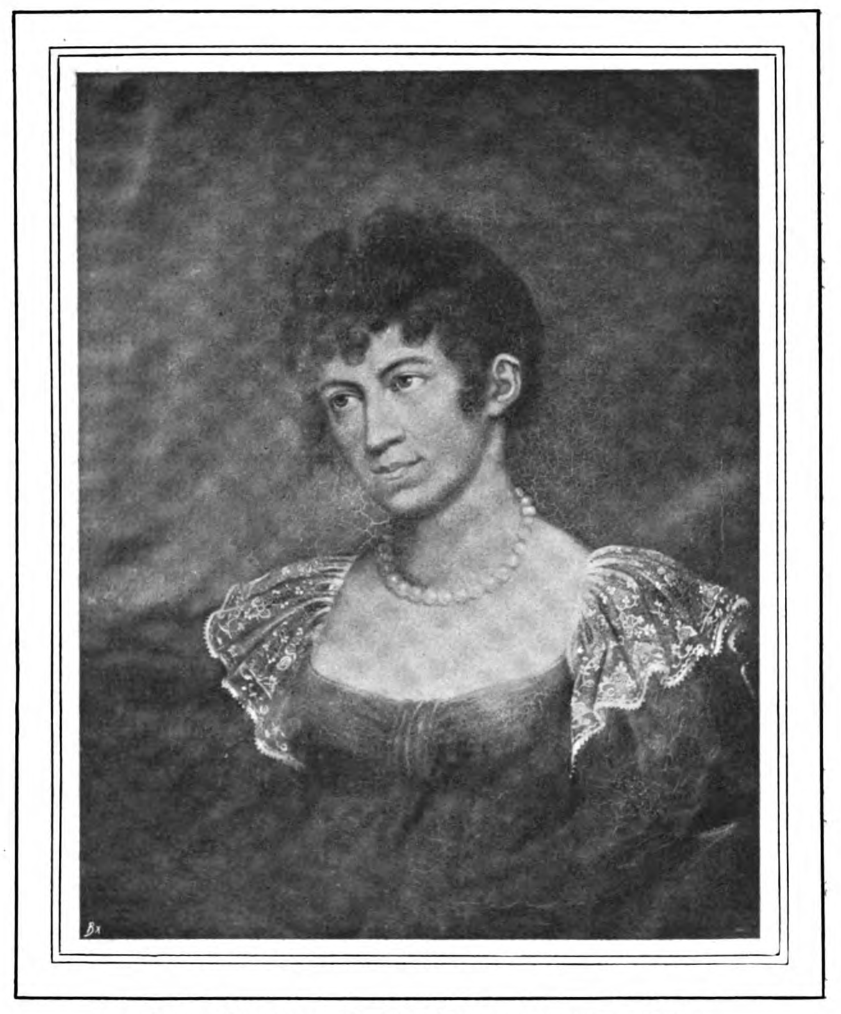
„Und vor allem," pflichtete Lisbeth ihrer Mutter bei, „ist die Anna ein Mädchen, wie wir sie uns nicht besser als Schwägerin wünschen können. Was hätten wir davon, wenn Heinz uns so 'ne modische Zierpuppe ins Haus brächte. Die würde doch nie zu uns gehören."

Paula sah vor sich hin. „Ob Anna wohl zu Heinz paßt?"

„Wieso?"

„Ich weiß selbst nicht recht. Vielleicht, wie ihre Mutter heute meinte: sie ist zu gut für diese Welt."

(Fortsetzung folgt.)



Johanna Schopenhauer. Nach dem Ölgemälde von Gerh. v. Kügelgen.
Original auf der Großherzogl. Bibliothek in Weimar.

Johanna Schopenhauer

Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit

Von

Laura Frost

Johanna Schopenhauer ist während der Zeit ihres Lebens Anerkennung und Verehrung in hohem Maße zu teil geworden. Weit trat sie infolgedessen aus der Reihe ihrer weiblichen Zeitgenossen hervor. Sie war nicht nur eine vielgelesene Schriftstellerin, sondern sie gehörte auch in der klassischen Zeit Weimars zu den angesehensten Persönlichkeiten der Stadt. Wer als Fremder nach dem Ilm-Athen kam, wurde auf die Abende der Hofrätin Schopenhauer als auf eine Merkwürdigkeit Weimars hingewiesen.

Mehr als sechs Jahrzehnte sind seit ihrem Tode vergangen. Ihre Romane sind lange neuen, modernen gewichen; ihre anderen

Schriften haben fast ausschließlich nur noch kulturgeschichtlichen Wert. Von ihren Abendgesellschaften berichtet der Litteraturhistoriker, wenn er ein Bild jener geistig bewegten Zeit entwirft, und in der Lebensgeschichte Goethes bilden sie ein interessantes Kapitel.

Ein anderes aber hat sie unsterblich gemacht — ihr Sohn Arthur Schopenhauer hat die Anlagen zu seiner geistigen Größe von Johanna, seiner Mutter, geerbt. Eine nähere Bekanntschaft mit dieser dürfte auch die Art des Sohnes dem Verständnis näher bringen und die Teilnahme erwecken für die Betrachtung, wie sich die Mutter mit einem solchen Sohne abgefunden hat. Gerade dieses ist in dem Leben Johanna Schopenhauers ein wichtiger, wenn auch sehr dunkler Punkt. Trotzdem der Sohn ihr alles verdankte, seine geistigen Fähigkeiten, die Möglichkeit, Philosophie zu studieren, trotzdem die Mutter ihn stets gewähren ließ und, wie ihre Briefe beweisen, viel über ihn, und was ihm frommen dürfte, nachsann, konnte es doch kaum zwei Menschen geben, die einander weniger verstanden als diese beiden.

Es ist nicht unsere Aufgabe, darüber richten zu wollen, wer die Hauptschuld an dem unseligen Verhältnis trug, das zu vollständigem Bruche zwischen Mutter und Sohn führte. In der vorliegenden Lebensgeschichte Johanna Schopenhauers sind die Hauptpersonen, soviel es anging, selbst redend eingeführt. Die Wahrheit und Lebendigkeit der unmittelbaren Mitteilung sollte bei dem Leser eigenes Urteil und eigenes Verständnis der Charaktere erwecken. —

In der altehrwürdigen, damals noch freien Reichsstadt Danzig wurde Johanna Schopenhauer am 9. Juli 1766 geboren. Das Haus ihrer Eltern lag in der Heiligengeistgasse zwischen der Englischen Kirche und einem Schiffergildenhause und war auf der Giebelspitze gekrönt mit einer großen metallenen Schildkröte. Der Vater Johannas war der angesehene und wohlhabende Kaufmann Christian Heinrich Trosiener. Er hatte viele Reisen gemacht und sich dadurch neben der Sprache verschiedener Länder einen erweiterten Blick und eine geistige und körperliche Gewandtheit angeeignet, durch die er sich in seinem Kreise vorteilhaft auszeichnete. Aber eine unbezähmbare Heftigkeit warf oft über diese lobenswerten Eigenschaften einen verdunkelnden Schatten und schuf seiner Familie manche schwere Stunde. Vortrefflich fügte sich dagegen in seine Eigenheiten seine Frau Elisabeth Lehmann. Ihre Sanftmut ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Ihre Erziehung war vernachlässigt wie die der Mehrzahl ihrer Zeitgenossen; aber Mutterwitz, natürlicher Verstand und eine rege Auffassungsgabe entschädigten für den Mangel an Kenntnissen.

Als einen großen Vorzug betrachtete es Johanna in späterer Zeit, daß sie in der Nähe des Meeres geboren war. Sein frischer Hauch, der Anblick der ewig bewegten, unabsehbaren Fläche, das nie verhallende Gebrause seiner Wogen gehörte zu ihrem Leben und war mit ihren liebsten Erinnerungen verknüpft. Oft hat sie später im Binnenlande sehnsüchtig seiner gedacht, wenn des Abends „ein dunkelblauer, am flachen Horizont sich hinziehender Streifen sie mit lieber Illusion täuschte".

Sie selbst war Zeit ihres Lebens ihrer Kindheit als einer sonnigen Zeit eingedenk. „Es giebt kein glücklicheres Wesen auf Erden als ein frohes, gesundes, geliebtes Kind, wie ich es war. Die ganze Welt lachte mich an; vom ersten Januar bis zum Sylvestertage war es Frühling in mir und um mich her. Alles, was mich umgab, blühte in erfreulichem Wohlstande. Fern von dem friedlichen Dach, unter welchem ich den ersten süßen Traum des Lebens träumte, blieben Sorge, Kummer und Not!"

Nur ein Wunsch ward ihr versagt: Zeichnen und Malen zu lernen; ihre Bitte, der Vater möchte sie nach Leipzig mitnehmen und von dort nach Berlin in die Malerschule zu Chodowiecki bringen, erregte ihres Vaters Zorn und Spott aufs äußerste. Auch die Verwandten waren empört, daß sie „auf den erniedrigenden Gedanken hatte verfallen können, gewissermaßen ein Handwerk treiben zu wollen".

Das war die erste bittere Erfahrung ihres Lebens. Noch im Alter verweilte sie ungern bei der Erinnerung an die unbarmherzige Art, mit der ihr innigster Herzenswunsch als „kindisch abgeschmackter Einfall" verlacht worden war. Was ihr aber damals der Geist der Zeit, in der sie geboren war, ver-

weigerte, zu fassen und zu halten, was sie sichtlich umgab oder bildlich umschwebte, das führte sie dreißig Jahre später aus, wenn auch in anderer Weise. Nur ein geringer Anstoß genügte, um ihr die Feder in die Hand zu geben.

Als sie erwachsen war, zeigte sie die zierlichen Formen, die klaren, blauen Augen und das hellbraune Haar der Mutter. Ihre Gesichtszüge waren mehr anmutig als schön. Bis ins Greisenalter bewahrte sie in ihrer Erscheinung und Haltung eine Grazie, die ihr in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft sofort Beachtung sicherte. Dabei hielt sie sehr auf sich und war sich ihrer Vorzüge von früher Jugend an wohlbewußt. Personen gegenüber, die ihr nicht rangfähig erschienen, konnte sie sich mitunter recht hochmütig benehmen.

Als Johanna im Jahre 1784 den Sohn eines der angesehensten Danziger Handelsherren, Heinrich Floris Schopenhauer, kennen lernte, stand sie fast noch auf der letzten Stufe der Kindheit. Trotzdem hatte sie bereits einen schmerzlichen Liebestraum erlebt. Sie war aber nicht empfindsam oder gar zu Schwermut geneigt, sondern weltdurstig, phantasievoll, zu heiterem, geselligem Lebensgenusse wie geschaffen. Ihre fröhliche Art war es wohl vornehmlich gewesen, die den ernsten, fast zwanzig Jahre älteren Mann zu ihr hingezogen hatte. Heinrich Floris Schopenhauers äußere Erscheinung war eher häßlich als schön. Doch besaß er ungewöhnliche geistige Bildung, warme Freiheitsliebe, ein stets gleiches, rechtliches Betragen und durch dieses alles die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbürger in hohem Grade. Er zog englische Sitten und Lebensformen allen anderen vor. Seine ausgeprägt republikanische, reichsstädtische Gesinnung hinderte ihn, den Titel eines Hofrats anzulegen, den ihm der König von Polen verliehen hatte. Ebensowenig benutzte er das Patent vom 9. Mai 1773, in dem Friedrich der Große ihm und seinen Nachkommen aus freien Stücken volle Niederlassungsfreiheit in den preußischen Staaten zugesagt hatte.

„Glühende Liebe," sagt Johanna in ihrer unvollendet gebliebenen Selbstbiographie, „heuchelte ich ihm ebensowenig, als er Anspruch darauf machte; aber — wir fühlten beide, wie er mit jedem Tage mir werter wurde."

Ihr Brautstand währte nur wenige Wochen. Am 16. Mai 1784 fand in der Kirche „Aller Engel" an der Lindenallee auf dem Wege nach Langfuhr ihre Vermählung mit Heinrich Floris Schopenhauer statt. Nur die Eltern und Geschwister wohnten der Feier bei und begleiteten nach der Trauung das junge Paar nach dem Landhause Schopenhauers vor Oliva.

Was Johanna an gründlicher Bildung abging, wußte ihr reiches Talent an der Seite eines Weltmannes, wie Heinrich Floris Schopenhauer, in der kürzesten Zeit zu ersetzen. Schon die häusliche Einrichtung bot ihr manchen hohen Genuß. Die besten Kupferstiche schmückten die Wände der Zimmer, Abgüsse antiker Büsten und Statuen machten sie mit der plastischen Kunst bekannt. Die Benutzung der ausgewählten französischen und englischen Bibliothek ihres Mannes läuterte ihren litterarischen Geschmack und bildete ihr Urteil.

Über die große Verschiedenheit ihres Alters äußerte sich Schopenhauer niemals. Doch wenn er seine Frau mit anderen ihres Alters fröhlich umherflattern sah, bemerkte sie wohl, wie die Erinnerung daran sich ihm wenig erfreulich aufdrängte. Die französischen Romane, die er selbst ihr in die Hand gegeben, hatten sie belehrt, daß bei seinem vieljährigen Aufenthalt in jenem Lande manche Erfahrung ihm zu teil geworden sein müsse, die sich wenig dazu eignete, das weibliche Geschlecht in seinen Augen zu erheben. Sie fühlte, daß ihrer beider Glück nur von seiner fortgesetzten Zufriedenheit mit ihr abhängig sein würde, und ehrte und liebte ihn genug, um alles daranzusetzen, sich diese zu erhalten und sein Vertrauen zu gewinnen.

Dem weltoffenen, nach außen gerichteten Sinne Johannas, den sie selbst mit den Worten Goethes schildert:

Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
Die Welt und ich, wir schwelgten in Entzücken —

leistete ihr Gatte mehr Vorschub, als gut für sie war. Denn was die Heimat bot, so viel es auch sein mochte, schien bald nicht mehr zu genügen.

Im Jahre 1787 machte sie mit ihrem Manne eine Reise nach England. In der

Mitternachtsstunde des Johannistages reiste das Ehepaar von Oliva ab. Johanna gefiel dies außerordentlich; es kam ihr „poetisch“ vor. Die Koffer wurden aufgeschnallt, ein dazu eingerichtetes Magazin unter dem Wagen mit Weinflaschen gefüllt, die großen Seitentaschen im Wagen mit Citronen, Apfelsinen und ähnlichen guten Dingen, ein gewaltig großer Speisekorb voll Proviant aufgepackt. So ging es zunächst nach Berlin, von dort nach acht Tagen weiter nach Hannover, wo Schopenhauer wegen beginnender Abnahme seines Gehörs einen berühmten Arzt befragte, dann auf dessen Verordnung einige Wochen nach Pyrmont. Johanna war überrascht von dem bunten, munteren Leben, wie es ihr hier entgegentrat. Sie kam sich inmitten des lebhaften Treibens vor wie ein ins weite Meer gefallener Regentropfen; allein wie immer trat ihr Mann als weltkundiger Führer ihr hilfreich zur Seite. Im Kreise früherer Bekannten, die er bald aufgefunden hatte, fühlte sie sich in kurzer Zeit heimisch. Unter den vielen Menschen, die sie kennen lernte, war die bedeutendste Persönlichkeit Justus Möser, der sich ihr in herzlicher Freundschaft zugethan fühlte.

Kassel, Frankfurt, Gent, Antwerpen, Lille, Brüssel wurden besucht; Johanna wurde des Reisens nicht müde. Endlich sah sie Paris, Paris, das Wunder der Welt, wo das Fest des heiligen Ludwig (25. August) einen gewaltigen Eindruck auf sie machte. Es war das letzte Namensfest des Königs Ludwig XVI., das so gefeiert wurde; schon sammelte sich drohend über seinem Haupte das furchtbare Unwetter, das ihn und sein Haus vernichten sollte.

Auf einem englischen Paketboot schiffte sich das junge Paar dann nach England ein.

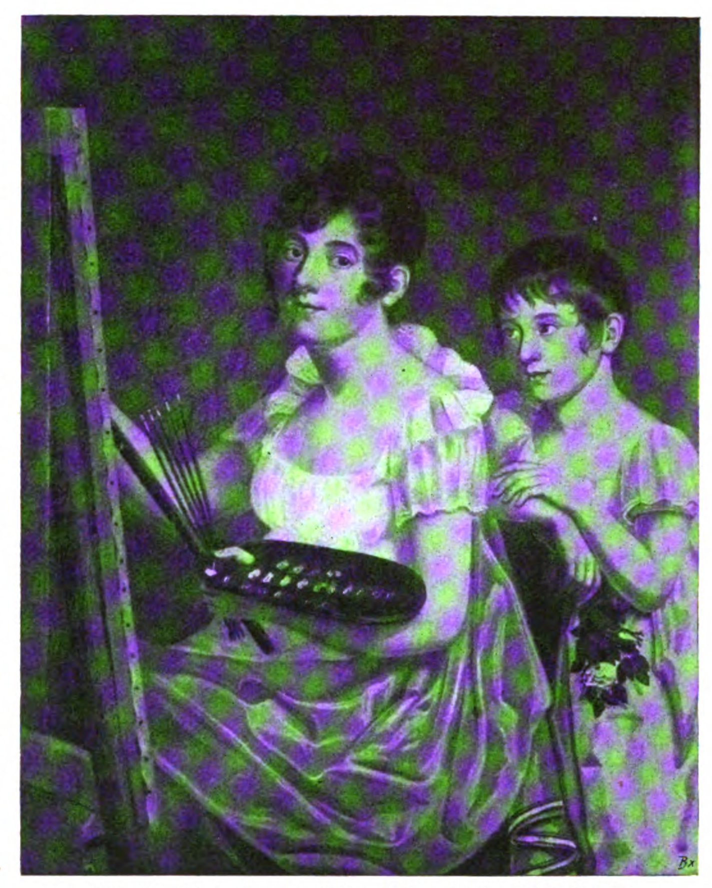
Schopenhauer hatte den Wunsch, daß sein erstes Kind in England das Licht der Welt erblicken sollte; er wollte dem zu erhoffenden Sohne dadurch die Vorteile verschaffen, die der Engländer in kaufmännischer Beziehung damals in bedeutendem Maße genoß. So richtete sich Johanna, wenn auch schweren Herzens, darauf ein, in London ihre Niederkunft zu erwarten. September und Oktober vergingen unter mancherlei Genüssen, der düstere November nahte mit seinen trüben, nebelvollen Tagen. Da überkam plötzlich Schopenhauer ängstliche Sorge um seine Frau, und mit Erlaubnis des Arztes wurde doch noch die Heimreise angetreten.

Am letzten Tage des Jahres 1787 war Danzig wieder erreicht. Am 22. Februar des folgenden Jahres, 1788, wurde Johanna die frohe Mutter eines kräftigen, gesunden Knaben.

Der Ausbruch der französischen Revolution, die in ihren Anfängen nicht entfernt die Greuel der späteren Jahre ahnen ließ, steigerte die republikanische Gesinnung des Schopenhauerschen Paares zur Begeisterung. Als mit der preußischen Blockade 1793 die letzte Hoffnung auf Erhaltung der reichsstädtischen Freiheit Danzigs schwand, verließ Heinrich Floris Schopenhauer, der um keinen Preis Bürger einer Monarchie werden wollte, mit seiner gleichgesinnten Gattin und dem damals fünfjährigen Sohne die Heimat, wenige Stunden, ehe die preußischen Truppen die Stadt besetzten, und wandte sich in eiliger Flucht durch das damals schwedische Pommern nach Hamburg. Er selbst betrat seine Vaterstadt nie wieder; doch gestattete er Johanna, der die Trennung von ihren Verwandten sehr schmerzlich war, öftere Besuche.

Ein Teil des großen Vermögens war bei dieser plötzlichen Übersiedelung eingebüßt. Die Auswanderungssteuer allein kostete den zehnten Teil; unter ungünstigen Zeitverhältnissen wurde das Handelsgeschäft in Hamburg fortgesetzt. 1794 kehrte Johanna nach Danzig zurück, um dort Haus und Landsitz zu verkaufen. 1797 wurde dem Paare eine Tochter, Adele, geboren.

Während ihres zwölfjährigen Wohnsitzes in Hamburg schlossen sich der Familie die besten Kreise der liberalen Schwesterstadt auf. Aber der Verlust der Heimat schien die Wanderlust der Ehegatten fast krankhaft vermehrt zu haben. Denn außer den Besuchen der jungen Frau in Danzig unterbrachen ihren Hamburger Aufenthalt zahlreiche große und kleine Reisen. Der leichte, freie Sinn Johannas, ihre Virtuosität in der Anknüpfung neuer geselliger Verhältnisse, die Geläufigkeit ihrer englischen und französischen Konversation, endlich eine wohl allzu große Freigebigkeit in der Verwendung dessen, was sie besaß, mochten sie und den ihr zu Gefallen lebenden Gatten besonders



Johanna Schopenhauer und ihre Tochter Adele. (Selbstbildnis.)
Original im Goethe-Museum zu Weimar.

zum Reiseleben verführen. Auch der Umstand, daß die junge Frau in einer Ehe lebte, die sie nicht vollkommen ausfüllte, trug gewiß zu dieser Unstetigkeit und Zerstreuungssucht bei. Schon in den ersten Jahren ihres Hamburger Aufenthalts kamen sie mit vielen ausgezeichneten Zeitgenossen in Berührung, mit Klopstock, Baron Staël, Feldmarschall Kalkreuth, Lady Hamilton, Nelson.

Auch ihre Reisen führten sie mit litterarisch und politisch bedeutenden Persönlichkeiten zusammen, und Johanna war stets bemüht, den Kreis ihrer Anschauungen und ihres Wissens zu erweitern. Im Jahre 1803 ging sie mit ihrem Gatten und mit ihrem Sohne, die kleine Adele in Hamburg zurücklassend, durch Holland und das nördliche Frankreich nach London, besuchte Schottland, den größten übrigen Teil der britischen Insel und vervollkommnete dann in Paris ihre Kenntnisse in der Miniaturmalerei. Die Reise durch das südliche Frankreich, die Schweiz, Österreich und Deutschland schloß sich an. Johanna hat später vielgelesene Beschreibungen darüber veröffentlicht, deren Stoff sie aus genau geführten, damals noch ohne jede litterarische Absicht geschriebenen Tagebüchern schöpfte.

Der Vater hatte seinen Sohn aus besonderen Gründen auf diese Reise mitgenommen. „Mein Sohn soll aus dem Buche der Welt lesen,“ waren seine Worte. Schon den neunjährigen Knaben hatte er nach Frankreich gebracht, um ihn über zwei Jahre in der Familie eines Geschäftsfreundes in Havre zu lassen. Jetzt war in dem Herzen seines Sohnes eine brennende Liebe zur Wissenschaft erwacht. Er wünschte, im Gelehrtenberuf sie befriedigen zu dürfen. Lange widerstand der Vater seinen Bitten; er hatte ihn vom ersten Tage seines Lebens für das Handelsfach bestimmt und wollte sich von diesem Gedanken nicht trennen. Schließlich griff er zu einer List. Er benutzte die Sehnsucht des Knaben nach seinem gleichalterigen Freunde in Havre, rechnete auf seinen mächtigen Trieb, die Welt zu sehen, und stellte ihn vor die Wahl, entweder sofort in ein Gymnasium einzutreten oder, wenn er darauf verzichten wollte, mit den Eltern eine Reise zu machen. Nach dieser Reise aber müßte er dann die Handlung erlernen. Arthur wählte das letztere. Ihn lockte die Reise; er versprach, nachher Kaufmann zu werden.

Johannas Empfindungen für ihren Sohn in den ersten Jahren seines Lebens schildert

sie selbst: „Wie alle jungen Mütter spielte auch ich mit meiner neuen Puppe, war fest überzeugt, daß kein schöneres, frömmeres und für sein Alter klügeres Kind auf Gottes Erdboden lebe als das meinige, und hatte am Tage wie bei der Nacht kaum einen anderen Gedanken als meinen Sohn Arthur.“

Jetzt auf der Reise fand sie häufig Gelegenheit, unzufrieden mit ihm zu sein. Arthurs Entwickelung hatte ziemlich selbständige Wege eingeschlagen. Seine ersten Lebensjahre hatte er in freier Ungebundenheit auf dem Lande in Oliva und bei den Großeltern in Stutthof zugebracht; die unstete Lebensweise in Hamburg, das durch Reisen und Geselligkeit vielfach unterbrochene Familienleben überließen ihn oft sich selbst; der Aufenthalt in Frankreich legte seinen Neigungen für Freiheit und Selbständigkeit nichts in den Weg. Nun befand er sich in England von Juli bis September 1803, während seine Eltern in dem Norden der britischen Insel Ausflüge machten. In der Pension eines Geistlichen sollte er sich in die steifen, gebundenen Formen des englischen Lebens finden. Das sagte ihm wenig zu und bereitete ihm viele Verstimmungen. Auf seine heftigen Klagen darüber antwortete die Mutter mit Ermahnungen und Vorwürfen.

Man würde wenig Gewicht auf ihre Briefe legen, sondern sie für die üblichen Erziehungsversuche bei einem fünfzehnjährigen Knaben halten, wenn sie nicht schon den Beginn der Dissonanz zeigten, die später, immer schroffer werdend, zum völligen Bruche zwischen Mutter und Sohn führen sollte. In den Ermahnungen der Mutter erkennt man schon hier den Hauptgegensatz der beiden Charaktere: die weltkluge, praktische Geschmeidigkeit gegenüber dem rücksichtslosen, unberechnenden Wahrheitsausdruck, die schöne Form gegenüber der Verneinung alles Konventionellen.

So schrieb Johanna am 19. Juli 1803: „So wenig ich für steife Etikette eingenommen bin, so kann ich doch das rauhe, sich nur selbst gefallende Wesen und Thun noch weniger leiden. Du hast keine üblen Anlagen dazu, wie ich oft zu meinem Verdruß bemerkt habe, und es ist mir lieb, daß du jetzt unter Leuten von anderem Schlage leben mußt, obgleich sie vielleicht ein wenig zu sehr auf die andere Seite ausschweifen. Ich werde mich herzlich freuen, wenn ich bei meiner Zurückkunft merken werde, daß du etwas von diesem komplimentenreichen Wesen, wie du es nennst, angenommen hast; dafür, daß du es überteiben werdest, ist mir nicht bange.“

Aber ebensowenig wie es ihr gelang, mit ihren Worten die ihr später so unerträglich werdende Schroffheit ihres Sohnes zu mildern, ebenso vergeblich war ihr Rat, er möge lieber Ernstes lernen, anstatt immer nur mit der Kunst sich zu beschäftigen. „Du weißt,“ schrieb sie am 4. August, „ich habe Gefühl fürs Schöne, ich freue mich, daß du es von mir vielleicht geerbt hast; aber dies Gefühl kann uns nun einmal in dieser Welt, wie sie ist, nicht zum Leitfaden dienen, das Nützliche muß vorangehen, und alles in der Welt wollte ich dich lieber werden sehen als einen sogenannten Belesprit.“

Von Berlin aus begleitete der Sohn im September 1804 seine Mutter nach der alten Heimatstadt Danzig, um in der Marienkirche konfirmiert zu werden. Im Dezember kehrte er nach Hamburg zurück, um gleich nach Neujahr 1805 in die kaufmännische Lehre zu treten. Drei Monate darauf, im April 1805, erfolgte der plötzliche Tod seines Vaters. Die Todesart — Schopenhauer stürzte aus einer hohen Speicheröffnung in den Kanal — erregte Aufsehen. Schon längere Zeit hatte er an krankhafter Aufregung gelitten und war mit zunehmender Taubheit reizbarer und heftiger geworden, als es ohnehin schon in seiner Natur lag. Es ging das Gerücht, daß er in einem Anfall von Trübsinn, wegen eingebildeter oder wirklicher Vermögensverluste, freiwillig geendet habe; mehrfache Äußerungen seiner Witwe und seines Sohnes geben kaum einem Zweifel Raum, daß jenes Gerücht begründet gewesen sei.

Der Tod des Vaters veranlaßte die Aufgabe des Geschäfts. Johanna fühlte sich nicht im stande, es fortzuführen. Der Aufenthalt in Hamburg, wo sie sich nie besonders heimisch gefühlt hatte, war ihr durch die jüngsten Erlebnisse verleidet. Sie riß sich los aus den ihr unsympathischen Verhältnissen und zog schon im folgenden Jahre, 1806, mit ihrem achtjährigen Töchterchen nach Weimar.

Mit ihren eigenen Angelegenheiten gar zu sehr beschäftigt, hatte sie es nicht beachtet, wie gerade nach Weimar zu die einander feindlichen Heeresscharen sich zusammengezogen hatten. Vierzehn Tage vor der verhängnisvollen Schlacht bei Jena, als alles in Weimar beschäftigt war, einzupacken und zu flüchten, und die größte Bestürzung überall herrschte, zog sie gerade dorthin. Kaum hatte sie sich notdürftig eingerichtet, als das Unglück der Plünderung über die Residenz hereinbrach. Besonnen und gewandt traf sie ihre Anordnungen, mit raschem Überlegen für das Notwendigste sorgend. Vertraut mit französischer Sitte und Sprache und der treuen Anhänglichkeit ihrer Bedienten gewiß, vermochte sie mit Erfolg den französischen Soldaten entgegenzutreten; und ihr ward gleich den weltberühmten Notabilitäten Weimars von den Siegern Sicherung ihrer Person und ihres Eigentums gewährt. Das schwere Leid, das so viele traf, ging fast spurlos an ihr vorüber; ihr gastliches Haus wurde ein Zufluchtsort für manchen Bedrängten. In wenigen Wochen hatten die bindende Gewalt gemeinsamer großer Erlebnisse, ihre Liebenswürdigkeit und ihre Talente sie mit allen Berühmtheiten der Stadt befreundet. Auch Goethes scharfem Blicke war die interessante Eigenart Johannas schon bei dem ersten Begegnen nicht entgangen. Er hatte sich noch während jener Tage der Bedrängnis selbst bei ihr eingeführt.

„Den 12. Oktober," berichtet sie selbst darüber, „besuchte mich erst Bertuch, der mich sehr beruhigte; man glaubte bestimmt, die Franzosen zögen nach Leipzig; alles könne gut werden, wir wären nicht in Gefahr. Kurz darauf meldete man mir einen Unbekannten. Ich trat ins Vorzimmer und sah einen hübschen ernsthaften Mann in schwarzem Kleide, der sich tief, mit vielem Anstande bückte und mir sagte: ‚Erlauben Sie mir, Ihnen den Geheimrat Goethe vorzustellen.' Ich sah im Zimmer umher, wo der Goethe wäre; denn nach der steifen Beschreibung, die man mir von ihm gemacht hatte, konnte ich in diesem Mann ihn nicht erkennen. Meine Freude und meine Bestürzung waren gleich groß, und ich glaube, ich habe mich deshalb besser benommen, als wenn ich mich darauf vorbereitet hätte. Wie ich mich wieder besann, waren meine beiden Hände in den seinigen und wir auf dem Wege nach meinem Wohnzimmer. Er sagte mir, er hätte schon gestern kommen wollen, beruhigte mich über die Zukunft und versprach wiederzukommen."

Ihrem Sohne, der zur Beendigung seiner kaufmännischen Lehrzeit in Hamburg zurückgeblieben war, schreibt sie am 19. Oktober 1806: „Meine Existenz wird hier angenehm werden; man hat mich in zehn Tagen besser als sonst wohl in zehn Jahren kennen gelernt. Goethe sagte mir heute, ich wäre durch diese Feuertaufe zur Weimaranerin geworden. Wohl hat er recht. Er sagte mir, jetzt, da der Winter trüber als sonst heranrücke, müssen wir auch zusammenrücken, um einander die trüben Tage wechselseitig zu erheitern. Was ich thun kann, um mich froh und mutig zu erhalten, thue ich. Alle Abende, so lange diese Tage des Trübsals währen, versammeln sich meine Bekannten um mich her, ich gebe ihnen Thee und Butterbrot im strengsten Verstande des Wortes. Es wird kein Licht mehr als gewöhnlich angezündet, und doch kommen sie immer wieder, und ihnen ist wohl bei mir. Meyers, Fernow, Goethe bisweilen, sind darunter. Viele, die ich noch nicht kenne, wünschen bei mir eingeführt zu werden. Wieland hat mich heute um die Erlaubnis bitten lassen, mich dieser Tage auch besuchen zu dürfen."

Wenige Tage nach der Schlacht bei Jena hatte Goethe sich mit Christiane Vulpius trauen lassen und die natürliche Ehe, die er schon achtzehn Jahre mit ihr geführt hatte, in eine auch vor dem Gesetz vollgültige verwandelt. Aber die Gesellschaft Weimars wehrte sich noch dagegen, die erhöhte Stellung Christianes anzuerkennen. Anders Frau Schopenhauer. Als ihr Goethe am Tage nach der Trauung, am 20. Oktober, seine Frau zuführte, empfing sie diese unbefangen, als ob sie nicht wüßte, wer sie vorher gewesen sei. „Ich denke," so schrieb sie ihrem Sohne, „wenn Goethe ihr seinen Namen giebt, können wir ihr wohl eine Tasse Thee geben. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute; es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten.

Goethe blieb fast zwei Stunden und war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hat. Er hat sie noch zu niemand als zu mir in Person geführt. Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß; sie war in der That sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch. In meiner Lage und bei dem Ansehen und der Liebe, die ich mir hier in kurzer Zeit erworben habe, kann ich ihr alles gesellschaftliche Leben sehr erleichtern. Goethe wünscht es und hat Vertrauen zu mir, und ich werde es gewiß verdienen."

Goethe hat dieses Benehmen Johannas dankbar empfunden und es ihr vergolten. Er fühlte sich wohl und heimisch in ihrem Hause, nahm an ihren Gesellschaftsabenden den regsten Anteil und führte interessante Persönlichkeiten, die um seinetwillen nach Weimar gekommen waren, auch bei ihr ein. Mit vollem Recht konnte sie nach einiger Zeit ihrem Sohne schreiben: „Der Zirkel, der sich Sonntag und Donnerstag um mich versammelt, hat wohl in Deutschland und nirgend seinesgleichen."

Johannas in der Jugend so zierliche Gestalt war, als sie nach Weimar kam, schon ziemlich beleibt und durch das Hervorstehen der linken Hüfte entstellt. Aber aus ihren klaren blauen Augen sprach herzliche Freundlichkeit; ihr ganzes Wesen war anmutig und fesselnd. In dem ersten Zimmer des Goethe-Museums hängt der Eingangsthür gegenüber ein großes Ölgemälde von ihr, das sie selbst gemalt und dann Goethe zum Geschenk gemacht hat. Sie sitzt an der Staffelei, an ihren Stuhl lehnt sich ihre kleine Tochter Adele. Dieses Bild, wie ein anderes in der Großherzoglichen Bibliothek, das von Gerhard Kügelgen ungefähr um dieselbe Zeit (1808) gemalt worden ist, entsprechen eher dem Begriff von ihrem Äußeren, wie er sich unwillkürlich bildet, wenn man von ihrer starken Anziehungskraft hört, als ein Bild aus späterer Zeit, das sie schon als ältere Frau mit der Haube zeigt. Doch ist dieses bisher das allgemein bekanntere gewesen.

Die nun folgende Zeit schuf in Johanna Schopenhauer, wie ihre Tochter Adele sagt, „einen zweiten Geistesfrühling. Denn der Himmel gewährte ihr, was er sonst nur der Frische der Jugend zu geben pflegt. Mit dem wärmsten, sorglosesten Gefühl blickte sie in eine ihr bis dahin unbekannt gebliebene und doch längst geahnte neue Welt. Überrascht von der plötzlich sich entfaltenden Kraft ihrer Fähigkeiten, von ihrem bis dahin schlummernden Talent mit einem Male gehoben, genoß sie mit täglich neuer Freude den Umgang der ausgezeichnetsten Männer, die Weimar damals teils als ihm angehörig in sich schloß, teils durch dieselben aus entfernteren Gegenden Deutschlands an sich zog. Sie gefiel und that gemütlich wohl. Ihr anspruchsloser und doch erregender Umgang machte ihr Haus zum Mittelpunkt des geistig-geselligen Treibens, in dem jeder sich selbst heimisch und behaglich empfand und unbefangen das Beste darbot, was er zu geben vermochte."

Jeder Fremde fand zu diesen Soireen der Frau Schopenhauer leicht Zutritt und ward gern gesehen; er mußte nur nicht mit Prätension auftreten und imponieren wollen. Nach seiner Weltsitte ließ sie jeden in ihrem Kreise gewähren, führte nicht das Wort und machte sich nicht durch Paradoxien zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Aber mit großer Redegewandtheit, schnell von einer Sache zur anderen übergehend, bald von ihren Reisen erzählend, bald mit leichtem Spott über etwas scherzend, am meisten da, wo eine Pause entstand, nahm sie ruhig heiter an den gemeinsamen Unterhaltungen teil. In einer Ecke des Zimmers stand ein Tisch mit Materialien zum Zeichnen, an den sich jeder setzte, der gerade Neigung und Stimmung dazu hatte, ohne sich darum von den übrigen Anwesenden zu isolieren. Oft setzte sich Goethe an diesen Tisch, namentlich wenn er nicht recht zum Reden aufgelegt war, und entwarf dort seine geistreichen landschaftlichen Skizzen. Er war selbstverständlich immer der Hauptanziehungspunkt des Kreises. Von anderen berühmten Männern verkehrten dort Wieland, Heinrich Meyer, Falk, Fernow, die beiden Bertuch, Zacharias Werner, Riemer, Grimm, Fürst Pückler, die beiden Schlegel und viele andere. Kein Fremder von einiger Bedeutung reiste durch Weimar, der sich nicht in die Schopenhauersche Gesellschaft einführen ließ. In den Reisebüchern und Geographien wurde sie mit zu den Merk-

würdigkeiten der Stadt gezählt. Selbst fürstliche Personen, wie der Großherzog und Herzog Bernhard von Sachsen, beehrten sie zuweilen mit ihrer Gegenwart. Vorlesungen, die gehalten wurden, Gespräche über Werke der Kunst, die auch öfters vorgelegt wurden, wechselten ab mit leichter Unterhaltung über Vorfälle des Tages, über das Theater, über neue Erscheinungen in der Litteratur, über bekannte ausgezeichnete Personen.

Im Jahre 1828 besuchte Karl von Holtei die damals einundsechzigjährige Frau gelegentlich einer Reise, die er nach Weimar machte. Er sagt darüber: „Diese herrliche Frau, die mich wie einen älteren Sohn behandelte und mir vom ersten Tage näherer Bekanntschaft bis zum letzten Atemzuge ihres Lebens eine liebevolle, jeder Entfernung und Trennung Trotz bietende Freundschaft bewahrte, war mir in Weimar eigentlich der Mittelpunkt des Daseins. ... Und so mag mir's nun geglaubt werden oder nicht: sei mir die Wahl gestellt — heute — zu jeder Stunde —, ob ich den glücklichsten Abend, den süßeste Liebe mir je gegeben, oder ob ich einen solchen ernsten, wehmütigen, traulichen Abend bei meiner alten, verkrummten Freundin noch einmal durchleben will — ich wähle den letzteren."



Schopenhauer im einundzwanzigsten Lebensjahre.
(Aus A. Gwinner: Schopenhauers Leben. Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Unter allen ihren Freunden aber trat ihr der feinsinnige Kunst- und Litteraturkenner Karl Ludwig Fernow am nächsten. Er ward ihr Freund und Lehrer, ordnete ihre ungeregelten und mangelhaften Kenntnisse, lehrte sie das Verständnis der Antike, die ihr früher fern lag, und gab besonders ihrem Talent zur Malerei die Basis der Kunstkenntnisse, welche ihr später die Herausgabe einiger in dies Fach schlagender Schriften möglich machte. Er war ein edler, am Leben selbst zu großer Tüchtigkeit gereifter Mann und wandte ihr eine sehr ernste Neigung zu. „Was sie für ihn zu thun durch sein Leiden" — er starb schon 1808 — „veranlaßt ward," sagt Adele Schopenhauer, „ist aus ihrer mit großem Beifall aufgenommenen Biographie Fernows zu ersehen; aber nicht, mit welcher Zartheit er alles, was in seiner Macht stand, für sie that: ich möchte sagen, es sei von ihm jeder Halt und jeder Schmuck ihres späteren Lebens ausgegangen."

Mit der Biographie Fernows eröffnete Johanna 1810 ihre litterarische Laufbahn, auf welcher sie in wenigen Jahren eine der beliebtesten Schriftstellerinnen werden sollte. —

Während so die Mutter mitten unter den Schrecken des Krieges sich eine neue Existenz schuf, saß der Sohn in anderer, tieferer Not an dem verhaßten Comptoirpult. Immer heftiger tobten in ihm die Anfechtungen zwischen innerem Beruf und äußerlicher Pflichttreue, bis sie allmählich den Charakter tiefster Melancholie annahmen. Die Möglichkeit, den verfehlten Beruf jetzt noch abzuwerfen, kam ihm unter den heterogenen Umgebungen und Beschäftigungen nicht mehr in den Sinn. Er dachte, dazu sei es zu spät. — An sich selbst verzweifelnd, ließ er den Riß in seinem Inneren nur in schwermütigen Reflexionen in den Briefen an die Mutter durchblicken.

Mit sorgendem Herzen beobachtete ihn Johanna, und da ihr Arthurs Widerwille gegen den kaufmännischen Beruf kein Geheimnis war, so gab sie dem Gedanken an eine Veränderung seiner Lage, obwohl der Sohn kein Wort von dem Wunsche des Berufswechsels geschrieben hatte, allmählich Raum. Sie fragte Fernow um Rat, und sein Gutachten trat als ausschlaggebendes Ereignis in ihres Sohnes Leben. Fernow schrieb an Johanna, daß er ein Alter von achtzehn Jahren keinesfalls schon zu hoch fände, um eine Beschäftigung zu verlassen und sich dafür einer litterarischen und wissenschaftlichen Bestimmung zu widmen. Er vertrat diese Ansicht ausführlich, führte Beispiele anderer Männer an und versicherte aus eigener Erfahrung, daß ein unauslöschlicher Trieb und feste Beharrlichkeit, wenn auch einige Jahre später, doch sicher zum Ziele führen, und daß das Gefühl, seinem eigenen Bestreben das, was man ist, zu verdanken, die Anstrengungen, die es in den Jahren des Werdens gekostet hat, überschwenglich belohnt.

Noch im Alter erzählte Arthur Schopenhauer, wie er niemals wieder im Leben eine solche Erschütterung seines innersten Wesens empfunden habe als in jener Stunde durch Fernows Schreiben, das dem Briefe der Mutter beigefügt war. Beim Lesen sei er in einen Strom von Thränen ausgebrochen.

Fernow schlug ferner vor, Arthur solle zunächst, etwa in zwei Jahren, die alten Sprachen nachholen, dann als nötige Vorbereitung zu den Universitätsstudien noch ein bis zwei Jahre ein Gymnasium besuchen, so daß er im Alter von zweiundzwanzig Jahren die Universität beziehen könne.

Nie wurde ein guter Rat besser befolgt, nie ein bedeutsamer Entschluß schneller und sicherer gefaßt und beharrlicher ausgeführt. Sonst bei großen wie kleinen Entscheidungen voller Bedenken, sah Arthur Schopenhauer in jenem Augenblicke die Würfel gefallen und seine Zukunft klar bestimmt vor sich liegen. Es war im Mai 1807. Sofort schrieb er an seinen Prinzipal, an seine Mutter und bereitete seinen Weggang von Hamburg vor.

Ein Brief Johannas vom 14. Mai 1807 zeigt, wie diese die Nachricht aufnahm und für den Sohn thätig war. „Du bist also entschlossen, mein Arthur; viel Glück dazu; ich hoffe, es soll dich nicht reuen. Denn nach diesem Schritte käme jede Reue zu spät. Jetzt ist nur ein Weg für uns, und der geht vorwärts. Wir müssen nun die Zeit zu Rate halten. Du siehst, ich beantworte deinen Brief wenige Stunden nachdem ich ihn erhielt. Daß du so gegen deine Gewohnheit schnell dich entschlossest, würde bei jedem anderen mich beunruhigen, ich würde Übereilung fürchten; bei dir beruhigt es mich, ich sehe darin die Macht des Naturinstinktes, der dich treibt. Nur jetzt Ausdauer und Mut, guter Arthur, wende alle deine Macht, alle deine Kräfte an, das Ziel zu erreichen; es wird dich lohnen. Lieber, lieber Arthur, laß es mich nie bereuen, daß ich nicht deinen Wünschen entgegenarbeitete, dein Glück soll mich für alles, für jede Sorge um dich, für so vieles, wovon du nichts weißt oder es doch nur ahnest, entschädigen. Du kannst nur glücklich werden, wenn du jetzt nicht wankst, noch weichst. In deinem Alter kann man ungeheuer viel, wenn man nur ernstlich will. Jetzt willst du gewiß mit ganzer Seele; aber wirst du ausdauern, und werden die großen Schwierigkeiten, die sich dir entgegenstellen, dich nicht zurückschrecken? Nur dies eine fürchte ich; denn an Talent fehlt es dir nicht; aber du bist alt und klug genug, um dein eigenes Heil zu bedenken, und so hoffe ich getrost. Ich habe auch meinen Freund Fernow schon gesprochen, auch Meyer, der mich heute besuchte, habe ich deinen schnellen Entschluß erzählt. Goethe nahm gestern Abschied von mir, übermorgen geht er ins Karlsbad: gebe der Himmel, daß er mit neuem, frischem Leben zurückkehre."

Auf den Rat der Mutter ging Arthur zunächst nach Gotha. Bald aber hatte Johanna Ursache, unzufrieden mit ihm zu sein. Neben dem vollen Jugendmute, mit dem er sich in Gotha freudig an seine Arbeit machte, stellte sich auch der Übermut seines glücklichen Alters ein. Er dichtete Spottverse auf die Gothaer Philister, durch den Beifall seiner Mitschüler angespornt, auch auf einen Professor des Gymnasiums. Infolgedessen fand sich aus kollegialischen Rücksichten sein Lehrer im Griechischen veranlaßt, ihm seine

Privatstunden aufzukündigen. Damit war der Hauptzweck seines Aufenthaltes in Gotha vereitelt.

Johanna schrieb ihm einen sehr scharfen Brief, der ihn tiefer niederdrückte als das Erlebnis selbst. In der schonungslosesten Weise warf sie ihm die Schroffheiten und Schwächen seines Wesens vor, ohne sich klar zu machen, daß gerade in dem Alter der beginnenden Selbständigkeit der Tadel oft eher zum Trotz als zum Besserwerden leitet. „Du siehst, wie es mit deiner eingebildeten Menschen- und Weltkenntnis steht: was geschehen ist, sagte ich dir vorher; du siehst, wie sehr du irrtest … Dies ist die erste Lektion, welche die dich umgebende Welt dir giebt. Sie ist hart, aber wenn du dich nicht änderst, wird es noch härter kommen, du wirst vielleicht sehr unglücklich werden, und weder das Bewußtsein, es nicht verschuldet zu haben, noch die Teilnahme der Besseren wird dich trösten … Du bist kein böser Mensch, du bist nicht ohne Geist und Bildung, du hast alles, was dich zu einer Zierde der menschlichen Gesellschaft machen könnte, dabei kenne ich dein Gemüt und weiß, daß wenige besser sind; aber dennoch bist du überlästig und unerträglich, und ich halte es für höchst beschwerlich, mit dir zu leben: alle deine guten Eigenschaften werden durch deine Superklugheit verdunkelt und für die Welt unbrauchbar gemacht, bloß weil du die Wut, alles besser wissen zu wollen, überall Fehler zu finden außer in dir selbst, überall bessern und meistern zu wollen, nicht beherrschen kannst. Damit erbitterst du die Menschen um dich her, niemand will sich auf eine so gewaltsame Weise bessern und erleuchten lassen, am wenigsten von einem so unbedeutenden Individuum, wie du doch noch bist. Niemand kann es ertragen, von dir, der doch auch so viele Blößen giebt, sich tadeln zu lassen, am wenigsten in deiner absprechenden Manier, die im Orakelton gerade heraussagt: so und so ist es, ohne weiter eine Einwendung nur zu vermuten. Wärst du weniger, als du bist, so wärst du nur lächerlich, so aber bist du höchst ärgerlich …“

Nach diesem Briefe war Arthur gewaltsam auf den ihm natürlichen Ernst zurückgeworfen. Der Rest knabenhafter Unstetigkeit war gebüßt. Festen Schrittes lenkte er jetzt in eine dauernde, seinem Charakter angemessenere Lebensführung ein.

Für seinen weiteren Aufenthalt schlug die Mutter ihm Altenburg oder Weimar vor. Falls er Weimar wählen sollte, gab sie ihm genaue Anweisungen über ihr gegenseitiges Verhalten. Sie wünschte in der zwanglosen, friedlichen, unabhängigen Ruhe zu bleiben, die sie erst jetzt recht eigentlich des Lebens froh werden ließ. Alle Mittag von ein bis drei Uhr wollte sie ihn zu Tische sehen, ebenfalls an ihren Gesellschaftsabenden, im übrigen aber wollten sie getrennt voneinander leben. „Ich will thun, was ich, ohne meine eigene Freiheit und Ruhe aufzuopfern, thun kann, um dir deinen Aufenthalt hier recht angenehm zu machen.“

Arthur entschloß sich für Weimar, und Johanna ließ ihn gewähren, wie sie es immer gethan hatte. Wie sehr sie aber ein Zusammenleben mit ihm fürchtete, und wie groß ihr Wunsch war, die kaum erlangte innere Ruhe ihres Gemütes, die äußere Ruhe ihrer Häuslichkeit zu bewahren, zeigt der Brief, den sie ihm nach der Mitteilung seines Entschlusses schrieb: „Es ist zu meinem Glücke notwendig, zu wissen, daß du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu sein. Ich habe dir immer gesagt, es wäre sehr schwer, mit dir zu leben, und je näher ich dich betrachte, desto mehr scheint diese Schwierigkeit, für mich wenigstens, zuzunehmen. Ich verhehle es dir nicht, so lange du bist, wie du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen, als mich dazu entschließen. Ich verkenne dein Gutes nicht; auch liegt das, was mich von dir zurückscheucht, nicht in deinem Gemüt, nicht in deinem inneren, aber in deinem äußeren Wesen, deinen Ansichten, deinen Urteilen, deinen Gewohnheiten — kurz, ich kann mit dir in nichts, was die Außenwelt angeht, übereinstimmen. Auch dein Mißmut ist mir drückend und verstimmt meinen heiteren Humor, ohne daß es dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, du bist nur auf Tage bei mir zum Besuch gewesen, und jedesmal gab es heftige Scenen um nichts und wieder nichts, und jedesmal atmete ich erst frei, wenn du weg warst, weil deine Gegenwart, deine Klagen über unvermeidliche Dinge, deine finsteren Gesichter, deine bizarren Urteile, die wie Orakelsprüche von dir ausge-

sprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte, mich drückten, und mehr noch der ewige Kampf in meinem Inneren, mit dem ich alles, was ich dagegen einwenden möchte, gewaltsam niederdrückte, um nur nicht zu neuem Streit Anlaß zu geben. Ich lebe jetzt sehr ruhig, seit Jahr und Tag habe ich keinen unangenehmen Augenblick gehabt, den ich dir nicht zu danken hätte. Ich bin still für mich, niemand widerspricht mir, ich widerspreche niemandem, kein lautes Wort hört man in meinem Haushalt, alles geht seinen einförmigen Gang, ich gehe den meinen, nirgends merkt man, wer befiehlt und wer gehorcht, jeder thut das Seine in Ruhe, und das Leben gleitet hin, ich weiß nicht wie. Dies ist mein eigentliches Dasein, und so muß es bleiben, wenn dir die Ruhe und das Glück meiner noch übrigen Jahre lieb ist. Wenn du älter wirst, lieber Arthur, und manches heller siehst, werden wir auch besser zusammenstimmen, und verlebe ich dann meine besten Tage in deinem Hause mit deinen Kindern, wie es sich für eine alte Großmutter gehört. Bis dahin laß uns streben, daß die tausend kleinen Neckereien nicht unsere Gemüter erbittern und die Liebe daraus verjagen. Dazu gehört, daß wir wenig miteinander sind; denn obgleich wir bei jedem wichtigen Anlaß bald eins sind, so sind wir bei jedem anderen desto uneiniger. Höre also, auf welchem Fuß ich mit dir sein will. Du bist in deinem Logis zu Hause; in meinem bist du ein Gast, wie ich es etwa nach meiner Verheiratung im Hause meiner Eltern war, ein willkommener, lieber Gast, der immer freundlich empfangen wird, sich aber in keine häusliche Einrichtung mischt. Um diese bekümmerst du dich gar nicht — ich dulde keine Einrede, weil es mich verdrießlich macht und nichts hilft — an meinen Gesellschaftstagen kannst du abends bei mir essen, wenn du dich dabei des leidigen Disputierens, das mich auch verdrießlich macht, wie auch alles Lamentierens über die dumme Welt und das menschliche Elend enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht und ich gern gut schlafe."

Dieser Brief ist wohl geeignet, die Verschiedenheit der Charaktere von Mutter und Sohn zu beleuchten und das Bestreben Johannas zu zeigen, vor allem sich die Behaglichkeit und Ruhe ihres eigenen Daseins zu sichern. In seiner hellen, klaren Verständigkeit, die das Gefühl der Liebe kaum zu Worte kommen ließ, mußte er selbstverständlich den Sohn mit tiefster Bitterkeit erfüllen, ihn, der den Hauptwert der Natur im Herzen der Menschen erblickte.

Andererseits aber ist es auch erklärlich, daß eine Frau wie Johanna Schopenhauer, die mit Goethe und Wieland freundschaftlich verkehrte, der Fernow sich geistesverwandt fühlte, die von einer Reihe bedeutender Männer sich umgeben und gefeiert sah, die bald auch selbst als Schriftstellerin Hervorragendes leistete, nicht geneigt war, sich von ihrem Sohne, der das Gymnasium besuchte, meistern und tadeln zu lassen. Diese beiden Menschen, von Natur einander die nächsten, „waren und blieben zwei", wie der Sohn sagte.

Mit großem Eifer trieb Arthur in Weimar seine Studien, knüpfte fast gar keine Bekanntschaften an, sondern verkehrte nur mit einzelnen Männern, wie Passow und Fernow. Mit Goethe war er mehreremal im Hause seiner Mutter zusammen. Als er mit einundzwanzig Jahren großjährig geworden war und sein Abgang zur Universität bevorstand, lieferte ihm Johanna das väterliche Erbteil aus. Es war trotz verschiedener Verluste und dem anspruchsvollen Leben, das sie jederzeit geführt hatte, doch immer noch vollkommen ausreichend, um ihm für seine Person zeitlebens ein bequemes Auskommen zu sichern. —

Durch den Aufenthalt in Weimar, durch den Verkehr mit ihren dortigen litterarisch hochgebildeten Freunden war Johannas Leben mit seinen geistigen Interessen ein völlig neues geworden. Während vorher die Sorge für Mann und Kinder und für das Wohl der Familie den Hauptinhalt ihres Denkens bildete, trat dieses jetzt zurück vor den persönlichen Anforderungen ihrer eigenen Natur. Mit Freuden kam sie ihnen nach und suchte sie zu befriedigen. Der Gestaltungsdrang, der von frühester Jugend, als er sich im Zeichnen und Malen aussprechen wollte, unterdrückt worden war, bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um sich in ungeschwächter Kraft wieder zu melden. Mit

der Feder gab Johanna ihm nunmehr Ausdruck. Ihre geistigen Kräfte arbeiteten unausgesetzt, um dieses schriftstellerische Können zu fördern. Alles, was ihr dazu helfen konnte, trat in den Vordergrund. Ihre ästhetischen Abende waren für sie ein Quell



Arthur Schopenhauer.

der ungetrübten Freude. Und immer deutlicher bemerkbar machte sich ihre Sehnsucht nach Ruhe und Frieden.

Im Hause ihrer Eltern wie ihres Mannes waren nicht oft, aber dennoch von Zeit zu Zeit Ausbrüche jähzorniger Heftigkeit von seiten des Hausherrn vorgekommen. Wie sie als Kind sich davor gefürchtet und die Mutter in ihrer sanften Ruhe bewundert hatte, so war es auch ihr stetes Streben gewesen, bei ihrem Manne solchen Scenen vorzubeugen. Die stete Furcht davor, zum mindesten ein stetes Aufmerken, ließ sie nicht los. Nun war sie frei davon. Kein heftiges Wort, keine laute Scene trübte die Ruhe ihres Hauses wie die ihrer Seele. Sie freute sich dessen und lebte sich immer mehr ein mit ihren ästhetischen Bedürfnissen in diesen Zustand der Behaglichkeit und des Friedens. Weit ab von ihr, wie in der Kin-

derzeit, lagen die kleinen Kümmernisse des Tages. Mit ihr zusammen lebte ihre Tochter Adele, die sich ihren Wünschen vollständig fügte, ihr die Sorgen des Haushalts abnahm und bis zu ihrem Tode ihre treue Begleiterin und Pflegerin blieb. Sie hatte in ihrem Äußeren wenig Ähnlichkeit mit Mutter und Bruder. Aber sie besaß eine schöne, weiche Stimme und entzückte durch ihren Liedervortrag. Sie gehörte zu Goethes erklärten Lieblingen und war innig befreundet mit seiner Schwiegertochter Ottilie. Ihre vielseitigen Talente fanden von Kindheit auf die reichste Nahrung. Aber alle ihre geistigen Vorzüge wurden überstrahlt von einem edlen Charakter, der ihr die Liebe aller, die sie kannten, erwarb. So vermochte sie es auch, sich in vieles zu fügen, was ihr namentlich in späteren Jahren im Hause ihrer Mutter nicht recht gefallen wollte. An dem Bruder hing sie mit herzlicher Liebe; über ihre verschiedenartige Thätigkeit schrieb sie ihm 1819: „Mein Leben bringt es mit sich, daß ich bald den Speisekammerschlüssel, bald die Palette, den Federhut und die Schreibfeder wechselnd ergreifen muß. Ich glaube, zwischen den Zeilen dieses Briefes liegen wohl zwanzig Sorten von Stimmungen und Geschäften. Anfang und Ende aller ist meine herzliche Liebe zu dir.“

Ihre ersten kleineren Aufsätze hatte Johanna, der Anregung ihrer Freunde folgend, teils anonym, teils mit J. S. unterzeichnet, einzelnen Blättern übergeben. Die Biographie Fernows, zu der sie von dem Buchhändler Cotta in Tübingen aufgefordert wurde, war ihr erstes, größeres Werk. Ihm folgten bald andere: Reisebeschreibungen in mehreren Bänden, kunsthistorische Schriften, darunter vor allem das zweibändige Werk „Johann von Eyk und seine Nachfolger“, und eine größere Anzahl von Novellen und Romanen. Ihre sämtlichen Schriften wurden später von der Firma Brockhaus in Gemeinschaft mit J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. in einer Gesamtausgabe unter dem Titel: „Sämtliche Schriften von Johanna Schopenhauer“ (24 Bände; 1830 bis 1831) veröffentlicht.

Gewissenhaft, ernst und besonnen arbeitete Johanna Schopenhauer, lange prüfend, ehe sie etwas dem Papier anvertraute. In ihren Romanen gab sie der damaligen belletristischen Litteratur eine neue Richtung. Sie stellte zuerst darin den Satz auf, daß ein Leben der Pflicht und des Berufes höher gilt als ein Leben der Freude mit Vernachlässigung dieser ersten Bedingungen. Sie ließ die Leidenschaft nicht das erste Wort sprechen, sondern ordnete sie dem Verstande unter. Vielleicht verloren ihre Arbeiten dadurch an künstlerischem Wert, an moralischem Wert standen sie desto höher. Sie brachten der Frauenwelt vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Anregung zur Vertiefung in ernste, gute Gedanken. Eine spottende Kritik nannte in späterer Zeit Johanna Schopenhauer die Ahnfrau der socialen Entsagungsromane, und ihre „Gabriele“ mußte sich den Beinamen „Das ununterbrochene Opferfest“ gefallen lassen. Sie fand zahlreiche Nachahmer, so daß diese „Entsagungsromane“ in den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts Deutschland überfluteten.

Diese Arbeiten, vor allem ihre Romane, geben von der geistigen Art Johannas Zeugnis; sie schildern die Ideale, denen ihre Seele nachsann. Ihre Phantasie schuf ihr eine Welt hoher, sittlicher Gesinnung, opferwilliger Größe, seelischer Vervollkommnung. Was dieses schöne Scheinleben förderte, wurde mit Sympathie aufgenommen, was ihm entgegentrat, mit Entschiedenheit abgelehnt. Die ganze schöngeistige Gesellschaft ihres Weimarer Kreises war eins in dem Bestreben, einander das Beste zu geben, was ein jeder hatte, und nur das Schöne und Gute von dem anderen zu genießen.

Johanna Schopenhauers Romane sind vergangen wie ihre Zeit; sie haben lange anderer Lektüre Platz gemacht. Ihre kunsthistorischen Werke können den Sachverständigen nicht befriedigen. Aber in ihren Reisebildern schildert sie Land und Leute jener Zeit, wie sie mit offenen, verständnisvollen Augen sie geschaut hat, und ihre unvollendete Biographie ist ein Sittengemälde von kulturhistorischem Interesse für alle Zeit. Auch fesselt sie den Leser durch den Einblick, den sie ihm in ein reich beanlagtes, glücklich angelegtes Frauengemüt gewährt, und erweckt ein persönliches, warmes Interesse für die ungebeugt heitere, jugendfrische Erzählerin.

In diese idealistisch verklärte Welt Johannas trat nun der Sohn, der inzwischen (1813) promoviert hatte. Aber er sollte im Hause seiner Mutter keine Heimat mehr finden. Schon als er im Jahre vorher, von Dresden kommend, bei ihr gewesen war, hatte er häusliche Zustände gefunden, die ihm so sehr mißfielen, daß die auf sein späteres Leben einen so langen, düsteren Schatten werfende Entzweiung mit der Mutter damals zuerst unausrottbare Wurzeln schlug. Er warf ihr vor, das Andenken seines Vaters nicht geehrt zu haben, glaubte auch, da sie diesen nicht geliebt habe, nicht an ihre über den Instinkt in die Jahre seiner Selbständigkeit hinausreichende Mutterliebe. Auch fürchtete er, daß eine zweite Heirat den Verbrauch des Vermögens beschleunigen könne. Denn die reiche und lebenslustige Witwe hatte Bewerber genug. Über diesen Punkt vermochte Johanna den Sohn zu beruhigen, nicht ebenso über die Art und Weise, wie sie mit dem Gelde umging, das sein Vater erworben und der Familie hinterlassen hatte.

Auch sonst war das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn unhaltbar geworden. Ihre Charaktere konnten nicht miteinander harmonieren, ihr auf den entgegengesetztesten Werten beruhender Stolz konnte sich nicht zusammenfinden. Was der Mutter lieb und wert war, forderte den Spott des Sohnes heraus; was die Veranlassung zu seiner Schroffheit war, seine unbegrenzte Wahrheitsliebe, erkannte oder achtete die Mutter nicht. In die einseitig ästhetische Existenz ihres Kreises einzutreten, der seinem Geiste eine ebenbürtige Konkurrenz am Theetische bieten wollte, hielt er sich für zu gut, und nur wenn Goethe den Salon betrat, war er ganz Auge und Ohr.

Der Sohn hat unter dieser wachsenden Entfremdung schwer gelitten, schwerer als Johanna. Sein Herz war so viel jünger, weicher, eindrucksfähiger. Ein großes Fremdlingsgefühl, ein unsägliches Heimweh, das er in die Welt mitgebracht hatte, beklemmte ihm von Jahr zu Jahr mehr die Brust. Das Schicksal ließ ihn die tiefe, unerschütterliche Überzeugung durch sein Leben tragen, daß ihn Sternenweiten von denen trennten, mit denen er leben, die er lieben sollte. Er ist einsam geblieben sein Leben lang.

Es war zu häßlichen Auftritten zwischen Mutter und Sohn gekommen, und die um ihre Gemütsruhe sehr besorgte Frau hatte sich veranlaßt gesehen, ihrem Zusammenleben für immer ein Ziel zu setzen. Im Mai 1814 verließ der Sohn ihr Haus.

Von da sind beider Wege nicht mehr zusammengetroffen, wenn auch im Laufe der Zeit ein mildere Urteil der besseren Einsicht folgte und die zurückgedrängte mütterliche Liebe von Zeit zu Zeit wieder aufsprossen ließ. Gesehen haben sie einander, soweit bekannt ist, vom Mai 1814 bis zu dem am 16. April 1838 erfolgten Tode der Mutter nicht wieder.

Nachdem der Sohn von ihr gegangen war, lebte Johanna in der ihr zusagenden Weise weiter. Aber bald darauf trat durch den Sturz des Danziger Handlungshauses, dem Johanna den Rest ihres eigenen und fast das ganze Vermögen ihrer Tochter ohne weitere als wechselmäßige Sicherheit anvertraut hatte, ein jäher Umschlag ein. Nur ein kleiner Teil von Adeles Vermögen wurde gerettet. Der Mutter eigene Kapitalien waren durch die kostspielige Lebensweise, die Kriegslasten und einen großen Verlust in Rußland damals bereits so weit aufgebraucht, daß von einem Ersatze des verloren gegangenen Erbteils der Tochter nicht mehr die Rede sein konnte. Adele ertrug ihre plötzliche Verarmung mit Würde.

Die erfolgreiche Schriftstellerei Johannas ermöglichte wenigstens ein anständiges Weiterleben; doch war der Kontrast mit ihrer früheren Existenz recht groß. Namentlich Adele drückte die mühsam erhaltene Scheinwohlhabenheit oft wie eine Lüge. Arthur schrieb der Schwester sofort, im Juni 1819, er sei bereit, das Wenige, was ihm geblieben, mit ihr und der Mutter zu teilen, doch wurde von diesem Anerbieten niemals Gebrauch gemacht.

Im Jahre 1823 hatte Johanna eine gefährliche Krankheit zu bestehen. Ein schlagartiger Anfall lähmte ihr eine Zeitlang den Gebrauch der Füße; sie erholte sich zwar wieder, doch nicht so, daß sie den ganz freien Gebrauch ihres Körpers wieder erlangt hätte. Sie blieb lange leidend und schwächlich. Es zog sie fort von Weimar, und sie gingen im Winter 1828/29 nach Mannheim, später nach

Bonn. Der Aufwand in Weimar hatte ihre Verhältnisse überstiegen, es hatten sich Schulden gefunden, die nur mit großen Opfern Adeles gedeckt werden konnten; es hieß anders leben, aus ökonomischen Gründen in andere Verhältnisse kommen. Dazu sollte das mildere Klima in Bonn die jährlichen, kostspieligen Badereisen ersparen. Die beiden Frauen bewohnten zu Unkel bei Bonn ein kleines reizendes Landhaus während der Sommermonate und lebten zwei Winter wie Fremde in der Stadt. Johanna arbeitete fleißig an der Herausgabe ihrer Werke.

Die Geschwister hatten im Oktober 1831 wieder zu korrespondieren angefangen, und es währte nicht lange, da richtete auch die Mutter einen Brief an ihren Sohn. Voll Sorge, weil er krank gewesen war, bat sie ihn, sich zu schonen: „Graues Haar! ein langer Bart! ich kann mir dich gar nicht so denken.“ Trotz ihrer trüben Erfahrungen schlug sie doch mitunter wieder den lehrhaften, moralisierenden Ton an, der den trüb Gestimmten nur noch mehr niederdrücken mußte. „Was du mir über deine Gesundheit, deine Menschenscheu, deine düstere Stimmung schreibst, betrübt mich mehr, als ich dir sagen kann und darf. Du weißt, warum. Gott helfe dir und sende dir Licht und Mut und Vertrauen in dein umdüstertes Gemüt.“

Johannas eigene äußere Verhältnisse waren in den letzten Jahren ihres Lebens keine günstigen. Sie klagte darüber ihrem Freunde Holtei. Sie liege nicht auf Rosen, schrieb sie ihm; der Abend ihres Lebens scheine sich nicht heiter gestalten zu wollen. Da gewährte ihr im Jahre 1837 der Großherzog eine Pension und ermöglichte ihr dadurch die Erfüllung ihres letzten Wunsches, unter ihren alten Freunden und Umgebungen „ausleben“ zu dürfen. Sie kehrte in ihre zweite Heimat, ihr geliebtes Thüringen, zurück und wählte Jena zu ihrem Aufenthalte.

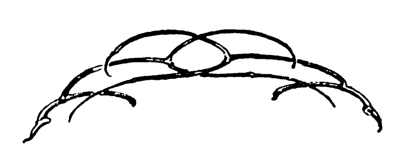
Schon in Bonn hatte sie öfter an Husten und Kurzatmigkeit gelitten, und die Ärzte hatten Brustwassersucht befürchtet. Doch überstand sie in Jena den Winter 1837/38 sehr gut, fühlte sich viel kräftiger und nahm teil an gesellschaftlichen Freuden. In stillen Stunden arbeitete sie an den Denkwürdigkeiten ihres Lebens, mit denen sie ihre litterarische Thätigkeit beschließen wollte. Gegen Ostern fesselte sie eine ungefährlich erscheinende Erkältung an das Zimmer, und am 16. April, nachdem sie gegen zehn Uhr wie zum gewöhnlichen ruhigen Schlaf eingeschlummert war, machte ein Nervenschlag ihrem Leben ein Ende.

Auf einer Anhöhe Jenas, in der Nähe der Schillerstraße, liegt der alte Friedhof der Stadt. Dort ruht Johanna Schopenhauer. Klein und dürftig ist der Stein, der sie bedeckt, gemessen an den großartigen Denkmälern, welche in heutiger Zeit den Verstorbenen gewidmet werden. Grün gefärbt hat ihn der Wechsel der Jahre. Aber deutlich ist in großen Buchstaben die Inschrift zu lesen:

Johanna Schopenhauer.
Geb. d. 9. Jul. 1766.
Gest. d. 16. Apr. 1838.

Am Fußende des Steines ist ein fliegender Schmetterling abgebildet ...

An einem sonnigen Herbsttage stand ich an diesem Grabe. Wunderschöne gelbe Rosen blühten rund umher; große Lebensbäume umgaben es, Tannen und alte Taxusbäume, deren dunkles Grün die rotfarbigen Blätter des wilden Weines durchzogen. Der hohe Turm der evangelischen St. Johanniskirche schaute über die Bäume herab auf das unscheinbare Grab, und von unten schimmerte durch die leuchtenden Herbstfarben von Blumen und Laub das alte Mauerwerk der kleinen katholischen Kapelle. Auf den lieblichen Fluren Jenas und den sie begrenzenden sanft ansteigenden Bergen lag der Glanz der scheidenden Sonne. Die letzte Ruhestätte Johanna Schopenhauers war umgeben von der Welt in der friedlichen, sonnigen Schönheit, die zu empfinden und zu genießen ihr jederzeit Lebensnotwendigkeit gewesen war.





Dichtkunst und Religion

Von

Eduard von Mayer

Die Zugehörigkeit des Menschen zur Erde beweist sich am tiefsten und innigsten gerade, wo er sich von ihr zu scheiden denkt. Vor allem schwebt mir hier der Tröster des Erdenleides, die Religion vor, die ihre ganze Herrlichkeit aus irdischem Edelgestein erbaut und dort, wo sie wirklich die Welt verneinen will, verstummen muß.

Als der Mensch zu sich selbst kam, fand er sich in einer Welt von Widerständen, an denen er, um zu leben, seine Kräfte zermürben mußte: und so wurden auch die geheimnisvollen Dinge um ihn zu Kräften, wurden alle die Gegner seines Willens zu ebenso vielfältigem Gegenwillen. Jeder dieser ging aber seinen eigenen Weg, als selbständige Macht, mit der er sich im guten oder bösen auseinanderzusetzen hatte. Je tiefer seine Not war, je höhere Kräfte er einzusetzen bereit war, um so mächtiger erschien ihm der Gegner. Gewiß hatte er ja auch beständig Nutzen von diesen ihn umgebenden Wesen; aber das war eben doch immer eine Machtfrage, und gerade die wichtigsten Erfolge schienen ihm nur gelegentliche gnädige Übereinstimmung. Denn allzu tief fühlte der Mensch sein Unvermögen, der Naturmächte dauernd und wahrhaft Herr zu werden. Aber ebenso vorübergehend waren im Grunde die Demütigungen, die ihm in diesem Kampfe wurden; dunkel ahnte er es schon, daß er gerade so selbsteigen und in sich unüberwindbar wäre wie jene außermenschlichen Wesen. Wie gewaltig auch die Unterschiede ihrer Macht sein mochten, dennoch war er mit ihnen wesensgleich. Um dieser inneren Überlegenheit und Eigenherrlichkeit willen aber nannte er mit vollem Fuge die thätigen Dinge der Erde seine Götter. Dann gingen die Wellen seiner Geschichte über den Menschen; immer mehr lernte er die niederen Dinge nach seinem Willen lenken, und immer höher wuchsen gerade daher die großen Gewalten des Naturlebens über ihn hinaus, deren er nicht Herr ward. Unmerklich übertrug sich die Göttlichkeit von den Naturdingen auf die großen Naturereignisse, und schließlich lief die Entwickelung in die beiden Gipfel des Olymp und des Sinai aus.

Jedoch die Quellen, aus denen die größten Ströme werden, fließen immerzu — und was wären diese ohne jene? Aller unendlichen Steigerung des religiösen Empfindens zum Trotz leben und weben die alten Götter der menschlichen Kinderseele weiter; es ist nun einmal so: wir leben in einer Welt von thätigen Dingen, deren Macht von innen quillt. Unvergessen waltet denn auch im Menschen jene Stimmung seines ersten Erwachens, jenes religiöse Urgefühl seiner inneren Verwandtschaft mit jedem wirkenden Naturdinge. Die Sprache, soweit sie nicht angelernter Handwerksbrauch ist, lebt ja nur von der Empfindung, daß das Wesen der Natur Thätigkeit ist, und zwar eine frei aus dem Inneren jedes Dinges hervorsprudelnde. Der Ursprachschatz des Menschen waren Thätigkeits-(Zeit-)worte, deren Participialformen allmählich zu gesonderten Redeteilen erstarrten; in reinen Thätigkeits-, in unpersönlichen Sätzen spricht der Mensch auch heute noch, sobald er von Vorgängen redet, die er näher nicht zu fas-

sen weiß. So sagte Goethe von sich, nicht er dichte, sondern es dichte in ihm. Diese Unpersönlichkeit, diese Dinglichkeit des Subjektes der Urzeit hat sich erst später gemildert, als sich aus dem neutralen sächlichen Geschlechte der Worte das männliche und weibliche ablösten. Mit anderen Worten: eine gemeinsame Empfindung geht durch eine Unzahl von Dingen durch und wird nach dem Hervorstechendsten, menschlich Nächstliegenden männlich genannt und so auch weiblich. Das aber setzt voraus, daß dem Menschen aus den Naturdingen eine lebendige, menschenähnliche Thätigkeit zu sprechen scheint, daß eine Welt verwandter Wesen ihn umgiebt, womit er in Wechselwirkung tritt.

Heute, wo die Sprache zur Scheidemünze geworden ist, wissen wir oft gar nicht, was wir reden, im eigentlichen Sinne der Worte; Schätze an lebendigem Gefühl liegen vergraben, die uns verloren gehen, weil wir sie nicht zu heben wissen. Doch was die Alltagsrede nicht kann, die Dichtkunst thut es; sie greift auf die mächtigen Empfindungen urvergangener Zeiten zurück, die eben dadurch wieder als ewiggegenwärtig und menschlich bewiesen werden. Was ist denn die ganze Bildersprache der Dichtungen, wenn nicht Naturreligion, was das Stimmungsvolle, das „Poetische", wenn nicht ein Weiheschauer aus dem Allerheiligsten der Natur? Einzig dieses natürliche religiöse Empfinden, das jedem Naturdinge sein schaffendes Eigenleben zuerkennt, scheidet zwischen einem wahrhaft künstlerischen und einem frostig erklügelten Bilde. Die echten dichterischen Bilder sind eben nicht kühle Vergleiche des Verstandes, sondern der Einklang gleichgestimmter Saiten, die einen angeschlagenen Ton zu voller Wärme und Fülle erheben. Aber sein menschliches Empfinden und inneres Wirken kann dem Menschen aus der Natur nur deshalb wiederhallen, weil er sich, selbst widerwillig, als ihr Kind bekennen muß. Und erst in dieser Wechselwirkung erwacht die Sprache wieder zu vollem Leben: da leiht sie den stummen „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser" die ganze Tiefe des menschlichen Inneren, aus dem sie quillt; sie giebt ihnen die Seele und empfängt wiederum von ihnen die sinnfällige Leiblichkeit, um die tastenden Gefühle des Menschen zu verkörpern. Hin und her schießen die Fäden und verknüpfen unzerreißbar, was von Anbeginn zueinander gehört; daher beweist nichts so sehr die dichterische Eigenart, als in neuen, empfundenen Bildern den Menschen neue Wurzeln im Erdreiche schlagen zu lassen, die ihn empfänglich machen sollen, in immer regeren Austausch an Saft und Kraft mit der Natur zu treten.

Beispiele geben, hieße die Dichtungen der ganzen Welt abschreiben; alle Dichtungen, in denen echtes Lebensblut pulst, werden ein Zeugnis dafür ablegen, daß diese Beseelung der Natur nicht ein epigonenhafter, pseudoklassischer Kunstgriff ist. Aber selbst als „Kunstgriff" könnte sie doch nur so weit wirken, als einer seine eigene, ewige Verwandtschaft mit der Natur fühlt: und zwar nicht sich als einen Atomklumpen, sondern die Naturdinge als innerlich thätige Mächte.

Das erste für den Dichter wäre also diese lebendige, religiöse Empfindung der Natur; wer aber die Fähigkeit besitzt, seinem inneren Erleben Ausdruck zu verleihen, der sucht ihn zu einem dauernden zu machen, in unvergängliche Form zu fassen. Und hier fand die Dichtkunst, wessen sie bedurfte, von je wieder auf dem Boden der natürlichen Religion. Quillt die gesamte lebendige Bildersprache aus einem unausrottbaren religiösen Urempfinden, so entwickeln sich die Formen der Dichtung aus einem ursprünglichen Gottesdienste.

Uranfänglich war jede Handlung an sich schon ein Gottesdienst, denn nur wenn sie dem Willen des angegangenen göttlichen Urwesens genehm war, hatte sie einen Erfolg; und so wurde die gottgefällige Handlung zur Lebensaufgabe des Menschen. So lange der Mensch unmittelbar mit der Natur lebte, waren diese frommen Handlungen auch wirklich gerade die zweckentsprechenden; erst ein späteres, sich verstandesmäßig verknöcherndes Urteil konnte zum Schaden werden. Da hatte aber der Mensch durch Schulung seine Handlungen immer einfacher gestalten gelernt und war schon Herr seiner kleinen Zwecke geworden. Nun griff er zur Begehung der altehrwürdigen, weitläufigen Urhandlung nur da zurück, wo er, an den feierlichen Dankfesten, seine Abhängigkeit von

den ältesten Gottheiten anerkennen wollte. Denn nur äußerlich hatte er sich von diesen befreien können, sein Gemüt wie sein Verstand beugten sich ihnen noch, und gerade um ein gewisses dunkles Gefühl der Untreue gegen die Urgötter zu betäuben, war er versucht, die Feste glanzvoll zu überladen. Die Urhandlung, die Handlung in ihrer ältesten Form, wurde nun übertrieben, wurde zu einem überverwickelten, der Empfindung schon entfremdeten gottesdienstlichen Brauche, dem Ritus. Dieser mußte, einmal festgestellt, peinlich erfüllt und in dauernden Formen vor jeder, nun schon gottlosen, Abweichung geschützt werden. Diese gottesdienstlichen Regeln festzulegen diente aber der Tanz.

Von jeher ist der Tanz, die freie, ebenmäßige, lustvolle Bewegung des Leibes, eine Freude des Menschen gewesen; denn Freude — im Gegensatz zum kleinlichen Vergnügen und dem einseitigem Genusse — ist die Lust, die aus der ebenmäßigen, maßvollen Bethätigung des gesamten Menschen fließt und wiederum zu ihr drängt. Diese Freude — für den Naturmenschen eine Gnade der Götter — bewies die Gottgefälligkeit des Tanzes, und frühzeitig ward er darum zum Hauptstücke der Gottesfeste aller Religionen; es ist nur dem Verkümmern der natürlichen Empfindung zuzuschreiben, wenn heute, in einer gelangweilten und heuchlerischen Gesellschaft, der Tanz eine nichts als erotische Pantomime geworden ist, was er früher nur insofern auch gewesen, als auch die Liebe Gottesdienst war.

Als nun später eine prunkvolle Darstellung der verschollenen und überwundenen Urhandlung für notwendig erachtet wurde, da ward der Tanz ein wesentliches Mittel zur Steigerung und Betonung der ehemals an sich einfachen Handlung, die nur aus Unbeholfenheit verwickelt gewesen. Zugleich aber gab der Tanz nun ein festes Zeitmaß für die gesamte feierliche Darstellung ab und band die begleitenden Gesänge an dem Gerüste seiner gemessenen Schritte in dauernde Formen. Den letzten kunstvollen Ausklang davon bietet ja der Chor der antiken Dramen. Aus den Rhythmen des religiösen Tanzes also ward dem Gesange die große bleibende Form.

Diese Form ward zugleich eine Fessel und eine Schwinge, denn erst die gebundene Rede ist die läuternde Flamme der Dichtkunst. Indem sich der natürliche Tonfall der Worte dem festen Gefüge der Rhythmen einzuverleiben hat, tritt eine Prüfung und Sichtung ein, und nur was auf der Goldwage des inneren Gehörs, am Pulsschlag gemessen, nicht zu leicht befunden ward, hat ein Anrecht darauf, in der Dichtung seine Stimme zu erheben. Gewiß zeigt sich der Gehalt, die wertvolle Lebensweisheit einer Dichtung erst in Prosaumschreibung unverhüllt, aber die unmittelbare Lebensfreude, der künstlerische Wert, liegt nur in der silbernen Schale, die den goldenen Apfel birgt. Nur das ist in jeder Weise wert, geistiges Eigentum des Menschen zu werden, was nicht nur seinen Thatwillen für die Zukunft weckt, sondern auch sein Lebensgefühl in der Gegenwart an dem Jungbrunnen einheitlicher Freude tränkt. Es ist doch nicht zu bestreiten, daß der im Sinne des natürlichen Menschen höchste Wert, die Freude, in den Rhythmen einen mächtigen Anstoß erfährt und der ganze Mensch, durch eine rein körperliche Stimmung, willfähriger gemacht wird, den Inhalt der Dichtung auf sich wirken zu lassen.

Der ursprüngliche Tanz ist nie etwas Endloses; schon der begrenzte Festplatz, die spätere Orchestra des Theaters, mißt ihm im einzelnen eine kürzere Spanne zu, und das dreifache Urbedürfnis aller ästhetischen Wirkung: Abwechselung, Steigerung, übersichtliche Gliederung, baut aus den Grundabschnitten die vollendeten Formen des kunstmäßigen Tanzes auf, wie sie noch alle Volkstänze aus vergessenen Naturdiensten aufbewahren. Der begleitende Gesang nun muß sich in ebensolche Strophen gliedern, um etwas Vollendetes, in sich abgeschlossenes Ganzes darzubieten.

Unsere heutige Gesittung brüstet sich ja zuweilen geradezu mit ihrer Verachtung der Form in Kunst und Leben, die sie als angeblich geistlosen Schein geringschätzt; aber sie beweist damit nur, wie entgeistigt sie ist. Alle Form — vom Krystall bis zum Staate — ist der Sieg des Ganzen, Mächtigen und Innersten über die flüchtigen kleinen Teile. Und diese ewige Weisheit ist es auch, die jedem wahren und formvollendeten Gedichte die Weihe einer heiligen Urkunde verleiht.

Dies ist auch das letzte ethische Geheimnis aller Schönheit, daß sie, die nur aus dem Ebenmaß geboren wird, in uns das Verlangen nach dem Ebenmaß weckt, auf der alles fruchtbare Schaffen beruht und damit alle beglückende Freude. Denn Schönheit und Gesundheit sind das höchste Ja und Amen, das die Erde auszusprechen pflegt.

Schön an einem Gedicht ist immer nur die rhythmische Form: aus dem festlich heiteren Dienste der Naturgötter stammend, führt sie den Menschen, der willig ist, auch wieder zur lauteren Verehrung der Natur zurück.

Nach Bildersprache und rhythmischer Form, aber auch dem Inhalt nach ist die Dichtkunst uralter, heiliger Gottesdienst. Auf dem Boden der religiösen Naturempfindung, aber aus den täglichen Lebensumständen, in denen sich der Mensch seit je befand, erwuchsen nun auch die Hauptarten der Dichtung: Lyrik, Epik und Dramatik, aus einer sich erst spät verästelnden Wurzel.

Das erste Wort, das diesen Namen verdient, war ein Gebet, ein Zuruf von Willen zu Willen, dem menschlichen zum göttlichen; dieser ethische Wert unterscheidet die Sprache erst wahrhaft von der Ärmlichkeit der rohen Tierlaute, die doch nur eine hervorsprudelnde Kraftbethätigung sind, ohne den Zweck der Mitteilung. Das erste Gebet war auch das erste Gedicht, so roh und formlos es immer gewesen sein wird. Ein Notschrei, mit dem der Mensch seine Leiden in die Natur hinausrief, ein Jubel, mit dem er seine Siege verkündete: das war der erste Inhalt seiner Gedanken und Worte, das ist auch heute der Urquell aller Lyrik, aller Dichtung, in der des Menschen eigenstes und innerstes Fühlen sich Luft macht. Das namenlose Nichts, an das der Dichter heute seine Selbstbeichte richtet: ehemals war es kein Nichts und nicht namenlos, denn seine Namen gab ihm die überreiche Fülle der gestaltenden Natur.

Die unmittelbare, wenn auch flüchtige Befreiung, die heute dem Dichter von seiner Gemütsqual wird, wenn er sie zum Gedichte gestaltet hat; die hohe Wonne, die ihn wunderbar durchzuckt, wenn aus dem Blütenkelche seiner Gefühle die reife Frucht eines selbstlebenden Werkes gefallen: ehemals waren sie die gnadenvolle Erhörung, die der angebetete Gott dem frommen Menschen gewährte, der Mut und das Selbstvertrauen, sie wurden als göttliche Geschenke dem Beter.

Aber nicht immer wurde der kurze Angstruf erhört. Dann begann der Mensch den Gott bei seiner Ehre zu fassen, indem er ihm alles vorhielt, was er von seiner Macht wußte, und alles preisend aufzählte, was den Gott veranlassen konnte, seinem Willen zu Hilfe zu kommen. Dazu gehörte es sowohl, daß er seine Verdienste und Frömmigkeit hervorhob, als die früheren Wohlthaten des Gottes; denn das eine wie das andere verpflichtet diesen, nun sein eigenes Werk nicht zu Grunde gehen zu lassen. Beispiele hierfür bieten die Homerischen Gesänge wie auch die Bibel in Hülle und Fülle. Der Mensch verkündete mithin in seinem Gebete die Heldenthaten Gottes.

Und was ist nun alle Heldendichtung, alle Epik im Grunde anders als eine solche Feier mächtiger Gottheiten? In der späteren Zeit zwar, als die göttlichen Personen aus der handgreiflichen Menschennähe emporgerückt waren, beschränkte sich die Dichtung mehr auf die reinmenschliche Seite des Heldentums, und die Lobpreisung der Götter wurde eine einseitig gottesdienstliche Berufshandlung. Aber das beweist ja nur, daß die Dichtkunst immer auf die Urform der religiösen Empfindung zurückgreift, unbekümmert um die starren ausgeklügelten Buchstabenschranken der gleichzeitigen amtlichen Gottesverehrung. Und das Spätgöttliche ist nur eine jüngere und entfremdetere Abart des Heldenhaften. Aller Ahnendienst beweist das ebenso wie zwei entgegengesetzte Richtungen der Geschichtswissenschaft: die eine erklärt alle Götter für verschollene bedeutende Persönlichkeiten, die andere alle vorgeschichtlichen Gestalten für historisierte Stammesgötter.

Allerdings: die Persönlichkeit ist das Göttliche im Menschen, und lange sah daher der Mensch in jeder Heldengestalt, die über dem Durchschnitt aufragte, eine fleischgewordene göttliche Kraft; und andererseits belebte die religiöse Epik das nebelhafte Bild jedes Gottes mit den Zügen und Thaten der ihr nahestehenden menschlichen Großen. Daher verschmolz denn für spätere Geschlechter der

irdische Held und Halbgott mit der übermenschlichen Gottheit, deren Wesen dem seinen verwandt schien. Und so beruht denn die Epik völlig in der religiösen Heldenverehrung oder heldenmäßigen Gottesauffassung längst verflossener und doch ewiglebendiger Zeiten.

Daß das Drama endlich ganz und gar religiösen Ursprungs sei, ist eigentlich überflüssig zu erwähnen, da die Geschichte der dionysischen Mysterien ja bekannt genug ist und ihr Seitenstück sowohl in der japanischen Dramatik wie in dem kirchlichen Schauspiel des Mittelalters hat, das an den alten Frühlings-Fastnachts-Mummenschanz anknüpfte, um ihn durch die christliche Passion zu verdrängen. Hervorheben möchte ich nur noch einmal, daß, wie es noch heute die katholische Messe ist, schon der alte festliche Gottesdienst an sich eigentlich ein Schauspiel war, die pantomimische Darstellung einer symbolischen Handlung, und zwar einer der gewöhnlichen, aber veralteten Alltagshandlungen. Ferner ist zu betonen, daß die klassische Dramatik zwar scheinbar von der Göttergeschichte mehr oder minder absieht, aber doch dabei wiederum nur aus dem religiösen Urquell schöpft. Bei aller Menschlichkeit waren die Olympier doch dem Erdenjammer entrückt und dichterisch ebenso unnahbar wie der Wüsten-Jehovah. Die heroischen Mythen aber waren das gegebene Feld. Das älteste Empfinden, die Verehrung der thätigen Naturdinge und somit auch des Menschen, erwachte aus seinem halben Schlummer in den Dichtungen von Äschylos und Sophokles.

Welchen Maßstab giebt nun diese feste Verankerung der Dichtkunst auf dem Boden der Naturreligion für die Beurteilung der dichterischen Werke?

Ich erkenne das Unterhaltungsbedürfnis des Menschen im weitesten Maße an: auch dieses ist ja nur eine Erscheinung seines nimmer rastenden Thätigkeitsdranges; aber gerade mit dieser Anerkennung muß und darf eine Sichtung der sogenannten Litteratur eintreten. Auf den religiösen Ehrennamen einer Dichtung hat nur dasjenige Werk einen Anspruch, welches die Weihe dieses urheiligen Naturgefühles und Naturdienstes empfangen hat. Nicht jedes beklatschte und selbst technisch gelungene Bühnenwerk ist in diesem Sinne ein Drama: sondern nur wenn es ein Heldenleben darstellt, das im Siegen die Herrlichkeit des Menschen oder im Unterliegen die herrlichere Macht der Naturgewalten preist, an denen der Mensch emporzuwachsen hat. Ein Held aber ist, wer um seine Welt kämpft.

Nicht jede spannende Erzählung, und sei sie auch das Werk eines sonst wahren Dichters, ist ein Epos. Nein, nur so weit sie einen Mythus ausgestaltet, ist sie eine Dichtung. Aller Mythus ist aber Übergeschichte, die nicht das Kleinliche und Zufällige, sondern das Große und Notwendige in ehernen Zügen darstellt. Nur so läßt sie aus dem Wirrwarr der alltäglichen Erlebnisse das Walten der großen Mächte in und außer dem Menschen in Flammenschrift hervorleuchten. Und daher kann das große Epos wie das große Drama um der ewigen Linien willen nimmer auf das Recht verzichten, vergangene Zeiten und entlegene Gegenden zum Hintergrunde ihrer Gestalten zu wählen, trotz des empfindungsarmen Naturalismus.

Ein lyrisches Gedicht endlich ist auch nicht jede katzenjämmerliche Beichte eines Thoren, noch eine mondscheinfarbene Blaublümelei, sondern nur wo sich ein tiefempfundener Austausch der menschlichen eigensten Innenwelt mit der Außenwelt der Natur offenbart.

Auch der Streit um Kunst- oder Volksdichtung, um Heimat- oder Allerweltskunst, um die Stellung der Kunst zur Sittlichkeit ist nur von diesem religiösen Standpunkte befriedigend zu lösen.

Gerade das wahre, fromme Naturgefühl wird den Dichter mit dem Odem seiner Heimat atmen lassen, wobei allerdings häufig seine Heimat nicht eine angeborene, sondern eine wahlverwandte sein wird. Und gerade soweit, als er in der Verehrung seiner heimatlichen Natur seine Weihe findet, wird er auch Früchte bringen, die ihrer ebenbürtig sind und ihrem, seinem Volke zur geistig-geistlichen Nahrung zu dienen vermögen. Dann wird des einzelnen Werk Eigentum der Gesamtheit, und ehrenvoller als sein Name wird sein lauteres Wesen von Geschlecht zu Geschlecht im Volksliede fortklingen. Mancher aber — und der Allergrößten — hat nicht nur die Sonderstimme sei-

nes Gaues vernommen, sondern ist tiefer hinabgestiegen bis zum Zwiegespräch mit der Allmutter Natur. Solche Dichter werden nie zum Besitze nur eines Rassesplitters werden können; sie reden mit der feurigen Zunge des Menschentums allen Menschen in die Seele und ragen um so höher über Ort und Zeit hinweg, als sie abgründig im Boden der Erde wurzeln. Diese allein sind zugleich Weltbürger und Dichter, das ist: Menschen, welche die Natur zu Propheten ihrer Ewigkeit auserſehen.

Und damit ist auch die sittliche Aufgabe der Dichtkunst bestimmt. Gewiß ist sie keine leichtfertige Hetäre jedes Genusses, aber die Sittlichkeit, die sie erstrebt, soll nicht eine verkümmerte, sondern eine voll und gerade, daher ebenmäßig entfaltete Menschlichkeit sein, keine Verleugnung der Natur, sondern ihre höchste und tiefste Vollendung. Alles, was gut, stark und gesund ist, ruft sie unter ihre Fahnen, die im Kampfe um eine ewige Lebensführung flattern, aber besser als dieser Kampf ist der Friede, der aus ihren Werken leuchtet. Trotz aller menschlichen Schwächen ihrer Helden ist jede wahre Dichtung als solche eine Verkündigung der heiligen Natur und damit nicht sittlich, sondern mehr, sie ist fromm.

So verstanden sind die Dichter aller Zeiten wie jene Fackelläufer Athens, die einer dem anderen das heilige Feuer übergaben, auf daß es nicht verlösche. Einst aber möge der Tag kommen, da die Dichtkunst ihr Höchstes erlebt, ihre Wiedergeburt. Diese, die noch so ferne ist, weil unsere heutige Lebensentfaltung in voller Verwesung ist, aber gerade damit allen Keimen der Zukunft die Freiheit giebt, wird auch das Ende der Dichtkunst sein. Denn wenn alle Flammen, die schwach und einsam gezuckt, den Festbrand auf dem Altare der Natur entzünden werden, dann wird die Zeit ihrer Hüterpflicht um sein. Dann wird es wieder eine große einheitliche, volkstümliche Dichtung geben; dann wird sie aber auch keine Kunst des Dichtens mehr sein, sondern der Jubelsang eines heiligen Lebensfestes. Der Dichter wird seines hohen Priesteramtes ledig sein; denn das fromme Opfer eines jeden Menschen werden wieder seine Empfindungen, werden wieder seine Thaten sein.



Antike Herbstlandschaft

Es fliegt ein amarantnes Glänzen
Um Bergeswald von Attika —
Der Abend steht, mit Sternenkränzen
Umhangen, schon in Wolken da.

In längst gebrochnen Tempelhallen
Irrt noch ein frohes, goldnes Licht
Um Marmorgötter, die gefallen;
Und Lorbeerbäume schatten dicht ...

Da drunten an den Thymianhügeln
Ist's noch von süßen Stimmen laut —
Es schwingt mit Amorettenflügeln
Ein Reigen sich auf blüh'ndem Kraut —

Und schlanke Griechenmädchen wiegen
Sich nach der Liebe feinem Takt,
Indes in stolzen Rhythmen fliegen
Die Knaben, leidenschaftgepackt ...

Und Asphodelosblumen winden
Und Weinlaub sich um Stirn und Kleid —
Das ist ein Suchen und ein Finden
Wie im Gefild der Seligkeit!

Erato hinter Myrtenbäumen
Spielt ihre Flötenlieder sacht —
Da wandert aus den Sternenräumen
Herab die erste Herbstesnacht ...

Ein spitzes Licht, wie von Demanten,
Fährt durch das All — es stockt der Tanz.
Kühl werden Blicke, die da brannten,
Und blaß verflattert mancher Kranz —

Denn wo Eratos Flöten bliesen
Und sich der Lebensreigen schloß,
Kommt von den Asphodeloswiesen
Wehmütig lächelnd Thanatos ...

Alberta von Puttkamer.



Bekenntnisse eines Häßlichen

Von

Victor Blüthgen

(Nachdruck ist untersagt.)

Ich schreibe wieder — schmiere, schmiere — und eines Tages kommt wieder das große Autodafé: die gefräßige Flamme frißt's, glotzt mich im Verflackern blöde-hämisch an, und dann laufen die kleinen Funken herum wie die aufgeregten Ameisen, die in der Eile, um nur fortzukommen, den Kopf verloren haben und einander den Weg verrennen ...

Nur fort; von dem Scheusal natürlich!

Wie ein Haufen kleiner Kinder: „Der Menschenfresser! Der Menschenfresser!"

Heute ist mir eingefallen, weshalb ich wahrscheinlich den Vorzug habe, das einzige Kind meiner verstorbenen Eltern zu sein: meine Mutter hat sich gut behütet in der Sorge, sie könnte eine ganze Garnitur solcher Wechselbälge wie ich auf die Welt bringen. Eine so schöne Frau, wie sie war! Und so korrekt für das Saubere und Glatte und Normale — sie ist immer mit mir umgegangen, als ob sie mich mit der Zange anfassen müßte.

Und mit meinem Vater, als ob er schuld an mir wäre: sie konnte selbstverständlich nichts für mich, die Hassencamps waren immer normal; also er.

O, heute ist mir alles klar.

Meinem Vater hätte ich's gegönnt, daß er noch erlebt hätte, was ich heute bin: der „berühmte Bildhauer", der „hochgeschätzte Meister" ...

Verflucht — ich klettere zwar wie ein schrumpliger Affe auf den Stehleitern herum und baue und klitsche, aber ich kann was! Heute hätte ich die halbe Million nicht nötig, die er sich zusammengespult hat für mich.

Aber sie war doch was wert. Sie hat mir eine menschenwürdige Behandlung gesichert, als ich noch nichts konnte. Sie zogen den Hut, statt mich tot zu treten wie eine Wanze, die Kollegen, das Geschmeiß, zwischen dem ich mir den Weg suchen mußte. Die Mittelmäßigkeit der Streber hat heute noch wie allezeit im Gefühl, was die große französische Revolution ausgesprochen in die Praxis umsetzte: Kopf ab allem, was höher steht, dann sind wir oben. Ah, es ist etwas Köstliches, das liebe gute Geld! Die alten Byzantiner wußten sehr wohl, weshalb sie ihre Scheusäler von Bildern auf Goldgrund malten.

Scheusal — Scheusal ... das bin ich. Ein Scheusal auf Goldgrund. Das erzählen sich heimlich die jungen Laster von Modellen und die anderen. Da wohnt ein kleiner quittegelber, buckliger Bildhauer auf dem Schloßberge drüben in einer prachtvollen Villa mit großem prachtvollem Garten darum, der ist unverheiratet und knausert nicht — geht hin und fragt, ob er euch nicht als Modell gebrauchen kann ...

Wie sie süße Augen machen und streicheln und zärtlich schwatzen, die geschminkten Bestien: du entzückende kleine Vogelscheuche mit den vollen Taschen — du mißratener Engel auf Goldgrund ...

Es ist doch etwas, eine Birne für den Durst. Eine muddige, faulende Birne. Bei

dieser ungeheuren Sehnsucht nach Schönheit — der Schönheit des Weibes! Diesen wonnigen, keuschen, jungen Linien, dem feinen Spiel dieser weichgeschwellten, so göttlich einfachen Formen, denen nichts auf der Welt sich an Reiz vergleichen kann!

Warum gerade mir dieses intimste Empfinden, das neidweckende Verständnis dafür? Warum mir der Ruhm zugefallen, das wie kein zweiter Lebender in den Thon zu tasten?

Und solch brennendes Verlangen, solch qualvoller Durst, mit dem Schönsten, was die Erde trägt, gepaart zu sein, eins zu werden, meine mißgeschaffene Fratze in den duftenden Kelch der unvergleichlichsten Blüte zu vergraben, schluchzend vor Seligkeit — mich umschmeichelt zu fühlen von ihrem Sammet: ich liebe dich — ich liebe dich ...

In meinem Garten draußen weinen die Nachtigallen, und die Sterne am Nachthimmel blicken so starr-traurig, und die Nachtluft hat so weiche, sehnsüchtige Hände — und überm Flusse drüben die Lichter der Großstadt — da wohnt es, wonach alle Fibern zucken, hier, da — hundertfach wahrscheinlich. Nicht für mich, niemals für mich.

O ja, ich bin interessant. Ein Kalb mit fünf Beinen, ein Monstrum, eine Sehenswürdigkeit. „Der berühmte Bildhauer“ — das ist er, jawohl, das ist der Volger. Der die wunderschönen Nixchen und Seelchen und Badepüppchen macht. Nicht möglich! Dieses Alräunchen da? Die Natur hat sich einen Witz geleistet. Aber ich muß mit ihm sprechen. Ach, nehmen Sie sich in acht, gnädiges Fräulein: er hat eine scharfe Zunge, eine boshafte Zunge, wie sie Verwachsene von Geist vielfach haben, in der Voraussetzung, daß jeder, der sie sieht, einen Widerwillen fühlt und einen Witz über sie denkt.

Jawohl, mein schönes Fräulein! Eines Tages hat mich ein Schulinspektor in Religion geprüft. Was halten Sie von der Auferstehung des Fleisches? Ich halte dafür, daß mindestens unser irdischer Leib uns fremd bleibt. Haha — das begreife ich; ich würde mich auch bedanken, mit einem verklärten Buckel wieder aufzuerstehen.

So etwas vergißt man nicht.

Wie wär's, wenn wir beide einmal ein lebendes Bild stellten: Amor und Psyche, mein Fräulein?

Ich kenne diese Blicke, diese respektvoll neugierigen Augen, in denen ein Lächeln versteckt ist — ein Hohnlächeln.

Daß man nicht stumpf wird durch die Länge der Zeit! Daß es kein Eisen giebt, um die Wunde auszubrennen! Oder ...

Nein, ich thue dem Teufel von Schicksal den Gefallen nicht, mich umzubringen. Er hat's darauf abgesehen, ich weiß es. Ich will keine Überproduktion in Watte und keinen geknickten Schneider zu verantworten haben.

Ich bin boshaft — ja, damit ihr nicht glaubt, ich könnte euch lieben! Ich könnte überhaupt lieben! Nicht ahnt, wie ich danach lechze, zu können, und doch nicht kann.

Wo ist das Schöne, Reine, Heilige, das von mir geliebt sein will, weil es mich Unseligen liebt? Nirgends. Die Einsamkeit ist mein Teil; die gespensterhafte Leere rings um mich, hinter der eine Schattenwelt lebt, lacht, liebt ...

Nur das Laster verirrt sich manchmal hindurch zu mir, und ich mache mir eine Stunde weis, ich wäre glücklich.

Das Dunkel ist so gefällig ...

Wer klopft? ...

* *
*

Mein Gärtner hat eine Tochter. Und heute habe ich sie gesehen.

Ich habe den Mann erst seit vier Wochen, seit sein Vorgänger sich zur Ruhe gesetzt hat, der vollgesogene Blutegel.

Ein rauhbeiniger Kunde. Aber er hat eine Tochter, die nun den Haushalt führen soll an Stelle der toten Frau, und die etwas für mich bedeutet.

Ein Modell.

Ein Canovalärvchen, und schlank und biegsam. Und Blick und Haltung wie eine Prinzessin. Sie war Kindergärtnerin und lieb Kind bei der Gräfin Brühl, deren Mann mein „Mädchen mit dem Spiegel“ gekauft hat.

Entweder betrügen mich diesmal meine Augen, oder in dem knappen Kleide sitzen Formen, wie ich sie so beisammen nur einmal vier Wochen lang vor dem Modellierholz gehabt habe. Dann heiratete die Canaille.

Wie kommt der vierschrötige Kerl zu dieser Tochter?

„Ein nettes Mädel, was, Herr Volger? Die gebe ich nicht billig weg. Sie hat ihren Anbeter, der möchte wohl, aber der paßt mir nicht.“

Ein Schulmeister, bei dem sie als großes Mädchen Unterricht gehabt und der sie in der Züchtungsanstalt für Kindergärtnerinnen untergebracht hat. Obendrein ein Verwandter, ein weitläufiger Vetter von ihr.

Der Alte ist habgierig, macht ein Gesicht wie ein Sklavenhändler; und in mir rührte sich ein grinsender Dämon: „Modell! Modell!“ Mithelfen, dem Schulfuchser die Rechnung zu verderben. Wozu braucht er eine Hebe, einen Lichtstrahl der ewigen Schönheit für seine Kochtöpfe?

Einen Diebstahl an dem Inventar der Unsterblichkeit verhüten!

Diesem Inventar, von dem allerwärts geraubt, versteckt, verdorben wird — Futter für die elementare Freßgier der Banausen. Das bißchen, was wir Künstler davon für sie retten!

Grinse nicht so breitmäulig verschmitzt in mir, Satan! Thu ich's, so hat das nichts mit dir zu schaffen. Dir brauche ich doch nicht zu sagen, daß es jemand giebt, der stets das Böse will und stets das Gute schafft!

Ach, wirklich? Nichts mit ihm zu schaffen? Ist das etwa nicht der Neid, der brennende Fleck da auf meiner Seele? Der ganz gemeine, verfluchte Neid? Jedenfalls doch wieder ein Pärchen, das sich liebt, in brünstiger Sehnsucht umfaßt, heimlich auf ewige Treue eingeschworen ist; wieder ein Kerl mit Normalrumpf und geraden Beinen, der von dem Brunnen trinkt in vollen Zügen, vor dem ich schmachte — innerlich versenge ...

Ich stand am Ende des Weinlaubenganges und sah in das weißliche Frühlicht, über den blinkenden Fluß unten, die Stadt mit ihren ziehenden Küchendampfnebeln, da passierte sie dicht bei mir vorüber, sah mich nicht, stieg auf das Plateau zu den Linden hinauf. Der elende Krüppel brauchte bloß herauszutreten, und sie mußte stehen und reden! Jawohl, Fräulein, ich bin der Herr hier; diesen Pavian muß man begrüßen ... Wenn ich bloß die ersten Minuten einer neuen Bekanntschaft unterschlagen könnte! Diese scheuen, verschüchterten Blicke, die nur ein einziges Mal fest auf mir haften und dann um mich herumgehen wie die Katze um den heißen Brei oder sich krampfhaft auf Blickaustausch einrichten. Dies Aufflammen wie ein Streichholz: Ach du lieber Gott! ... Ein Feigling bin ich.

Und aus Wut darüber ein Grobian, eine Giftkröte.

Ob mich ein Kerl wie der Alte zum erstenmal sieht, das macht mir nichts. Aber so etwas! Was sich alle Tage im Spiegel sieht und auf Schönheit dressiert!

Bah — eine Bonne, Tochter von einem meiner Leute, einem, der mir aus der Hand frißt. Das muß sie auch! Wenn ich ihr wieder begegne, vertrete ich ihr den Weg.

* *
*

Ich habe die Maus in der Falle abgefaßt. Das hübsche, schüchterne Mäuschen mit den weichen Sammetaugen und den rosa Pfötchen ... haha! Ich war der Baubau und darum Herr der Situation.

War in der Stadt drüben gewesen und ging auf einem Gartenumweg in das große Atelier zu den Gehilfen, die am Nymphenbrunnen arbeiten, trete in die halboffene Thür, nachdem ich drinnen eine Weiberstimme gehört: da steht sie, und die drei grünen Burschen dabei, mit dem Rücken gegen mich, und der schöne Schlesing drückt sich so nahe es irgend noch anständig an sie und macht seine schwungvolle Armbewegung und erklärt. Die Bestien sind schon ein paar Tage unruhig, seit sie Witterung haben. Sie sollen sich hüten! Ich werfe sie hinaus, sowie ich merke, daß sie im Ernst auf Beute gehen. Elende Schakale — hier ist der Löwe!

Haha — der Löwe! Wer hat schon einen buckligen Löwen gesehen? Weiß Gott, ich glaube ich einmal, im Zoologischen Garten in Breslau.

Wie sie herumfuhren, als ich mich rührte! Und wie sie blutübergossen dastand mit dem Hebeköpfchen, das Strohhütchen am Arm und das rote Schirmchen in der Hand! Ertappt, ertappt: „Bitte sehr um Entschuldigung, Herr Volger — ich hatte noch nie ein Atelier gesehen — und ich kenne Ihr wunderschönes ‚Mädchen mit dem Spiegel‘ von Graf Brühls her ...“

Ich sah ihren Blick — den verfluchten Blick wollte ich sehen, den Ach-du-lieber-Gott-Blick. Aber er war's nicht. Sie wird mich heimlich gesehen und den schon absolviert haben. Nur noch Verlegenheit, daß man sie hier überrascht hat.

„Fräulein bat, ihr unsere Arbeiten zu zeigen, Herr Volger," sagt der schöne Schlesing.

„Bitte sehr, Fräulein," knarre ich. „Sie sind die Tochter vom Gärtner?"

„Ja. Und wirtschafte beim Vater."

„Ich hörte schon. Begreife, daß Sie neugierig sind, was hier gemacht wird."

Sie lächelt — Gott, kann dies Lärvchen süß lächeln! Wie eine, die Mut kriegt.

„Ich interessiere mich für Kunst, Herr Volger, und für die Ihre am meisten."

„So, wo haben Sie denn das her?"

„Bei Brühls kommt das von selbst, wenn man auch nur ein wenig darauf angelegt ist. Und ich hatte doch schon vorher allerlei gelernt."

„Hm. Wollen Sie mich nicht einen Augenblick in den Garten begleiten, Fräulein?"

Die Schakale grinsten heimlich, und mir ahnte, was sie dachten. „Ich danke Ihnen, meine Herren," sagte sie und neigte ihr Köpfchen, wie sie's wahrscheinlich einer der Komtessen abgesehen. Und die sinkende Sonne vergoldete sie, wie sie herausstrat, so puppenschlank und schmiegsam bewegt, mit diesem entzückenden Halsansatz und den tadellosen Händchen ... mit dem ich weiß nicht was um sich und an sich, was den Mann in einem aufregt ...

„Wie alt sind Sie eigentlich, Fräulein?"

„Sehr alt, Herr Volger. Zweiundzwanzig."

Ich ging mit ihr um den Rasen mit den blühenden Rhododendronbüschen und den blühenden Magnolien in der Mitte. Und ein Lüftchen um uns, als ob es im Frühlingsrausch taumelte, und alles weithin so jung und so regsam, als hörte man's fern noch schwatzen, noch so weit das Auge reicht ... Und der Duft und die Nachtigallen ...

Und die blühende Jugend neben mir, und in mir das Blut, und der Dämon ...

„Ich bewundere Ihre Unbefangenheit, Fräulein."

„Wieso, Herr Volger?"

„Mit zweiundzwanzig Jahren schlagen die jungen Damen gewöhnlich die Augen nieder vor unserer nackten Kunst, geschweige daß sie sich drei junge Männer zu Führern wählen, um unsere Werke zu genießen."

Blutrot wurde sie.

„Sie haben recht, ich werde das nicht wieder thun. Bei Brühls dachte man an so etwas nicht, dort habe ich meine Abstumpfung her. Früher bin ich auch schüchtern durch die Skulpturen der Galerie gegangen, aber ich liebte sie doch so!"

„Ich mache Ihnen gar keinen Vorwurf daraus. Aber die grünen Jungen da drin haben Blut und keine saubere Phantasie. Sie setzen sich da Mißdeutungen und Schlimmerem aus. Kommen Sie zu mir, wenn Sie sich für meine Arbeiten interessieren; bei einem Krüppel wie ich riskieren Sie nichts, weder für mich noch für sich selber. Ich habe Sie aus dem Paradiese getrieben, wie? Auf einmal merkt Eva, daß sie sich schämt?"

„Ich weiß nicht, Herr Volger. Seit meinem Aufenthalt bei Brühls ist beides getrennt in mir: das persönliche Schamgefühl, das ich immer gehabt habe, und die Unbefangenheit vor Kunstwerken. Das muß mir wohl nicht allein so gehen; wenigstens nehme ich an, daß auch andere, die ein nacktes Kunstwerk bewundern, noch ihr Schamgefühl für sich haben."

„Na — das mag ja so sein. Übrigens: der Nacktheit an sich braucht sich niemand zu schämen, das kommt erst, sobald sie mit gewissen Nebengedanken verquickt wird. Das ist leider Gottes bei Banausen im Gefühl immer der Fall. Bei den alten Griechen sind mal von Staats wegen einem Kollegen von mir die schönsten Mädel der Stadt vorgeführt worden, damit er sich ein Aphroditemodell aussuchen konnte. Das hat ihnen an ihrer Reputation nicht geschadet, sie haben sich wahrscheinlich alle gut verheiratet. Und die schönsten Mädel von Antwerpen sind ohne Bedenken nackt gegangen, um Kaiser Karl V. einzuholen. Wie Makart das gemalt hat, haben ihm die schönsten Wiener Aristokratinnen mit Vergnügen Modell gesessen."

Sie spielte mit ihrem roten Schirmchen und guckte weg. „Da kann ich doch nicht mit, Herr Volger."

„Dann sind Sie eben noch nicht auf der Höhe, Fräulein. Schade! Ich glaube beinah, hinter einem Figürchen wie Ihres steckt was für mich —“

„Um Gottes willen ... o nein ...“

„Verstehen Sie recht: für mich! Nicht für die Grasaffen da drin; für mein Privatatelier! Es käme auf die Probe an.“

Wie sie sich wand, schamrot. „O nein ... bitte, reden wir von etwas anderem ...“

Ha, die diabolische Genugthuung, das Püppchen in Verlegenheit; und ich der Herr, der Brotherr! Mir dämmerte so was Allegorisches, betitelt „Die Scham“ ...

* * *

Ein weiches Geschöpfchen, aber mit hübschem, festem Kern. Sehr strebsam, gewissenhaft, sicherlich eine günstige Schülerin einmal, so eine Muster- und Paradepuppe nach dem Herzen eines Schulmeisters. Aber gescheit; hat einen ganz hellen Blick. Ich bin heute wieder eine Stunde lang mit ihr im Garten spaziert. Ich kirre mir das Täubchen, meiner Seel, ich kirre es mir. Die Brühls scheinen ihr eine unbegrenzte Hochachtung vor mir beigebracht zu haben. Gott sei Dank, daß es auch Narren für die Plastik giebt, so gut wie Musiknarren, Bildernarren und Narren für andere Dinge.

Und daß die Brühls gerade für meine Art was übrig haben.

„Sie haben sich wohl auch gedacht, Fräulein, das müßte nun ein recht hübscher Kerl sein, der solche Sachen fabriziert?“

„Nein,“ sagt sie und sieht mich ruhig an, mir ins Gesicht! — „Brühls kennen Sie ja.“

„Und haben Ihnen gesagt, daß ich ein häßlicher, buckliger kleiner Kerl bin?“

„Aber Herr Volger!“ sagt sie, so als ob ich sie beleidigt hätte.

Ha, ich kenne die Art Heuchelei — die verdammte Maulschwätzerei. Sie sollen mir damit ins Gesicht spucken, daß ich eine Vogelscheuche bin, und dann gut, dann sollen sie mich für einen richtigen Kerl nehmen.

„Stürzen Sie sich nicht in Unkosten, Fräulein. Sie wissen von klein auf, daß die Buckligen boshafte und die Rothaarigen falsche Canaillen sind. Oder glauben Sie mit dem guten Volkmann, daß ich ein paar Engelsflügel in meinem Buckel herumtrage?“

Sieht sie mich wieder ganz kreuzehrlich an: „Woher hätten Sie sonst den Sinn für die allerreinste und allerzarteste Schönheit, Herr Volger?“

„Ich verstelle mich, natürlich verstelle ich mich. Wissen Sie nicht, daß Voltaire ein ekelhafter Kerl war?“

„Den kenne ich zu wenig. Aber von Ihnen glaube ich es nicht.“

„Ah: denken Sie nicht daran, daß man gerade nach dem hungert, was man nicht hat?“

„Aber ein böser Mensch hungert nicht nach dem Guten, und Ihre Schönheit ist gut.“

Hinter diesem Lärvchen steckt Geist, wahrhaftig!

Und sie ahnt, sie ahnt — sie will mich entwaffnen, glaube ich.

Diese Gliederchen, diese schlanken weichen Gliederchen — der Teufel rumort in mir, wenn ich daran denke. Diese Frühlingsluft sitzt voll Gift — der Blütenduft ist ja wohl eine Art Kohlenstoff, und der vergiftet.

Ich muß mit dem Alten reden, sonst werde ich schwach im Entschluß.

* * *

Heute habe ich mir den Alten gelangt.

Vielleicht bearbeitet er sie jetzt gerade.

Ha, der Volger ist ein Scheusal, inwendig und auswendig, kleine Ida! Er kauft, was er haben will: die Jugend, die Schönheit, die Scham und Scheu. Ich verachte mich. Aber ich will das Mädel als Modell sehen — und haben, wenn sie dazu taugt.

Ich will's. Wozu braucht ein Kerl wie ich inwendig schön zu sein? Der Natur ins Gesicht, die mich so mißgeschaffen hingestellt: Ich will's! Ich will dir nachhelfen, dich inwendig ergänzen. Dann bin ich wenigstens ein Kunstwerk, ein Scheusal aus einem Gusse.

Ich habe dem alten Kuppler tausend Mark geboten, wenn er die Kleine herumkriegt. Wie er mit den Augen aufhorchte, funkelte, blinzelte: „Zu wenig, Herr Volger — mein eigen Fleisch und Blut ...“

„Ich will nichts, als sie sehen und modellieren, wenn sie mir paßt, verstehen Sie

mich recht — tausend Mark, Pasig. Überlegen Sie's."

„Na dann, Herr Volger .."

Er bringt's fertig, er läßt nicht locker, so hungrig und brutal wie er ist.

Dem Fräulein wieder vor die Augen treten morgen ... bah, ich bin der große Meister, der große Volger — ich habe ihr ja gesagt, daß ich an sie als Modell denke; und sie weiß Bescheid, was ein Modell bedeutet. Hart, Landgraf! Hart!

Eine Motte ... wie sie tanzt um das goldene Kalb in der Lampe, die Flamme ... da, eine mit Goldpünktchen auf den Flügeln ... Mein Fräulein, nicht so nahe da oben, Sie werden hineinfallen ...

Wenn der Schulmeister drum wüßte! Ob sie ihm davon sagen wird?

* * *

Bin heute ein paarmal durch den Garten gelaufen, habe sie nicht gesehen. Bloß den Alten. Er schob das Maul vor und zog eine Schulter.

„Es wird schwer halten, Herr Volger. Sie will nicht, macht 'ne große Sache draus. Ich habe ihr gesagt: Du bist verrückt, tausend Mark sind 'n Stück Geld, und es passiert dir weiter nichts. Kriegst 'ne anständige Aussteuer. Und ich bin dein Vater, der was auf seine Tochter hält, wenn ich dir zurede, dann kannst du's ruhig thun. Und ich sage dir: du thust's, habe ich gesagt; ich setze meinen Kopf drauf. Du hast mich Geld genug gekostet, kannst auch mal was einbringen. Ich schändete sie, sagt sie. Was meinen Sie? Ist doch 'ne Dummheit."

„Natürlich ist das eine Dummheit, mein lieber Pasig. Große Damen haben das gethan, sogar eine Schwester von Napoleon."

„So? — 'ne Schwester von Napoleon? Dann muß sie 'ran. Verlassen Sie sich drauf, Herr Volger. Ich lasse mir doch nichts vormachen von den Weibern. Sie ist mir zu vornehm geworden bei Grafens; der Schulmeister hatte ihr schon solche Raupen in den Kopf gesetzt. Verlassen Sie sich nur auf mich, Herr Volger ..." — — —

Sapristi ... sie ... bei nachtschlafender Zeit. Der Diener meldet sie — — —

So, das war ausgestanden.

Sie hat einen Zettel mitgenommen, darauf steht: Lassen Sie Ihre Tochter heute und vorläufig überhaupt zufrieden. Das übrige wird sich finden.

Armes Ding, wie sie blaß war! Fix und fertig wie aus Marmor.

„Schützen Sie mich vor meinem Vater, Herr Volger."

„Was ist denn, Fräulein? Was thut er Ihnen denn?"

Sie streifte den Ärmel vom Handgelenk und hielt mir's hin: „Er thut ..." Und sie stockte und zog den Arm zurück ... „Er will mich zwingen ..."

„Wozu denn?"

„Ich habe bestritten, was er sagte. So einer Roheit ist Herr Volger nicht fähig, habe ich gesagt."

„So? Vielleicht doch. Sie kennen mich ja gar nicht, wie können Sie das behaupten? Sie haben sich da eine Idealvorstellung von mir gemacht, die am Ende gar nicht zutrifft. Bucklige sind boshaft, ich sagte es Ihnen ja schon. Vielleicht hasse ich — nicht die Schönheit, aber schöne Menschen. Außerdem — um was handelt es sich denn? Um die tausend Mark, die ich Ihrem Vater geboten, damit Sie mir Modell stehen? Das ist ein Geschäft, Fräulein. Ich glaube, daß Sie mir so viel wert sind, und wage sie auf die Probe hin; wenn ich mich irre, gut — mir macht das nichts, was den Geldpunkt betrifft. Und die Kunst kann sich nicht um Sentimentalitätsrücksichten kümmern, wenn sie die Möglichkeit sieht, ihren idealen Zielen zu dienen."

Sie hörte mit weit aufgerissenen Augen zu. „Dann thut mir jeder Schritt leid, den ich mit Ihnen gegangen bin, Herr Volger. Ich verkaufe mein Schamgefühl, die Achtung vor mir selber nicht für tausend Mark, nicht für hunderttausend Mark. Wenn mein Vater sich verblenden läßt — ich nicht. Und zwingen auch nicht, durch keine Gewalt, durch keine — keine — Roheit —"

„Was heißt das, Fräulein — dazu ist Ihr Vater in keiner Weise autorisiert —"

„Ah, das sagen Sie; aber wenn man einem Mann wie meinem Vater tausend Mark bietet, um sein Kind zu etwas zu bewegen, so weiß man, daß es nicht willig ist, und daß man ihm Gewalt anthun muß, um es

willig zu machen; und man weiß, daß der Vater das thun wird. Ich aber, Herr Volger, bleibe ein anständiges Mädchen, was ich darunter verstehe. Sie erreichen nichts, als daß ich mich von meinem Vater trenne und meinen Weg durchs Leben mir allein suche; eher ginge ich ins Wasser, als daß ich mich selber aufgäbe und den Mann betröge, der mich vielleicht einmal wert hält, seine Frau zu werden —"

„Aha, ich verstehe. Sie sind verlobt."

„Wieso? Nein."

„Das heißt so gut wie verlobt — mit einem früheren Lehrer und Verwandten, sagt Ihr Vater?"

Rot und verwirrt steht sie. „Er bildet sich das ein, das heißt mein Vater — der andere vielleicht auch, das ist ja möglich ..."

Da stehe ich vom Stuhl auf und trete vor sie und halte ihr die Hand hin: „Sehen Sie mich mal an, Fräulein Pasig, ich will zwei Fragen an Sie richten. Halten Sie mich jetzt für einen schlechten Kerl?"

„Ich ... Herr Volger ... Sie haben mir so hoch gestanden ... in meinem Herzen habe ich Sie so hoch in den Himmel gehoben, und ich war so glücklich, wie ich Sie kennen lernte, und so froh, daß ich durch meinen Vater Ihnen nahe sein durfte —"

„Aber wie Sie mich sahen, sagten Sie: Pfui Teufel —"

„Nein —"

„Aber Sie haben sich geekelt vor mir."

„Nein, das habe ich nicht, denn man hat Sie mir vorher viel häßlicher geschildert, als ich Sie gefunden habe —"

„Haha, darin liegt Logik. Aber Sie sollen mich ekelhaft finden."

Sie sah mich verschüchtert an, verwundert, ängstlich, mitleidig: „Nicht doch, Herr Volger —"

„Jawohl — häßlich, widerwärtig, scheußlich — äußerlich und innerlich — schlecht, miserabel —"

„Aber warum das?"

Die Wut packte mich. „Damit ich Sie hassen kann, Mädchen — elenden, quälen, ruinieren, vernichten — damit ich mich nicht in Sie vernarren kann ..." Ich faßte nach ihrer Hand und quetschte sie. „Begreifen Sie das? Verstehen Sie nicht, daß die Schönheit der böse Geist ist, unter dem ich leide, weil ich ihn liebe? Ach, was erzähle ich das einem so jungen Ding wie Ihnen. Daß ich sie anbete, und daß sie mich dafür schlecht, boshaft, gemein — verrückt macht — verstehen Sie das?"

O diese teuflisch hübschen, schwimmenden Kinderaugen ...

„Ich verstehe, daß Sie ein unglücklicher Mensch sind, Herr Volger, der sich selbst martert."

„Sie sind ein gutes Ding," sagte ich und faßte mich und gab ihre Hand frei. „Von Ihnen muß ich's jetzt schon hinnehmen, daß ich Ihnen leid thue. Ich will mich sogar dafür erkenntlich zeigen. Muß mich ohnehin in Ihrer Achtung rehabilitieren. Ihr Vater soll dreitausend Mark haben, und dafür sollen Sie Ihren Schulmeister bekommen. Wie? Ist Ihnen das recht?"

Da erschrak sie und hob die Händchen: „Nicht doch, Herr Volger ... ach nein ..."

„Ja, warum denn nicht? Wollen Sie ihn denn nicht?"

„Ich bin ihm gewiß dankbar — er hat sich meiner sehr angenommen; ich bin ihm von Herzen freundschaftlich zugethan ... aber ich fühle doch nicht so, daß ich seine Frau werden möchte."

„Haben Sie sich denn darüber mit ihm ausgesprochen?"

„Nein, ich habe es vermieden. Bitte, sprechen Sie nicht mehr davon. Ach Gott — aber mein Vater ... Ich flehe Sie an, Herr Volger, geben Sie mich frei! Ziehen Sie Ihr Angebot gegen ihn zurück! Er wird mich's auch entgelten lassen, das weiß ich, aber so schlimm wie jetzt kann es nicht werden. Er wird schlechter Laune sein, aber das will ich ertragen. Bitte, bitte ..."

Und der Dämon! Wie er sich wand in mir, wie er Fratzen schnitt: sie wird mürbe werden, laß dich nicht übertölpeln von dem rührenden Lärvchen — Komödie, Komödie — auf den ersten Streich ...

„Ich werde Ihnen ein paar Zeilen für Ihren Vater mitgeben."

Habe die tausend Mark nicht zurückgezogen und ließ mich dafür bedanken, daß ich's gethan! Ich miserabler Kerl. Das Köpfchen mit dem schlanken Halse muß ich haben, das ist der Anfang. Das weitere wird sich finden. Werde die Sache selber

in die Hand nehmen, der alte Tölpel verdirbt sie.

Es riecht nach Thränen hier — und nach Jugend — nach Veilchen ...

* * *

Ich kann nicht mehr schlafen, werde das Mädel nicht aus dem Kopfe los. Psyche — Hebe — die Scham ... verfluchte Bildhauerphantasie! Das ist sie — die da! Das Modell!

Und sie selber habe ich noch nicht wieder zu sehen gekriegt. Der Regen peitscht draußen, schon drei Tage.

Der Alte kam anderen Tages zu mir ins Privatatelier. Dem lassen die tausend Mark keine Ruhe. Er lachte breitmäulig und zwinkerte: „Na, wie steht's denn, Herr Volger? Sie ging mir durch die Lappen gestern abend, schrie, sie wollte zu Ihnen; wird Ihnen wohl was vorgeheult haben. Lassen Sie nur, es wird geschafft."

„Vorläufig quälen Sie das Mädchen nicht, Pasig. Sie machen sie bloß rabiat. Ich will erst selber noch ein paarmal mit ihr reden."

„Na gut, Herr Volger. Aber bleibt's bei den tausend? Denn wissen Sie, es ist schließlich doch meine Tochter."

„Ja, ja."

„Na schön: es ist nur wegen der Aussteuer. Ich habe ja doch nichts davon, habe ihr das auch gesagt. Sie wollte mich ja zum reinen Judas machen."

Alter Schwindler, alter Judas ... Und ich?

Das Blut kocht mir, denn ich sehe sie — da — da —

* * *

Das schlägt wieder gegen die Fenster, blitzt im Lampenlicht, guckt mich an: Dummkopf! Dummkopf! Läßt sich fallen und verläuft. Eintönig; rasselt mir immerzu auf die Nerven wie Hagel.

Ich Narr — konnt ich nicht den Mund halten?

Vorhin kam ich aus der Stadt, traf den Alten bei den Wasserfässern: „Na, Pasig, was macht Ihre Tochter?"

„Murkst so herum, Herr Volger. Sagt nicht viel und geht mir aus dem Wege. Hat wohl noch immer Angst vor mir."

„Na, vielleicht heiratet sie mich, dann braucht sie sich nicht zu genieren."

„Aber — Herr Volger — Sie machen doch Spaß?"

„Weiß ich nicht."

Ich sah, wie er mir nachstarrte, als ich um die Rhododendronbosketts bog.

Er wird's ihr sagen, dessen bin ich sicher.

> Ha, ich fühle sie erkalten;
> Hätt ich doch das Maul gehalten —

wie der Räuber Jaromir in der Kartoffelkomödie sagt. Mich heiraten! Und: ich heiraten! Warum nicht? Ich habe ja Geld — Geld ... Vielleicht hat sie doch insgeheim eine Ader von ihrem Vater. So ein verstopftes Quellchen von Habsucht — tausend Mark reichen nicht hin, um es aufzugraben, aber Hunderttausende.

Nachher kann sie mich ja nach Herzenslust betrügen.

Ah verdammt — das soll sie lieber bleiben lassen. Ich habe Blut und verstehe keinen Spaß, mein Liebchen, die Art Spaß ganz gewiß nicht ...

Haha: mein Liebchen!

Doch, doch! Thu's! Du kannst meine Seele erlösen, die elende, verdrückte, die nach Licht, nach Luft — nach ihrem Frühling schreit. Nach Wärme, nach Liebe, um Blüten zu treiben ...

* * *

Es muß durchgefochten werden. Der Alte kam heute wieder ins Atelier, geheimnisvoll: „Ich hab's ihr gesagt, Herr Volger. Ich glaube, sie hat Lust."

„Aber ich glaub's nicht."

„Doch, Herr Volger. Ich kenne die Weibsleute. Sie machte ja Ausflüchte: ich hätte mich verhört, oder Sie hätten sich einen Witz gemacht, um mich zu verspotten, das könnte ich mir doch an den fünf Fingern abzählen, daß Sie zu hoch ständen, um so 'ne arme Gärtnerstochter zu heiraten. Die Redensarten kenne ich, es kommt ganz darauf an, wie eine so was sagt. Ich habe ihr zugeredet: an einen Mann gewöhne sich eins, auch wenn er nicht schön wäre. Wissen Sie, was sie sagte? Sie wären schön, das verstände ich bloß nicht, und Sie wären nicht glücklich, an Ihnen könnte sich eine Frau

den Himmel verdienen. Fragen Sie sie doch selber mal, Herr Volger!"

„So. Für Sie würde das aber nicht angenehm sein, Pasig, Sie könnte ich hier nicht weiter gebrauchen."

„Ach — na, Sie sorgen schon für mich."

„Jetzt kümmern Sie sich nicht weiter um diese Sache. Ich werde sehen."

Sehen — sehen — was heißt das? Da liegt ein Brief an die Tochter, weil mir der Mut sank, mit ihr persönlich zu reden.

Ja — liebe ich denn das Mädchen? Ja und nein. Sie ist eine Idee. Das schöne, junge Weibliche, das Unberührte, das nur für mich da ist. Wonach meine jammernden Wünsche brennen. Die Personifikation davon, vielmehr irgend eine Personifikation. Vielleicht hätt's eine andere auch gethan. Ich kenne sie noch zu wenig. Etwas Persönliches für mich müßte sie erst noch werden.

Aber vielleicht fängt alle Liebe so an.

Und was bin ich für sie?

Der Mann. Teufel ja, das bin ich. Trotz einem Dutzend hübscher, milchbärtiger Weichlinge. Aber kann so ein junges Ding über meine Mißgeschaffenheit wegsehen?

Dagewesen ist's schon. Es soll perverse Weiber geben, die sogar eine Passion für solche Mißgeburten haben, wie die Chinesen eine für faule Eier haben. Auch Menschen mit ganz unentwickeltem Formgefühl giebt's ja.

Aber die Kleine schwärmt für meine Puppen!

Ich kann mir denken, daß in ihrem Gefühl diese Schönheit, die mein Werk ist, mit mir eins ist. Ich neben dem, was ich geschaffen — dieses ein Teil von mir. Dazu kommt der Respekt vor mir. Dazu, daß ich ein reicher Mann bin. Meine Häßlichkeit allein ist unmöglich wie stinkiges Wildbret: mit allen Zuthaten wird's eine appetitliche Sache.

Und das Mitleid, das verfluchte Mitleid — das soll schon mehr Ehen gestiftet haben als die Liebe.

Wahrhaftig, am Ende hält sie mich für einen ganz annehmbaren Kerl ...

Ritz — ratz, da liegen die Fetzen im Papierkorb.

Jämmerliche Feigheit — mag's ausschlagen, wie es will, was brauche ich gewalkte Lumpen und Tintengeschmiere zu Freiwerbern. Ich bin Christoph Volger und habe etwas zu bedeuten in der Welt.

Und heute nachmittag schien die Sonne ...

* *
*

Und Christoph Volger ist ein glückseliger Narr!

Er glaubt ihr alles. Auch daß sie ihn gar nicht so häßlich findet, wie er sich macht. Er hat ja so schöne stolze Augen! Und für die schwärmt sie!

Die reizende Porzellanpuppe zerdrückte Thränchen, daß sie ausersehen, die Frau Volger zu werden!

Sie muß verrückt sein, komplett verrückt, nicht bloß partiell.

Ich habe sie im Garten abgefaßt, bin mit ihr gegangen — nicht mal setzen konnte man sich, es war noch alles naß, die ganze Natur hatte Thränen der Rührung in sämtlichen Augen.

„Ach, Herr Volger ..."

„Ich nehme es nicht übel, wenn Sie nein sagen."

Aber sie sagt nicht nein, sie fürchtet bloß, daß sie zu dumm für mich ist.

Wenn sie bloß nicht viel zu gescheit für mich ist!

Der Alte gab seinen Segen.

Ich habe ihre Händchen geküßt, eins um das andere. Weiter nichts. Ich werde mich hüten, ihren hübschen, kleinen Mund zu küssen.

Das ist der Punkt! Sie darf mich nie sehen, wenn ich zärtlich bin. Wenn ich sie je küssen sollte, müßten alle Lampen ausgelöscht und alle Fenster dick verhängt sein. Amor und Psyche! Wenn sie ein einziges Mal heimlich das Lämpchen anzündete — wehe uns beiden!

Die Händchen küssen, gehalten wie ein Menuetttänzer. Wenn ich meine trotzige Würde behaupte, bin ich erträglich im Tageslicht. Ich müßte unsäglich widerwärtig sein, wenn ich den Seladon machte! Ihre Augen schonen, das wird das Geheimnis sein, um sich zu behaupten.

O Qual — ich mit dem heißen Blut, das mir die Arme krampft ...

Aber wenn sie nun zu klug ist? Wenn dieses süße Frätzchen löge ... nachher die

schöne Frau Volger: warum hat sie den Krüppel geheiratet? Doch nur um seines Mammons willen. Die ist für einen hübschen Kerl noch übrig ...

Verhüt's Gott — ich fürchte, ich werde ein eifersüchtiger Teufel.

Süße, weiße, kleine Maiblume — giftige, kleine Maiblume ... Nein. Eine Nelke ist sie.

Ich Narr, ich glückseliger Narr!

Der Zwerg, der Zauberer hat eine Prinzessin geraubt.

Was ist das Märchen schön!

Ich knete beide, wie er liegt und gekitzelt das Maul verzieht, während sie ihm den Kopf kraut.

In vier Wochen ist Hochzeit.

Bis dahin Stillschweigen, Pasig und Ida sind darauf eingeschworen. Hinterher kann's die Welt wissen, und mögen sie sich die Mäuler zerreißen. Ich will das verfluchte Getuschel vorher nicht. Daß sie über sie herfallen: Wie konntest du bloß! Ist dir der Mann denn nicht eklig? So ein hübsches junges Ding konnte wohl einen anderen Mann kriegen. Und die buckligen Kinder, die du zur Welt bringen wirst! Ha, das ist's — wenn sie ihr das einträufeln, wenn sie darüber zu grübeln anfängt ... Es ist Unsinn, aber der Gedanke bloß — die Möglichkeit ...

Kein Mensch darf davon erfahren. Erst muß ich sie haben, verbrieft und versiegelt, daß nichts mehr daran zu ändern ist. Ich breche den Pakt, wenn ich erfahre, daß sie nicht reinen Mund gehalten.

Und ich fahre mit ihnen nach Helgoland.

Kein Standesamtspranger und kein Verrat von der Kanzel.

Ich weiß nicht, ob ich vier Wochen warte. Wenn mich richtig die graue Angst packt, lade ich mir die beiden auf einen Wagen, wie sie gehen und stehen, und fahre mit ihnen.

Ich will — will sie haben!

*   *
*

Mein — mein!

Da sitze ich wieder und grüße diese Blätter. Ob ich ein Modell gewonnen habe? Noch weiß ich's nicht. Sie soll sich schämen. Aber eine Frau, eine reizende kleine Frau.

Hier will ich austoben, was ich ihr sagen möchte, damit sie sich nicht graut vor dieser Leidenschaft. Sie ist so ruhig-vernünftig ... warm und klug, aber sie weiß nichts vom Gewitter im Blut. Das wird mein Teil bleiben.

Der Alte schwimmt herum und sucht sich eine andere Gärtnerei, kommt erst in ein paar Tagen zurück. Wir sind allein, wir zwei ...

*   *
*

Da — da ... ich habe den Brief an sie geöffnet, ich konnte nicht anders. Und wieder geschlossen.

Von dem verdammten Schulmeister.

Es geht schon los.

Ich muß Sie sprechen, Ida. Mein ganzes Lebensglück hängt davon ab. Ich war im Hause, fand aber alles geschlossen, ging durch den Garten: auf dem kleinen Plateau am Berge, von einer großen Akazie überragt, steht eine Bank im Schutze junger Fichten. Wenn Sie noch etwas von Ihrem alten Dankgefühl gegen mich übrig haben, kommen Sie um neun Uhr heute abend dahin.

Ich hörte gestern abend, Sie wollten sich verloben.

Theodor.

Ausgerechnet Theodor heißt der Bursche.

Und sie hat den Brief an sich genommen und sagt mir nichts! Noch immer nichts!

Wenn sie darüber schweigt, wenn sie hingeht! Ihr Liebhaber, ihr alter Liebhaber — jetzt kann sie ihn belohnen. Jetzt macht's nichts mehr. Jetzt hat sie den Narren, den reichen Krüppel an der Kette und kann nach Herzenslust belohnen — nicht mit Geld, bewahre ...

Satan, Satan, jetzt winkt deine Stunde!

Behütet eure Zunge, behütet eure Hände — behütet eure Seelen. Denn der Finger liegt am Drücker. Keines von uns dreien bleibt am Leben, wenn diese Lilie einen Schmutzfleck hat.

Mein Hirn fiebert, will mir den Kopf sprengen. Ah! Ich kann nicht weiter schreiben ...

*   *
*

Gott — ob du lebst oder nicht, ich danke dir!

Sie thut's nie wieder, ich weiß es. Sie wird diesen Abend nicht vergessen. Und ich auch nicht. Das Scheusal, das mir das Herz abdrücken wollte, ist fort. In mir ist Klarheit, Ruhe wie nach dem Gewitter.

Sie gab keine Andeutung wegen dem Briefe, war ein bißchen unstet, ein bißchen zerstreut. Und ich bezwang mich, that unbefangen, nur inwendig war Aufruhr, und meine hirnverbrannte Eifersucht zischte: Schlange — Schlange!

Und nach dem Abendessen sage ich: „Mein Kind, ich suche heut meinen Klub drüben auf, erwarte mich nicht zeitig zurück.“ Und ich sehe, wie sie befriedigt aufatmet. Schlange — Schlange! stürmt es durch meinen Schädel.

Und wie ich rasch noch in mein Zimmer gehe, um den Revolver in die Tasche zu vergraben, sehe ich Blut vor den Augen.

Sie hilft mir ahnungslos in den Überrock: „Nicht gar zu lange, ja?“

Zehn Minuten später kaure ich in den niedrigen Fichten, den Revolver in der Faust, auf der Lauer wie ein Tiger im Dschungel. Und immer wieder durchrast mich's, und pocht mein Herz auf.

Da kommt er, schleicht, setzt sich auf die Bank.

Und da kommt sie, mit dem leichten, luftigen Tritt. Und ich wie aufgelöst in Fieberschauern.

Da sehe ich, wie er aufsteht, ein paar Schritte thut, ihr beide Hände hinhält: „Ida, teures Mädchen — ich wollte Sie unter allen Umständen allein sprechen, das war's, weshalb ich Sie hierher bat ...“

„Und ich komme, weil ich Ihnen so tief verpflichtet bin, daß ich mich zu Ihnen aussprechen muß, und dann — ich fürchte, es ist das letzte Mal, daß Sie den Wunsch haben, mich zu sehen, Vetter. Mein Mann ist zufällig in der Stadt —“

„Um Gottes willen — Ihr Mann? Ida, was heißt das?“

„Ich bin Frau Volger, seit wenigen Tagen, wir haben uns auf Wunsch meines Mannes auf Helgoland trauen lassen und sind eben zurückgekommen —“

„Aber das ist ja nicht möglich — Ida, sagen Sie doch, daß Sie mich mystifizieren, mich quälen, ich weiß nicht warum! So tödlich kann mich das Schicksal nicht niederschmettern zur Strafe für mein langes Zaudern und Zagen. Ich liebe Sie ja so unsäglich, Ida — lassen Sie mir Ihre Hand, ich flehe Sie an, lassen Sie mir diese angebetete kleine Hand —“

„Nicht — nicht,“ sagt sie hastig. „Sie müssen sich fassen, Vetter — armer Vetter! Sonst muß ich gehen. Es hat so kommen sollen. Im Sturm hat er mich genommen —“

„Hier — der Volger? Der Bildhauer? Aber haben Sie denn keine Ahnung davon gehabt, daß ich all die Jahre einen Traum künftigen Glückes geträumt habe, indem ich an Sie dachte? Hätten Sie auch nur das leiseste Zeichen von sich gegeben, um mich aus diesem Traum zu reißen!“

„Setzen wir uns einen Augenblick. Mir ist das Herz schwer, wenn ich Sie so reden höre. Es gab vielleicht eine Zeit, wo — wo es anders hätte kommen können. Sie hätten mich nicht sollen zu Brühls gehen lassen.“

„Ida —“

Meine Finger faßten nach dem Drücker der Waffe.

„Vetter — ich wiederhole: Sie müssen sich zu einer ruhigen Auseinandersetzung zwingen, oder ich darf nicht bleiben. Ich habe einen Mann, und das genügt. Ich wollte von Brühls reden. Dort war eine neue Luft für mich, eine, die vieles in mir verändert hat. Sie hat mich Ihnen entfremdet — die neue Luft und die lange Trennung.“

„Aber Sie hätten vielleicht den Weg zu mir wiedergefunden — ich glaube es sicher ...“

„Möglich — aber es ist nun doch anders gekommen; ganz unerwartet rasch, in ein paar Wochen.“

„Wie ist das möglich? Sie können doch den Mann nicht aus Liebe geheiratet haben, Ida, das ist doch undenkbar. Und ich habe Sie für mich erzogen, habe heimlich an einem Nest für Sie gebaut — ja, hat man Sie denn überrumpelt? Haben Sie sich überreden lassen, durch ihn — durch Ihren Vater?“

„Nein; warum glauben Sie das?“

Er lachte bloß spöttisch auf.

„Ah, Sie denken wie andere: er ist ein häßlicher Krüppel. Man hat mir das so viel vorher gesagt, so abschreckend gemalt, daß ich ihn beinah hübsch fand, als ich ihn sah — ja, wahrhaftig, Sie brauchen gar nicht zu lachen. Und der König kommt doch zu ihm in das Atelier und sagt ihm schöne Worte —“

„Aha, also die Eitelkeit war's!“

„Nein, Vetter, aber die Verehrung für das Große, was in ihm steckt, die habe ich schon bei Brühls gelernt. Und das leuchtet durch ihn hindurch, aus seinen Augen und aus seinem Wesen spricht das. Er hat wunderbare Augen, stolz wie ein König, und so stolz und mächtig ist auch sein Geist. Seine Schüler sind wie die Betteljungen, wenn er zu ihnen ins Atelier tritt. Aber die Hauptsache ist doch: er hat mich furchtbar lieb.“

„So so. Das muß ja ein auserlesener Genuß sein, von ihm umarmt und geküßt zu werden ... Verzeihung, Cousine — es ist ja unmöglich — unmöglich — bin ich denn verrückt, oder hat sich die Welt auf den Kopf gestellt? Der? — und ich durfte — Ida — Ida ...!“

Sachte schob ich mich vor, während die Nachtigall auf der Akazie in die laue Frühlingsnacht hinausschluchzte, daß sie mich nicht hören konnten.

Und da stand mein junges Weib, war aufgesprungen.

„Sie sollten mich verstehen, Vetter, darum kam ich. Wenn Sie mich jetzt noch nicht begreifen, deutlicher kann ich's nicht machen. Ich dachte mir's, daß ich Ihnen mit dieser Heirat Schmerz bereiten würde, und ich wollte Sie gern versöhnen; Sie sind so gut zu mir gewesen ... aber wenn Sie mir solche Dinge sagen ...“

„Schlimmere noch,“ sagt er und steht auch auf. „Ich verstehe Sie besser, als Sie denken, Cousine Ida.“ Seine Stimme wird härter. „Sie haben sich verkauft, an sein Geld, seine Villa, seinen Ruhm ...“

Canaille! zische ich durch die Zähne.

„O, nein“ — und sie schluchzt auf — „o, nein. Aber das ist das letzte Wort, das zwischen uns fällt. Meine Ehre gehört jetzt meinem Mann, und ich will sie ihm hüten in Ewigkeit. Leben Sie wohl, Vetter ...“

„Ida — Ida ...“

Sie voraus, er nach. Ich krieche aus den Büschen und gehe langsam hinterher. Sie fliegt, er macht lange Schritte, stockt, steuert dem Ausgang zu.

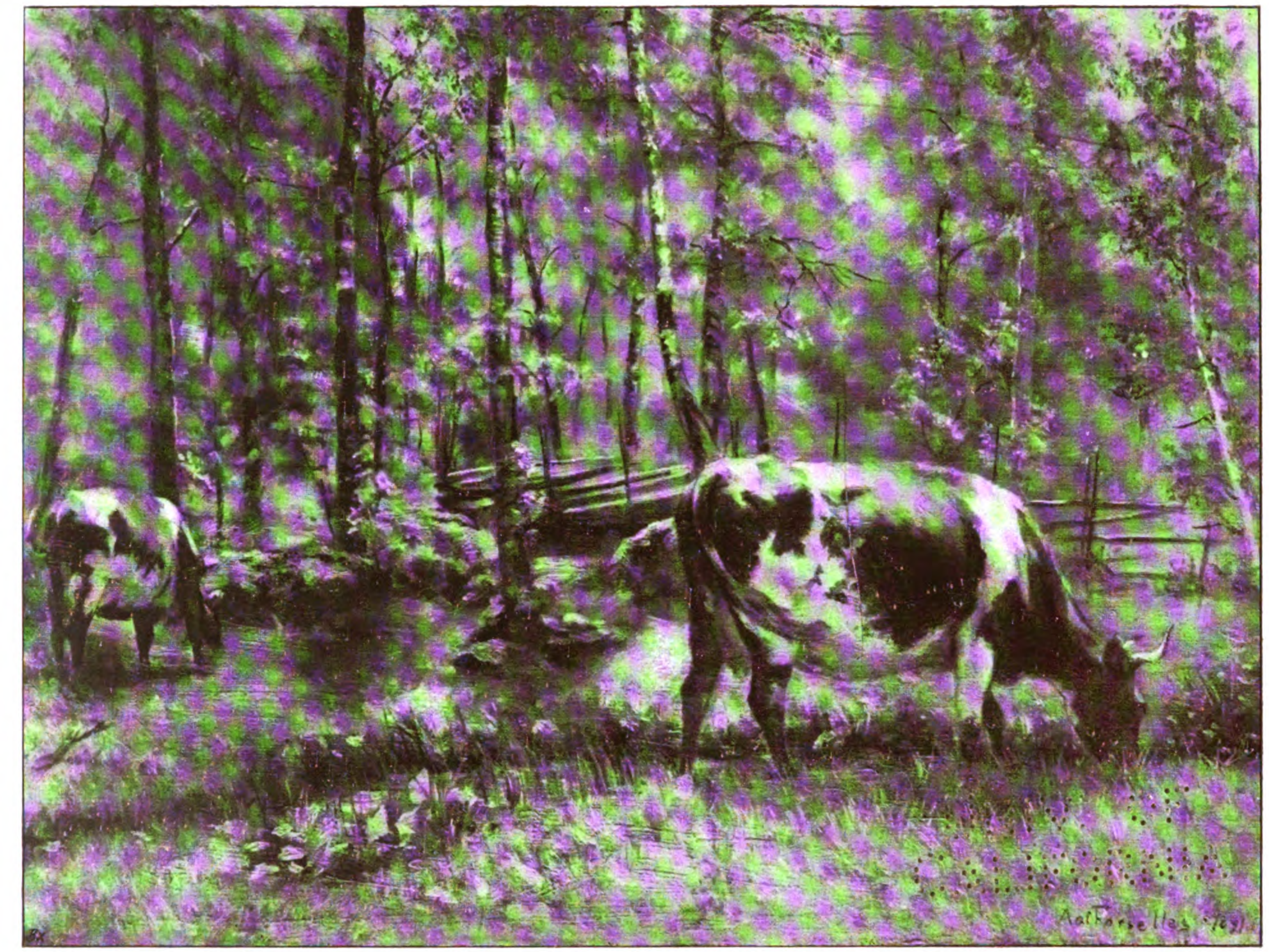
Und ich habe dreimal in die Luft geschossen — Freudenschüsse wie in der Neujahrsnacht, wenn das Alte vergangen ist und das Neue so blitzblank vor einem liegt. Und bin in die Nacht hinausgestürmt, kreuz und quer, und zum Flusse hinunter und über die Brücke und bis in die Stadt und wieder zurück — wollte mich zu ihr schleichen, aber sie trat mir entgegen aus der Thür, rot überhaucht, mit den lieben leuchtenden Augen —

Umarmt mich nicht, küßt mich nicht, und ich fühle doch, daß sie's thut.

Nun ist sie voraus zu Bett gegangen, ich aber mußte dies niederschreiben.

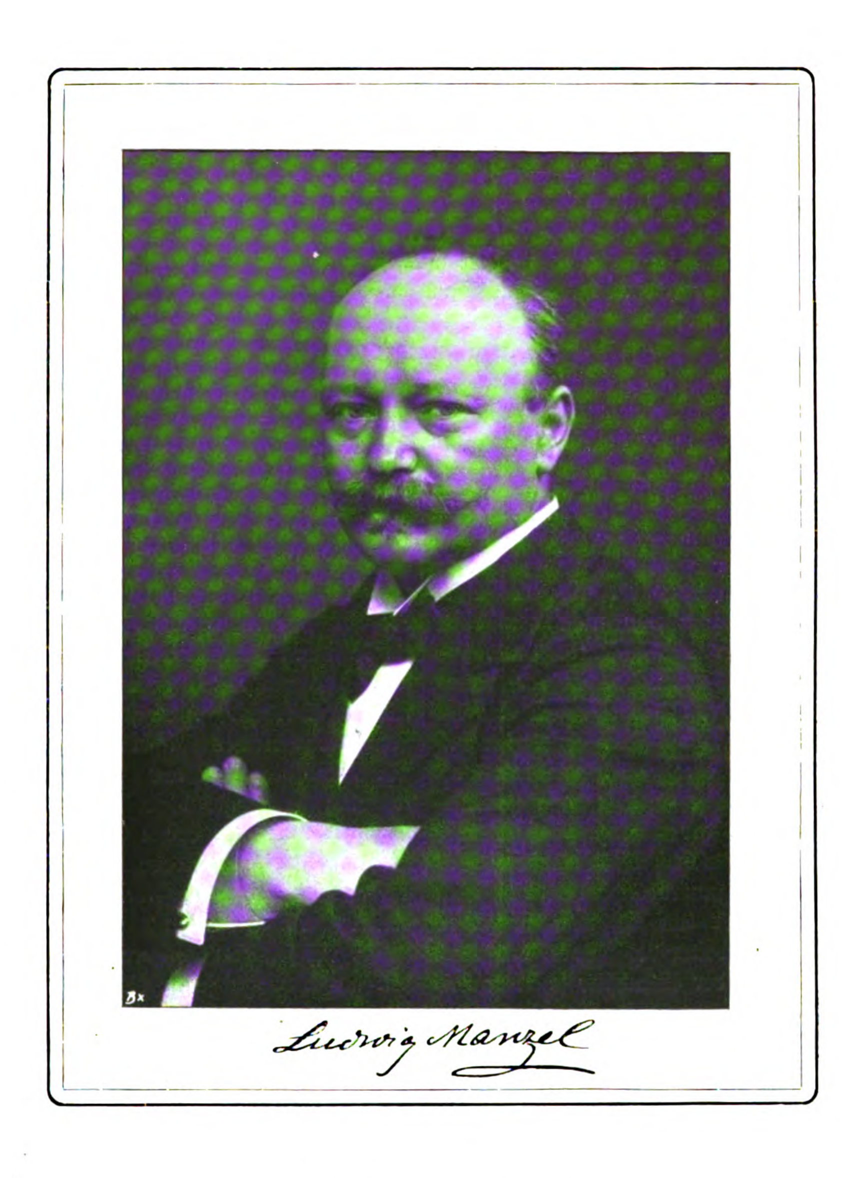
Und morgen soll sie alles lesen ...





Weidende Kühe.

Gemälde von A. af Forselles.
(Original im Athenäum, Helsingfors.)



Ludwig Manzel

Von

Julius Norden

(Nachdruck ist untersagt.)

Zwei große Gruppen lassen sich in der bildnerischen Kunst unserer Zeit unterscheiden. Die eine geht von der Auffassung der Antike aus, verbrämt sie aber mit den Ausdrucksmitteln der Romantik. Sie modernisiert also die Antike. Sie hat ihre Freude an der Formenschönheit an sich, aber sie findet sie nur auf Umwegen, indem sie den Maßstab der Anschauungen der Alten Welt an sie legt. Von vollständiger Nachahmung sehe ich hier natürlich ab. Will sie gleichzeitig eine Idee verkörpern, so bedient sie sich der Sprache der Symbole der Griechen und bewegt sich so im breitgetretenen Figurenkreise einer uns fremd gewordenen Mythologie und gerät in eine konventionelle Allegoristerei hinein. Das persönliche Element tritt hier nur in der größeren oder geringeren technischen Fertigkeit und in dem Grade der Geschmacksbe-

kundung zu Tage; nicht auch in der inneren Auffassung. Ist das Anpassungsvermögen dieser Künstler groß, so „liegt" ihnen alles: sie übernehmen es ebenso leicht, eine Aufgabe der Monumentalplastik zu lösen, wie ein anmutiges Gebilde der Kleinkunst zu schaffen. Sollte nach Jahrhunderten mal — wenn's möglich wäre — die Erinnerung an die Namen dieser Bildner geschwunden sein, so dürfte es den Kunstgelehrten jener fernen Zukunft schwer genug fallen, die Schöpfer genau zu bestimmen. Sie werden sich damit begnügen müssen, ungefähr den Zeitabschnitt und das Land anzugeben, wo das betreffende Werk entstand.

Die zweite Gruppe geht nicht von einer fremden Anschauung und nicht von einer Überlieferung der Ausdrucksmittel aus, sondern von der Formensprache der Natur schlechtweg und von der eigensten Empfindung und Anschauung. Da giebt's keine konventionelle, nur eine rein persönliche Auffassung. Auch diese Gruppe kennt natürlich eine Freude an der Formenschönheit, aber sie kennt dabei nicht bloß die äußere, sondern auch eine innere Schönheit; ihr kann auch der Bettler am Wegrain in seinen Lumpen, der Arbeiter des Feldes, des Meeres, der Fabrik, der Eisenhütte schön erscheinen, denn sie weiß das Seelische in ihm zu ergründen und zum Ausdruck zu bringen und gleichzeitig den Geist der Zeit. Und das Persönliche liegt nicht sowohl in dem „Was", das geschaffen wird, sondern in dem „Wie".

Ein Künstler der ersten Gruppe stellt uns vielleicht die „Arbeit" in einer meinetwegen formenschönen, nackten Idealgestalt dar, die uns dann durch Anbringung von allerlei „Emblemen" und „Symbolen" als eine Darstellung eben der „Arbeit" gekennzeichnet wird. Die Figur selbst könnte die gleiche bleiben — mit anderen „Emblemen" und „Symbolen" würde sie was anderes zu verkörpern haben. Etwas Zwingendes, für unser Vorstellungsleben Zwingendes liegt in ihr selbst nicht. Die „Macht" ist diesen Künstlern ein drohender Löwe, der „Sieg" eine bekränzte „Göttin" u. s. w.

Ein Künstler der zweiten Gruppe stellt die „Arbeit" wohl in einer typischen und dabei doch individuell charakterisierten — doppelt individuell, in Bezug auf den Künstler sowohl wie auf die Figur, die er gestaltet — zeitgenössischen Arbeiterpersönlichkeit dar. Wir stehen vor dem Bildwerk und wir erkennen sofort, was es darstellt, und daß es was anderes überhaupt nicht darstellen kann. Nicht eine frostige Allegorie ist's — es faßt im Einzelfall das Wesen der Gesamtheit des gegebenen Begriffes zusammen und rückt es uns persönlich nah.

Also „Idealismus" und „Realismus"?

Wozu eine Etikette? Sie ist um so weniger am Platz, als ja die Grenzen sich vielfach verschieben insofern, als z. B. die Künstler der ersten Gruppe sich häufig auch realistischer Ausdrucksmittel bedienen, wie die der zweiten mitunter auch der eines klassicistischen Idealismus, je nach dem Vorwurf, der gerade auszugestalten ist. Zwischen Adolf Hildebrand z. B. und vielen Bildnern der Berliner Siegesallee gähnt eine Kluft, und dem Geist der Antike steht er beträchtlich näher als diese. Und doch wird ihn niemand jener ersten Gruppe anreihen können. Derselbe Hildebrand aber befindet sich andererseits in derselben Gruppe „Moderner" wie etwa ein Rodin, Trubezkoi, Rosso. Lassen sich größere Gegensätze denken, als diese zu jenen bilden? Aber der Gegensatz tritt zu Tage nur in den Ausdrucksformen, nicht im Wesen dessen, was sie alle sagen wollen. —

Welcher Gruppe gehört nun Ludwig Manzel an?

Ganz genau genommen, ist die Frage eigentlich überflüssig. Schließlich haben wir jeden Künstler als ein „Selbst" zu nehmen, wofern er als ein „Selbst" sich giebt. Daß der Schöpfer des Stettiner Brunnens Anspruch darauf erheben kann, so genommen zu werden — das unterliegt keinem Zweifel. Aber die Frage ist nun einmal aufgeworfen, und sie muß beantwortet werden. Mich dünkt, daß er auf dem rechten Flügel der zweiten Gruppe steht, wenn wir auf ihren linken etwa die französischen und italienischen Impressionisten verweisen, die ja mitunter so weit gehen, in der Plastik rein malerische Wirkungen anzustreben, wobei natürlich nicht an farbige Bildwerke zu denken ist. Z. B. der schon genannte Medardo Rosso, dessen „Büsten" und „Reliefs" nur unter

Kühe ums Lagerfeuer (Norden).

Gemälde von Eero Järnefelt.
(Original im Athenäum, Helsingfors.)

einem ganz bestimmten Gesichtswinkel, nur unter der Voraussetzung eines ganz bestimmten Spiels von Licht und Schatten erst — und auch dann nicht einmal immer — erkennen lassen, was der Künstler irgendwie darstellen wollte. Hier haben wir es wohl mehr mit einer Caprice zu thun als mit dem Dogma einer Zukunftskunst.

Unklar, barock Launenhaftes ist in der Kunst Manzels gewiß nicht zu finden. Wir begegnen bei ihm mitunter noch Ausdrucksmitteln, wie sich ihrer Künstler der ersten Gruppe bedienen, und doch erkennen wir immer auch eine starke Eigenkunst. Auch er liebt hier und da zu allegorisieren, aber er thut's auf dem Boden eines kerngesunden Realismus, nicht auf dem einer schattenhaften Überlieferung.

Man braucht ihn bloß anzusehen, diesen kräftig untergesetzt gebauten, echt norddeutschen Mann mit der hochgewölbten breiten Stirn unter dem schütteren Blondhaar und dem ruhig sicheren und klugen Blick der grauen Augen, um zu wissen, daß man eine festumrissene und in sich geistig abgeschlossene Persönlichkeit vor sich hat. Am liebsten sehe ich ihn im langen Arbeitskittel in seiner Werkstatt. Denn er ist durch und durch eine Arbeitsnatur, gestählt im harten Kampfe ums Dasein. Die Arbeit ist ihm Selbstzweck. Er arbeitet nicht, um zu leben, er lebt, um zu arbeiten; und die Arbeit ist ihm die Darstellung dessen, was in ihm lebt. So versteht man auch erst recht den Ausspruch, den er einmal mir gegenüber that: „Wenn die Dinger (d. h. seine Werke) weg sind, kümmere ich mich nicht mehr um sie. Meistens gefallen sie mir dann auch nicht mehr ...“

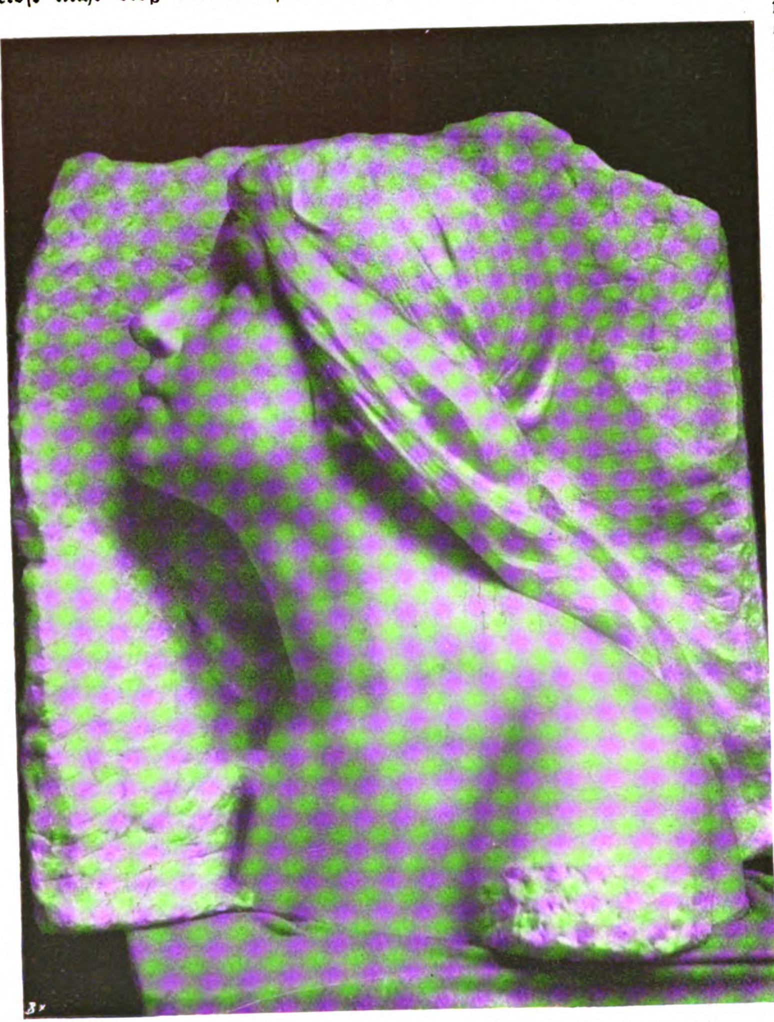


Ludwig Manzel: Friede, durch Waffen geschützt.

Aus dürftigen Verhältnissen stammt er, eines armen Landmannes Sohn, aus der Nähe von Anklam in Vorpommern. Man muß ihn selbst in seiner unendlich schlichten und so bezwingend milden Weise von seiner Kindheit und ersten Jugend erzählen hören. Natürlich zeigte sich auch bei ihm schon früh das Talent. Der Knabe bereits zeichnete

gern. Mehr noch — er schnitzte auch schon: aus Kreide lustige Pfeifenköpfe, aus Holz kräftige Krücken für Spazierstöcke. Und er hatte das Glück, früh auch schon einen verständigen Berater und Lehrer zu finden. Der Anklamer Rektor Uhlenhorst war es, selbst nicht bloß eine Künstlernatur, sondern auch ausübender Künstler. In Bromberg steht sogar ein Standbild von ihm, ein Friedrich der Große, dem Manzel, ganz abgesehen von dem warmen, dankerfüllten Andenken, das er seinem ersten Lehrer bewahrt hat, Anerkennung zollt. Beim alten Uhlenhorst also, der schon längst in Quedlinburg zur Ruhe bestattet ist, durfte er in seinen Mußestunden arbeiten, als Gipsformer. Auch plastische Gebirgskarten fertigte er bei ihm an, zuletzt sogar einige kleine Figuren und andere Entwürfe.

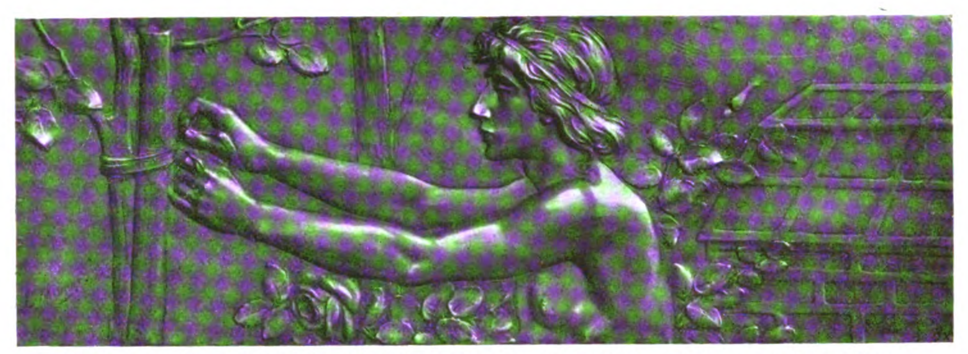
Durch Verwendung von Freunden und Verwandten kam der Siebzehnjährige 1875 nach Berlin. Es war gerade die Zeit, wo Anton von Werner als neuberufener Direktor die Hochschule für bildende Künste zu reorganisieren begann. Ohne daß seine Mutter etwas davon wußte — den Vater hatte er schon als kleines Kind verloren —, meldete der junge Manzel sich zur Aufnahmeprüfung und bestand sie auch. Nun begann eine gute, böse Zeit für ihn: eine Zeit kunstbegeisterten Arbeitens in der Zeichenklasse Paul Thumanns, in dem Aktsaal und in der Modellierstube Albert Wolffs und Fritz Schapers. Bei der Arbeit konnte er der Not vergessen, die er litt. Aber je härter das äußere Leben ihn anpackte, desto reicher entfaltete sich sein Innenleben. Mit kernfester Pommernzähigkeit und Ausdauer ging er seinen Weg, und sein kärgliches Auskommen fand er dabei als Zeichner. „Ganz zufällig“ — wie der Künstler mir einmal erzählte — hatte man entdeckt, daß es ihm gegeben war, einen ihm innewohnenden Humor, der ihm auch in der „jammervollsten“ Zeit nicht abhanden kam, zeich-



Ludwig Manzel: Studienkopf. (Original in der Berliner Nationalgalerie.)



Ludwig Manzel. **Am Wege.**

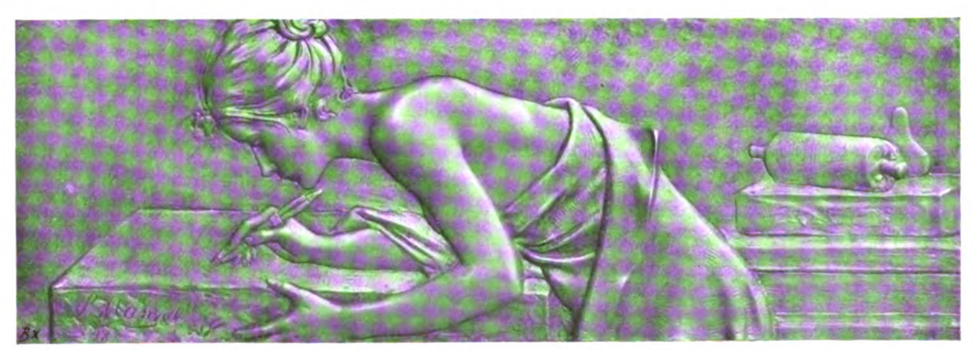


Ludwig Manzel: „Gartenkunst", Relief im Lichthof des Gebäudes der Berliner „Handelsgesellschaft".

nerisch zu verwerten. So ward er Mitarbeiter von humoristischen Blättern, zunächst vornehmlich von der illustrierten Sonntagsbeilage irgend eines Berliner Blattes. So erweiterte sich einerseits das Gebiet der Verwendung seiner bald schon sehr hervorragenden Zeichenkunst und andererseits natürlich auch sein ganzer Anschauungskreis. Und er, der genügsame, arbeitsgewohnte junge Mann, leistete, obschon hochstrebender Künstler, geduldig den journalistisch geregelten, keinen Aufschub kennenden Frondienst Jahre hindurch. Ein ganzes Jahrzehnt fand er durch solche Arbeit ausschließlich seinen Lebensunterhalt.

Dann aber errang er seinen ersten Erfolg als Bildhauer. Seine erste größere Gruppe „Am Wege" trug ihm einen Staatspreis ein — ein Reisestipendium. Das war vor fünfzehn Jahren ... Neulich sah ich die Gruppe wieder in des Künstlers neuer Schaffensstätte in Friedenau. Eine blinde alte Frau sitzt am Wege, einen Blumenkorb am Arm; an sie gelehnt, von der Alten schützend und doch auch gewissermaßen selbst Schutz suchend umschlungen, ein kleines barfüßiges Mädchen; in der Hand hält es eine Rose, wohl zum Verkauf. In der Haltung der Blinden, deren rechter Arm aufwärts über die Brust gelegt ist, liegt etwas Konventionelles: man denkt gleich ans Modell. Aber modelliert ist alles schon vortrefflich, und von großer Natürlichkeit ist der Ausdruck des Kopfes; auch die Kleine zeigt in ihrem Gesicht und auch in ihrer Haltung Leben. Man begreift, daß diese zudem im Aufbau gut wirkende Gruppe eine besondere Beachtung fand.

„Bahn frei!" — so mag der bald Dreißigjährige gejubelt haben, als er die Anweisung auf das Reisestipendium in der Tasche hatte: die weite Welt stand ihm offen. Aber er war doch schon viel zu besonnen geworden, wenn überhaupt je temperamentvolles Auffahren und Drauflosgehen in seiner Natur gelegen hat, um sich in ein künstlerisches Genußleben hineinzustürzen. „Arbeit" hieß nach wie vor seine Losung. Für ihn bestand auch kein Zweifel, wo er arbeiten wollte. Sehr bezeichnend ist es gewiß, daß nicht Italien mit seiner Kunst der Antike und der Renaissance zuerst ihn anzog. Gewiß wollte er dahin, aber auf dem Umwege über Paris, wo gerade ein durch künstlerischen Geschmack



Ludwig Manzel: „Lithographie", Relief im Lichthof des Gebäudes der Berliner „Handelsgesellschaft".

veredelter Realismus sich zur Blüte entfaltete. Und in Paris blieb er denn auch sitzen. Bis 1889 ...

„Arbeiteten Sie bei einem der hervorragenden Bildhauer?" fragte ich ihn einmal.

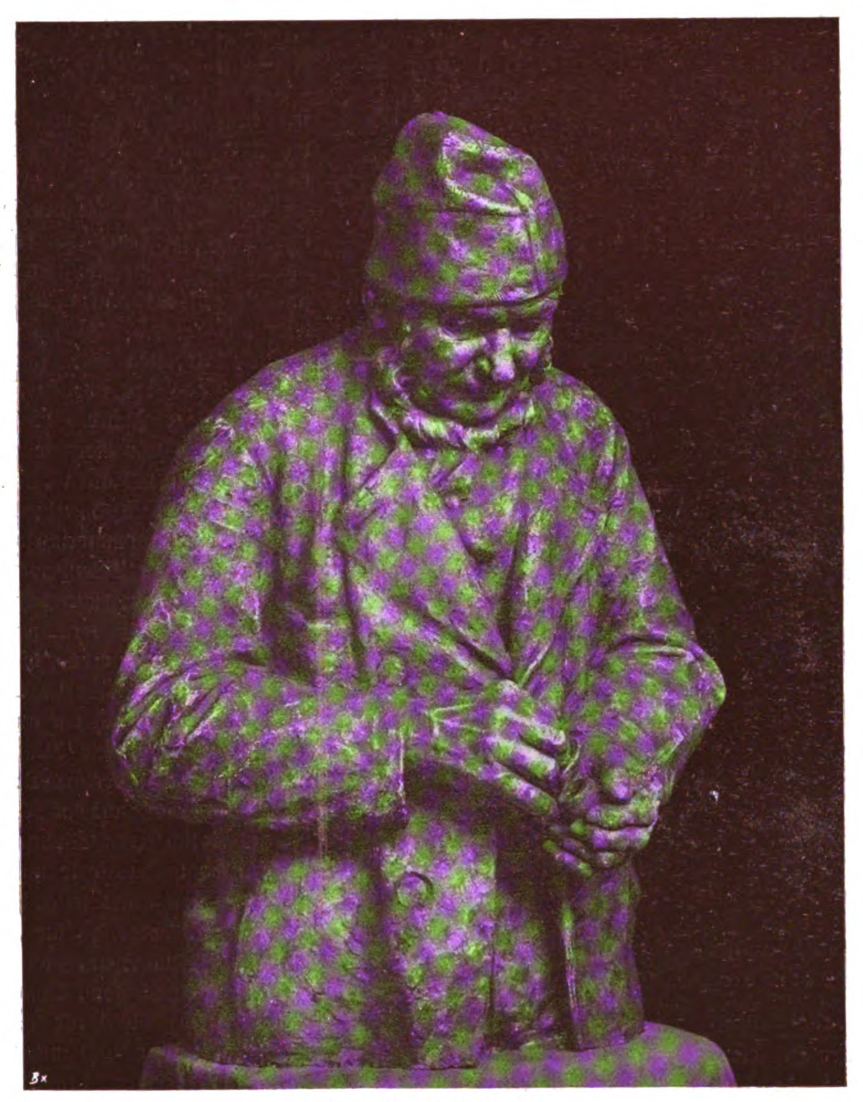
„Ach nein. Ich war auch dort wohl vornehmlich zeichnerisch thätig. Überhaupt das Zeichnen! Ich meine, daß die ganze Höhe französischer Kunst im allgemeinen vor allem dadurch sich erklären läßt, daß sie sozusagen im feinsten Aktzeichnen wurzelt. Und so zeichnete ich darauf los ... Außerdem — es ward bald auch wieder zu meinem Lebensunterhalt notwendig."

Thatsächlich arbeitete der Künstler wieder viel für Witzblätter, für Berliner Witzblätter. Wer den „Ulk", die „Lustigen Blätter" aus jener Zeit und auch noch aus den nächsten Jahren durchblättert, der findet viele humoristische Zeichnungen von Manzel. Sie sind immer sehr klar entworfen und bringen die Pointe gut zum Ausdruck. Freilich modellierte er nebenbei auch. Das war für den Bildhauer doch ganz natürlich. Mehr noch, es reifte in ihm gerade dort der Gedanke eines seiner Hauptwerke, und dort auch vollendete er den Entwurf. Aber doch trat er keinem Bildhauer persönlich näher; wohl aber Malern, wie Dagnau-Bouveret und namentlich Collin, bei dem er eifrig Modell zeichnete.

Jenes Bildwerk, das ihm, nach seiner Rückkehr in die Heimat, auf der „Großen Berliner Kunstausstellung" von 1890 die kleine goldene Medaille eintrug, ist der „Friede, durch Waffen geschützt", die Kolossalgruppe, die, in Bronze ausgeführt, jetzt in Quedlinburg steht. Der Staat kaufte sie an, nachdem sie auch noch in München 1892 die große goldene Medaille erworben hatte. Und doch hat sie dann längere Zeit in der Nationalgalerie in Lagerräumen ein Dasein der Verschollenheit führen müssen, denn sie wurde auch viel angegriffen. Sie war wohl den Vertretern eines akademischen Klassicismus allzu deutsch. Denn das ist sie in der ganzen Auffassung und Empfindung. Und zwar norddeutsch. Etwas vom sagenhaften Heldentrotz und Mannesmut nordischer Germanen liegt in der Figur des nackten Mannes, der mit der schlichten Ruhe des Kraftbewußtseins dasteht, das linke Bein vorgestreckt in natürlich-ungezwungener Weise, mit dem linken Fuß fest auf einen Stein auftretend, daß alle Muskeln und Sehnen sich spannen. Kampfbereit hält mit eisernem Griff die vorgestreckte Rechte den Speer, indessen die schildbewehrte Linke schützend sich über das junge Weib ausstreckt, das an seiner Seite sitzt, eng an ihn angeschmiegt, mit der Rechten das Gewand zur halbentblößten Brust hinaufziehend, in der Linken, die lässig im Schoße ruht, den Friedenszweig. Vertrauensvoll und hingebend blickt sie zum Starken auf, der mit festem Blick und fester Energie, fast trotziger Energie in der unteren Hälfte des edel geschnittenen Kopfes wachsam in die Ferne schaut. Den Brustgürtel mit der Bronze-Buckelschnalle sprengt fast die sehnige Muskulatur, und der Schurz wird kaum vom Leibriemen noch zusammengehalten. So können wir die Formen kraftvoller Energie am ganzen wundervollen Körper verfolgen, vom unbeugsamen, stolz aufgerichteten Nacken an bis zu den Zehen, die mit eherner Kraft den Boden umklammern. Und als Gegensatz dazu, zu dieser Kraftnatur, die aber keineswegs was Herkulisches an sich hat, sondern eine geschmeidige Schlankheit zeigt, die zarte Anmut des jungen Weibes, dem wiederum auch nichts Weichliches, Süßliches anhaftet, sondern das vielmehr zum erstenmal jenen für Manzel so sehr charakteristischen, echt deutschen Weibtypus zeigt, der sich aus Anmut, Schlichtheit, Kraft zusammensetzt. Dieser Gegensatz der beiden Gestalten, wie wir ihn sonst etwa nur noch bei Stephan Sinding oder bei Max Kruse, in seiner Gruppe „Liebeswerben", finden, macht nicht allein den Reiz des Bildwerks aus: auch der ganze Aufbau und die Silhouettenwirkung sind schwungvoll und schön gegliedert. Es ist also auch von großer dekorativer Wirkung.

Man wird nun natürlich auf diesen Künstler auch in weiteren Kreisen aufmerksam, aber doch nicht in dem Maße, daß er hätte allein von dem Ertrage seiner Arbeit als Bildhauer leben können. Noch immer arbeitet er gleichzeitig auch als Illustrator. Das gab er erst Mitte der neunziger Jahre endgültig auf. In die erste Hälfte dieses Jahrzehnts fielen einige mehr dekorative Arbeiten, wie z. B. die Figuren des Frie-

dens und des Glücks für den Löser=Wolff=schen Neubau am Alexanderplatz, und einige Werke mehr der Kleinkunst, eine bronzene realistischer Figuren mit antiken Symbolen den Eindruck stilwidriger Uneinheitlichkeit fern zu halten. Besonders charakteristisch ist



Ludwig Manzel: Pfeifenstopfer.

Gruppe der Buchdruckerkunst, die Wissenschaft in Bronze und Marmor und andere. Gerade solche Arbeiten entwickelten immer mehr seinen Sinn fürs Dekorative, das sich aber nie im Allegorisieren und Symbolisieren verliert; vielmehr wirkt so immer nur der schöne Bewegungsgedanke in seinen Entwürfen, die lebendige Sprache der Linie und das rein seelische Moment. So vermag er selbst bei kühner Zusammenstellung modern hierfür sein Reliefmedaillon zur Jubelfeier des militärärztlichen Friedrich=Wilhelm=Instituts, das er im Auftrage des Kultusministers ausführte. Da sehen wir vor dem Institut, als Hintergrund, den porträtähnlichen Dr. Grimm, den einstigen Direktor der Anstalt, an der Seite eines Soldaten knien, dem er den rechten Arm verbindet, und der nackte Oberkörper des Verwundeten ruht im Schoße einer gepanzerten und ge=



Ludwig Manzel: Abendlied. (Marmor.) Original in der Berliner Nationalgalerie.

auch an die beiden symbolischen Gestalten, die er für den Staudtschen Neubau in der Tiergartenstraße geschaffen hat, die „Alte" und die „Neue Welt", oder an die Reliefs im Lichthof des Hauses der Berliner „Handelsgesellschaft" in der Behrenstraße, von denen wir hier auch zwei Proben bieten: Gartenbau und Lithographie. Namentlich die Lithographie ist wieder ganz besonders reizvoll durch Verschmelzung klassischer Einfachheit mit modernem Wirklichkeitssinn.

Diese Arbeiten alle stammen übrigens aus der zweiten Hälfte der neunziger Jahre. Aus der ersten führen wir hier die prächtige Halbfigur des alten „Pfeifenstopfers" vor. Das lebensvolle Bildnis eines pommerschen oder mecklenburgischen Küstenbewohners und dabei doch auch von durchaus individuellem Charakter. Und dazu diese Feierabendstimmung, die über dem Alten ausgegossen liegt.

Feierabend! Noch ein anderes Mal hat Manzel diese Stimmung in schöner Weise verkörpert: das Jahr 1894 brachte uns das „Abendlied", das sich einen Ehrenplatz in der Nationalgalerie gewann. Es gehört zu den bekanntesten Arbeiten des Bildners. Eine Feldarbeiterin, jung und anmutig, schlank und schmiegsam, kommt dahergeschritten; die Linke hat sie

flügelten Hygieia im adlergeschmückten Stahlhelm; in der Linken hält sie den Äskulapstab, mit der Rechten reicht sie dem Arzt eine Schale mit Wasser. Gewiß hätte er an die Stelle der Hygieia auch eine barmherzige Schwester, eine Diakonissin setzen können, aber ich glaube, der Entwurf hätte dann an Bedeutung eingebüßt. Er wäre zu einem anekdotischen Einzelfall geworden, während er jetzt zur Bedeutung einer Symbolik von Allgemeinwert hinaufgehoben erscheint. Nur — nur muß man eben dieses gewagte Experiment so zu lösen verstehen, wie es Manzel hier gelungen ist. Oder ich denke

leicht in die Hüfte gestützt, und unter dem Arm durch ragt der Rechen, den sie mit der Rechten unten hält, so daß er über dem Rücken liegt; hinten baumelt der Wasserkrug an der durch seinen Henkel gesteckten Rechenstange. Hat dadurch schon die ganze Haltung der Mädchengestalt etwas besonders Reizvolles erhalten, so gilt das Gleiche auch von der Rhythmik in der Bewegung der elastischen Glieder und von dem Ausdruck des ungemein zierlichen Köpfchens: es ist sanft aufgerichtet; halb geschlossen sind die Augen, zwischen den wenig geöffneten Lippen, fühlt man, klingt eine schlichte Volks-

weise in den Abendfrieden hinaus, und wie Friedenssehnsucht und Ruhebedürfnis liegt's im lieblichen Gesicht. Es ist schließlich — nicht dasselbe „Modell“ — aber derselbe Frauentypus, den wir schon im „Frieden, durch Waffen geschützt“ kennen und lieben lernten. Und eigentlich — wo immer Manzel ein Weib zu schaffen hatte, kehrt dieser Typus in Variationen, bald mit stärkerer Betonung des Anmutigen, bald mit der des Kraftvollen, des Hingebenden oder aber der in sich geschlossenen Harmonie der Lebensauffassung, wieder. Es ist die große Schlichtheit und die schlichte Größe, wie sie das Wesen auch des deutschen Volksliedes bildet. Manzel wäre der Künstler, einmal dieses darzustellen, und er würde die Aufgabe sicher lösen ohne „Zoologie und Allegorie“ und würde seine Figur nicht auf ein Postament setzen und die Flächen dieses mit allerlei Volksliedermotiven darzustellenden Reliefs füllen oder gar ringsum in Sondergruppen solche Lieder verkörpern. Wenn man will, ist das „Abendlied“ selbst schon die Verkörperung eines großen Wesensteiles unserer Volkspoesie.

Dann kam der Wettbewerb um den Stettiner Brunnen. Manzel ging als Sieger aus ihm hervor. Hier hatte er zum erstenmal die Sprache des Monumentalen zu reden, und es zeigte sich, daß er sie vollständig beherrschte. Als das Werk 1896 auf der „Großen Berliner“ zur Ausstellung gelangte, trug es ihm die große goldene Medaille und den Ehrenpreis der Stadt Berlin ein. In Kupfer getrieben, steht es seit 1898 in der großen, mächtigen Handelsstadt am Ausfluß des Oderstromes, ein stolzes Wahrzeichen der Stadt nicht nur, sondern des ganzen Menschenschlages, der dort heimisch ist und der Stettin so groß gemacht hat. Wetterhart und treuherzig, kernig und ernst, arbeitsfroh und selbstbewußt ist dieser Menschenschlag, der aufwuchs und sich entwickelte im steten Umgang mit dem Meer, in herber Salzluft und frischen Seewinden, die über die Dünen hinweg weit ins Land und über seine Triften hinstreichen. Langsam und bedächtig in seinem Gebaren, stark und warm



Ludwig Manzel: Hauptgruppe des Stettiner Monumentalbrunnens.

in seinem Empfinden, kraftstrotzend und kerngesund in seinem ganzen Wesen — so ist dieser Menschenschlag, ist der Bildner, der aus ihm hervorging, sind auch die Gestalten, die er in seinem Brunnenwerk schuf.

Felsen türmen sich auf, wie unter dem Wasser des mächtigen Stromes, der einige hundert Schritte weiter seine Fluten dem Meere zuwälzt. Über diesem Felsen ragt der mit dem trotzig und unaufhaltsam vordringenden pommerschen Greif geschmückte Schnabel eines Barkschiffes auf, das ein riesenstarker Mann in wundervoller Nacktheit mit höchster Anspannung aller Muskeln und Sehnen vorwärts, in das Wasser hinein schiebt. Nixen und allerlei Seegetier umkreisen und umlagern die Barke: sie bilden kein Hindernis; weiter und weiter rückt das Schiff vor, und jene andere nackte Männergestalt, durch Flügelhut und Heroldstab als Merkur gekennzeichnet, der scharfen, sicheren Blicks und den Zug fester Entschlossenheit um den schön geschwungenen Mund in die Ferne späht — sie weiß es, daß kein Hindernis den Gang des Schiffes aufhalten wird, in dessen Mitte stolz und erfolgsicher Sedina dasteht, hochaufgerichtet, die Rechte auf den Anker gestützt, über die linke Schulter eine Rahe mit halbgerefftem Segel. Etwas Königliches liegt in dieser Gestalt ausgedrückt, und gleichzeitig ist sie eine Verkörperung des Volkstums jenes Küstenlandes. Als eine Tochter dieses Volkes steht sie da, schlicht und recht, in volksmäßigem Gewande, das die pralle Brust und die starken Hüften fest umspannt; der Kopf mit den ernstschönen Augen, dem fast trotzigen Munde, dem festgefügten Kinn, den starken Backenknochen — voll Rasse; der stolze Nacken, die muskelstarken entblößten Arme, die eisern zupackenden Hände — der Ausdruck erfolgsicherer Arbeitsfreude. Nichts von der antiken Schönheitsauffassung — und doch klassisch formvollendet und klassisch einfach. Der Typus einer pommerschen Frauenschönheit, ebenso wie die Athletengestalt zu ihrer Seite den Typus pommerscher Manneskraft darstellt. Das Ganze von zwingender Gewalt, vom mächtigen Fluß der Linien und in der Bewegung doch von einer köstlich harmonischen Ruhe. Eine innige Verschmelzung des Geistes der Antike mit dem des Modernen. Keine trockene, frostige Allegorie — die lebenatmende Verkörperung eines monumentalen Gedankens und das Wahrzeichen eben eines lebensprudelnden Volkstums ... Und auch im einzelnen wieder jene Verschmelzung von dem Geist des Alten mit dem des Modernen auf dem Boden echt deutschen Empfindens.



Ludwig Manzel: Die Arbeit.
Kolossalfigur im Warenhaus Wertheim zu Berlin.

Wenn die Männergestalt auf dem Schiffsschnabel auch nicht den antiken Flügelhelm und Merkurstab in Händen hätte — würde man sie nicht doch als die Verkörperung Stettiner Handelsherrengeistes auffassen? Nichts ist auch an dieser Figur, ist an dem Athleten „antik“ als eben die schlichte Größe der Auffassung. Vielleicht läßt sich darüber streiten, ob es notwendig war, die Nixen und das Seegetier anzubringen. Indessen so, wie der Künstler es gethan, fügen sie



Ludwig Manzel: Modell für das Denkmal des Herzogs Wilhelm von Braunschweig

sich harmonisch dem Ganzen ein, und der alles überwiegende Eindruck ist der von der Hauptgruppe auf dem Barkschiff ausgehende. Und darauf kommt es doch wohl an. Läßt sich ein Gleiches von vielen unserer größeren Denkmäler sagen? Schlägt da nicht oft das Beiwerk die „Hauptfiguren" tot?

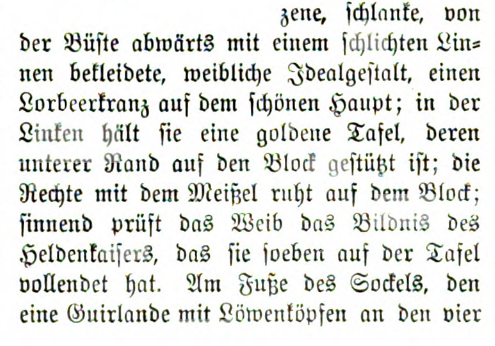
Der materielle Erfolg des Denkmal-Brunnens, dessen Herstellung natürlich sehr teuer war, mag für den Künstler, der dabei auf eine einmal festgesetzte Summe angewiesen war, nicht sehr groß gewesen sein. Groß aber war der künstlerische Erfolg.

Die ehrenden Aufträge auf dem Gebiete der Monumentalplastik und der dekorativen mehrten sich rasch. Gleichzeitig erging der Ruf an Manzel, am Königlichen Kunstgewerbemuseum ein Lehramt zu übernehmen, er wurde Professor, Mitglied des Senates der Königlichen Akademie der bildenden Künste.



Ludwig Manzel: Der Ruhm.

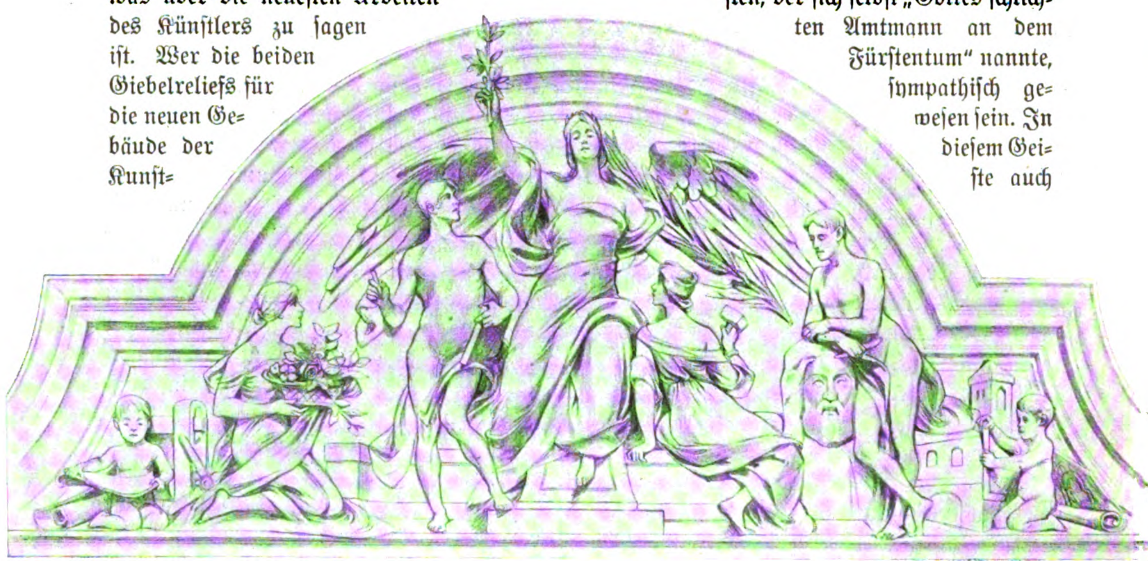
Gleich ins nächste Jahr nach der Ausstellung des Brunnenmodells fallen drei weitere Monumentalwerke: das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Anklam, das uns den Monarchen auf einem schlichten, aber architektonisch schön gegliederten Postament in straffer Haltung, den rechten Fuß vorgesetzt, den Mantel offen über die Schultern geworfen, zeigt: sans phrase et sans pose, die des Deutschen Reiches erstem Kaiser ja immer ferngeblieben sind, und doch von starkem Eindruck in der Großzügigkeit des Entwurfes. Das gilt auch von Manzels „Kaiser Heinrich III." für das Reichstagsgebäude, der wiederum ein Beispiel dafür ist, wie Manzel auch in der Bewegung einen Eindruck harmonischer Ruhe hervorzurufen versteht. Stolz schreitet der Salier im Krönungsornat aus, das Kaiserpanier in der Linken, mit der Rechten das mächtige Schwert auf den Boden stützend. Das dritte Werk endlich war die Kolossalstatue der „Arbeit" im Wertheimschen Kaufhause, ein würdiges Seitenstück zu der Frauenfigur des Stettiner Brunnens. Daneben führte der Künstler auch kleinere Arbeiten aus: die Märchenreliefs für die Säulen desselben Kaufhauses, die von seinem feinen Nachempfinden der Volksphantasie Zeugnis ablegen, und die reizvolle Statuette des „Ruhmes" mit dem Bildnis Kaiser Wilhelms I., die der „Deutsche Kunstverein" ihm in Auftrag gegeben hatte. Auf einem Marmorblock sitzt eine bronzene, schlanke, von der Büste abwärts mit einem schlichten Linnen bekleidete, weibliche Idealgestalt, einen Lorbeerkranz auf dem schönen Haupt; in der Linken hält sie eine goldene Tafel, deren unterer Rand auf den Block gestützt ist; die Rechte mit dem Meißel ruht auf dem Block; sinnend prüft das Weib das Bildnis des Heldenkaisers, das sie soeben auf der Tafel vollendet hat. Am Fuße des Sockels, den eine Guirlande mit Löwenköpfen an den vier



Ecken dekorativ abschließt, lesen wir auf einer Bronzeplatte das Bismarck-Wort: „So hoch gefürstet ist noch kein Monarch gewesen.“ Ich glaube nicht, daß zu unserer Zeit je der „Ruhm“ so schlicht und dabei doch so eindrucksvoll dargestellt worden ist. Auch dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den vornehmsten, die der Künstler geschaffen. Daß der Ruhm selbst die Züge des Kaisers in seine goldene Tafel eingräbt, macht es auch gedanklich zu einem sehr eigenartigen.

Einige dekorative Arbeiten aus der zweiten Hälfte der neunziger Jahre nannte ich schon. Ich verweise auch auf die Giebelfelder im Lichthof des Gebäudes der „Handelsgesellschaft“ in der Behrenstraße zu Berlin. Die schöne Gliederung der Einzelgruppen und die Harmonie der architektonischen und rein ornamentalen Linien mit denen der allegorischen Figuren — rechts Technik, links Landwirtschaft — in diesem flachen Relief ist auch hier wieder für den dekorativen Stil Manzels besonders bezeichnend. Hier möchte ich auch gleich vorwegnehmen, was über die neuesten Arbeiten des Künstlers zu sagen ist. Wer die beiden Giebelreliefs für die neuen Gebäude der Kunstakademie betrachtet, dem fällt abermals dieser Zug in dem Wesen Manzelscher Entwürfe sofort auf. Sie werden in Sandstein ausgeführt. Das bedingte eine gewisse Ruhe in dem ganzen Aufbau. Man beachte dabei namentlich, wie schön die Köpfe zueinander stehen, und wie schwungvoll die sie verbindende (ideale) Linie ist, wie ferner die Gestalt des Friedens, unter deren Schutz die bildenden Künste blühen, linear und gedanklich den alles beherrschenden Mittelpunkt bildet. Besonders gelungen ist im zweiten Giebelfelde, das die Macht der Musik darstellt, die Auflösung der in einem gleichschenkligen Dreieck unterzubringenden Gruppe in Einzelgruppen, die zudem bei aller Symmetrie des Aufbaues doch untereinander viel Abwechselung zeigen. Von allergrößtem Liebreiz ist die heilige Cäcilie in der Mitte, die hierin einer Madonna des Quattrocento gleicht. Auch fehlen hier alle „allegorischen Attribute“ der Musik: nur ihren Stimmungszauber hat der Künstler überzeugend wiedergegeben.

In dieselbe Zeit, d. h. in das Ende der neunziger Jahre, fällt auch der Entwurf und die Ausführung der 1900 enthüllten Siegesallee-Gruppe „Kurfürst Friedrich I.“ Hier waren des Künstlers Phantasie natürlich gewisse Schranken gezogen. Aber doch mag ihm die Darstellung gerade dieses Fürsten, der sich selbst „Gottes schlichten Amtmann an dem Fürstentum“ nannte, sympathisch gewesen sein. In diesem Geiste auch bildete er die Figur. Von den beiden Büsten der Gruppe — es ist die zweite vom Kämperplatz aus an der Westseite der Siegesallee — scheint mir die des stolzblickenden, streitbaren Grafen Hans von Hohenlohe die ausdrucksvollere zu sein.



Ludwig Manzel: Die Künste unter dem Schutz des Friedens.
Giebelrelief für die neue Akademie der Künste in Berlin.

Hier wären noch ein paar Worte über zwei weitere Denkmäler zu sagen, die in den Jahren 1899 bis 1901 entstanden und deren Ausführung Manzel, als dem Sieger in den beiden hierzu ausgeschriebenen Wettbewerben, zufiel. Es sind zwei Reiterstandbilder. Das war für den Künstler etwas Neues.

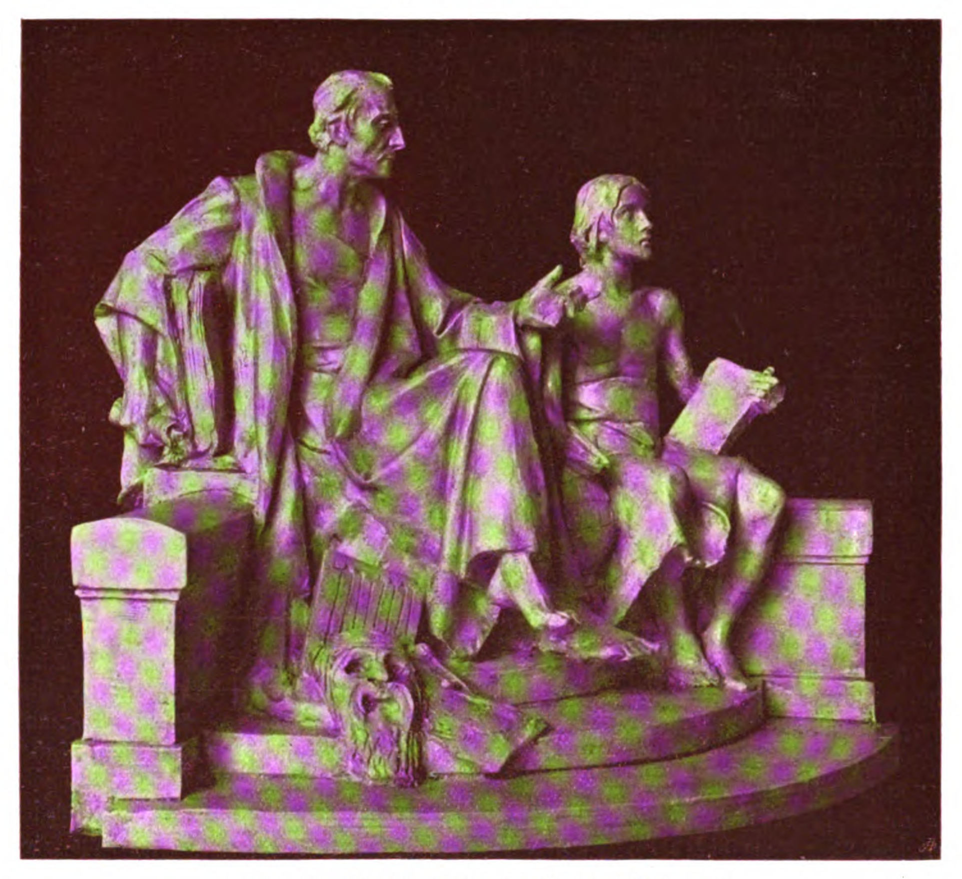
Ludwig Manzel: Die Macht der Musik. Giebelrelief für die neue Akademie der Künste in Berlin.

Das eine, das Kaiserdenkmal für Bernburg, ist im vorigen Jahre an seinem Standort enthüllt worden. Das andere, ein Denkmal Herzog Wilhelms für Braunschweig, hat der Künstler noch in Arbeit.

Manzel löste die Bernburger Aufgabe sehr glücklich. Reiterstandbilder sind seit den Tagen, wo das des Marc Aurel auf dem Kapitol aufgerichtet wurde, unzählige geschaffen worden. Fast alle, zum mindesten gerade die bedeutenderen, zeigen das Pferd schreitend oder springend, den Reiter als einen Triumphator oder Kämpfer. Manzel entschloß sich, das Pferd in ruhig haltender Stellung vorzuführen und den Einiger des Deutschen Reiches, der das bescheidene Wort sprach: „Welche Wendung durch Gottes Fügung“, wollte er nicht als einen Triumphator darstellen. Das anatomisch prachtvoll durchgebildete edle Tier steht ungezwungen und ein Gefühl der Sicherheit weckend auf dem Sockel oder, richtiger, auf einer vom Sockel getragenen Plattform. Es ist, als hielte der Kaiser auf einem Hügel nach der Schlacht bei Sedan oder unter der Kaisereiche auf dem Tempelhofer Felde bei der ersten großen Truppenrevue nach dem glorreichen Kriege. Sinnend blickt der Kaiser vor sich hin, in natürlichster Haltung, stramm und doch nicht steif im Sattel sitzend, leicht ruht die Rechte auf dem Schenkel, lässig hält die Linke die Zügel auf dem Sattelknopf; Ruhe und Frieden zeigt das wohlbekannte Antlitz, und in dem sinnenden Blick liegt etwas wie eine Frage an das Geschick, das alles so wunderbar gefügt hat — eine Frage, die in dem Empfinden dankerfüllter Bescheidenheit wurzelt. So schön menschlich nahe gebracht hat uns der Bildner den Kaiser, nicht ihn durch eine Schranke des Stolzes und des siegreichen Herrscherbewußtseins von uns entfernt und auf eine einsame Höhe hinaufgehoben. Gerade so auch lebt Wilhelm I. im Volksbewußtsein, wird er immerdar fortleben. Und gerade dadurch hat der Künstler nun erst recht den Eindruck des Hoheitsvollen erzielt. Ich finde, daß diese

BANK DES BERLINER KASSEN-VEREINS
ICH WACH

Ludwig Manzel: Jubelmedaille in Silber für den „Berliner Kassenverein“.



Ludwig Manzel: Gruppe vom Bernburger Kaiserdenkmal.

schlichte Auffassung auch den Bildner selbst besonders ehrt.

Auch das zweite Reiterstandbild, das Braunschweiger, zeichnet sich durch solche Einfachheit aus. In kleiner Uniform sitzt der Herzog, den Kopf leicht nach rechts gewendet, die Rechte auf die Hüfte gestützt, gerade aufgerichtet im Sattel; die Linke hält die Zügel des Pferdes, das, etwas ungeduldig, mit dem linken Fuß zu scharren beginnt.

Noch einer jüngst ausgestellten Arbeit sei gedacht. Auf seinen wiederholten Reisen nach Italien gewann Manzel ein besonderes Interesse an der norditalienischen Keramik, und ihn reizte namentlich die Aufgabe, diese Technik bildnerisch ebenfalls zu dekorativen Zwecken zu benutzen. Er klagte mir einmal sein Leid, daß er dabei so gar keine Unterstützung fände, weder seitens des Staates, noch von Privaten. Wie ganz anders sei das in Frankreich, wo große Fabrikanten solche Ideen der Künstler gleich aufgriffen. Was dabei erzielt wird, das haben wir allerdings 1900 in Paris sehen können und im letzten Sommer in Dresden. Ich erinnere bloß an die Arbeiten von Alexandre Charpentier und Jean Carriès. Aber Manzel erreichte sein Ziel, und wie er diese schwierige Technik jetzt beherrscht, das beweist das von ihm im Auftrage des Kaisers gefertigte Madonnenrelief, das im Herbst im Künstlerhause zu sehen war. Es ist ein Geschenk für den Bischof von Ermland. Und aus dem preußischen Osten stammt auch das Material, aus dem es hergestellt wurde — Thonerde vom Kaisergut Cadinen. Ein sehr sprödes Material, was das Brennen der Farben natürlich noch mehr erschwerte. Um so größer der Triumph des Künstlers. Das kostbare Werk, von dem wir auch eine Abbildung bringen, zeigt uns die Mutter Gottes in lebensgroßer Drittelhöhe in Profilstellung nach links; sie hält das nackte Christuskind empor, das, die Mutter umschlingend, uns



Ludwig Manzel: Madonna. (Majolika.)
Geschenk Sr. Maj. des Kaisers an den Bischof von Ermland Dr. Thiel.

anlächelt. Die Farben der Gruppe, die in einer Nische entworfen ist, sind Fleischton, Hellblau, Gelb und Haarblond. Sie sind tief und doch leuchtend. In seiner Formensprache atmet das Werk die Sprache des Ausgangs des vierzehnten Jahrhunderts, ohne sie nachzuahmen.

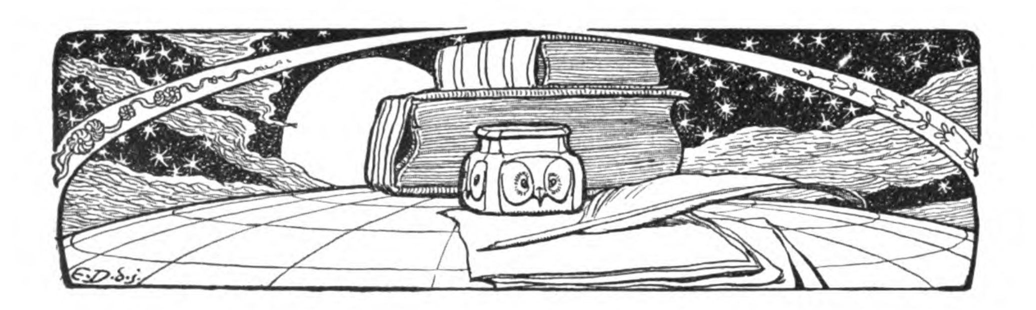
Wie man sieht, ist Manzel ungemein beschäftigt. Kleinere Privataufträge laufen ja auch noch immer mit unter, Büsten und Jubelgaben, wie Plaketten und dergleichen. Aber wohl nur zum Teil darum hat er seine ersprießliche Lehrthätigkeit am Kunstgewerbemuseum kürzlich aufgegeben. Man kam ihm nicht genügend entgegen: man verweigerte ihm die Erfüllung seines berechtigten Wunsches nach einer eigenen Werkstätte beim Museum und Werkstätten auch für begabte Schüler zu entsprechender Fortbildung, auch wenn sie den „Kursus“ schon „absolviert“ haben. So trat er zurück. Er hat sich jetzt selbst ein großes schönes Atelier in Friedenau erbaut. Dort müssen die ihn jetzt aufsuchen, die von seiner Kunst was lernen wollen.

Er war gewiß ein idealer Lehrer. Ganz in der Art Brachts suchte er die Selbständigkeit des Schülers zu wahren, zu entwickeln, und war er abhold allem Experimentieren und allen Phantastereien. Für ihn war beim Unterricht stets die Beherrschung der Technik die Hauptsache, und darum erscheinen ihm zwei Dinge als das Wichtigste: das Aktzeichnen, das er ja als das A und O jeder bildenden Kunst betrachtet, und dann das möglichst frühzeitige Vertrautwerden mit dem Material. Die bei ihm arbeiteten, bekamen bald schon Thon und Holz in die Hand. So hatten die Schüler immer die Gewähr dafür, daß sie ihre Zeit nicht verloren. War das Talent am Ende zu gering, um ein selbständig schaffender Künstler zu werden, nun, so wurde es wenigstens ein tüchtiger Handwerker. Selbst ein rastloser Arbeiter in der schönsten Bedeutung des Wortes, suchte Manzel die Ehrfurcht vor der Arbeit als solcher großzuziehen. Und vielleicht konnte er so am besten den Keim legen zu dem, was das Wesen seiner eigenen Kunst bildet — zu kerniger, kraftvoller Gesundheit. Hier atmet sein kräftiger, durch tiefempfundenen Schönheitssinn immer in den Grenzen des wahrhaft Künstlerischen bleibender Realismus. Und dieser sein Realismus ist so gesund, weil er im gesunden Heimatsboden des Künstlers wurzelt. Den hat er nie und nirgends unter den Füßen verloren. Darum wirkt er so echt deutsch. Wäre er im Zeitalter des Praxiteles auf attischem Boden oder im Cinquecento auf toskanischem geboren — er wäre mit seinen Wesensanlagen ebenso einmal ein echt griechischer und das andere Mal ein echt norditalienischer Bildner und beide Male es im Geiste der Zeit gewesen.

Das ist's, was Manzel einen Platz in jener zweiten Gruppe unserer Bildhauer anweist und was ihn als einen modernen Künstler im besten Sinne des Wortes erscheinen läßt.



Ludwig Manzel: Kopf eines Clown. Nach einer farbigen Skizze.



Litterarische Rundschau

Geschichtliche Litteratur und Verwandtes

Seit Houston Stewart Chamberlains kühnes Werk über **Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts** (jetzt zweite Auflage; München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.) zum erstenmal in so ernst philosophischer und zugleich allgemeinverständlicher Weise das Motiv der Rassenbetrachtung in die Geschichtsdarstellung eingeführt hat, findet sich dieser Standpunkt in der historischen Litteratur häufiger vertreten, als es den Bahnbrechern und Vorkämpfern der Methode, einem Gobineau und Lapouge, vielleicht lieb sein möchte. Doch hat Chamberlains außerordentlicher populärer Erfolg zunächst die eine dankenswerte Folge gehabt, daß der Name des Grafen Gobineau, der bis dahin eigentlich nur in engem Kreise geläufig war, und damit seine Theorie von dem geistigen Vorrang der germanischen Rasse auf einen Leuchter gesteckt ist, von dem er nun weithin seine Strahlen schickt. Mögen seine gewagten Hypothesen der zünftigen Wissenschaft auch vielfache Blößen darbieten, sein **Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen** (Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann; Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]) bleibt deshalb doch ein epochemachendes Werk, so viel auch die Wissenschaft der Zukunft zu thun haben wird, der agitatorischen Einseitigkeit des normannischen Grafen die Rundung und Fülle der Objektivität zu geben. Über den Geschichtsphilosophen Gobineau sollte man aber auch den Poeten nicht vergessen, nicht bloß den, der auch in seinen gelehrten Werken unverkennbar ist, sondern vor allem den vollen, reinen und ungetrübten Dichter, wie er aus seinen **Nachgelassenen Schriften** spricht (herausgegeben von Ludwig Schemann; Dichterische Werke I; Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner). Sein im ersten Bande dargebotenes Jugendwerk Alexandre le Macédonien, Tragédie en cinq actes, bildet eine vielleicht einzige Erscheinung in der Litteratur, indem sich hier der Dichter in den strengen äußeren Formen der klassischen französischen Tragödie mit der vollen inneren Freiheit der germanischen Dramatiker bewegt, so daß wir mit dem verdienten Herausgeber am Ende in jener Form gar nichts Fremdes mehr gewahren, überwunden wie sie ist von einem uns so innig nahen, urverwandten Geiste, einem echten germanischen Heldengeiste, dabei durchleuchtet von einer wahrhaft heiligen Glut für das Große und Größte. Die Grundidee der Dichtung: wie sehr das Große hier auf Erden einsam steht, hat den Herausgeber denn auch berechtigt, gerade dieses Werk der deutschen Jugend ans Herz zu legen. Allen denen, die sich schnell in Gobineaus Gedankenwelt einführen lassen wollen, sei Dr. Paul Kleineckes Essay über **Gobineaus Rassenphilosophie** empfohlen (Berlin, Herm. Walther; geh. 1,50 Mk.).

Im Gefolge Gobineaus und Chamberlains finden wir Heinrich Driesmans mit seinem mehrbändigen Werke **Kulturgeschichte der Rasseninstinkte**, deren zweiter Band **Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung** behandelt (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 4 Mk., geb. 5 Mk.). Der Verfasser macht hier den interessanten Versuch, auf der Grundlage physiologischer und litteraturgeschichtlicher Forschungen die Rasseninstinkte der Hauptvölker Europas in ihrer Eigenart und in ihrer Wechselwirkung zu zeichnen. Mit seinen Meistern hat er die Kühnheit der Kombination und die geistreiche Verknüpfung von exakter Forschung und dichterischer Intuition gemeinsam, auch die Darstellungsart hat manches von deren anschaulicher Kraft und Größe; wenn sich dafür der Widerspruch beim Leser noch energischer regt, so liegt das daran, daß Driesmans noch mehr bei Einzelheiten oder auch wohl Kleinigkeiten verweilt als seine Vorbilder und sich durch die ungezügelte Leidenschaft häufiger das Concept verwirren läßt als jene reiferen und ruhigeren Geister. Doch darf nicht verkannt werden, daß er über seine Vorgänger hinaus einen Schritt gethan hat, der die Auslegung des Begriffes „Rasse“ um ein bedeutendes Stück weiter führt, indem er dafür „Blutmischung“ eingesetzt und dementsprechend den Romanen eine weit wich-

tigere Rolle in der Kulturentwickelung zuerteilt hat, als jene es thaten. Driesmans' Ausführungen wohnt eine so außerordentliche Anregungskraft inne, daß man ihnen auch bei lebhaftestem Widerspruchsgeist noch einen Genuß verdanken wird. — Eine Welt- und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkt des Ariers verheißt Dr. Wilhelm Hentschel seinen Lesern in dem **Varuna** (Leipzig, Theodor Fritsch), von dem bisher nur der erste Teil (bis zum römischen Imperium) erschienen ist. Die indischen Weisen nannten die großen Regelmäßigkeiten in den Bewegungen der Himmelskörper, in den mechanischen Erscheinungsreihen und im gesellschaftlichen Leben nach der ältesten uranischen Gottheit: Ordnung des Varuna. Diese Vorstellung gab die Anregung für Hentschels Werk, das die vor einiger Zeit in Jena aufgestellte Preisfrage: Was lernen wir aus den Principien der Descendenztheorie in Bezug auf die innerpolitische Entwickelung und Gesetzgebung der Staaten? in volkstümlicher Weise, abseits aller philosophischen, philologischen und historischen Verbrämung zu beantworten sucht. Zu der kritischen Auseinandersetzung mit dem Werke gehörte ein Buch; wir referieren hier nur und berichten deshalb, daß der Verfasser nach einem schnellen Überblick über die Grundbegriffe der Völkerkunde, in dem er nur die heroischen Lebensbegriffe mit einigen stärkeren Strichen hervorhebt, eine Rassenlehre giebt, die zwar in keinen wesentlichen Einzelheiten von den festgestellten Ergebnissen der Wissenschaft abweicht, aber im ganzen doch zu einem neuen, uns besonders interessierenden Begriffe der arischen Menschheit führen wird. Hieran soll sich dann eine pragmatische Geschichtsbetrachtung knüpfen: die Zurückführung des Lebens der Kulturvölker auf die beiden Hauptwurzeln: Rasse und Nornenzüchtung. Es ist ein temperament- und phantasievolles, ganz von der Bedeutsamkeit seiner Aufgabe durchgedrungenes Buch, in seiner Sprache voll urwüchsiger Kraft und plastischer Anschauung. — Auch Albrecht Wirth in seiner Untersuchung über **Volkstum und Weltmacht in der Geschichte** (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.; geh. Mk. 4,50) verleugnet nicht die Schule Gobineaus und Chamberlains. Auch dieser Weltreisende ist von der weltgeschichtlichen Bedeutung des Rassebegriffes durchdrungen und stellt das Arier- und Germanentum allen anderen Rassen voran. Er will einen scharfen Unterschied zwischen den Begriffen „Volkstum" und „Rasse" beobachtet wissen, die so oft durcheinander geworfen werden, ohne doch auch seinerseits die Definition immer ganz fest zu halten. Wie denn seine Darstellung, so lebendig sie oft ist, es an der rechten Konzentration und Folgerichtigkeit fehlen läßt. Der Wert auch dieses Buches liegt in der künstlerischen Intuition, in der kühnen und neuen Verknüpfung von Thatsachen, die uns erst durch Parallelen ihr Wesen offenbaren. Man fühlt diesem Buche, das so kräftig gegen die Verdumpfung unseres modernen Lebens zu Felde zieht, an, daß sein Verfasser Welt und Menschen gesehen und sich seine Kenntnisse und Urteile erlebt, nicht erlernt hat, und man läßt sich von seiner tiefen und schwungvollen Auffassung der Weltmacht des Germanentums willig hinreißen. Chamberlain, wenn ich nicht irre, hat von Wirths Büchern einmal gesagt, man meine oft, „daß sie auf dem Rücken eines Dromedars geschrieben seien"; — und doch, es würde eine Verarmung unserer Geschichtslitteratur bedeuten, wenn solche kecken Freischärlerritte nicht ganz zunftgemäßer „Mitläufer" für die Universalhistorie ganz fehlen würden.

Auf festeren Boden begeben wir uns, wenn wir Theodor Lindners leicht übersichtliche, in sauberer, schlicht-klarer Sprache geschriebene **Geschichtsphilosophie** zur Hand nehmen (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger; geh. 5 Mk.). Die zunftmäßige Wissenschaft mag auch an Lindners Methode manches auszusetzen haben, obwohl der Verfasser Geschichtsprofessor an der Universität Halle ist; der nichtfachmännisch gebildete Leser wird an ihr die Durchsichtigkeit der Darlegungen und die wohlgeordnete Zusammenstellung der der lebendigen Erfahrung unmittelbar abgelauschten Beobachtungen schätzen. Gerade denen, die von anderen Gebieten der Wissenschaft herkommend zunächst einer Einführung bedürfen, wird diese ruhige, sich allein auf den festgegründeten Thatsachen aufbauende Geschichtsbetrachtung besonders willkommen und wertvoll sein. Man wandelt an Lindners Hand keine sehr aussichtsreichen Pfade, dafür aber auf Wegen, die nicht nur sicher und eben sind, sondern am Ende auch auf eine Warte führen, von der man, gefestigt in Einzelerkenntnissen, das Ganze überblickt. Dankbar empfinden wird es der Leser ferner, daß im Laufe der Darstellung alle leidenschaftliche Polemik gegen andere Auffassungen vermieden ist; nur Lamprechts und Breysigs Ansichten von der Gesetzmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufes und vom Typischen in der Geschichte erfahren eingehendere Kritik. Im wesentlichen wird die Haltung dieser Geschichtsphilosophie von ihrem praktischen Zwecke diktiert: ein Vorläufer und Bahnbrecher der im Umfang von neun Bänden geplanten **Weltgeschichte seit der Völkerwanderung** desselben Verfassers zu sein (ebenda; Preis des Bandes geh. Mk. 5,50, in Leinen geb. 7 Mk., in Halbfrz. geb. Mk. 7,50). Entsprechend den dort niedergelegten Anschauungen ist das Werk vornehmlich als Entwickelungsgeschichte gedacht, die auf einheitlicher Auffassung beruht und vom lebendigen Interesse an der Gegenwart ausgeht. Da die Antike ausgeschaltet ist, kann der erste Band den Ursprung der großen Kulturen des Abend- und Morgenlandes, die den späteren Gang der Geschichte bestimmt haben, zusammenfassen (byzantinische, islamische, abendländisch-christliche, chinesische und indische Kultur). Was schon aus seiner Geschichtsphilosophie zu erkennen war: die Begabung für die Sichtung und klare Gruppierung des Stoffes, dieser schätzenswerte Vorzug ist erst recht der „Weltgeschichte" zu gute gekommen. Lindners Darstellung verzichtet auf blendende Ausschmückungen und scheut sich hier

und da sogar vor einer gewissen Nüchternheit des Ausdruckes nicht; immerhin ist die Form gegenüber dem dürren Kompendiumstil, den sich die Anfänger in universalhistorischen Werken sonst gefallen lassen müssen, äußerst frisch und anregend. Kühne Kombinationen und phantastische Luftschlösser wird man vergebens suchen, dafür aber eine ehrliche, runde Antwort auch auf solche Fragen finden, über die selbständigere und tiefere Denker stillschweigend hinwegzugehen pflegen. Litteraturangaben am Schluß des Bandes geben dem Leser Anhalt für selbständige Fortbildung und weitere Verfolgung ihn besonders fesselnder Gebiete. — Inzwischen ist auch die Neubearbeitung von **Beckers Weltgeschichte** (vollständig in 66 Lieferungen zu je 40 Pf., Gesamtpreis Mk. 26,40), die hier wiederholt gekennzeichnet, zur Hälfte fertig geworden. Die bisher erschienenen sechs Bände führen die Erzählung bis zum Frieden von Belgrad (18. September 1739). Sie sind Beckers Ideal, „die Herren der Menschheit in der Fülle ihrer Lebensumstände und ihre Thaten in den Vordergrund zu stellen," treu geblieben, haben sich durch die Vermittelung der beiden Bearbeiter, der Professoren Grotz und Miller, aber zugleich auch die Ergebnisse der neueren und neuesten geschichtlichen Forschungen nutzbar gemacht. — Noch ein drittes Werk könnte seinem Titel nach an dieser Stelle eine Besprechung heischen: die von Franz Kampers, Sebastian Merkle und Martin Spahn bei der Verlagshandlung von Franz Kirchheim in Mainz herausgegebene **Weltgeschichte in Charakterbildern**, ein auf katholischer Weltanschauung ruhendes, gleich vornehmes und tapferes Unternehmen, das des universalhistorischen Einheitsbandes nicht entbehrt, das aber, vorläufig nur in einigen, zeitlich weit getrennten Einzelbänden zu übersehen, mehr als Sammlung von Monographien denn als einheitliches Gesamtwerk sich darstellt. Deshalb ziehen wir es vor, die einzelnen Publikationen für sich an den Stellen zu besprechen, die ihrem besonderen Gegenstande entsprechen.

Zu den Vertretern der Rassentheorie in der Geschichte kehren wir noch einmal zurück mit Otto Seecks **Geschichte des Untergangs der antiken Welt** (Siemenroth u. Troschel, Berlin W., Dennewitzstr. 2), von der der zweite Band Wilhelm Raabe zum siebzigsten Geburtstage dargebracht worden ist. Er behandelt in zwei umfangreichen Kapiteln die „Verwaltung des Reiches", darin den Kaiser und seine Offiziere, den Hof und die Provinzen, das Reich und die Einzelstaaten, die Verwaltung der Städte, Geld und Tribute, die neuen Steuern, die Erblichkeit der Stände, und „Religion und Sittlichkeit", darin den Animismus, den Sonnenglauben, die Religion des Homer. Der leitende Grundgedanke des in jeder Beziehung bedeutsamen Werkes: die Kastenbildung innerhalb eines Volkes als das rassentrennende und rassenerhaltende Element nachzuweisen und den Verfall einer jeden Kultur als die Folge der Kastenauflösung, der Vermischung der herrschenden Klasse mit der unterworfenen darzuthun, ist noch kühner und eigenartiger herausgearbeitet als im ersten Bande. Auch hier freilich wird man über Einzelheiten mit dem Verfasser zu rechten haben, aber wie der Referent damals die temperamentvolle Darstellung, den kecken Wurf und den frischen Ton in Schilderung und Reflexion rühmen durfte (vgl. Oktoberheft 1897, S. 131), so verdient auch diesmal die Anregungskraft des Werkes, die aufrüttelnde Wirkung seiner Antithesen und die freie Beherrschung des gewaltigen Materials die vollste Anerkennung.

Über den wissenschaftlichen Wert der deutschen Ausgrabungen in Babylon hat in einer der letzten Sitzungen der Deutschen Orientgesellschaft Dr. Friedrich Delitzsch, Professor für Assyriologie an der Universität Berlin und Direktor des Berliner Vorderasiatischen Museums, ein Sohn des weitbekannten Bibelforschers Franz Delitzsch, einen Vortrag gehalten, dessen Inhalt sich durch den Titel **Babel und Bibel** genügend charakterisiert. Das beste Zeugnis für die lichtvolle Behandlungsart des schwierigen Themas giebt die Thatsache, daß der deutsche Kaiser, der sich schon unter den Zuhörern in der Orientalischen Gesellschaft befand, von den Ausführungen so gefesselt war, daß er sich den Vortrag im Königl. Schlosse wiederholen ließ. Nunmehr ist der Vortrag auch in Buchform erschienen (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung; geh. 2 Mk., geb. Mk. 2,50) und mag so, unterstützt durch fünfzig Abbildungen, auch weitere Kreise von dem Wert der assyrisch-babylonischen Forschungen für die Beurteilung des Alten Testamentes überzeugen.

Ein indisches Kulturbild aus der Zeit Alexanders des Großen, aus der Blütezeit des Buddhismus entwirft Edmund Hardy in seiner Monographie **König Asoka**, die einen der handlichen, vornehm ausgestatteten Bände der erwähnten „Weltgeschichte in Charakterbildern" füllt (Mainz, Verlag von Franz Kirchheim; mit einer Karte und 62 Abbildungen; in Leinen geb. 4 Mk.). Selten haben sich die gelehrten Kenner dieser exotischen Zeit und Gegend herbeigelassen, ihre Wunder in populärem Tone darzustellen; um so dankenswerter ist der Entschluß des Würzburger Indologen, nun auch den Laien einen Blick in diese ferne, merkwürdige Welt thun zu lassen. Anfangs befremdet und verwirrt uns das Neue, Absonderliche, Unerhörte dieser Welt, bald aber geben wir dem von der Wichtigkeit seines Stoffes durchdrungenen Verfasser recht, wenn er Goethes Spruch für sich anführt:

> Wer sich selbst und andere kennt,
> Wird auch hier erkennen:
> Orient und Occident
> Sind nicht mehr zu trennen.

Dazu kommt, daß Asokas Inschriften, auf denen sich im wesentlichen Hardys Buch aufbauen muß, eine Saite in uns anschlagen, welche alle sonstigen Kundgebungen orientalischer Fürsten nicht in Schwingung versetzen, die des Herzens und des Gemütes: erkennen wir hier doch bei aller Herrscherenergie auch die Grundsätze einer social-

religiösen Regierungspolitik, die jeden wahren Menschenfreund noch heute äußerst sympathisch berühren muß. — Auf das in derselben Sammlung (jeder Band 3 bis 4 Mk.) erschienene Charakterbild **Augustins** von Georg Freiherrn von Hertling (ebenda; mit einer farbigen Kunstbeilage und 50 Abbildungen), in dem sich warme Begeisterung für seinen Helden und die ruhige, nüchterne Sachlichkeit wissenschaftlicher Kritik so schön paart, brauchen wir hier nur nochmals empfehlend hinzuweisen, da die Schrift bereits in unserem Januarheft 1902 (S. 606) gewürdigt worden ist. Nur der selbständige, eigenwillige Denker in Augustin scheint uns neben dem Kämpfer etwas zu kurz gekommen zu sein.

Das eigentliche Mittelalter zeigt sich in den geschichtlichen Schriften, die uns diesmal zur Beurteilung vorliegen, nur schwach vertreten. Einzig und allein einige kulturgeschichtliche Werke verdienen Erwähnung. Wir erinnern auch in diesem Zusammenhang wieder an die namentlich durch ihr authentisches Illustrationsmaterial wertvollen **Monographien zur deutschen Kulturgeschichte**, die der Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig nun schon seit einer Reihe von Jahren herausgiebt. In einem der letzten Hefte dieser auch von uns bereits mehrfach empfohlenen Sammlung behandelt Emil Reicke den **Gelehrten in der deutschen Vergangenheit** (mit 130 Abbildungen; geh. 4 Mk.). Es ist kein schattenloses Glanzbild, das sich hier enthüllt: mancher Flecken des Charakters haftet darauf, aber wir gewinnen Einblick in ein Stück deutschen Lebens, das jedem geistig Interessierten auch unserer Tage manches Lehrreiche und Beherzigenswerte zu sagen hat. Das Eindringen in den Menschen der Vergangenheit, im Gegensatz zu der äußeren historischen Thatsachenschilderung, schätzen wir auch an Franz Heinemanns Buch über den **Richter und die Rechtspflege in der deutschen Vergangenheit** (ebenda; 4 Mk.). Wie der Kulturhistoriker, so wird auch der Rechtskundige mancherlei Belehrung darin finden, da mit der Charakteristik des Richters eine Darstellung des deutschen Rechtslebens und der Strafrechtspflege vom fünfzehnten bis in das achtzehnte Jahrhundert Hand in Hand geht. Daß dabei gerade das Mittelalter mit seinen Hexenverfolgungen und Foltereinrichtungen eine wichtige Rolle spielt, ist selbstverständlich. Seltene Blätter der deutschen Holzschnitt- und Kupferstichkunst, so lange in den Museen und Bibliotheken vergraben, feiern dabei zu Nutz und Frommen der bildlichen Anschauung ihre Auferstehung.

Ungleich reger entfaltet sich die historische Wissenschaft, wenigstens soweit sie die Form allgemeinverständlicher Darstellung nicht verschmäht, sobald die Hohenzollern in das Licht der Geschichte treten. Gerade jetzt wieder erkennen wir mit Staunen und Bewunderung, zu welcher emsigen Thätigkeit die Forschung von der wachsenden Bedeutung des Hohenzollernhauses angespornt wird. Der preußische Staat selber hat daran sein redlich Teil von unmittelbarem Verdienst, indem er unermüdlich wissenschaftliche Unternehmungen dieser Art ermuntert und fördert. An der Spitze dieser Veröffentlichungen marschiert, wenigstens für das allgemeine Interesse, nach wie vor das von Paul Seidel herausgegebene **Hohenzollern-Jahrbuch** (Berlin u. Leipzig, Giesecke u. Devrient). Nach dem ersten Jahrgang, dessen Inhalt so vielversprechend war, kommt uns nach längerer Unterbrechung der regelmäßigen Jahresfolge jetzt erst wieder der fünfte (1901) zu Gesicht, und mit freudigem Staunen sehen wir, wie der Umfang und Gehalt dieser vaterländischen Publikation indiesmal wiedessen gewachsen ist. Auch der sind die Beiträge Paul Bailleus die Seele des Bandes. Seine Veröffentlichungen über die Brautzeit der Königin Luise, für die ihm alle Schätze der Staats- und Familienarchive zur Verfügung standen, fügen dem anmutvollen Bilde der preußischen Königin manch neuen Zug hinzu, darunter keinen, der sie nicht noch lieblicher und für die preußische Politik jener traurigen Zeit bedeutender erscheinen ließe. Idyllische Glückseligkeit atmet der bräutliche Briefwechsel des jungen Paares, der zwar, der Sitte der Zeit entsprechend, französisch geführt ist, aber doch überall die unverkünstelte Sprache des Herzens spricht, um im Überschwang des

v. Blumenthal

Augenblicks, wo das Gefühl die kalten Bande der Etikette durchaus nicht mehr ertragen kann, kurzerhand in die traute deutsche Muttersprache überzugehen. Auch der übrige Inhalt des starken Bandes zeigt, wie sich die Familiengeschichte der Hohenzollern ohne Zwang zur Kunst- und Kulturgeschichte ihrer Zeit erweitern läßt. So schildert **O. Krauske** den Hof Friedrich Wilhelms I., so zeichnet der Herausgeber selbst den Kupferstecher, Illustrator und Drucker der fridericianischen Werke, Georg Friedr. Schmidt, so hebt ein anderer Mitarbeiter in einer lebensvollen biographischen Skizze die erste preußische Herzogin Dorothea (gest. 1547) aus unverdienter Vergessenheit, während andere die Handschriften der alten Hohenzollernschen Kurfürsten und der brandenburg-preußischen Regenten vom Anfang des sechzehnten bis Ende des neunzehnten Jahrhunderts, die Schaumünzen der Hohenzollernherrscher in Brandenburg-Preußen, die Prunkdosen Friedrichs des Großen und anderer behandeln. Besonders reizvolle und intime Blicke in das Hofleben Friedrichs des Großen eröffnen des Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld Mitteilungen über Karikaturen der damaligen Zeit. Wie diesem Beitrage, so sind auch fast allen anderen aus den Schätzen des Hohenzollern-Museums und des Kgl. Schlosses zahlreiche Abbildungen aller Art: Bildnisse, Gemälde, Zeichnungen, kunstgewerbliche Gegenstände, Faksimilia u. s. w. in prächtigen Wiedergaben beigefügt. An der Schwelle des jüngsten Bandes grüßt ein weihevoller Nachruf die Kaiserin Friedrich, deren Büste nach einem Bildwerk von Reinhold Begas einen besonderen Schmuck des Jahrbuches ausmacht.

Aus der bereits mehrfach erwähnten Kirchheimschen Monographiensammlung hat kein Beitrag so viel Aufsehen und Beachtung erregt wie Martin Spahns Buch über den **Großen Kurfürsten** (Mainz, Franz Kirchheim; in Leinen geb. 4 Mk.). Ein gut Teil dieses Aufsehens fällt in das Gebiet der politischen Tagesinteressen und darf deshalb füglich hier ausgeschaltet werden. Aber auch dann bleibt noch genug übrig, was diese Veröffentlichung zu einer außergewöhnlichen Erscheinung stempelt. Man weiß, daß die „Weltgeschichte in Charakterbildern" ein ausgeprägt katholisches Unternehmen ist, wenn ihr Prospekt das Wort „katholisch" auch ängstlich vermieden und dafür ihren Standpunkt als den des „positiven Christentums und warmherziger deutscher Gesinnung wie unbeirrter Forscherredlichkeit" bezeichnet hat. Da mußte es denn auffallen, daß einer der Herausgeber gleich zu Anfang, gleichsam programmatisch, mit einem Charakterbilde des „Großen Kurfürsten" hervortrat, den er noch dazu im Untertitel als den Hauptträger der „Wiedergeburt Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert" kennzeichnete. Sätze in dem „Geleitwort" bestärkten die Erwartung von etwas Besonderem und Eigenartigem. So wenn Spahn aussprach, daß nach seiner Auffassung mit dem Dreißigjährigen Kriege bereits eine Besserung der deutschen Zustände eingetreten sei, dank der Klärung und Erfrischung, die sie durch diese gewaltige Bewegung erfahren hätten. Mit nichten huldigt er der Anschauung, daß sich das sonst so triebkräftige deutsche Wesen damals ganz in sich zurückgezogen habe, sieht vielmehr, je inniger er sich in die Zeit vertieft, mehr und mehr von seinem Weben und Wirken sich erschließen, so daß er „den alten Standpunkt überhaupt verließ und einen anderen, erhebenderen wählte". Ihm ist der vielgescholtene Dreißigjährige Religionskrieg nichts mehr und nichts weniger als ein „Zeichen nationaler Erhebung", wie ihm der Jesuitenorden als ein wesentliches Mittel zur Erneuerung des Katholicismus gilt. Dabei darf man aber nicht etwa glauben, daß Spahn ein Freund der unversöhnlichen Extreme ist. Im Gegenteil ist seine Absicht, zu vermitteln und auszugleichen, unverkennbar. Preußen und seinem Großen Kurfürsten enthält er keinen Augenblick den Ruhm vor, die neue Zukunft der Nation vorbereitet zu haben. Mit schwärmerischer Liebe fast und einem feinspürigen Nachempfinden hat er sich in Leben und Thun des Herrschers eingefühlt, mit schwunghafter, stolzer Begeisterung erfüllt ihn die Jugendzeit Preußens und die sich regende Triebkraft des deutschen Wesens. Mögen andere, etwa Martin Philippson in seinem mehrbändigen Werke, den Großen Kurfürsten objektiver und historisch kritischer dargestellt haben — aus seiner Subjektivität macht der junge Gelehrte gar kein Hehl —, mag man die Vollständigkeit und Abrundung vermissen und manches wissenschaftlich nicht genügend fundiert oder zu schroff ausgedrückt finden — als nationale Bekenntnisschrift aus katholischem Lager begrüßen wir in Spahns synthetischem „Versuch" ein sehr erfreuliches Zeichen einer den Konfessionshader mit friedlichen Waffen des Geistes überwindenden besseren Zeit. Auch die bilderreiche Sprache, von mannigfachen, namentlich künstlerischen Interessen des Verfassers Zeugnis ablegend, mag trotz einiger Schwülstigkeiten seiner Frische wegen gerühmt werden. Die Auswahl des Bilderschmucks (außer einer Karte 93 Bildnisse und 138 Textabbildungen) zeugt von Umsicht und Geschmack und berücksichtigt fast alle Gebiete des geistigen und öffentlichen Lebens im siebzehnten Jahrhundert.

Was dem Großen Kurfürsten zu erreichen nicht vergönnt war, hat dann ein Jahrhundert später Friedrich der Große bis zu einem gewissen Grade erfüllt. Neue Veröffentlichungen über den großen Preußenkönig selbst liegen augenblicklich nicht vor, dafür verweisen wir mit wärmster Empfehlung auf die kürzlich erschienene zweite Auflage von Reinhold Kosers klassischem Werk **Friedrich der Große als Kronprinz** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.; 272 Seiten). Das Werk fußt bekanntlich auf den Beständen des Königl. Hausarchivs und des Königl. Geh. Staatsarchivs und auf mancherlei sonstigem, bis dahin unbenutztem Quellenmaterial. Seit dem Erscheinen der ersten Auflage (1886) wurde unserer Kenntnis neues urkundliches Material vermittelt,

namentlich aus ausländischen Archiven, das der Verfasser nicht nur benutzt, sondern, was mehr ist, kritisch in seine künstlerisch wunderbar abgerundete Darstellung ohne Bruch und Sprung verarbeitet hat. Bibliographische Nachweise und kritische Belege sind in den Anhang verwiesen. — An die Ergründung eines außerordentlich interessanten historisch-psychologischen Problems, an die „innere Biographie“ der **Bayreuther Schwester Friedrichs des Großen,** macht sich der Erlanger Universitätsprofessor Richard Fester in einem Paul Heyse gewidmeten und demgemäß auch in der Form möglichst künstlerisch gehaltenen „Versuch“ (Berlin, Gebrüder Paetel). Der eigentliche Wert des Buches aber liegt in den thatsächlichen neuen Aufschlüssen, die es uns über das Problem der im Titel angedeuteten Geschwisterfreundschaft giebt. Namentlich das Bibliotheksvermächtnis der Markgräfin an die Erlanger Universität erweist sich als sehr ergiebig. Diesem thatsächlichen Gehalt des Werkes zuliebe möchten wir in kurzem auf die fesselnde Gestalt der Markgräflichen Memoirenschreiberin in einer besonderen Abhandlung zurückkommen; für heute mag dieser Hinweis auf die außerordentliche Wichtigkeit der Festerschen Publikation genügen.

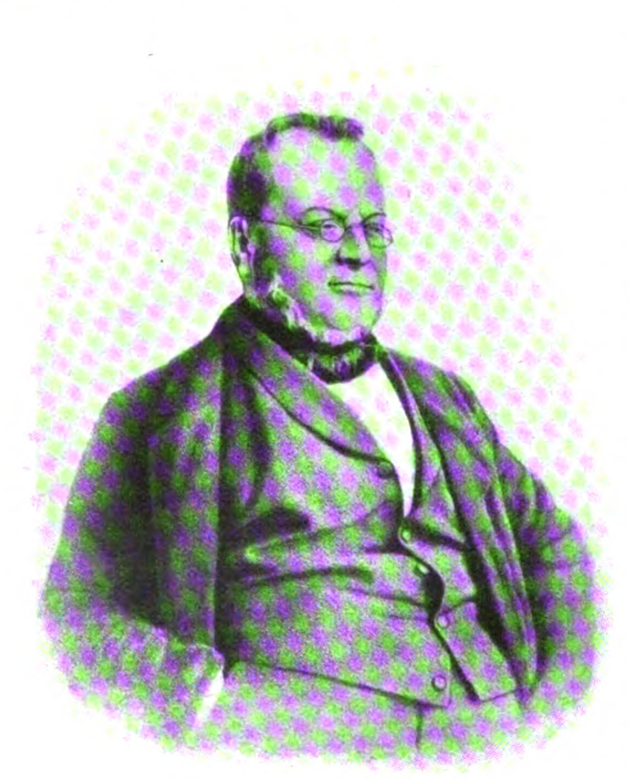
Die napoleonische Zeit erfreut sich nach wie vor in der historischen Forschung der lebhaftesten Sympathie. Unter dem Titel **Das Erwachen der Völker** giebt, was zunächst erwähnt zu werden verdient, Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung, Archivar am Geh. Staatsarchiv in Berlin, unter Mitwirkung Prof. Dr. Fourniers in Wien, des Generalleutnants von Bardeleben, des Generalmajors Krahmer und Prof. Edm. Meyers ein reich illustriertes zweibändiges Werk heraus (Berlin, C. 2, Verlag von J. M. Spaeth), das das gesamte Zeitalter Napoleons umfaßt. Im Mittelpunkt des zweiten Bandes (geb. in Prachtband Mk. 8,50) steht Preußen mit seinen Freiheitskriegen. In Wort und Bild lernt der Leser die großen Männer jener großen Zeit kennen: einen Stein, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York und andere; an ihre Seite aber treten die Hauptträger der nationalen Erhebungen in Spanien, Rußland und England, und auch der unterliegende Teil, Frankreich mit seinen berühmten Marschällen, kommt voll zur Geltung. 450 Bilder, Karten und Pläne begleiten den Text, deren einzelne Abschnitte fachmännisch geschulten Kräften zugewiesen sind. Daß diese nicht alle dem Ideale einer anschaulichen, Vergangenes wahrhaft lebendig machenden Darstellung gerecht geworden sind, wird sich der redigierende Herausgeber am allerwenigsten verhehlen. Namentlich die militärischen Mitarbeiter lassen sich von ihrem Stoffe allzusehr beherrschen. Der Herausgeber selbst hat die Epoche der „Hundert Tage“ behandelt, über die wir durch reiches Material freilich besonders gut unterrichtet sind; Dr. Fournier nicht minder trefflich Napoleon und seinen Hof geschildert. Kürzer, aber auch nüchterner faßt sich Dr. Edmund Meyer in dem Schlußkapitel über die Verbannungsjahre von St. Helena. Mit dem Bilderreichtum des Werkes kann sich kein anderes deutsches über denselben Gegenstand messen, man müßte denn die vor einigen Jahren bei Schmidt u. Günther in Leipzig erschienene, wahl- und geschmacklos nebeneinander und aufeinander gestapelten Clichéabdrücke ihrer überlegenen Fülle wegen vorziehen. — Was sonst an authentischen Denkwürdigkeiten aus der napoleonischen Zeit neu ans Licht getreten oder dem deutschen Lesepublikum durch Übersetzungen zugänglich geworden ist, wird von General de Thiébaults **Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs** weit in den Schatten gestellt. Leider liegt bisher nur der erste Band dieses französischen Memoirenwerkes vor (347 Seiten; Stuttgart, Robert Lutz), doch kann schon jetzt über die Wichtigkeit und den geschichtlichen Wert dieser Aufzeichnungen auch für unsere vaterländische Geschichte kein Zweifel herrschen. Allerdings hat Thiébault, dessen Vater wir übrigens das seiner Zeit hier besprochene Werk über „Friedrich den Großen und seinen Hof“ (ebenda) verdanken, an den Feldzügen in Deutschland, mit Ausnahme des Krieges gegen Österreich im Jahre 1805 und der Schlacht bei Austerlitz, nicht teilgenommen, aber er ist trotzdem in bedeutsamen Augenblicken in Beziehungen zu deutschen Landen getreten. In Berlin geboren, hat er in der preußischen Hauptstadt auch seine Knabenjahre verlebt und so einen starken, bleibenden Eindruck von dem großen König mit in seine französische Heimat genommen. Dann war er 1806/7 Gouverneur von Fulda und 1813 Gouverneur von Lübeck, und was er uns aus dieser Zeit erzählt, würde allein schon eine deutsche Bearbeitung seiner Memoiren rechtfertigen. Mit der Einschließung in Hamburg unter Davoust schloß Thiébaults militärische Laufbahn in Deutschland ab. Im übrigen war er in Italien und hauptsächlich in Spanien thätig. Seine Beziehungen zu Napoleon wurden wesentlich dadurch bestimmt, daß er sich beim Staatsstreich des 18. Brumaire nicht auf die Seite des Ersten Konsuls stellte. Zusammenhängende Darstellungen der kriegsgeschichtlichen Ereignisse soll man von seinen Aufzeichnungen nicht erwarten; dafür mögen die Blicke, die er uns sozusagen hinter die Coulissen des Welttheaters thun läßt, entschädigen. Wir kommen auf das Werk ausführlicher zurück, sobald es sich ganz übersehen läßt; doch mag noch ausdrücklich bemerkt werden, daß auch der erste Band für sich mit der Fülle seiner scharfen Beobachtungen und charakteristischen Anekdoten eine genußreiche Lektüre abgiebt. — Eine Reihe von einzelnen Episoden aus dem Lebens- und Thatengange Napoleons I. behandeln vier neue Veröffentlichungen des Leipziger Verlages von Heinrich Schmidt u. Karl Günther, der sich immer mehr zu einem „deutschen Napoleonverlage“ ausbildet. Nach authentischen Quellen schildert Henry Perl (eine Dame) zunächst **Napoleon I. in Venetien** (Leipzig, Schmidt u. Günther; geh. Mk. 2,60, geb. Mk. 3,60). Die in vielerlei Büchern, Akten und sonstigen Manuskripten ver-

streuten Geschichtssplitter aus der napoleonischen Ära Venetiens sind hier übersichtlich zu einem Ganzen vereinigt. Doch ist dabei im Auge zu behalten, daß die Erscheinung des Korsen in dem vorliegenden Werke nur vom venetianischen Standpunkt beleuchtet ist, und daß es sich im wesentlichen um Schilderungen von Augenzeugen handelt, die wohl gewissenhaft Scherz, Ernst und Spott verzeichnet haben, die aber doch nur dem Augenblick dienen wollten und also nicht das Verantwortlichkeitsgefühl geschichtlicher Registratoren zu haben brauchten. Das Werk Perls hat deshalb eigentlich nur kompilatorischen Wert, wird aber bei der Unzugänglichkeit der einschlägigen Quellenwerke doch vielen Lesern gerade in Deutschland willkommen sein. Stil, Interpunktion und Druck des Buches könnten sorgfältiger sein; sie verraten den weiblichen Verfasser. — Gleichzeitig bringt die Verlagshandlung eine deutsche Übersetzung des Werkes von Friedrich Masson: **Die verstoßene Josefine 1809—1814** auf den Markt (reich illustriert; geh. 6 Mk., geb. Mk. 7,50). Masson ist unstreitig einer der besten Kenner des napoleonischen Zeitalters, und seine Beziehungen zu den Bonapartes haben ihm zudem Quellen erschlossen, die bisher noch nicht ausgeschöpft sind. Die Übertragung von Oskar Marschall von Bieberstein liest sich recht angenehm; auch seine erläuternden Anmerkungen werden dankbar aufgenommen werden. — Eine wesentlich auf militärwissenschaftlicher Grundlage fundierte Darstellung des **Feldzuges von 1812** giebt Freiherr von der Osten-Sacken und von Rhein in einer Schrift, die sich trotz ihres Studiencharakters zu einem plastischen Bilde des Feldzuges rundet, und die deshalb auch unter den Laien Anklang finden wird (Berlin W. 50, Vossische Buchhdlg.; geh. 8 Mk., Halbfrz. geb. 10 Mk.). — In seiner zwischen Wahrheit und Dichtung nicht immer ganz einwandfrei vermittelnden Weise erzählt Moritz von Kaisenberg, der durch seine „Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot" berühmt gewordene Verfasser, den „Roman eines Enterbten", des Herzogs von Reichstadt. Sein Buch L'Aigle et L'Aiglon, **Napoleon I. und sein Sohn** (Leipzig, Schmidt u. Günther; geh. Mk. 7,50, geb. 10 Mk.) zeichnet sich wieder durch eine Fülle von geschickt verarbeitetem, meist unanfechtbarem Quellenmaterial aus; sobald sich aber eine Lücke aufthut — und das ist nicht selten der Fall —, springt dem Historiker der Romancier helfend zur Seite und füllt die tote Strecke mit desto blühenderen Blumen der Phantasie. Liebhaber dieses Genres werden an der Darstellung, die überdies auch des bildlichen Schmuckes nicht entbehrt, ihre Freude haben, zumal auch der Stil Kaisenbergs die leuchtendsten Farben auf der Palette hat. — Die Verwertung von bisher noch unbekanntem Material, das im wesentlichen aus zeitgenössischen Quellen fließt, ist auch der Hauptvorzug des Lebensbildes, das der schreibfertige Turquan über **Stephanie, Großherzogin von Baden**, eine Adoptivtochter Napoleons I., entworfen, Oskar Marschall von Bieberstein ins Deutsche übersetzt hat (ebenda; geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 4,60). Die „wahrscheinliche Mutter von Kaspar Hauser" erscheint hier in ganz neuer Beleuchtung; wenn wir der Darstellung trauen dürfen, dann hat sich Napoleon selbst für seine Adoptivtochter so lebhaft interessiert, daß die Eifersucht von Josefine erregt wurde. — Eine äußerst fesselnde und lehrreiche Studie verdanken wir Paul Holzhausen, der es unternommen hat, all die Reflexe aufzufangen und zu sammeln, die **Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung** hervorgerufen hat (Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg; geh. 3 Mk.). Derselbe Verfasser hat uns, wie hier angefügt werden mag, in einer fast gleichzeitig erschienenen litterar- und kulturhistorischen Studie **Der Urgroßväter Jahrhundertfeier** geschildert (Leipzig, Ed. Avenarius). Er hat es sich in richtiger Erkenntnis seiner Aufgabe dabei hauptsächlich angelegen sein lassen, die Menschen jener Zeit in ihren Gefühlen und Ausdrucksformen zu ergründen und die Zeitanschauungen zu kennzeichnen.

Auch die Geschichtsforschung hat ihre Stiefkinder. Zu ihnen gehört bis heute das Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen. In der Wissenschaft wie beim Publikum wird es mit derselben Gleichgültigkeit behandelt. Und doch liegen hier nicht minder denn in der Epoche nach dem Dreißigjährigen Kriege, die Spahn unter diesem Gesichtspunkt zuerst betrachtet hat, überall zarte und tüchtige Keime zu neuem Leben. Darum verdient schon eine Veröffentlichung, wie die im dritten Heft der „Bausteine zur Preußischen Geschichte" (Jahrg. I) dargebotenen **Briefe von Friedrich August von Stägemann an Karl Engelbert Ölsner aus den Jahren 1818 und 1819**, herausgegeben von Franz Rühl, von vornherein regste Beachtung (Berlin, Richard Schröder, Verlagsbuchhdlg. [vorm. Ed. Dörings Erben]; geh. 4 Mk.). Man erwarte keine hohen staatspolitischen Aufschlüsse, keine überragende Auffassung und Auslegung des dämmernden Zeitgeistes — hier äußert sich nur schlicht und ungekünstelt eine Dutzendpersönlichkeit, die es nur zu einer gewissen Ruhe und Behaglichkeit den wirren Erscheinungen ihrer Tage gegenüber gebracht hat und deshalb die Stimmungen klarer wiederspiegelt als viele andere. Gerade diese Durchschnittsverfassung des Briefschreibers aber macht die Veröffentlichung für den Geschichtsfreund so wertvoll. Stägemann führt sozusagen dem Berliner Philister von 1818/19 die Feder, registriert alles das, was man sich auf den Gassen und in den Cafés über die volkstümlichen Männer zu erzählen weiß, streut reichlich litterarische Reflexionen und Mitteilungen hinein und zeigt sich dabei immer gut unterrichtet, als ein „Kenner der Dinge und Menschen, mit offenem Sinn für die Bewegung der Zeit". Somit gewähren diese vertrauten Briefe wirklich einen wertvollen Beitrag zu unserer Kenntnis der Stimmungen und Vorgänge während der preußischen Reaktionszeit.

Abgesehen von Preußen, blüht augenblicklich in keiner deutschen Landschaft die Geschichtswissen-

schaft und das Geschichtsinteresse lebhafter als in Baden. Eine ganze Anzahl inhaltreicher neuer Publikationen, von denen wir hier nur die wichtigsten besprechen können, legt davon auch dies-



mal Zeugnis ab. In die napoleonische Zeit reichen noch zurück die **Erinnerungen aus dem Hofleben**, die der badische Archivrat Dr. Karl Obser aus dem Nachlaß der Baronesse Karoline von Freystedt herausgegeben hat (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.; Fürstenausgabe auf Büttenpapier in Ganzleder geb. 12 Mk.). Die Verfasserin ist einunddreißig Jahre hindurch (1801 bis 1832) Hofdame der Markgräfin Amalie von Baden gewesen, deren Wohlwollen und Zutrauen sie in außerordentlichem Maße besaß. Bruchstücke der Erinnerung aus jener Zeit sind der Inhalt dieser Blätter; die großen geschichtlichen Begebenheiten und Persönlichkeiten der napoleonischen Zeit die Hauptakteure. Im Mittelpunkte aber steht die scharf ausgeprägte Gestalt der badischen Markgräfin: würdig und fest auch dem Korsen gegenüber. Mit hellen Augen und warmem Gemüt nimmt sie teil an dem Wohl und Wehe ihrer Umgebung und ihrer weitausgedehnten fürstlichen Bekanntschaft. Eine der interessantesten Stellen des Buches ist der Bericht ihrer Unterredung mit Napoleon über die Verheiratung des Erbprinzen mit Stephanie Beauharnais, der späteren Großherzogin (vgl. S. 556 die Besprechung der Schrift, „Stephanie von Baden, eine Adoptivtochter Napoleons“). Sie wendet als letzte Ausflucht ein: „Si du moins elle était de votre sang, de votre famille!“ — „Eh bien, je l'adopte,“ erwidert Napoleon. Das Leben der Markgräfin, wie es sich hier getreulich wiederspiegelt, war an Glück und Trübsal überreich: sie sah ihre Töchter in seltener Schönheit erblühen und eine glänzende Zukunft sich ihnen eröffnen, sie erlebte Napoleons Fall und durfte im Bruchsaler Schlosse die Huldigung der siegreichen Monarchen, darunter die ihres Schwiegersohnes, des Zaren Alexander I., entgegennehmen. Aber auch tiefes Unglück suchte sie heim: im kräftigsten Mannesalter wurde ihr der Gemahl entrissen, in der Blüte der Jahre sank ihr Sohn ins Grab, eine um die andere ihrer Töchter starb vor ihr dahin, und sie selbst traf das Schicksal völliger Erblindung. Aber über das Persönliche hinaus eröffnen sich uns überall fesselnde Ausblicke auf die allgemeine Kultur der Zeit und dann und wann auch auf die große Weltpolitik. Zwei sprechende Bildnisse der Fürstin, eins aus jungen, eins aus ihren alten Tagen, machen uns auch ihre sympathische äußere Erscheinung vertraut. — Von der **Badischen Landesgeschichte**, die hier bereits wiederholt Erwähnung gefunden hat, sind mittlerweile auch der dritte und vierte Band erschienen, die das Werk zum Abschluß bringen (Berlin, Rosenbaum u. Hart; jeder Band geh. Mk. 4,50, geb. 6 Mk.). Es beginnt mit dem Anfang des landständischen Lebens im Jahre 1819 und endet mit dem Jahre 1840; die folgende Periode (1840 bis 1849) ist einer besonderen Darstellung vorbehalten, die der Verfasser, Professor Leonhard Müller in Karlsruhe, unter dem Titel „Die politische Sturm- und Drangperiode Badens“ plant. Müller ist ein ausgesprochener Anhänger des Freisinns, wenn auch des badischen Freisinns, der sich von dem norddeutschen in wesentlichen Zügen unterscheidet. Historische Objektivität im strengsten Sinne des Wortes wird man also nicht erwarten dürfen, doch ist das Streben nach ruhig abwägender Gerechtigkeit ebenso unverkennbar wie das Bemühen, ohne den gelehrten Ballast allzusehr zu häufen, thatsächliche Unterlagen zu geben, die allenfalls auch ein eigenes Urteil ermöglichen. Die Darstellung bleibt bis zu Schluß klar, sicher und in gutem Sinne volkstümlich. Bezeichnend für

Müllers nationalen Standpunkt und seine warme Art, die Dinge zu betrachten, ist eine Stelle aus dem Vorwort des abschließenden vierten Bandes: „Wenn anders wir eine Tendenz gehabt haben, so bestand sie, in ein paar dürre Worte gekleidet, darin, daß wir ein Geschlecht, das von Ludwig Häußer sich zu Heinrich von Treitschke bekehrt hatte, einen frischen Trunk aus den Quellen haben thun lassen, den Alten zur Ehr, den Jungen zur Lehr. Indem wir mit der Erzählung von Rottecks Tode die Feder niederlegen, blicken wir noch einmal wie auf ein entschwundenes Ideal auf diese Zeit zurück, der Männer in Treuen gedenkend, die den modernen Staatsgedanken so rein und tief wie Liebenstein erfaßt, so opfer- und heldenmütig wie Rotteck verteidigt haben. Eine Generation, die solche Geister und Charaktere nicht mehr verstünde, an ihrem Beispiel sich nicht mehr emporzuringen vermöchte, wäre wert, daß sie zu Grunde ginge." — Wie an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts die tapfere, edle Markgräfin Amalie, so ragt an seinem Ausgang das hehre Bild des **Großherzogs Friedrich von Baden**, den der deutsche Kaiser, als er im Sommer 1889 zum erstenmal am Hofe in Karlsruhe erschienen war, mit schönem und treffendem Wort „die Verkörperung des Reichsgedankens" genannt hat. Zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum, das der Großherzog in voller Rüstigkeit und Frische am 24. April dieses Jahres feiern durfte, hat Ottokar Lorenz, Professor der Geschichte an der Universität Jena, ein Charakterbild von ihm entworfen, das sich, ohne irgendwo in unkritische Lobeshymnen zu verfallen, am Ende wie ein voller grüner Lorbeerkranz um die Stirn des hohen Jubilars legt. In edler, zu Herzen gehender Sprache zeichnet der Verfasser uns den Herrscher, den deutschen Fürsten, den sorgenden Landesherrn, den liebevollen Familienvater, den Förderer und Schutzherrn von Kunst und Wissenschaft. Ein Anhang bringt reichhaltige biographische Nachrichten nach meist handschriftlichen Quellen (Berlin, Gebr. Paetel; geh. Mk. 3,50).

Hier, wo wir bereits die Vorhalle des neuen Deutschen Reiches durchschritten haben, mag die geeignete Stelle sein, noch einmal in Erinnerung zu bringen, daß wir seit einiger Zeit eine billige Volksausgabe von Heinrich von Sybels klassischem Werke: **Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.** haben (München, R. Oldenburg), das auch nach den inzwischen erfolgten mannigfaltigen neuen Veröffentlichungen aus der Zeit und über die Zeit Wilhelms I. seinen Wert behauptet. Bekanntlich setzt Sybels durch Schärfe der persönlichen Charakteristik und Gedrungenheit des Stils ausgezeichnete Darstellung nach einem Rückblick auf die ältere Zeit bei dem ersten Versuch zur Schaffung deutscher Einheit ein und endet mit dem Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. Seit dem Erscheinen von Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" ist uns Sybels Werk noch unentbehrlicher geworden, da der große Kanzler sich überall auf ihn bezieht und so einen bleibenden Zusammenhang zwischen den beiden Werken schafft. Die neue, übrigens unverkürzte, ja sogar mit einem genauen Register versehene Ausgabe (in sieben Einzelbänden) kostet nicht mehr als 24,50 Mk.

Leben und Streben des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts schildert Dr. R. Schwemer in der schlichten, klaren Art, wie sie für B. G. Teubners Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens (37 Bändchen; geb. Mk. 1,25) längst bezeichnend geworden ist. Sein Büchlein über **Restauration und Revolution** verzichtet auf die Darlegung der breiten Masse des Stoffes und will nur die großen Richtlinien der Entwickelung abstecken, versucht dabei aber Ideen und Geschehen in die großen europäischen Zusammenhänge einzuordnen. — Mitten in die Revolutionszeit selbst führen uns die Lebenserinnerungen von Dr. Julius Wiggers (**Aus meinem Leben.** Leipzig, C. L. Hirschfeld), die besonders für die mecklenburgischen Verhältnisse belang- und aufschlußreich sind. Da das Buch bereits früher, in anderem Zusammenhange seine Würdigung gefunden hat (vgl. Dezemberheft 1901, S. 459), lassen wir es hier bei einer kurzen Empfehlung bewenden. — „Betrachtungen eines Achtundvierzigers" nennt Wilhelm Tobias die kritischen Ausführungen, die er in seinem Buche über **Theodor von Bernhardi und Theodor Goldstücker** niedergelegt hat (Berlin, Rosenbaum u. Hart; geb. 8 Mk.). Die Veranlassung zu diesen Darlegungen ist durch den fünften und sechsten Band des Memoirenwerkes „Aus dem Leben Theodor von Bernhardis" gegeben worden, wo dieser berichtet, daß er 1864 in London den Sanskritisten Goldstücker aufgesucht habe. Aus den zum Teil sehr ungünstigen Eindrücken, die Bernhardi von Goldstücker erhalten hat, werden nun nach der Ansicht des Verfassers so willkürliche und unrichtige Urteile hergeleitet, daß er, der langjährige Freund und Vertraute Goldstückers, sich verpflichtet gefühlt hat, dagegen Einspruch zu erheben und diesen Protest durch ausführliches Material zu belegen. Doch gehen die Mitteilungen und Ausführungen des Buches über diesen nächsten Anlaß weit hinaus und bringen zu der Geschichte namentlich der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mancherlei Neues und Wissenswertes bei.

Der erste Kaiser des neuen Deutschen Reiches hat nach Erich Marcks' von Rankischem Geiste getragener mustergültiger Biographie (Leipzig, Duncker u. Humblot; vierte Auflage) noch keine neue biographische Würdigung gefunden, die neben jenem Werke empfohlen zu werden verdiente. Doch hat derselbe Geschichtschreiber bei der Enthüllung des Kaiserdenkmals zu Heidelberg am 5. Dezember 1901 eine Rede über **Wilhelm I.** gehalten, die, auch die letzten Veröffentlichungen zu des Kaisers und des Fürsten Bismarcks Geschichte schon nutzend, ein kleines Meisterwerk historischer und menschlicher Charakteristik genannt werden muß (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung; zweite Auflage; mit einer

Abbildung des Kaiser Wilhelm=Denkmals zu Heidelberg von Adolf Donndorf; Preis 60 Pf.). — **Kaiser Friedrichs Tagebücher** über die Kriege 1866 und 1870/71, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien sind jetzt durch die Ausgabe von Margarete von Poschinger allgemein auch in Buchform zugänglich gemacht worden (Berlin W., Hermann Costenoble; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.). Die neue Ausgabe ist gegenüber der berühmten Geffckenschen Veröffentlichung sogar, wie der Titel schon sagt, um drei weitere Tagebücher des hohen Herrn bereichert. Sie beleuchten den Verfasser noch schärfer in seiner Eigenschaft als Feldherr (1866) und als ebenso fesselnden wie liebenswürdigen Schilderer von Land und Leuten des Südens. Auch wenn die litterarischen Qualitäten dieser Aufzeichnungen weit geringer wären, als sie thatsächlich sind, die hohe geschichtliche und persönliche Bedeutung bliebe dadurch unangetastet. — Im Anschluß hieran sei auf die warmherzige, erzieherische Rede hingewiesen, die Margarete Henschle **Zum Gedächtnis der Kaiserin Friedrich** bei der Trauerfeier der Victoria=Fortbildungsschule zu Berlin am 21. November 1901 gehalten hat. Sie ist im Druck im Verlage der Dürrschen Buchhandlung erschienen (Preis 50 Pf.).

Unter der Bismarck=Litteratur verdienen an erster Stelle Bismarcks eigene posthume Veröffentlichungen genannt zu werden. Der **Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen**, die zweibändige Publikation des Cottaschen Verlags „Aus Bismarcks Briefwechsel", diesmal in sehr vornehmer Ausstattung dargeboten, braucht hier nur erwähnt zu werden; einer Empfehlung bedarf er nicht. Der erste Band gehört ganz und allein dem Briefwechsel mit dem alten Herrn, der zweite umfaßt die übrigen, wichtigeren Korrespondenzen. Keines deutschen Hauses Bücherei wird diese Bismarckbücher entbehren können, keine wird sie entbehren wollen! Über das einzigartige Vertrauens= und Treueverhältnis der beiden Großen kann man hier allein sich die rechte, zuverlässige Belehrung holen. — Den Versuch einer „psychologischen Biographie" des Fürsten unternimmt Oskar Klein=Hattingen in seinem Werke **Bismarck und seine Welt**, von dem jedoch zunächst nur der erste Band (1815 bis 1871) erschienen ist (Berlin, Ferd. Dümmler; geh. 8 Mk., geb. 9 Mk.). Der Versuch darf von vornherein lauter Zustimmung, aber noch heftigeren Widerspruches gewiß sein. Nur der selbständig denkende und urteilende Leser wird sich den Inhalt mit Gewinn zu eigen machen können. Denn so viel Gerechtigkeit der Verfasser dem genialen Kanzler auch widerfahren läßt, im Grunde ist er doch ein völliger geistiger Antipode seiner Art, und die psychologische Mischung in Bismarcks Charakter ist ihm eher widerwärtig als sympathisch. Jedenfalls sind es völlig neue und selbständige, wenn auch zum Teil gekünstelte Gesichtspunkte, aus denen Klein=Hattingen seinen „Helden" betrachtet. Um so unerläßlicher ist es für jeden, der über Bismarck zur Klarheit kommen will, sich mit dem Buche zu beschäftigen und sich im Guten oder Bösen mit ihm auseinanderzusetzen. Auch im Nebenwerk ist mancherlei Eigenartiges und Eigenwüchsiges, das fesselt, selbst wenn es zunächst abstößt. Eine ausführliche Beurteilung des Werkes mag bis zu dem Zeitpunkt vorbehalten bleiben, wo das Ganze zu überblicken ist. — Auf ebeneren und festeren Pfaden wandelt Dr. Paul Liman in seinem Buche: **Fürst Bismarck nach seiner Entlassung** (Leipzig, Historisch=politischer Verlag), dessen Standpunkt sich schon durch die Widmung „Bismarcks Getreuen" kennzeichnet. Neue überraschende Mitteilungen und Aufschlüsse darf man freilich hier nicht erwarten, aber die harmonische Verarbeitung des verstreuten Materials erfreut auch da noch, wo man den Ton etwas ruhiger und historischer gewünscht hätte. In der Sichtung des Stoffes — denn Liman begnügt sich nicht mit dem billigen Ruhm eines bloßen Chronisten — wird man die Ausscheidung des Klatsches hinüber und herüber dankbar empfinden. Der Mensch Bismarck tritt uns zweifellos aus den acht Jahren nach seiner Entlassung am reinsten und unverfälschtesten entgegen. „In diesen Jahren," heißt es bei Liman, „wurde er der Weiseste der Welt und der Erzieher der Deutschen, der Erzieher zur Pflicht. Wer aber der Rosen gedenkt, darf auch der Dornen nicht vergessen; wer die Erfolge preist, muß auch weisen auf schlaflose Nächte; wer den Glücklichen rühmt, der forsche auch nach heimlichem Leid und heimlichem Wehe." — **Allerlei neue** (und alte) **Bismarckiana**, Anekdoten, Citate, Aphorismen von und über Bismarck, bringt in seiner bekannten kompilatorischen Art Dr. Adolf Kohut zu Markte (Leipzig, B. Elischer Nachfolger); **Bismarck als Künstler** nach den Briefen an seine Braut und Gattin würdigt in einer sehr feinsinnigen sprachlich=psychologischen Studie, die in die Tiefen des menschlichen Charakters dringt, Theodor Matthias (Leipzig, Friedrich Brandstetter). Die Schrift verdient in anderem Zusammenhange, in einer „Litterarischen Rundschau" über Sprachwissenschaftliches, wohl eine eingehendere Würdigung, sei aber schon hier allen feineren Geistern aufs wärmste empfohlen.

Wir wissen aus den Bekenntnissen Bismarcks, daß unter den großen Männern, die durch Rat und That schließlich die Einigung Deutschlands heraufgeführt haben, keineswegs immer volle und ungetrübte Harmonie herrschte. Vielmehr fehlte es nicht an harten Reibungen der führenden Männer aneinander, und je stärker die Einzelpersönlichkeiten waren, um so heftigere Funken sprühte es, wenn ein harter Kopf auf den anderen, ein stählernes Herz auf das andere stieß. Eine der ausgeprägtesten, aber auch selbstbewußtesten und eigenwilligsten Persönlichkeiten war zweifellos der Generalfeldmarschall Graf Blumenthal; wenn wir das aus anderen Quellen nicht wüßten, könnten es uns seine kürzlich veröffentlichten **Tagebücher** aus den Jahren 1866 und 1870/71 lehren (herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal; mit zwei

Porträts, von denen hier eins in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben ist, und einem Briefe Kaiser Friedrichs in Faksimiledruck; Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta). Namentlich der Gegensatz zu Bismarck tritt während der Belagerung von Paris scharf hervor; der Diplomat und der General können sich selten zusammenfinden. Doch versöhnt mit Scenen, die unverhüllt diesen Gegensatz zwischen den beiden hervortreten lassen, die Ehrlichkeit des Berichterstatters, der es verschmäht, mit billigem Treppenwitz die ursprüngliche Darstellung, wie sie aus dem erregten Augenblick geboren, hinterher dem thatsächlichen Verlaufe der Ereignisse entsprechend zuzustutzen. In der Unmittelbarkeit der Darstellung besteht deshalb der Hauptreiz der Blumenthalschen Tagebücher; ihr Hauptwert wird in den Mitteilungen und Zeugnissen über den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu suchen sein, dem Blumenthal in den beiden Kriegen als erster Berater zuerteilt war. Sein Verhältnis zu ihm war von außerordentlicher Wärme; ja manchmal will es einem scheinen, als suchten die Tagebücher mit Absicht, wenn auch gewiß in der ehrlichsten Überzeugung, das etwas deplacierte Urteil in dem bekannten, von den Österreichern aufgefangenen Brief aus dem Jahre 1866 durch verdoppelte Treue- und Dankbarkeitsbezeugung gegen den hohen Herrn gut zu machen. Blumenthals Aufzeichnungen sind an sich als verläßliche historische Dokumente nicht zu betrachten und nicht zu benutzen; nur zusammen und stetig verglichen mit denen Bismarcks, Roons und anderer werden sie wertvoll, für viele Episoden, so namentlich für die Tage von Sedan, sehr wertvoll, ja unentbehrlich.

Die neuere italienische Geschichte ist von der deutschen Forschung gegenüber der anderer europäischer Völker im allgemeinen etwas vernachlässigt worden. Unter den deutschen Gelehrten waren nur wenige, die sich in der historischen Kenntnis der italienischen Verhältnisse mit dem im vergangenen Jahre gestorbenen **Franz Xaver Kraus**, dem Freiburger Universitätsprofessor, Kunst- und Kirchenhistoriker, politischen und philosophischen Schriftsteller, messen konnten. Ein Charakterbild **Cavours** aus seiner Feder mußte deshalb von vornherein besondere Beachtung finden, zumal da es in der von Martin Spahn und anderen herausgegebenen „Weltgeschichte in Charakterbildern“ erschien (Mainz, Franz Kirchheim; mit einer Beilage in Lichtdruck, von der die Leser hier eine verkleinerte Nachbildung finden, und 65 Abbildungen; in Leinen geb. 4 Mk.). Zu bedauern ist, daß in Kraus' Buch für den Laien etwas gar zu viele Einzelkenntnisse vorausgesetzt werden, sonst aber verdient dieses litterarische Testament des ebenso fein- wie tiefsinnigen und tapferen Gelehrten die höchste Anerkennung und Bewunderung. Den großen Schwierigkeiten, die das Thema bietet, ist der Verfasser eher nach-, als aus dem Wege gegangen. So danken wir ihm eine Schilderung der Vorbereitungszeit der italienischen Einigung, wie wir sie in deutscher Sprache anderswo auch nicht annähernd so lebendig und klar finden. Glänzend geradezu darf der Stil Kraus' genannt werden; er wird der schwierigsten psychologischen Probleme spielend Herr, und auch das Kleinste und scheinbar Geringfügigste ist bei ihm von einer starken, zuweilen sogar glutvollen Empfindung durchwärmt.

F. D.

Neue Ausgaben deutscher Dichter

Auch in Deutschland ist nun wieder die künstlerische Freude am schönen Buch erwacht. England ging voran; wir haben vieles von ihm gelernt, manches allzu eilfertig und unkritisch nachgeahmt. Allmählich aber bildet sich auch bei uns ein eigener Stil heraus, der das Buch als Ganzes betrachtet und nach guter deutscher Art über der äußeren Form die Kultur des Inhalts nicht vergißt. So stellt sich die neue deutsche **Pantheon-Ausgabe**, die seit einiger Zeit im Verlage von S. Fischer (Berlin W.) erscheint, zunächst wohl als eine Nachahmung der berühmten englischen Temple-Ausgaben dar: hier wie dort sieht man eine Vereinigung von Eleganz und praktischer Brauchbarkeit angestrebt; aber der Ehrgeiz der deutschen Ausgabe geht über das englische Ideal der Buchausstattung denn doch noch hinaus. Mit feinem Geschmack in Antiqua auf Büttenpapier gedruckt, in zierlichem, doch keineswegs puppenhaftem Format, mit schmiegsamem, genarbtem Ledereinband, dem eine hübsch in den Raum gesetzte Vignette einen anmutig-aparten Schmuck giebt, sind die bisher erschienenen Bändchen unserer Pantheon-Ausgabe frei von allem falschen Schein, da die Behandlung ihres Inhalts hält, was das Aushängeschild verspricht. Der Grundsatz, nach dem ihre Form festgestellt wurde, war der: Büchlein herauszugeben, die nicht in einer Bibliothek verschlossen sein wollen. Der Leser soll sie, auf der Reise, auf Spaziergängen, in Stunden feiertäglicher Muße, bequem und mit Vergnügen benutzen können. Aber der Leser soll nicht etwa aus praktischen Gründen mit den Bändchen nur „vorlieb nehmen“, sondern sie sollen ihm — und das ist das gut Deutsche an dem Unternehmen — die entsprechenden Teile der großen Gesamtausgaben vollkommen ersetzen. Daher die besondere Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit der die Herstellung korrekter Texte betrieben wird. Deshalb zeichnen als Herausgeber der ersten drei Bändchen — man erschrecke nicht — drei deutsche Philologen. **Otto Pniower**, der sich durch seine exakten Fauststudien einen Namen gemacht hat, und der wohl, wenn wir den Schleier seiner Bescheidenheit lüften dürfen, die Seele des ganzen Unternehmens ist, hat den ersten Teil des **Goethischen Faust** herausgegeben und mit einer

prächtigen, nach Inhalt und Form gleich vollendeten litterarhistorischen Entstehungsgeschichte der Dichtung eingeleitet. Wer da weiß, wieviel Rätsel hier zu lösen, wieviel Rätsel hier in stiller, resignierter Gelehrtenbescheidenheit ungelöst zu lassen sind, wird die paar Seiten, Muster einer kritisch durchsichteten und plastisch durchgebildeten Darstellung, nicht anders als mit Bewunderung lesen können. An den „Faust“ reiht sich **Kleists „Michael Kohlhaas“**. Erich Schmidt hat an der Technik dieser herben Schöpfung eines bei uns lange noch nicht nach Gebühr geschätzten Dichters die ganze Meisterschaft seiner philologischen Kritik wie seiner bildkräftigen Verlebendigungskunst bewiesen. Als dritter im Bunde erscheint Shakespeare mit seinem unvergänglichen **Sommernachtstraum** (nach Aug. Wilh. von Schlegels Übersetzung), den Gregor Sarrazin eingeleitet hat. Ein Dichterbildnis in Lichtdruck ist jedem Bändchen beigegeben; der Preis der einzelnen Nummer beträgt 2 Mk.



Annette von Droste-Hülshoff.
Nach der Marmorbüste von A. Rüller.

Wie die moderne naturalistische Litteraturbewegung der achtziger Jahre im „Sturm und Drang“ des achtzehnten Jahrhunderts, so erkennt die neueste Litteraturrichtung ihr Spiegelbild gern in der Romantik des vergangenen. Nicht von ungefähr hat eine Ricarda Huch eine Psychologie der Romantischen Schule geschrieben, nicht von ungefähr hat sich Ernst Heilborn, der moderne Romanschriftsteller, zu Friedrich von Hardenberg so hingezogen gefühlt, daß er **Novalis' Schriften** in einer neuen kritischen Ausgabe herausgegeben (zwei Bände; Berlin, Georg Reimer; 10 Mk.) und alsbald eine ausführliche Biographie: **Novalis, der Romantiker** hat folgen lassen (ebenda; 3 Mk.). Freilich, auch der glückliche Zufall gab ihm für diese Arbeit einen Sporn: ihm allein stand der reiche handschriftliche Nachlaß des Dichters zur Verfügung, auf Grund dessen heutzutage allein eine förderliche Revision der bisherigen Novalis-Ausgaben möglich war. Die „Hymnen an die Nacht“ waren, um nur eins zu erwähnen, vor etlichen Jahren noch Streitobjekt der litterarhistorischen Forschung; heute kennen und halten wir die rhythmische Fassung dieses romantischen Gipfelwerkes. Das allein rechtfertigte und heischte eine neue Ausgabe. Anderes kommt hinzu. Heilborn erst hatte die Möglichkeit, die zahlreichen dichterischen Fragmente und Entwürfe von Novalis, die uns Tieck, Fr. Schlegel und Bülow so ungesondert durcheinander geworfen hatten, an ihre richtige Stelle zu rücken und uns den echten Faden des Dichters selbst in die Hand zu geben, an dem wir uns in die nur geschauten, nicht eroberten Fernen des „Heinrich von Ofterdingen“-Romans hineinzufühlen vermögen; Heilborn erst war in der glücklichen Lage, auch für die selbstbiographischen Zeugnisse des Dichters mancherlei Verwirrendes und das Verständnis Irreführendes aus dem Wege zu räumen und das Bild seiner Persönlichkeit um ein gut Teil freier und klarer hinzustellen. Im einzelnen hat die fachwissenschaftliche Kritik einige nicht ganz unerhebliche Fehlgriffe in der Datierung und Deutung der Nachlaßnotizen aufgewiesen und namentlich an der Biographie mancherlei als im specifischen Gewicht zu leicht befunden — das darf uns aber die Freude an dieser ersten würdigen und innerlich gestaltenden Ausgabe nicht vergällen. Sie ist bis heute die einzige, zu der greifen muß, wer Novalis in seiner Ganzheit überschauen und in seiner Entwickelung verstehen will.

Zugleich mit der Romantik ist erst in der Gegenwart eine jüngere Dichterin zu vollen Ehren gekommen, die nur lose an die Romantik angeknüpft hat, sonst aber ihre eigenen Wege gegangen ist und namentlich das Evangelium des Individualismus aufs schroffste abgelehnt hat: Annette von Droste-Hülshoff. Diesmal war es die moderne Bewegung der „Heimatkunst“, die die westfälische Dichterin von neuem auf den Schild hob, diese Dichterin, die „mit überquellendem Herzen der Heimat dankte, daß sie sie in alter treuer stiller Art festhielt“. Auf die Dauer aber würde diese immerhin nicht ganz tendenzlose „Rettung“ schwerlich stand halten, wenn hinter dem katholischen Edelfräulein nicht litterarische Gaben ständen, die ihr an sich eine hohe künstlerische Bedeutung sicherten und ihr in der That den Anspruch auf den Namen der

„größten deutschen Dichterin" gäben. Die Intimität ihrer Lyrik, die hinreißende, bezwingend düstere Gewalt ihrer Balladen und die plastische Schilderungskunst landschaftlicher Eigentümlichkeiten stehen zur damaligen Zeit einzig da und haben auch heute noch nichts von ihrem ursprünglichen Zauber eingebüßt. In die deutsche Hausbibliothek gehört deshalb nicht bloß eine Auswahl ihrer Werke oder Gedichte, wie sie in letzter Zeit Wilh. von Scholz zusammengestellt, sondern ihre **Gesammelten Werke,** wie sie Wilhelm Kreiten auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses ergänzt, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen im Verlage von Ferdinand Schöningh (Paderborn) herausgegeben hat (vier Bände). Den Werken geht hier eine ausführliche, hauptsächlich auf dem Hülshoffer Nachlaß fußende Charakteristik der Dichterin voraus (zweite Auflage), die einen ganzen Band (525 S.) füllt. Sehr sorgfältig sind die Anmerkungen, Lesarten und sonstigen Erläuterungen behandelt; auch die Ausstattung wirkt sehr ansprechend, nicht zuletzt durch ihren bildlichen Schmuck, von dem hier mit dem Bildnis der Dichterin eine Probe gegeben wird.



Heinrich Seidel.

Im Vorübergehen sei auch hier wieder der neuen **Hebbel-Ausgabe** gedacht, die Richard Maria Werner nach historisch-kritischen Gesichtspunkten herausgiebt (Berlin, B. Behr [E. Bock]). Das Ganze soll zwölf Bände (je Mk. 2,50) umfassen, wovon fünf den Dramen und dramatischen Fragmenten, zwei den Gedichten, je ein Band den Erzählungen und historischen Schriften und zwei den kritischen Arbeiten gewidmet sein sollen. Uns liegt vorläufig nur der erste Band vor, der die drei Dramen „Judith," „Genovefa" und „Diamant" vereinigt. In historisch-kritischen Einleitungen unterrichtet der Herausgeber über die Entstehungsgeschichte und die weiteren Schicksale jedes einzelnen dieser Dramen. Eine eingehendere Charakteristik der wichtigen Ausgabe wird erst möglich sein, wenn wir auch die anderen Bände überblicken können, die die Nibelungendramen, die „Maria Magdalena" u. s. w. bringen. —

Derselbe Verlag, in dem alle Einzelwerke Robert Hamerlings herauskamen (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vorm. J. F. Richter] in Hamburg), hat nun auch eine Volksausgabe von **Hamerlings Werken** erscheinen lassen (4 Bände; geb. 20 Mk.). Rosegger, der nicht müde geworden, dafür zu werben, hat ein Geleitwort dafür geschrieben, aus dem ebensoviel warme Freundschaft wie ehrliche Bewunderung spricht. Die Auswahl und Durchsicht dagegen war dem Hamerling-Biographen Dr. Michael M. Rabenlechner anvertraut, der wohl als der genaueste Kenner der Hamerlingschen Dichtung gelten darf. Wie schon der Titel sagt, liegt hier keine Gesamtausgabe vor, sondern nur eine Auswahl der Hamerlingschen Werke; diese aber übergeht nichts, was unter den dichterischen Schöpfungen Hamerlings irgend auf bleibende Bedeutung Anspruch erheben darf. Sie beginnt mit der Epik und bringt an erster Stelle die Dichtung, die zuerst Hamerlings Namen bekannt gemacht hat, das Epos „Ahasver in Rom", ein ästhetisch gewiß nicht unanfechtbares Werk, aber ebenso zweifellos diejenige Dichtung, die für seine in grellen Farben und hohen Tönen schwelgende Sinnenglut am bezeichnendsten ist. Ihr reiht sich der „König von Sion", dies üppige Gemälde aus der Wiedertäuferbewegung Münsters, an. Lieblichere Blüten treibt Hamerlings Formkunst im Garten der antiken Phantasie, wenn er des Apulejus Märchen „Amor und Psyche" zu neuem Leben erweckt, während der „Homunculus" mit scharfem Spott unsere „künstliche Zeit" geißelt und so eine Kritik der modernen Gesittung liefert. Von den Dramen sind „Danton und Robespierre" sowie der „Teut" aufgenommen, ein Festspiel, das zur Verherrlichung der deutschen Einheit geschrieben ist und uns den österreichischen Dichter im vollen Strahlenkranze seiner deutsch-patriotischen Begeisterung zeigt. Von der Hamerlingschen Lyrik („Sinnen und Minnen" — „Blätter im Winde" — „Venus im Exil" u. s. w.) hätte eine Volksausgabe wohl einiges entbehren können; denn so reich und sicher sich Hamerling in der Form zeigt, seine lyrische Stoffwelt läßt Umfang und Tiefe vermissen, um einen starken Band damit zu bestreiten. Dagegen durfte die „Aspasia" (vierter Band) nicht fehlen, so sehr man heute über den „Roman" die Achsel zucken mag. Als kulturgeschichtliches Gemälde aus der Blütezeit Athens wird sie, namentlich unter der humanistisch gebildeten Jugend, immer wieder ihre Bewunderer und Verehrer finden. Die Ausgabe verdient auch ihrer sauberen und gefälligen Ausstattung wegen alle Anerkennung.

Von Hamerling zu Heinrich Seidel, dem Verfasser von „Leberecht Hühnchen" — ein wei-

ter Weg. Weht dort der Sirokko glühender Sinnlichkeit, so raschelt hier ein leiser Abendwind durch lispelnde Blätterkronen, kühlend und erquickend nach heißer Tagesarbeit. Einen „Poeten des Glücks“ hat man Seidel wohl genannt und damit den heiteren, verklärenden Optimismus seiner Weltanschauung, der tragischen Konflikten und verzwickten Problemen des Lebens gern aus dem Wege geht, gut getroffen. Sein gemütvoller, doch immer etwas oberflächlicher Humor hat für die Schmerzen und Wunden unserer Zeit kaum das rechte Verständnis; aber er weiß eine stille, vom lauten Weltgetriebe weit entfernte, friedliche Insel, darauf die Kranken und Müden Ruhe und Heilung finden. Daraus erklärt sich, daß er sich trotz der „Ungunst der Zeit“ seine treue Gemeinde bewahrt hat. Am 25. Juni dieses Jahres wird er sechzig Jahre. Aber nicht im idyllischen Mecklenburg, seiner Heimat, wo ihn seine Freunde und Leser suchen möchten, feiert er diesen Tag, sondern in der modernen Großstadt Berlin, die ihn nun schon seit fast vierzig Jahren beherbergt. Er selbst hat den Lebensgang, der ihn hierher geführt, in dem liebenswürdigen Plauderbande „Von Perlin (in Mecklenburg) bis Berlin“ mit guter Laune erzählt. Ingenieur von Beruf — die Eisenhalle des Anhalter Bahnhofes in Berlin ist sein Werk —, hat er lange Jahre als Techniker im praktischen Leben gestanden, bis er sich 1880 ganz und ausschließlich seinen schriftstellerischen Arbeiten widmen konnte. Seine mecklenburgische Heimat aber hat ihn auf all seinen dichterischen Wegen begleitet: seine „Vorstadtgeschichten“, wie seine „Geschichten und Skizzen aus der Heimat“, ja auch seine „Berliner Skizzen“ — sie alle holen sich ihr Bestes und Tiefstes aus dem Behagen am unvergessenen Lande der Seen und Buchen. Diese sonnige Freude am Idyllischen, nicht am Glanz, wohl aber am heiteren Schimmer des Lebens sichert seinen Erzählungen die Dauer; sie, gerade in aufgeregten Zeiten die Sehnsucht des Menschengeschlechtes, hat ihm während der Hochflut des Realismus und Naturalismus in der Dichtung seine Bedeutung bewahrt. Seine **Erzählenden Schriften**, die vor einiger Zeit in neuer, wohlfeiler Ausgabe in dem J. G. Cottaschen Verlage erschienen sind (vollständig in 53 Lieferungen zu je 40 Pf. oder in 7 Bänden: 1.: Leberecht Hühnchen; 2. und 3.: Vorstadtgeschichten; 4. und 5.: Geschichten und Skizzen aus der Heimat; 6.: Phantasiestücke; 7.: Aus meinem Leben), sind eine Schatzgrube für friedliche und fröhliche Unterhaltung am häuslichen Herd. Stille und Heiterkeit, Gesundheit und Frische geht von ihnen aus, und jeder Band Seidel lehrt uns von neuem, daß mitten zwischen all dem bösen Unkraut dieser Welt doch auch die Wunderblumen der Freude und des Lebensgenusses blühen, an denen wir nur allzuoft nichtachtend vorüberschreiten. F. D.

Die Philosophie der Langlebigkeit von Jean Finot (Berlin, Herm. Walther) ist so recht das, was man ein interessantes Buch nennt. Dem Thema ist unsere erregteste Aufmerksamkeit sicher, und die Darstellung fesselt auch, da sie weder mit poetischen Bildern noch mit unterhaltenden Anekdoten spart. Schade, daß der Verfasser seinen Ausführungen alle möglichen Daten und Experimente zu Grunde legt, die nur zum Teil stichhaltig sind. Seine Behauptungen sind die folgenden. Die durchschnittliche Lebensdauer hat im letzten Jahrhundert zugenommen, und auch das hohe Alter braucht nicht stumpf und zwecklos zu sein. Könnte die Überzeugung einer allgemeinen und erfreulichen Langlebigkeit sich verbreiten, so würde sie diese durch eine Art Suggestion unterstützen und vermehren. Auch nach dem Tode lebt der Körper, denn er erzeugt Myriaden lebender Wesen in der Tiefe des Grabes; daher wäre es richtiger, nach uralter Sitte Speise und Trank in die Gräber zu schütten, anstatt durch Verbrennung den Leichnam zu vernichten. Ein lebendes Wesen bleibt immer lebend — nur seine Form ändert es. Wenn wir dies erwägen und außerdem erfahren, daß die Augenblicke des Hinscheidens nicht schmerzhaft, sondern entweder ohne Bewußtsein oder freudvoll sind, so werden wir, wie Finot meint, die Angst vor dem Tode verlieren. Gewiß wäre das ein großer Fortschritt: aber ob er durch solche Reflexionen herbeigeführt werden kann?

Unter dem absonderlichen Titel **Abraham Leons Philosophie der Form** (Berlin, E. Ebering) verbirgt sich eine Anzahl philosophischer Betrachtungen, die nicht ohne Wert sind. Wenn der Verfasser sie weiter ausführen und fester zusammenschließen wollte, wenn er vor allen Dingen den Leser langsamer zu seinen Sätzen hinleiten möchte, so könnte er auf größeren Beifall rechnen. Die Durchführung des hier angelegten Dualismus wäre gerade in unseren Tagen ein Verdienst.

Henry Hughes' **Mimik des Menschen,** auf Grund voluntarischer Psychologie (Frankfurt a. M., Joh. Alt), überzeugt uns, daß Zeitungsphrasen von dem tief gefühlten Bedürfnis und der notwendig auszufüllenden Lücke doch manchmal einen Sinn haben. Es war in der That ein Erfordernis, daß die Probleme der Mimik mit den Mitteln strenger Wissenschaft und zugleich in Rücksicht auf Kunst und Leben untersucht wurden. Das hat nun Hughes aufs gründlichste gethan. Vom Willen und von den Bewegungen geht er aus: aus ihnen sind die Gemüts„bewegungen“ entstanden. Die Veränderungen des Gesichts lassen sich auf Reflex, Trieb und Willkürhandlung, letzten Endes auf den Trieb zurückführen, sobald sie für sich betrachtet werden. Aber da sie allgemein verständliche Symbole für innere Vorgänge sind, so gehören sie auch in die sociale Psychologie; in dieser Rücksicht beruhen sie auf Vererbung, Trieb und Sitte, in der Hauptsache wiederum auf dem Trieb. Die erste Auffassung be-

zieht sich auf die einzelnen Organe und die einzelnen Bewegungen, die zweite hat es mit dem gesamten Mienenspiel zu thun. Die drei Erklärungsgründe, die beiden Auffassungen unterliegen, entsprechen den heuristischen Methoden der Naturbedingtheit (Reflex, Vererbung), der inneren Wahrnehmung (Trieb) und der Abhängigkeit von der geistigen Umwelt (Willkür, Sitte). — Durch diese einfachen und klaren Grundgedanken ist Ordnung in die gewaltige Stoffmenge gebracht, die der Verfasser aufgehäuft und durch viele Schemata und Figuren aufs glücklichste illustriert hat. Namentlich zwei Wissenschaften sind durch seine Arbeit gefördert worden: die Psychologie und die Kulturgeschichte; darüber hinaus aber reicht der Ertrag, den jeder Künstler und praktische Kenner der Seele aus dem verdienstlichen Werke ziehen kann.
M. D.

* *
*

Die **Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik**, eine Fortsetzung der altberühmten Fichte-Ulricischen Zeitschrift, die jetzt im Verein mit Prof. H. Siebeck und Prof. J. Volkelt von Prof. Richard Falkenberg herausgegeben und redigiert wird, strebt mit Erfolg die populäre Wirksamkeit auch auf weitere Kreise als die der Fachgenossen an. (Leipzig, Herm. Haacke. Erscheint jährlich in zwei Bänden zu je zwei Heften. Preis des Bandes 6 Mk.) Ein uns vorliegendes Probeheft (Heft 1 des 118. Bandes) bringt unter anderem von Johannes Volkelts Beiträgen zur Analyse des Bewußtseins einen Abschnitt über „Erinnerungsgewißheit", der für jeden denkenden, nur philosophisch interessierten, nicht philosophisch geschulten Gebildeten eine reizvolle Lektüre bildet, schon weil er überall an selbst Beobachtetes und Erfahrenes anknüpft und von der fachwissenschaftlichen Technologie möglichst sparsamen Gebrauch macht. Gleich diesem wird auch H. Siebecks Aufsatz über das „Problem der Freiheit bei Goethe" eines allgemeinen Interesses sicher sein dürfen. Wie sehr im übrigen die Zeitschrift den lebendigen Anschluß an die großen Fragen der Gegenwart sucht, mögen Richard Hamanns Abhandlung über das „Problem des Tragischen" und Dr. Hermann Lesers Würdigung Nietzsches beweisen, die sich als eine kulturphilosophische Studie über das persönliche Heldentum in der Geschichte darstellt. Besprechungen neuer philosophischer Werke, Notizen aus der gelehrten Welt und eine umfangreiche Bibliographie der philosophischen Buch- und Zeitschriftenlitteratur vervollständigen den Inhalt des Heftes.

* *
*

Heinrich von Stephan hat einmal gesagt, daß Verkehr und Kultur sich in der Welt zueinander verhalten wie Blutumlauf und Gehirnthätigkeit im Körper. Ist das richtig, so geben zweifellos die Posteinrichtungen den mächtigsten Impuls zu diesem Blutumlauf ab. Das von A. von Schweiger-Lerchenfeld bearbeitete **Neue Buch von der Weltpost** (Wien, A. Hartlebens Verlag; vollständig in 30 Lieferungen zu je 50 Pf.), mit fünfhundert Abbildungen und mehreren Karten begleitet, entrollt nicht nur ein umfassendes Bild von der geschichtlichen Entwickelung des Postwesens, sondern behandelt eingehend auch die Mittel des Postverkehrs, wie Fußboten, Reiter, Wagen, Eisenbahnen, Schiffe, Ballon-, Tauben- und Rohrpost, und erzählt die Geschichte des Briefes, der Freimarke und der anderen Postwertzeichen. Ein weiterer Hauptteil des Werkes ist der Briefmarkenkunde gewidmet; auch der Telegraph und das Telephon finden ihre eingehende Würdigung. Kapitel über die Organisation des Weltpostvereins, über die Sammlungen der Postmuseen sowie über die Posteinrichtungen und Postsätze der hervorragendsten Staaten und Länder vervollständigen den reichhaltigen Inhalt. Bibliographische Verweise leiten den Fachmann zu weiteren Quellenstudien an, während der wesentlich aus geschichtlichem Interesse an das Buch herantretende Laie durch die Verknüpfung des hier und da recht spröden Stoffes mit dem sonstigen Kulturleben gefesselt wird.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

XCII. Band
Heft 551

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

August
1902

Wir Kinder der Not

Von

Hans Ulrich Beer

———

II.

Am folgenden Jour fixe, Donnerstagabend, las Heinz Harries zum erstenmal seit längerer Zeit wieder ein Gedicht vor. Der Denker, müde vom Sinnen für das Glück der Menschheit, sitzt bei trübem Lampenschein, als plötzlich aus der tiefen Nacht sich eine Erscheinung ins offene Fenster drängt, ein dunkles Etwas, traumzerflossen und herzerstarrend wie das kalte Nichts. Dieses Etwas wächst und formt sich zu einem Weibe von grausiger Majestät und apostrophiert dann den Dichter in etwas langatmigen Versen als der Dämon Not: mich wollt ihr Menschen töten, die ich so alt bin wie die Welt, die ich das Leben bin, das aus dem ewigen Sterben wird. Die Mutter von Krankheit, Hunger, Siechtum, Neid und Krieg. Ihr Thoren! mich zwingt ihr nicht, ich bin unsterblich wie mein Bruder Tod! — Heinz hatte das Gedicht erst „Resignation“ nennen wollen, dann „Regina Necessitas“, bis er ihm zuletzt einen ganz feinen Titel gab, den griechischen: „Daimon Ananke“.

Ganz wohl war ihm nicht dabei, als er es vorlas. Auch die Hörer wußten nicht recht, was sie daraus machen sollten, Meta Poppendiek fand es beinah zu deprimierend. Darüber aber waren alle einig, daß es in der Form prächtig gelungen sei; die junge rundliche Anna Thielecke, eine Nichte des Notars, bezeichnete es sogar als „süß“.

Nur Sydekum verstand den eigentlichen Sinn dieses Bekenntnisses. Er nickte Heinz lächelnd zu, hob dann aber den Finger und mahnte: „Nicht zu principiell, lieber Harries!“

— — — — — — — — — — — — — — —

An einem der nächsten Sonnabende fand der Ausflug nach dem Heeswalde statt, den man an jenem Sonntagabend bei Poppendieks verabredet hatte.

Es war gerade zwölf Uhr, als Heinz über den Wall zum Bahnhof ging. Auf der Herzog-Rudolf-Brücke sah er die ersten Reihen des dunstenden Menschenstromes, der sich um diese Zeit aus dem Fabrikviertel in die Innenstadt ergießt. Flüchtig überkam ihn eine Art Schamgefühl, daß er an einem Werktage in die schöne Natur fahren wollte, während jene Sklaven der Arbeit zu einer kargen Mittagspause nach Hause eilten, um, kaum erfrischt, wieder dem Tretrad zuzutraben. Aber nur flüchtig, und er brauchte nicht einmal viel Kraft, den Gedanken abzuschütteln. Er hatte genug mit sich zu thun, mit seinen Sorgen, nur kein unnützes Kümmern um anderer Leute Los!

Heinz freute sich auf den Nachmittag heute. Nach den Kämpfen mit sich selbst wollte er

nun endlich einmal dreist zugreifen und vom Leben nehmen, was es ihm bot. Er wußte ja, daß Frau Poppendiek die hübsche Morwitz hauptsächlich seinetwegen einladen wollte, aber was ihn vor vier Wochen verstimmt und verdrossen hatte, die Absichtlichkeit in dieser Veranstaltung, das ließ ihn heute kalt. Ja, es hatte einen eigenen Reiz, zu wissen, daß er mit einem Mädchen zusammentreffen sollte, dem er nicht gleichgültig war. Mochte kommen, was wollte — es brauchte ja nicht gleich ernst damit zu werden.

Es war Frühling! ...

Auf dem Bahnsteig war der größte Teil der Gesellschaft schon versammelt, die Poppendieks, ihre Nichte, die etwas unbeholfene Anna Thielecke, um die Frickens bereits mit beflissener Aufmerksamkeit beschäftigt war, Sydekum, sowie das Ehepaar Gneist: er, der Heldentenor des Hoftheaters, eine stattliche Figur, sie eine kleine Brünette, noch eben schlank, mit anmutigen Bewegungen und übermütig-lustigen Augen. Lissi Gneist stammte aus einer schwerreichen Brauerfamilie, war vortrefflich erzogen, klug und sehr musikalisch. Sie war stolz auf ihren Mann, wie man auf einen kostbaren Schmuck stolz ist: ihre Mittel hatten ihr den schönsten Mann und gefeiertsten Sänger der Stadt erlaubt. Gneist, der Liebling sämtlicher Ränge, vom Sperrsitz bis zur Galerie, war in der Gesellschaft ein Schweigekünstler, der mit unerschütterlicher Würde in den Gesprächswogen zu sitzen pflegte. Eigentlich, wie Sydekum behauptete, ein Naturphänomen, diese Wodansruhe bei einem Tenor. Er konnte aber nicht nur virtuos schweigen, sondern auch wirklich geschickt zuhören und bildete so eine glückliche Ergänzung zu seiner quecksilberigen, ewig plaudernden Frau.

„Wir sind zu früh gekommen," bemerkte Lissi Gneist. „Eigentlich plebejisch, dies Warten hier. Noch dazu auf einem Bahnhof mit dem gräßlichen Kohlenqualm."

„Den Kohlendunst habe ich immer ganz gern," entgegnete Frau Meta. „Vielleicht, weil er ans Reisen erinnert und man das Gefühl hat, daß es in die weite Welt und ins Freie geht."

„Im Walde hat er sogar seinen ganz besonderen Reiz," meinte Sydekum. „Ich bin für die Mischung der Gegensätze."

„Rede keinen Unsinn," bemerkte Poppendiek sanft.

„Im Ernst! Denk doch, wenn in der Waldwildnis der Zug vorüberhuscht und der Dunst der Lebenshast, um in deinem Stil zu reden, die Weihe der Natur durchhaucht!"

„Danke verbindlichst! Übrigens — Raffinement der Überkultur!"

„I bewahre! Aber ihr seid noch nicht auf der Höhe. Ihr wißt die Reize der Dissonanz nicht zu schätzen."

„Hören Sie mal, liebster Professor," sagte jetzt Lissi Gneist — sie nannte ihn immer Professor, weil sie behauptete, „Oberlehrer" käme als Titel gleich hinter „Oberkellner" — „liebster Professor, es ist eben ein viertel nach zwölf. Wenn jetzt schon das Füllhorn Ihres Geistes anfängt zu tröpfeln, wie sollen wir's dann bis zum Abend ertragen?"

„Ich will Sie nur langsam daran gewöhnen."

„Nein, lassen Sie nur, das Schlimme kommt immer noch früh genug!"

Frau Poppendiek zählte die Häupter der Ihrigen. Marianne Morwitz fehlte noch, und es war gleich Abfahrtszeit.

Lissi Gneist konnte sich eine kleine Bosheit über dieses Spätkommen nicht versagen, daran schlossen sich ein paar Bemerkungen über das Mißgeschick des Bankiers mit seiner zweiten Tochter, die, wie man sagte, unter günstigen Bedingungen ins Elternhaus zurückgekehrt war.

Heinz war es bei dieser Unterhaltung unbehaglich. Er nahm überhaupt gern die Partei des Schwächeren, und er hatte die Empfindung, daß auch Marianne Morwitz hier nicht für voll gerechnet wurde, daß sie, gerade wie er selbst, doch nur im Vorhof der Gesellschaft stand, und unwillkürlich fühlte er sich dadurch ihr genähert.

Im letzten Augenblick traf Marianne ein, mit einer Entschuldigung für ihre Saumseligkeit, an die sie selbst nicht recht zu glauben schien; wenigstens lächelte sie sehr vergnügt und gleichmütig dazu. Sie war ohne Zweifel ein schönes Mädchen, mit einer prachtvollen Figur und einem hübschen Gesicht. Aber in ihrem Wesen hatte sie etwas Lässiges, Gleichgültiges, und in den tiefblauen Augen, die meist von den langen Wimpern verdeckt waren, lag ein schlaffer,

verträumter Zug. Nur wenn sie lachte, wobei die auffallend zarten Nasenflügel in eine zitternde Bewegung gerieten, hoben sich die Wimpern, und aus der Tiefe ihrer Augen brach dann ein Strahl von Lust und Lebensfreude. Man hatte den Wunsch, sie gern zum Lachen zu bringen, die schlummernde feine Sinnlichkeit, die man in ihr ahnte, zu wecken. — —

Nach einer halben Stunde hielt man auf der Station, und zehn Minuten später hatte man den sonnig-staubigen Feldweg hinter sich und trat in den Buchenwald des Hersberges ein. Paarweise oder zu dritt schlenderte man durch Gras und Blumen und durch raschelndes Laub.

Heinz hatte Marianne von seinem Aufenthalt im Orient und der Farbenglut der kleinasiatischen Steinbrüche erzählt. Nun genossen sie den deutschen Wald.

Sie freuten sich an der Fülle des frischen Grüns. Unermeßlich schien rings die Pracht.

„Das macht," sagte Heinz, „weil unsere Augen noch nicht an den Reichtum gewöhnt sind; wir wissen noch, wie die Winterarmut that."

„Wie aufdringlich das Laub raschelt!" bemerkte Marianne.

„Ist es nicht wie eine Mahnung, daß auch dieser Sommer sterben muß? Das Leben vom vorigen Jahr!" entgegnete Heinz.

„Ja," sagte seine Begleiterin, „das ewige Sterben, die Not — ‚Daimon ...' wie hieß es doch?"

Heinz sah sie verwundert und fragend an.

Marianne aber fügte erklärend hinzu: „Ich war den Abend nicht da, aber ich habe davon gehört; es soll so wunderschön gewesen sein. Bitte, können Sie es mir nicht hersagen?"

Heinz wollte nicht, das Gedicht paßte mit seiner herben Stimmung gar nicht in den heiteren Frühlingstag. Marianne aber legte sich aufs Bitten. „Das schadet doch nicht, wenn es mir nun gefällt? Bitte, bitte, tragen Sie es doch vor!"

Heinz trug die Verse also im Weiterschreiten vor; anfangs klangen sie ihm in dieser Umgebung wunderlich, dann ließ er sich von dem Rhythmus der Worte selber mitnehmen.

Marianne sah ihm unverwandt ins Auge. Als er geendet, bewegte sie die Hände leise, wie Beifall klatschend, gegeneinander. „Das war schön, wunderschön. Haben Sie herzlichen Dank!"

Heinz hatte eine Bemerkung, wenn auch nur ein kurzes Wort, über den Sinn des Gedichtes erwartet; er war ein wenig enttäuscht, daß sie offenbar nur dem Klange der Verse gelauscht hatte. Aber das verflog sofort, und als Marianne bat, ihr eine Abschrift des Gedichtes zu geben, sagte er gern zu.

Immer tiefer drangen sie in den Wald, jetzt betraten sie eine weite, grüne Fläche, auf der unzählige frisch erblühte Maiblumen standen. Marianne bückte sich mit der ihr eigenen, anmutigen Lässigkeit und pflückte einen Strauß. Heinz schaute ihr zu, er bewunderte ihre Figur.

Marianne sah zu ihm auf. „Lieben Sie die Blumen nicht?"

Heinz lächelte: „Ich hatte besseres zu thun — und schöneres: ich sah Ihnen zu."

Marianne wandte den Blick wieder auf den Boden, aber Heinz hatte das flüchtige Aufleuchten ihres Auges noch bemerkt. Sie sagte: „Ich möchte gern eine tüchtige Handvoll nach Hause bringen. Mama freut sich darüber."

„Hat sie die Maiblumen gern?"

„Es sind ihre Lieblingsblumen. Sie sagt oft, wenn sie stürbe, wollte sie nur Maiblumen auf ihrem Sarge haben."

„Wieso?" fragte Heinz erstaunt.

Marianne verstand seinen Blick: „O nein! Sie denkt gar nicht ans Sterben, so etwas sagt man wohl mal. Freilich muß sie sich sehr schonen, und deswegen leben wir so für uns."

„Ich habe Ihre Frau Mutter noch nie gesehen."

„Sie geht gar nicht in Gesellschaft. Deswegen bin ich auch Frau Poppendiek so dankbar, daß sie sich um mich kümmert, ich mache solche Sachen zu gern mit."

Nun sprach sie noch weiter von ihrer Mutter, die so lieb und gut wäre, und dann auch von ihrer Schwester. Heinz hatte die Frage nach dieser schon lange thun wollen und sie nur aus Zartgefühl nicht gestellt. Marianne aber sprach ganz unbefangen von ihr, als wenn nichts geschehen wäre.

„Die müßten Sie kennen," sagte sie, „die richtige Französin und dabei begabt! Nein,

wirklich, 'ne Künstlerin! Sie müssen sich nur mal ihre Zeichnungen ansehen, und wie sie malt!"

Von da an war der Übergang zu einer förmlichen Einladung nicht schwer.

„Ach ja, dann kommen Sie mal des Nachmittags zum Kaffee; Mama würde sich so sehr freuen."

„Und Ihr Herr Vater?"

„Oh, Papa —" fügte sie schnell hinzu, aber es huschte ein Ausdruck über ihr Gesicht, als ob sie an den gar nicht gedacht hätte. „Oh, Papa natürlich auch. Aber dann müssen Sie auch Ihre Gedichte mitbringen und uns vorlesen. Mutter hat das so gern, und ich habe ihr schon so viel von Ihnen erzählt."

Heinz versprach es natürlich von Herzen gern. Er ging wie in einem glücklichen Traume, und die Welt des Alltags war weit weg. Er wußte gar nichts mehr von ihr. Übrigens war er schon längst dabei, seiner Dame beim Maiblumenpflücken zu helfen. —

Lissi Gneist, die mit Meta Poppendiek und Sydekum fünfzig Schritt hinter den beiden ging, hatte sie schon eine Weile aufs Korn genommen.

„Das wäre was füreinander."

„Meinst du?" that Meta ahnungslos.

„Gewiß!" bekräftigte Lissi, „sie passen brillant."

Und Sydekum fügte hinzu: „Wie Geld und Geist immer. Es soll der Sänger mit dem Geschäftsmann gehen, das heißt: als Freund des Hauses und Schwiegersohn."

Frau Poppendiek wollte böse werden.

Sydekum aber lachte: „Was ist denn dabei? Wer nicht auf eigenen Zinsfüßen stehen kann, soll sich nach einem guten Sessel umsehen!"

Und Lissi Gneist unterstützte ihn in ihrer ungenierten, offenen Art: „Ich bitte dich, Meta, wenn **wir** nicht wären, wo bliebe eure ganze heilige Kunst. Und die Künstler nun gar!"

„Aber Lissi, daß du so was sagst. Gerade du! Und dann — als ob das Glück nur davon abhinge!"

„Ach, Meta, sei doch nicht so. Armut macht nicht glücklich, und Reichtum schändet nicht. Unter uns können wir's ja sagen!"

„Unter uns — ganz recht!" lachte fröhlich Sydekum, der aus einer Beamtenfamilie mit erblicher Armut stammte. „Eigentlich habe ich ja den Anschluß versäumt — und das ist noch gut, denn die Sydekums haben nie zu heiraten verstanden! — aber gerade deshalb steht mir ein sachliches Urteil zu."

„Ja, Sie!" schmollte Meta. „Ihr seid einander würdig. Sie hätten Lissi heiraten müssen, das wäre euch beiden gerade recht gewesen."

„Um Gottes willen!" rief Sydekum laut, und Lissi wehrte entsetzt ab: „Ich danke!" —

Der Tag verlief programmmäßig.

In der Köte waren zwei Roste aufgestellt, auf denen Frickens, roten Gesichtes und mit einem Gänsefittich die Glut anfachend, seine Koteletts und Würstchen briet. Lichtenhainer hatte sich nicht beschaffen lassen, dafür war von dem Amtmann Erntebier geliefert, das trefflich zu den kulinarischen Kunstwerken des dicken Oberlehrers paßte. Amtmann Hennig war selber auf seinem Gaul vor der Köte erschienen, hatte mit einem Gruße seiner Frau die Unterstützung seiner Dienstmannen angeboten und sogar einen Wagen in Aussicht gestellt, war aber mit Entrüstung abgewiesen und mit einem Gegengruße an seine Elise nach Hause geschickt worden.

Auf der „Kahlen Höhe", wo das Denkmal stehen sollte, wäre es beinahe wieder zu einem Streit zwischen Sydekum und dem Notar gekommen, aber Frau Metas umsichtige Energie hatte die übermütigen Kämpen diesmal schnell getrennt. Friedlich war man von der Waldhöhe zu dem Dorfe hinab- und in den schönen Abend hineingestiegen. Jetzt saß man in dem Garten des Amtmanns beim Abendschmaus.

Es war eigentlich kein Garten, sondern schon mehr ein Park, vornehm ruhig in der Abenddämmerung und der ländlichen Stille. Rings von einer hohen Mauer eingeschlossen, nach Süden zu an das ehemalige Nonnenkloster angelehnt, gewährte er nur von der Veranda aus einen Blick in das Land hinein. Man fühlte sich hier völlig von der Welt getrennt.

Unter den hohen Ulmen, in deren Zweigen farbige Lampions brannten, waren mehrere Tische zu einer Tafel vereinigt. Heinz hatte mit Marianne den Platz an einem Ende der Tafel vor einem Gebüsch mächtig blühender, stark duftender Fliedersträucher.

Es wurden zunächst Krebse gereicht, große Tiere mit rosigem Fleisch, dann Aufschnitt, Schinken und Lachs, endlich Pumpernickel und Roquefortkäse. Zu den Krebsen gab es einen leichten Graacher, jetzt zu dem Roquefort wurden ein paar Flaschen alten Scharlachbergers entkorkt. Die Stimmung war lebhaft und lustig, und Sydekum nahm das Wort zu einer lobenden Ansprache an die Wirte.

„Bei Cigarren darf man sagen, was sie kosten, und bei Weinen wie diesem soll man fragen, von welchem Jahrgange sie sind. Aber das ist hinwiederum hier nicht nötig, dieser Wein spricht für sich, und daß er gerade zu dem Roquefort gereicht wird, spricht noch für etwas anderes, über das auch ich eben ein paar Worte sagen möchte, und insofern spricht es eigentlich für mich oder ich für es — na, Sie wissen ja, wie ich es meine, hochverehrte Damen und meine Herren, und daß ich kein Redner bin. Eigentlich ist es, so am Ende des Jahrhunderts, gegen alle Kultur, Gesellschaft und gute Sitte, mit Tischreden aufzuwarten, aber erstens sind wir hier gottlob nicht in der Kultur, sondern in der vornehmsten Einsamkeit, und nicht in der Gesellschaft, sondern bei guten Freunden, und zweitens — ich brauche nur ein Wort zu sagen: Roquefort! Ja, wer den ‚Käse' als Sammelbegriff oder nur so als Appendix serviert, der verdient gar keine oder nur eine üble Nachrede. Aber wer die Tafel in dramatischer Entwickelung, wie wir es hier erleben durften, vom Krebs übern Lachs zum Roquefort zu führen und dann diesen Roquefort mit Scharlachberger so zu heben weiß, daß das Duftige, das Ätherische in ihm, ich möchte sagen, das Geistige auch dem verwöhntesten Gourmet wie eine Offenbarung aufgeht, meine Damen und Herren, der zeigt, daß er nicht nur die Zunge, sondern auch das Herz auf dem rechten Flecke hat. Solch ein Menü ist, wie soll ich sagen, eine That, ist der Ausfluß einer — gestatten Sie das hohe Wort — einer ganzen Persönlichkeit. Und darum, fassen wir alle die Gefühle, die uns von der Zungenspitze bis zur linken Herzenskammer erfüllen, fassen wir sie zusammen in den Ruf: Die Hausfrau! Hurra! Hurra! Hurra!"

Sie stießen mit dem schmunzelnden Amtmann und seiner vergnügt lächelnden Gemahlin an.

„Ich bedaure, Bernhard," bemerkte Poppendiek, der am Ende eines guten Mahles gern von den Gefilden seiner Höhenkunst herniederstieg, „daß du über dem Roquefort-hymnus die Krebse nicht genug gewürdigt hast. Für mich bedeutet nun mal der Krebs die Höhe der Tafelfreuden, selbst die Auster kommt nicht an ihn ran, von seinem dicken Vetter, dem Hummer, gar nicht zu reden."

„Schade nur," meinte der Amtmann, „daß er beim Essen solche Arbeit macht."

„Das ist ja gerade das Schöne, der Kampf mit dem Objekt! Dieser Kerl in seinem stacheligen Schalenpanzer — man fühlt ein Stück von dem Ur- und Naturmenschen in sich, von dem Kampf des Jägers um sein kärgliches Mahl."

„Theo, du weißt, ich bin nicht für solche Unterhaltung," sagte die Frau Notar. „Wie kann man nur über das Essen sprechen! Sei nicht so materiell!"

„Was wollen Sie," antwortete Sydekum, „c'est la nature! Das Allzumenschliche, das Ewighungrige in uns."

„Nicht doch," verbesserte ihn Poppendiek, „das wäre brutal. Es ist auch kein Materialismus — auch die Gourmandise kann zu einer Kunst erhoben werden."

„Richtig! Übrigens hat die Kunst überhaupt engen Zusammenhang mit der gesamten menschlichen Sinnlichkeit ..."

„Oho!" In Poppendiek regte sich nun doch der Thronwart des Idealismus.

„Gut, Theo! Ich will deine Gefühle an diesem schönen Abend nicht verletzen: aber — das darf ich doch sagen — sie *sollte* noch mehr Zusammenhang mit ihr haben."

„Wieso?"

„Die Nase, die Nase! Denk nur, wie der Geruchssinn die Erinnerung unterstützt. Ein bißchen Teer- und Meergeruch — eure erste Fahrt nach Helgoland; ein Atom Lavendel — und ihr seid in der Kammer der Großmutter, wenn sie den Koffer aufmacht, euch 'nen Apfel zu geben. Nicht wahr? Nun also, diese Seite, die Nasenkunst, hat Wagner in seiner Harmonie der Künste entschieden vergessen. Den Logen entlang müßten dünne Röhrchen das Theater durchlaufen und aus

ihnen, immer der Bühnenhandlung entsprechend, ein Parfum strömen, Maiblumen für Frühlingsstimmung, Heuduft für schwüle Liebesnot und ein bißchen Pulver- und Schwefeldunst, wenn es sich um Gewitter oder um Teufel- und Höllenfahrt handelt."

„Und ich sage: vergeßt die Zunge nicht," fiel Lissi Gneist ein. „Wie über den Gesängen die Melodie, so müßte über jedem Gedicht stehen, was man zum Lesen zu essen hat — oder auch zu trinken — Apfelsinen oder Ananas, Rheinwein, Sekt ..."

„Manchmal auch ein schlichtes Glas Wasser!" ergänzte Sydekum, und es zeugte entschieden von gutem Charakter, daß er den Blick auf seinen Freund Theo dabei mannhaft zu unterdrücken wußte.

„Wenn ich mal offen sein soll ..." fing jetzt Frickens mit wichtig-verschämter Miene an, als ob er ein Geständnis machen wollte.

„Das dürfen Sie getrost sein," schob Sydekum ein.

„... so muß ich sagen, daß ich nie größeren Appetit habe, als wenn ich Wagnerische Kunstwerke höre, ‚Götterdämmerung' und so weiter. Am angreifendsten aber ist für mich mal ‚Tristan und Isolde' geworden. Gewöhnlich esse ich nämlich vorher tüchtig; das eine Mal hatte ich es versäumt, und es hat mich dann zwei Beefsteaks und ein Schinkenbrot gekostet, bis ich mich wieder erholt hatte."

„Bravo, Frickens!" rief Sydekum, indem er ihm zutrank, „das nenne ich eine ehrliche, offene Menschlichkeit. Und eine geradezu ideale Verbindung von Geist und Leiblichkeit. Aus jeder Blüte Honig saugen, aber darum auch das Beefsteak nicht verachten."

„König Ludwig hat's doch verstanden," sagte Poppendiek, „aber ich an seiner Stelle hätte mir mein Theater nicht in ein geschlossenes Gebäude gelegt, sondern draußen in den Wald, oder — nein! — gerade hier in diesen schönen, heimeligen Park, dort zwischen die alten Rüstern. Und setzte mich davor in eine Laube voll Birken und Flieder und ließe mir die Walküre spielen, Maiblumen um mich und Waldmeister, obgleich der eigentlich schon vorbei ist, aber er kann auch trocken sein, dann ist er noch besser. Und in diesen Duft hinein müßten mir Siegmund und Sieglinde ihr Liebeslied singen, mir ganz allein."

„Und nach dem ersten Akt," ergänzte Sydekum, „käme eine Schüssel mit Krebsen, nach dem zweiten Roquefort mit Scharlachberger und zu Brünhildes Schlummerlied ..."

„Ein nordischer Schlummerpunsch!"

Alle lachten, und man trank auf die Zukunftskunst ...

Heinz saß in seiner Fliedernische, ohne sich am Gespräch zu beteiligen. Er war ganz versunken in das Genießen der heiteren Stunden, selbst diese fröhlich-frivole Unterhaltung der Tafelrunde drang wie von fern an sein Ohr. An seine Verhältnisse zu Hause dachte er nicht einen Augenblick; nur als Meta Poppendiek sagte: „Wie kann man sich so über das Essen unterhalten," tauchte die Erinnerung auf, etwas Ähnliches im Altenschen Garten gehört zu haben, aber nur, um sofort zu verschwinden.

Lissi Gneist hatte, als Poppendiek von der „Walküre" sprach, ihrem Mann einen Wink mit den Augen gegeben und sich mit ihm entfernt.

Nun horchten plötzlich alle auf. Aus den offenen Thüren und Fenstern des Salons drangen kräftig angeschlagene Accorde, die sogleich in herbe Dissonanzen übergingen. Von gebrochenem Weh, hinsinkender Männlichkeit erzählten sie. Sturmgewitter brauste dazwischen, dann kam es wie Mitleid und verhaltene Zärtlichkeit. Heller und heller wurden die Läufe, und nun jubelte es plötzlich in die Abendluft hinaus:

> Niemand ging,
> Doch einer kam,
> Siehe, der Lenz
> Lacht in den Saal.

Und mit hinreißender Zärtlichkeit sang Gneist das ewig schöne:

> Winterstürme wichen
> Dem Wonnemond,
> Im milden Lichte
> Leuchtet der Lenz.

Ein Wetterleuchten hatte sich schon längere Zeit bemerkbar gemacht, jetzt mischte sich ein schwacher Donner in den fröhlichen Beifall, der dem Künstlerpaare dankte. Man brach schnell auf, um noch vor dem Gewitter die Station zu erreichen, und verabschiedete sich von den Wirten mit Dank und Scheidegrüßen.

Heinz hielt sich mit seiner Dame zurück; er wollte den Schluß des Zuges bilden.

Man ging auf einem von Weiden überdachten Wege, zu beiden Seiten von schilfigen Bächen begleitet. Rechts leuchtete das Wasser in kurzen Zwischenräumen vom Schein der Blitze wieder, links spiegelten sich die Lichter des Bahnhofes, weiß und manchmal grün oder rot. Der Donner wurde stärker, und nach den grellen Blitzen sah der Himmel mit den schweren Wolken noch dunkler aus. Dazu war es schwül geworden.

Heinz aber ging so froh und leicht wie nie. „Welch wundervoller Abend!"

Seine Begleiterin antwortete nicht gleich, dann sagte sie: „Haben Sie keine Angst vor dem Gewitter?"

„Angst?!"

„Ach, ich fürchte mich so. Es ist kindisch, aber ich habe mich immer so vor dem Gewitter gefürchtet. Und nun hier draußen!"

Es war Heinz, als ob sie sich an ihn schmiegte. Er ergriff ihren Arm und zog ihn durch den seinigen. Sie sträubte sich nicht.

Heinz fühlte eine zärtliche Sehnsucht in sich; er mußte sich zwingen, ruhig zu bleiben.

So kamen sie zum Bahnhof, und als die ersten schweren Tropfen niederklatschten, stiegen sie in den Wagen.

* *
*

Ein paar Tage darauf machte Heinz den Eltern Mariannes seinen Besuch. Es kam ihm selber ein wenig früh vor, er war sogar im Zweifel, ob er es überhaupt thun dürfte. Er fühlte sich in diesen Fragen der guten Sitte so unsicher. Aber er machte den Besuch doch — Marianne hatte es ihm ja nahe gelegt.

Er wurde in das Empfangszimmer geführt, und es dauerte eine Weile, bis der Bankier und, noch etwas später, Frau Morwitz erschien. Heinz war es recht unbehaglich, vielleicht weil er sich bei diesem Besuche weiterer Absichten bewußt war. Oder war es die ungewohnte Umgebung? Ein vornehmes Interieur, das von dem feineren Geschmack einer älteren Kultur zeugte, aber es hatte nichts Trauliches; das Zimmer war offenbar schlecht gelüftet, vielleicht wurde es wenig gebraucht.

Der Bankier war höflich, aber zurückhaltend, fast geschäftsmäßig kühl. Es war, als wenn er eine gewisse Verwunderung über den unerwarteten Besuch zum Ausdruck bringen wollte. Was hat er nur für Augen! dachte Heinz. In der Farbe waren sie ganz die Mariannes, aber sie waren so glatt und kalt. Diplomatenaugen.

Heinz hatte die Empfindung, hier an einem völlig unpassenden Platze zu sein.

Sobald dagegen Frau Morwitz ins Zimmer trat, löste sich die kühle Spannung, die die Unterhaltung mit dem Bankier über Heinz gebreitet hatte. Das Gespräch wurde zwar nicht gerade lebhafter, aber in der Erscheinung der Frau Morwitz lag etwas, was sofort seine ganze Zuneigung eroberte. Und schön mußte sie gewesen sein. Das Gesicht matt gebräunt, tiefschwarzes Haar, jeder Zoll die Südfranzösin. Vor allem aber die Augen! — Nur in ihrem Wesen war nichts von französischer Lebhaftigkeit. Oder hatte vielleicht das Leben sie so still gemacht? Sie hatte etwas Gedrücktes, Frühverblühtes, sie sah nicht glücklich aus.

Nach der üblichen Frist verabschiedete sich Heinz. Marianne sah er nicht. Dagegen kam, als er eben das Haus verlassen wollte, die jüngere Schwester die Treppe hinab, blieb jedoch stehen, als sie bei der Biegung seiner gewahr wurde, errötete tief und schien Lust zu haben, Kehrt zu machen und zu verschwinden. Einen Augenblick sah Heinz sie so im hellen Lichte des Fensters stehen, und das Bild der jugendlichen Gestalt und des von dunklem Rot überfluteten Gesichtes prägte sich ihm fest ein. Dazu der Blick aus den großen schwarzen Augen. Ganz die südfranzösische Mutter, aber in ihrem Wesen lag etwas Herbes, Entschlossenes. Sieh da, die Ausreißerin! dachte Heinz lächelnd, und dann fiel ihm ein, was Marianne über ihre Schwester erzählt hatte. Aber er verstand, daß dieses Mädchen selbst vor den Diplomatenaugen ihres Vaters keine Angst hatte, und er fühlte fast eine Art Achtung vor der kleinen Persönlichkeit. — —

Aus dem Plauderkaffee, den Marianne Heinz in Aussicht gestellt hatte, wurde vorläufig nichts, und ebensowenig erhielt er von dem Bankier eine förmliche Einladung. Dafür traf er Marianne regelmäßig beim Tennisspiel, das damals in der Stadt gerade aufkam. Er beschäftigte sich viel mit

ihr, schickte ihr auch außer seiner Sammlung öfter ein eigenes Gedicht, einen gereimten Gruß und ähnliche Kleinigkeiten, immer freilich vorsichtig und zurückhaltend. Von Liebe sprach er ihr nicht, aber wenn ihm Marianne am nächsten Tage für solch eine poetische Epistel mit ihrem tiefen, lächelnden Blick dankte, fühlte er sich fürstlich belohnt. Den Gedanken an Anna und an Altens überhaupt hielt er sich so fern wie möglich, er konnte heftig werden, wenn ihn die Mutter daran erinnern wollte.

So war der Juni beinahe zu Ende gegangen, die heißen Frühsommertage mit ihren langen Abenden waren gekommen. An einem Nachmittage hatte er in größerer Gesellschaft wieder Tennis gespielt. Jetzt war es bald acht Uhr, Heinz und Marianne waren mit Anna Thielecke und ihrem Bruder Joachim die letzten auf dem Platze.

Dieser Joachim Thielecke war erst neulich vom Auslande zurückgekommen und in das Geschäft seines Onkels eingetreten. Ein feiner, schlanker Mann in Heinzens Alter, sportlich gewandt und weltmännisch sicher, war er auf dem Tennisplatze bald zur unbedingten Autorität geworden und wurde von den Damen umschwärmt. Heinz war er von Anfang an unsympathisch gewesen, in diesem eleganten Herrensohn verkörperte sich ihm die noch immer mit Mißtrauen angesehene herrschende Klasse. Heute aber war noch ein anderes hinzugekommen. Es schien ihm, als wenn er Marianne den Hof machte und diese in ihrer lässig-koketten Art darauf einging.

Das letzte Set war gespielt, und die vier saßen müßig im doppelten Schatten einer blauweißen Zeltwand und eines staubigen Gebüsches. Die Tennisplätze lagen mitten in einem der städtischen Parks, um die Gitter herum führte ein Fahrweg zu den Freibadeanstalten und weiter in die Stadtwaldungen.

Eben schoben zwei alte Frauen einen mit Reisig bepackten Kinderwagen vorbei. An ihnen vorüber marschierte im Arbeiterbataillonsschritt eine Gruppe Fabrikschlosser, alle in blauen, ölglänzenden Werkstattsjacken, die leere Kaffeeflasche mit dem Hals in den Ärmel gesteckt.

Die eine der Frauen sagte laut: „Nu kiek disse groten Minschen, speelet noch wie lüttje Kinner!"

„Weil se noch nich wett, wat Arbeit is," antwortete die andere.

Einer der Arbeiter aber rief: „Un vor dee makt de Magistrat disse feinen Plätze hier, aber wenn for uns mal wat gescheihen sall, is kein Geld da. Wie sünd bloß datau da, dat wie use Stüern for disse Gesellschaft bethalet."

Die Tennisgesellschaft hatte die Unterhaltung gehört. Jetzt sagte Joachim, indem ein leises ironisches Lächeln um seine Lippen spielte: „Unsere Steuern. Die paar Groschen, und die edlen alten Damen quittieren höchst wahrscheinlich monatlich über ihre Armenunterstützung."

„Was man sich von diesem Pöbel alles bieten lassen muß!" hauchte seine Schwester und legte ihr gutmütiges Gesicht in bedeutende Falten. „Man kann noch nicht mal des Morgens allein spazieren radeln, und in Paris haben sie neulich sogar einer Droschke die Gummireifen zerschnitten."

Auch Marianne nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Gegen unser einen sind sie ja leidlich anständig, weil sie Angst vor der Reitpeitsche haben," sagte Joachim, „aber das dürfen wir uns nicht verhehlen, unsere Herrenrolle ist demnächst ausgespielt."

Heinz kämpfte eine Weile mit sich, ob er antworten sollte. Er war über seine socialen Anschauungen selbst gegen die näheren Freunde zurückhaltend, in größerer Gesellschaft beteiligte er sich an politischen Unterhaltungen grundsätzlich nicht. Er konnte sonst solche Sachen kühlen Herzens anhören, heute aber spornte es ihn zum Widerspruch. Die vornehme Überlegenheit des jungen Aristokraten, in dem er den Nebenbuhler argwöhnte, reizte ihn.

„Sollte es so schwer sein, den Empfindungen dieser Leute nachzukommen?" sagte er. „Ich meine, man könnte es wohl verstehen, wenn das eigene Elend und die ewige Not sie zu Neid und Gehässigkeit gegen die Bessergestellten verführt. Es ist doch nur natürlich, und ich finde, wir sollten solche kleinen Belästigungen uns ruhig gefallen lassen — als einen Zoll gewissermaßen für das Viele, was das Leben uns ihnen voraus gegeben hat."

Er hatte ruhig und gelassen gesprochen, aber in seiner Stimme klang doch die tiefere

Saite einer gewissen Erregung mit. Joachim hörte sie wohl heraus, und deswegen konnte er einen Anflug von Spott in dem verbindlichen Tone seiner Antwort nicht ganz unterdrücken: „Gewiß, Herr Doktor, das könnte man, und ich rege mich auch über solche Sachen ganz gewiß nicht auf. Nur, wenn ich mir diese Bemerkung gestatten darf — an die Not und das Elend, von dem Sie so warm sprachen, glaube ich nicht recht."

Er machte eine Pause, Heinz antwortete aber nicht.

Joachim fuhr fort: „Die Leute haben es gar nicht so schlecht. Aber je mehr sie haben, desto unverschämter werden sie. Und deswegen bin ich der Meinung, wenn wir Herren im Lande bleiben wollen, dürfen wir uns um Gottes willen keiner Gefühlsseligkeit hingeben, sondern müssen mit fester Hand kämpfen und niederhalten, ehe es zu spät ist."

Heinzens Gesicht rötete sich langsam. „Freilich, das ist das Bequemste. — Mit dem Gefühl scheinen wir heute überhaupt abgewirtschaftet zu haben."

„Ich glaube mit Ihnen im Einverständnis zu sein, wenn ich hinzusetze: mit Recht! Denn das ist doch auch eine von den schönen Forderungen, die man nur an die anderen stellt, nie an sich selbst. Gerade wie mit der Toleranz. Glauben Sie nur, die Gefühlsduselei, dieser Humanitätsschwindel gerade in unseren eigenen Kreisen ist unser schlimmster Feind, und die Socialdemokratie läßt sie sich natürlich als besten Bundesgenossen im Kampfe gern gefallen. Auf der Seite giebt es so etwas nicht!"

„Meinen Sie wirklich?"

„Aber gewiß!"

„Können Sie sich wirklich nicht vorstellen, daß es unter den Arbeiterführern auch ehrliche Überzeugung und kampfesmutigen Idealismus giebt? Daß ein Mann von besserem Stande aus reinem Mitgefühl für das Proletariat zum Socialdemokraten werden kann?"

„Wenn ich Ihnen offen darauf antworten soll — nein! Es mag derartigen Leuten selbst anders scheinen, aber in Wirklichkeit ist es immer gekränkte Eitelkeit oder die Hoffnung, eine Rolle im politischen Leben spielen zu können, was sie der Socialdemokratie zuführt. Wenn es nicht noch schlimmere Sachen sind: gescheiterte Existenzen, Persönlichkeiten, die in der Gesellschaft nicht mitkommen können — weiter nichts."

„Hm!"

„Ja, ja, Herr Doktor," lächelte Joachim überlegen, „das sieht sich aus der Ferne schöner an als in der Nähe. Und ich kenne die Sache. Egoismus, Eitelkeit — ich versichere Sie. Nur keine Schonung!"

„Nein," sagte Heinz bitter, „der Jude wird verbrannt. Nicht wahr?"

„Nun, wenn auch das nicht gerade," antwortete Joachim freundlich, „aber dafür haben wir ja gottlob noch andere Mittel. Und für die Masse — da stehe ich ganz auf dem Standpunkte des Kriegsministers von neulich: die Feuerspritze und das Bajonett."

Heinz konnte sich nicht länger halten. „Und wenn ich nun — was würden Sie wohl denken — mit einem Worte, Herr Thielecke, ich glaube, ich kenne die Sache doch noch genauer als Sie, denn — ich habe selber dazu gehört."

„Wieso?"

„Wieso? — Ich war selbst auf dem besten Wege, Socialdemokrat zu werden, ja, ich kann sagen, ich bin es gewesen."

Joachim lächelte wieder. „Ich glaube, Sie sind etwas zu streng gegen sich selbst, Herr Doktor. Jugendträume, nun ja ...!"

„Nein, nein, verehrter Herr, ich habe es doch ernster genommen. Ich war Socialdemokrat, um's gerade herauszusagen, ich war selbst Mitarbeiter für socialdemokratische Zeitungen und habe persönlich mit Bebel und Liebknecht und all den anderen verkehrt."

„So, so, da haben Sie ja sehr interessante Bekanntschaften gemacht." Joachim hob gleichmütig die Spitzen seines aufgebürsteten Schnurrbärtchens in die Höhe. Seine Schwester dagegen blickte ganz verblüfft und beinahe verlegen darein, auch Marianne konnte ihr Erstaunen nicht verbergen. Heinz bemerkte es und hatte das Gefühl, hier recht deplaciert zu sein und eine Thorheit zu begehen. Aber gerade das reizte ihn fortzufahren.

„Jawohl, Herr Thielecke, und ich kann Ihnen sagen, so ganz ist der Idealismus und die mitfühlende und mitarbeitende Liebe doch noch nicht in der Welt erstorben. Es giebt noch Idealisten."

„Gewiß,“ entgegnete Joachim höflich — „und ich stehe in diesem Falle keinen Augenblick an, das, was ich gesagt habe, zurückzunehmen. — Wenn das noch nötig sein sollte,“ fügte er lächelnd hinzu, „denn die Anwesenden natürlich ...“ und er verneigte sich verbindlich gegen Heinz.

Den aber trieb es mit Gewalt, mit einer Unhöflichkeit zu antworten. „Nicht deswegen. Aber ich möchte meine früheren Gesinnungsgenossen in Schutz nehmen gegen ... gegen ... nehmen Sie es nicht übel! — die selbstgerechte Überheblichkeit des Besitzes.“

„Ich danke Ihnen sehr für diese Belehrung“ — aus Joachims Stimme klang jetzt deutlich der Hohn hervor. „Aber — wenn ich mir die Frage erlauben darf — warum haben Sie sich denn selber aus dieser ... dieser gefühlvollen Gesellschaft entfernt?“

Das war der heikle Punkt in Heinzens Leben, das, womit er selber so lange Zeit gekämpft, und deshalb klang es mehr erregt als logisch folgerichtig, als er antwortete: „Das will ich Ihnen erkären, wenn ich auch nicht weiß, ob ich hier ganz verstanden werde. Es kommen nämlich Zeiten, wo der Mensch an dem, was er für schön und gut hielt, und woran er geglaubt hat seine ganze Kindheit hindurch, zu zweifeln beginnt. Es ist vielleicht das Traurigste, was man überhaupt erlebt, die Erkenntnis, daß in dieser Welt für die Liebe und das Mitleid und das Erbarmen so wenig Platz ist, und daß der Kampf aus der Not, der Kampf um das Dasein und die Macht alles ist.“

„Ich verstehe Sie recht gut, wenn ich auch für das Tragische, das Sie in Ihren Ton legen, kein Verständnis habe. Aber kommen Sie nicht mit dieser Ihrer Erkenntnis genau dahin, wo wir von vorherein sind?“

„Wer wir, wenn ich fragen darf?“

„Wir — nun, wenn ich so sagen darf, wir von der regierenden Klasse, die uns die Natur nun einmal geschaffen hat, das Leben, wie es ist, zu nehmen und uns als Herren zu betrachten.“

Heinz versuchte vergeblich, seine Erregung zu bezwingen. „Sie haben recht. Ja. Es giebt zwei Klassen von Menschen, oder vielmehr es giebt nur eine; die anderen, das sind überhaupt keine Menschen, das sind Arbeitstiere. Und wohl dem, der intelligent genug gewesen ist, bei seiner Geburt das Feld der großen Kartoffeln zu betreten.“

Der andere sah ihn von oben her an. „Sie fallen zwar aus dem Gebiet des Zulässigen etwas heraus mit dieser Bemerkung, ich will sie mir aber wegen des genialen Witzes, der in ihr steckt, gefallen lassen. — Ich glaube aber, es wird Zeit, daß wir aufbrechen.“

Er machte sich mit seiner Schwester daran, die Spielgeräte einzupacken. Heinz saß mit gerötetem Gesicht. Als er aufschaute, begegnete er einem jener tiefen Blicke von Marianne, den er sich nicht zu deuten wußte. Er trat an sie heran: „Verzeihen Sie mir, gnädiges Fräulein,“ sagte er halblaut, „wenn ich mich eben gehen ließ, aber — ich konnte nicht anders.“

Da antwortete sie in ihrem langsamen Tonfall und mit freundlichem Lächeln: „Sie hatten ganz recht, weil Sie mit dem Herzen sprachen; aber — das thut man eben nicht.“

Dabei glitt ihr Auge langsam an seiner Stirn empor und über sein Haar hin, und Heinz war es, als wenn ein weicher Luftzug oder als wenn eine kühle, milde Hand ihm über das Haupt strich. Sofort war aller Zorn wie weggeweht, er dachte nicht daran, daß ihn noch vor einer Viertelstunde die nagende Eifersucht gequält hatte, er stand völlig unter der Macht dieses Blickes. Eine innige Zärtlichkeit, frei von jeder sinnlichen Regung, durchflutete ihn, wie der Sohn zu der jugendlichen Mutter aufschaut. Er fragte leise: „Hatte ich wirklich recht?“

„Ja.“

„In Ihrem Sinne?“

Marianne nickte.

„Ich danke Ihnen“ — und er gab ihr die Hand. — —

Heinz saß in dieser Nacht noch lange am offenen Fenster. Dieser Blick! Diese Augen! Was war es nur, das ihn darin so bezwungen hatte? Am anderen Morgen schrieb er folgende Zeilen nieder:

Dein Auge war mir wie der Mutter Hand,
Die lind und leicht dem kampferhitzten Knaben
Die Locken aus dem glühenden Antlitz streichelt
Und Jugend-Unmut von der Stirn ihm schmeichelt.
— Der lehnt an ihrem Knie wie festgebannt,
Ein kühler Schauer rieselt ihm durchs Haar,
Und träumend sucht sein Blick das Märchenland ...

Dein Auge war mir wie der Mutter Hand

Er las es sich noch einmal halblaut vor und steckte es in einen Umschlag. Einen Augenblick zweifelte er, ob er es Marianne schicken sollte. Es war ja fast wie eine Liebeserklärung. Aber wenn auch! Mochte sie es so auffassen, mochte sie wissen, wie es mit ihm stand. Er schrieb die Adresse und nahm dann den Brief mit sich.

* * *

Heinz war gespannt, wie Marianne sein kleines Gedicht aufnehmen würde. Als er am folgenden Tage zum Tennisplatze ging, hatte er das Gefühl, als müsse sich an diesem Abend sein Verhältnis zu der Geliebten entscheiden. Dies Gefühl machte ihn nicht froh, drückte ihn aber auch nicht, es war nur wie eine große Spannung in ihm. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so von seinem Impuls leiten lassen, es war alles wie von selber gekommen. Umsonst raunte ihm ein Rest von Überlegung zu, daß er im Begriff sei, eine Thorheit zu begehen. Was wußte er denn von diesem Mädchen, gegen das er sich vor ein paar Wochen noch mißtrauisch gewehrt hatte? Was kannte er von ihr? Ihre Augen hatten es ihm angethan, weiter nichts — aber diese Augen zogen ihn mit solch einer Gewalt heran, daß er sich vergeblich zur Besinnung mahnte. Anna Alten! — Vielleicht war sie hundertmal besser und tiefer als diese Bankierstochter, aber es zog ihn nichts zu ihr, es lockte ihn nichts. Hier aber lockte ihn etwas und rief mit vielen Stimmen, hier schimmerte ein verheißungsvoller Glanz. Was war das nur, diese lockende, schimmernde Zukunft? Vielleicht ein Nichts, aber dieses gleißende Nichts war ihm so unendlich viel mehr als das beschränkte, zukunftssichere Glück im Altenschen Garten.

Er wollte nicht prüfen und wählen, er wollte sich treiben lassen. Und heute, so fühlte er, mußte es sich entscheiden.

Aber es entschied sich nicht. Als er die Tennisplätze überschaute, vermochte er Mariannes schlanke Gestalt nicht zu erblicken, und so lange er auch wartete, sie kam diesen Abend nicht. Auch am nächsten und übernächsten Tage harrte er vergeblich, und ebensowenig erfuhr er etwas von ihr.

Dann ging er an ihrem Hause vorbei, aber auch hier spähte er ohne Erfolg. Die Fenster des unteren Stockes waren zum Teil mit graugelben Vorhängen verhangen, alle aber fest geschlossen. Waren die Morwitz verreist?

Endlich hielt er es nicht mehr aus, und mit einer Entschiedenheit, die ihm neu war, beschloß er, einen Besuch zu machen. Vielleicht, daß dann die Sache zu einem Ende kam. Als er klopfenden Herzens die Klingel zog, erschrak er über den gedämpften Ton. Leise wurde die Thür geöffnet, ein älteres Dienstmädchen oder eine Frau mit verstörtem Blick und verweintem Gesicht schaute heraus. Bestürzt fragte Heinz, was geschehen sei.

„Ach, wissen Sie denn nicht, die gnädige Frau ...“

„Ja, um Gottes willen, was denn?

„Es geht ihr ja so schlecht ... Sie liegt schon die ganzen Tage ... Der Doktor ... sie hat Lungenentzündung und phantasiert schon immerzu.“

Wie betäubt zog sich Heinz zurück, kaum daß er ein paar Worte des Bedauerns herausbrachte.

Sein ängstliches Warten sollte bald ein Ende haben. Schon am nächsten Abend erhielt er die gedruckte Todesanzeige ...

Heinz war von diesem raschen Erlöschen eines ihm fast völlig fremden Menschenlebens tief erschüttert. Die arme Frau mit dem früh gealterten Antlitz hatte seine ganze Teilnahme auf den ersten Blick gewonnen und sein Mitleid dazu. Sie war die Mutter Mariannes, und diese hatte mit solcher Liebe von ihr gesprochen. Nun mußte er in der Ferne stehen und durfte nicht teilhaben an dem Schmerz der Geliebten, der auch sein Schmerz war! Er setzte sich an den Schreibtisch und warf zunächst einige Zeilen für den Bankier aufs Papier. Darauf aber schrieb er einen längeren Brief der herzlichsten Teilnahme an Marianne. Er schrieb langsam, von traurigem Sinnen unterbrochen, und alles, was er fühlte, legte er in den Brief.

Dann saß er noch lange am offenen Fenster und schaute über die Büsche des Friedhofes weg in den sterbenden Abend hinein.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Freitag darauf war das Begräbnis.

Die sonnigen Tage hatten noch angehalten, aber es war schwül geworden, und das Licht der Sonne war schwer und drückend.

In dem hohen gotischen Gewölbe der Friedhofskapelle aber war es kühl. Der Raum war mit Menschen schon fast gefüllt, als Heinz eintrat, meist fremde, gleichgültige Gesichter. Sydekum stand vorn, Poppendiek sah er nicht. Langsam drängte er sich die Wand entlang etwas vor und sah über die Schultern seiner Vorderleute auf den Sarg. Dieser war nur am Kopfende mit einem großen Palmenwedel geschmückt, sonst ohne Kranz; dafür aber deckten ihn zahllose Maiblumen, die, einzeln, zu Sträußen geordnet oder zu Guirlanden verflochten, mit ihrem zarten Weißgrün sich hell und frisch von dem matten Schwarz abhoben.

Maiblumen! Heinz dachte an den fröhlichen Nachmittag im Frühlingswalde, wie Marianne ihm zuerst von ihrer Stiefmutter gesprochen hatte, und daß sie Maiblumen sich auf ihren Sarg wünschte. Damals hatten sie noch darüber gescherzt!

Links von dem Sarge stand der Bankier mit seinen beiden Töchtern, neben ihnen ein älterer Herr mit weißen Haaren und scharfem, vornehmem Profil — wohl der Vater der Verstorbenen. Aus dem Gesichte des Bankiers war das verbindliche Lächeln entwichen und hatte eine harte, steinerne Leere darin zurückgelassen. Marianne war tiefverschleiert, in einem schwarzen Kreppkleid, das ihr wunderbar stand. Merkwürdig, Heinz hatte sonst für so etwas wenig Blick, dies aber sah er sofort, und ein eigentümliches Gefühl durchzuckte ihn. Fast ein Bedauern, ja eine wehe Traurigkeit. Unwillkürlich kam ihm die Vorstellung, wie Marianne bei der Anprobe vor dem Spiegel stand und mit Gefallen über die Schulter weg sich selber musterte. Was war das am Ende schlimmes? es ist nun mal so. Aber der Gedanke schmerzte ihn doch, und nun sah er auch den Maiblumenschmuck mit anderen Augen an, und ein tiefes Mitleid mit der, die nicht mehr war, überkam ihn. Wenn man's richtig nimmt, gilt ja all diese Aufmerksamkeit gar nicht dem Verstorbenen, sondern immer der eigenen Person und den „Leuten". Die Leute! Wie kalt und teilnahmlos blickt da ein jeder auf den Totenschrein, und wie viele denken wohl dessen, der darin liegt.

Dem aber kann es ja auch ganz einerlei sein, tot ist tot, und schließlich ist es ja ganz gleichgültig, was mit unserem Leichnam geschieht und aus unserem Grabe wird ...

Aber ein Gefühl der Bitterkeit legte sich Heinz doch auf die Zunge, als er mit diesen Gedanken das Trauerkleid Mariannes musterte.

Neben ihr nahm sich die kindliche Gestalt der jüngeren Schwester in dem unkindlichen schwarzen langen Kleide recht ungeschickt aus. Aber man sah ihr an, wie hilflos und gebrochen sie dem furchtbaren Schicksalsschlage gegenüberstand, und in dem erstarrten Gesichte las man, selbst durch den dichten Schleier, die Angst des wissend werdenden Menschen vor der Gemeinheit des Lebens.

Nein, er war ungerecht gegen Marianne! Hätte er nur zu ihr treten dürfen, könnte er nur einmal allein sein mit ihr, er würde in ihrem Auge denselben Schmerz lesen und dieselbe ratlose Angst erblicken.

Aber da standen nun sie beide, die sich die nächsten waren in der Welt, so nahe und durch die thörichten Schranken der Konvenienz so meilenweit getrennt. Wie dumm dies alles, wie dumm!

Kalte Stille war in der Kapelle, jedes Räuspern, jedes Stuhlrücken klang hart und grell von den glatten Steinfliesen wieder.

Dann kam der Geistliche und hielt die Trauerandacht. Endlos war die Liturgie, endlos und eintönig.

Was soll nur dieses monotone Murmeln? Heinz mußte an die Trauerceremonie der Wilden denken, samoanische Klageweiber, dachte er und dann wieder: wie komme ich gerade auf Samoa? — Endlos! Alles wird wie zu Eis, und doch ist es gut; es legt sich wie eine Beschwörungsformel, wie ein Schlummerlied auf die zitternden Nerven. Und immer ist es so, diese Formeln begleiten jeden, die Predigt spricht von dem, der da liegt, aber es gilt uns allen, alle bekommen wir dieses einmal auf den Weg.

Dann wieder hatte er das Gefühl, wie werden wir aussehen auf dem Sterbelager? ich, alle diese jungen Leben um mich herum, sie, Marianne, und dann die Schwester, die

noch halb Kind ist? und doch muß auch sie sterben, wer weiß wie bald.

Die Andacht war zu Ende. Auf ein Zeichen kamen die sechs Träger heran, von dem Vogt geführt, alle in Trauermänteln, den schäbigen Cylinder in der Hand. Das Tuch der Mäntel war verschossen, wie ein widerwärtiger grünlicher Moder lag es auf ihnen. Die Träger nahmen die Hüte zu einem kurzen Gebet vors Gesicht; dann hoben sie den Sarg auf. Alles auf leises Kommando. Der Vogt machte Kehrt und führte den Zug zur Thür hinaus. Ein mächtiger Eisbart und dicke, weiße Brauen, über die Augen herabgezogen, gaben dem Gesicht etwas Nornenhaft-Düsteres. Mit ernster Würde, halb natürlich, halb gemacht, schritt er dahin.

Die sechs Träger ahmten ihn nach, aber mit ihren plumpen Gestalten und dem stumpfen Ausdruck ihrer Gesichter erweckten sie nur den Eindruck einer widerwärtigen Mache.

Wie die Statisten auf der Bühne! Gott, was für eine trostlose Komödie! Und wie auch nicht? Jeden Tag ein halbdutzendmal dasselbe, Hunderte im Monat, Tausende im Jahr ...

Durch die offene Thür schwankte nun der Sarg. Das Licht des Tages drängte sich zudringlich in die düstere Kapelle, als wenn es draußen gierig auf dies Schauspiel und den armen Menschen, der nun in die dunkle Erde gesenkt wird, gewartet hätte.

Das ist der Kreislauf des Lebens, dachte Heinz, die Natur stampft uns ein, daß Platz wird auf dieser kleinen Erde für neues Leben, neuen Schmerz und endlose Not. Stampft uns ein — Heinz konnte das Wort nicht wieder loswerden. „Stampft uns ein," wiederholte er sich.

Langsam schob sich das Gefolge hinaus. Wie öde und trostlos schien ihm dieser große Friedhof mit seinen dünnen Bäumchen und spärlichem Gesträuch, wenn er ihn mit dem an der Godehardistraße, seinem Friedhofe, verglich. Auch hier, auf dem neuen, schon endlose Reihen; aber wo war die friedvolle Ruhe, die über den eingesunkenen Hügeln vor seinem Kammerfenster waltete? Ja, dort war dem Tode das Bittere des Augenblicks genommen, war die Ruhe des Nichtseins, hier ging die Vernichtung des Lebenden vor sich, gräßliches, grausames Sterben.

Die Ceremonie nahm ihren Fortgang. Die Seile knirschten an den Holzwänden empor, und dumpf und dumpfer polterten die Schollen herab. Auch Heinz hatte der Entschlafenen seinen Abschiedsgruß hinabgesandt und war zurückgetreten, als plötzlich eine Bewegung am Grabe entstand. Eine wie von Schluchzen zerrissene Stimme rief laut und schneidend: „Mutter, Mutter," dann sah Heinz undeutlich zwischen den vor ihm Stehenden hindurch, wie Mariannes Schwester mit sanfter Gewalt von dem Grabe entfernt wurde. Traurig ging er heim.

* * *

Das war nun bald vierzehn Tage her.

Heinz hatte sich mit all seinen Gedanken in die Arbeit gestürzt. Das Examen sollte im Herbst sein, und der Ablieferungstermin für die schriftlichen Aufgaben war nicht mehr fern. Mit der Arbeit suchte er auch die Unruhe zu betäuben, die ihn nun schon seit Wochen bedrängte. Sie stammte nicht nur aus der Ungewißheit, wie er persönlich mit Marianne stand, es war mehr. Seitdem er sie als vornehme Dame im eleganten Trauerkostüm gesehen, wurde er den Argwohn nicht los, daß er in die Seele des Mädchens zu viel hineingelegt habe. Er verglich sie im stillen immer wieder, oft ohne es zu wollen, mit Anna Alten, und er wußte jetzt, was aus den Augen Mariannes ihn lockte. Die Ahnung von einer elementareren Kraft war es, von einer weiblichen Leidenschaft, einer sinnlichen Liebe — das Weib schlummerte in Mariannes Auge, während aus Annas Blick die Jungfrau, das Kind sprach. Diese schlummernde, sinnliche Leidenschaft, die nur auf ihn zu harren schien, hatte sein junges unverdorbenes Blut entzündet, aber er fragte sich zweifelnd, ob aus solcher Leidenschaft allein das Glück der Ehe sprießen könne.

Dazu peinigte ihn noch der Nachklang des Streites mit Joachim Thielecke. Nicht nur, daß er sich über seine Offenheit und Heftigkeit ärgerte und böse Folgen von ihr besorgte — mußte er nicht im Grunde seines Fühlens dem jungen Patricier recht geben? War er nicht mit seinem Werben um Marianne auf dem besten Wege in das Lager der Gegner?

Heute hatte er ferner die Nummer der Zeitschrift bekommen, die den Aufsatz von ihm über „Luxuskultur“ enthielt, den er im Frühjahr nach jener Unterhaltung über die Kulturaufgabe des Reserveoffiziers geschrieben hatte. Er hielt den Aufsatz in der Hand und las, halb belustigt, halb ärgerlich, noch einmal die scharfen Ausfälle gegen die Gesellschaft. All der Unmut und die Zerrissenheit von damals klang in ihnen wieder. Schiller, Wagner, das moderne Kunstgewerbe: der Weg von der durch die Not gezeugten Geistigkeit zur Kultur des materiellen Besitzes — nun, das mochte noch gehen. Aber jetzt: „wenn diese moderne Kunst und dieser Pseudoidealismus einmal der Axt der socialistischen Zukunft anheimfiele, man brauchte ihm wahrhaftig keine Thräne nachzuweinen.“ — O weh! — Und nun gar hier: „Was braucht man denn, um heutzutage in den Besitz all dieser heiligen Güter der Schönheit und der Kunst zu gelangen? Etwa Geschmack, Verständnis, Vorbildung? O nein! Der Kunsthändler und der Dekorateur besorgt euch das ganz allein, wenn — ihr ihn nur bezahlen könnt. Darum trachtet am ersten nach dem heiligen Groschen und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ — Heinz schüttelte den Kopf, und das Lächeln war aus seinem Gesicht entschwunden. So hatte er vor drei Monaten geschrieben, und heute —? War das nun damals Jugendthorheit, oder war er heute im Begriff, von seinen Idealen abzufallen? Abzufallen?! Ja, waren denn nicht die letzten fünf Jahre ein beständiges Abfallen gewesen?

Und ein Immertieferfallen?

Was war denn nun das rechte? Sein Streben, sein Glaube von damals oder sein Wille zum Glück von heute?

Er warf den Artikel beiseite und vertiefte sich wieder in die Arbeit.

Etwa eine Stunde hatte er geschrieben, da läutete es draußen, und ein Brief wurde ihm überbracht, ein Couvert mit Trauerrand. Die Dankesanzeige, dachte Heinz, wunderte sich dann aber über den Umfang der Sendung und die Zwanzigpfennigmarke auf dem Umschlag. Poststempel Ilmenau? Merkwürdig! Er öffnete den Brief, und während ihm seine Gedichtsammlung entgegenfiel, las er die Unterschrift: „Morwitz.“ Flüchtig blickte er über das Schreiben hin, verstand erst nicht recht, hatte dann das Gefühl, als ob er seinen Augen nicht trauen könnte, und las schließlich den Brief langsam noch einmal.

Sehr geehrter Herr!

Indem ich Ihnen für Ihre freundliche Teilnahme an dem traurigen Geschick meines Hauses meinen herzlichen Dank ausspreche, kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zugleich eine andere Sache zur Sprache und zur Entscheidung zu bringen. Ihr Verkehr mit meiner Tochter, besonders der briefliche, hat mich allmählich zur Überzeugung gebracht, daß Sie bestimmte Ziele und Absichten dabei im Auge haben. So leid es mir thut, Ihnen so etwas schreiben zu müssen, und bei aller meiner Achtung vor Ihren persönlichen Eigenschaften muß ich Ihnen doch auf das bestimmteste erklären, daß ich nie und nimmermehr zu einer Bewerbung um die Hand meiner Tochter meine Einwilligung geben würde. Ich darf wohl von Ihnen als dem Ehrenmann, den ich in Ihnen sehe, erwarten, daß Sie es sich hiermit genügen lassen und den durch den schmerzlichen Trauerfall so schwer gestörten Frieden meines Hauses nicht weiter gefährden.

Hochachtungsvoll und ergebenst
Morwitz.

Das erste Gefühl, dessen Heinz sich wieder klar bewußt wurde, war Empörung, daß er sich so etwas bieten lassen mußte, und Scham, daß er es durch sein Benehmen verschuldet hatte. Aber ebenso schnell war er zur Abwehr bereit. Er, den sein empfindliches Ehrgefühl bisher so zurückhaltend hatte auftreten lassen, sollte sich hier einen regelrechten Korb geholt haben! Und das, ohne überhaupt zu einem Antrage gekommen zu sein! Das konnte, das durfte er nicht so hinnehmen, und mit heißem Kopfe überlegte er die Möglichkeiten der Verteidigung.

Was hatte der Bankier gegen ihn? Hatte er etwas von dem Geschick seines Vaters erfahren? War ihm die Familie nicht gut genug? — Heinz sah sich mit bitterem Lächeln in seinem bescheidenen Stübchen um,

das ihm doch so viel wohnlicher erschien als der stilgerechte Salon im Morwitzschen Hause. — Oder seine Schwester Paula, die Verkäuferin?

Doch, wozu das Überlegen! Er gehörte eben nicht dazu, er — hatte kein Geld. Natürlich, das war's: wie konnte er, der Anfänger ohne Vermögen und ohne Verbindungen, seine Augen zu einem reichen und noch dazu schönen Mädchen erheben! Das war's: die Angst des Geschäftsmannes, seine hübsche Tochter unterm Preis wegzugeben, das allein.

Morwitz stand deutlich vor seinem Geiste, mit dem verbindlichen Lächeln um den Mund und den glatten Augen. Allmählich verschwand das Lächeln und machte der eisigen Leere Platz, die Heinz in der Friedhofskapelle beobachtet hatte.

Und diesem Menschen hatte er sich gleichwertig gerechnet, hatte geglaubt, seine Persönlichkeit, sein geistiges Können den Ziffern und Zahlen des Kaufmanns entgegensetzen zu dürfen?

Heinz hätte am liebsten laut aufgelacht, aber er bezwang sich. Niemand durfte hiervon hören, niemand etwas ahnen. In der Stille wollte er den Kampf ausfechten, aber unerbittlich, mit der Rücksichtslosigkeit, die seines Gegners würdig war.

Wie konnte dieser Mensch sich so etwas erlauben? Hatte er ihm im geringsten dazu Anlaß gegeben? Er hatte seiner Tochter den Hof gemacht, jawohl, und das durfte er. Wenn der Vater das nicht leiden wollte, so mußte er sie eben zu Hause behalten. Aber in den harmlosen Huldigungen eine ernstere Absicht zu erblicken — da lag der Hochmut und die Überhebung auf seiner Seite. — Gewiß, er hatte ihr Gedichte geschickt und in dem letzten Briefe ihr in inniger Herzlichkeit seine Teilnahme bezeugt, doch was war dabei? Was konnte er dafür, wenn protzenhafter Dünkel sich diese Aufmerksamkeit aus der Fülle eines warmen Herzens und jugendfrischen Fühlens heraus falsch gedeutet hatte.

Ah, Herr Bankier, so haben wir denn doch nicht gewettet. Da wollen wir doch erst sehen, wer der Stärkere ist. In Heinzens Kopf stand der Entwurf zu einem Brief schon fertig, den der Empfänger nicht in die Kartenschale legen sollte. Wozu hatte er denn die Feder führen gelernt!

Hieb gegen Hieb. So kam er am besten aus dem unglücklichen Zwiespalt, in dem er sich die ganzen Wochen gefühlt hatte. Er hatte sich treiben lassen, die Entscheidung erwarten wollen. Jetzt war sie gekommen, von außen gekommen, und anders, als er sich gedacht, aber sie war da, und das war ein Glück. Er wußte nun wieder, wohin er gehörte, und daß sein Traum von Glück eine Thorheit gewesen war. Solch eine Erfahrung ist selbst mit einer großen Enttäuschung nicht zu teuer erkauft!

Und doch ...?

Je deutlicher er sich der Möglichkeit einer guten Verteidigung bewußt wurde, desto ruhiger wurde er, und je mehr seine Erregung sich legte, desto heller stieg das Bild Mariannes vor ihm auf. Und desto weher wurde ihm, wenn er daran dachte, ihr entsagen zu sollen. Gewiß, er würde dem Vater so antworten, wie er sich vorhin zurechtgelegt, aber — war das die Wahrheit? War es wirklich nur eine flüchtige Spielerei gewesen, und waren seine Verse und Briefe nur Huldigungen ohne tieferen Ernst?

Wieder fühlte er in seiner Brust den stürmischen Trieb, die Leidenschaft, sie zu besitzen. Gerade jetzt, in diesem Augenblick stärker denn je. — Nein, er ließ sie sich nicht nehmen ...

Liebte sie ihn? Wie wollte er es wissen; aber Heinz dachte an den Abend, als sie vom Klostergarten in Leiningen zum Bahnhof gingen, und an ihre Worte neulich beim Tennisspiel und an ihr lächelndes Auge. Es war gar nicht anders möglich, sie mußte etwas für ihn fühlen, wenigstens mußte sie in jenen Augenblicken ihn gern gehabt haben. Wie stand sie zu dem Briefe ihres Vaters? War sie mit ihm einverstanden, hatte sie leichten Herzens auf ihn verzichtet, oder aber —? Gewiß, das mußte es sein — Marianne selbst hatte dem Vater ihre Liebe gestanden und war ihm treu, der Vater aber wollte sie zwingen, ihm zu entsagen. Vielleicht war der Brief überhaupt ohne ihr Wissen geschrieben, war das Ganze nur ein diplomatisches Stückchen, ein Geschäftskniff, sie beide zu trennen? Wozu sonst der Schlußsatz: „ich darf wohl erwarten, daß Sie den

durch den schmerzlichen Trauerfall so schwer gestörten Frieden meines Hauses nicht weiter gefährden —?“

Heinz sah auf den Brief, als wollte er zwischen den Zeilen die Wahrheit lesen.

Natürlich, so war es! Morwitz hatte mit der Tochter seine eigenen Pläne, und diese wurden von ihrer Neigung zu Heinz durchkreuzt. Deswegen mußte er die Sache hintertreiben, deswegen war er zunächst mit den Töchtern ganz aus der Gegend verschwunden, um die Liebenden erst räumlich zu trennen. Nun wollte er sie in brieflicher Verhandung auseinanderbringen. Dabei war ihm der Tod der Frau gerade recht als günstige Gelegenheit: Marianne hatte der Schmerz weich und nachgiebig gemacht, dazu war sie der einzigen Stütze und Hilfe beraubt, ihrer Stiefmutter, die ihr näher gestanden als ihr leiblicher Vater; Heinz aber suchte er mit dem Appell an seine Ehre und sein Mitgefühl zu übertölpeln. Dieser scheinheilige Schurke. „Ich darf wohl von Ihnen als dem Ehrenmanne, den ich in Ihnen sehe, erwarten ...“ Nein, Verehrtester, Sie dürfen gar nichts erwarten. Als der Ehrenmann, der ich bin, habe ich hier nicht zu schweigen und mich zu fügen, sondern zu der zu stehen, die meiner bedarf.

Er setzte sich an den Schreibtisch und entwarf die Antwort. So sehr es ihm leid thue, könne er dem Wunsche des Herrn Morwitz doch nicht entsprechen, weil er sich selbst durch eine höhere Pflicht gebunden fühle. Er habe seiner Tochter Beweise gegeben von Zuneigung, gewiß, er leugne es gar nicht. Er habe den Gedanken gehabt, ihn einst um die Hand seiner Tochter zu bitten, und er glaube auch seinerseits Beweise von einer Gegenneigung zu haben. Deshalb könne er nur dann auf Marianne verzichten, wenn diese selbst ihm die Erklärung gäbe, daß sie mit den Wünschen ihres Vaters einverstanden sei. Dagegen wolle er sich dem Bankier gegenüber verpflichten, keine Annäherung an Marianne zu suchen und ihren Entschluß in keiner Weise zu beeinflussen. Er dürfe wohl erwarten, daß auf der anderen Seite dasselbe Verfahren beobachtet würde.

Als er die Adresse geschrieben hatte, stand er auf und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Es war ein entscheidungsvoller Schritt, den er that, wenn er diesen Brief zur Post brachte. Sollte er nicht lieber ein paar Stunden warten, einen Tag, ein paar Tage? Noch einmal überlegte er sich alles, und vor allem prüfte er die Frage, ob er Marianne wirklich liebte, so liebte, daß sie ihm unentbehrlich war.

Die Zweifel der letzten Wochen kamen ihm wieder. Marianne als seine Frau, seine Gefährtin fürs Leben? Dazu bedarf es anderer Eigenschaften als die sinnliche Leidenschaft. Treue, Aufopferung — ja, was kannte er denn von ihr? Was wußte er, wer sie war?

Er dachte an den Gang durch die junge Frühlingswelt, wo alles, Wald und Strauch, Blumenduft und Vogelsang, vom Werden der Liebe und neuem Leben sprach; und der Abend dann in der Fliederlaube des Leininger Parkes, die heiteren Reden bei Tisch, das sorglose Genießen fernab der Alltagswelt, die weiche Luft, der Wein, Siegmunds Liebeslied — ach alles, alles das hatte es ihm angethan, und die Sehnsucht, seine alte Sehnsucht aus sich heraus, nach einem anderen, heißen, ihm gehörenden Herzen, die hatte ihn überwältigt, und da war es geschehen. War das die Liebe, die die Gemeinschaft fürs Leben verlangt?

Jetzt wurde ihm doch heiß, und die Sorge, ob er sich auf Marianne würde verlassen können, trieb ihm das Blut in den Kopf. Er dachte an das Begräbnis. Wenn es nun wirklich bei ihr nur eine Augenblicksneigung gewesen war, wenn er die romantische Treue in sie nur hineingeträumt ...?

Hätte er nur ein Wort mit ihr wechseln können!

Wenn sie nun nicht zu ihm, sondern zu ihrem Vater hielt, wenn sie vielleicht jetzt schon von seinem Briefe wußte und mit ihm einverstanden war? War dann nicht die Blamage .. ja, die Blamage vollständig und der Korb doppelt? War es nicht doch besser, wenn er anders schrieb?

Mit Gewalt riß er sich aus diesen Zweifeln heraus. Hier handelte es sich nicht um Korb und um Blamage, sondern um Ehre und Treue gegen ein armes, wehrloses Mädchen. Er hatte nun mal Hoffnung in ihr erweckt, er war gebunden. Seine ritter-

liche, seine Mannesehre schrieb ihm nur **einen** Weg vor. Hier hieß es glauben und vertrauen. Erlebte er eine Enttäuschung, so hatte er seinen Trost in dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben. Täuschte er sich aber nicht, stand Marianne zu ihm, und hielt ihr Herz das, was ihr Auge versprach — nun, dann wußte er, daß sie die rechte war, daß es so sein sollte und sie glücklich wurden fürs Leben. Es war eine Probe, wie sie nicht besser gedacht werden konnte.

Und Heinz berauschte sich schon in dem Gedanken an die selige Zukunft ...

So ging denn der Brief nach Ilmenau ab.

* * *

In großer Aufregung wartete Heinz auf Antwort aus Ilmenau, um so mehr, als niemand zu Hause von der Sache etwas erfahren sollte, auch Paula nicht. Er wollte den Brief abfangen und hatte sich nach dem Kursbuche ausgerechnet, wann er frühestens da sein konnte. Die meiste Wahrscheinlichkeit war, daß er mit der zweiten Post gegen Mittag — wie auch der erste Brief — eintreffen würde. Wenn es um diese Zeit draußen schellte, so eilte er hinaus, und er fuhr zusammen, wenn es an seiner Thür klopfte.

Am vierten Tage nach Abgang seines Briefes sah er durch das Fenster den Postboten kommen und ging ihm bis zur Treppe entgegen. Es war ein Brief für ihn da, aber nicht im kleinen Couvert mit Trauerrand, sondern in einem größeren Umschlage mit Amtssiegel. Schnell riß er die Hülle auf. Es steckte in ihr ein amtliches Schreiben im Folioformat, das nur wenige Worte enthielt:

Sie werden aufgefordert, sich morgen früh elf Uhr im Zimmer Nr. 17 Großherzoglichen Ministerii einzufinden, um von Seiner Excellenz dem Herrn Minister eine Mitteilung entgegenzunehmen.

Großherzogliches Ministerialsekretariat.

Darunter eine unleserliche Unterschrift. —

Zur rechten Zeit stand Heinz am folgenden Tage vor der Portierloge des Regierungsgebäudes. Ein kleines Kerlchen kam herausgehüpft, in seinen Bewegungen halb Schneider, halb Tanzmeister, das Gesicht vereinte Lakaienschlauheit mit gravitätischer Beamtenwürde. Heinz fragte nach Nr. 17.

Der Pedell zog die Brauen auf und spitzte wichtig den Mund. Dann drängte er sich an Heinz und fragte: „Was will denn Excellenz von Ihnen?“

Heinz antwortete kurz ein „Ich weiß nicht.“

Der Pedell zog den Mund noch spitzer, pfiff kurz und nickte ein bedeutsames „Aha!“ Dann tänzelte er vor Heinz die Treppe hinauf. Auf dem Korridor des ersten Stockes bedeutete er ihm, abzulegen, und schlich nun auf den Zehen zu einer Thür, legte das Ohr an das Schlüsselloch, richtete sich auf und nickte.

Heinz kam heran, unwillkürlich lächelnd über den komischen Alten.

Der aber stand plötzlich kerzengerade, sah mit dem linken Auge nach seiner Uhr, riß nach einer Weile die Thür auf und meldete laut: „Herr Referendar Dr. jur. Harries.“

Heinz sah den Minister zum erstenmal. Er hatte viel von ihm gehört, aber wenig Erfreuliches; er wußte, daß man ihn fürchtete und haßte wegen seiner peinlichen Genauigkeit und der unnachsichtigen Strenge gegen die kleinsten Schwächen seiner Beamten.

Der Minister hatte am Fenster gesessen. Er erhob sich, eine hagere Gestalt, und trat mit ein paar langsam schleppenden Schritten zu dem runden, grünbeschlagenen Tisch in der Mitte des Zimmers. Dabei hatte er die Hand fest auf die Hüfte gepreßt, als müßte er dort einen Schmerz unterdrücken. Aber das vornehm-harte Gesicht war ruhig und kalt, sein Ausdruck müde. Die Augen sahen durch eine große Schutzbrille gleichgültig ins Leere. Heinz hatte eine Art Mitleid mit diesem Mann, den der lebenslange Dienst zu einer halbverbrauchten Beamtenmaschine gemacht hatte. Aber diese Empfindung sollte bald schwinden.

„Nehmen Sie Platz.“

Jedes Wort fiel einzeln abgewogen, hart zu Boden. Die Stimme war leise, aber scharf, die Schärfe von der Müdigkeit des Alters gedämpft.

„Ich habe Sie zu mir beschieden, um mit Ihnen eine Angelegenheit, die Sie betrifft,

zu besprechen. Es wird an Ihnen liegen, ob wir sie schnell erledigen können. Ich hoffe es."

Eine kleine Pause.

Dann fuhr er fort: „Sie haben sich in den Verdacht gebracht, socialdemokratischen Tendenzen zu huldigen, und ich habe Sie darüber zu vernehmen, wie Sie sich diesem Verdacht gegenüber verteidigen wollen. Sind Sie sich bewußt, durch welche Handlungen Sie ihn sich zugezogen haben?"

Heinz war im ersten Augenblick bestürzt. Das, was er so sorgfältig zu vermeiden getrachtet hatte, war nun doch eingetroffen. Er dachte sofort an seinen Streit mit Joachim Thielecke — oder war es das Gespräch bei Poppendieks über den Reserveoffizier — aber da, nein ... die Unterhaltung auf dem Tennisplatze mußte es sein.

„Ich — offen gestanden, nein! Ich habe freilich im Gespräch oder in gesellschaftlicher Unterhaltung ... aber —"

„Ich würde Ihnen den Rat geben, sich auch in Ihren Privatgesprächen einer gewissen staatsdienerischen Vorsicht zu befleißigen. Hier handelt es sich aber um etwas anderes."

Heinz dachte nach. Was meinte der Minister? Sollte er etwas von früher wissen? Berlin? Heinz schwankte, ob er offen von seiner Vergangenheit sprechen sollte, aber es faßte ihn ein gewisser Trotz, er wollte die Wahrheit, die ihm schädlich war, nicht sagen. So schob er den Vater vor.

Aber der Minister wehrte ab: „Das ist es nicht. Es ist freilich selbstverständlich, daß man bei dem Sohne eines Socialdemokraten ..."

„Ich bitte um Entschuldigung, Excellenz, aber Excellenz werden wissen, daß mein Vater, wenn auch erst nach seinem Tode, von diesem Vorwurfe freigesprochen ist."

„Es ist Ihrer Mutter freilich auf dem Gnadenwege eine Witwenpension bewilligt ..."

„Aber mit dem ausdrücklichen Hinweise, wenn Excellenz gestatten, daß mein Vater ..."

Der Minister hatte ihm mit einer Handbewegung das Wort abgeschnitten. Es war nur eine ganz kurze Bewegung, aber sie reichte aus, Heinz sofort zum Schweigen zu bringen.

„Herr Referendar! Sie haben mich jetzt zum zweitenmal unterbrochen. Ich muß Sie ersuchen, das Wort nicht eher zu ergreifen, als bis ich es Ihnen gebe. Lassen wir Ihren Vater. Was haben Sie sich sonst vorzuwerfen, was Ihnen meinen Verdacht erklären könnte?"

Eine Pause.

„Nun, dann will ich es Ihnen sagen. Sie haben in einem Aufsatze" — er nahm aus einer blauen Aktenmappe die betreffende Nummer der Zeitschrift heraus und hielt sie Heinz entgegen — „einen mit Ihrem Namen unterschriebenen Artikel erscheinen lassen, in welchem Sie von der Kultur der Gegenwart in einer Weise sprechen, die nicht erkennen läßt, wie Sie selbst sich zu der Frage nach der Erhaltung des Bestehenden stellen. Was haben Sie dazu zu bemerken?"

Das also war's! Der verwünschte Aufsatz! Am liebsten hätte Heinz dem Minister geantwortet, daß er selbst schon längst bereue, ihn geschrieben zu haben. Aber die Art, wie der Vorgesetzte die Sache behandelte, verdroß ihn, und seine eisige Ruhe machte ihn verwirrt.

„Ich wüßte nicht, daß ich in dem Artikel gegen Institutionen des Staates gesprochen hätte; ich habe nur die heutige Gesellschaft — oder vielmehr ... ich möchte sogar sagen, es sind die Zweifel am eigenen Ich, denen ich hier Ausdruck verleihen wollte."

Der Minister sah ihn eine Weile an. „Ihre Antwort befriedigt mich nicht ganz. Es kommt nicht auf das an, was die Zeilen für Sie bedeuten, sondern auf das, was hier wirklich steht. Sie haben ..." — und nun las er Heinz eine Reihe von Ausdrücken vor, die in der That, zumal aus dem Munde des Ministers, recht bedenklich klangen.

Trotzdem versuchte sich Heinz zu rechtfertigen.

Aber der Minister schnitt ihm wieder das Wort ab: „Sie haben nicht darüber zu entscheiden, ob ich das Recht habe, diese Sätze und Ausfälle als socialistisch, mindestens aber verdächtig zu bezeichnen — das ist allein meine Sache —, sondern Sie sollen mir kurz erklären, welche Stellung Sie zu den bestehenden Verhältnissen, und das sind nicht nur die Staatsinstitutionen, von denen Sie vorhin sprachen, sondern auch die Kultur der gegenwärtigen Gesellschaft, die Religion und so weiter — welche Stellung also Sie

in diesem Sinne zu den bestehenden Verhältnissen einnehmen."

Wieder eine Pause.

„Wollen Sie mir also antworten: Sind Sie Socialdemokrat oder nicht?"

„Ich kann nur erklären, daß der Aufsatz durchaus nicht aus socialdemokratischen Tendenzen heraus geschrieben ist."

„Sie antworten wieder ausweichend. Ich muß deswegen noch eine andere Frage stellen. Wie weit haben Sie sich in jüngeren Jahren mit der Socialdemokratie eingelassen?"

Heinz erschrak. „Excellenz meinen ... in meiner Studentenzeit?"

„Jawohl, in Ihrer Berliner Studentenzeit. Ich hatte vorhin erwartet, daß Sie sich dieser Zeit schon auf meine erste Frage erinnern würden; da Sie sich aber erst auf ausdrücklichen Vorhalt darauf besinnen, so ersuche ich Sie nunmehr, mir ausführlich und genau — Sie verstehen? — genau darüber zu berichten."

Heinz stieg die Röte des Unwillens in die Wangen, und er erzählte nun mit einer gewissen grimmigen Offenheit, wie er in Berlin, der Sohn eines aus dem Staatsdienst entlassenen Beamten, allmählich ein regelmäßiger Gast der politischen Versammlungen geworden war, wie er in einer kleinen Bezirksversammlung zum erstenmal selber sich an der Diskussion beteiligt und aus den herben Jugenderfahrungen heraus gegen die Regierung gesprochen hatte, — „über Beamtenfreiheit war das Thema," sagte er mit einer leichten Verbeugung gegen den Minister — und wie er auf diese Weise mit den Führern der Partei und der Redaktion eines socialdemokratischen Blattes bekannt geworden war. Dann sprach er von seiner bitteren Armut, von seinen Versuchen, sich mit der Journalistik und der Schriftstellerei das tägliche Brot zu verdienen. Semesterlang war er Mitarbeiter und Berichterstatter für radikale Blätter gewesen. Aber gerade der enge Verkehr mit der Parteidespotie und der genauere Einblick in die socialistischen Familienstuben hatten ihn allmählich ernüchtert. Nach der Referendarprüfung und dem Examen in den orientalischen Sprachen bot sich ihm die Stellung eines Sekretärs und Dolmetschers bei einem englischen Kapitalisten, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, sich von seinen bisherigen Genossen völlig zu trennen. Seitdem hatte er alle Beziehungen zu socialistischen Kreisen verloren, und auch in seinen Anschauungen war er — fast hätte er bitter hinzugefügt: leider — allmählich ein durchaus anderer geworden.

„Es freut mich, dies letzte von Ihnen zu hören. Sie werden sich deshalb auch nicht weigern, auf meine Frage von vorhin zu antworten, ob Sie Socialdemokrat sind oder nicht?"

„Ich bin es nicht — mehr."

„Gut. Sie werden es aber, gerade nach Ihrer Vergangenheit, begreiflich finden, wenn ich eine zweite Antwort von Ihnen verlange. Können Sie mir das Versprechen geben, daß Sie nie wieder in Ihrem Leben socialdemokratischen Anschauungen huldigen werden?"

Das war Heinz denn doch zu viel. Er selbst war ja fast sicher überzeugt, daß es mit seiner Jugendschwärmerei ein für allemal vorbei war, er hatte sich kennen gelernt und wußte, daß er nicht für den Kampf und die Unruhe des politischen Lebens geschaffen war. Aber sich so binden, auf jede freie Meinungsänderung so freiwillig verzichten, das ging ihm zu weit.

„Ich weiß wirklich nicht, Excellenz, was ich darauf antworten soll. Gewiß, ich glaube nicht, daß ich jemals wieder Socialdemokrat werden könnte; eben weil ich es gewesen bin, glaube ich es nicht; aber es fest versprechen — das ist mir nicht möglich. Ich weiß ja nicht, in welche Staatsformen wir hineinkommen, weiß nicht, welche persönliche Erfahrungen mich einmal bestimmen können, und Excellenz" — er hatte jetzt seine Ruhe wiedergefunden — „ich weiß auch nicht, ob ich verpflichtet bin, auf diese Frage zu antworten, und ob Excellenz berechtigt sind, sie zu stellen."

„Über das letztere, die Berechtigung zur Frage, wollen Sie bitte mich selber entscheiden lassen. Was aber Ihre Verpflichtung zur Antwort betrifft, so bemerke ich, daß Sie vor einem Examen stehen, durch welches Sie berechtigt werden sollen, entweder unmittelbar in den Staatsdienst zu treten oder doch eine Stellung in einer Gesellschaft einzunehmen, deren Formen durch die socialdemokratischen Bestrebungen in ihren Grund-

festen erschüttert werden sollen. In beiden Fällen beginge ja der Staat geradezu Selbstmord, wenn er Leuten die Möglichkeit zur Existenz gäbe, welche ihn, den Staat selbst, in seiner Existenz bedrohen. Ich frage also noch einmal: Wie stellen Sie sich zu dieser Frage? Können Sie erklären, daß Sie niemals Socialdemokrat sein und werden wollen?"

„Darf ich nicht wenigstens eine Bedenkzeit, wenn auch nur von einem Tage, haben?"

„Nein! Wenn Sie sich erst bedenken müssen, so ist das für mich Antwort genug. Ich frage zum letztenmal und bemerke, daß ein Ausweichen Ihrerseits mir ein Nein bedeutet. Die Konsequenzen für die Zulassung zum Examen, welche sich daraus ergeben, wissen Sie!"

In diesem Augenblick dachte Heinz an Marianne Morwitz, und dieser Gedanke gab seinem Entschlusse die entscheidende Richtung.

Widersprechende Gefühle hatten sein Hirn blitzartig flüchtig durchkreuzt: Ja sagen? Sich beugen, feige nachgeben? Aber warum nicht, er war nicht Socialdemokrat, er würde es nicht wieder werden! Wozu den Märtyrer spielen? Sich aus der Gesellschaft verstoßen lassen? Und was dann anfangen? Ewig in subalterner Stellung? Und Poppendieks? Die Thieleckes? Das war's gewesen, da war ihm der Gedanke an die Morwitz gekommen. Marianne? Ihr Vater? Er sah das kalte Auge des Bankiers, er hörte die Worte: „Als Socialdemokrat aus dem Staatsdienste entlassen!" und es war ihm, als sähe er Marianne still vor sich hinweinen. Nein! Nein! Das nicht! Er hatte mit dem Brief an den Bankier seine Antwort heute im voraus entschieden. Hätte er ihn doch nicht geschrieben, hätte er nur noch drei Tage gewartet! Aber jetzt war's zu spät, er mußte auf die Karte weiter halten, mit verdoppeltem Einsatz. Und wenn sie verlor? ...

Heinz fühlte den kalten Schweiß auf der Stirn. Langsam sagte er: „Nun denn, so erkläre ich denn, daß ich nicht wieder Socialdemokrat werden will."

„Es ist gut. Ich will auf ein Protokoll verzichten, Sie werden mir aber Ihr Versprechen mit Handschlag bekräftigen. — Und nun können Sie gehen!" — —

Als Heinz zu Hause in sein Zimmer trat, sah er mit dem ersten Blick auf dem Schreibtisch einen schwarzgeränderten Brief liegen. Er nahm ihn auf und wog ihn einen Augenblick in der Hand. Dann schnitt er ihn auf und las:

Sehr geehrter Herr!

Ihrem Wunsche entsprechend, sende ich Ihnen umstehend die Erklärung meiner Tochter. Ich darf wohl annehmen, daß ich damit Ihren Anforderungen genüge und das Recht habe, unsere Unterhandlung als beendigt anzusehen. Ich verbleibe

hochachtungsvoll ergebenst

Morwitz.

Heinz wandte die Seite um und las auf der folgenden in mädchenhaft ungelenken Schriftzügen:

Hiermit bestätige ich auf Wunsch, daß ich mit den Wünschen meines Vaters einverstanden bin.

Marianne Morwitz.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Oktober bestand Heinz Harries das Assessorexamen. Einige Zeit darauf erhielten die Poppendieks und Sydekum die Anzeige von seiner Verlobung mit Anna Alten, Tochter des verstorbenen Kunst- und Handelsgärtners Albert Alten und seiner Frau Gemahlin Minna, geborenen Kruse.

Zweites Buch.

Darüber waren vier, fünf Jahre verflossen.

Heinz Harries war aus der Gesellschaft verschwunden wie einer, der nur zu Gast gewesen ist; anfangs fragte man nach ihm, in kurzer Zeit vermißte ihn kaum noch einer. Poppendieks freilich waren zuerst sehr verwundert, dann empört über sein Ausbleiben. Wenn sie auch der Examensarbeit viel zu gute halten wollten, so ging doch sein Benehmen hart an der Grenze des gesellschaftlichen Anstandes vorbei. Der Notar traf ihn einmal unterwegs, Heinz wich aus; Sydekum suchte ihn in seiner Wohnung auf, fand ihn aber völlig verschlossen und ablehnend. In solchem Falle läßt man einen Menschen sei-

nen Weg gehen. Will er wiederkommen — gut, das Haus steht ihm jederzeit offen, aufdrängen aber darf man sich nicht.

Was aber mochte der Grund sein? Man wußte, daß er zum Minister befohlen war, und vermutete auch wohl, daß es sich um irgend etwas aus seiner Vergangenheit oder auch um seine politische Gesinnung gehandelt hatte. Der Herr hatte in der letzten Zeit merkwürdige Anschauungen über Staat und Gesellschaft geäußert; zum Reserveoffizier hatte er sich auch nicht gemeldet. Aber Bestimmtes war nicht bekannt. Daß Morwitz und seine Tochter im Spiel waren, konnte natürlich niemand wissen. Nur Frau Meta ahnte allenfalls den Zusammenhang; aber wenn da etwas Unangenehmes geschehen war, so mußte Harries selber sich ungeschickt benommen haben. Sie hatte die Sache so gut eingeleitet; wer wußte, was für eine Dummheit ihr Schützling begangen hatte. Als dann die Verlobungsanzeige kam, ward sie stutzig. Vielleicht war doch zwischen Heinz und Marianne nichts vorgefallen; wahrscheinlich war er schon vorher gebunden gewesen. Desto schlechter war sie auf diese Gärtnersfamilie zu sprechen und auf Heinz, daß er sich so jede Möglichkeit, in die Höhe zu kommen und sich gesellschaftlich zu arrangieren, abgeschnitten, vielleicht sogar von vornherein verbaut hatte.

Bald nach dem Examen ließ sich Heinz in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. Jetzt traf Poppendiek häufig mit ihm im Gericht zusammen, und es entwickelte sich ein freundlich-kollegialischer Verkehr zwischen ihnen. Mehr nicht, von früher war nie die Rede. Heinz ging es geschäftlich sehr gut. Er hatte gleich im Anfang seiner Praxis einen großen Getreideprozeß glücklich geführt — übrigens wußte er selber nicht, daß er den Auftrag auf Poppendieks Empfehlung unter der Hand bekommen hatte —, ein zweiter für dieselbe Firma war gefolgt, und bald war er Specialist und eine kleine Autorität auf diesem Gebiete geworden. Fleißig war er auch, und so konnte er im folgenden Jahre schon heiraten, ohne auf Mutter Altens Unterstützung angewiesen zu sein. Mit seiner jungen Frau nahm er sich eine Wohnung auf der Anton-Ulrichstraße im Osten der Stadt, der damals gerade das Viertel der aufstrebenden Geschäftswelt wurde.

Damit war der Anteil, den die Gesellschaft an ihm nahm, erloschen. Später hörte man noch von dem Unglück in seiner Ehe, aber, du lieber Gott, so etwas kommt vor; wer kann sich um das Schicksal all der Leute kümmern, die gelegentlich uns die Bahn gekreuzt haben! Meta Poppendiek freilich drängte ihren Mann, Heinz bei dieser Gelegenheit noch einmal die alte Freundschaft anzubieten, auch Sydekum versuchte das Seinige, aber sie stießen auf kühle Ablehnung.

Heinz Harries ging seinen Weg allein. —

Es waren nicht bloß die Wünsche seiner Familie und die Absage an die Gesellschaft, die Heinz Anna Alten wieder zugeführt hatten. Nach den Stürmen und Aufregungen der letzten Wochen hatte er sich nach Ruhe gesehnt und aus der Einsamkeit heraus nach verstehender Liebe. Auch das leidenschaftliche Begehren seiner Natur hatte sich von selbst gestillt; wie nach einer großen Krisis fühlte er sich wieder genesen, wieder ganz der Frühere, und es quälte ihn das Bewußtsein, mit seiner thörichten Schwärmerei für Marianne die stille Güte Annas übel gelohnt zu haben. Ohne es selber zu wissen, ward er freundlicher, fast zärtlich zu der treuen Gefährtin der letzten Jahre, die noch immer mit beinahe kindlicher Zuneigung zu dem Manne aufsah, der ihr die Herrlichkeiten der Welt und die Gefilde der Kunst erschlossen hatte. Ja, er schämte sich, von ihr abgefallen zu sein, die so viel tiefer, edler war als Marianne und doch so zurückhaltend in ihrer zarten Neigung.

So war es zwischen ihnen zur Verständigung gekommen, fast von selber, und anfangs konnte er auf ein reines, hohes Glück für sie beide hoffen.

Von seinen Erlebnissen mit dem Bankier Morwitz hatte er niemandem gesprochen, selbst Paula nicht; auch über die Verhandlung mit dem Minister hatte er den Seinigen nur Andeutungen gegeben. Die Schande, sich selbst erniedrigt zu haben, nagte zu sehr an seinem Ehrgefühl, als daß er darüber mit anderen hätte sprechen mögen. Nur eine sollte das Ganze einmal erfahren, sie, vor der er überhaupt keine Geheimnisse haben wollte, seine Braut, seine Frau. Jetzt noch nicht, später, wenn sie immer mehr ineinander aufgingen, wenn sie allmählich so eins ge-

worden waren, wie er es sich immer als Höchstes erträumte. Eins geworden, ohne jeden Rest, im Denken, Fühlen und Voneinanderwissen. Eins in hingebender, sich selbst und alles vergessender Liebe.

Aber freilich, vorläufig war es noch lange nicht so weit. Merkwürdig, gerade jetzt, da sie verlobt waren und immer vertrauter werden sollten, fühlte er deutlich, wie fern sie sich noch standen. Gerade je wärmer, je leidenschaftlicher er im Laufe der Wochen wurde, desto zurückhaltender wurde Anna. Beinahe kühl kam sie Heinz vor. Hatte er sich auch hier geirrt, auch hier ein Herz gesucht und statt dessen . .? Nein, das konnte, das durfte er nicht sagen! Anna liebte ihn ganz gewiß noch ebenso innig und zärtlich wie vordem, es lag eine Hingebung in ihren Augen, daß Heinz fühlen mußte, sie würde ihr Leben für ihn gelassen haben, wenn er es forderte. Und doch fehlte etwas in ihrem Blick, den Heinz sich immer banger und ängstlicher zu deuten suchte. Das, was Marianne — ach, weshalb mußte er dabei immer an Marianne denken, aber es war so: das, was bei dieser ihn so gelockt hatte, das aus der Ferne lachende, klingende Glück, das fand er bei Anna nicht.

Oder wie sollte er es sich erklären? Er wußte es selber nicht. Es lag eine Zurückhaltung in ihr, als scheue sie sich, sich selber zu verlieren. Ihr Leben würde sie für ihn hingeben, gewiß, aber — ja, wie nur? — ihre Seele nicht. Ihre Seele hielt sie so ängstlich zurück, als fürchte sie für das zarte, gebrechliche Ding. Er aber war seit dem letzten Sommer doch ein anderer geworden, er suchte Leidenschaft, das große Vergessen, in dem der Mensch nichts mehr von dem trennenden Ich weiß und mit dem geliebten Wesen zu einer neuen, weltahnenden Einheit verschmolzen ist.

Er wollte kein Geheimnis vor ihr haben, er wollte sie teilnehmen lassen an dem Blick in die letzten Tiefen des Herzens, der so furchtbar werden kann, wenn man ihn ewig allein thun muß. Aber in ihren Augen sah er ein Fremdes, er fühlte noch immer die Schranke zwischen ihrem und seinem Wesen. So schwieg er und wartete. Es quälte ihn, daß er Geheimnisse vor ihr haben mußte, aber es war nicht anders möglich. Anna aber schien um so freier und heiterer, je zurückhaltender Heinz war.

Durch den beständigen heimlichen Streit mit sich selbst und mit dieser vor ihm zurückweichenden Seele wuchs seine Neigung und Zärtlichkeit. Zuweilen konnte er sich nicht mehr halten, er mußte sie im aufwallenden Gefühle an sich pressen und leidenschaftlich küssen. Aber dann fühlte er sofort wieder ihr instinktives Sträuben und las in ihren Augen die scheue Angst. Sie entzog sich ihm, und ihre Lippen waren kalt und teilnahmlos.

Einmal brach der Unmut in ihm los. Er fragte sie erregt, ob sie ihn überhaupt liebe, oder ob sie bereue, sich verlobt zu haben.

Sie sah ihn ganz verwundert an.

Er wollte wissen, ob sie sich vor der Ehe fürchte.

Sie besann sich lange und sagte dann leise: „Ja, ich fürchte mich davor — wie vor dem Glück.“

Nun ließ er sie zufrieden, ja, er glaubte sie allmählich zu verstehen, dies träumende Kind, das sich, von der Mutter halb verwöhnt und gar nicht verstanden, seine eigenen Märchenpfade gebahnt hatte und in einem anderen Reiche, hoch über der Welt der Wirklichkeit, zu Hause war. Das sich nach Zärtlichkeit sehnte und doch von der Leidenschaft nichts wußte und von einer übersinnlichen Liebe träumte. Wie hätte Heinz ihr darum zürnen können, er, der selber so lange Mannesjahre hindurch von der Wirklichkeit nichts wissen wollte und wenig gewußt hatte. Nein, er liebte sie darum noch mehr. Er achtete und ehrte die Jungfrau, aber er hoffte auf das Weib.

Doch auch in der Ehe fand er nicht das, was er ersehnt hatte.

Freilich lebten sie zuerst eine Zeit des frohesten Einverständnisses. Sie lasen viel miteinander, sie besuchten Konzert und Theater und schritten Hand in Hand durch den herbstlich glühenden Wald. Sie sprachen auch oft von sich selbst, von der Welt und dem menschlichen Herzen. Aber hier schon verstanden sie sich nicht immer. Anna wollte von dem Häßlichen im Leben und in der Menschennatur nichts wissen. Sie verlangte nichts weiter, als daß man sie in ihrem idyllischen Glauben ungestört ließ.

Seinen Liebkosungen entzog sie sich nicht, aber sie nahm sie auf sich wie eine Pflicht. Heinz fühlte sich unglücklich. Wenn sie mit hilflosem Lächeln ihm sagte: „Du bist so stürmisch," so schalt er sich selbst roh und brutal, und doch wuchs seine Leidenschaft von Tag zu Tag.

Er wollte sie ganz für sich gewinnen, und er stritt mit ihr jetzt auch in den Gesprächen des Tages. Meistens wich sie ihm aus, zuweilen aber griff sie einen Gedanken von ihm auf und gab ihn in ihrer Weise zurück.

„Die wahre Liebe kennt keine Bedingungen und Schranken," sagte Heinz einmal. „Die wahre Liebe giebt sich ganz hin, das ist ein rückhaltloses Aufgehen im anderen, ein Sichselbstverlieren."

„Sichselbstverlieren," wiederholte Anna nachdenklich, als wenn sie das Wort bei sich erwöge.

„Jawohl, das ist die Liebe," entgegnete Heinz mit gereiztem Ausdruck in den Augen.

„Weshalb sagst du nicht lieber: Sichselberopfern?"

„Das ist dasselbe!"

„Nein, es ist anders. Wer sich opfert, hat nichts davon, ihr aber — sei nicht böse, lieber Heinz —, ihr wollt euch nicht opfern. Wenn ihr euch selbst verliert, wollt ihr euch doch nur wiederfinden. In dem anderen gewissermaßen doppelt leben."

Heinz sah sie fragend an.

„Ja," fuhr sie fort, „das, was du willst, ist doch nur Genießen. Du willst nichts von dir wissen, sagst du, aber es ist doch nur ein Selbst ... nun, wie denn? Ich weiß das Wort nicht, aber es muß ein ‚Selbst' drin sein."

„Dann giebt es überhaupt keine Liebe. Dann ist alles Selbstsucht oder wie du es sonst nennen willst."

„O nein!"

„Aber wie?"

Annas Augen sahen ins Leere, in die Ferne. „Ich meine etwas, was mit Lust und Genießen nichts zu thun hat, sondern eher mit Leid und Schmerz und Not. Siehst du die Hingabe, die Liebe zu etwas, von dem man nichts hat und will und was noch gar nicht ist ..."

Und nun fing Heinz an, sie zu verstehen. Er hoffte darauf, daß das Kind, welches Anna erwartete, das Band zwischen ihnen enger schließen und daß Anna als Mutter ihm menschlich näher kommen würde. Aber bald wuchs ihm gerade aus dieser Hoffnung neue Sorge auf. Als Anna ihm das erste Mal offen davon sprach, lag ein glühender Schimmer auf ihren Wangen, und ihre Augen glänzten in einem seltsamen Schein. Aber als Heinz die Freude mit ihr teilen wollte, sah er, daß er in diesem Augenblick überhaupt nicht für sie dagewesen war. Sie sah ihn gar nicht, ihr Blick war anderswo, weit weg, und erst langsam kehrte er auf ihren Mann zurück. Da verstand er sie zum erstenmal ganz. Sie war eine von den Frauen, deren höchstes Glück in der Entsagungsrolle der Mutter liegt, und für die der Mann nur der Vater ihrer Kinder ist. Er fühlte, daß er nie im Leben in der Weise aus dem Banne der Einsamkeit kommen würde, wie er es in seinem Traume vom Glück geahnt, in den letzten Jahren dann so heiß ersehnt hatte. Vor dem Kinde hatte er fast eine Art Furcht, er ahnte in dem Unsichtbaren, Ungewordenen, hilflos Schwachen den starken Gegner, den Feind, der ihm die Gattin für immer rauben würde.

Anna aber lebte nur noch in dem Gedanken an die Zukunft. Sie, die schwache, sanfte, wies hartnäckig alles von sich, was sich nicht auf ihre Hoffnung bezog, und wurde gereizt, wenn man sie mit Fremdem belästigte. Heinzens Mutter zog zu ihnen ins Haus, und auch Mutter Alten sprach bei der Tochter vor, so oft es die eilige Gartenarbeit und die eigene Atemlosigkeit gestattete. Heinz hatte immer mehr das Gefühl, überflüssig zu sein, und leider verstand er es nicht, die Sache von einer leichteren Seite zu nehmen.

Eines Tages sagte er es Anna geradezu.

Sie brach in Thränen aus, dann lächelte sie aus feuchten Augen ihm zu: „Du böser Mann, wie kannst du so ungerecht sein! Ist es denn nicht für euch, daß wir dulden und leiden müssen und leiden wollen! Es ist doch *dein* Kind!" Aber dann kam wieder der weltfremde Schimmer in ihre Augen, und leidenschaftlich flüsterte sie, das Haupt an seiner Brust, zu ihm empor: „Oder vielleicht doch — doch! Ja, Heinz, du hast

recht, aber bitte, bitte, sei mir nicht böse. Später ist es ja unser Kind, aber jetzt ist es meins. Mein — mein Kind!"

Aus mehr als einem Grunde wünschte Heinz sehnlichst, daß es erst da wäre, dieses Kind, und die ganze schlimme Zeit überstanden.

Aber es sollte ganz anders werden, als er gehofft — gefürchtet hatte.

* *
*

Annas Stunde war gekommen mit all den Schmerzen und Martern, die der Fluch dem ersten Weibe auf den Weg durch den Erdenstaub mitgegeben hat.

Aber die Stunde dehnte sich zu endlosen Ewigkeiten, vom glühenden Mittag in den warmen Abend hinein, die Nacht hindurch, einen Tag in heißer, drückender Sommerglut, eine zweite Nacht, draußen so mild und so voll von Lindenblütenduft, und wieder einen schrecklichen Sonnentag. Bis schließlich die Ärzte sich entschließen mußten, das Leben des Ungeborenen zu vernichten, um das der Mutter zu retten. Es war nicht anders möglich. Als Anna aus der tiefen Narkose erwachte, erfuhr sie, daß ihre Hoffnung, ihre Qual vergeblich gewesen war, daß das Kind tot, verstümmelt ans Licht der Welt gebracht sei. Allmählich erst dämmerte ihr, was geschehen war, und langsam, langsam begriff sie, daß ihre Hoffnung nicht nur für dieses Mal, sondern menschlicher Berechnung nach für immer, für das ganze lange Leben zu Schanden geworden war. Niemals sollte sie Mutter werden, niemals ein eigenes Kind in den Armen halten dürfen, zwecklos sollte das endlose Leben vor ihr liegen, ihre einzige Sehnsucht nie befriedigt werden, sie — ein unnützes Stück Mensch, ohne Fortgang und Erbe. Nie mehr Mutter!

Heinz aber hatte die Gattin verloren. Nicht nur der zarte Körper der Kranken war eine Zeitlang auf das gefährlichste bedroht, schlimmer noch und, wie es anfangs schien, für immer war die geistige Spannkraft und die Lebensfreudigkeit in ihr getroffen. Ihr Nervensystem war offenbar für Jahre zerrüttet und bedurfte der sorgsamsten Schonung, ihre Gedanken aber bewegten sich in einer jungfräulichen Einsamkeit. Zurückhaltend war sie stets gewesen, jetzt wurde sie völlig verschlossen. Heinz war sie vielleicht noch eine Schwester, aber seine Frau war sie nicht mehr und wurde es nicht wieder. In der unstillbaren Sehnsucht nach dem Kinde lebte sie weiter, auf das sie lange Monate gehofft und geharrt, das sie von ihrem Gott erbeten, um das sie die Qualen und die Entstellung ihres Leibes geduldet hatte. Das Kind hatte ihr nicht an die Brust gelegt werden können, dem Schlag seines Herzens hatte sie nicht lauschen, den Atem des neuen Lebens nicht trinken dürfen. Sie hatte von einem Ausströmen der Liebesfülle in sich geträumt, von dem heiligen Mysterium, sich selbst einem anderen neuen Leben zu weihen. Nun war auch nicht für eine einzige, kurze Stunde diese hoffende, bangende Opfersehnsucht in Erfüllung gegangen, ihr ganzes Leben sollte sich auf das eigene, nutzlose Ich beschränken — hatte für eine solche Frau die Ehe Berechtigung und Zweck? Was vermochte Heinz ihr zu sein, wenn er nicht der Vater ihres Kindes sein konnte?

Aber bald ward eine noch schlimmere Vorstellung ihrer Herr. Der Arzt, der sie beruhigen wollte, machte ihr begreiflich, daß das Kind doch hätte sterben müssen, wenn man ihr eigenes Leben retten wollte. Als sie das hörte, war sie erst ganz still und verstand nicht recht, dann fragte sie, mit aufsteigender Angst in der Stimme, ob denn das Kind hätte gerettet werden können, wenn sie sich für es opferte? Und dann fuhr sie empor und schrie auf: „Also bin ich es, die das eigene Kind geopfert, getötet, gemordet hat. Ich bin die Mörderin meines Kindes, ohne meinen Willen, ohne es zu wissen, und ihr habt es zugelassen, habt mich gezwungen, mich in meiner Ohnmacht, ihr konntet so gemein sein, mich zum Verbrechen zu zwingen?" Vergebens stellte der Arzt ihr vor, daß sie dann sicherlich mit dem Kinde zugleich das Leben hätte lassen müssen: für sie genügte der Gedanke, daß sie ihr Leben dem Tode des Kindes verdankte, um sie der Verzweiflung in die Arme zu treiben. Nach Wochen erst konnten die Ihrigen sie mühsam beruhigen, aber die fieberhafte Aufregung wich nur einem dumpfen Brüten.

Beständig plagte sie eine nagende Unruhe, der Gedanke, ob sie dem Kinde zuliebe nicht doch hätte weichen können und müssen. Alle ihre religiösen Vorstellungen, die Betrachtungen, die sie sich über das Walten der Gottheit, die Rätsel des Lebens und ein Dasein nach dem Tode machte, gipfelten jetzt in der einen Überlegung, ob sie sich an dem Leben ihres Kindes versündigt habe. Sie baute sich förmlich ein System um diesen Mittelpunkt auf und suchte Gewißheit zu bekommen, wann das Leben des Kindes, wann seine Seele erwache. Der Gedanke an das Jenseits hatte bald etwas Tröstliches für sie, wenn sie hoffte, ihrem Kinde dort zu begegnen, bald etwas Furchtbares, wenn sie sich vorstellte, daß es ihr als Ankläger entgegentreten würde.

Um die Summe des Unglücks voll zu machen, kam bald noch ein letztes hinzu: der Tod ihrer Mutter. Frau Alten hatte schon öfter über Herzbeschwerden geklagt, und eines Morgens fand man sie tot, einem Schlaganfall erlegen, vor. Natürlich sah Anna in diesem Ereignis nur die Strafe des Himmels, und alle Vernunfts- und Trostgründe, ja selbst der religiöse Zuspruch vermochte sie nicht in ihrem Glauben zu beirren. Es stand für sie fest, daß sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht, und daß sie dieses Verbrechen im diesseitigen Leben wie im Jenseits fort und fort zu büßen habe. — —

In der ersten Zeit hatten der eigene Schmerz und das Mitleid mit der überzarten, zur Selbstquälerei verdammten Frau jede egoistische Regung in Heinz verstummen lassen und ihn zum geduldigen Pfleger der kranken Gattin gemacht. Aber das Mitleiden hat auf die Dauer noch nie mit dem Leiden Schritt gehalten; der Sand der Zeit rieselte auch hier langsam darüber hin, langsam aber stetig und deckte es zu, und aus dem unfruchtbaren Einerlei wucherte nach und nach die Gleichgültigkeit auf. Langsam, langsam und von steten Kämpfen mit sich selbst unterbrochen, von Kämpfen und Vorwürfen, die anfangs heftig und leidenschaftlich waren, bis die unerbittliche Zeit ihr Recht bekam und Heinz stumpf wurde, wie es der Arzt, der Geistliche wird, jeder, dem das Ansehen fremden Leids zur Gewohnheit geworden ist. Tagelang, Wochen, Monate hatte er mit der Liebe und Nachsicht, die das gemeinsam erlebte Eheleid erzeugt, den Klagen, dem Grübeln und der Angst Annas gelauscht und ihr Mut und Trost zugesprochen. Mut und Trost, zuerst mit immer neuen Gründen und mit blutendem Herzen, dann allmählich mit denselben Worten und beinah mechanisch, bis er müde wurde, weil er kein Ziel sah. Wer hält es denn aus, immer wieder von neuem anzufangen, wenn die ruhige, nüchterne Vorstellung so wenig wie der liebevolle Zuspruch verfängt? Und dann gewöhnt man sich so leicht, die seelische Empfindlichkeit als geistige Abnormität zu behandeln. So wurde er allmählich still und abgestumpft gegen die Seelenangst, die neben ihm in der Brust eines Menschen weiter nagte.

Dann war auch Anna verstummt. Anfangs nur, um noch heftiger mit sich allein zu kämpfen, bis schließlich auch für sie eine Zeit der Erschlaffung und Erschöpfung kam. Heinz hatte seine Mutter mit den Schwestern ins Haus genommen und glaubte, Anna den Frauen überlassen zu können. Gewiß hatten diese für das Frauenschicksal, das Anna getroffen, das beste, mitfühlende Verständnis, aber in die Selbstpeinigung des Weibes, die sich die Mörderin ihres Kindes schalt, konnten sie sich nicht hineinfinden. Auch Paula nicht; mit ihrer wirklichkeitsfreudigen That- und Schaffenskraft war sie nicht zur Krankenwärterin geeignet. Dazu kam, daß sie sich, kurze Zeit vorher, mit einem Kaufmann in Halle, der früher mit ihr in dem Poppendiekschen Geschäft gewesen war, verlobt hatte und der Gedanke an die Heirat und die Gründung eines eigenen Geschäftes sie völlig in Anspruch nahm. Die Hochzeit aber, sowie der neue Hausstand in Halle lenkten auch die Teilnahme der Mutter Harries von Anna ab. Lisbeth endlich, in der mehr und mehr die Lehrerin, die Gouvernante sich auswuchs, war keine besondere Pflegerin.

Man ließ Anna gewähren, mit der Nachsicht, mit der man einen kranken Menschen sein Wesen treiben läßt. In der Besorgung des Haushaltes, der sie sich allmählich wieder widmete, fanden sich die Mutter und Lisbeth mit ihr zusammen, sie pflegten sie,

wenn sie kränkelte, was gottlob in der letzten Zeit immer weniger geschah; mit ihren Gedanken aber lebte Anna für sich. Mit dem Andenken an das Totgeborene trieb sie einen förmlichen Kultus. Seine Aussteuer hatte sie in einer besonderen Lade aufgehoben und kramte gern darin und breitete in wehmütiger Sehnsucht die Sachen vor sich aus. Auf dem Kirchhof war sie oft und hielt das kleine Grab sorgsam im stande. Aber sie sprach nicht mehr von dem Kinde, und ihre Umgebung hütete sich, das Thema anzuschlagen.

Vielleicht trafen die Harries damit unbewußt das Richtige. Die Zeit fing an, auch Anna stumpf zu machen; es war die Stumpfheit und die Erschöpfung, aus der allein das Genesen werden kann. Die Mutter Harries, auch Lisbeth, sie freuten sich, daß es Anna wieder besser ging, und daß sie allmählich an regelmäßiger Thätigkeit und gleichmütigen Gesprächen ihre Freude zu haben schien. Auch Heinz bemerkte es wohl, daß Anna, wenn auch recht gealtert, doch wieder Tage hatte, an denen ein Schimmer der früheren zarten Schönheit auf ihrem Antlitz lag. Er behandelte sie mit einer gewissen ritterlichen Schonung, aber Anteil an ihrem Innenleben zu nehmen, hatte er sich durchaus entwöhnt. Wenn sich ihr Geist wirklich besserte — Heinz merkte es nicht mehr. Er betrachtete sie wie eine kränkelnde Schwester, die man ins Haus genommen hat, um ihr Ruhe und eine Heimstätte zu schaffen, und die nun still für sich dahinlebt.

Selbst die vertrauteste Schwester kann dem Manne nicht das Weib ersetzen. Hier aber war es schlimmer: nicht nur, daß Anna ihrem Gatten nicht die Gefährtin seiner Einsamkeit war — sie war ihm die Schranke, die ihm den Weg zum Leben versperrte, sie allein war seinem Glück im Wege, sie, die kranke Frau eines gesunden, vollkräftigen Mannes.

Ganz langsam war dies Heinz im Laufe der Zeit fühlbar geworden und dann zum klaren, quälenden Bewußtsein gekommen.

Damals, als er die Mutter mit den Schwestern hatte zu sich ziehen lassen, hatte er die zweite Etage des Hauses auf der Anton-Ulrichstraße hinzugemietet. Dort wohnten nun die Frauen; er selbst hatte den unteren Stock und war nur beim Essen und den Schluß des Abends mit ihnen zusammen, im übrigen lebte er für sich. Freunde und geselligen Verkehr suchte er so wenig, wie er ihn bisher gehabt hatte. Er wollte allein sein.

Eine Weile ging das auch ganz gut. Er war dieses Leben für sich von früher gewohnt und hatte immer flott in der Praxis zu thun. So glaubte er in der Arbeit des Berufs des häuslichen Unglücks vergessen, das leise mahnende Gefühl der Verlassenheit betäuben zu können. Ja, er suchte förmlich etwas darin, sich alle geistige Nahrung fernzuhalten und sich nur dem Beruf zu widmen. Die politische Schriftstellerei war ihm seit jener Stunde der unmännlichen Nachgiebigkeit gegen den Minister verleidet, und vor der Kunst fürchtete er sich geradezu. Er kannte die Empfindlichkeit und Empfänglichkeit seiner Sinne, und er wollte sich gewaltsam abstumpfen, abhärten. Für ihn, den einsamen Asketen, durfte es keine Sinnenfreude und Geistesregsamkeit geben.

So ging ein langes, häßliches Winterhalbjahr dahin. Heinz Harries fühlte, wie es in ihm stiller, nüchterner, lebloser wurde, und er freute sich darüber. Er freute sich seines Sieges in der Resignation, und er war fest entschlossen, die Pflicht der Entsagung weiter zu üben, auf Leben und Lebensgenuß zu verzichten.

Aber dann kam wieder ein Frühling. Die Tage wurden länger und milder, die Sonne schien wärmer. Heinz konnte sich nicht darüber hinwegtäuschen, er mußte es fühlen, die Luft wurde weicher, und langsam füllte sie sich mit dem Lenzes-, dann Sommerduft. Erst war es der scharfe Brodem der aufbrechenden Blätterknospen, dann der leichte, süße Hauch der blühenden Obstbäume, den Heinz atmen mußte, so sehr er ihn floh, und nun all die hundert verschiedenen, die bunten, linden, scharfen, milden, brennenden Blütengerüche, die mit siegender Macht seine Sinne niederzwangen. Es war, als wenn die feste Rinde um seinen Geist wegzuschmelzen begönne, und nackt und wehrlos stand er gegen diese furchtbare Gewalt des um ihn erwachten Lebens, das in seiner Brust den so lange gefürchteten, gehaßten Sehnsuchtskampf des Menschen, des Mannes

entfesseln sollte. Und er kam schlimmer als je, der Kampf gegen sich selbst. Das war nicht mehr der selige Rausch des Jünglings, der sich in die Gluten eines Abendhimmels, in die Düfte einer Blumenwelt verlieren konnte, der Trieb war brutaler, gewaltsamer. Dasselbe Ringen begann wie in jenem Sommer, da ihn die Leidenschaft für Marianne gefaßt hatte, aber es war häßlicher, erniedrigend, weil es ein zielloses, fruchtloses Sehnen war. Es gelang ihm zwar, die niedere Lust zu unterdrücken, mit Gewalt die Natur zu bezwingen, aber er hatte keine Freude mehr am Sieg, es überkam ihn jetzt ein Gefühl der Leere und der Zwecklosigkeit seines Daseins, daß ihm graute.

Er versuchte es mit den alten Freunden der Einsamkeit seiner Jugend und nahm den Verkehr mit den Kündern der menschlichen Leiden wieder auf. Aber von Wagner mochte er nichts mehr hören, weil er ihm seit dem Verkehr bei Poppendieks unwahr erschien, und die Raabesche Resignation war nicht die seine. Nun las er Schopenhauer von neuem — er sagte ihm nichts mehr, und wenn er ihm etwas gab, so war es neue Unruhe und Lebensangst. Dann aber kam er an Nietzsche. So sehr ihn anfangs sein Stil, seine dramatische Gestaltungskraft hinriß, ja manchmal mit faszinierender Gewalt emportrug — den Gedanken stand er doch von vornherein mißtrauisch gegenüber. Er folgte dem Verächter des Menschenlebens in die Abgründe des Zweifels, aber mit dem Propheten des Übermenschen vermochte er sich nicht in die Adlerhöhe seines feurigen Glaubens emporzuschwingen. Und dann fehlte ihm immer eins bei Nietzsche: das Elementar-Männliche. Er war ihm zu sehr Denker und zu sehr Geist, als daß er ihm den ganzen Menschen hätte darstellen können. Gerade über das, was Heinz quälte und worunter er litt, konnte ihm der Philosoph keine Beruhigung geben, weil diese Leiden nicht die seinigen waren.

Was war überhaupt alles Reflektieren, Grübeln, Denken — nach dem Leben schrien seine Sinne, und das wollte er in Büchern suchen?

Vielleicht, daß eigene Produktion, dichterisches Schaffen wie früher, seine Gedanken abzulenken vermochte. Er glaubte den Drang zu künstlerischem Gestalten seines Geschickes in sich zu spüren. Zahllose Pläne, Gedanken, Gefühle wogten in ihm; er versuchte, sie in feste Form zu bannen — aber nichts gelang. Es kam vor, daß er sich mit vollem Herzen und klingenden Ohren an den Schreibtisch setzte, ein paar Zeilen aufs Papier warf, sie wieder durchstrich, aufs neue schrieb und noch einmal strich und endlich aufstand mit leerem Herzen und dem bitteren Geschmack der Verzweiflung auf den Lippen. Der Verzweiflung des Mannes, dem die Natur das leidenschaftliche Fühlen gegeben hat, ohne das Geschenk der Gestaltungskraft daneben zu reichen. Der eine Welt von tausend neuen ungeborenen Schemen in sich trägt und nicht die Kraft hat, ihnen Blut und Leben zu verleihen. Und der schließlich in ohnmächtigem Schmerz zu der herben Erkenntnis gelangt, daß nicht das fühlende Herz, sondern der Mund und die gestaltende Hand den Künstler machen.

Freilich, wie früher, so hätte er auch jetzt wohl dichten können. Dieses Versemachen, wie einst — o ja! Aber das war es nicht, was er wollte, sein Können von früher erschien ihm jetzt so unreif und unwahr. Ein Genie der Form war er nie gewesen, das sah er jetzt deutlich. Er mußte hinab in die Tiefen menschlichen Lebens und Leidens, er fühlte, daß er davon etwas zu sagen hatte, und doch gelang es ihm nicht zu sagen, was er zu wissen glaubte.

Oder aber ...? Ja, das war's. Er hatte gar nichts zu sagen, er wollte gar nichts sagen. Er wollte leben! Nur leben! Das, was er suchte, war mit Dichten und Träumen nicht erreicht, seine Sinne verlangten nach einer anderen Wirklichkeit.

Aus der Einsamkeit seiner Mannesnatur wandelte sich ihm nun immer stärker und wilder das anfangs unbewußte Sehnen zum heißen leidenschaftlichen Verlangen um. Jetzt wußte er genau, wohin es ihn zu drängen versuchte, er war sich der Niedrigkeit seines Begehrens deutlich bewußt. Er rang mit sich, und es gelang ihm wirklich, die Versuchung eine Zeitlang siegreich niederzukämpfen und seine Gedanken zu beherrschen. Aber die Zeit! Die furchtbare Macht der Zeit und der Einsamkeit! Ob er wollte oder nicht, seine Gedanken, seine Phantasie gingen

ihren eigenen gefährlichen Weg. Er war empört, verzweifelt über sich. War er, der Mann, schwächer und hilfloser, als es der Jüngling gewesen war?

Dann wieder schalt er sich, daß er früher zurückhaltend gewesen war, daß er nicht schon längst das Leben genossen hatte in vollen Zügen. Er hätte sich in seiner Jugend austoben sollen wie die anderen alle rund um ihn, das Leben genießen, wie es die Natur verlangt. Aber er hatte über thörichten Träumen eines naturfremden Idealismus versäumt, das Glück zu greifen, wo es sich ihm bot. Nun saß er im tiefen Kerker, oben, weit weg von ihm zog der Strom des Lebens hin, er wußte es, aber er war hier unten gefesselt.

Seine Phantasie und sein Begehren trübte sein Erinnerungsvermögen. Er meinte früher dicht an der Pforte des Glückes gewesen zu sein, und er bildete sich ein, daß er von Marianne mehr hätte erreichen können. Er sehnte sich oft nach Marianne; zuweilen kam wohl der alte Haß gegen sie und ihren Vater wieder hoch, aber dann sagte er sich, daß er selbst in seiner Unerfahrenheit der Schuldige gewesen sei. Hätte er doch damals zugegriffen! Was für eine Knabenrolle hatte er Mariannen gegenüber gespielt, warum war er nicht auch ein Mann von der dreisten Faust gewesen, wie es die Frauen nun einmal haben wollen!

So malte er sich die Vergangenheit aus, er bedachte nicht, daß seine eigenste Natur ihm damals jede Brutalität verboten hätte, wie sie sie ihm — auch heute noch versagte.

Denn, wie sehr er die Schönheit im Menschenstrom der Straße suchte, wie verlangend, ja fast gierig er jede reizvolle Gestalt, jede elegante Erscheinung, jedes schöne Gesicht mit dem Auge verfolgte, verschlang und sich an dem vorüberhuschenden Hauch eines feinen Parfums berauschen konnte — niemals doch hätte sich das Begehren seiner Phantasie zur That steigern können. So fremd er Anna geworden war, und so oft er sich vorstellte, daß es keine Ehe war, die er mit ihr führte — niemals hätte er in Wirklichkeit Untreue an ihr üben können. Und zu einer gemeinen Verbindung gar wäre seine vornehme Natur unfähig gewesen. Ihn beherrschte auch nicht die eigentliche niedrige Sinnlichkeit. Er sah nicht nur die schöne Form des Körpers, das jugendfrische Antlitz und den glanzvollen Blick, er sah in dem Auge ein geheimnisvolles Land, das Land der fremden Seele leuchten. Er suchte die Seele in der Schönheit der Frau, er sehnte sich nach dieser geheimnisvollen Ferne. Er sehnte sich nach einem Menschen.

Er fing an die Cafés zu besuchen und studierte die Menschen, die er dort traf, mit seinem Blick. Des Nachmittags ging er, so oft es seine Zeit erlaubte, auf den Bahnhof und blieb vor dem Blitzzuge stehen, um Menschen, um Leben zu sehen, das vorübereilende Stück Leben, das hier mit grauem Fittich seine Wange streifte. Er sah die exotischen Gestalten hinter den spiegelblanken Fenstern, die orientalischen Profile, und er träumte von früher, als er selber die Welt noch durchfliegen durfte, ein Mann, dem das Leben noch offen lag. Er atmete den Dunst aus den Wagen, und dieser Polsterdunst und der Hauch von feinen Cigaretten und berauschenden Parfums erzählte ihm von der Ferne, in der das Glück für ihn lag, von dem schönen Einst und einer noch viel herrlicheren, niemals zu erreichenden Zukunft.

Er gewöhnte sich jede schöne Frau, die er beobachten konnte, als Modell für seine Träume zu gebrauchen. Er versuchte die Seele, die aus ihren Augen sprach, zu entkleiden, sie auf Leidenschaft und Leidenskraft zu prüfen. Schwellende Lippen regten die Vorstellung in ihm an: wie mag dieser Mund im Rausche küssen? In kalten Augen ließ seine Phantasie die dämonische Grausamkeit des Weibes aufblitzen, das er doch niemals kennen gelernt hatte, und wenn er lange auf schönes, weiches Frauenhaar blickte, so sah er es in wirren Strähnen auf dem durchschwitzten Kissen des Sterbebettes.

Solche visionären Vorstellungen regten seine Nerven furchtbar auf und erfüllten ihn dazu mit Ekel gegen sich selbst. Aber sie waren meist die Höhepunkte in den krankhaften Zuständen seines Geistes, und es folgten auf die Tage der unnatürlichen Anspannung oft Wochen, ja zuweilen Monate, in denen er ruhiger wurde. Namentlich den Winter über war er weniger diesen Anfällen ausgesetzt. Dafür lebte er dann in einer

ständigen Depression, die ihn das Dasein verachten ließ. Es kam ihm sein ganzes Thun so nutzlos vor, er hatte keinen Zweck auf Erden und wußte nicht, wozu er überhaupt da war. Das Ameisenthum der Menschen war so lächerlich blödsinnig, er begriff nicht, woher sie den Mut nehmen, immer aufs neue Kinder zu zeugen und in die Welt zu setzen. Diese furchtbare Verantwortung zu übernehmen für die Fortpflanzung des Daseinsjammers.

Dabei wechselten seine Stimmungen. Bald war er gleichgültig und zwang seine Augen aus den Abgründen hinauf zum Blick in das Einerlei des Tages, dann aber kamen auch Stunden der Verzweiflung, wo er den flüchtigen Fuß der Zeit zu hören glaubte, die draußen, an ihm vorbei, vorüberzog, ewig weiter, ihren Weg ins Nichts. An solchen Tagen kam ihm die Nutzlosigkeit seiner Existenz so recht zum Bewußtsein, und er fühlte die harten, trockenen Krallen der Lebensangst an seiner Kehle. Und es stieg in ihm ein Hunger, ein Heißhunger empor nach Glück — nein, nur nach Leben, einem Erlebnis, und wenn es ein großer, mächtiger Schmerz sein sollte. Aber es mußte etwas sein, das seine Seele ausfüllte und ihn aus dem Kleinen, Alltäglichen weghob in eine klare, hohe Harmonie.

Es kamen aber Zeiten, wo Heinz Harries viel darum gegeben hätte, einen Freund sein nennen zu dürfen, und wo er sich aus dem Alleinsein hinaussehnte in jede Gesellschaft, mochte sie sein, wie sie wollte.

* * *

Heinz trat in das Anwaltszimmer des Landgerichtes, wo er Theodor Poppendiek mit einem Kollegen im Gespräch fand.

„Und Sie haben natürlich zugesagt?"

„Was will man machen," antwortete der Notar. „Es ist ja sonst keiner in der Stadt, der so was übernimmt. Übrigens denke ich, soll es was Gutes werden —" und seine Augen strahlten selbstbewußt durch die blinkenden Klemmergläser.

„Wofür ja schon die Person des Verfassers bürgt," lächelte der Kollege. „Aber der Agamemnon, versprechen Sie sich viel davon?"

„Das hat der Direktor zu verantworten! Es muß doch was Altgriechisches sein. Gerade den modernen Realisten wollen wir einmal zeigen, was 'ne klassische Harke ist. — Sie kommen doch auch, Kollege Harries?"

Heinz blickte von seinen Akten auf. „Ich habe nicht zugehört, wovon sprachen Sie?"

„Vom Schulfest des Andreaneums. Es feiert nächstens sein vierhundertjähriges Bestehen. Sie sind doch auch sein Schüler gewesen, sind Sie noch nicht aufgefordert?"

„Ich weiß überhaupt nichts davon."

„Dann ist die Karte sicher unterwegs. Kommen Sie nur, bitte, schon meinetwegen; ich habe nämlich das Vorspiel schreiben müssen, und da will man doch ein paar verstehende Seelen im Saale haben."

Heinz war zuerst empfindlich gewesen, daß er von der Sache wieder einmal nichts erfahren hatte; er war es gewöhnt, übersehen zu werden, auf eine verspätete Einladung wollte er nicht reagieren. Aber als er nach Hause kam, war die Einladung des Festausschusses gerade angekommen, und da hatte er große Lust, anzunehmen. Die letzten Wochen war er in leidlich guter Stimmung gewesen, auch Anna hatte sich bei dem schönen Wetter des Spätsommers verhältnismäßig wohl gefühlt. Bei Tisch sprach er von dem geplanten Feste. Es sollte eine Schulfeier im größten Maßstabe werden; am ersten Tage Kommers der alten Herren, am zweiten Theater: Vorspiel von Theodor Poppendiek, Aufführung des Äschyleischen „Agamemnon", dann Schülerball. Heinz wollte Anna mitnehmen und redete auf sie ein, endlich wieder etwas von der Welt zu sehen. Die aber lächelte in ihrer Weise: „Nein, Heinz, das laß nur; Theater ist nichts mehr für mich."

„Aber dies ist doch gar nichts Lustiges. Im Gegenteil."

„Ach, Heinz, und von dem anderen, da haben wir selber ... Laß nur! Aber du, mein lieber Heinz, du solltest es dir gönnen."

„Ohne dich?"

„Weshalb nicht? Sieh mal, das muß doch endlich mal anders werden, das mit dir. Du bist gesund und frisch und könntest so viel von der Welt haben. Mit mir — das ist eine Sache für sich."

Heinz widersprach noch, aber im Grunde gab er ihr recht. Weshalb sollte er nicht

allein gehen dürfen — war er denn in allem an seine Frau gebunden? Für Anna aber war der Agamemnon, so wie er das Stück in der Erinnerung hatte, mit seiner grausigen Totschlagsscene wirklich nichts. — Auch die Mutter und Lisbeth redeten zu, und schließlich gab er, wenn auch scheinbar widerstrebend, nach. Im Grunde freute er sich darauf, aus dem Einerlei seines Daseins herauszukommen, für einen Abend wenigstens sein Unglück vergessen zu können. —

Das Fest fand im „Kaiserhof" statt.

Der große Saal, der sonst abwechselnd politischen Versammlungen und den Vorführungen eines Varietétheaters diente, war feierlich ausgeschmückt. Die Bühne war durch ein breites Podium, für den antiken Chor bestimmt, nach dem Saale zu erweitert und das Ganze mit Orangen- und Lorbeerbäumen umstellt, das Orchester ganz hinter grünem Strauchwerk verborgen. Die langen Stuhlreihen des Saales waren für die Schüler und deren Angehörige, die Behörden und das Lehrerkollegium hatten die Seitenlogen erhalten. Für Poppendiek, den Festdichter, und seine Freunde hatte der Direktor die große Mittelloge reservieren lassen.

Der Notar hatte noch ein letztes prüfendes Auge auf die frisch geschminkten Tragöden geworfen — Primaner und Obersekundaner des Gymnasiums —, und Frau Meta war aus ihrer Loge getreten, um sich nach ihm umzusehen. In diesem Augenblick war Heinz gekommen, und sogleich hatte sie ihn herangewinkt und ihm einen Platz in der Loge angeboten.

„Es sind gerade noch ein paar Stühle da. Oder haben Sie schon anderswo belegt?"

Heinz hatte noch keinen Platz, aber — er wüßte doch nicht ...

„Aber, ich bitte Sie, Sie sind hier völlig ungeniert. Kommen Sie nur, Sie können ganz hinten sitzen, wenn Ihnen daran liegt."

Dann hatte sie sich mit ein paar herzlichen Worten nach seiner Frau erkundigt. —

Heinz saß im Hintergrunde der Loge und musterte die Vornsitzenden. Sein Eintritt war in der allgemeinen Unruhe nicht bemerkt worden, die nächsten Nachbaren kannte er nicht. Aber da vorn, in den ersten Reihen, das waren alles die alten Bekannten von früher. Lissi Gneist sah er und ihren Mann, ferner Sydekum, der nun schon längst Professor war, dort auch Frickens mit — richtig, er hatte sich ja verheiratet, nicht mit der Anna Thielecke, wie Heinz damals wohl erwartet hätte, aber doch mit einer aus der „Verwandtschaft".

Damals —! Heinz mußte an sein eigenes verunglücktes Debüt in diesem Kreise denken.

Und gerade wie damals, so ging es auch heute zu. Es war dieselbe lachende, schwatzende, harmlos fröhliche Gesellschaft geblieben. Ja die! Die wußten selbst nicht, wie gut sie es hatten.

Dann erkannte er auch die anderen Gesichter. Das dort mußte der alte Poppendiek sein, neben ihm der Schauspieler Ewald, dort, die Malerin mit der spitzen Nase — ihren Namen hatte er vergessen — und noch viele andere. Nur einige jüngere Damen waren ihm fremd. Aber sie gehörten sicher zur Familie: das da war bestimmt eine Thielecke, vielleicht eine jüngere Schwester von der Anna Thielecke, und jene dort hatte ein ausgesprochen Poppendieksches Gesicht. Und wie sie alle zusammengehörten und sich eins und als Ganzes fühlten.

Die Glocke von der Bühne gab das erste, lang ausgehaltene Zeichen. —

Ja, alle zusammen, alle ein Ganzes, die Clique!

Plötzlich blieb sein Blick auf einer Dame haften, die zwei Reihen schräg vor ihm saß. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, aber unwillkürlich fesselten ihn die Formen der Gestalt, soweit er sie betrachten konnte. Was für ein prachtvoller Nacken war das, frei und schlank hob sich die Linie von der Schulter empor, und auf ihm wieder ruhte solch eine Fülle von Haar, so schwer und voll und mächtig war es, und doch trug es der vornehme Nacken so leicht. Was war das für Haar! Schwarz, ganz schwarz, daß es an den Seiten im Scheine der Saallampen fast violett-blau schimmerte, und so fein und weich. Das war keine Deutsche, so viel sah Heinz sofort. Auch die Haut hatte einen bräunlichen Schimmer; er schien beinahe wie matter, dunkler Bernstein, oder war es nur der Schatten in der Loge, der ihn täuschte?

Aber dieses Haar, dieses Haar! Und im Augenblick hatte ihn wieder der Heißhunger

nach der Schönheit gepackt; eine unwiderstehliche Gewalt hielt seinen Blick fest, er glaubte das weiche Haar unter seinen Händen zu spüren und einen leisen berauschenden Duft aus ihm zu atmen.

Da — als wenn sie seinen zudringlichen Blick gefühlt hätte, drehte sie langsam den Kopf zur Seite und die Augen, bis sich ihre Blicke trafen und für einen Moment tief ineinander bohrten. Langsam — und in diesem Augenblick prägte sich Heinz das Gesicht mit einer fast visionären Deutlichkeit für das Leben ein. Erst die Wange, nicht sehr voll, mehr jugendlich herb, und die feine Schläfe, unter dem gewellten, lockeren Haare fast verborgen, dann einen Moment das Profil: südländische Rasse, die Nase fast orientalisch, oder liegt es an den Nasenflügeln, die ein wenig zu sehr gehoben erscheinen? Jetzt aber ein Blick aus großen, schwarzen, ernsten Augen, die Augen werden größer, wie sie ihn treffen, die Farbe des dunklen Gesichtes sinkt noch eine Nuance tiefer, und fast gewaltsam reißt das Mädchen den Blick von ihm los und wendet den Kopf nach vorn.

Heinz aber hat sich zurückgelehnt. Er fühlt, daß er sich verfärbt hat, und weiß selbst nicht, weshalb. Er hat das Bewußtsein: dies hast du schon einmal erlebt — oder wie? — hast es erleben sollen? — hast es geträumt? Mehr noch fühlt er, er ahnt, daß das Schicksal ihn aus diesen Augen angesehen hat, das Schicksal, das ihn einst — einst — wann war es doch? — es ist schon so lange ... Da, mit einem Male weiß er, was es gewesen ist: das blaue Glück unter dem heißen Sommerhimmel, das er in seinem Heidetraume so oft gesehen: das waren die Augen, das war der Blick.

Aber damals hatte das Glück doch blaue Augen gehabt ...?

Auf der Bühne hatte das Vorspiel eingesetzt. Der junge Gelehrte — einer der Professoren war leicht kopiert — schläft in der Schulbibliothek ein, die Wände der Bibliothek verwandeln sich in die Mauern des alten Klosterrefektoriums, die ehrwürdigen Patres treten mit ihrem Abt herein, dieser entpuppt sich als der Zauberer Virgilius, und nun geht's weiter mit phantastischem Humor in die Welt des Altertums, allmählich den Ernst des Äschyleischen Stückes vorbereitend ...

Blaue Augen! Kornblumenblau! Es war auch anders, damals das Bild, nicht so herb und bestimmt, es floß daher wie aus Nebel, wie aus flirrenden Sonnenstäubchen gewebt, aus Himmelsblau und Heideduft.

Sein Sehnsuchtstraum vom Glück ...

Nein, dies war anders hier — und dennoch wußte er genau, er hatte es schon erlebt. Was war das nur? Wenn sie sich doch noch einmal ansehen lassen wollte.

Aber vielleicht hatte ihm nur seine von der Schönheit erregte Phantasie wieder einen Streich gespielt. Die Schönheit war ihm so vertraut in seinen Träumen, und im Leben suchte er sie vergeblich. Da saß sie nun vor ihm, ganz nahe und doch so abgrundtief von ihm getrennt.

Das Rätsel von Schönheit und Sehnsucht! ...

Aber wer war sie nur? —

Dabei folgte sein Geist mechanisch der Handlung des griechischen Dramas, das sich dort auf der Bühne vor dem alten Burgthor von Mykene abspielte. Breit und langsam baute sich das Spiel auf, aber jetzt kam plötzlich Leben hinein. Der Schrei „Apollon! weh! Apollon!“ riß ihn aus seinen Träumen, und er sah aufmerksamer hin. Dort stand Agamemnon, der König, von Troja zurück, auf seinem Wagen die wahnsinnige Seherin. Und richtig, da stand sein Weib, die Geliebte eines anderen, bereit, dem königlichen Gemahl das furchtbare Bad, das Blutbad zu richten. Mit welcher Wucht der Schüler sie gab! Klytämnestra, das Mannweib — ja, so mußte sie auch auf der griechischen Bühne gestanden haben, mit muskulösen Armen und rotem, hochaufgestecktem Haar. Kassandra will nicht in den Palast, sie wittert das Blut. Und jetzt die gräßlichen Schreie aus dem Inneren des Hauses! Der König ist zu Tode getroffen. Da tritt sie heraus, die Mörderin, die Blutflecken im Gesicht:

> Ich jauchze drob,
> Und wenn an einer Leiche je
> Ein Freudentrunk geziemend wär,
> Hier wär es recht und mehr als recht! —

Die grausige Tragödie des alten griechischen Dichters war zu Ende, der Chor hatte die Bühne verlassen, der Vorhang fiel, und der Saal wurde wieder hell. Noch toste die

dankbare Jugend im Beifallsrausch, als man sich schon erhob, um den Saal für den programmmäßigen Schülerball frei zu machen. In der Poppendiekschen Loge drängte sich alles um den Dichter, das heißt den lebenden, der jedoch mit strahlendem Lächeln zugleich für seinen Kollegen Äschylos quittierte.

Heinz wollte den Trubel dort vermeiden, obwohl es ihn nach der unbekannten Schwarzäugigen zog. Unschlüssig stand er am Eingang der Loge, als Frau Meta sich ihm nahte, seinen Arm nahm und mit ihm den Gang hinabschritt. Sie dankte Heinz, daß er der Einladung ihres Mannes gefolgt war, und mit ihrer gewohnten teilnehmenden Herzlichkeit sprach sie von seinem Geschick.

Ob sich denn gar nichts für ihn und seine Frau thun ließe.

Heinz war in einer eigenartigen, nachgiebigen Stimmung. Er schüttelte zwar wehmütig lächelnd den Kopf, als Meta vorschlug, Anna in die Gesellschaft einzuführen, aber es that ihm doch wohl, ein paar freundliche Worte zu hören.

Zum Schluß forderte Meta Poppendiek ihn auf, den Abend bei ihnen zu bleiben.

„Nun, jedenfalls setzen Sie sich nachher noch ein bißchen an unseren Tisch, wir sitzen im blauen Zimmer, ganz unter uns."

Heinz trat in eine leere Loge und sah in den Saal hinab, wo Kellner die Stühle wegräumten und in der Menschenmenge langsam sich das Licht von der Finsternis schied. Das Alter und die nicht tanzen-, dafür aber trinkenwollende Jugend rückte beiseite, in der Mitte aber bildeten sich allmählich die Tanzstunden- und Hausballgruppen: gewandte und weniger gewandte Kavaliere mit ihren Damen, meist Backfische mit allerliebsten Zöpfchen und halblangen Kleidern. Zuweilen auch schon elegante Erscheinungen in Damenkleidern, mit aufgesteckten Frisuren.

Aber alles Jugend, lustig und frisch, kribbelndes, wibbelndes Leben. Jetzt fällt ihm ein gemütlich dreinschauender, hübscher, dicklicher Kerl auf, der in den Saal tritt und sich mit behaglicher Ruhe von den kleinen Schülern anstaunen läßt. Heinz erkennt mit Sicherheit die „Klytämnestra". Ein Sextaner springt neckend um ihn herum, er aber scheucht ihn mit einem Theaterblitzblicke davon. Da watschelt der Herr Direktor durch den Saal. Er lobt die Kassandra, einen schüchternen, verträumten Sekundaner, und geht weiter, halb Fürst bei der Hofcour, halb Familienvater beim Weihnachtsfest. Nun beginnt der Tanz, die Primaner mit ihren Damen voran, dann die jüngeren Schüler, die Sekundaner auch einige frühreife Tertianer. Die meisten bewegen sich im Schritt der Polonäse gewandt und unterhalten sich lebhaft mit gekünstelter Nachlässigkeit und blasiert sein sollendem Lächeln. Manchen freilich merkt man die Unsicherheit an und die Angst bei jedem Schritt, ob wohl die Polonäse um Gottes willen nicht mit einem Walzer schließt. Das sind die Opfer der vortanzstündlichen Jugendliebe.

Heinz seufzte. Wie leicht es doch diesen Herrchen das wohlarrondierte Portemonnaie ihrer Väter macht.

Dann aber mußte er lächeln. War er eifersüchtig, neidisch auf das pulsierende Leben da unten, auf diese Jugend, der die Welt sich so früh und von selber aufthut?

Ach nein, gewiß nicht! Aber wer ihn doch auch noch hätte, diesen festen, selbstverständlichen Glauben an das Leben! Vielleicht, wenn er als Schüler früher ein wenig Freiheit und Leben hätte genießen dürfen, anstatt einsam sich mit Privatstunden abzuquälen — er wäre heute ein anderer. Vielleicht, daß darin sein unbefriedigtes Suchen nach Glück und Genuß wurzelte. Er hatte ja nie davon gehabt ...

„Das ist recht, lieber Doktor, daß Sie sich mal rausgemacht haben —" Sydekum stand neben ihm und reichte ihm die Hand, die Heinz etwas verwirrt annahm. Er fühlte, daß der Professor ihn beobachtet hatte.

Der aber sah gleichmütig in den Saal „Nicht wahr, die verstehen das Leben zu nehmen, diese Halunken. Sehen Sie bloß mal den käsebeinigen Bengel da — links der dritte — mein Specialfreund; bleibt Ostern zum zweitenmal sitzen — in Obertertia — aber hier ist er Caesar triumphans."

„Glücklicher Kerl."

„Gewiß! Ausgenommen die wenig erfreulichen Augenblicke, wo ihm sein Vater das Zeugnisbuch um die Ohren haut. — Aber nun kommen Sie! Sie gehen doch noch ein bißchen mit zu Poppendieks?" — —

Als Heinz mit Sydekum in das blaue Zimmer trat, war man gerade im Begriff, sich zu setzen. Die Gesellschaft, die sich zur Poppendiekschen Sonderfeier eingefunden hatte, war doch größer, als Heinz erwartet hatte; aber das war ihm gerade recht, da sein Erscheinen so weniger auffiel als im engeren Kreise. Die Tische waren zu einem offenen Viereck zusammengerückt. Heinz saß neben Sydekum im inneren Raum des Hufeisens, gegenüber der Frau Notar. Im Rücken mußte die dunkeläugige Fremde sitzen; er hatte sie sofort bemerkt, hatte aber keinen besseren Platz erhalten können.

Die Unterhaltung floß munter in zahllosen plätschernden Bächen dahin, nur zuweilen unterbrochen von einem kurz pointierten Toaste. Es war Heinz, als wäre er kaum eine Woche fern gewesen; die Behaglichkeit der Gesellschaft hatte so etwas Ansteckendes. Er freute sich, daß er geblieben war.

Einige Gruppen unterhielten sich über das Stück.

Poppendiek und Frickens hatten sich in eine tiefsinnige Betrachtung über den idealistischen Kern des Dramas eingelassen, weiter rechts von Heinz saß ein stattliches Herrchen mit hübschen, lachenden Augen, ein Probekandidat, wie Heinz hörte, der sehr selbstbewußt mit einigen jüngeren Damen über sein Kollegium meditierte.

Heinz hörte, wie Poppendiek sagte: „Nicht wahr, ein großartiger Gedanke, unseren ältesten Dramatiker aus seinem zweitausendjährigen Schlummer in die modernste Gegenwart zu citieren, um zu finden, daß er uns immer noch was zu sagen hat und immer noch gilt.“

„Und das angesichts der mangelhaften Überlieferung und einer kaum hundert Jahr alten Textkritik,“ fügte Frickens hinzu.

„Ja, das Schöne ist ewig und allmächtig.“

Aber das sollte das Signal zu einer allgemeinen Rauferei sein. Natürlich war Lissi Gneist wieder das Karnickel gewesen. Zuerst meinte sie, das Stück wäre eine Mumie, die man lieber in ihrem Sarge hätte lassen sollen, und dann, als dies von allen Seiten bestritten wurde, schlug sie in das Gegenteil um und wollte nicht begreifen, wie man so etwas zu einem Fest, noch dazu zu einem Schülerfest aufführen könnte.

„Nichts wie Scheußlichkeiten und Blutvergießen! Ich bitte Sie, diese Klytämnestra mit dem Blutstropfen an der Stirn! Man hörte ja förmlich, wie sie zuschlug, und der Agamemnon schrie wie ein Stier. Dann doch lieber gleich den ‚Fall Clemenceau‘.“

Damit aber hatte sie in ein Wespennest gegriffen, und es summte um sie herum, daß sie sich nur mit Mühe der Stiche erwehren konnte. Endlich kam in dem Lärm Sydekum zu Worte: „‚Fall Clemenceau‘ meinen Sie, Frau Lissi. Nun gut, das ist das Schlimmste noch nicht. Jedenfalls aber nehmen Sie damit das, was Sie von Mumie gesagt haben, selber zurück. Ob es für die Jungens paßt — na, die hören auf diese Weise auch mal, wie es im Leben hergeht. Für mich ist die Hauptsache dieser prachtvolle Naturalismus in dem Stück. Dagegen kommt der ganze moderne Historienapparat nicht auf, Wildenbruch, Lauff und die anderen, offiziell und offiziös, mit all ihren Königen und Königsmördern.“

„Naturalismus?“ fragte Frau Lissi, während Poppendiek gleichzeitig einfallen wollte: „Aber diese Auffassung ...“

„Naturalismus,“ wiederholte Sydekum, „jawohl, das ist meine Auffassung. Nehmt nur diese eine Klytämnestra, ist die nicht wie aus einem Shakespeareschen Königsdrama, so wahr und echt. Wie aus *einem* Guß — Kruppscher Panzerstahl. Keine Zweifel, keine Skrupel und dieser prachtvolle, weißglühende Haß.“

„Und das nennst du schön?“

„Gewiß, wie alles, was aus der Hand der Natur kommt. Und dabei eine geborene Herrscherin, eine Napoleonsnatur jeder Zoll ...“

„Ein Mann!“ unterbrach Lissi Gneist.

„Jawohl, jeder Zoll ein Mann. Ein Herrengeist. Da sehen Sie Nietzsche wieder ...“

„Als Verehrer des Mannweibes?“

„Nein, der Herrenfrau.“

Eine kleine Pause; die Gegner waren durch die dreiste Argumentation verblüfft. Dann kam der Widerspruch von einem anderen Punkte.

„Also Äschylus als Prophet der Kraftnatur. Aber wie verträgt sich damit die hysterische Kassandra?“

„Das ist ja gerade das Feine, dieser Gegensatz zwischen den Frauen. Hier die brutale

Willenskraft und dort die nervöse Überempfindlichkeit. Übrigens, diese Somnambule mit ihren hypnotischen Verzückungen und Krämpfen, ist die nun wieder nicht wie aus einem Drama von Ibsen? Oder auch gar von Shakespeare? Tout comme chez nous — Ben Akiba! Nicht wahr, gnädige Frau, packend ist es auch heute noch, und wenn ich meinen Freund Theo verbessern darf, zwar nicht das Schöne, wohl aber das Wahre hat ewige Geltung und Jugendkraft."

Dem Notar war an dieser Bundesgenossenschaft nichts gelegen. „Du siehst es natürlich wieder auf deine Weise," polemisierte er. „Aber das ist einseitig, denn die Hauptsache im griechischen Drama ist und bleibt doch die Idee, die Auffassung und Durchführung der dichterischen Gerechtigkeit."

„Ganz recht, und die äußert sich hier darin, daß die Kraftnatur siegt und den Schwächeren vernichtet. Ganz wie im Leben, ganz wieder Nietzsche."

„Ach bitte, vergiß nicht die Fortsetzungen des Stückes, Orestie und das andere, wo die Mutter vom eigenen Sohn die Strafe empfängt."

„Gattenmord, Muttermord, Untreue und Hinterlist," ironisierte Sydekum, „es ist doch was Schönes um die Idee und den Idealismus."

„Und ein Scheusal ist sie doch," quecksilberte Frau Lissi dazwischen.

„Klytämnestra? i meinetwegen, aber eine brillante Figur auch, und ich denke mir, der richtige Dichter muß gerade an solchen — wie sagten Sie — solchen Scheusälern das größte Vergnügen haben."

Da mischte sich plötzlich eine andere Stimme ins Gespräch. „Könnte man sie nicht doch vielleicht etwas milder beurteilen?"

Heinz horchte hoch auf: diese volle, sympathische Altstimme — die mußte er kennen, das konnte nur *sie* sein, die Fremde. Und sie war es in der That. Heinz wandte sich zur Seite und sah zu ihr hinüber. Wieder hatte er nur ihr Profil, da sie nach dem Mitteltisch, nach Poppendiek und Lissi Gneist blickte. Wie wunderbar das tiefe, gebräunte Rot der Wangen zu dem blauschwarzen Haar paßte!

Eine Pause.

Dann fragte Poppendiek: „Und wie denken Sie sich das, gnädiges Fräulein?"

„Ich möchte die Klytämnestra doch nicht bloß als brutale Kraftnatur auffassen, sondern ihr sogar ein gewisses Recht zu ihrem Handeln zusprechen."

Es war so auffällig still geworden, daß selbst der im gesellschaftlichen Beobachten ungeübte Heinz merkte, daß die Dame und ihre Anschauungen in diesem Kreise noch fremd sein mußten. Auch ihre Art zu sprechen, der ruhige Ernst stach von dem hier so beliebten Scherzando scharf ab.

„Also gewissermaßen *kein* Scheusal?!" — Lissi Gneist war die erste, die ihren gewohnten Ton wiederfand.

„Gewissermaßen *kein* Scheusal, ja, nicht einmal ein Mannweib oder ein Herrenmensch, sondern einfach ein Mensch, eine Frau." Sie sprach mit der Sicherheit, die auf Übung im Sprechen, mindestens auf die Gewohnheit klaren Denkens hinwies. „Der Herr Professor hat die Klytämnestra als dichterische Figur in Schutz nehmen wollen, mich interessiert sie und die ganze Fabel noch mehr persönlich oder — ich möchte sagen — kulturgeschichtlich. Ich möchte in dieser Frau das Weib sehen in einer Epoche der jämmerlichsten Sklaverei, und ihre That ist der erste Versuch der Empörung weiblicher Selbständigkeit und Selbstgefühles gegen die entehrende Erniedrigung ihres Geschlechts."

„Also die Anfänge der Frauenemancipation," klang es wieder lustig dazwischen; aber die Sprecherin ließ sich nicht in ihrer Ruhe erschüttern.

„Das wohl nicht, denn dabei handelt es sich um ein Vorgehen der Gesamtheit, während hier nur die einzelne um das Recht der Persönlichkeit kämpft."

„Aber das ist ja eine ausgezeichnete Auffassung," ermunterte Sydekum, Theos skeptischem Gesicht zum Trotz. „Bitte, wollen Sie das nicht mal weiter ausführen?"

„Ich meine, man müßte auf den schneidenden Gegensatz achten, in dem die mächtige, voll ausgebildete Persönlichkeit dieser Frau zu ihrem Rechte oder vielmehr ihrer Rechtlosigkeit steht. Fürstenblut, Tochter des Zeus, wenn ich nicht irre, also vornehmste Herkunft, dazu die geborene Herrscherin, die nicht nur den Mann im Hause, sondern den

Herrn im Lande zehn Jahre vertritt und die Regierung kräftig zu führen weiß, und vor allem eine Frau mit leidenschaftlichem, sich rückhaltlos darangebendem Temperament. Und doch ist sie dem Manne gegenüber nichts als Sklavin, ohne Willen, ohne Stimme. Die Tochter wird ihr aus dem Haus geschwindelt, vom eigenen Vater geschlachtet, dem Moloch einer Abenteurerpolitik geopfert. Sie weiß den Gemahl in der Zügellosigkeit des Lagerlebens, im Prunkzelt von orientalischen Sklavinnen bedient — dem Manne ist eben alles erlaubt —, sie aber bleibt zu Hause mit ihrer Verzweiflung, ihrer Ohnmacht, ihrem Haß allein, ein Jahr, zwei, fünf, ein volles Jahrzehnt. Und allein mit ihrem glühenden Temperament. Darf man sich wundern, wenn das wilde Blut endlich sein Recht verlangt und die Spannung der Leidenschaften sie dem werbenden Geliebten in die Arme treibt?"

„Bravo, bravo," stimmte ihr Sydekum bei, ganz begeistert von der natürlichen Frische ihrer Darstellung.

Poppendiek aber entgegnete mit männlich sittlichem Ernste: „Ich kann Ihnen leider nicht recht geben, gnädiges Fräulein. Das alles spricht sie nicht von ihrer Pflicht als Gattin frei."

„Sollte es nicht eher die Pflicht der Sklavin sein? Und darf man dann nicht vielmehr von dem Recht zur Empörung sprechen?"

„Ganz gewiß," ergänzte Sydekum. „Die Pflicht des Gehorsams endet in dem Augenblick, wo der Kampf um die Selbständigkeit beginnt."

„Gegen offenen Kampf würde ich nichts sagen," entgegnete Poppendiek. „Aber dies nenne ich gemeinen Überfall, Hinterlist und Schamlosigkeit. Und das wollen Sie, mein Fräulein, gewiß auch nicht in Schutz nehmen."

„Ich nehme es nicht in Schutz, aber ich finde es erklärlich. Bedenken Sie, in welchem Hause sie lebte. Eine Bluthat zu den vielen früheren dieses Geschlechtes hinzu, was will das sagen. Und in welcher Zeit! Wir dürfen nicht vergessen, daß das Weib hier noch Sklavin ist und im Banne uralter Sklaventradition steht. Der Fluch der Unterdrückung, auch das!"

„Schön, gut! — oder vielmehr scheußlich! Aber selbst dies zugegeben: um welchen Preis kämpft sie denn? Sie sagen, um ihre Selbständigkeit, in Wirklichkeit aber doch nur um ein schändliches Liebesverhältnis."

„Ja, gehört denn das Recht zur Liebe nicht zu dem Recht der Persönlichkeit? Finden Sie es edler, wenn eine Frau um einen Thron, als wenn sie um das Recht der Liebe, um das Recht zum Glück kämpft?"

Die Unterhaltung fing an, bedenklich zu werden. Frau Meta wollte schon eingreifen, als Lissi Gneist glücklicherweise das erlösende Wort zwischen die Kämpfenden schmetterte: „Ich würde ihr alles verzeihen," rief sie, „wenn sie sich nur einen sympathischeren Liebhaber ausgesucht hätte. Aber wie kommt dies Heldenweib zu dem Jammerlappen Ägisth?"

„Wahrscheinlich, weil kein anderer da war, also faute de mieux," lachte Sydekum. „Unter den Verhältnissen hätte selbst Eure ästhetische Maßgeblichkeit, Holdeste, keinen besseren gefunden!"

Damit war man im gewohnten Gleis.

„Außerdem," bemerkte Frickens noch gelehrten Tones, „außerdem kann ja Ägisth in der Geschichte immerhin eine kräftigere Natur gewesen sein als hier im Stück. Zum Beispiel bei Homer ... Aber natürlich, nachweisen läßt sich das schlecht."

„Nun hoffen wir das Beste," schloß Sydekum. „Die historische Forschung hat doch auch ihr Gutes, namentlich wenn sie nicht da ist."

* *
*

Ein Teil der Gesellschaft brach auf, die übrigen rückten zusammen. Heinz sah nach der Uhr. Schon halb zwölf — es wäre Zeit! Aber er konnte sich nicht entschließen zu gehen, es war so behaglich hier. Und dann, ob er es sich gestehen wollte oder nicht, die schwarzäugige Fremde mit der sympathischen Stimme und den mutig ausgesprochenen Anschauungen hatte es ihm angethan. Dies war die Gelegenheit des Glücks, nach dem er sich so lange gesehnt, dies war das Glück selbst, er fühlte es. Weshalb wollte er nicht zugreifen, sollte er wieder hilflos den Augenblick versäumen?

Diesmal war er entschlossen, die Gunst des Zufalls zu nützen und — er blieb. Unauf-

fällig war er an die Seite der Dame gekommen, und als man sich wieder setzen wollte, bat er Frau Poppendiek, ihn vorzustellen.

„Ich glaubte, Sie kennten sich von früher? — Gestatten Sie, Fräulein Loni, Herr Rechtsanwalt Doktor Harries wünscht Ihnen vorgestellt zu werden: Fräulein Morwitz, Loni Morwitz — die Französin,“ fügte sie lächelnd hinzu.

Wenn Meta Poppendiek noch immer im Zweifel gewesen war, ob Marianne in Heinzens Leben eine Rolle gespielt hatte — jetzt wußte sie es. Der gute Heinz Harries! Die Kunst der Selbstbeherrschung und der gesellschaftlichen Verstellung war ihm offenbar noch immer nicht so ganz aufgegangen. Ein wenig belustigte es Frau Meta doch; aber dann gewann das Mitleid mit dem ehrlichen armen Menschen die Oberhand — er konnte ruhig sein, von ihr würde niemand etwas erfahren.

Als Heinz wieder saß — so ganz nach seinem Wunsch unmittelbar neben der geheimnisvollen Unbekannten, aus deren schwarzen Augen ihn das glänzende Glück geheimnisvoll angeschaut hatte —, da war er sich eine Zeitlang nur des sicheren Gefühles bewußt, daß er wieder einmal eine richtige Dummheit gemacht und sich regelrecht blamiert hatte. Er fühlte die Glut im Gesicht, er fühlte deutlich, daß er rot geworden war bis in die Ohrmuscheln hinein. Er war wütend, er hätte sich ohrfeigen können. Aber nun war es zu spät, nun hieß es sich zusammennehmen und — nur ja nichts merken lassen. Aber auch ja nicht entgegenkommen, nicht eine Handbreit!

So saß er denn da, mit heißen Ohren und einem Gefühl, als ob er die ganzen langen Jahre jünger — und dümmer geworden wäre, als ob er gestern erst den peinlichen, demütigenden Briefwechsel mit dem Bankier erlebt hätte. Er hatte sich eingebildet, die frühere Zeit längst begraben zu haben, nun war von neuem das ganze Gift und der Ärger aufgestiegen, und als ihm dies zum Bewußtsein gekommen war, ärgerte er sich wiederum, daß er sich eben so vom Augenblick hatte überrumpeln lassen. Seine Nachbarin schien eine Zeitlang seine Anrede erwartet zu haben, aber Heinz hatte ungemein interessiert nach der anderen Seite gesehen. Da hatte auch Loni sich nach rechts gewandt und unterhielt sich nun fröhlich mit Meta Poppendiek.

Allmählich ließen der Ärger und die Spannung in Heinz nach und wichen einer ruhigeren Auffassung. Also deshalb war ihm das Gesicht so bekannt erschienen, deshalb hatte er den Glanz eines früheren Erlebnisses aus ihm leuchten sehen. An Marianne dachte er, und einen Augenblick ergriff ihn die thörichte wehmutsvolle Sehnsucht nach einem nie genossenen Glück, wie er sie in letzter Zeit so oft gefühlt hatte. Dann aber schüttelte er sie ab, und nun wollte der Unmut ihn noch einmal fassen. Aber was konnte dieses Mädchen für die Treulosigkeit ihrer Schwester und die Gemeinheit des Vaters! Sie war die Schwester und die Tochter — nun gut, aber sie war doch ein Wesen für sich. Wie hatte er überhaupt die beiden Mädchen miteinander vergleichen können, hier die dunkle, wie aus einem fremden Geschlechte, und dort die blauäugige Marianne. Freilich der Ausdruck in den Augen war derselbe, erst das Verschleierte, Träumende, dann der tiefe Blick, wenn sich die langen Wimpern hoben — aber aus diesen schwarzen Augen sah ja eine ganz andere, reifere, tiefere Persönlichkeit hervor. Dort etwas Lasches, Verträumtes, hier ein fester Wille. Nun stand plötzlich das Bild vor seiner Seele, das sich ihm damals scharf eingeprägt, wie sie, halb Kind noch, im Hause des Vaters die Treppe herabkam und stehen blieb, von hellem Licht umflossen, die großen Augen voll auf ihn gerichtet. Gerade so wie heute, so hatte auch damals das tiefe Rot ihre Wangen überflutet. Und dann die Scene am Grabe ihrer Mutter! Ganz gewiß, sie war ein völlig anderes Wesen als Marianne, das hatte er damals schon gewußt. Daß er sie heute nicht gleich erkannt hatte!

So suchte er sich den Einfluß der Frauenschönheit, die er neben sich wußte und fühlte, zu erklären, zu rechtfertigen. Ja, er empfand sogar eine gewisse Teilnahme für das Mädchen, das auch unter der Tyrannei des Vaters hatte leiden müssen. Jetzt wollte es ihm fast leid thun, daß er vorhin die Unterhaltung mit ihr so schroff abgelehnt hatte, und er hätte gern sein Unrecht gut gemacht.

Aber als er vorsichtig und neugierig seinen Blick über ihre Gestalt und über ihr halb abgekehrtes Antlitz gleiten ließ, lachte sie gerade über irgend eine Bemerkung Meta Poppendieks, und dabei sah Heinz, wie die zarten, etwas gehobenen Nasenflügel bebten. Sofort hatte er die unangenehme Empfindung, es ist doch ganz die Schwester, und unmutig wandte er sich wieder von ihr ab.

So saß er mit wechselnden Stimmungen schweigend da und wartete auf eine Gelegenheit, aufbrechen und sich empfehlen zu können. Aber es bot sich keine, oder — er fand sie nicht, und so blieb er, bis endlich alle aufbrachen.

* *
*

Nun aber nach Hause!

Heinz hielt sich im Hintergrund. Das Fräulein Morwitz wollte sich gerade von den Poppendieks verabschieden.

„Ach Gott, Fräulein Loni, jetzt haben wir ja keine Begleitung für Sie!"

„Aber ich bitte, gnädige Frau, ich gehe ja immer allein."

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht. So spät und so weit hinaus."

Damit hatte sie sich umgesehen, und als sie Heinz erblickte, rief sie: „Aber natürlich! Sie wohnen ja in einer Gegend, Herr Doktor, nicht wahr, Anton-Ulrichstraße?"

Heinz trat vor. Loni wehrte ab.

„Aber gnädige Frau, trauen Sie mir wirklich den Mut nicht zu?"

Einen Augenblick schwankte Frau Meta und überlegte; sie konnte sich wohl denken, wie peinlich Heinz die Begleitung war. Aber es war nicht anders möglich.

„Mut oder nicht — Sie dürfen nun mal nicht allein gehen. Ist es Ihnen recht, Herr Doktor?"

Heinz nahm sich zusammen. Höflich-kühl sagte er: „Ich wußte nicht, daß das gnädige Fräulein auf meiner Straße wohnt; ich hätte mich sonst selbst angeboten."

„Es ist auch gar nicht Ihre Gegend," antwortete Loni, „ich wohne ganz hinten am Stadtpark. Und bitte, ich möchte Sie auf keinen Fall belästigen."

„Aber selbstverständlich!" — Viel kühler konnte er es nicht sagen, wenn er nicht unhöflich sein wollte.

Die frische Luft draußen that wohl. Heinz atmete auf. Was für eine dumpfe Hitze war das da drinnen gewesen! Gottlob, daß er den gesellschaftlichen Spuk hinter sich hatte. Nun noch den kurzen Weg, dann hatte das Abenteuer ein Ende; einmal und nie wieder!

„Ist es Ihnen recht, wenn wir durch die Güldenklinke gehen?" fragte seine Begleiterin „Wir sind dann gleich auf dem Wall."

„Bitte sehr." Wieder so kurz wie möglich.

Jetzt waren sie unter den herbstlich gelichteten Bäumen; es war kühl.

„Endlich freie Luft!"

„Ja, es war heiß in den Sälen."

So beschränkte sich ihre Unterhaltung auf kurze Sätze; Heinz hatte keine Lust zu sprechen, und Loni schien es gemerkt zu haben.

Aber ohne daß er es recht wollte und wußte, beobachtete er sie. Er fühlte an ihrer Art zu gehen etwas Eigenes, Frisches. Sie hatte einen schönen Schritt, rüstig und doch so ruhig. So selbstverständlich.

Als er sich aber so mit ihr beschäftigte, wurde das Schweigen ihm endlich peinlich, und er glaubte ein paar Worte sagen zu müssen.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie in dieser Gegend wohnen. Ist es schon lange?"

„Seitdem ich wieder hier bin. Gut zwei Monate."

Nun hätte er gern Näheres gewußt, er hatte den Bankier nie in diesem Viertel gesehen. Aber er mochte sich nicht nach ihm erkundigen. So sagte er: „Ich müßte Ihnen hier doch schon begegnet sein?"

„Das sind Sie auch."

„Ich wüßte nicht."

„Sie haben mich nur nicht wieder erkannt."

„Wieder erkannt?" Heinz stieg plötzlich das Blut ins Gesicht. „Ich wüßte nicht, daß wir uns früher gekannt hätten."

„Ich kannte Sie. Aber als Sie sich vorstellen ließen ..."

„Ja gewiß, gnädiges Fräulein" — und nun konnte er sich doch nicht halten — „gewiß, denn Sie können überzeugt sein, daß ich mich sonst Ihnen sicher nicht noch einmal hätte vorstellen lassen."

Es sollte nicht so klingen, wie es klang. Aber er hörte selbst, wie grob es herauskam. Nun — dann schadete es nicht! Dann

hatte sie ihn verstanden und wußte, wie er sich zu ihr stellen wollte. Es war nicht fein und noch dazu einer Dame gegenüber, aber — er konnte nicht anders.

Loni blieb plötzlich stehen und sah ihm voll ins Gesicht. Ruhig sagte sie, aber Heinz sah in dem ungewissen Laternenschein genau, wie ihre Augen flammten: „Herr Doktor, ich möchte nochmals wiederholen, was ich vorhin schon gesagt habe. Wenn es Ihnen irgendwie lästig ist, mich nach Hause zu bringen — nötig ist es nicht. Wirklich nicht, ich bin es gewohnt, allein zu gehen.“

In diesem Augenblicke ging in Heinzens Innerem eine sonderbare Veränderung vor. Es war ihm, als drängte sich ihm eine heftige Entgegnung auf die Zunge, dann hatte er das Gefühl, daß er sich schämen müsse und kehrt machen und davonlaufen, — aber nichts davon geschah, er blieb ganz ruhig, ja heiter beinahe, daß er über seine Thorheit hätte lächeln können. Er war völlig im Banne der vornehmen Persönlichkeit, als ob diese in ihm keine kleinliche Regung aufkommen ließ. So sagte er: „Sie haben recht, gnädiges Fräulein, ich habe mich der Dame gegenüber vergessen. Es war nicht schön — verzeihen Sie.“

Und als Loni schweigend den Weg wieder aufnahm, fügte er hinzu: „Nicht wahr, Sie können mich verstehen ...“

Da nickte ihm Loni zu, indem sie ihn ansah: „Gewiß, gewiß, ich weiß wohl.“

So gingen sie eine Weile schweigend nebeneinander. Dann fing Loni wieder an: „Sie sagten vorhin: der Dame gegenüber. Weshalb betonten Sie die Dame? Ich möchte nicht bloß als Frau den Anspruch auf Ihre Rücksicht haben — hat der Mensch in mir nicht mindestens dasselbe Recht?“

Heinz freute sich, daß sie die Unterhaltung wieder aufnahm. Er lächelte.

„Was kenne ich denn von Ihnen als Mensch? Als Mensch sind Sie für mich doch nur ...“ Er wollte sagen: die Tochter Ihres Vaters, besann sich aber und brach ab.

„Warum wollen Sie nicht ruhig aussprechen, was Sie denken?“

„Weil ich nicht von neuem in die Unhöflichkeit von eben fallen möchte.“

„Das brauchen Sie nicht und können trotzdem sagen, was Sie meinen.“

„Als Mensch sind Sie für mich doch nur die Schwester Ihrer Schwester und ein Mitglied Ihrer Familie.“

„Ich hätte Sie für freier gehalten. Dürfen wir denn wirklich nicht selbständig gelten?“

„Wir? Im lieben Deutschland? In diesem Pfahlbauerneste?“ Heinz wurde noch einmal bitter. „Und das verlangen Sie von mir, dem es so deutlich gemacht ist wie selten einem, daß wir immer die Söhne unserer Väter bleiben?“

Loni blickte nachdenklich vor sich hin.

„In Deutschland — ja, Sie haben wohl recht. Es hätte mich auch sonst nicht gewundert, nur von Ihnen —“ Jetzt sprach sie nicht aus.

„Sie haben mich für was Besseres gehalten als die anderen?“ Es klang etwas ironisch, aber er freute sich innerlich doch. „Ich wüßte wirklich nicht, womit ich das verdient hätte?“

„Weil ich Sie von früher in besserer Erinnerung habe.“

Das wollte Heinz ablehnen, aber Loni wehrte ihm wieder.

„Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir ruhig davon. Ich wenigstens denke gern daran, und ich freue mich, es Ihnen sagen zu können.“

„Jugendthorheiten.“

„Nein, sagen Sie das, bitte, nicht, Sie würden mir eine meiner liebsten Illusionen rauben.“

„Und die wäre?“

„Daß es in unserem Kreise noch Männer giebt, die mutig für ihre Pflicht eintreten, selbst auf die Gefahr hin ...“

„Sich zu blamieren —“

„Selbst auf die Gefahr hin, falsch beurteilt zu werden und auf ... auf weniger freie Gesinnung zu stoßen. Dazu gehört Mut.“

„Ja, Mut! Aber der Mut kann auch aus der Unerfahrenheit stammen, und Dummheit ist schlimmer als Feigheit. Ist das schlimmste überhaupt.“

„Es kommt immer darauf an, wer die Dummheit macht. Der Philister darf's nicht.“

„Es kommt, meine ich, mehr darauf an, gegen wen man sie macht. Und da lag mein Fehler. Aber“ — fuhr er lächelnd fort — „da bin ich nun doch wieder grob geworden, nicht wahr?“

„Nein, das sind Sie nicht, nur offen, und dafür bin ich Ihnen dankbar.“

Nach einer Weile sagte Heinz: „Und nun, gnädiges Fräulein, lassen Sie mich's Ihnen sagen, daß auch ich mich freue, daß wir zu einer Aussprache gekommen sind. Nicht wahr, Sie verstehen es, wenn ich Sie anfangs mit sehr gemischten Empfindungen ansah. Aber, wenn es Ihnen recht ist, hier ist meine Hand ...“

Jetzt war die Reihe zu lächeln an Loni. Wie wunderbar diesem ernsten Gesicht das Lächeln stand! Sie fragte: „Auf gute Freundschaft oder auf ehrliche Feindschaft?“

„Jedenfalls auf gute Nachbarschaft! Und — auf unsere Bekanntschaft von früher her, denn als ich erst Ihren Namen hörte, habe ich Sie doch sehr gut wiedergekannt.“

Damit war ihre Unterhaltung in ein ruhigeres Fahrwasser gekommen. Heinz gestand, wie er ihr Bild von der Treppe, in dem hereinfallenden Sonnenlicht, in der Erinnerung behalten hatte. Von dem Begräbnistage sprach er nicht. Loni erzählte dann von sich, daß sie „damals“ — auch sie schien den Tod ihrer Mutter nicht erwähnen zu mögen — zu ihrem Großvater nach Lyon gegangen war und dann eine Zeitlang in Frankreich, auch in Paris gelebt, zuletzt ein Jahr in Karlsruhe studiert hatte. Sie hatte schon als Kind gezeichnet und gemalt — Heinz erinnerte sich, daß Marianne ihm davon erzählt —, und es war immer ihr Wunsch gewesen, eine große und berühmte Malerin zu werden.

„Malerin bin ich nun geworden,“ schloß sie scherzend, „und das Große und Berühmte kommt vielleicht nach. Immerhin kann ich sagen, ich bin — aber Sie haben natürlich noch nichts von mir gehört oder gesehen?“

Heinz mußte bedauern; er war solch ein Banause in der heiligen Kunst der ... der ... ja, er wußte nicht einmal, welches die Muse der Malerei war.

„Ach nein,“ entgegnete Loni, „mit diesen höheren Sphären der Kunst habe ich recht wenig zu thun. Wir Maler überhaupt! Ich glaube, wir haben gar keine Muse, bloß 'nen Schutzpatron; und ich nun gar! Ich male sogar Ansichts-Postkarten, aber ich habe wenigstens meine Sachen immer verkauft, und, wenn es durchaus sein müßte, könnte ich sogar von dem bißchen Kunst leben.“

Loni wollte wissen, was Heinz in den fünf Jahren geschaffen hätte. Ob noch nichts von ihm erschienen wäre?

Heinz antwortete offen, wie es mit ihm stand, und daß er überhaupt nicht mehr dichtete.

Loni wollte ihm erst nicht glauben.

„Ich habe viel Unglück gehabt,“ antwortete er.

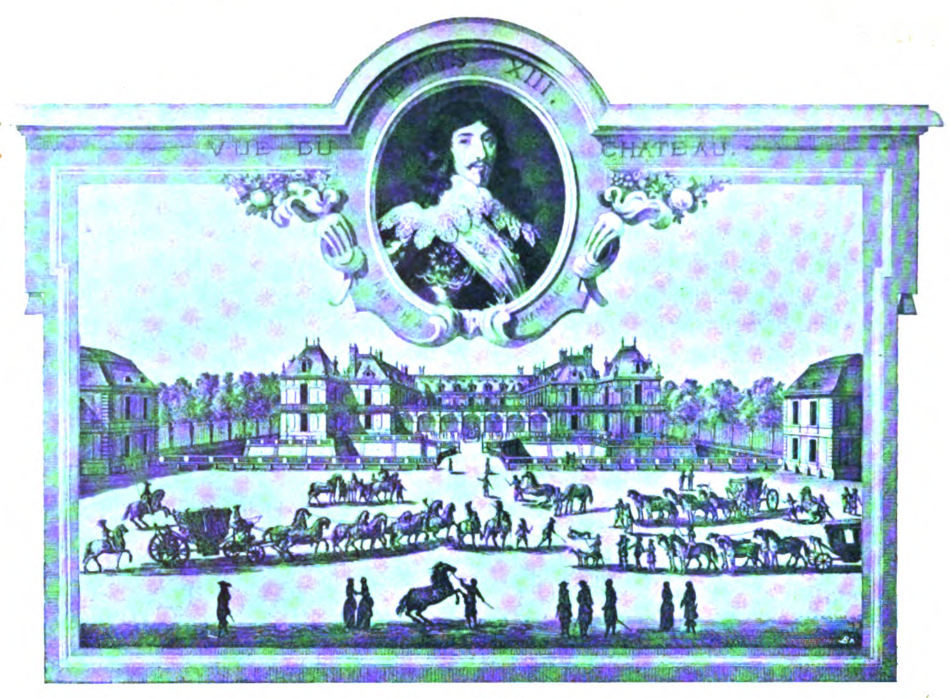
„Ja, das weiß ich; aber ich dachte immer, Sie hätten sich zu allerletzt unterkriegen lassen.“

„Ach, mein gnädigstes Fräulein, Sie wissen nicht, was es heißt, vom Leben mürbe gemacht zu werden!“

„Meinen Sie?“ — und dabei flammte ihr Auge leidenschaftlich auf, daß Heinz sie erstaunt ansah. Es war ein Blick, der von Kämpfen und harten Erlebnissen sprach, aber auch von einem unerschütterlich festen Willen, Sieger zu bleiben. Dann fuhr sie nachdenklich fort: „Ich hatte Sie so anders in der Erinnerung, aber das ist vielleicht meine Schuld. Und dann als Dichter — wissen Sie, ich halte überhaupt nichts mehr von der ganzen Dichterei. Diese Art, sich alles zurechtzumachen, auf den tragischen Kontrapunkt, es ist eigentlich was Unmännliches drin ... Doch da sind wir, meine gute alte Möhlen hat noch Licht und wartet auf mich. Haben Sie vielen, vielen Dank!“

(Schluß folgt.)





Château de Trianon.

Rhythmische Künste der Natur

Von

Oskar Bie

Die Kunst, die mich zu den folgenden Studien veranlaßt hat, steht nicht im Buche der berufsmäßigen Ästhetik. In ihm findet man Betrachtungen über Poesie oder Mimik oder Tanz, Betrachtungen, die eine Art Apologie der einzelnen Kunstberufe sein könnten, aber nicht von der Quelle künstlerischen Empfindens ausgehen. Man spricht von Versmaßen, auch von Musiktakten, auch von Tanzschritten — aber man vergißt, daß die Quelle der rhythmischen Künste tiefer liegt. Ich beobachte, daß der Mensch zu allen beweglichen Dingen in der Natur ein künstlerisches Verhältnis haben kann, und daß seine zeitlichen Kunstformen sich in dem allerbescheidensten Material ausdrücken können. Die Unterschiede des Materials liegen in ihrem Kulturzustand. Es giebt zeitlich verlaufende Dinge, wie die Sprache, die schon Kunstprodukte sind, ehe sie rhythmisiert werden; es giebt andere zeitlich verlaufende Dinge, wie die Töne, die die Natur uns, wenn auch nicht ohne weiteres, als Stoff darbietet; es giebt drittens Zeitlichkeiten, die ganz Rohprodukte sind, das Wachsen der Bäume, das Wehen der Luft, das Brennen des Feuers, die Beweglichkeit von Tier und Mensch, der Verlauf des Lebens. Es ist ein Unterschied, ob der Dramatiker ein Leben dichtet, das er in wirksame Rhythmen bringt, oder ob der lebendige Mensch sein lebendiges Leben, das ihm das Schicksal beschert, zu rhythmisieren versteht, ob er ein Lebenskünstler ist. Hier haben wir das alte gute Wort Lebenskünstler, zu dem sich noch keine sanktionierte Ästhetik bekennen will. Warum nicht? Warum sollen wir blind sein gegen die Kunst, alles, absolut alles Bewegliche, was uns als Naturprodukt begegnet, ebenso rhythmisieren zu wollen wie die Produkte der Kultur? Wir haben doch den Trieb dazu. Freilich liegt dieser Trieb tief, tief unter den gemeinen beruflichen Künsten. Religiöses, Moralisches, Ästhetisches mischt sich in ihm — wie es in einem tiefen Reiche stets identisch sein wird.

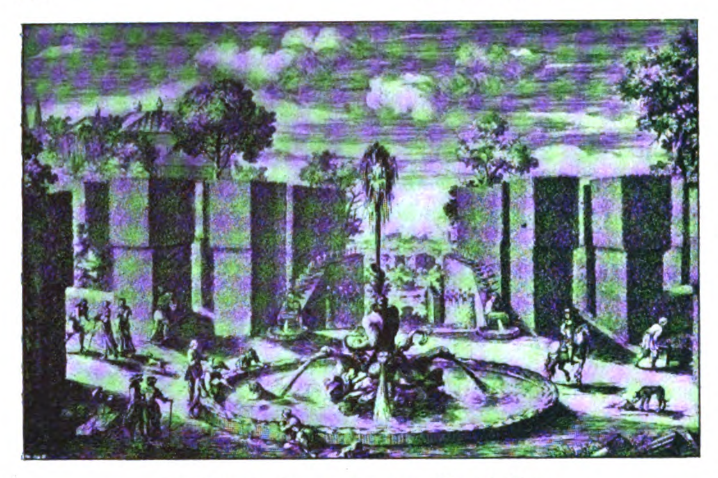
Es ist keine gewerblich organisierte Kunst, weil sie gar nicht überall fähig ist, ihre Absichten zu verwirklichen. Es ist ein heiliger alter Zwang des Menschen, die Zeit besiegen zu wollen, alles Zeitliche in sein Bewußtsein pressen zu wollen, zu dem Zeitlichen eine subjektive Stellung zu nehmen. Bald thut er es, indem er die Zeitlichkeit tötet, bald indem er sie in sich aufnimmt, immer aber ist er bestrebt, sich mit ihr persönlich auseinanderzusetzen, und diese Auseinandersetzung wird ihm eine Kunst. Er fühlt einen Rausch in dem Moment, da er die Zeit bezwingt, da er ihr seinen eigenen Willen mitteilt. Es ist kein anderer Rausch, als wenn er die Natur, wo sie ihn auf Farben reizt, im Bilde steigert oder das Leben, wo es ihn in seinem Ursachenspiel reizt, im Drama idealisiert. Hier reizt ihn der elementare Rausch der Zeit, dieser unerbittlichen Form, in der sich die Welt uns darbietet, und er löst ihn aus, indem er ihn zu einem bewußten Genuß erhöht. Er wird ein Künstler des Zeitlichen, des Beweglichen, und sein Genuß heißt: Feierstunde. Die Feierstunde hat ihre Geschichte wie jede andere Kunst und hat ihre verschiedenen Stoffe wie jedes ästhetische Begehren. Sie kann räumlich und kann zeitlich sein, kann bauen und empfinden, sie kann das Zeitliche räumlich stilisieren und kann es wieder als Empfindungswelle genießen. Sie ist nicht der Name zeitlicher Kunst, sondern ihr Motiv. Für den Namen giebt es das gute griechische Wort: Rhythmus.

* *
*

Heiter und festlich scheint uns der Rhythmus. Er scheint das frohe und geklärte Gefühl der Zeit, wie das Tektonische das des Raumes ist. Ja, noch froher als die räumliche Disposition. Denn wenn er dem Auge das schöne Maß zeitlicher Veränderungen giebt, so giebt er noch willkommener dem Ohr die heimlichen Gesetze einer zweiten Welt, die wir durch dieses feinere Organ erkennen. Wo die Tektonik baut, spielt er. Er spielt als der Accent auf dem Nacheinander, als die Ruhe auf der Beweglichkeit. Seine Forderungen nach Maß und Schönheit locken das Veränderliche, sich Wandelnde in festliche und geordnete Formen, und der Zeitlichkeit giebt er eine zeitlose, behagliche, freie und gefällige Ruhe. Er dämpft die Angst um die Ewigkeit, weil er die Gesetze ihrer Linien markiert, und er verleiht der Alltäglichkeit der Veränderung ein göttliches, lächelndes Wesen, das wir zur Kunst erheben. Wie die Tektonik den Raum disponiert, so disponiert er die Zeit, nicht nur im Tanz und in der Metrik und im Takte, sondern in allem, was uns umgiebt. Feine Augen und Ohren vernehmen ihn, soweit ihre Fühler reichen, in jeder Sekunde und an jeder Stelle. Er kann verwickelt werden wie in einem griechischen Chor oder einer modernen Symphonie und spricht doch zu uns. Er kann noch viel verwickelter und mannigfaltiger sein im Leben und in der Natur; und dennoch lauschen wir auf seine Sprache. Er spricht am verständlichsten, wenn seine Stoffe auch schon räumlich in schönen Maßen sich darbieten, wenn das Tektonische rhythmisch sich ordnet — aber Welten liegen noch in ihm, wenn das Leben und die Natur ihre Einzelkräfte zu der unentwirrbaren Vielheit der Wirklichkeit verweben und uns eine Ahnung überkommt von der Ärmlichkeit menschlicher Abstraktion.

Wir suchen ihn in der Ordnung des Zeitlichen. Der Dichter und Musiker hört ihn aus dem Wellenschlag des Meeres und dem Kreischen der Muscheln, die den Strand überschütten, und er sieht ihn im Tanz der Bäume, die, jeder in seinem Tempo, ihr Laub nach dem Winde schaukeln und ihre Blätter fächeln lassen, er verfolgt ihn im Drama der Wolken, die sich in der frühen, gelben Sonne bilden, um Mittag ihre Gewittersymphonie erklingen lassen und abends im violetten Schein gegen den Horizont ziehen. Wir alle suchen seine Ordnung in der Natur, im Leben, zu allererst am Menschen selbst. Giebt uns das Dasein ausnahmsweise einen rhythmischen Tag, eine wohlgeordnete Folge von Erlebnissen, so kost uns die Schönheit dieser zeitlichen Harmonie, und der Rausch eines inneren Rhythmus kommt über uns, jener Rausch, der ein Gespräch, eine Bekanntschaft, eine Unterredung so wohlig machen kann, wenn sie nach diesen Maßen sich zufällig zu ordnen scheinen.

Nichts Zeitliches giebt es, das dem Rhythmus nicht unterthan wäre, nichts Beweg-

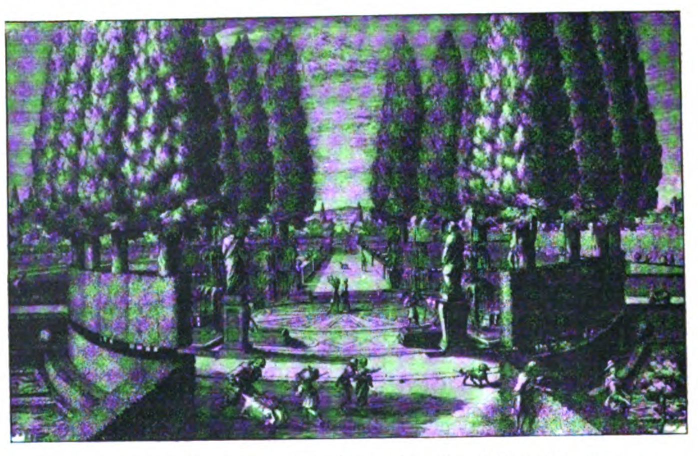


Die Tritonfontäne in der Villa Mattei, Rom.

bald ein Accelerando, bald ein Crescendo, bald ein Rubato vergeistigt. Er weiß, daß der rein taktmäßige Rhythmus heute wieder nur einen Ausdruck des Regelmäßigen, eine bewußte Unschuld darstellt. Er weiß, daß Taktstriche und Taktschlägerei fossile Überreste einer Epoche bedeuten, die sich von der Vorstellung eines regelmäßigen Rhythmus gänzlich beherrschen ließ. Unsere Musik läuft taktlos im hergebrachten Sinne und doch voll von einem viel höheren, inneren, seelenvollen Rhythmus dahin wie das Leben selbst oder die Natur, die ihr immer wichtigere Vorbilder werden, je mehr sie sich zu einer Ausdruckskunst entwickelt.

liches, das die Maße seiner Ordnung verschmähte. Würde eine wahrhaft moderne Ästhetik aufgerufen werden, den Rhythmus zu definieren, so könnte sie ihn nicht mehr als Gleichmäßigkeit, als Mathematik, als präcisen Takt ansprechen, sondern überhaupt als Ordnung im Zeitlichen, regelmäßig und unregelmäßig. Unsere ästhetische Erkenntnis ist diesen Dingen gegenüber sehr im Rückstande. Während wir bei der bildenden Kunst genau wissen, daß sie mit der Devise „Nachahmung der Natur" oder „Realismus" nicht abgethan ist, sondern im Laufe der menschlichen Entwickelung immer persönlicher, abstrakter, stofflich freier und sozusagen symbolischer geworden ist, will es uns nicht beikommen, die umgekehrte Entwickelung bei den formalen Künsten, den rhythmischen oder den tektonischen, zuzugeben. Der Anfang ist hier die reine Idee, das rein Formale, das rein Mathematische und Reguläre, der Fortschritt aber geht ins Unregelmäßige, in die Zerstörung der Form, in die Wahrheit des Ausdrucks. Der Musiker weiß, daß es in seiner Kunst heute keinen strengen Takt mehr giebt, sondern daß alle Reize des Rhythmus im Ausdruck liegen, den

Solange die ästhetische Forschung ihren Bezirk nach den zufälligen Berufsgebieten des Menschen, wie Architektur, Musik, Plastik, einteilte, konnte sie unmöglich zu der Erkenntnis dieser Veränderungen unseres künstlerischen Empfindens gelangen. Erst jetzt, wo sich immer mehr das Verständnis für das Organische in der Kunst und die subjektive Grundlage ihrer Äußerungen verbreitet, sind wir im stande, diesen Wandelungen besser nachzugehen. Wir fassen das Ästhetische nach

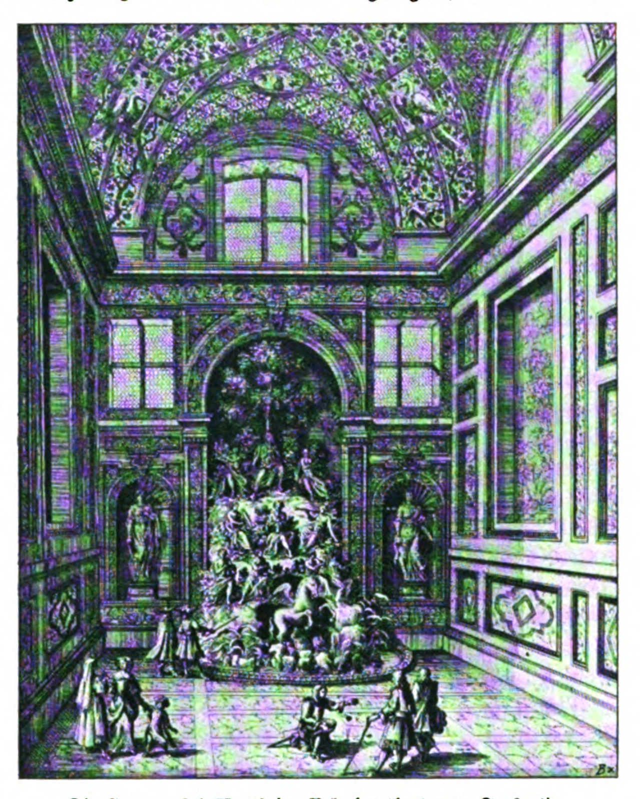


Das Cypressentheater in der Villa d'Este, Tivoli. Mit zwölf Brunnen und acht Statuen.

seinen organischen Unterschieden. Wir sprechen von dem Sinne gegenüber der Form, der Farbe, der Funktion, dem Ton, dem Raum und der Zeit, und alles, was der Zeitsinn auffaßt, scheint uns ästhetisch zu erörtern möglich. Dann ist der alte Begriff Rhythmus, wenn er die Mathematik der Zeit, das Gleichmaß der Ordnung bedeutet, zu eng, er ist nur ein Teil der sämtlichen ästhetischen Wirkungen zeitlicher Natur, und wenn wir diese rhythmisch nennen, so vollziehen wir eine bewußte Erweiterung des Terminus.

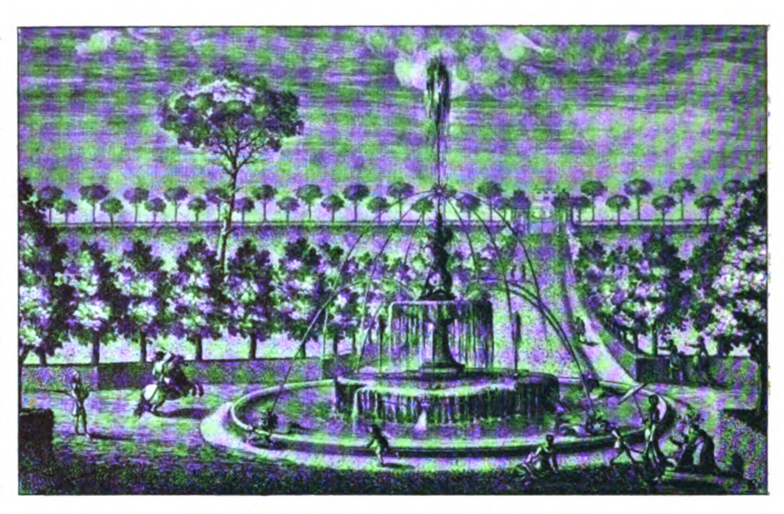
Ich will doch einige Beispiele anführen. Früher genügte es, die Einteilung der Woche mit dem siebenten Ruhetag oder des Tages mit seinen feststehenden, ruhigen Mahlzeiten rhythmisch zu nennen und nur in diesem Gleichmaß der Accente die ästhetische Wirkung der Zeit wahrzunehmen. Mein Organ ist feiner: für mich hat jedes Leben, jeder Tag, jeder zeitliche Ablauf der Dinge in seiner Wechselwirkung von Glück und Unglück, von Licht und Dunkel, von Sehnsucht und Müdigkeit ästhetische Reize, und die Lebenskunst in der Anordnung dieser Bestandteile ist ein ästhetisches Geschäft, das mit den moralischen Bedürfnissen ähnlich sich decken kann wie etwa die ästhetische Form eines Möbels mit seiner Zweckmäßigkeit. Nicht anders in der Natur. Der mathematische Rhythmus des Sonnenaufganges und -unterganges ist nur ein ganz kleiner Teil der zahllosen ästhetischen Wirkungen, die in der Bewegung der Himmelsfarben, dem Wechsel der Lufttöne, dem Verkehr der Menschen, dem Blutlauf einer großen Stadt liegen. Das sensitive Auge und Ohr nimmt hier rein aus dem zeitlichen Verlauf Reize entgegen, die sich mit Taktstrichen so wenig abteilen ließen wie die Improvisation eines modernen Musikers.

Von jeher haben Dichter für diese Vorgänge Sinn gehabt. Nicht bloß Dramen, die ja durch ihren zeitlichen Verlauf von selbst auf eine Art Rhythmisierung des Lebens gedrängt werden, sondern auch erzählende Dichtungen, die den zeitlichen Verlauf nur reproduzieren, verstehen sich auf den Rausch des Lebensrhythmus, auf die Ordnung seiner bewegten Linien, die sie in einer von der Natur angeregten, aber niemals erfüllten Deutlichkeit herausheben. Lyriker halten die großen Momente des Rhythmus fest, wie ein Maler die Bewegung der Straße, der Landschaft an ihrem charakteristischen Knotenpunkt packt, da ihm diese Bewegung selbst darzustellen versagt ist. Jean Paul hat ausgezeichnete Beobachtungen von Wolkenbewegungen und Himmelswandlungen niedergelegt.



Die Stanza dei Venti im Belvederetheater zu Frascati.
Parnaßfontäne mit Musen, die auf hydraulischen Instrumenten spielen.

Aber was die Dichter, deren Organ ihnen die Empfänglichkeit und deren Kunst ihnen das Instrument der Darstellung beweglicher Ästhetik verlieh, niemals verschwiegen haben, ging an der wissenschaftlichen Forschung bis in die neueste Zeit fast spurlos vorüber.



Die Königinfontäne in der Villa Panfili, Rom.

Man darf behaupten, daß dem größten Teil unserer Gelehrten niemals der Gedanke gekommen ist, die Bewegung als solche, nicht den ruhigen Moment in ihr — die Wandlung, die Veränderlichkeit, die Zeitlichkeit in allen Formen und Stoffen ästhetisch zu fassen, und daß, wenn sie es gethan haben, sie sich selten von der Vorstellung des mathematischen Rhythmus frei machen konnten. Die Italiener und Franzosen sind die einzigen, bei denen sich bisher ein feineres wissenschaftliches Organ für die Ästhetik der Bewegung gezeigt hat, weil sie zu wenig philologisch und zu wenig praktisch sind, um nicht für den Ausdruck der Unregelmäßigkeit, den menschlichen Reiz des Überflüssigen das künstlerische Gefühl zu haben. Wie die Romanen allein eine äußere Kultur beweglicher Künste, der Künste des Festes, des Tanzes, der Gesellschaft und des Lebens, geschaffen haben, so haben ihre Gelehrten allein die Brücke zu der unbegrenzten Ästhetik der Bewegung gefunden. In Deutschland hat ein Mann wie Hugo Riemann, der versuchte, über die Taktstriche hinweg für die Musik eine Lehre der Phraseologie, eine Zusammenfassung innerlich verbundener Einheiten zu predigen, verhältnismäßig wenige Zuhörer gefunden, obwohl bei uns die Entwickelung der inneren, zeitlich verlaufenden Künste, der dichtenden und tönenden, zu einer so ungewöhnlichen rhythmischen Freiheit geführt hat. Das wird sich nicht ändern, solange unsere Ästhetiker sich mit den Künsten, mit den Produkten beschäftigen statt mit dem Schaffen.

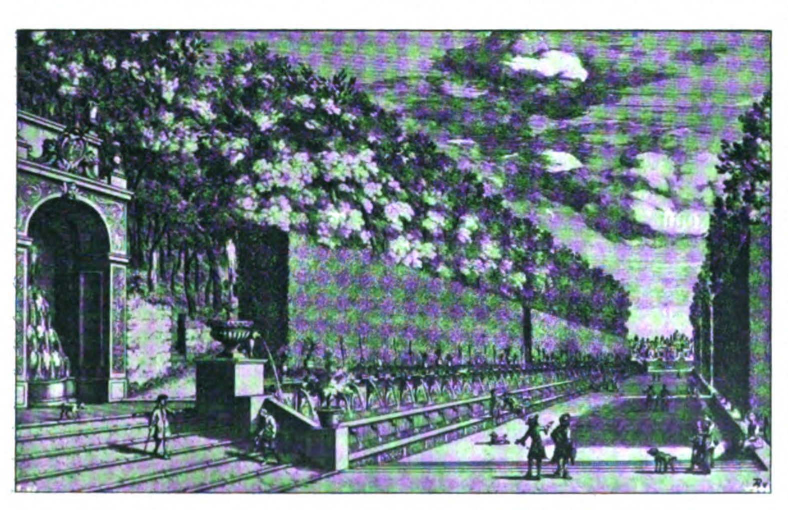
Das Verhältnis der Wissenschaft zu den Fragen der Bewegungsästhetik ist zu interessant, als daß ich nicht noch etwas näher darauf eingehen sollte. Wir können da ganz merkwürdig und mit seltener Klarheit die Unterschiede der Temperamente, der nationalen Erziehungen beobachten, noch ehe die romanische Anschauung, wie zu erwarten steht, einen internationalen Stil des Denkens in diesen Dingen geschaffen hat. Die Deutschen sind am liebsten Metriker, wenn sie vor Fragen der Bewegungsästhestik gestellt werden, die Engländer dagegen Nützlichkeitsphilosophen, die den Zweck mit der Schönheit gleich setzen, die Franzosen Expressionisten, die den Ausdruck zu einem wesentlichen Faktor erheben.

Ziemlich vereinzelt steht in der deutschen ästhetischen Bibliothek eine etwa vor zehn Jahren erschienene Dissertation von Benecke „Vom Takt in Tanz, Gesang und Dichtung“. Aber sie ist mit Recht vergessen. Der Verfasser kommt über einige gewaltsame Zurückführungen der Metrik auf Gangarten nicht hinaus. Auch hier wird schließlich alle Bewegung wieder nur auf die Metrik hin gesehen. Selbst Büchers in seinem vielgelesenen Werke über „Arbeit und Rhythmus“, in dem er die Einflüsse des Arbeitens im einzelnen und in der Masse auf körperliche Rhythmen bespricht, landet zuletzt bei der Metrik und fühlt sich glücklich, etwas Poesie aus dem Arbeitsrhythmus herzuleiten. Diese Metromanie ist bei den Deutschen kein Zufall. Ihnen liegt das Skandieren von der Schulbank her zu sehr im Blute, und sie kennen kaum einen anderen Rhythmus als den mathematisch zählbaren. Sie haben weder dem Leben noch der Natur gegenüber

ein gebildetes Organ für die Phänomene der Bewegung. Selbst die Schule Wundts, die Psychophysiologen, die die physiologischen Beobachtungen an unseren Organen auf die Erkenntnis der Seele anwenden wollen, konstruieren Apparat auf Apparat, um schließlich festzustellen, daß der Mensch sich der rhythmischen Mathematik nicht allzulange fügen will. Neumann, Ebhardt und andere studieren die Übereinstimmung von Puls und Atem mit rhythmischen Veränderungen, oder sie finden, daß bei Klopfreihen eine rhythmische Betonung die Fehler vergrößert und daß ein Accent die Folge hat, daß wir das nachfolgende Glied unwillkürlich verlängern. Sie peinigen ihre Opfer, bis sie endlich eine schöne Anzahl menschlicher Fehler gegen den Rhythmus gefunden haben, und sie scheinen nicht zu ahnen, daß gerade bei diesen Fehlern erst das ästhetische Interesse beginnt, daß sie die Keime der künstlerischen Entwickelung des Zeitsinns bedeuten, daß sie das Recht und der Stolz des Menschen sind. Was helfen uns diese niedlichen, so schwer kontrollierbaren Beobachtungen, wenn wir Millionen von Beobachtungen, die uns jede Minute, jede Umgebung bietet, aus Stumpfheit der Organe vernachlässigen? Was nützt uns dieses inquisitorische Aufnotieren aller möglichen Unfähigkeiten, wenn wir dabei nicht an die verwirrende Großartigkeit der rhythmischen Erfahrung denken? Sollen wir nur die Beschränktheit des Menschen in der Göttlichkeit der Schöpfung erkennen? Welche Armut! Diese Psychophysiker sind ästhetische Dilettanten, weil sie mit dem Apparat arbeiten, nicht mit dem Leben, weil sie den Normalmenschen anbeten, Philologen der Seele. Ihre Stunde hat geschlagen.

Ich wende mich von den Deutschen zu den Engländern. Für jene ist bezeichnend, daß sie sondieren, Textkritik der Organe treiben, Fehler und Lücken interpolieren wollen — für diese, daß sie an den purpose denken. Spencer interessiert sich für die Nützlichkeit des Rhythmus und setzt die Schönheit gleich der vollendeten Nützlichkeit. In den First principles analysiert er die Natur auf ihre reinen Rhythmen. Er findet eine Reihe von Beispielen unkomplizierter Bewegungskräfte, wie das gleichmäßige Schlagen der Fahnenschnur im Winde oder verschiedene Wellenerscheinungen, und erkennt in ihnen reine rhythmische Äußerungen. Dort wo die Kultur diese reine Rhythmik der Natur erreicht, ist für ihn das künstlerische Ideal vollendet. In dem Essay über die Anmut erklärt er Grazie als technische Vollendung ohne unnötige Kraftverschwendung. Dem deutschen Philologen steht hier der englische Utilitarier gegenüber, der Praktiker des Sports, der technische Ästhet.

Wie sich nun drittens der Franzose hierzu verhält, wird man am folgenden Beispiel erkennen. Ein Franzose beobachtet englische Schlittschuhläufer, die mit einer peinlichen Sachlichkeit ihre Schritte machen und dem Ideal ihres Philosophen nahekommen, technisch vollendet zu fahren ohne jede unnötige Kraftverschwendung. Er kann vor sich selbst nicht leugnen, daß diese Leistung sportlich ein Meisterstück ist, aber dennoch fehlt ihm etwas zur letzten Anmut, zur berauschenden Schön=



Der Vialone grande delle fontanelle in der Villa d'Este, Tivoli.

heit. Es stört ihn der Mangel an Überfluß, die Identität der Maschine und des Menschen. C'était bien la methode utilitaire, économique: cela ne donnait pas la sensation de l'art. Der Deutsche würde bei den Schlittschuhläufern die Tempofehler notieren, der Engländer die überflüssig verwendete Kraft, der Franzose nimmt gerade diesen Überfluß als Kunst.

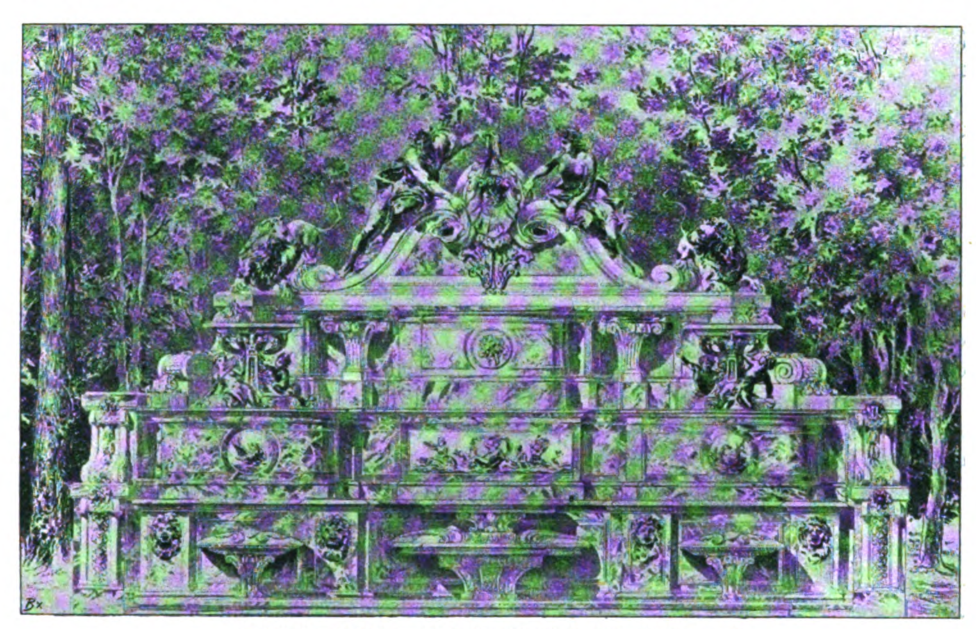
Ich spreche von dem vorzüglichen Werke Souriaus über die „Esthetique du mouvement". Es ist das einzige, das von einem Manne geschrieben ist, der das empfängliche Organ für Bewegung besitzt, der die Bewegung nicht in Ruhebestandteile zerlegt, der sie als Ganzes begreifen kann, und der ebensowohl die Kraft des mathematischen Rhythmus wie die Notwendigkeit des menschlichen Überschusses versteht. Hygienisch, sportlich, technisch ist er vollkommen auf der Höhe der Zeit: er hat die ganze Wissenschaft der rhythmischen Zweckmäßigkeit studiert von den Gesetzen des englischen Pedestrianismus (eine Marschmethode) bis zu den Mareyschen Messungen der Bewegungen, die dieser französische gelehrte Kinematograph in seiner Machine animale niederlegte. Aber er weiß, daß das nicht alles ist. Die Nützlichkeit der Bewegung als Princip einer Schönheitstheorie ist bei ihm nur ein Vordersatz. Die Schönheit verlangt ein zweites: eine leichte Zwecklosigkeit, ein Erheben des Bewußtseins über die Mechanik, ein Menschliches, eine Expression. Erst den Zweck vollenden, dann das Resultat in einen Ausdruck umsetzen, dieses ist die wahre Anmut. Und so schadet in Paris selbst ein wenig Koketterie nichts.

Souriau ist kein Phraseologe der billigen Pariser Art, denen die Sprache über den Inhalt forthilft. Seine Gelehrsamkeit kommt aus einer künstlerischen Veranlagung, und selbst was er von Raisonnement hinzuthut, ist immer noch sinnlich geblieben. Sein Auge ist geöffnet für das große Reich der Bewegungen in Natur und Kultur, das er auf seine Majestät ansieht, nicht auf seine Schäden oder Mechanismen. Seine Beobachtungen verhalten sich zu denen der Psychophysiologen wie die Zeichnung eines Steinlen zu der Studie eines Akademieprofessors. In den Notizen, die er sich über das Atemholen der Spaziergänger im Winter macht, wo man unbeobachtet den Hauch und sein Verhältnis zum Gang studieren kann, oder über die Bewegungen der Leute auf der Straße, der Nachtreisenden, der Tiere, der Arbeitenden, der Tänzer — darin ist das pulsierende Leben. Kaum irgend eine Grundthatsache im großen Reich der Rhythmen ist ihm verborgen. Den Bücherschen Gedanken des Arbeitsrhythmus führt er schon, unter dem Begriff synergie musculaire, überzeugend durch. Er kennt die freudeerweckende Wirkung des Rhythmus in der Natur, versteht den Rausch der Bewegung, das Fest des Taktes, die Kunst der graziösen Formen. So ordentlich er auch die Bewegungserscheinungen in allen Bezirken der Natur einteilt, vergißt er doch nie diese Beziehung zum Menschen, dieses Dionysische in unserem Blut, das uns frohlocken läßt in der Freiheit der Bewegung, in der Entkörperung des Körpers, in dem Zusammenschlag des großen Rhythmus, in dem moralischen Hochgefühl der Kraftbezeugung — bis zum Fluge. Le vol semble la plus belle victoire remportée contre l'inertie et la pesanteur, une véritable emancipation de la matière.

Nur auf diesem Boden ist eine Ästhetik des Rhythmus möglich. Die Freude an der Ordnung zeitlicher Folge, der Rausch in dem Genuß einer zeitlich wirkenden Kraft, ihre Gestaltung nach den Maßen der Ausdrucksmöglichkeiten, regelmäßig als höchste Reinkultur des Festlichen, unregelmäßig als Widerschein unserer Kämpfe und Leidenschaften — diese Theorie des Rhythmus wäre allein gleichberechtigt einer modernen Psychologie anderer künstlerischer Bethätigungen. Der feierliche Marschrhythmus wie die Mechanik des Sports, das seelenvolle Ritardando wie die kokette Anmut des Überflusses, die Harmonie einer weisen Lebenskunst wie die Hingabe an das unberechenbare Schicksal — alles hat darin seinen Platz, und nichts auf der Welt, was zeitlich verläuft, bleibt ausgeschlossen. Wie jede andere Kunst, wird auch die rhythmische in der Entwickelung des Menschengeschlechts stofflich freier, subjektiver, bewußter. Die Stofflichkeit der Zeit überwindet sie, indem sie diese in ein immer souveräneres Reich menschlicher, ästhetischer Anschauung erhebt.

Sobald wir die Anwendung dieser Beobachtungen auf die Geschichte machen, sehen wir die Fruchtbarkeit der erweiterten rhythmischen Erkenntnis. Denn es ist klar, daß jetzt nicht bloß diejenigen Epochen der Rhythmik, die eine mathematische und reguläre Prägung haben, sondern daß alle Äußerungen von Bewegung, in jedem Stoff, zu jeder Zeit ein stilgeschichtliches Interesse beanspruchen dürfen. Die Epochen des regulären Rhythmus sind dann nur Teile der Stilgeschichte, sowie die Renaissancebaukunst nur ein Teil der tektonischen Entwickelung ist. Die Rhythmik ist die Lebensäußerung der Menschen selbst, die stilgeschichtlich um so wechselvoller wird, je beweglicher das Objekt ist.

Welches sind ihre Objekte? Wenn es nach der Möglichkeit ginge, wäre es alles, was in der Natur Bewegliches der Mensch seinen rhythmischen Lüsten unterthan machen könnte. Es wäre die Luft und die Sonne, das Tier und die Pflanze, Wasser und Feuer und zuletzt wir selbst. Aber andere Gesetze vermindern diese Möglichkeiten auf einige wenige Wirklichkeiten, und gerade aus dieser Beschränkung wuchs das bunte Spiel rhythmischer Künste empor, wurde eine wandelnde



Trianon: Kaskade. Das sogenannte **Buffet de Mansart.**

Wir gehen nun den Weg ab, der von dem Rohmaterial der Natur zu den Kulturprodukten führt. Wir studieren die Reihe von Möglichkeiten rhythmischer Künste, die sich hier aufrollt. Wir erblicken zuerst die äußeren beweglichen Dinge, die naturgeborenen Stoffe, die einer Bewegung unterworfen sind und sich künstlerisch behandeln lassen. Unter den vielen Thatsachengebieten, in denen Rhythmik beobachtet werden kann, den sichtbaren, den hörbaren, den inneren seelischen Dingen, den gegebenen und den gewordenen Objekten, ist diese Gruppe äußerlich bewegter Körper von angenehmer Geschlossenheit. Sie zeigt eine interessante Stufenfolge von den rohesten Produkten der Natur bis zum Menschen

Stilgeschichte möglich, und es verband sich immer enger das Persönliche und Menschliche mit den zu Kunst geformten Gebilden der Natur.

Der alttestamentliche Dichter darf die Sonne stehen lassen, weil er dies Ritardando der Natur zu seiner Erzählung braucht, der moderne Novellist läßt den Wind in den Gardinen spielen und die Lerche aufsteigen nach dem Rhythmus seiner Phantasie, der japanische Maler darf den Berg Fuji in den Wandlungen der Jahreszeiten, der französische Landschafter ein paar Heuhaufen in den Wandlungen der Tageszeiten vorführen, als ob er Luft und Wetter rhythmisch dirigierte. Der direkte Rhythmiker kann das

nicht. Sterne und Wolken gehorchen seinem Kommando nicht, und das Tier kann er fangen und dressieren, aber er wird nur eine Einschränkung der freien Natur oder eine Farce erreichen. Was ist das Schulpferd, das nach Musik die Beine setzt, gegen den Rhythmus einer freien Pferdebegattung auf der Alpenwiese? Was der clownhafte Elefant gegen die Horden der Wildnis? Ein Taubenschlag gegen das Schauspiel der Markusplatztauben? Ein Aquarium gegen den Ocean? Neue Kultur lehren wir die Tiere nicht, wir nehmen ihnen nur die Natur, soviel wir können, und draußen im Freien stehen wir sprachlos vor der Allgewalt des natürlichen Rhythmus. Die patagonischen Reisenden bewundern die Ibisse, wie sie abends in ekstatischen Schwärmen, mit hartem, metallenem Geschrei auf und nieder fliegen, oder erzählen von den Pfeifenten, die zehn bis zwanzig Stück hoch in die Luft steigen, bis sie wie Punkte erscheinen; oben bleiben sie stundenlang an einem Platz, sich trennend und vereinigend; die Männchen pfeifen heller, die Weibchen gemessen ernst, und jedesmal wenn sie sich treffen, schlagen sie sich gegenseitig so stark auf die Flügel, daß man unten den Lärm hört. Wie oft ist in diesen Tierspielen instinktiv derselbe Rhythmus getroffen, den wir in unseren Tänzen gebildet haben! Zwischen dem südamerikanischen, orangeroten Steinhahn, der mit ausgebreitetem Flügel und Schwanz auf einer Tanzstätte springt, immer berauschter, bis ihn ein anderer ablöst, und den von den Reisenden beschriebenen Tänzen der Wilden ist nur ein Unterschied des Bewußtseins, kein formaler. In den Bewegungen der Tiere und der Wilden erkennen wir die natürlichen rhythmischen Kräfte, die uns zur Kultur der Bewegungen geführt haben. Verpflanzen wir sie in den zoologischen Garten oder in den Cirkus, so werden es Possen. Alles, was uns Victor Hehn von der Civilisation der Haustiere erzählt, bedeutet in rhythmischer Hinsicht nur eine Einschränkung ihrer großen natürlichen Wirkungen. Ich stehe am Fenster und sehe den allabendlichen Spiralflug der Tauben über den Dächern und finde keine Möglichkeit, diesen unbewußten grandiosen Rhythmus so bescheidener Tiere menschlich zu heben. Sie berühren den Poeten, aber sie rufen nicht den rhythmischen Künstler.

Dagegen rufen ihn, ja locken ihn Baum, Wasser und Feuer. Ihre Bewegung kann er lenken, kann er rhythmisieren, und je nachdem er sich ihrer Beweglichkeit feindlich oder freundlich gegenüberstellt, je nachdem er sie frei oder gebunden behandelt, giebt er ihrer Gestalt eine Stilprägung, der Geschichte ihrer Rhythmisierung eine Stilentwickelung, ihrer Natur eine menschliche Kultur. Sie dienen ihm als williges Material, ohne die possenhafte Nebenbedeutung dressierter Tiere, weil der Witz ihrer Beseelung fehlt, als Elemente der Natur, die sich von Erde und Stein nur durch ihre Beweglichkeit unterscheiden. Der Gartenbau grenzt an die unbewegliche Architektur, die Wasserkunst verfügt schon über größere Bewegungsmöglichkeiten, das Feuerwerk über die größten, es lebt in der Bewegung. Die Entwickelung aller drei Künste geht vom Rohmaterial der Natur über die mathematische Stilisierung zu einer realistischen Rhythmik.

Ich beginne nicht, wie es die pflichtbewußten Historiker lieben, mit Adam und Eva, nicht einmal mit Ägypten und Hellas, ich übergehe die wilden Völkerschaften und die Tiere, zu denen ich kein persönliches Verhältnis habe, und die so oft in den Büchern der Psychologen eine Rolle spielen, die einer mitleidslosen Schaustellung im Panoptikum gleich kommt. Ich halte mich zunächst an das, was mich umgiebt, an das Zeitalter, dem ich angehöre und dessen natürliche Grenzen auch die Grenzen meiner natürlichen Beobachtung sind. Eine große Kulturwelle hebt sich in der gotischen Zeit zur Renaissance hin und ebbt in unseren Tagen ab. Sie löste die Erbschaft des Altertums ab und wird selbst wieder abgelöst von einer neuen geistigen Epoche, die ihre ersten Fluten mit jener mischt. Es ist ein wunderbares Schauspiel, dessen erster Akt die naturalistische Rhythmik aller materiellen und seelischen Dinge zeigt, dessen zweiter sie zu den Maßen der wohlgeordneten Feierlichkeit führt, und dessen dritter die neuen Forderungen einer demokratischeren Ordnung aufstellt, die durch die Erfahrungen der Renaissance veredelt ein zweites gotisches Reich verheißt. Und von all den Dingen, die die-



Sanssouci: Das Hochreservoir auf dem Ruinenberge.

sen Wandlungen unterworfen werden, sind es nicht zuletzt die Träger der Beweglichkeit, die zu den wichtigsten ästhetischen Aufgaben herangeholt werden und die interessantesten stilgeschichtlichen Phasen durchmachen. Es ist eine Einheit des Stils, dem die beweglichen Objekte folgen, vom Baum über das Wasser und Feuer zum Menschen selbst. Aus einer Zeit der rhythmischen Vielgestaltigkeit sammeln sie sich alle, um in der Renaissance das große Fest einer rhythmischen Reinkultur, ein goldenes Zeitalter zu feiern und dann wieder dem realistischen Ausdrucksbedürfnis des Menschen nachzugeben, der ihre Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit zu einer persönlichen Sprache formt.

Die Beweglichkeit des Baumes, der Blume und aller Vegetabilien besteht in ihrem Wuchse. Die natürliche Rhythmik ihrer Bewegung ist das Aufkeimen aus dem Samenkorn, die mannigfache Bildung des Stammes und der Verzweigung, die sich entfaltenden Spiele der Farben auf Blatt und Blüte, die Lebenskette des Blühens und Vergehens, die sich jährlich auf neuer Basis wiederholt oder über längere Zeit sich hinauszieht oder über die ganze Dauer der vegetabilischen Existenz.

Wie hat sich der Genuß dieser Bewegung stilgeschichtlich entwickelt?

Das Mittelalter kennt den Wildpark und den botanischen Garten. Dort wächst der Wald in ursprünglicher Ungestörtheit, hier die Blume unter dem Interesse des Naturfreundes. Dort wird die Natur belassen, die den Boden der Landwirtschaft oder der Jagd bildet, hier die Natur gepflegt in den schönen einheimischen oder importierten kleinen Wundern der Blüte. Feld und Wald, Baum und Wiese sind frei in den Linien ihres Wuchses und ihrer Wandlungen.

Die Renaissance beginnt diese freie Beweglichkeit zu hassen. Wo sich ihr Interesse gegenüber der Natur zeigt, sucht man diejenigen Vegetabilien auf, die sich einer tektonischen Erstarrung fügen, das allzu Bewegliche oder allzu schwer zu Tektonisierende wird draußen gelassen. Die Renaissance liebt den Rahmen und die Stilisierung der Freiheit. Sie liebt alles Rahmenswerte und Stilisierbare und von den beweglichen Dingen alles, was sich stereometrisieren läßt, auch unter Zerstörung der eigenen Natur. Mit Wonne nähert sie sich den beweglichen Dingen, um sie in ihre Verfassung zu zwin=

gen, ihre freie Rhythmik in Mathematik zu verwandeln, ihren tektonischen Gehalt zu ihrem Stilgesetz zu machen. Sie diktiert nicht nur die Gesetze beweglicher Festdekorationen und tragbarer Naturbestandteile, sie stilisiert nicht nur die Erde in regelmäßige Flächenfiguren und die schiefen Ebenen in große Treppen und Terrassen, sondern sie zwingt auch den Baum, sich beschneiden zu lassen, um Mauern, ja Gewölbe, ja ganze Darstellungen von Figuren zu bilden. Sie protegiert diejenigen Bäume, wie Cypressen und Orangen, die sich tektonisch auswachsen. Sie bindet die Blumen zu Mosaikparterres. Sie liebt an der Wiese nicht das Gras, sondern dessen Rand, der polygone Formen annehmen kann. Sie bindet Gruppen gleichmäßiger Pflanzen und Bäume nach den Regeln einer wohlgeordneten Grundrißzeichnung. Sie frohlockt, daß diese Beweglichkeit der Vegetabilien eine verhältnismäßig so geringe ist, und benutzt diese Geringfügigkeit, um die Bewegung ganz zu töten.

Es ist die genaueste Parallele zur bildenden Kunstgeschichte. Das Quattrocento, zum Beispiel Cosimos Villa Careggi, hat noch den Rest der Gotik: botanische Ordnung. Venedig, dessen Gärten Sansovino aufzählt, eine Stadt, die die Erinnerungen der Gotik nicht leicht fallen läßt, liebt die Botanik länger als Rom, das im Cinquecento den architektonischen Garten rein herstellt. Bramante im Giardino della Pigna des Vatikans hat den Wuchs der Pflanze unter die Rhythmik der Schere oder der Tektonik befohlen, um sie ohne Störung in den Plan der großartigen baulichen Anlage aufzunehmen. Man unterscheidet zwischen courfähigen und proletarischen Bäumen. Zu den letzteren gehört noch lange Zeit die Eiche, die in ihrem knorrigen persönlichen Wuchs sich unangenehm von der Frisiertheit der Orangen und der Eleganz der Pinie unterschied.

Ligorio, der in seinem Casino del Papa noch die Bramanteſche Methode der konsequenten Rhythmisierung des Baumbestandes befolgte, gestattete in der oberen Terrasse seiner Villa d'Este zum erstenmal dem höheren Baum, dem waldartigen Park, der vor den Thoren des eigentlichen Gartens bis dahin hatte warten müssen, den Eintritt. Es war die erste bewußte Demokratisierung. Noch freilich wird das Volk der freien Bäume durch regelmäßige Diagonalwege abgeteilt, und die Wände der Wege werden in Heckenform beschnitten, aber der Anfang war gemacht. In anderen italienischen Gärten, vor allem in Frankreich, das Italiens Formen nur erweitert, nicht verändert, ist es nun möglich, fern vom Palast, hinter dem Giardinetto, einen wirklichen Giardino mit einer geduldeten, frei wachsenden Gesellschaft von Bäumen anzulegen. Die englische Schule, in ihrer Entwickelung durch Kent, Brown, Repton, läßt auch den Giardinetto fallen und giebt dem Baumwuchs eine Freiheit, die sich von der mittelalterlichen nur dadurch unterscheidet, daß sie eine bewußte ist. Die Wiese, die von den Italienern noch in Cypressenalleen gerahmt, von Lenôtre als fest umrissener tapis vert benutzt wird, hat ihre Gleichberechtigung erlangt, und der natürliche Rhythmus sich bewegender Tiere und Hirten, der Farbenwechsel der Weide wird absichtlich in den Park einbezogen — es ist derselbe Prozeß, der sich heut noch in Roms Villa Borghese vollzieht —, bis schließlich deutsche Gärtner, wie Pückler und Sckell, dieses landwirtschaftliche Motiv zu Gunsten der reinen Landschaft auch aufgeben. Eine Reihe künstlich-romantischer Motive, Scherzspiele der Natur, zu denen Chinas Gärten anregten, vergleichbar der Dressierung von Tieren, fällt allmählich den Bedürfnissen nach natürlichen Gestaltungen, die den Garten nicht anders formen, als wie ihn die Natur in ihrer besten Stunde an der betreffenden Stelle selbst geschaffen hätte. Statt der Mauer der Graben, statt der korporativen Hecken einzelne schöne Baumexemplare, statt der Blumeninschriften die wallenden violetten Blumenfelder des Kew Gardens und seine malerisch verstreuten Azaleen, die eine botanische Einzelheit zu einer ästhetischen Reinkultur erheben. Man kehrt zu der unbeschränkten Natur gotischer Zeiten zurück, nachdem man durch die Renaissance die Veredelung der Natur und ihre bewußte Anordnung gelernt hat. Das beetartige Bouquet wird ersetzt durch die lose, langstenglige Orchidee, deren schönste Blüte das Produkt einer konstruktiven Kultur ist.

Die bewußte Konstruktivität giebt dem modernen Verhältnis zur Pflanze seinen

Charakter. Der Tiergarten wird ausgeholzt, nicht um seine Bäume Parade bilden zu lassen, sondern um dem Sonnenlicht freieren Zufluß und dem Heere der Vögel größere Lockungen zu geben. Dies ist unser Ideal. Wir stellen das Gewächs unter die fruchtbarsten Bedingungen der Natur. Dies ist unsere einzige Gartenbaukunst. Und wenn wir, wie es selbst der moderne englische Garten nicht mehr verpönt, einen kleinen Giardinetto oder eine Pergola oder einen cypressenumstandenen See nach dem Muster der Villa Falconieri uns bauen, so thun wir dies mit bewußtem Stilgefühl, irgend einem ästhetischen Traume zuliebe, so wie wir Renaissanceloggien oder Empirefenster bauen, um den Duft alter Kulturen uns vorzutäuschen. Wir lieben die Pflanze nicht mehr, um sie zu töten, sondern um sie leben zu sehen. Auch ohne botanische Kenntnisse haben wir unsere Freude an den sich wandelnden Linien der Schlingpflanzen, an jedem Blümchen, das vor unserem Fenster seine Tage ausfüllt, an den paar Föhren, die vom Walde um unsere Villa stehen geblieben sind, an dem weichen Gras, über das wir laufen wollen wie die Sonntägler von Hamptincourt, ohne daß uns eine von der Renaissance noch nicht befreite kontinentale Polizei auf die gerichteten Wege weist. Wenn wir den tektonischen Genuß der Vegetabilien ersehnen, ziehen wir die ewig grünen Bäume des Südens vor und seine trockenen Blumen und Schoten, deren Unveränderlichkeit etwas von der Baumäßigkeit der Renaissance hat, während die entwurzelte Tanne wenige Wochen nach Weihnachten ihre Nadeln verliert. Wenn wir uns aber den rhythmischen Genuß der beweglichen Pflanze wünschen, so halten wir uns an die heimische, an die nordische Flora, deren Leben das Blühen und Vergehen, deren Musik der Wechsel der Farbe ist. Auch hierin ist unsere Kultur eine Fortsetzung der altniederländischen, deren Gartenbau niemals den botanischen Individualismus aufgegeben hat. Für die Haarlemer Tulpen sind die japanischen Chrysanthemen eingetreten. Wo einst italienische Taxushecken ihre Linien zogen, sehen wir jetzt die Gewächshäuser der englischen Blumenzucht. Die jährliche Londoner Blumenausstellung ist ein Hymnus auf unseren Genuß wandelbarer Farbe, nicht mehr geregelter Form. Statt der Rose steht die Anthurie in unserem Fenster, an der



Sanssouci: Die Muschelschalenfontäne im Lord Marschallsgarten.

wir keinerlei tektonisch-reguläres, nur ein zeitliches Interesse haben: ihr Leben in Farbe bis zur Stunde des Todes.

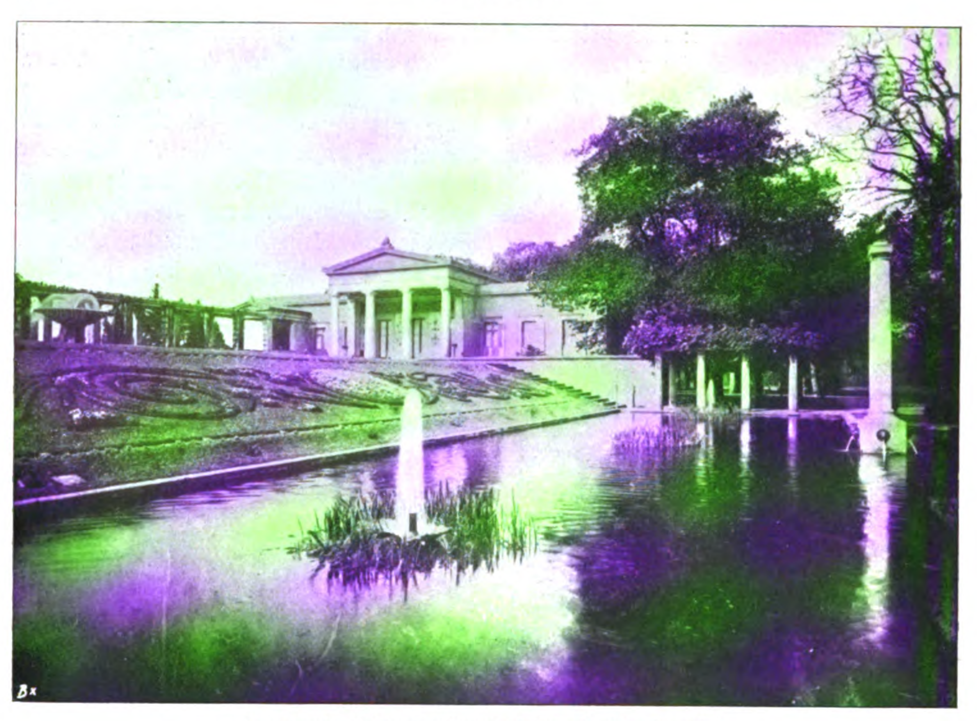
Wenn wir uns von der vegetabilischen Welt zum Reiche des Wassers und des Feuers wenden, ist es fast, als ob wir uns in einem jener mittelalterlichen mystischen Kreise bewegen, die die Kräfte der Natur in die Ordnung des menschlichen Witzes bringen. Die Pflanze braucht das Licht, das Feuer die Finsternis, um zu wirken; das Wasser aber kann im Hellen und im Dunklen seine ästhetischen Reize entwickeln, sei es, daß wir es mit dem Gartenbau oder mit dem Feuerwerk verbinden, sei es, daß wir seine Schauspiele sehen oder seine Wellenmusik hören. Das ist ein Spiel, aber doch mehr als ein Spiel — es giebt jedem dieser Elemente seine Zeit und damit seine Festesstunde. Es giebt dem Baum seine ruhige und behagliche Feierlichkeit, dem Feuer seine sensationelle und seltene Aufregung, dem Wasser die unendliche Liebe, mit der es die ganze Natur in einer leichten Bewegung hält und ein gemeinsames Band um die wechselnden Schönheiten der hellen und dunklen, der sonnigen und mondverzauberten Landschaft schlingt.

Mit der Verschiedenheit ihrer Wirkungssphäre unterscheiden sich diese drei beweglichen Elemente, die der Mensch zu seiner ästhetischen Kultur heranruft, auch in ihrer mechanischen Tendenz, und das giebt ihnen eine weitere Ursache, miteinander bald zu kontrastieren, bald wieder in gemeinsamer Aktion sich zu verbinden. Um von den hervorstechenden Merkmalen zu reden, so hat die Pflanze als beweglicher Körper eine steigende Tendenz, das Wasser eine fallende und das Feuer eine stehende, indem es sich auf seiner Stelle verzehrt. Dieses ist die Natur der drei Elemente, und es wird nun selbstverständlich, daß diejenigen Menschen, die das Pflanzliche, das Wasser und das Feuer in den Dienst ihrer Feste zwingen wollen, diese Natur möglichst aufzuheben und naturwidrige Bewegungen oder Unbeweglichkeiten hervorzurufen suchen. Sie befehlen der Pflanze zu stehen, dem Feuer zu treiben, dem Wasser zu steigen, indem sie durch die Schere den vegetabilischen Wuchs hindern, durch das Pulver dem Feuer Wege vorschreiben und durch Leitungen das Wasser zum Strahl nötigen. An der festlichsten Stelle ist das Laub in Front gebracht, steigt die mathematische Girandola, erhebt sich die mittlere königliche Fontäne. Dann erst ist den Elementen alle Ursprünglichkeit genommen und ist ihnen ein vom Menschen diktierter Rhythmus gegeben. Dann erst verlieren sie ihre Alltäglichkeit und Nützlichkeit, das Außergewöhnliche, das Sonntägliche lebt jetzt in den Formen ihrer Bewegung. Es ist der Sonntag, an dem der Mensch das Wunder der Naturumleitung vollbringt. Bürgerliche Zeiten lieben den Alltag der Natur, ihre unveränderte Rhythmik. Fürstliche Zeiten strengen alle Kräfte an, die künstlichen Bewegungen zu fördern und immer wieder neue Motoren der naturwidrigen Tendenzen zu erfinden. Mit welcher Wonne lauschen die Renaissancearchitekten auf geheime Gerüchte über sonderbare Verbindungen von Naturkräften, über künstliche und zauberhafte Umleitungen elementarer Gesetze. Wenn Alberti in seinem Buche über Baukunst von jener heiligen Quelle in Epirus spricht, die brennende Gegenstände löschen und gelöschte wieder anzünden soll, oder von dem noch wunderbareren eleusinischen Wasser, das nach dem Klange der Flöten springt und seinen Lauf beschleunigt, so liegt darin die geheime Sehnsucht seiner Zeit, die Kräfte der Natur nach menschlichen Maßen zu benutzen. Das Künstliche am Wasser scheint ihnen wunderbarer als das Natürliche. Das Wasser fließt plaudernd zum Meere, es steht träumerisch in Seen, es tost neugierig über den Felsen, es verliert sich lüstern in Buchten, aber alle seine Charaktere sind gebunden an die eine Vorschrift der Natur: von der Quelle zu Thale sich zu senken. Nachdem die Wasserkunst von den italienischen Gefällen emancipiert und in die Ebene versetzt war, mußte der Renaissancekünstler darauf sinnen, auch dieses Naturgesetz zu Gunsten unserer Theatergelüste zu überwinden. Die Kräfte, die das Wasser heben, werden Gegenstand tiefer Studien, in denen etwas von Zauberei und Magie zu stecken scheint. Salomon de Caus, der Heidelberger Baumeister, im Grunde ein Physiker, schreibt 1615 seine Raisons des forces mouvantes, die er mit illusions-

freudigen Stichen versieht: hier spritzen aus Grotten, unsichtbar in ihrer Kraftquelle, Wasserstrahlen hervor, die mathematische Figuren in die Luft zeichnen; hier tanzt zum erstenmal die Kugel auf der Fontäne, die durch die Kraft des steigenden Wassers stets wieder gezwungen wird, das Gesetz der Schwere übermütig zu leugnen. Sein Nachfolger Isaac de Caus betitelt 1644 seine Studie über Wasserhebung: Nouvelle invention de lever l'eau plus hault que sa source. Le Naturel ist ihm die natürliche Kraft, Le Accidentel die künstliche, und mit dieser hilft der Physiker dem Künstler, das Wasser an beliebigem Orte in die rhythmischen Wünsche des Menschen zu zwingen.

Das Leben des Wassers ist seine Fortbewegung, der Wunsch der Renaissance sein Stillstand. Soll es sich durchaus bewegen, so mag es über terrassierte Abhänge herabfließen und bei jedem Schritt abwärts sich bewußt sein, daß es auf künstlich tektonisierten Wegen läuft, die auch den Rhythmus seines Falles stilisieren. Zur Seite der Wassertreppe, an jedem Absatz stehen links und rechts wie die Wächter des Rhythmus je zwei kleine Fontänchen, die durch ihr gleichmäßiges Sprudeln ihre Genugthuung über die Wasserparade äußern. Unten wird das Militär gesammelt. Es fließt sich in Bassins aus, die sauber konstruierte Polygone darstellen, eine Stilisierung der Ebene, wie die Terrasse die des Abhanges war. Wieder stehen die kleinen Fontänchen auf den zahlreichen Ecken der Bassins, ein Triumph der Wasserleitung, die das beweglichste aller Elemente in Säulchen zusammenfaßt, die in demselben Raume steigen und fallen. Und in der Mitte des Bassins steigt die Centralfontäne empor, an Höhe wieder der Kaskade gleichend, jedoch mit der Illusion, als ob das Wasser durch eine geheime Kraft seiner Tendenz entgegengetrieben wird. Mit Eifer geht man an alle Anwendungen des Gesetzes der kommunizierenden Röhren, das eine räumlich stilisierte Wasserkunst so willkommen unterstützt. Welcher Triumph, die Leitung von sechs Miglien in der Aldobrandinivilla zu einer Folge von Wasserkaskaden zu benutzen, die nach unten zu immer stilisierter werden, um dann wieder in Fontänen ihren letzten Festesstrahl zu versenden. Man konstruiert auf natürlichem Gefälle einen Kreislauf des Wassers, der, durch Leitungen gebunden, ein Theater für den Menschen wird. Vor einem architektonischen Hintergrund spielen die Wasser der vorrömischen Villen ihr Theater in tausend tektonischen Formen, deren Unterschied von der baulichen Ornamentik nur darin besteht, daß ihr Material flüssig ist. Zu einem Riesenfeste der Elemente finden sie sich zusammen, und wie in einem Siegesgefühl menschlicher Kunst sehen wir schließlich geschnittenes Laub in Architekturformen die regelmäßig springenden Wasser einhüllen. Die rhythmische Wasserkunst folgt der Baumkunst willig nach. In der Villa d'Este, deren Vialone grande delle fontanelle ein Museum wasserspeiender Gegenstände ist, finden wir ihre ersten größeren Schauspiele. Die späteren römischen Villen und Gärten berauschen sich an ihren zahllosen Varianten, und was etwa die Wirklichkeit schuldig bleibt, phantasieren die Stecher dieser Herrlichkeiten ihren Freunden vor. Das reiche Werk des Falda und Venturini über die Fontane di Roma, das 1691 zu erscheinen begann, kann sich gar nicht genug thun in der phantasievollen Ausmalung aller springenden Wasser, deren Strahlen nach den schönsten räumlichen Proportionen geordnet sind, fast niemals der Willkür des Zufalls preisgegeben, niemals von einem unrhythmischen Winde geschüttelt, der die Konstruktionen des Menschen lieblich ironisierte.

Die festliche Kunst, dem Wasser seinen Lauf vorzuschreiben und es in stilisierten Formen seiner Schwerkraft genügen zu lassen, ging mit der gesamten Renaissancekultur von Italien über Frankreich nach Deutschland, während England auch hier sich von den Extremen formaler Ästhetik fernhielt. Die Bassins, Amphitheater, Wasserpavillons und Treppen Italiens werden in Versailles, genau wie Italiens Gartenbau, nur erweitert, und in Sanssouci wird das letzte und bunteste Musterbuch der fürstlichen Stile aufgelegt. Aber während die italienische Wasserkunst ihre vorzüglichsten Wirkungen aus der Benutzung des Gefälles zieht, muß man in Versailles und Sanssouci die Wassertreppen auf ganz kleine Erinnerungen an dieses Motiv reduzieren und künstliche Wege schaffen, um

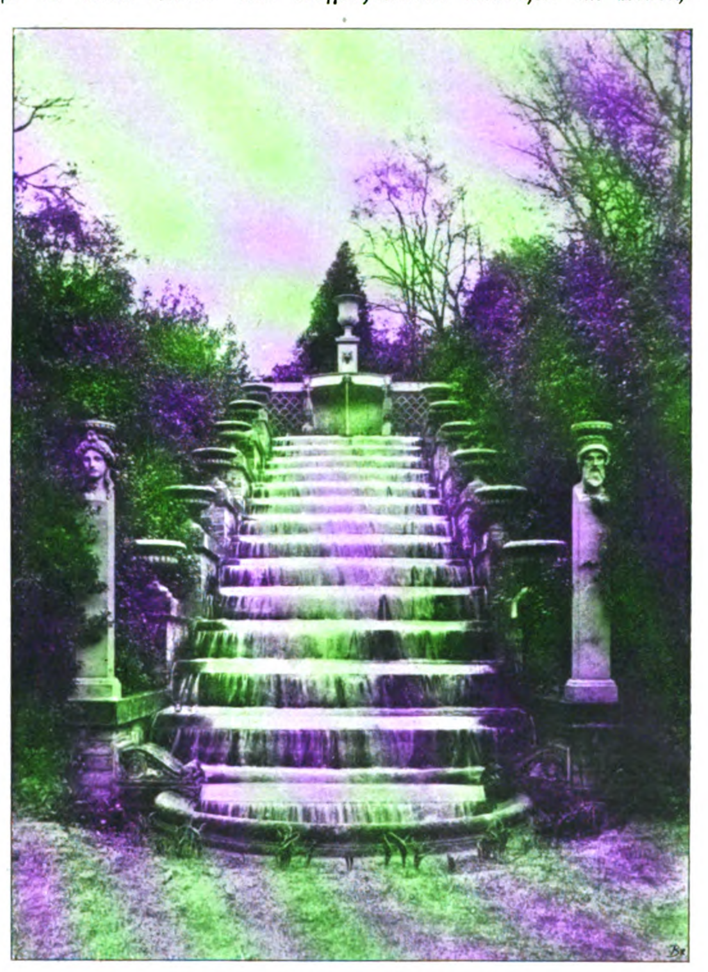


Sanssouci: Bassin vor der Schloßterrasse Charlottenhof.

dem Wasser seine Fontänenkraft zu sichern. Gegen die Zweikilometer=Wassertreppe von Caserta ist die Wasserterrasse beim Diana=bassin in Versailles nur eine künstliche Stil=nachahmung und das Wassertreppchen im Potsdamer Paradiesgarten nur ein spätes, verhallendes Echo. Hier war das Terrain ein sanftes Hügelland, zwischen dem breite Seen und ein weiter Fluß standen. Fontänen waren nur ganz mit Kunstmitteln zu schaffen, und die hydraulische Wissenschaft mußte unheim=liche Berechnungen mit Quadratwurzeln und schrecklich gemischten Gleichungen anstellen, um das Wasser in einen italienischen Stil hineinzuzwingen. Friedrich der Große ar=beitet sein ganzes Leben daran, Sanssouci mit einer Wasserkunst zu zieren, die sich die Havelgegend nur unwillig gefallen läßt. Es ist die Tragödie einer letzten, spätgeborenen Renaissance. Eine einzige Stunde innerhalb dieser mühevollen Tage ist es dem König vergönnt, das Schauspiel einer kleinen auf=steigenden Fontäne zu haben, eine einzige Stunde gehorcht das Havelwasser den An=strengungen nordischer Menschen, ihm ein italienisches Theater aufzuoctroyieren. Diese eine Stunde, in der Friedrich staunend vor der kleinen Bildergaleriefontäne sitzt, ist die bitterste Ironie, die es in der Geschichte der Wasserkunst gegeben hat. Er vergaß, daß er unten einen wundervollen Strom und märchenstille Seen besaß, an deren Ufern er alles Glück einer Wasserpoesie ohne jede Kosten, jeden Zwang genießen konnte. Er vergaß das heimische Wasser, wie er die heimische Sprache vergaß, weil er aus der Erziehung romanischen Fürstengeistes nicht mehr den Weg zur Natur fand. Lieber setzte er einen wahnsinnigen Apparat von Technikern und Baumeistern in Bewegung, um die Zierlichkeiten der Wasserkunst, die auf einem anderen Boden gewachsen war, auch seiner Residenz hinzuzufügen, lieber weinte er über die Unmöglichkeit, diese Was=serkunst durchzuführen. Es dauerte hundert Jahre, bis seine Ideen erfüllt wurden — in einer Zeit, die reif gewesen wäre, sich von der Renaissance zu befreien. Man hatte gerechnet und gerechnet, man hatte alle Glei=chungen zwischen Stundenzahl, Wasserver=brauch, Sprungöffnung und Sprunghöhe fertig gestellt. 1842 sitzt ein Nachkomme Friedrichs vor der in voller Pracht auf=gehenden Fontäne, und reitende Boten brin=

gen die Nachricht in das Wasserwerk, daß es endlich gelungen sei, eine Kunst dem nordischen Boden aufzudrängen, die dreihundert Jahre vorher ihre große Zeit gehabt hatte. Die moderne Technik hatte es ermöglicht, das Wasser höher zu heben, als seine Quelle war, der Traum des Caus hatte seine letzte und unglaublichste Erfüllung gefunden. Um einige Stunden lang, nur an einigen Tagen, das Schauspiel stilisierten Wassers zu genießen, arbeitete eine Pumpstation mit einem Reservoir. Man schämte sich der Pumpstation wie des Reservoirs. Das alte Wasserwerk hatte einen Kandelaber als Schornstein, das neue hat ein Minaret, und das Reservoir liegt hinter künstlichen Ruinen geborgen. So wird erst die Technik in Bewegung gesetzt und dann wieder versteckt, um den Traum italienischer Feste in einem Lande möglich zu machen, das für ein Paradies nordischer Wasserpoesie wie geschaffen schien.

Sanssouci ist nicht bloß für den Architekten und Gartenbaumeister, sondern auch für den Wasserkünstler die beste Geschichtsstunde. Er sieht hier alles vereinigt, was die kühle Wissenschaft einer späten Zeit als Erbe der Renaissance überkam, und er sieht zugleich die heimlichen Anfänge neuer Vorstellungsreihen, die auf eine veredelte Auffassung der alltäglichen Gegenwart hinzielen. Das Theater der Renaissancewasserkunst ist vollständig. Das Doppelschalenmotiv, das Wannenmotiv und das Glockenmotiv wechseln in bunter Reihe. Speiende Löwen, blasende Tritone, schnaubende Rosse, alle Arten von Wassermasken, Statuensockel als Brunnen, Amphoren als Wasserquellen, Wasserschalen in der Hand von Danaiden, der vom Adler verfolgte Hirsch im Atrium, der speiende Faun in der Rosenlaube, die Fontänenbildwerke im Muschelsaal — es sind die unzählig oft wiederholten Wasserpoeme mit denselben Titeln, die die Renaissance um ihre Stilisierungen des flüssigen Elementes dichtete. In den großen Fontänen wird der Rekord der steigenden Wasserkraft erreicht, in den kleinen kreisenden, wie eine in der Lindenlaube des Paradiesgärtchens steht, wird die Turbinenkraft des Wassers verwertet. Zwischen Turbine, Glocke, Strahl, Kelch und Überlaufwasser sind alle Kombinationen vorhanden. In die malerischen Epochen der Wasserkunst träumen wir uns an der Quelle mit dem wasserholenden Mädchen im Marly=



Sanssouci: Kaskade im Paradiesgarten.

garten, an der Felsenquelle mit dem lechzenden Hirsch auf dem Weinberg. Noch einige Jahrzehnte weiter, und wir verachten nicht bloß die regelmäßige Bassinform, sondern auch die illusionistische Plastik: die drei Strahlen beim Charlottenhof springen aus dem Rasen hervor. Daneben geht der Abflußgraben der Wasserkünste in die Havel. Er wird noch einmal zu römischen Bäderspielen gezwungen und muß sich darauf als venetianischer Kanal maskieren, im übrigen aber läuft er still und friedlich, in idyllischen Windungen und unter reichlichem Baumschatten an abendlichen Bänken und weitem Rasen vorbei, seinem Ende zu, so nachdenklich, als erinnerte er sich der merkwürdigen Metamorphosen, die sein Wasser von der maurischen Hebestation über die französischen Künste bis zu dieser englischen Natur durchzumachen hatte.

Es läuft noch eine eigentümliche Stufenfolge zwischen der Erde, den Vegetabilien, dem Wasser, dem Feuer, die sich in ihrer Ökonomie, in ihren Kosten ausdrückt. Die Erde, zu Polygonen oder Terrassen stilisiert, hat ihre Unbeweglichkeit, ihre Dauerhaftigkeit. Der Baum begrenzt seine rhythmischen Zeiten nach Jahren. Das Wasser gehorcht den künstlichen Rhythmen bei vorhandenem Gefälle ohne bedeutende Störungen, in der Ebene verlangt es dauernde Hebearbeit, und jede seiner rhythmischen Stunden ist ein neues Opfer an Geld. Am verschwenderischsten giebt sich das Feuer, das stets nur künstlich erregt, stets nur künstlich bewegt wird, und dessen Kunst im Augenblick auffliegt, von vollen Händen gespendet. Je verteilter die Ausgaben sind, je konkreter der Geldwert, desto festlicher und luxuriöser empfinden wir den Moment des künstlichen Elementarschauspiels. In der Ebene giebt es kein noch so kleines Wassertheater, das nicht dauernde Ausgaben, eine laufende Rechnung darstellte. Die Stadtbrunnen, die Promenadenwasserfälle, die Fontänen der Gärtchen werden von der allgemeinen Leitung gespeist. Man spart und läßt das Wasser, das von der Kunst in rhythmische Wege geleitet ist, auch von der Wirtschaft in rhythmische Arbeits- und Ruheperioden disponieren. Es ist einer der wenigen Fälle, daß Künste beweglicher Stoffe, um ökonomisch zu bleiben, ihre Leistungen unterbrechen müssen. Dieser ökonomische Eingriff, der einen unkünstlerischen Rhythmus hervorruft, hat etwas Klägliches. Wenn der Mensch nicht mehr tanzt, weil er satt von der Lust ist, so ist seine Ruhe organisch, und die Pausen des Festes haben so wenig Armut wie irgend eine Müdigkeit nach dem Genuß. Wenn aber ein Naturelement pausieren muß, weil seine Regisseure sich von den Kosten erholen, so liegt darüber jener kalte Tod, jene versteinerte Rhythmuslosigkeit, die der Brunnen der d'Annunzioschen Jungfrauen vom Felsen zeigt, ein wasserloses, vertrocknetes, gestorbenes Stück Plastik, das sein Lebenselement, seine Bewegung, seine Himmelsspiegelungen seit Jahrzehnten vergessen hat.

Der Brunnen muß laufen. Nicht umsonst setzte sich seit uralten Zeiten die Plastik an den Brunnen; sie fühlte, daß das Wasser ihr hier eine Bewegung, ein Leben gab, das ihr der bloße Stein versagte. Sie wußte, daß das Horchen auf den Klang strömenden Wassers wie in einer Metapher des Geistes auch der Statue einen Organismus von Lebendigkeit verlieh. Die Heiligen und die Mythologien auf den Brunnensäulen schienen jetzt zu sprechen, die Statuetten in den Nischen schienen von einer ewigen Melodie zu erklingen, der Wasserstrahl, der aus den Brüsten der Karyatiden ohne Unterlaß spritzte, hatte etwas von einer asiatischen Fruchtbarkeitsmystik. Die naive Freude an dieser Verbindung ließ jede, ja jede Öffnung animalischer Wesen benutzen, um sie durch einen Wasserstrahl lebendig wirken zu machen. War das Wasser aber in seinem Lauf unterbrochen, so bildete sich sofort der Witz dieser künstlichen Kombination heraus. Man wurde sich bewußt, und man scherzte mit dem Wasser wie mit irgend einer anderen dressierten Beweglichkeit. Die Giuochi dell' aqua sind in der Renaissance sehr verbreitet. Plötzlich springen kleine Strahlen aus der Fontäne nach außen, um die feierlichen Zuschauer zu bespritzen, oder sie schießen aus dem Steinbelag des Bodens hervor, um die Ahnungslosen zu vertreiben. Auf dem Venturinischen Stich der Venusnische in der Villa d'Este bricht eine Panik unter den Besuchern aus. Sie haben sich diesem verführerischen Winkel zu sehr genähert, plötzlich schießen Wasser-

strahlen von allen Fugen auf sie los, und zwei Knäblein auf hohen Säulen bespritzen sie aus einem Körperteil, der nicht bloß in Brüssel zur Mündung von Wasserleitungen benutzt wird. Die Besucher Italiens sehen heut nur die Ruinen dieser Wasserkünste. Ohne Vergleich der alten Stiche vermag kaum die Phantasie sich die Feste zu rekonstruieren, die einst das Wasser in den Villen der Renaissance zu feiern hatte.

Hermann Obrist: Moderner Brunnen.

Neben der Villa d'Este sendet der Anio seinen berühmten Wasserfall herab. Die Natur höhnt mit ihm alle die künstlichen Wasserwitze, die die Menschen daneben aufrichteten. Als unentgeltliches Schauspiel lange bestaunt und verachtet, beginnt langsam die Romantik des Wasserfalls ihren Stil auf die Künste überzuleiten. Von den seitlichen Piazza Navonabrunnen des Bernini an entfernt man sich allmählich sowohl von der Mystik als von der Witzigkeit des Brunnens und giebt dem Wasser seine natürliche Stelle, die es innerhalb der barocken Grandiosität nicht minder bewahrt hat wie in der idyllischen Einfachheit mancher modernen Brunnenplastik. Was einst die paradoxe Anbringung des Strahles an Körperöffnungen bedeutet, wird jetzt die natürliche Wassermenge als Fall, als Quelle, in Grotten, in Felsen. Unter den Stichen zu Wasserkünsten, die Boucher herausgab, findet sich nicht ein einziger Witz. Der Wasserfall ist lange Zeit das herrschende Motiv. Er paßt den Italienern als barocke Wasserform ebenso wie den Engländern als rural amusement. Man findet ihn von den römischen Brunnen bis in das Bois de Boulogne, ja, ein niedliches Enkelkind hat er dem Berliner Tiergarten zugewiesen. Wo ihn die Natur zu schwach formiert, wie am Zackenfall, steigert man ihn zeitweise künstlich; wo sie ihn vergessen hat, wie am Kreuzberg, baut man ihn und eröffnet sein romantisches Theater für einige Tagesstunden.

So kehren wir endlich, in einer Resignation, die nur Echtheit des Empfindens ist, zu jener Rhythmik des Wassers zurück, die zwar menschlicher Stilisierung entbehrt, aber dafür die natürlichen Schönheiten dieses beweglichen Elementes steigert. Wir lauschen stundenlang dem leichten Wellenschlag der Havel, deren Ufer Lennés Kunst nur natürlicher machte, um die Reize des Wassers uns ganz zu erschließen. Wir freuen uns wieder des einfachen Marktbrunnens mit dem alten Schalenmotiv von Viterbo, der seine Melodie dauernd wechselt nach den vielfachen Ansprüchen

an die Kraft einer gemeinsamen Stadtleitung, nach den Launen der Luft und der Feuchtigkeit. Wir ziehen dem isolierten großen Boboli-bassin von 94:70 Metern, mit seiner Insel, seinen Brücken, seinen Neptunsfontänen, den River des Hydepark vor, der ungezäunt seine Wasser die Ufer bespülen läßt, ohne jede Repräsentation, nichts als schönes, fließendes Wasser für die Jugend, den Sport, die abendlichen Träumer. Wir legen in unserer Grunewaldkolonie keine wirtschaftlich berechneten Wasserkünste von feierlichen Rhythmen an, keine französischen Kanäle mit Schiffsschauspielen, wir bilden nur die Fennen zu Seen aus, denen wir die besten Kurven geben, die eine vorsorgliche Natur für ihre malerischen Reize gezeichnet hätte. In unseren Cafés, in unseren Wohnungen lassen wir uns von dem dekorativen Geräusch leiser Fontänen und Wandbrunnen umspielen, das in unsere Gespräche und Gedanken den Rhythmus dieses wohlgeordneten natürlichen Elementes bringt und für uns immer noch so sehr feierlich ist, auch ohne daß wir es nur Sonntags von drei bis vier Uhr in seinen staunenswerten Künsten sich produzieren sehen.

Das Wasser ist das geselligste aller Elemente, und es war den Zeiten großer Geselligkeiten am unentbehrlichsten. Wie es heute zu dem einzelnen vernehmlicher und tröstlicher redet, selbst als der Baum oder die Luft, so sprach es zu den Festen der Renaissance in seiner feierlichsten Sprache. Es beharrte im Fließen, es floß im Beharren, es breitete sich aus und streckte sich gen Himmel, es gab die Ruhe in der Bewegung und die Bewegung in der Ruhe, es verband die Fernen, und es spiegelte die Gegenwart, es füllte bereitwillig die Formen, die der Mensch ihm vorschrieb, und gesellte sich zwanglos den Künsten der Architektur, der Plastik, der Vegetabilien, ja, auch der Musik. Es trieb während seiner künstlerischen Leistungen nebenbei noch Wasserorgeln, es bediente die tönenden instrumenti hidraulici, die die Musen der Parnaßgruppe spielten, des großen Fontänenschaustückes in der stanza dei venti im Belvederetheater zu Frascati. Es verdoppelte einst die Feuerwerke und die Lampiongondeln Venedigs, jetzt koloriert es sich selbst in den Fontaines lumineuses unserer Ausstellungen, in den bunten Wasserfällen aller Châteaux d'eau. Die Elektricität hatte den Weg nicht bloß hinter das Wasser gefunden, wie die bengalische Flamme, sondern auch in das Wasser. Wie hätten französische Fürsten gejauchzt über leuchtendes, bunt leuchtendes, wechselnd buntes Wasser!

Das Feuer kam am spätesten. Es brauchte wenigstens längere Zeit, um sich die Formen anzueignen, die die Renaissance auch den beweglichen Elementen gab. Schon tief im sechzehnten Jahrhundert läßt Cosimo I. allerlei mittelalterliche phantastische Feuerwerksteile durch den achteckigen Tempel des Tribolo ersetzen. In Frankreich kommen erst im achtzehnten Jahrhundert die realistischen Combats de nuit ab, deren letztes Beispiel aus der Zeit Louis XIII. genannt wird. Es bedurfte langwieriger Arbeit, um auch dieses launische und schwer berechenbare Element in den Dienst einer taktmäßigen Rhythmik zu stellen.

Im Feuer lebte etwas Zauberisches wie in keinem anderen Festmaterial. Weil es für den Menschen immer ein Künstliches war, reizte es auch künstlerisch. Die Flamme kommt nicht von selbst, sie ist nicht ganz Rohstoff wie Pflanze und Wasser, sie ist ein Produkt des Reizes, der aus den toten Stoffen ihr inneres Licht hervorholt. Das Licht strahlt, solange man es behandelt, es erwartet die Liebe der Menschen, denen es eine Freude, einen Rausch giebt, die es sammelt und lenkt, drinnen um den Herd oder draußen, wo durch plötzliche neue Reflexe die Dinge unter einer sonderbaren Beleuchtung aufblitzen. Weil es künstlich und selten ist, trägt es den Charakter des Festlichen, wo es auch glüht; ja, es nimmt dem Tage sein werkelhaftes Licht, wenn es zu Trauerfeiern ungewohnt leuchtet und seinen Glanz sogleich wieder durch schwarze Flore verhüllt. Dem Tag giebt es die außergewöhnliche Illusion einer ehrwürdigen Dunkelheit und der Nacht die fascinierende Pracht eines geheimnisvollen Tages. Eine unbekannte Kraft ist für uns in dem Feuer, ein Geschenk der Götter zu allen Zeiten, eine Majestät, die wir fürchten und lieben. Ein königlicher Luxus im Laboratorium der Natur, ist es die köstlichste Verschwendung, die wir dem Feste weihen, vergänglicher als ein Blumen-



Hugo Lederer: Brunnen mit Florettfechter.

strauß, den wir einer Liebe aufs Grab werfen.

Die festliche Kraft alter Siegesfeuer, seien sie von den Achäern oder Mardonios entzündet, für den Triumph der siegenden Sonne abgebrannt oder das leise Symbol eines inneren Sieges in der geweihten Feiertagskerze, alles Freudig-Brennende wird, wie das freudige Wasser und die festliche Vegetation, von der italienischen Renaissance zuerst in Rhythmen geordnet. Das „griechische Feuer" hatte kulturlose Anfänge in Serpentinen und Girandolen. Die Kultur des Feuers beginnt in Florenz und Siena, deren Künstler schon 1572 als erste Pyrotechniker bezeichnet werden. Der weitere geographische Weg ist derselbe wie der aller anderen sichtbaren Künste. In Rom wird der

Weltstil geprägt, in Frankreich erweitert, in Deutschland nachgeahmt. Man lehnt das Feuer entweder gebunden an die Architektur an, oder man versucht es in Freiheit zu dressieren. Zahllose Stiche der Zeit schildern uns diese vergänglichen Feststunden, die nicht wie die Wasserspiele wenigstens die Ruinen ihrer baulichen Gerüste hinterließen. Wir sehen die Lämpchen sauber die Architekturformen umspielen, die Grundlinien der Fassaden hervorheben, oder Girandolen entwickeln sich, die im Moment ihrer Entladung mathematische Figuren von überraschender Regelmäßigkeit zeichnen. Die Tektonik zwingt die gebundenen Feuer, die ungebundenen lösen jene latente Tektonik aus, die der Berechnung und Aufstellung der Feuerwerkskörper innewohnt. Am freien und zufälligen Rhythmus herrscht keine Freude. Diese Illuminationen und Pyrotechniken ließen sich wunderbar abbilden, weil sie ihren Höhepunkt stets in einem malerischen Ensemble stilisierter Kräfte erreichen und an einer musikalischen Aufeinanderfolge von künstlerischen Phasen kein Interesse haben. Sie werden immer mehr ein Bild statt einer Bewegung. Sie töten die Beweglichkeit des Feuers, wie man die der Bäume und Wasser getötet hatte. Niemals gab es einen Geschmack, der die Begrenzung jeder Entwickelung leidenschaftlicher geliebt hätte.

Wir haben solche Blätter schon mit ausgebildeten Girandolen auf der Engelsburg vom Jahre 1579. Aber den Gipfel erreicht die Feuerkunst der Renaissance erst im achtzehnten Jahrhundert. Aus den dreißiger und vierziger Jahren sind uns ganze Mappen und Bücher in solcher Anzahl erhalten, daß wir annehmen dürfen, erst hier sei im Bewußtsein der Festarrangeure die volle Emancipation der Lustpyrotechnik vom Artilleriewesen erreicht worden. Entweder sehen wir Baulichkeiten, die mit Feuerkunst kombiniert sind, oder schöne Stiche von nächtlichen Festen, in denen Militärschauspiele, Feuer, Wasser, Gartenbau, Ballett miteinander verknüpft sind, oder wir blättern in stattlichen Büchern, welche die Illumination einzelner Orte beschreiben. Ein nationaler Unterschied existiert jetzt nicht mehr, das Feuer spricht die Weltsprache der Renaissance, es wandelt sich leise mit den Stilmoden, wird bisweilen etwas naturalistischer, wie man es bei den in Dresden beliebten grandiosen Herkulesfeuerspielen beobachten kann, oder etwas zierlicher. Ein Turiner Blatt von 1737 zeigt die willkommene Verbindung von beschnittenen Gärten mit einer Illumination in den Gängen, um die Fontänen, die sich in ihrer Manier bis in unsere Tage gehalten hat, deren letzte Ausläufer die Beleuchtung des Belle-Alliance- oder des Krollschen Gartens in Berlin darstellt. Zwei Jahre darauf wird in Paris ein Feuerwerk abgebrannt, dessen Girandola aus sechstausend Raketen sich zusammensetzt, eine Proportion zu den altrömischen Girandolen, die derjenigen von Versailles zur Villa d'Este gleichsteht. 1730 erschien eine Festschrift, die neben dem Opernballett auch das Feuerwerk veröffentlichte, das bei der Geburt des Dauphins von Philipp V. abgebrannt wurde: in demselben Riesenmaßstab sehen wir eine

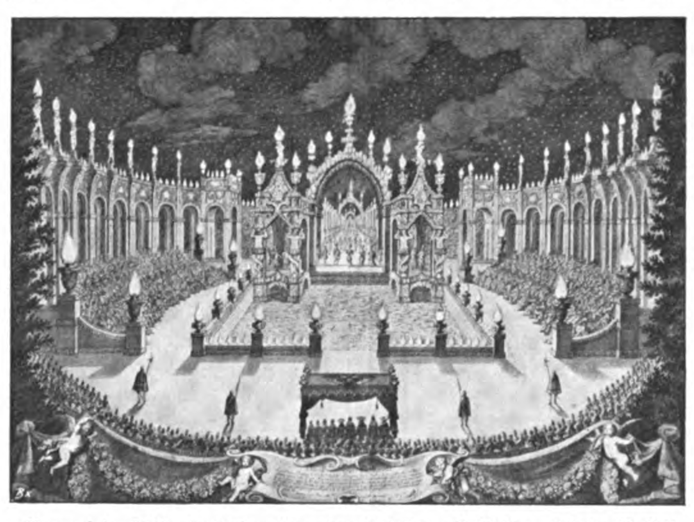


Feuerwerk auf dem Versailler Kanal zur Zeit Louis' XIV.

gewaltige symmetrische Entwickelung von Felsen- und Turmpyrotechniken. Ein Frankfurter Blatt von 1741 zeigt neben einem Königsaufzug ein Haus in geradlinigster

Illumination mit bunten Glaskörpern, mit vielen geometrischen Formen und besonders einer Reihe von Kreuzen auf dem Dach, das mehr als heut berücksichtigt wird. Schon ein Jahr darauf erscheint wieder ein Frankfurter Königsaufzugblatt mit einem großen, transparent beleuchteten Bau, auf dem man allerlei Arabesken, Monogramme, Statuennischen, Bäume mit Glaslämpchen unterscheidet: eine volle Umsetzung der Architektur in feurige Linien und Flächen. Die Dresdener Illuminationen zeichnen sich durch ihre große Allgemeinheit aus, von 1736 und 1738 haben wir Beschreibungen von seltener Ausführlichkeit. Im Jahre 1736 am 7., 8. und 9. August wurde die Rückkehr Friedrich Augusts aus Polen gefeiert. In einem der illuminierten Fenster sah man ein Buch liegen, das in seinem Titel eine Art Parodie auf solche litterarische Verherrlichungen vergänglicher Feste war. Gerade über diese Feier erschien ein Werk, das getreulich Straße für Straße, Nummer für Nummer die Illuminationen der einzelnen Adeligen und Bürger aufzählt und einen vortrefflichen Auszug des damaligen Geschmacks giebt. Man wirkte noch sehr viel mit Inschriften, Allegorien, Bildern jeder Art, die etwas Devotes bedeuteten; die Illumination ist nichts als eine erleuchtete Sammlung von Dedikationstiteln und -kupfern. Während auf den großen Festblättern wenigstens der Sinn für die tektonische Wirkung des Feuers an hervorragenden Plätzen belegt ist, sieht man hier eine beschämende Bildermaskerade, einen papiernen Rest jener allegorischen Hoffeste, die die Thaten der Fürsten in Mythologie umstilisierten.

Auch heute dient die Reklame einer verschwenderischen Illumination dem Ehrgeiz des einzelnen. Aber die stolze Entwickelung des Schaufensters hat sie geschäftlich ehrlicher gemacht. In dem „Frohlockenden Dresden" genierte sich ein unterthänigster Bürger nicht, seine Fenster zu öffnen, in seinem Zimmer eine perspektivische Theaterbeleuchtung aufzubauen und jedem den indiskreten Blick zu gestatten.



Burnacini: Stich eines Renaissancefeuerschlosses mit Bassin. Hinten Ballett.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nehmen wir eine Vereinfachung der Wirkungen wahr. Während ein Zerbster Blatt von 1745 bei großer militärischer Entfaltung noch eine Art Giardinetto von Feuerwerk zeigt, vorn Schwärmer, dann Beete mit Feuersäulen, Sonnenobelisken, Monogrammen, in der Mitte und hinten einen plastischen Aufbau, zuletzt eine riesige Raketengruppe und Girandola, giebt uns ein 1763er Stich den vornehmen Blick auf ein Haus, dessen Attika mit Fackelschalen geziert ist, aus dessen Fenstern Teppiche hängen, an dessen Wänden Kandelaber und Arme mit Kerzen besetzt sind. Bis heut ist die Kerze, die sich herunterbrennt, das unübertreffliche Instrument einer intimeren Illumination geblieben, und die vom Winde bewegten Fackelschalen des Lipperheidehauses in Berlin schlagen an edler Monumentalität heut noch alle Indiskretionen ihrer Umgebung. Ist es nur die einfache Größe ihrer Wirkung, die sie uns näher bringt als alle Lämpchen und Glühbirnen? Es scheint, sie haben auch etwas von jener Beweglichkeit des Feuers gerettet, die die Renaissance verdammte. In der Fackel ist die rohe Flamme geblieben.

das sich verzehrende, lodernde, leckende Feuer. Es ist ein ewiges Motiv der Feuerkunst, das selbst in stilisierten Fackelzügen von seiner reinen Kraft wenig verliert.

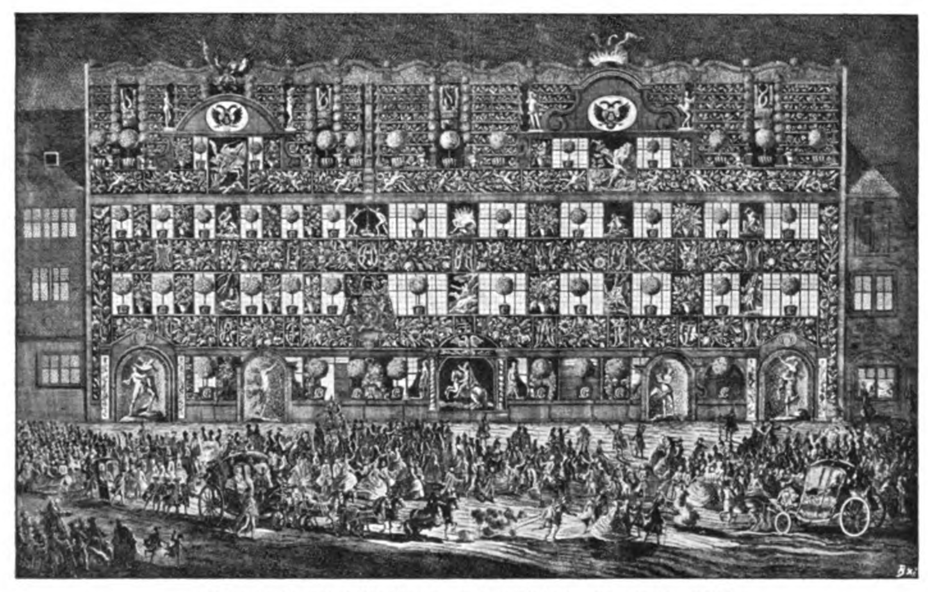
Die Stiche alter Feuerwerke bilden eine eigene Litteratur, von Laien kaum gekannt, von Sammlern liebevoll studiert. Noch fruchtbarer als die großen Kataloge der Ruggieri, die die bedeutendsten Sammler von Festblättern waren, ist für diesen Specialzweck ein kleines Verzeichnis von Blättern und Büchern, das ein Florentiner Kunstfreund unter dem Titel „Catalogue d'une collection de solennités et des ouvrages sur les feux d'artifice“ im Jahre 1893 herausgab. Eine seltene Bibliographie, nur in vierzig Exemplaren gedruckt. Ihr Studium giebt eine vollkommene Übersicht über die Geschmacksgeschichte des Feuerwerkes. Sehr allmählich nur nehmen die Feuerwerke, vom Jahre 1492 an, zu. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die jährlich sich wiederholenden Festlichkeiten, weil sie ein Geschmackspanorama liefern. So wurde bei Gelegenheit des „Chineafestes“ (es ist eine weiße Mauleselin, die von 1721 bis 1785 jährlich unter großen Feierlichkeiten dem Papst vom König von Neapel als Tribut dargebracht wird) jährlich am 29. und 30. Juni ein Feuerwerk abgebrannt. Ich werde einige Titel dieser Feuerwerke aufzählen: 1725 Friede und Eintracht; 1726 Herkules mit Hydra, die sieben Lasterköpfe hat; 1731 Kriegsapparate; 1732 Ganymedraub; 1741 Hängende Gärten; 1743 Die königlichen Jagden; 1749 Das neugefundene Herkulaner Theater; 1750 Hafen und Straße in Neapel; 1752 Guirlanden und Fontänen; 1756 Triumphbogen zwischen Ätna und Vesuv; 1757 Eine Schlaraffia; 1760 Amüsements in chinesischem Stil; 1761 Öffentliches Badehaus; 1762 Antike Monumente im Palazzo Farnese; 1762 Türkischer Kiosk; 1763 Weinlese; 1764 Das Kapitol; 1765 Hesperidengärten; 1766 Athletische Spiele; 1771 Bacchische Idylle; 1772 Ein Ort, geweiht der chinesischen Philosophie; 1772 Wildbretmarkt; 1773 Die Fabrikation von Theriak (ein Mittel gegen Gifte) in Venedig; 1778 Der Monte Testaccio; 1782 Nächtliches Landvergnügen mit Karikaturen; 1785 Der Luftballon.

Man liest die Geschichte der aktuellen Interessen aus diesen Feuerwerksthemen ab. Neue Gebäude, wichtige Antiken, Phantasien und Idylle, Türkisches und Chinesisches, Mythologisches, Technisches, Industrielles wechselt miteinander ab, der geistigen Mode nachgebend. Die Sammlung setzt sich in derselben Weise fort in einer Blätterfolge, die die römischen Girandolen unter dem Pontifikat Pius' IX. veröffentlicht. Von 1847 bis 1870 sehen wir ein modernes Geschmackswandelbild: zuerst spielen Gebäude eine Rolle, neue Kirchen oder ein verschönerter Platz, dann kommen mittelalterliche Basiliken und ähnliche romantische Stoffe. 1863 wird uns die Peterskirche nach Antonio da Sangallos Plan vorgeführt. 1865 sehen wir die christlichen Monumente auf den Ruinen der heidnischen. In demselben Jahre kam eine Villa im Stile des achtzehnten Jahrhunderts, auf dem Pincio gedacht. 1867 wird ganz gelehrt: die Peterskirche in der ersten konstantinischen Form. Dasselbe Jahr hat noch ein philosophisches Feuerwerk: das römische, heidnische Reich als Basis und Weg zur katholischen Weltherrschaft. 1869 ist litterarisch: Le amenità descritte del Tasso ai canti XV e XVI. 1869 hat ein archäologisches Feuerwerk: das Mausoleum des Augustus in der Originalkonstruktion nach Strabo.

Die wissenschaftlich-romantische Periode wird endlich wieder abgelöst durch eine patriotisch-symbolische, die dem neu geeinten Italien entspricht. 1875 wird in Rom das Pantheon der Einigungshelden abgebrannt, 1884 der Prospekt der Turiner Ausstellung, 1882 ein Hortikulturpalast. Chinesische, orientalische, mittelalterliche Feuerwerke sind jetzt nur Intermezzi. Allmählich hört dann auch dieses Vergnügen auf.

Während die Illumination in der Renaissance zu einer leuchtenden Hervorhebung der Architektur wird, entwickelt sich das freie Feuerwerk zu einem Ballett wohlgeordneter Strahlen und Räder. Aus Raketen, Sonnen und Schwärmern bildet sich eine Mathematik gebundener Rhythmen heraus, die die Choreographie des Feuers auf den dunklen Himmel zeichnet. Ihre Lehrbücher erinnern an die Tanzschriften derselben Zeit. Frezier ist ein wohlgebildeter Geist von

parisierischer Grazie, der seine neue Auflage des Traité des feux d'artifice pour le spectacle von 1747 mit einer hübschen Vorrede überreicht: L'ouvrage est une refonte de celui que produisirent les amusemens de ma jeunesse il y a quarante ans. Auch er fängt mit Gott an wie so viele Tanzmeister seiner Zeit, die die Hälfte ihrer Bücher brauchen, um nachzuweisen, daß der Tanz mit den Geboten Gottes nicht in Widerspruch stehe. Er dient den sogenannten wissenschaftlichen Anforderungen seiner Epoche, indem er darauf eine historische Übersicht über die Illumination von Sais und die griechischen Lampadariafeste bringt. Dann beginnt die Grammatik der Raketen. Die Buchstabenraketen, La Fulminante als Donner- und Blitzrakete, die Rakete à second vol, wenn aus der ersten eine zweite springt, ebenso die Rakete à trois vols, diejenigen, die sich im Aufsteigen vervielfältigen, die accouplés und groupés, die courantins, die auf vorgeschriebenem Wege laufen, die einfachen und zusammengesetzten mit Gegenbewegung, diejenigen, die im Kreise laufen — es ist die echte französische Freude an der Methode der Permutationen. Die Termini klingen an die Tanztechnik an. Die Bewegung wird in Figuren stilisiert, deren Verlauf gezeichnet werden kann. Die Girandole ist das gesamte Corps de ballet, zum Schlußeffekt vereinigt. Das Feuer wird eine brennende Geometrie. Je nach der Gelegenheit kann die Zeichnung, die Reihenfolge durchgeführt werden. Wie im Ballett, kann aus der betreffenden Feier die Idee des pyrotechnischen Schauspiels entwickelt werden. Frezier unterscheidet die Gelegenheiten und giebt Musterkarten für die verschiedenen Fälle. So schließt das Buch, das mit der Gottesfurcht begonnen, dann die Grammatik der Raketen festgestellt hatte, mit der Praxis der Feste.



Illumination des Wachtendonckschen Palais. Frankfurt, 1742.

Provinziellere Bücher gehen mehr auf die Scherze ein, die das kombinierte Feuer so gut leistete wie das Wasser. Selbst mit der Plastik hatte sich das Feuer zu verbinden versucht, obwohl es nichts der Brunnenplastik Vergleichbares hervorzubringen wußte. An den Johannes- und Mariä-Himmelfahrtsfesten der Italiener gab es Statuen mit leuchtendem Mund und leuchtenden Augen. Das war nicht kulturfähig. Eher konnte man mit Feuer malerisch darstellen. Feuerbäume, Feuerpfauen, Feuerfälle sind im ganzen achtzehnten Jahrhundert bekannt. Auch gelangte man zu Kombinationen, indem man sich des Feuers schämte und nur seinen Effekt zu genießen beschloß oder gar mit der Zahmheit des Feuers kokettierte. Wie die großen Pots

à feu als Kapitelle bemalt werden, so daß das Feuer aus einer Architektur zu springen schien, so verhüllte man das beliebte Tafelfeuerwerk, dessen letzter Rokokorest unsere Knallbonbons sind, in Blumenattrappen aus holländischem Postpapier. So sprang schließlich das Feuer aus einer Blume! Man hat das Miniaturfeuerwerk mit Parfums verbunden, auch in Nadelbüchslein und Dosen gesteckt. Warum nicht? Die Zeit war so geistreich in der Bezähmung aller widerspenstigen Elemente.

Die großen Feuerfeste der Renaissance sind vorüber. Einst wurden berühmte Meister der Pyrotechnik (die letzten waren die Ruggieri im neunzehnten Jahrhundert) durch die Residenzen geschleppt, heut hat der Fürst kaum noch ein Interesse an der Abbrennung eines großartigen Feuertheaters. Empfänge und Hochzeiten feiert man in geschlossenen Räumen und überläßt der Bürgerschaft, in geeigneter Weise die Elemente zur Feier des Tages heranzurufen. Wie der Garten nicht mehr der Schauplatz fürstlicher Aufführungen ist, wie die Fontänen nicht mehr zu neuen Schauspielen gezwungen werden, sondern dem Publikum sich zu bestimmten Stunden zeigen, so ist auch das große Feuerwerk eine öffentliche Sehenswürdigkeit geworden, von Unternehmern zur Belustigung des Zuschauers arrangiert. Selten, daß ein Fürst sich unter diese Zuschauer mischt, selten, daß er sich eine öffentliche Illumination besieht. Er illuminiert sein Schloß wie jeder Bürger sein Haus. Für die Kerzen traten zum Teil die Gasarme ein, für das Gas die Elektricität. Das Feuer folgte dabei zunächst den alten Principien, die Architektur hervorzuheben oder zu schmücken. Eine Feuerlinie kann uns heut noch die Proportionen eines guten Hauses in wunderbarer Reinheit erleuchten. Aber daneben zeigten sich doch schon Anfänge des modernen beweglicheren Geschmacks auch diesen Dingen gegenüber. Das Gas half nicht viel zur Beweglichkeit, am angenehmsten war es uns noch, wenn der Wind über seine Adler und Wappen spielte und wie kosend über das Feuer strich, das sich unter seiner weichen Hand zu ducken schien. Auch die Elektricität wollte zuerst nicht die Starrheit eines strengen Rhythmus aufgeben; indem sie die matteren Gaslämpchen nur durch grellere Glühkörper ersetzte, verrohte sie den Effekt, statt ihn zu verfeinern. Aber man fand bald, daß man die Elektricität doch besser in der Hand habe als irgend eine bisherige Lichtkraft, und daß man mit ihr ein Wechselspiel treiben könnte, gegen das die drei Umschaltungen der Theaterfarben, rot, blau und weiß, zurückblieben. Man konnte die Reflektoren nun mit Erfolg drehen, da sie einen weiten Lichtkegel ausschickten; man konnte ihre Farben mischen und die Reflexe sowohl auf die Kleider der Loie Fuller als auf die Dachteile des Château d'eau werfen, die zur Zeit der Weltausstellung von Serpentinfarben in Intervallen bestrichen wurden. Diese Illumination des Château d'eau bedeutete das Äußerste, was die Elektricität bisher in Farbenmischung erreicht hat. Aus Glühkörpern, durch das Wasser halb verschleiert, ist die Illusion eines Feenpalastes aufgebaut, gelbe, rote, blaue, weiße, bernsteingoldene Farben sind untereinander gemengt. Vor dem Wunderwerk sitzt ein Dirigent der Farbenharmonien, der ihre Töne variiert wie ein Harmoniumspieler die Farben seines Instrumentes durch einfache Registerzüge. Die Renaissance hätte vielleicht den Sockel rot, die Säulen blau, das Dach gelb getönt. Wir lieben heut raffiniertere Mischungen. Ein paar blaue Striche in einem roten Palast, ein plötzlich ausbrechender goldener Glanz, rote tiefe Töne, die sich leise einmischen, eine warme, satte blaue Ferne, die sich aufthut wie der Traum eines fernen Palastes — wir malen Pastell. Wir mischen die Farben nicht nach den Gesetzen der Tektonik, sondern nach den kapriciösen freien Rhythmen malerischer Reflexe. Leichte Andeutungen reizen uns mehr als eine massive Sinnfälligkeit, und die Beweglichkeit der Farben giebt uns musikalischere Associationen als die festgenagelte Geometrie. Geradeüber von dem beweglichen Farbenschauspiel des Château d'eau und seiner Fontaines lumineuses stand der Eiffelturm, bis zu seiner Spitze von Lämpchen umrahmt, die seinen Schnitt und die graziöse Linie seines Aufstiegs vor den dunkelvioletten Abendhimmel zeichneten. Es war der Gegensatz zweier Illuminationsprincipien: hier die Betonung einer vorhandenen Architektur, dort die Vor-

spiegelung einer wechselnden malerischen Illusion.

Es wird uns immer mehr möglich werden, das festliche Feuer auf seinen eigentlichen Charakter und seine unersetzlichen Wirkungen zurückzuführen. An einer darstellenden Feuerkunst, wie sie noch Stuwer in Alt-Wien mit seinen Faustparaphrasen übte, und wie sie in Vorstädten noch zeitweise als Seekampf und Monstrekanonade sich aufspielt, schwindet das Interesse. Die Architekturillumination kann sich so wenig weiter entwickeln wie das Kunstfeuerwerk auf fester Dekoration. Neue Wege liegen nur in der vollen Ausnutzung des Feuers als beweglichen, wechselnden, wehenden, lodernden, als luftförmigen Elementes. Wir kehren zur freien Rhythmik zurück, wir geben dem Spiel der Natur nur die Möglichkeit einer Steigerung, nicht die Beschränkung der Regelmäßigkeit. Auf den Hügeln des Landes, auf den Bismarcktürmen, auf den Burgen werden Leuchtfeuer brennen. Die Straßen der Stadt werden mit Fackeln geschmückt sein, und bunte Flammen werden magische Lichter und seltsame Schatten schaffen. Jauchzende Raketen werden nach Laune aufsteigen, um im Spiel der Luft ihre Schwärmer und Leuchtkugeln herabzuschicken. Laufende Ketten leuchtender Guirlanden und Friese werden sich, die Häuser entlang, entzünden. Reflektoren werden ihre Farben in stets wechselnden Schichten mischen und Dämpfe beleuchten, die auf den Plätzen immer wieder von neuem sich entwickeln und ein unendlich wohlthuendes Spiel reiner, paradiesischer Töne als ein zauberisches Licht über uns hintragen. Und selbst im entlegensten Gartenwinkel wird das Schaukeln der Lampions, wie über japanischen Gewässern, eine liebliche Freiheit der Bewegung zeigen, ohne grelle Bestimmtheit, traumhaft matte rote und weiße schimmernde Kugeln, die in den Zweigen der Bäume hängen.

Wir haben den Übermut der Renaissance verloren, den Triumph über die geregelte und organisierte Natur. Wir lieben wieder das Element und seine reine Seele. Denselben modernen Menschen, den wir träumend am stillen Ufer des Wassers fanden, der sich eine Wiesenblume zum Genuß ihres Farbenlebens kultivierte, den treffen wir abends wieder an seinem Kamin, und wir begreifen, welche Lust er an diesem so einfachen Spiel des Feuers empfindet, an seinem Auflecken, an seiner zündenden Glut, an dem knisternden, befriedigten Rücken der Scheite, an seinem Erlöschen. Es ist ein anderes Glück als das des Renaissancefürsten, der im Wasserschloß aus Blumenbeeten Feuerräder aufschießen sah, es ist nicht so momentan und kommandiert, es ist seelischer und beweglicher, weil es selbst einer Bewegung folgt.

❧ ❧ ❧

Rosige Wölkchen

Über den Abendhimmel sind rosige Wölkchen verstreut,
Wie Rosen über das Tanzkleid einer Geliebten;
Ach, wenn mich nur nicht an Abenden, sanft wie heut,
Immer so traurige, dunkle Gedanken betrübten!

Abendsehnsucht, was machst du das Herz mir so weh und bang,
Daß mir die Augen vor Sehnen übergehen?
Hätt' ich doch Eine bei mir auf dem Abendgang,
Die mich liebte und könnte mein Sehnen verstehen!

Eine wüßt' ich; doch die! Ihre Lippen sind rot,
Und sie lachen nur so ins blühende Leben
Und verstünden nicht meines Herzens Not;
Und das könnt' ich ihr nimmer, ach nimmer vergeben ...

Hugo Salus.



Maurice Maeterlinck

Eine Studie

Von

Gustav Zieler

So verschieden das schweigsame Brügge von dem betriebsamen Lärm moderner Großstädte ist, ebenso wenig ähnelt der belgische Dichter und Denker Maurice Maeterlinck, dessen Heimat die stille Stadt ist, den hastigen Menschen der Gegenwart. Sein innerstes Wesen ist eine stille und frohe Harmonie, sein Blick ist der Tiefe der eigenen Seele und nicht der bunten Fülle der Außenwelt zugewandt, er steht in dieser Welt der Erscheinungen wie ein Fremder, und ihre Reichtümer, ihre Freuden und Leiden haben keinen Wert für ihn.

Es ist kein Wunder, daß seinen Zeitgenossen zuerst der richtige Maßstab für eine so fremdartige Erscheinung fehlte, daß man ihn nicht beachtete oder ihn gar verspottete, als er zuerst seine weltfremden Schriften veröffentlichte. Es ist ebenso natürlich und dem Laufe der Dinge entsprechend, daß ihn seine ersten Verkünder weit überschätzten. Jahre vergingen, ehe er für sich selbst gewissermaßen die Pforten seiner Seele erschloß und einen Kommentar zu seinen Dichtungen gab, deren sie doch dringend bedurften. Erst im Jahre 1896 veröffentlichte Maeterlinck sein erstes philosophisches Buch: „Le Trésor des Humbles“, durch dessen Ausführungen erst der Sinn und Zweck seiner vorhergegangenen Tragödien „L'intruse“, „Les Aveugles“ (1890), „Les sept Princesses“ (1891), „Pelléas et Mélisande“ (1892), „Alladine et Palomides“, „Intérieur“, „La Mort de Tintagiles“ (1894) offenbar wurde. Und seltsamerweise war er, als er den „Trésor“ abgeschlossen hatte, innerlich bereits mit jener Epoche fertig, deren geistigen Niederschlag jene eben genannten Dramen bildeten, so daß es also ein wenig verlorene Liebesmüh war, wenn seine Anhänger in Deutschland sich in

den letzten drei Jahren mit so viel Eifer die Aufführung gerade dieser Tragödien angelegen sein ließen. Heute fällt Maeterlinck über diese seine ersten dichterischen Schöpfungen bereits ein absprechendes Urteil, denn heute hat er jenen fatalistischen Pessimismus, mit dem er damals den Menschen als ratloses Werkzeug eines übermächtigen Schicksals darstellte, überwunden. Aber wenn er auch heute, wie sein zweites philosophisches Werk „La Sagesse et la Destinée“ (1898) erkennen läßt, für die Freiheit des Menschen und damit für seine Pflicht zum Handeln eintritt, so hat er doch darum sein eigentliches Wesen nicht verändert. Dieses Wesen ist die mystische Grundstimmung seines Charakters, seine Neigung — und infolgedessen auch seine Lehre, denn jeder Apostel projiziert in seiner Lehre nur sein eigenes innerstes Wesen — zur Vertiefung in die Welt seines Inneren, die Überzeugung von dem Zusammenhang unserer Seele mit dem Unendlichen oder, wie wir es auch nennen können, von der Göttlichkeit unserer Seele. Diese Natur der Seele zu erkennen, scheint ihm auch heute noch die oberste Aufgabe eines jeden Menschen; zugleich auch sieht er in dieser Erkenntnis die höchste Weisheit und das einzige sichere Glück. Ein Erzieher zur Weisheit ist der Maeterlinck des „Trésor“ nicht weniger als der von „La Sagesse et la Destinée“: nur daß ihm in jenem Buche der Charakter, die Färbung der Weisheit anders erschien als in diesem, da er dort nur das Unglück kannte, während er hier zu der Erkenntnis der Möglichkeit eines reichen Glückes vorgedrungen ist.

Die Bedeutung Maeterlincks liegt in dieser seiner Eigenschaft als Lehrer der Weisheit. Ich kann nicht in die begeisterten Hymnen auf seine dramatischen Dichtungen einstimmen, in denen er selbst glaubt, zum erstenmal die eigentliche Seele des Menschen enthüllt zu haben. Ich sehe durchaus die großen lyrischen Schönheiten des Dialogs, ich fühle die bald seltsam bange, bald seltsam süße Stimmung, die von ihnen ausgeht, aber die Mittel, die er anwendet, um gerade sein eigentliches Ziel zu erreichen, scheinen mir allzu bewußt, und im Gegensatz dazu hat die geniale Kunst unserer Größten mit den alten Ausdrucksmitteln, die er so verachtet, längst vor Maeterlinck das Gleiche in vollkommener Schönheit erreicht. Mir erscheinen seine Dramen und seine tragische Theorie eine gekünstelte Konstruktion, erfunden einer allgemeinen Weltanschauung zuliebe, die jedoch weit wertvoller ist, länger dauern und tiefer wirken wird als sie.

Es ist eine seltsame Welt, die wir in diesen Dramen betreten: teils ist der Schauplatz im Märchenland Nirgendwo, teils im Leben des Alltags, aber ob die Personen nun Könige, Prinzen und Prinzessinnen mit seltsam suggestiven Fabelnamen sind, oder ob sie schlechtweg der Vater, die Mutter, der Großvater, der Fremde heißen, sie sind stets gleich schemenhaft, und nie ist ein Versuch gemacht, sie mit den reichen Mitteln moderner psychologischer Charakteristik zu individualisieren. Der Zweck des Dichters ist aber auch nicht, Menschen der Gegenwart mit ihrem zwiespältigen, fein differenzierten Wesen und moderne Konflikte oder überhaupt Konflikte darzustellen, die aus dem Kampfe der Leidenschaften entstehen. Er verachtet alle diese Mittel der herkömmlichen Dramatik, wie er die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaften verachtet: er will weit einfachere und tiefere Dinge darstellen, und nicht im wildbewegten Meer der Leidenschaften, sondern im tiefen, ruhigen Gewässer der Seele spiegeln sich seine Probleme. In seinen genannten Dramen* verfolgt Maeterlinck keinen anderen Zweck, als uns die lastende Stimmung eines unentrinnbaren Schicksals zu suggerieren, uns erkennen zu lassen, wie blind die Mehrzahl der Menschen dahinlebt, und wie nur einige wenige Greise, die mit dem Leben schon beinahe abgeschlossen haben, oder die Blinden, die durch eine unübersteigbare Schranke von der sichtbaren Welt geschieden sind, von unserem wah-

* Eine deutsche Gesamtausgabe der Maeterlinckschen Werke veranstaltet die Verlagshandlung von Eugen Diederichs in Leipzig. Einzelne Dramen in deutscher Übersetzung sind ferner erschienen bei Eduard Bloch, Berlin („Der Ungebetene“ — L'intruse —, deutsch von Otto Erich Hartleben), bei F. Schneider u. Co., Berlin („Der Tod des Tintagiles“; „Daheim“; „Prinzeß Maleen“; „Pelleas und Melisande“, deutsch von George Stockhausen), bei S. Fischer, Berlin („Prinzeß Maleine“, deutsch von H. Hendrich), und bei A. Langen, München. Eine kritische Studie zur Einführung in Maeterlincks Werke schrieb Monty Jacobs (Leipzig, Eugen Diederichs). D. Red.

ren Leben eine Anschauung haben. In dem Drama „La princesse Maleine“, das er 1889 als erste dramatische Schöpfung veröffentlichte, sind diese Gedanken noch nicht zur Klarheit gebracht; die Fülle äußerer Geschehnisse ist hier noch zu groß, und der Dichter ringt noch mit dem Stoffe. Aber im nächsten Jahre bereits erscheint der kleine Einakter „L'intruse“ („Der Eindringling“), in dem die Weltanschauung des Dichters und zugleich seine Ansicht vom Wesen der Tragödie völlig klar hervortreten. Da sehen wir eine Familie, um den Tisch versammelt, über das Schicksal einer Kranken im Nebenzimmer sprechen. Eine schwere Luft liegt drückend über allen, aber nur einer von ihnen, der alte blinde Großvater, weiß die Zeichen zu deuten, die sich rings bemerkbar machen, nur er fühlt, daß etwas Furchtbares näher und näher schreitet, wenn er auch nicht ganz klar sieht, daß es der Tod ist. Ganz ähnlich malt der vier Jahre später erschienene Einakter „Intérieur“ mit eingehendster Sorgfalt das unaufhaltsame Näherschreiten des Schicksals, das die ahnungslosen Menschen drinnen im Zimmer überfällt. Aber es ist eine Täuschung, wenn man in diesen Einaktern große Kunst zu finden glaubt: es ist nicht die große Tragik des Daseins, sonnur eine Stimmung des Gruselns, die in uns erweckt wird. Auch der kleine Einakter „Les Aveugles“ malt die Hilflosigkeit des Menschen gegenüber dem Tode, und dieses düstere Bild der Blinden, die am Strande des Meeres bei langsam steigender Flut ihres Führers harren, der sie in ihr Hospital geleiten soll, ohne zu ahnen, daß dieser unter ihnen sitzt, aber ohne sie zu sehen und zu hören, denn er ist tot — dieses Bild gehört zu denen, die sich dauernd in die Seele prägen; aber auch hier fühlt man sich nicht über die Schauer, die der furchtbare Einzelfall erregt, zu einem großen Gefühl allgemein-menschlicher Tragik emporgehoben, es sei denn auf dem Umwege über das Symbol, indem wir in den Blinden am Meeresstrande ein Sinnbild des Menschen am Strande der Unendlichkeit finden. Zwei Todesdramen sind auch „Les sept princesses“ und „La Mort de Tintagiles“, beide im Fabellande spielend. In dem ersten wird mit höchst raffinierten Mitteln die Angststimmung geschildert, die das Nahen eines ungesehenen, geheimnisvollen Etwas erzeugt, bis plötzlich offenbar wird, daß es der Tod war, der in den Saal getreten ist. In dem anderen Werke wird der Tod oder das Schicksal als der Räuber dargestellt, der mitleidlos und unwiderstehlich sich seine Beute holt und vor der ehernen Thür seines Reiches die Menschen ungerührt wehklagen und wüten läßt. Kritisch läßt sich über diese beiden Werke nichts anderes als über die vorhergehenden sagen.

In den Dramen „Pelléas et Mélisande“ und „Alladine et Palomides“ endlich steht, wie schon die Titel ahnen lassen, das Problem der Liebe im Vordergrunde, die aber ebenfalls nur als unentrinnbare Schicksalsmacht auftritt. Schuldlos sind die Menschen, die sich diesem mächtigen Zwange ergeben müssen, und zwecklos ist das Wüten der Eifersucht. Das Entstehen der Liebe, die geheime, den Liebenden selbst unbewußte Sprache der Seelen ist mit höchster Zartheit und Keuschheit dargestellt, aber die Last des phantastischen Beiwerks und das Philosophieren, mit dem der Dichter selbst sozusagen die Geschehnisse kommentiert, stören den einheitlichen Eindruck. ... Legt Maeterlinck den Nachdruck in „Pelléas et Mélisande“ auf die Unentrinnbarkeit der Liebe und auf die Schuldlosigkeit der Liebenden, so klingen in „Alladine et Palomides“ auch schon neue Saiten mit: das Glück, dessen die Liebenden teilhaftig geworden, die Seligkeit der Seelen, die sich eins fühlen, bilden den Schlußaccord, und damit steht Maeterlinck bereits vor den Pforten einer neuen Erkenntnis, die dann noch weit vernehmlicher aus seinem nächsten dramatischen Werke „Aglavaine et Sélysette“ uns entgegentönt. Ehe wir aber zu diesem Drama kommen, müssen wir uns noch etwas näher mit der Lebensanschauung beschäftigen, die er in dem auf die Dramen folgenden Werke, der Essaysammlung „Le Trésor des Humbles“, niedergelegt hat. —

Maeterlinck hat seine Philosophie nicht in ein System gebracht. Sein Wesen widerstrebt so strenger Gedankenarbeit. Seine beiden philosophischen Hauptschriften sind keine einheitlich komponierten Bücher, die in strenger Folge von Konklusionen Schritt für Schritt vorwärts führen; sie setzen sich viel-

mehr aus einer Reihe lose aneinander gefügter, lyrisch gefärbter Betrachtungen zusammen, in denen nicht Gewicht auf unablässigen Gedankenfortschritt gelegt wird, sondern Stillstand und Wiederholungen nicht vermieden werden. Seine kontemplative Natur hält ihn gern fest und reizt ihn zu breiten Ausmalungen. Er kann oft die Fülle der Bilder kaum bewältigen, die sich ihm um so notwendiger aufdrängen, als der Gegenstand, von dem er spricht, seiner Natur nach sich nicht durch scharfe Begriffe definieren läßt, sondern nur durch das Gefühl erfaßt und dieses nur durch Bilder und Vergleiche zu verständnisvollem Mitschwingen gebracht werden kann.

Der Angelpunkt von Maeterlincks Wesen und Weltanschauung ist der Hang oder die Aufforderung, sich in die Tiefe des eigenen Wesens zu versenken und die Erkenntnis, die uns durch die Sinne von der Welt außer uns zugeführt wird, gering zu achten. In uns allein finden wir unser Ziel, finden wir Gewißheit und Glück. Unsere einzige Aufgabe ist es, unsere Seele zu entdecken. Hier ist ein Reich unmittelbarer Gewißheit, hier fühlen wir die Unendlichkeit, hier stehen wir vor einer ganz neuen Welt, zu deren Verständnis uns die Sinne und die Erkenntnisse des Verstandes keinen Weg öffnen.

Die unmittelbare Anschauung der Seele wird uns nur in besonderen Augenblicken unseres Daseins geschenkt. Es sind die verschiedensten Anlässe, oft die einfachsten Ereignisse des Alltages, ein Kuß, eine Thräne, ein Todesfall, eine kleine Gebärde eines anderen Menschen, bei denen sich plötzlich die Seelen, d. h. das Göttliche in uns, erkennen; nur diese Augenblicke aber bilden unser wahres Leben. Immer mehr der Herrlichkeit unserer Seele bewußt zu werden, das ist die einzige Aufgabe, für die es sich lohnt zu leben. Nicht die großen Leidenschaften führen uns auf diesen Weg, sondern der schlichte Alltag, und es sind nicht die, welche das Leben am intensivsten leben, die am ehesten dieses Ziel erreichen, sondern die schlichten, einfachen Naturen, die, welche Christus als die, „die reines Herzens sind“, bezeichnet. In diesem Sinne, glaube ich, nennt Maeterlinck sein Werk „Le Trésor des Humbles“, d. h. ein „Schatzhaus für die Demütigen“.

Es giebt in uns eine Reihe von Thatsachen, die uns die Göttlichkeit unserer Seele, die Existenz eines Göttlichen, Unbedingten in uns bekunden. Da ist einmal die Thatsache der Intuition, der plötzlichen unvermittelten Erkenntnis. Da ist der Verkehr der Seelen durch die Sprache des Schweigens, eines „aktiven Schweigens“, dessen Schönheiten gleich das erste Kapitel des „Trésor“ mit Begeisterung preist. Da sind die unerklärlichen Thatsachen der Antipathie und Sympathie, die sich nur aus einer unmittelbaren Erkenntnis der Seelen erklären lassen. Mit einer Art naiver Entdeckerfreude betritt Maeterlinck das neu gefundene Reich der Seele, in dem so ganz andere Gesetze walten als in der sichtbaren Welt der Endlichkeit und Kausalität.

Mit besonderer Liebe verweilt er bei der Bedeutung des Alltags. Im Leben des Alltags enthüllt sich das Wesen des Menschen wahrer als in den Stunden höchster Leidenschaft und auf jenen Höhen, auf denen die Dichter uns in der Regel ihre tragischen Helden zeigen. Die wahre Tragik liegt im Alltag. Hier können wir den Menschen in seiner höchsten Schönheit, in seinem wahren Heldentum erblicken und sichtbar machen und hier auch die wahre Tragödie erleben. Diese Tragödie besteht darin, daß der wahrhaft Weise die Thatsache des Daseins als Tragik empfindet, daß er, den die Sinne nicht mehr von der Erkenntnis des wahren Lebens abziehen, das unabänderliche Schicksal, die Ketten, an denen der Mensch liegt, sieht, ohne das Schicksal in seinem Laufe aufhalten zu können.

Hier liegt der zweite Angelpunkt, um den Maeterlincks Philosophie im „Trésor“ sich dreht: der Glaube an das Verhängnis. Jeder Mensch hat seinen „Stern“, wir leben ein vorausbestimmtes Schicksal, das wir nicht ändern können, und das wir vorher nur dunkel erkennen. Dieses Schicksal ist allemal das Unglück. „Es giebt kein Schicksal fröhlicher Art; es giebt keinen glücklichen Stern.“ Auf der späteren Entwickelungsstufe bekämpft er dann gerade diesen Gedanken und betont den Glückscharakter des Schicksals.

In dem Kapitel „Der Stern“ spricht er auch über das verschiedene Verhältnis, in dem der Mensch in der Geschichte zum Schick-

sal gestanden hat, und insbesondere von dem Verhältnis zwischen dem modernen Erblichkeits- und dem uralten Schicksalsbegriff. Er spricht von den Schatten, die das Schicksal vorauswirft, von den Warnungen, die wir erst nachher verstehen, von dem fruchtlosen Kampf gegen eine unsichtbare Macht. „Es giebt geheimnisvolle Mächte, die in uns selbst herrschen, und die mit den Abenteuern draußen im Einvernehmen zu stehen scheinen. Wir alle tragen Feinde in unserer Seele. Sie wissen, was sie thun, und was sie uns thun lassen; und wenn sie uns zum Ereignis führen, verständigen sie uns vorher mit halben Worten, nicht deutlich genug, um uns dazu zu bringen, auf halbem Wege einzuhalten, aber doch genug, um uns, wenn es bereits zu spät ist, bereuen zu lassen, daß wir nicht aufmerksamer auf ihre unbestimmten und spöttischen Ratschläge hörten. Wo wollen sie hinaus, diese Mächte, die unser Verderben wünschen, gleich als wären sie unabhängig und gingen nicht mit uns unter, obwohl sie doch nur in uns leben?"

Wir müssen uns in unsere Seele versenken, wenn wir diese Dinge verstehen, wenn wir den Schleier des Schicksals ein wenig lüften wollen. Freilich, das, was wir heute vom Wesen unseres Schicksals zu wissen glauben, den Anteil, den die „Macht der Toten" und die „Macht derer, die noch nicht leben", an ihm haben, das vergrößert nur noch das dunkle Geheimnis. Die Gegenwart ist „wie eine kleine Insel, die zwei unversöhnliche Oceane unaufhörlich benagen".

Es spricht aus dieser Auffassung eine neue Art von Pessimismus, denn er weiß uns noch kein Mittel zu sagen, wie wir das Schicksal erkennen und etwa beeinflussen könnten. Das Unglück oder, besser gesagt, das Leid bleibt unverrückt über uns schweben. Aber schon hier wird angedeutet, daß „unsere Seele, indem sie sich erhebt, auch das Schicksal reinigt". Wir werden später sehen, wie sich mit diesem Schicksalsglauben der Begriff der menschlichen Freiheit vereinigt ...

Es giebt also Kennzeichen in unserer Seele, aus denen wir das Dasein eines göttlichen Lebens, das Hereinragen einer unendlichen, unbedingten Welt in die Welt der Endlichkeit und Kausalität erkennen können: ich nannte die Thatsachen der Intuition, der Antipathie und Sympathie, dazu kommen noch die Idee der sittlichen Vervollkommnung, die Existenz der Güte und Liebe. In der Anerkennung dieser Thatsachen aber liegen schon die Keime einer neuen Weltanschauung. Mächte der Unbedingtheit, also der Freiheit, werden sichtbar, die aus der Welt der unentrinnbaren Notwendigkeit hinausgeleiten. Ein Glaube an eine Glücksmöglichkeit sogar scheint sich schüchtern hervorzuwagen. Ein Zweifel an der Allmacht des Schicksals regt sich in den letzten Kapiteln des „Trésor". So wird in dem Kapitel „Der Stern", in dem gerade so beharrlich von der Gebundenheit des Menschen an das Schicksal die Rede ist, doch schon einen Augenblick ganz klar die Frage aufgeworfen, wie der Mensch zum Schicksal steht: „Ist es uns eingeschrieben, oder wird es mit uns zu gleicher Zeit geboren? Thut es den ersten Schritt auf uns zu, oder wird es durch Stimmen herbeigerufen, die wir ganz in der Tiefe unseres Wesens nähren, und die mit ihm in geheimer Verbindung stehen?" Indem Maeterlinck in der Beantwortung dieser Frage dem Verhängnis nicht mehr außerhalb, sondern in uns eine Stätte zuweist, bereitet er schon seiner späteren Anschauung den Weg. Auch wird an jener Stelle bereits ein Unterschied zwischen dem aktiven Unglück, „dessen Vermeidung möglich gewesen wäre," und dem passiven gemacht, „das uns ganz einfach auf seinem Wege trifft, und auf das unsere Bewegungen keinen Einfluß haben können." Eine solche Unterscheidung ist vom Standpunkte des pessimistischen Fatalismus inkonsequent; dieser kann von einem „aktiven Unglück" nichts wissen. Auch was er von Warnungen sagt, die die feindlichen Mächte in uns schicken, und von den Seelen, von welchen gewisse Ereignisse angezogen und in ihrem Fluge abgelenkt werden, sind Gedanken, die in den strengen Determinismus nicht hineinpassen. Vor allem charakteristisch ist folgender Satz: „Wir empfinden, daß es Wesen giebt, die im Unbekannten schützen, und solche, die darin gefährden; daß es solche giebt, welche die Zukunft wecken, und andere, die sie einschläfern. Wir ahnen ferner, daß die Dinge zuerst schwach sind, wenn sie entstehen, daß sie dann aus uns ihre Kraft schöpfen, und daß es bei jedem Ereignis eine kurze Mi-

nute giebt, wo unser Instinkt uns ankündigt, daß wir noch Herr des Schicksals sind. Endlich wagen es einige, uns zu versichern, daß man lernen könne, glücklich zu sein, daß wir in dem Maße, wie wir besser werden, Menschen begegnen, die sich bessern, daß ein Wesen, das gut ist, unwiderstehlich Ereignisse anzieht, die gleichfalls, wie es selbst, gut sind, und daß in einer schönen Seele das traurigste Ereignis sich in Schönheit wandelt."

Hier liegen Keime zu Gedanken, die erst in „La Sagesse et la Destinée" aufblühen, und besonders die zuletzt entwickelten Gedanken von der Anziehungskraft des Guten bilden ein Lieblingsraisonnement jenes Werkes — nur daß später die Anziehungskraft sich zu einer aktiven Kraft gesteigert hat, die das Böse vernichten kann. „Der vorübergehende Weise," heißt es in „Weisheit und Schicksal", „unterbricht tausend Dramen."

Die Fähigkeit unserer Seele, die uns vor allem ein Kennzeichen ihrer göttlichen Natur ist und uns zum Glück führen kann, ist die Güte. Sie ist ein göttliches Besitztum in uns und liegt jenseits der Gerechtigkeit, wie die Intuition jenseits der Logik liegt. Aber seltsam: statt mit Stolz uns dieses göttlichen Besitztumes zu freuen, haben wir eine eigentümliche Scheu, es zu offenbaren. Wenn die Güte sich offenbaren will, weisen wir sie zurück. Enthüllt sie sich aber einmal, so weckt sie rings das Unsterbliche, und in solchen Augenblicken hat der Mensch das Glück.

In dem Drama „Aglavaine und Selysette" sehen wir allerorten das Walten dieser Güte. Es sind auch noch andere Gedanken in diesem merkwürdigen Drama, das fast ganz in die weißen Farben einer überirdischen Harmonie getaucht scheint. Man sieht auch hier das allmächtige Walten der Liebe als Schicksalsmacht, die in „Pelleas und Melisande" die Geschicke so allgewaltig lenkte; man sieht wieder den Schatten, den die letzten Ereignisse vorherwerfen, und man spürt den Hauch des Todes schon von fern; aber das Wesentliche ist, daß wir den Weg wandeln, auf dem die unsichtbare Güte sich entfaltet, und daß wir Zeugen des großen, schweigenden Glückes werden, zu dem sie den Menschen geleitet.

Es steckt ein Stück von Rosmersholm-Ideen in „Aglavaine und Selysette", aber wir treffen gewissermaßen die drei Personen, um die es sich bei Ibsen handelt, vor der Katastrophe am Mühlbach. Aglavaine, die in die Ehe von Meleander und Selysette eindringt, ist in derselben Lage wie Rebekka West, als sie in das Haus Johannes Rosmers tritt. Nur freilich ist sie nicht das Raubtier, das berechnend die Nebenbuhlerin vertreiben will, sondern sie will ihr und Meleander nur Glück bringen. Sie ist zur reinsten Schönheit geläutert und kennt die Leidenschaften nicht mehr; und so glaubt sie, daß sie zu dritt ein reines Leben des Glückes führen können. Aglavaine sagt von sich, daß sie besser lieben kann als Selysette, denn sie sei unglücklich gewesen. Das ist ein Gedanke, der auch in dem Kapitel von der „unsichtbaren Güte" im „Trésor" vorkommt: „Man muß gelitten haben, um besser zu werden." Dort nun heißt es weiter: „Aber vielleicht muß man leiden gemacht haben, um besser zu werden." Die Wahrheit dieses Zusatzes erfährt Aglavaine, die erst Selysette weinen machen muß, die Selysettes Tod erleben muß, um auf eine noch erhabenere Höhe der Güte zu gelangen. Und Selysette hinwiederum, die sich nach heftigen Kämpfen innerer Läuterung freiwillig vom alten Leuchtturm hinabstürzt und mit der Lüge aus dem Leben scheidet, daß ihr Tod das Werk des Zufalls sei, Selysette bezeugt durch diese freieste That der Selbstaufopferung und Selbstverleugnung leuchtend jene unsichtbare Güte, deren Handeln jenseits der Vernunft begründet ist, und die „eine verstohlene, aber äußerst durchdringende Erinnerung an die große Ureinheit", „eines der sichersten und nächstliegenden Anzeichen der unablässigen Thätigkeit unserer Seele" ist.

Immer deutlicher tauchen in den letzten Kapiteln des „Trésor" Gedanken auf, die auf die Anerkennung einer sittlichen Freiheit hinauslaufen, die also eine Selbständigkeit des Menschen gegenüber dem Schicksal voraussetzen. Die Furcht vor dem lastenden Banne der Notwendigkeit versinkt. Die Gewißheit eines hohen und erhabenen Glückes taucht auf, eines Glückes, das darin besteht, daß der Mensch seine Seele entdeckt und auf diesem Wege die Beziehungen zur Unendlichkeit wiederherstellt, das Thor zum Himmel öffnet. Für die meisten Menschen öffnet

es sich nur durch Zufall, und so entsteht das Antlitz ihrer wahren Persönlichkeit nur durch Zufall. Wir müssen uns aber bemühen, selbst dieses Antlitz zu bilden. Wir sollen das Unendliche im Alltag suchen. „Alles, was uns begegnet, ist göttlich, groß, und wir sind stets im Mittelpunkte einer großen Welt.“ „Im Leben unterscheiden auch die niedrigsten Wesen genau, was das Schöne und Edle ist, das man thun müßte, aber dieses Schöne und Edle hat nicht genug Kraft in ihnen. Diese unsichtbare und abstrakte Kraft müssen wir fortschreitend zu mehren suchen.“

Und es ist gar nicht einmal schwer, dieses Ziel zu erreichen, die Seele frei zu machen und ihre innere Schönheit zu erwecken. Es bedarf nur eines kleinen Entschlusses, und die Schönheit der Seele wird sichtbar: und nicht nur die eigene, sondern auch die der anderen, denn eine Seele weckt die andere: „alle anderen sind da, begierig rings umher, wie kleine Kinder vor einem Zauberschlosse. Sie drängen sich auf der Schwelle, sie flüstern und blicken durch die Ritzen, aber sie wagen nicht, die Thür aufzustoßen. Sie warten, bis ein Großer kommt, zu öffnen.“ Das heißt weniger schön und bilderreich ausgedrückt: wage nur, gut, edel, wahrhaftig zu sein, und du wirst die Welt verändern; keine wahrhaft gute und edle That bleibt ohne läuternde Wirkung. Mit solchen Ausblicken schließt „Le Trésor des Humbles“.

Gleich auf den ersten Seiten des Buches „Weisheit und Schicksal“ findet sich ein Satz, den man als Motto über dieses Werk setzen könnte, denn er enthält die Grundvoraussetzung, aus der alle Schlüsse, alle Lehren und Ratschläge dieses Führers zur Lebenswahrheit entkeimen. Dieser Satz lautet: „Die Menschheit ist dazu gemacht, glücklich zu sein.“ Und einige Seiten weiter versichert Maeterlinck, daß wir alle in unserem Herzen die Grundbedingungen des Glückes besitzen. Dieser Satz deutet eine Grundstimmung an, die zu der der meisten Kapitel im „Schatz der Armen“ zunächst ganz entgegengesetzt erscheint, die aber, wie wir sahen, in jenem Buche doch schon vernehmlich mitklingt. Wir brauchen uns nicht hoffnungslos vor der Macht des Schicksals zu beugen. Wir können Einfluß auf die dunkle Herrscherin gewinnen, vor deren ehernen Palastpforten sich die Schwestern des kleinen Tintagiles in ohnmächtigem Schmerze das Haar zerraufen mußten, und deren geheimnisvolles Walten die Menschen in Dramen wie „Der Eindringling“, „Daheim“, „Pelleas und Melisande“ wohl fühlen, aber nicht ändern konnten. Jetzt also verkündet der Dichter-Philosoph, daß wir mit nichten so ohnmächtig sind, und daß unser Leben uns auf Glück ein Anrecht, ja fast die Pflicht zum Glück giebt.

Worin besteht dieses Glück? Einzig in der Weisheit. Und der Weg zu dieser Weisheit? Sich immer mehr der Natur des Menschen und des Lebens bewußt werden. „Der glücklichste unter den Menschen ist der, welcher sein Glück am besten kennt; und der, welcher sein Glück am besten kennt, ist der, welcher am tiefsten die Gewißheit hat, daß das Glück vom Unglück geschieden ist nur durch einen Gedanken voll Hoheit, Unermüdlichkeit, Menschlichkeit und Mut.“ Diesen Gedanken in unserem Herzen zu entdecken und freizumachen, das ist der Weg zum Glück, den jeder beschreiten kann. Freilich muß ihn auch jeder auf seine eigene Weise beschreiten, das heißt also: nicht die Hingabe an irgend welche abstrakten Ideale, sondern die lebendige Erkenntnis der eigenen Seele und die Hingabe an das Ideal, das sie einem jeden darbietet, bringt das Glück. Und daher soll auch keiner versuchen, dem anderen seinen „Gedanken“ aufzureden, sondern wenn er davon spricht, so kann das nur den Zweck haben, in dem anderen den Wunsch nach einem ähnlichen Herzensbesitz zu erwecken. Diese Kraft hat mein „Gedanke“ über deine Seele: so verschiedenartig er auch von dem deinen sein mag, er vermag deine Seele zu veranlassen, sich in Bereitschaft zu setzen. Der „Gedanke“ selbst, der für dich das Glück bedeutet, kann dir nicht von mir kommen, du mußt ihn selbst finden, du wirst ihn aber nur finden, wenn du in deiner Seele schon vorher einen Platz freigemacht hast, einen Platz, wo die Selbstsucht, die Unklarheit, das Dunkel, die Unreinheit ausgereutet sind. Diese Thätigkeit ist das einzige Moralgebot, das es giebt: „Bereit sein ist alles“ — so könnte Maeterlinck mit Hamlet sagen. Der Tag der endgültigen Gewißheit und Wahrheit wird einmal kommen, inzwischen aber sollen wir in seiner

Erwartung leben und jeder sich bemühen, seine Seele und seinen Charakter zu erkennen, wenn wir auch im ärgsten Dunkel leben.

Das unerbittliche Schicksal wird also zunächst noch nicht seiner Allmacht beraubt. Aber den blinden Sklaven wird verkündet, daß sie sehend werden können und das scheinbar erbarmungslose Walten des Schicksals begreifen lernen, und zwar als die Führung des Menschen zu seinem Glücke. Unser moralischer Fortschritt — das ist die langsame und schrittweise Rechtfertigung der unbekannten Macht, die uns anfangs erbarmungslos schien. Das Geschehene hat nie unrecht: wir müssen es nur recht verstehen, wir müssen für das vorgebliche Unrecht der Natur einen höheren Grund erfinden. Wir müssen die geheime Wahrheit des Weltalls erkennen und danach immer wieder unsere Ideale korrigieren.

Ist das nun aber nicht doch nur wieder der Rat zu kraftlosem quietistischem Fatalismus?

Wenn die Wirklichkeit immer recht hat, wenn sie der Ausdruck der geheimen Macht ist, die uns und alles Geschehen lenkt, was soll uns dann anders übrigbleiben, als die Hände in den Schoß zu legen? Erfüllen schließlich nicht die am besten ihren Zweck, die blind auf ihr Ziel losstürmen?

Da haben wir das uralte Problem von Freiheit und Notwendigkeit. Sind wir freie Herren unseres Willens? Nein, denn wir sind ein Stück der Natur und als solches an die Gesetze der Kausalität gebunden. Aber sind wir denn nun wirklich blindthätige Maschinen? Nein, denn wir besitzen Bewußtsein. Wie kommen wir aus diesem Dilemma heraus? Wie will sich eine Sittlichkeitslehre rechtfertigen, die sich doch auf dem Grunde der Verantwortlichkeit aufbauen muß?

Maeterlinck nimmt die Elemente seiner Ethik aus beiden Thatsachen: wir sind gebunden, jeder an sein Schicksal (das wir auch Charakter nennen können), aber in der Gabe des Bewußtseins, der Erkenntnismöglichkeit dieses Schicksals haben wir zugleich den Leitstern für unser moralisches Verhalten. Wir müssen diese Gabe fleißig gebrauchen, und die Gewißheit, daß das thatsächliche Geschehen als Ausfluß einer großen geheimnisvollen Macht immer recht hat, wird uns, recht verstanden, nicht zur Unthätigkeit bestimmen, sondern zum fortgesetzten Arbeiten an dem Werke der Selbsterforschung. Wen diese Erkenntnis lähmt, der wäre auch ohne sie untüchtig. Den Weisen kann sie nur fördern. Und wenn es auch im praktischen Leben des Tages bisweilen erlaubt ist, mit den Forderungen des Tages zu paktieren, wenn es nicht immer geraten (opportun) erscheint, bis ans Ende von sich selbst zu gehen (d'aller jusqu'au bout de soi-même), wie das St. Just that, der um der Verwirklichung seiner weltbeglückenden Ideen willen Tausende aufs Schaffot schickte — im Gedankenleben und im moralischen Leben muß man immer bis ans Ende gehen. Recht verstanden wird diese Lehre, die zunächst entmutigend scheint, vielmehr ermutigen, denn die Gewißheit, sich dem wahren Zweck des Lebens, der „Idee des Weltalls" zu nähern, wird den Weisen ermutigen, wenn er sich auch immer wieder in seinen Gedanken, Wünschen, Hoffnungen, Idealen durch die Wirklichkeit des Lebens enttäuscht, d. h. rektifiziert sieht. Die Bewunderung dieser geheimnisvollen Macht, die wir Wirklichkeit nennen, ist die Quelle, aus der dem Weisen das Gefühl des Glückes und die Kraft zum Weiterstreben fließt.

Fragt man nun aber, woher kommt diese moralische Vorschrift? so antwortet Maeterlinck schlicht und kurz: „Das weiß ich selbst nicht." „Elle me paraît humaine et nécessaire, voilà tout: et je n'en saurais donner d'autres raisons que des raisons sentimentales." Das Gefühl also ist sein Führer im Moralischen. „Aber die Gründe des Gefühls sind bisweilen am wenigsten zu verachten." Die Stimme des Gefühls, sozusagen des angeborenen moralischen Instinktes, ist der einzige Ratgeber, dem der Mensch auf seinem Lebenswege folgen soll. Maeterlinck könnte an dieser Stelle ebensogut von Offenbarung reden. Ob wir nun Gefühl, Instinkt oder Offenbarung sagen, wir meinen immer dasselbe, wir machen das Eingeständnis der Ratlosigkeit unseres Verstandes und erkennen die Existenz einer Erscheinung an, die wir nicht mehr erklären können und doch als in uns vorhanden anerkennen müssen, ja noch mehr, nicht nur schlechthin als vorhanden, sondern auch als eine Macht weit stärker als die Kräfte unseres Verstandes.

Wie tritt nun der Weise, der sich seiner Pflicht bewußt geworden ist, den Anforderungen des täglichen Lebens gegenüber? Wir verlangen nach einer Antwort auf diese Frage, denn allein mit der Bewunderung der Unendlichkeit, zu der die Mystiker vor Maeterlinck ihre Jünger führten, ist es nicht gethan. Wir stehen im Leben des Alltags, und dieses stellt Ansprüche an uns. Hat nun der Weise irgend welche Möglichkeit eines Einflusses auf dieses Geschehen des Alltags kraft Erkenntnis von dem tieferen Zweck des Geschehens? Kann er es schneller als auf den krausen Wegen, die es oft einschlägt, diesem Zwecke zuführen? Diese Frage zu bejahen und den Weg im einzelnen zu zeigen, ist die eigentliche Aufgabe des Buches „Weisheit und Schicksal".

An die Spitze der Ausführungen dieses Gedankens stellt Maeterlinck ein Gleichnis. Von einem Hügel herab sieht er einen Bach unten im Thal in blindem Hin und Her seinem fernen Ziele, einem großen See, zueilen. Er stürmt gegen Hindernisse an, die ihn zu Umwegen zwingen, er wird gezwungen, bis zu seiner Quelle zurückzukehren, all sein Sieden und Zischen nutzt ihm nichts, und viele, viele Kraft vergeudet er, ohne ans Ziel zu gelangen. Dasselbe Ziel aber hat auch ein Kanal, dem bewußte Kraft des Menschen einen sicheren, geraden Weg gegraben hat, und der nun in ruhigem Flusse seinem Ziel zu zieht. Das ist „das Sinnbild der zwei großen Schicksale, die dem Menschen geboten sind".

Es giebt also — heißt das ohne Bild gesprochen — Menschen, die sich von den Ereignissen unterwerfen lassen, und solche, die mit einer inneren Kraft begabt sind, der sich die Menschen wie die Ereignisse unterwerfen, und die um diese Kraft wissen. Auf dieses Wissen, diese Erweiterung des Selbstbewußtseins legt Maeterlinck den Hauptnachdruck. Die umwandelnde Wirkung dieser Kraft auf die äußeren Ereignisse ist gering, weit bedeutungsvoller ist es, daß wir eine „allmächtige Einwirkung" auf das haben, „was aus diesen Ereignissen in uns selbst wird."

Es ist von eigentümlichem Reiz zu sehen, wie Maeterlinck dieses Problem vom Verhältnis des Menschen zum Schicksal immer wieder in Angriff nimmt. Immer näher rückt er der Burg, auf der dieser Feind des Menschengeschlechtes thront. Ein Bollwerk nach dem anderen fällt, und schließlich steht der Mensch Auge in Auge seinem Schicksal gegenüber, und aus den beiden Todfeinden werden Bundesbrüder.

Zunächst glaubte er die Macht des Weisen über das Schicksal noch einschränken zu müssen. „Die wirklich starken Menschen wissen sehr wohl, daß sie nicht alle Kräfte kennen, die sich ihren Plänen widersetzen, aber sie kämpfen gegen die, welche sie kennen, ebenso mutig, als ob es keine anderen gäbe, und triumphieren oft" (dieses „oft" ist wichtig!), heißt es einmal noch im Anfang von „Weisheit und Schicksal", und kurz vorher wird das Schicksal mutig dahin definiert, daß es sich bildet aus der Thatkraft, den Wünschen, Gedanken, Leiden und Leidenschaften unserer Brüder, die wir kennen sollten, da sie den unseren gleich sind. Verinnerlichung heißt die große Formel, die alle Schwierigkeiten löst.

Wir müssen uns bemühen, immer mehr in das Reich der Seele vorzudringen. Auf diesem Wege werden wir erkennen, daß das, was wir Verhängnis nennen, nur das fast immer bestehende Mißverhältnis zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der That, zwischen der Anfangsenergie und der erforderlichen Gesamtenergie ist. Wir erkennen weiter, daß das leitende Princip immer die Gerechtigkeit ist. Maeterlinck ist dicht daran, diese Idee der Gerechtigkeit rein naturalistisch als das Kausalitätsgesetz oder als das Gesetz von der Konstanz der Energie zu erklären, aber sein Hang zu mystischer Anschauung der Dinge zieht vor diese allzu nüchterne Erklärung schnell wallende Nebelschleier. Dieser Hang zur Mystik und zugleich ein Zurückgreifen auf Vorstellungen und Bilder, die wir aus „Le Trésor des Humbles" kennen, kehrt dann wieder, wenn er von der Weisheit spricht, zu der der Weg aus dem Lande der Unbewußtheit durch das Land der Vernunft hindurchführt: jenseits von diesem liegt das Land der Weisheit. Das Handeln der Weisheit wird oft von der Vernunft gemißbilligt, aber sie hat immer recht. Die Normen, nach denen sie handelt, sind Güte und Liebe. „Vernunft und Liebe," sagt er tiefsinnig, „kämpfen in einem hochstrebenden Wesen zunächst gewaltig, aber

die Weisheit entsteht aus dem Frieden, den Liebe und Vernunft zuletzt schließen."

Bis hierher war es gewissermaßen der Weise in der Reinkultur, den wir kennen lernten, unbehindert durch außenstehende Mächte, nur bestrebt, sich selbst und die Welt zu erkennen. Nun aber taucht die Frage auf, wie soll der Weise in der Aktivität des Lebens handeln? Wie soll er sich seinen Mitmenschen und den realen Mächten des Lebens gegenüber verhalten? Wie steht es mit seinem Verhältnis zum Leiden und zum Glück?

Das sind die wichtigsten Fragen, und in der Antwort ist der Fortschritt über das Werk „Le Trésor des Humbles" am klarsten erkennbar. Allem Quietismus zum Trotz, zu dem ihn seine Schicksalstheorie hinzuführen scheint, gelangt Maeterlinck schließlich zu einem klaren und unzweideutigen Aktivismus, und man erkennt zum Schluß, daß in der That auf dieses Ziel die Anfangslinien seiner Weltanschauung mit Notwendigkeit hinweisen.

Dem Unglück gegenüber beschränkt sich die Rolle des Weisen oft darauf, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Die einzige Rettung, die er bringen kann, ist, die Menschen moralisch zu retten. Dadurch aber allein macht er sie glücklich. Die Wirkung des allgemeinen Unglücks aber auf den Weisen wird dadurch paralysiert, daß der Weise schließlich überall auf den Grund der Dinge durch das Böse hindurch sieht und erkennt, daß es eben in Wahrheit kein Böses giebt. Maeterlinck hat hier dieselbe Anschauung wie Christus: daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. „Weise ist, wem ein Betrug oder Verrat, der ihn heimsucht, nur dazu dient, seine Weisheit noch mehr zu läutern. Weise ist, wem selbst das Böse den Scheiterhaufen der Liebe nähren muß. Weise ist, wer sich gewöhnt hat, in seinem Leiden nur noch das Licht zu sehen, das es in ihm verbreitet, und wer nie den Schatten ansieht, den es auf die wirft, welche es entstehen ließen." Wohlverstanden aber: es giebt Weise, die um ihre Weisheit wissen, und solche, die nur einem dunklen, unverstandenen Triebe folgend weise sind.

Weise sein ist gut sein, und weise sein ist glücklich sein. Weise sein heißt aber keineswegs gänzlich vom Schmerz und vom Unglück verschont bleiben: nur die Entmutigung ist es, die von der Weisheit vertrieben wird, denn der Weise blickt über die Schulter des Unglücks und sieht, was der eigentliche Sinn des Unglücks ist. Den Grad und Charakter des Unglücks aber bestimmt der Mensch selbst nach seiner inneren Art: „alles wirkliche Elend ist innerlich und von uns selbst verursacht." Dasselbe Ereignis wird den Weisen und den Unweisen ganz verschieden treffen. Doch wenn er auch einen Keim der Weisheit als allgemein menschlich ansieht und in dem Erbärmlichsten noch einen Funken moralischer Schönheit entdeckt, so zweifelt er doch keinen Augenblick, daß erst eine ganz besondere individuelle Eignung, eine lange Selbsterziehung dazu gehört, um der vollen Weisheit teilhaft zu werden. Aber der Weise steht dann auch über dem Schicksal: „Es hat keine anderen Waffen als die, welche wir ihm reichen. Es ist nicht gerecht; noch ungerecht; es giebt nie Urteilssprüche ab."

Ist also eine derartige selbständige Stellung des Menschen gegenüber dem Schicksal möglich, so ist es klar, daß wir uns nicht mit der Resignation begnügen dürfen, sondern die Pflicht haben, von dieser Kraft in unserem Leben Gebrauch zu machen, nicht nur dem Tode, nicht nur dem Unglück, sondern auch dem Glück gegenüber: denn das Schicksal ist nicht nur Unglück und Tod, sondern — woran wir so selten denken — auch Glück und Leben.

Über die Pflicht des Weisen im Leben zu sprechen, dazu gelangen wir nunmehr, und es ist, als ob plötzlich ein ganz anderer Geist in den Philosophen gefahren wäre, als richte er mit dieser Erkenntnis auch sich selbst auf, als rüste er sich, aus seiner kontemplativen in eine aktive Haltung überzugehen. Er wendet sich energisch gegen die, welche sich mit dem Glücke zufrieden geben, das man im Fehlen des Glückes findet. Wir haben die Pflicht, glücklich zu sein. Wir sind geschaffen, um uns zu rühren. Der kleinste Gedanke, der dazu führt, in der Wirklichkeit Fuß zu fassen, ist besser als der schönste Gedanke schwermütiger Reflexion.

Dieser Wertschätzung der That entspricht die Wertschätzung der moralischen Klarheit. In mißverstandener Aufopferung werden oft die schönsten moralischen Kräfte der Mensch-

heit tiefer als durch große Lasten und selbst durch Verbrechen erschöpft. Entsagung und Aufopferung sind oft nur Unwissenheit, Ohnmacht, verhüllte Faulheit, Ermüdung. Sie sind nur am Platze vor den allgemeinen und unvermeidlichen Thatsachen des Lebens. „Es ist im allgemeinen viel leichter, moralisch und selbst physisch für die anderen zu sterben, als für sie leben zu lernen.“ Von diesem Punkte aus begreift sich auch der Satz: „Ehe man für die anderen da ist, hat man für sich selber da zu sein. Man hat uns das Leben gegeben, wir wissen nicht warum, aber das scheint klar: nicht um es zu schwächen oder zu verlieren.“

Die einzige Moral, die wir befolgen können, ist „das Bewußtsein des Unendlichen in uns zu erhöhen.“ In diesem Bewußtsein veredeln wir uns, und das Bewußtsein, daß wir edler werden können und geworden sind, giebt uns die Gewißheit, daß diese Veredlung in den Grenzen des Menschlichen liegt. Diese Achtung vor dem Menschen ist die wahre Humanität.

In dieser Moral liegt die Notwendigkeit, das Gute um seiner selbst willen zu thun. Belohnung und Strafe giebt es nicht, der Zufall hat nicht das geringste Gerechtigkeitsgefühl. Aber das Gute trägt seinen „Lohn“ bereits in sich: ein Akt der Tugend ist allemal ein Akt des Glücks. Je mehr wir unsere Stellung im Weltall erkennen, je mehr fühlen wir uns von einer immer ungeheuerlicheren Macht beherrscht, aber wir verlangen zugleich die immer innigere Gewißheit, an dieser Macht teilzuhaben, und selbst wenn sie schlägt, können wir sie bewundern.

Die Quintessenz von Maeterlincks ethischem Ideal liegt in dem Satze, daß alles, was besteht, den Weisen tröstet und bestärkt, denn die Weisheit besteht darin, alles, was besteht, zu erforschen und zuzulassen. So kommt er wieder auf die Wertschätzung des Alltäglichen, er warnt vor einem Warten auf das Außerordentliche, vor haltlosen Spekulationen und davor, daß man den Boden des Menschlich-Wirklichen unter den Füßen verliere. Jeder soll von sich ausgehen und seine Persönlichkeit bewußt zu erhöhen und zu erweitern streben, wozu jede Erfahrung, jedes Erlebnis dienen kann. „Wenn eine Enttäuschung dich im Augenblick niederschmettert, so sage nicht schluchzend: ‚Ach, das Leben ist nicht so schön wie mein Traum!‘ Sage dir: ‚Meinem Traume fehlte etwas, denn er hat die Billigung der Wirklichkeit nicht gefunden.‘“

Wir haben keinen Grund zum Pessimismus, denn in uns allen liegt die Möglichkeit des Glücks. Wir können mit der Waffe der Weisheit und der Liebe alles Unglück überwinden, und wir können auch selbst dazu beitragen, unser Glück zu erreichen. Die Wirklichkeit erkennen, sich selbst, d. h. seine Seele, erkennen und zu der großen Liebe gelangen — das ist der Weg zum Glück. Das höchste Glück ist, eine Seele zu finden, in der unsere Liebe vollkommen aufgeht. „Doch, was auch immer dein Herzensschicksal sein mag, verliere den Mut nicht!“ Wenn nicht das höchste — ein Glück giebt es für jeden. —

Überschaut man die gesamte Entwickelung der Maeterlinckschen Weltanschauung, die ja vor der Hand noch kein fertiges Gebäude darstellt, so kann man nicht verkennen, daß sie durchaus selbständigen Charakter trägt und eine an fruchtbaren Gedanken reiche und der Gegenwart glücklich angepaßte Weiterbildung der uralten mystischen Elemente darstellt. Maeterlinck ist eine zu gesunde Natur, um in der ekstatischen Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Unendlichen, der unio mystica, zu verharren, von der noch sein erstes Weltanschauungsbuch diktiert ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß er jetzt, nachdem er auf einem festen Standpunkt angekommen ist, sich den Problemen der Wirklichkeit, in erster Linie wohl den socialen, zuwenden wird. Und es ist ferner nicht zu bezweifeln, daß er zu fruchtbaren und wertvollen Ergebnissen kommen wird. Es ist eine bemerkenswerte Entwickelung, die den schlaffen und resignierten Fatalisten der ersten Dramen und des Buches „Le Trésor des Humbles“ zu dem begeisterten Verkünder einer irdischen Glückseligkeitslehre gemacht hat, der er in dem Buche „La Sagesse et la Destinée“ geworden ist, und in der Gegenwart sind Töne, wie sie Maeterlinck gefunden hat, Töne einer tiefen, inneren Ruhe und Zufriedenheit und einer starken Weltbejahung selten genug.



Ein am Ende
von Wilhelm Jensen

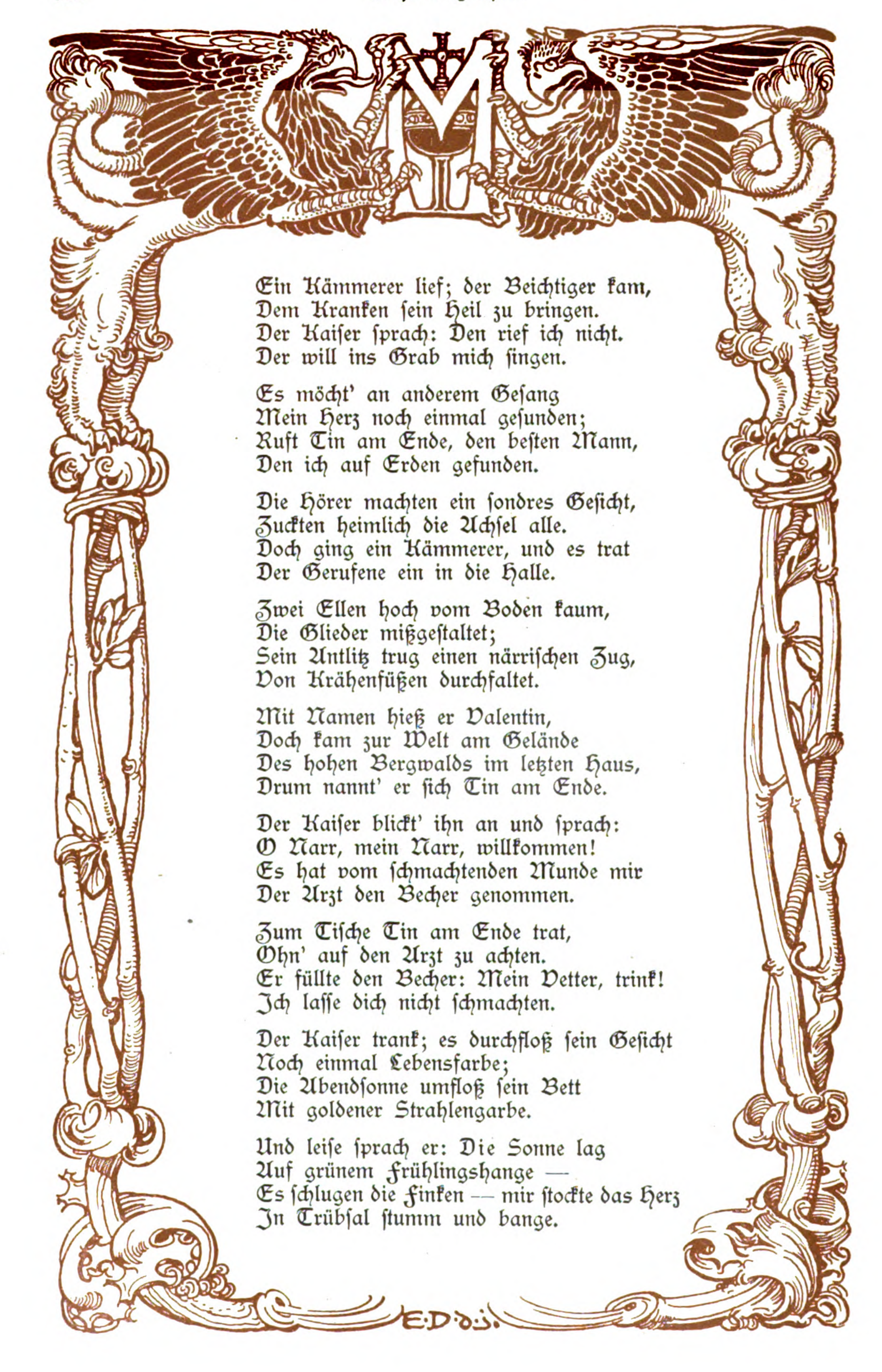
Maximilianus, der Kaiser, lag
Mit brennend durstender Lippe,
Zu Häupten wartend sah er gestreckt
Einen Knochenarm mit der Hippe.

Er drehte schwer den Kopf dahin,
Wo seine Kämmerer standen:
Ruft mir herbei den besten Mann
In allen meinen Landen!

Ein Kämmerer ging; ein Jüngling kam,
Dem neigten sich tief die Barone.
Der Kaiser sprach: Den rief ich nicht.
Der harrt auf meine Krone.

Ruft mir den besten Mann im Land!
Ein Kämmerer ging zur Stelle.
Mit Würde trat des Reichs Marschalk,
Der Kanzler, über die Schwelle.

Der Kaiser sprach: Den rief ich nicht.
Der bringt mir Mühen und Sorgen.
Schickt ihn zurück. Ich will den Mann,
Bei dem ich in Ruhe geborgen.



Ein Kämmerer lief; der Beichtiger kam,
Dem Kranken sein Heil zu bringen.
Der Kaiser sprach: Den rief ich nicht.
Der will ins Grab mich singen.

Es möcht' an anderem Gesang
Mein Herz noch einmal gesunden;
Ruft Tin am Ende, den besten Mann,
Den ich auf Erden gefunden.

Die Hörer machten ein sondres Gesicht,
Zuckten heimlich die Achsel alle.
Doch ging ein Kämmerer, und es trat
Der Gerufene ein in die Halle.

Zwei Ellen hoch vom Boden kaum,
Die Glieder mißgestaltet;
Sein Antlitz trug einen närrischen Zug,
Von Krähenfüßen durchfaltet.

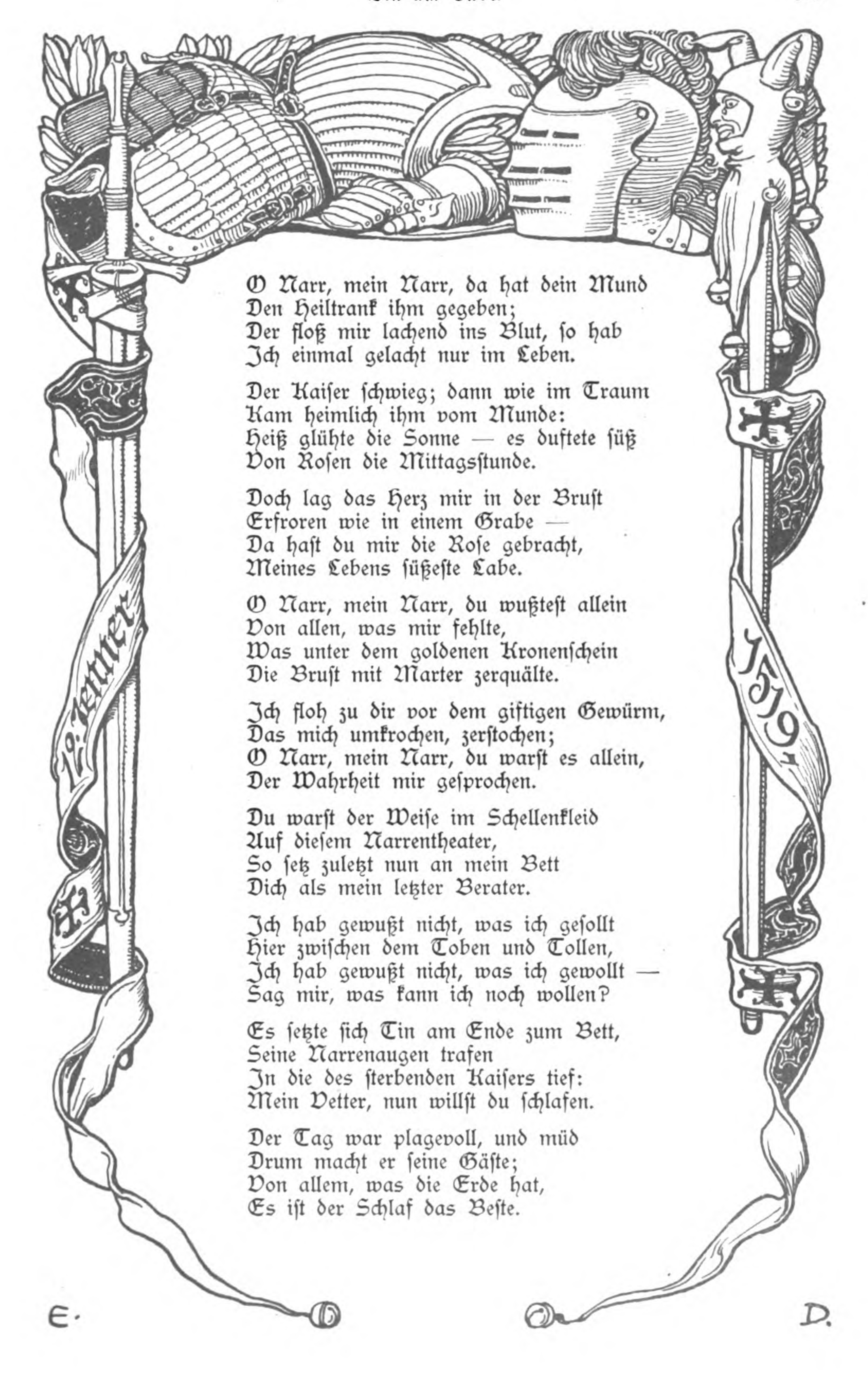
Mit Namen hieß er Valentin,
Doch kam zur Welt am Gelände
Des hohen Bergwalds im letzten Haus,
Drum nannt' er sich Tin am Ende.

Der Kaiser blickt' ihn an und sprach:
O Narr, mein Narr, willkommen!
Es hat vom schmachtenden Munde mir
Der Arzt den Becher genommen.

Zum Tische Tin am Ende trat,
Ohn' auf den Arzt zu achten.
Er füllte den Becher: Mein Vetter, trink!
Ich lasse dich nicht schmachten.

Der Kaiser trank; es durchfloß sein Gesicht
Noch einmal Lebensfarbe;
Die Abendsonne umfloß sein Bett
Mit goldener Strahlengarbe.

Und leise sprach er: Die Sonne lag
Auf grünem Frühlingshange —
Es schlugen die Finken — mir stockte das Herz
In Trübsal stumm und bange.



O Narr, mein Narr, da hat dein Mund
Den Heiltrank ihm gegeben;
Der floß mir lachend ins Blut, so hab
Ich einmal gelacht nur im Leben.

Der Kaiser schwieg; dann wie im Traum
Kam heimlich ihm vom Munde:
Heiß glühte die Sonne — es duftete süß
Von Rosen die Mittagsstunde.

Doch lag das Herz mir in der Brust
Erfroren wie in einem Grabe —
Da hast du mir die Rose gebracht,
Meines Lebens süßeste Labe.

O Narr, mein Narr, du wußtest allein
Von allen, was mir fehlte,
Was unter dem goldenen Kronenschein
Die Brust mit Marter zerquälte.
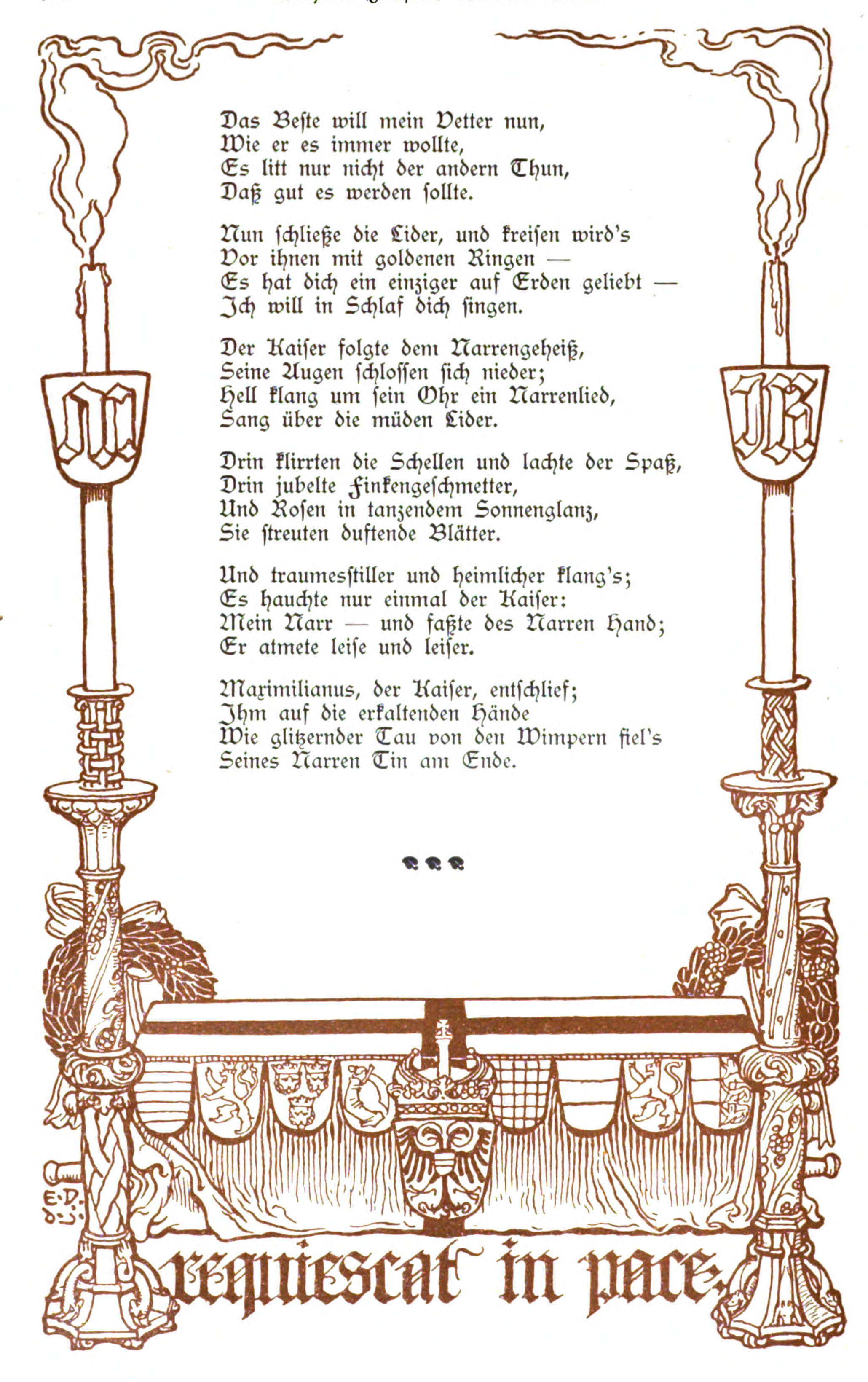
Ich floh zu dir vor dem giftigen Gewürm,
Das mich umkrochen, zerstochen;
O Narr, mein Narr, du warst es allein,
Der Wahrheit mir gesprochen.

Du warst der Weise im Schellenkleid
Auf diesem Narrentheater,
So setz zuletzt nun an mein Bett
Dich als mein letzter Berater.

Ich hab gewußt nicht, was ich gesollt
Hier zwischen dem Toben und Tollen,
Ich hab gewußt nicht, was ich gewollt —
Sag mir, was kann ich noch wollen?

Es setzte sich Tin am Ende zum Bett,
Seine Narrenaugen trafen
In die des sterbenden Kaisers tief:
Mein Vetter, nun willst du schlafen.

Der Tag war plagevoll, und müd
Drum macht er seine Gäste;
Von allem, was die Erde hat,
Es ist der Schlaf das Beste.



Das Beste will mein Vetter nun,
Wie er es immer wollte,
Es litt nur nicht der andern Thun,
Daß gut es werden sollte.

Nun schließe die Lider, und kreisen wird's
Vor ihnen mit goldenen Ringen —
Es hat dich ein einziger auf Erden geliebt —
Ich will in Schlaf dich singen.

Der Kaiser folgte dem Narrengeheiß,
Seine Augen schlossen sich nieder;
Hell klang um sein Ohr ein Narrenlied,
Sang über die müden Lider.

Drin klirrten die Schellen und lachte der Spaß,
Drin jubelte Finkengeschmetter,
Und Rosen in tanzendem Sonnenglanz,
Sie streuten duftende Blätter.

Und traumesstiller und heimlicher klang's;
Es hauchte nur einmal der Kaiser:
Mein Narr — und faßte des Narren Hand;
Er atmete leise und leiser.

Maximilianus, der Kaiser, entschlief;
Ihm auf die erkaltenden Hände
Wie glitzernder Tau von den Wimpern fiel's
Seines Narren Tin am Ende.



An der Welt Ende

Novelle

von

H. von Haften

(Nachdruck ist untersagt.)

Eine kleine Halsentzündung, nichts Gefährliches, gnädige Frau, in ein paar Tagen ist alles wieder gut. Nur — diese jeden Augenblick sich wiederholenden Erkältungen lassen es doch ratsam erscheinen, etwas Ernstliches dagegen zu thun.“ Der junge Hausarzt streichelte freundlich das fieberheiße Händchen des kleinen fünfjährigen Burschen, indem er sich der jungen Frau zuwandte, die mit besorgter Miene am Bett ihres kranken Söhnchens saß.

„Herr Doktor, Sie wissen, ich thue alles, was Sie wollen! Ich finde auch, daß es so nicht weiter gehen kann; Bubi erkältet sich ja jetzt bei jeder Gelegenheit, also bitte, bestimmen Sie, was geschehen soll,“ antwortete Regina von Werben, indem sie den Doktor gespannt ansah.

Ein halb mitleidiges, halb befangenes Lächeln glitt flüchtig über die ernsten Züge des Arztes, wußte er doch, daß es jetzt galt, der verehrten Frau eine Enttäuschung zu bereiten. „Gnädigste, geben Sie Ihre alljährliche Sommerreise ins Berchtesgadener Land auf, lassen Sie für diesmal die geliebten Berge schießen, und gehen Sie mit Heinerle an die See. Und zwar an die Nordsee, der Junge muß abgehärtet werden.“

Erschrocken sah Regina auf. „An die Nordsee!“ rief sie entsetzt, „wo's keinen Baum und keine Blume, nur Sand und Strandhafer giebt! Wohin soll ich denn da gehen, wohl in irgend so ein Modebad, wo man den ganzen Tag seine Toiletten auf der Straße spazieren führt und das öde Treiben der eleganten Welt, von der ich schon übergenug hier in Berlin genieße, weiter fortsetzt?!“

Der Doktor lachte gutmütig. „Nein, beruhigen Sie sich, gnädige Frau, so schlimm soll's nicht werden!“ Und nach einem Augenblick des Nachdenkens sagte er in bestimmtem Ton: „Gehen Sie nach Amrum, das wird Ihnen beiden gefallen. Bubi findet da alles, was er braucht: herrliche Luft, einen flachen, festen, endlosen Strand, kräftige und doch nicht zu starke Seebäder und Spielkameraden die Menge, denn Amrum ist ein wahres Kinderparadies. Und Sie, meine Gnädigste, gerade Sie, werden meine Nordsee lieben müssen; passen Sie auf, wie sie Sie lehren wird, sie zu lieben! Wer der Natur nachgeht, wie Sie es thun, und von Amrums Dünenwildnis auf die See gesehen hat, der kehrt heim mit einer sehnsüchtigen Liebe zu ihr im Herzen.“ Der sonst so nüchtern scheinende Mann hatte mit tiefer Bewegung gesprochen.

„Doktor, verzeihen Sie,“ rief Regina und legte ihre Hand auf seinen Arm, „ich vergaß, Ihre Heimat!“

Der Arzt nahm die kleine weiße, juwelenglitzernde Hand und führte sie an seine Lippen. „Ja, meine Heimat,“ sprach er ernst, „und sollten Sie auf der Hin- oder Rückreise den Weg über Husum wählen, dann grüßen Sie meine alte, liebe Vaterstadt von mir, und aus Amrum bringen Sie mir einen Strauß Enzian mit, denn den können Sie dort so gut suchen wie im bayerischen Hochland.“

Lächelnd versprach Regina alles, und acht Tage später hatte sie mit ihrem Söhnchen und dessen Wärterin Berlin verlassen und wanderte durch Husums stille Straßen. Wie eine lebendig gewordene Erzählung Storms erschienen ihr Stadt und Landschaft. Weite Wiesen, einzelne Gehöfte, von hohen Bäumen umstanden, Wassergräben, Windmühlen, weidende Viehherden rings umher und Sonnenschein über allem. In Husum schienen die hohen Giebel der Häuser am Markt verwundert die fremde, schlanke Frau anzuschauen, so still, so totenstill war alles, kaum ein neugieriges Kind auf den Straßen. Dann kam sie an einen großen Park, uralte Bäume, tiefe Schatten und in ihm halb versteckt ein kleines Märchenschloß. Clematisüberwuchert, epheuumsponnen lag es da, ein Stein gewordener Gedanke aus vergangener Zeit. Sinnend stand Regina lange davor, in den Anblick versunken, mit scheuen Fingern pflückte sie eine Clematisblüte, um sie dem Arzt als Gruß aus seiner Heimat zu senden, und nachdem sie noch einen ganzen Arm voll leuchtend roter Rosen gekauft und an Storms Denkmal niedergelegt hatte, eilte sie zum Bahnhof zurück, um Heinerle zu holen; denn in einer halben Stunde fuhr ihr Dampfer.

Bubi begrüßte sein Muttchen mit Jubel. Die Zeit war ihm nicht lang geworden, er hatte seine Milch getrunken und es fertig gebracht, drei große Biskuitherzen dazu zu verspeisen, auch Freundschaft geschlossen mit einem Dachsel, den er gar zu gern mitgenommen hätte. Doch die Aussicht, aufs Schiff zu kommen, tröstete ihn bald, und ihren Buben an der Hand schritt Regina nun zum Hafen und dem dort liegenden kleinen Dampfer „Nordfriesland". Es begann eine reizvolle Fahrt, zum alten Hafen hinaus aufs Wattenmeer. Rechts und links tauchten bald fern, bald nah die Halligen auf. Oft nur eine winzig kleine Insel mit einem einzigen Häuschen, manchmal einsame Sandbänke, auf denen sich Seehunde sonnten, um beim Nahen des Dampfers im Meer zu verschwinden.

Mit regem Interesse beobachtete Regina alles, mit Wonne atmete sie die herrliche Luft und freute sich ihres Buben, der, begleitet von seiner treuen Kati, immer wieder mit neuen Entdeckungen zu Muttchen gelaufen kam, um ihr zu erzählen, was er gesehen. Aber nach und nach ward er müde, Regina bettete ihn sorglich in der kleinen Kajüte, und unter ihren liebevollen Mutterhänden schlief er befriedigt ein.

Heinerle war ein reizender Bursche. Schlank und doch kräftig, blondlockig und blauäugig; voll heiterer Einfälle, immer fröhlich, sah er jedermann mit vertrauensvollem Kinderlächeln gerade in die Augen. Aber wie liebte Regina auch dieses Kind, ihr Ebenbild, ihren Sonnenschein, ihre ganze Lebensfreude!

Da sie nun wieder oben auf Deck stand, erschien ihr das eigene Leben gleich der See, grau, eintönig und unruhvoll wie diese, allen Zauber von der Sonne empfangend und nur in ihrem Glanze schön. Mein Kind, meine Sonne, dachte sie fast laut und wandte den Blick der Sonne zu, die eben rotglühend in die See versank. Ein kühler Wind strich übers Meer, und bleiern, endlos dehnte sich die Wasserwüste.

Fröstelnd stand Regina und sah die feinen Nebelschleier steigen, wachsen und alles verhüllen. Da glomm am Horizont ein Licht auf und kam näher und näher. „Dat es der Amrumer Leuchtturm, nu sin mer bald da," sagte der Kapitän freundlich. Regina schrak aus ihren Träumen auf und fand sich in die Wirklichkeit zurück. Lachend glättete sie ihr Haar und weckte ihren Buben, froh, endlich anzukommen.

An der Seebrücke legte der Dampfer an, und wenige Schritte brachten sie ans stattliche Kurhaus von Wittdün, in dem Regina auf den Rat des Arztes Zimmer bestellt hatte.

Schöne, sonnige Tage folgten. Zwar gab's zuerst eine kleine Enttäuschung für Regina zu überwinden, denn so dürr, sandig und schattenarm hatte sie sich's nicht gedacht. Doch wenn sie ihren Blick über die ewig wechselnde See schweifen ließ, auf die sie von ihrem Balkon aus weit, endlos weit nach drei Seiten schauen konnte, oder im Strandstuhl saß — Heinerle zu ihren Füßen unermüdlich im Sande spielte, dann vergab sie dem Doktor, daß er sie hierher geschickt hatte. Am zweiten Tage schon wanderte sie nach Nebel, dem reizenden Fischerdorf am

Wattenmeer, und auf dieser Wanderung an den wild zerrissenen Dünen vorüber dankte sie ihm sogar ihre Verbannung. Der Zauber einer herben Schönheit umspann sie und nahm sie täglich mehr und mehr gefangen.

Auch einige sympathische Leute lernte sie bald kennen. Die Tafelrunde am Kurhaus war zwar noch klein, denn für ein Nordseebad war's noch früh im Jahr; doch nachdem Heinerle beim Mittagsessen Reginas Weinglas fast ihrem Gegenüber, einer liebenswürdig aussehenden, älteren Dame, in den Schoß gegossen hatte, war das Eis gebrochen, und Regina lernte in Oberstleutnant von Stresow mit Frau und Tochter äußerst angenehme Menschen kennen. Heinerle sorgte auch sonst für Bekanntschaft. Eine hübsche junge Frau, die mit ihrem Gatten neben Regina saß und Heinerle besonders gefiel, wohl ihres mit Veilchen gemusterten Kleides halber, redete er eines Tages mit Tante Veilchen an; alles lachte, die junge Frau errötete, und der Gatte stellte sich vor. So fand sich allmählich ein größerer Kreis zusammen, man saß bei Tisch beieinander, traf sich auch wohl am Strand, ging abends gemeinsam kneipen, kurz, Regina fand so viel Verkehr, um nie ihr Alleinsein drückend zu empfinden.

Den größten Teil des Tages lebte sie jedoch für sich, wie ihr dies eine liebe Gewohnheit war. Sie wanderte weit ins Land, durchstreifte die Dünen und schaute aufs Meer. Und wenn sie so da saß, versteckt, allein, wie abgeschnitten von der Welt, kam eine Ruhe, ein Frieden, eine Wunschlosigkeit über sie, die dem Glück nahe verwandt war. Oft segelte sie auch hinaus aufs Meer, stundenlang, immer allein. Gern sprach sie mit den Fischern und ließ sich von ihnen erzählen. Sie kannte sie alle, und jeder in seiner Art wurde ihr lieb und vertraut. Da war Schau mit der Windsbraut, ein großer Seehundsjäger mit Sehnen von Stahl, klein und behende; sein durchfurchtes, wetterzerrissenes, schlaues Gesicht leuchtete auf, wenn seine „Gräfin“ kam, um auf der Seebrücke mit ihm zu schwatzen. Zuerst nötigte er sie wohl, sein Schiff zu besehen, und erzählte wundersame Geschichten von Flucht vom Gymnasium, weiten Fahrten, schönen Frauen. Dann holte er sein Album und wies Gedichte und Bilder von guten und schlechten Seehundsjägern, denen seine Kunst zur Beute verholfen hatte. Da war ferner Tönnes, das Urbild des Friesen, groß und stark, mit rotblondem Bart und leuchtenden blauen Augen, schweigsam und fest. „Lever dut als Sklav.“ Der Friesenspruch stand sichtbar auf seiner Stirn. Und dann der alte Paulsen, breit und gemütlich, bei dem alles Else hieß: Frau, Tochter, Haus und Schiff, und Jannen Vater und Sohn, die tollkühnen Segler, und andere mehr. Eines aber hatten sie alle gemeinsam, die nie verlöschende Pfeife im Mundwinkel.

Manchmal, wenn Bubi gar zu sehr bettelte, nahm Regina ihn mit auf die Seebrücke, denn nirgend spielte er so gern wie dort. Da sah er die Seesterne an den Pfosten sitzen, die Quallen in allen Farben schillern und die großen Taschenkrebse kriechen. Da wurde „Fischen“ gespielt mit einer langen Angel, die im Strandbazar von Frau Schamvogel gekauft war. Frau Schamvogel war seine besondere Freundin, denn bei ihr gab's alles, was das Herz begehrt: Spielzeug und Muscheln, Schokolade und Knöpfe, Postkarten und Schuhe, Badehosen und eine Leihbibliothek und freundliche Worte, die gab sie „auf zu“.

Eine fast täglich wiederkehrende Freude, der Glanzpunkt des Tages, war für Mutter und Sohn das Baden. Wenn Bubi seine drei Wellen bekommen hatte, nahm Kati ihn in Empfang, und Regina schwamm hinaus, bis das Horn der Badefrau sie zurückrief. Wonnig war's mit den Wogen zu kämpfen, sich heben und tragen zu lassen von den Meereswellen. Das stählte die Muskeln und erfrischte das Herz wie eine gefährliche Alpenwanderung. Da fühlte Regina alle Thatkraft und Energie erwachen, das Wonnegefühl der Gesundheit, Kraft und Jugend schwellte ihr Herz. So vergingen Wochen, sorglose, glückliche, heitere Wochen. Ein zartes Rot schimmerte auf Reginas Wangen, und braun gebrannt, wie ein kleiner Mulatte, schaute Heinerle aus.

Ein warmer Abend dämmerte herauf.

Regina hatte Enzian gesucht und einen großen Strauß gefunden, leise singend schlenderte sie heim. Da, wie sie die Kurhaustreppe hinaufstieg und Heinerle fröhlich

neben ihr hersprang, kam ihr ein Herr entgegen, der an der Hand einen blassen, kränklich aussehenden Knaben führte.

„Die schönen Blumen, sieh die schönen Blumen," rief der Kleine und blieb stehen, „ich will auch solche Blumen haben!"

Im Weiterschreiten reichte Regina dem Kinde einige Blüten.

Beim Abendessen sah sie den Neuangekommenen wieder, ja, sie beobachtete ihn verstohlen, denn seine Erscheinung fesselte sie. Groß, schlank, blond mit kurz geschorenem Haar, spitzem Faustbart und dem Falkenblick der blauen Augen, sah er klug und vornehm aus. Ziemlich ungeniert musterte er die übrigen Gäste, da traf sein Blick Regina, und ehrfurchtsvoll grüßte er zu ihr hinüber.

„Ach, Sie kennen Herrn Jovers?" fragte neugierig Reginas Tischnachbarin, eine ältere Dame, „bitte stellen Sie ihn mir doch nachher vor, ich möchte den berühmten Mann so gern kennen lernen."

„Ich kenne ihn gar nicht," antwortete Regina, „ist es etwa Jochen Jovers, der Dichter?"

„Ja gewiß, vor einer Stunde ist er mit dem ‚Seeadler' angekommen" — und nun erfuhr Regina alles, was ihre Nachbarin bereits in Erfahrung gebracht hatte. Daß er Witwer sei und einen etwa siebenjährigen Sohn habe, mit dem er zu mehrwöchigem Aufenthalt nach Amrum gekommen sei. Er wohne im Kurhaus, habe drei Zimmer im ersten Stock, und Badedirektor von Wildungen kenne ihn näher.

Gleich nach dem Essen wanderte Regina mit ihren Bekannten zur Seebrücke; schwatzend und lachend stand man beisammen, als Herr von Wildungen, mit Jovers auf Regina zutretend, ihr den Herrn vorstellte. Mit höflichen Worten dankte er ihr für die Blumen, die sie seinem Knaben geschenkt, und deutete lächelnd auf sein Knopfloch, in dem eine Enzianblüte steckte.

„Ich habe sie oft auf Bergtouren selbst gepflückt, gnädige Frau, mich aber niemals mehr darüber gefreut als über dieses Zeichen eines gütigen Herzens."

Und Regina ließ sich erzählen, welche Gipfel er erstiegen, sie tauschten beide mit lebhaftem Interesse ihre Erfahrungen als unerschrockene Bergsteiger aus, bis andere hinzutraten und das Gespräch allgemein wurde.

Jemand schlug vor, in die Nordseehallen zu gehen, und bis Mitternacht saß man harmlos plaudernd zusammen. Lachen, Scherze, Neckworte flogen hin und her. Aber immer wieder fühlte Regina, wie Jovers' Blicke sie suchten, festhielten und wie liebkosend berührten. Als man dann aufbrach, sah sie, wie er zum Badedirektor trat und die beiden eifrig miteinander sprachen. Jetzt erkundigt er sich nach mir und meinen Verhältnissen, dachte sie mit einem Gefühl aufsteigender Bitterkeit.

Regina hatte richtig vermutet. Nachdem Jovers von gleichgültigen Dingen zu sprechen angefangen hatte, fragte er den alles wissenden Freund, wer die schöne Frau von Werben sei, und was in aller Welt sie denn in diesem stillen Erdenwinkel wolle.

Wildungen ging langsam mit Jovers den anderen nach, indem er erzählte. „Sie ist eine geborene Gräfin Reckeberg, der Vater hatte eine Besitzung in Schlesien, jetzt lebt sie mit ihrem Jungen in Berlin. Sehr wohlhabend, seit drei Jahren Witwe, war mit dem bekannten Rennfritzen von den sechzehnten Kürassieren verheiratet; er stürzte, nahm Abschied, starb zwei Jahre darauf. War'n alter verlebter Knabe und soll die arme Frau schlecht behandelt haben. Na, jetzt genießt sie ihr Leben auf ihre Art, die nach meiner Meinung 'ne sehr ruhige Art ist. In das Kind ist sie vernarrt, schrecklich zärtliche Mutter, seinetwegen ist sie hier. Hahnstetten, der ihre Schwester kennt, die auch in Berlin lebt, hat mir alles erzählt, hat auch gehört, daß sie nicht wieder heiraten will, wahrscheinlich hat sie genug vom erstenmal."

Mittlerweile hatte man die Vorausgehenden eingeholt und war am Kurhaus angelangt, wo allgemeines Abschiednehmen folgte.

In ihrem Schlafzimmer angekommen, trat Regina klopfenden Herzens an Heinerles Bett und lauschte seinen Atemzügen; sie beugte sich über ihn und küßte leise die kleine, braune Faust, die auf der Brust ruhte. Dann zog sie ihren weißen, wollenen Schlafrock an und trat auf den Balkon. Nach all dem Geschwätz sehnte sie sich nach Stille und Einsamkeit. Sie trat vor bis an die Brüstung

und stand so, mit gefalteten Händen, lange, lange, versunken in Schauen und Erinnern. Am duftklaren Himmel stand der Mond und goß sein mildes Licht übers weite Meer, leise hoben und senkten sich die glitzernden Wellen in seinem Schein, sanft rauschte die Brandung, phantastische Schatten und Lichter lagen über den Dünen, geheimnisvolle Schleier verhüllten die Ferne. Ergreifend schön war die schlummernde Erde ...

Auch Jovers lockte der Vollmondzauber ans Fenster. Da sah er Regina stehen, und wie gebannt blickte er zu ihr hinüber. Wie eine große, weiße Blüte war sie anzuschauen, scharf hob sich ihr edles Profil vom nächtlichen Himmel, weiß-goldig glänzte, mondlichtumflossen, ihr Haar. Ein heißes Begehren flammte in seinem Herzen auf. Dann sah er, wie Regina die Hände über die Augen deckte, zurücktrat und im Zimmer verschwand. Sie weint, dachte Jovers, und der Gedanke an diese Thränen ließ ihn erst spät zur Ruhe kommen.

* * *

Am anderen Morgen saß Regina im Strandkorb mit Heinerle beschäftigt, als Jovers mit seinem Knaben zu ihr trat. „Gnädigste Frau, hier bringe ich Ihnen meinen Jungen und bitte für ihn um etwas Güte und die Erlaubnis, mit Ihrem prächtigen Buben spielen zu dürfen,“ redete er sie an.

Freundlich streichelte Regina des Kindes Haar und fragte, wie es heiße.

„Peter,“ antwortete eine leise Kinderstimme, und aus dunklen Augen traf die Fragende ein trotziger Blick.

Heinerle nahm auf der Mutter Geheiß bereitwillig den Kleinen bei der Hand und führte ihn zu Kati und seinem Spielzeug.

Jovers aber setzte sich Regina zu Füßen in den Sand, und beider Blicke folgten den Kindern, wie sie, ein so ungleiches Paar, in schnell geschlossener Freundschaft dahinschritten. Der Gedanke an die Kinder wob bald ein festes Band zwischen den beiden. Auf Reginas teilnehmende Fragen erzählte Jovers von seinem Leben, dem Tode seiner jungen Frau, die bald nach Peters Geburt gestorben, fast selbst noch ein Kind.

„Wußte sie, daß sie sterben müsse?“ fragte Regina.

„Ganz zuletzt, ja, sie wehrte sich verzweifelt, sie hatte solche Angst, das Kind zu verlassen. Erst nachdem ich ihr in die erkaltende Hand geschworen, über ihm zu wachen bei Tag und bei Nacht, ihm Vater und Mutter zu sein, ging sie sanft hinüber zu ihrem Gott, für mich ins Meer der Vergessenheit.“

„Sie haben sie sehr geliebt?“ fragte Regina leise, mit scheuem Blick.

„Sie war ein Kind, ein liebes Kind.“ Jochens Augen sahen traurig ins Weite. „Mein Wort aber hielt ich, so schwer es oft war, denn es ist nicht leicht für einen Mann, der in der vollen Arbeit des Lebens steht, ein Kind zu hüten.“

Teilnahmvoll hatte Regina zugehört, und als sie dann vom Kinde zu Jovers' dichterischen Arbeiten übergingen und er erfuhr, daß sie fast jedes Wort daraus kannte und nachempfunden hatte, da sprach er mit Begeisterung und hinreißendem Feuer auch von seinen künstlerischen Plänen und Zielen, da ließ er die schönheitsdurstige Frauenseele teilnehmen am innersten Leben seiner Gedankenwelt ...

Stunden verrannen, sie merkten es nicht; hoch stand die Sonne im Mittag, blendend glühte der Sand zu ihren Füßen, als sie sich trennten.

„Wann sehe ich Sie wieder, Frau Regina?“ und langsam hob er ihre kleine, heiße Hand an seine Lippen.

Ein leises, glückliches Lächeln zuckte statt aller Antwort um ihren Mund; sie ging, Heinerle kam gelaufen, und mit einem kleinen, jauchzenden Laut fing sie das Kind, hob's hoch an die Brust und küßte seine Locken; dann trat sie ins Haus.

Gegen Abend segelte sie ins Meer hinaus, sie mußte allein sein, denn sie fühlte es ahnungsvoll: auf leisen Sohlen nahte das Glück ...

Heimkehrend sah sie Jochens hohe Gestalt auf der Landungsbrücke stehen, er erwartete sie, und zusammen gingen sie den Strand entlang, zu den Kindern. Heinerle fanden sie in Thränen, Peter hatte ihn geschlagen; er stand trotzig mit gesenktem Kopf da und wollte auf alles Zureden die Hand zum

Frieden nicht bieten. Freundlich kauerte sich Regina zu den Kindern in den Sand und begann mit ihnen zu spielen. Jubelnd umarmte Bubi die Mutter, alles vergessend; sogar Peters Eigensinn hielt nicht mehr lange stand; erst zögernd, dann eifrig begann er mitzuspielen.

Auch Jochen ergriff eine Schaufel und grub für Regina „einen Thron“, wie er sagte, und nachdem sie auf ihm feierlich Platz genommen hatte, legte er sich als getreuer Unterthan ihr zu Füßen, um „der Frau Königin Rat“ zu erbitten. Und er sprach ihr davon, wie schwer es für ihn sei, Peter zu erziehen, wie viel Sorgen ihm dessen Eigenart mache, und wie er sich doch nicht entschließen könne, dies mutterlose Kind, das so viel entbehre, jetzt schon fremden Händen zur Erziehung anzuvertrauen. „Denn er liebt niemanden wie mich auf der Welt, mich aber, soweit man das von einem Kinde seines Alters sagen kann, mit eifersüchtiger Liebe. Wenn ich die beiden Kinder nun miteinander vergleiche, dann möchte ich, Sie rieten mir, was ich thun könnte, Peter Ihrem Buben ähnlich zu erziehen.“

„Lassen wir die beiden recht viel zusammensein,“ antwortete Regina, und mit fröhlichem Lächeln versprach sie, sich seines Kindes anzunehmen und ihr Bestes zu thun.

Aber aus diesem Besten wurde nicht viel Gutes, denn so gutmütig Heinerle auch war, lange dauerte der Frieden nie zwischen den beiden; Thränen und Streit gab's alle Tage. Wenn Regina sanft und fest Peter seine Unart verwies, traf sie oft ein so haßerfüllter Blick aus diesen Kinderaugen, daß sie erschrak. Sie selbst aber fühlte im eigenen Herzen: wie die Liebe zum Vater sie mehr und mehr erfüllte, so wuchs die Abneigung gegen sein Kind. In banger Sorge fragte sie sich oft, was daraus werden solle, und angstvoll bewachte sie jeden Blick, den Jochen auf Heinerle richtete. Ging's ihm ebenso wie ihr? Sie erspähte nichts. Er war immer gleichmäßig freundlich, aber das war sie ja gegen Peter auch.

Sie wollte abreisen, aber sie konnte es nicht mehr. Jeder Tag, der verrann, schmiedete ihre Kette fester. Sehnsucht nach dem Geliebten war der Inhalt ihrer Tage und Nächte.

Sie wußten es beide: jeder Augenblick konnte die Entscheidung bringen, und wie alles in Jochen drängte, das erlösende Wort zu sprechen, so wich Regina in banger Zukunftssorge ihm immer wieder aus. Heiße Liebe und Pflichtgefühl kämpften einen schweren Kampf in ihrem Herzen, und in schlafloser Nacht faßte sie den Entschluß, ihm in der Stunde der Entscheidung offen und ehrlich all ihre Sorgen und Zweifel zu gestehen.

So, mit der alten, heiteren Ruhe und Sicherheit in dem schönen Antlitz, begrüßte sie Jochen am nächsten Morgen. Sie saß beim Frühstück und plauderte eifrig mit ihm, der neben ihr stand, als Tönnes erschien und berichtete, daß heute endlich der günstige Wind zur Fahrt nach Hooge eingesetzt habe. Längst schon wünschte Regina, nach der Hallige Hooge zu segeln, doch seit vierzehn Tagen wehte konträrer Wind; nun, auf Jochens stürmische Bitten, die Fahrt zusammen zu machen, willigte sie klopfenden Herzens ein.

Eine halbe Stunde später gingen sie beide an Bord des „Schwans“. Kaum ein Lufthauch schwellte die weißen Segel, tief und gleichmäßig atmete die See. Schweigen lag über den beiden, nur ihre Augen redeten zueinander von dem, was ihre Herzen bewegte, von Glück, Sehnsucht und zitternder Wonne. Von fern glitt Föhr vorüber, dann kam Langenese in Sicht, der Kirchturm von Pellworm grüßte herüber, endlich tauchte Hooge auf, aus einem Meer von Duft und Sonne.

Langsam näherte sich der „Schwan“, man sah die kleine Kirche schimmern, weite Wiesenflächen, unterbrochen von einzelnen Erhöhungen, auf denen die niedrigen Friesenhäuser lagen, breiteten sich aus. Eine Rinderherde hob sich scharf umrissen vom Horizont ab, und deutlich hörte man durch die stille Luft die Glocken klingen.

Der flinke, kleine Maat kletterte katzenartig die steile Uferwand hinauf, Tönnes warf die Kette nach, die um einen Pfahl geschlungen wurde — nun ein Brett aufs Schiff geschoben, und Regina und Jochen gehen an Land.

Wie schön ist's hier, wie still, wie einsam. Eine Flut von Licht und Sonne liegt über

den weiten Wiesen, blau und strahlend dehnt sich der Himmel, in tiefer Ruhe, weit, uferlos, sonnenbeglänzt das unendliche Meer. Schafe stehen weidend und schauen die fremden Menschenkinder verwundert an, Strandnelken überziehen mit rosigem Schimmer die grünen Wiesen, tiefe Wasserrinnen durchqueren sie, hin und wieder schaukelt in ihnen ein kleines Boot. Kein Mensch, kein Laut, mit weißen Schwingen badet eine Möwe im Sonnenlicht, weltfremder Friede liegt über dem kleinen Eiland.

„An der Welt Ende!“ flüsterte Regina, und sie wandern weiter wie im Traum. Sie gehen wie im Märchen dem Königspegel zu, und Märchenzauber umfängt sie am alten Friesenheim. Großmutter zeigt freundlich ihres Hauses Schätze: Urväter Hausrat an köstlichem Schnitzwerk, Stickereien und Spitzen, kachelbekleidete Wände, uralte Öfen, altertümliche Schränke, voll Glas und Silbergerät. Nelkenstöcke und Geranien stehen am Fenster. Mit echter Friesengastlichkeit bittet die Alte, sich auszuruhen, und geschäftig bringt die junge, hübsche Hausfrau Milch und Brot. Regina bewundert die Blumen am Fenster, und sofort sind die beiden Frauen bereit, ihr der Friesen Stolz, den Garten, zu zeigen, und durch den dunklen Rahmen der halben Hausthür, deren oberer Teil zurückgeschlagen ist, bietet sich ihnen ein reizendes Bild. Von dichten, niederen Bäumen umschlossen liegt ein kleiner Blumengarten, in dem alles blüht und duftet. Längst vergessene Bauerblumen, Centifolien und weiße Lilien, Rittersporn und Eisenhut, Balsaminen, Nelken, Malven und Reseda in bunter, leuchtender Flut schimmern und duften ihnen entgegen. Bienen summen, Schmetterlinge gaukeln über dieser Blütenfülle. Wie verzaubert steht Regina und schaut in den kleinen Garten, denn mit heißem Herzen liebt sie die Natur. Dann drücken sie beide den freundlichen Frauen dankbar die Hand und verabschieden sich, nachdem Jochen noch ein Geldstück in die Sparbüchse der Kinder hat gleiten lassen.

Nun gehen sie zur Kirche, und der Küster, ein alter Schiffer, zeigt voll Stolz sein Gotteshaus. Kunstvoll geschnitzt sind Altar und Kanzel, Schiffe hängen von der Decke. Sie sehen sich alles an und lassen sich erzählen, wie vor wenig Jahren in grauenhaftem Wintersturm die Kirche fast vom Meer verschlungen worden sei, „denn gräsig stürmt's oft hier, das soll wohl sein,“ sagte der alte Mann. „Aber schön is doch, auch in Winterszeit, nirgends so schön wie auf Hooge, und ich hab die Welt gesehen! Un hier is der Kirchhof ...“ Sturm, Kirchhof, kann man an solchem Tage daran denken? Jetzt weiden die Kühe vor der Kirchenthür, die Blumen blühen, die Sonne lacht, und der wandernde Fuß versinkt im Gras ...

Langsam ging Regina vor Jochen her durch die Gräberreihen, seine Blicke umfaßten voll heißer Liebe ihre biegsame Gestalt, und eine Frage, die ihm lange auf der Seele brannte, die er schon oft thun wollte und doch noch niemals wagte, drängte sich auf seine Lippen. Mit wenigen Schritten hatte er Regina eingeholt und faßte ihre Hand. „Regina, warum haben Sie den alten, ungeliebten Mann geheiratet? Wie konnte eine Frau wie Sie, so rein, so vornehm denkend, sich so tief erniedrigen.“

Wie von einem Faustschlag getroffen wandte sich Regina Jochen zu: „Ich habe meinen Mann geliebt,“ rief sie, an allen Gliedern zitternd, „von ganzem Herzen geliebt, und unter heißen Schmerzen nur wandelte sich diese Liebe in Haß. Viel mehr, als ich ihn je geliebt, hab ich ihn dann verachtet. Wollen Sie die Geschichte meiner Ehe hören? sie ist bald erzählt und sehr alltäglich.“

Auf einem halbversunkenen Grabe setzten sie sich nebeneinander. „Ich war siebzehn Jahre, als ich mich gegen die bessere Einsicht meiner Eltern verlobte, doch den Bitten ihres Lieblings konnten sie nicht lange widerstehen, dann gab wohl auch die glänzende äußere Lage meines vornehmen Bewerbers den Ausschlag. Kurz, ich heiratete, eine glückliche Braut. Wohl war er zwanzig Jahre älter als ich, um so klüger und welterfahrener erschien er mir, um so bewundernder sah ich zu ihm auf. Konnte ich damals wissen, daß seine einzige Weisheit nur höchster, geschickt versteckter Egoismus war? daß ein wüstes Leben ihn Frauenverachtung gelehrt hatte, in die er das junge heißblütige Wesen an seiner Seite so schonungslos mit einbegriff? Von seiner Frau

erwartete er nur einen Sohn und vollkommenes Aufgeben der Persönlichkeit, denn seine Frau war seine Sache; ob er sie gut, ob schlecht behandelte, das stand bei ihm, sie hatte sich zu fügen. Zum Lieben heiratet man nicht, Liebe kann man kaufen, nur die Mutter des Sohnes und Erben, die muß man heiraten. Es hat lange gedauert, bis ich ganz begriff, und den Kampf um mein Ich endete erst sein Tod. Wohl wurde mir mein Kind der beste Trost, doch bittere Jahre waren durchlebt, bis ich's ans Herz drücken konnte. Jahre, die ich jetzt so gern vergessen möchte!"

Regina schwieg und schaute träumend ins Weite.

Leise und vorsichtig schlang Jochen seinen Arm um ihre Gestalt und zog sie sanft an sich, und mit einer Bewegung willenloser Hingabe legte sie ihren Kopf an seine Brust. Da umschloß sein Arm sie fester, und mit der freien Hand richtete er das holde Antlitz auf und küßte zärtlich Lippen, Augen und Haar. Wieder und wieder bedeckte er, zärtliche Worte flüsternd, ihren Mund mit heißen Küssen. Mit geschlossenen Augen, selig lächelnd lag sie in seinem Arm, und durch ihr Herz flutete das wunderbarste Glücksgefühl der Frau, wehrlos und machtlos den Herrn der Schöpfung im Geliebten zu empfinden. So erblühte auf dem einsamen Inselkirchhof ein junges Liebesglück voll Hoffnung und stolzer Zuversicht.

Und Glück in den Augen, die sich nicht ließen, kehrten sie heim, leise beredeten sie auf der Fahrt ihre nächste Zukunft, morgen wollte Regina packen. Jochen sollte früh zur Seehundsjagd hinaus, erst gegen Abend wiederkommen; den anderen Tag beschloß dann Regina nach Helgoland überzusiedeln, wo ihre Schwester mit Mann und Kindern seit einigen Tagen weilte. Jochen würde mit dem nächsten Schiff folgen.

Wie sie so durch den dämmernden Abend dahinfuhren, seine Hand verstohlen die ihre suchte und fand, da dachte Regina zum erstenmal der Sorgen der letzten Tage, und leicht wie die rosigen Abendwolken am Himmel, die der Wind verweht, erschienen sie ihr. Sie war so glücklich, nicht wie bisher eine glückliche Mutter nur, nein, eine selige Frau. Sie hätte laut aufjauchzen mögen, irgend etwas Tolles thun, jemandem zeigen, daß dieser geliebte Mann ihr gehöre, ihr allein. Plötzlich nahm sie Jochens Kopf in beide Hände und küßte ihn auf den Mund. „Tönnes," rief sie mit lachenden Lippen, „das war eine Brautfahrt, kommt und wünscht mir Glück!" Und der blonde Riese schüttelte beiden kräftig die Hände und schmunzelte zum goldenen Händedruck der Glücklichen, den er heute abend in einen steifen Grog umzuwandeln gedachte, um ihn aufs Wohl des Brautpaares zu trinken.

Menschenleer lag die Landungsbrücke, als sie ankamen. Regina schlüpfte ungesehen auf ihr Zimmer. Jochen begab sich in den Speisesaal, wo man beim Abendessen saß. Heinerle schlief schon, und um niemanden mehr sehen zu müssen, suchte auch Regina früh ihr Lager auf.

Voll Geschäftigkeit verging ihr der nächste Tag. Alle Koffer wurden mit Katis Hilfe gepackt, endlich war sie fertig und die Stunde da, wo sie ihn erwarten durfte. Weiß gekleidet ging sie mit Heinerle und Peter zur Landungsbrücke, um seine Rückkehr dort zu erwarten. Wie lange er blieb! Ruhelos wanderte sie hin und her, den Blick in die Ferne gerichtet, spähend nach jedem Segel, das am Horizont auftauchte.

Da plötzlich hörte sie Heinerles Stimme, dessen Hand sie einen Augenblick losgelassen hatte, ängstlich „Muttchen!" rufen. Sie wandte sich um und sah, wie Peter ihrem Buben ein Spielzeug entreißen wollte, und wie beide Kinder sich ringend umklammert haltend am äußersten Rande der Brückentreppe standen.

Sie stürzte vor, sie fortzureißen — zu spät, ein dumpfes Klatschen des aufspritzenden Wassers und ein gellender Schrei der Mutter.

Im selben Augenblick sprang Regina nach. Entsetzlich klebten die langen nassen Röcke um ihre Glieder und hinderten sie an der freien Bewegung. Sie schwamm verzweifelt, tauchte unter, sah nichts — — da, da kam etwas Weißes an die Oberfläche, sie faßte es, hielt, riß es an sich — Peters angstvolle Augen starrten sie an, seine Hände klammerten sich an ihr fest.

Sie stieß ihn von sich. Er hinderte sie. Ihr Kind, ihr Kind! Sie suchte verzweiflungsvoll ihr Kind.

Sie fühlte ihre Kräfte erlahmen. Sie schwamm weiter, weiter, sie konnte nicht mehr. Ihr Herz schlug dumpf, ein Brausen vor den Ohren — ferner Glockenklang, sie fühlte, wie sie sank, tiefer und tiefer ... dann nichts mehr.

* * *

Als sie zu sich kam, standen viele Menschen um sie herum. Sie lag in ihrem Bett, das erste, was sie deutlich sah, war Katis thränenüberströmtes Gesicht, deren Arme sie umklammert hielten. Sie begriff nichts, was wollten die Menschen? Alles war wie im Nebel. Da zuckte ein greller Blitz und zerriß die Schleier; und mit einem wehen Laut der höchsten Qual wollten die bebenden Lippen fragen und fanden keine Worte. Kati aber hatte verstanden und schüttelte den Kopf: „Noch nicht, nur den anderen, er ist auch tot."

Eine tiefe, barmherzige Ohnmacht kam und schloß sie in ihre Arme.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterdessen näherte sich die dreimal bewimpelte „Windsbraut", um der harrenden Liebsten dreifache Beute von ferne zu künden. Am Mast lehnte Jochen und spähte mit dem Glas nach Regina aus. Welch reges Treiben auf der Landungsbrücke und am Strande! Immer mehr Menschen schienen herbeizuströmen, ja sogar die See war, in der Nähe der Brücke, von hin und her fahrenden Booten belebt. Schau und sein Maat standen neben Jochen und schauten schweigend hinüber. „Dunner noch mal, da muß wer ins Wasser gefallen sein, un se suchen 'n nu," sagte Schau mit ernstem Gesicht. „Da kommt der Tönnes, un der Wildungen sitzt bei ihm, die halten auf uns zu, die wern ja sagen, was los is."

Ein eisiger Schauer packte Jochens Herz. Warum kam sein Freund ihm entgegen, allmächtiger Gott, war Regina verunglückt oder sein Kind oder das ihre? ... Wie langsam krochen die Minuten, bis Wildungen kam!

Ihm war die Kehle wie zugeschnürt, er bedeutete Schau, zu fragen, was los sei. Die Hände am Munde rief dieser mit lauter Stimme: „Is was passiert?" — „Ja," ertönte Tönnessens Antwort, „ein Kind is ertrunken." — „Meins?" schrie Jochen mit heiserer Stimme. Er sah, wie Wildungen den Kopf schüttelte, eine Antwort kam nicht.

Endlich hatten sich die Schiffe erreicht, Wildungen stieg über und ergriff des Freundes Hand. „Jovers, ein schweres Unglück hat Sie getroffen, seien Sie ein Mann," tief ernst klangen Wildungens Worte. „Frau Regina war mit Peter und Heinerle auf der Seebrücke, die Kinder spielten zusammen — Heinerle stürzte ins Wasser und ist ertrunken."

„Schrecklich, die arme, arme Frau," fiel ihm Jochen ins Wort.

„Er nicht allein," sprach Wildungen leise, „sie stürzten beide. Frau von Werben sprang sofort nach, Tönnes, der vor Anker lag, sah alles und rettete sie, schon bewußtlos — in sein Boot — auch Ihr armes Kind barg er, tot. Heinerle ist noch nicht gefunden, die starke Unterströmung muß ihn fortgerissen haben."

Jochen bedeckte die Augen mit der Hand. „Lebt sie?" fragte er tonlos.

„Ja, sie ist außer Gefahr."

„Gott sei Dank."

Leichenblaß, aber ohne mit der Wimper zu zucken, aufrechten Ganges durchschritt Jochen die gaffende Menge, um zu seinem toten Kinde zu gehen. Unsäglich bittere Stunden verlebte er neben der kleinen Leiche. So hatte er sein Wort gehalten, seinen Schwur erfüllt! Dann ging er zu ihr, denn so ehrlich sein Schmerz auch war, sie litt viel mehr als er, bei ihr war sein Platz, an seinem Herzen sollte sie weinen.

Er klopfte an ihre Wohnzimmerthür. Kati kam und konnte vor Thränen kaum sprechen. Sie wiederholte nur immer, der Doktor habe gesagt, niemand dürfe sie sehen. So that er das einzige, was er für sie thun konnte, und telegraphierte nach Helgoland an ihre Schwester; dann suchte er den Arzt auf, den er aber nicht zu Hause fand. Am anderen Morgen wiederholte er seinen Versuch, Regina zu sehen, ohne Erfolg. Der Arzt kam selbst und teilte ihm mit, daß jede Aufregung vermieden werden müsse. Die Kranke liege noch immer in halber Bewußtlosigkeit, er fürchte, eine Gehirnentzündung könne die Folge fernerer Erregung werden.

Mit dem Abendschiff erwarte man Frau von Schwalbach, die Schwester. Nur Kati sah Jochen einen Augenblick und trug ihr auf, falls Regina frage, ihr zu sagen, daß er mit dem Nachtschiff nach Dagebüll fahre, um in Berlin seinen Sohn neben der Mutter zu bestatten, er kehre in einigen Tagen zurück.

Traurig, tief bedrückt reiste er ab. Heinerles Leiche war noch nicht gefunden. Am Abend kam Frau von Schwalbach an, und tief erschüttert nahm sie Regina in ihre Arme, tröstete und liebkoste sie wie ein krankes Kind. Was der Arzt gefürchtet hatte, erwies sich als eine Wohlthat, denn unter ihrer Schwester sanften Worten löste sich die starre Ruhe, und Regina fand endlich die erlösenden Thränen. Eine fieberhafte Unruhe war über sie gekommen, unausgesetzt waren Boten unterwegs, um immer wieder nach Heinerle zu suchen, und das sich stets wiederholende „noch nicht gefunden“ rief jedesmal einen neuen, wilden Schmerzensausbruch bei ihr hervor.

So vergingen vier qualvolle Tage, in denen es Maria von Schwalbach wie dem Arzt zur Gewißheit wurde, daß Regina um jeden Preis fortgebracht werden müsse. Doch durch kein Zureden wollte sie sich zur Abreise bewegen lassen. „Vielleicht finden sie mein Kind morgen, und dann muß ich doch hier sein,“ war immer wieder ihre Antwort. Da, am fünften Tage, kam ein Brief von Jochen an Regina, und nachdem sie ihn gelesen hatte, erklärte sie, noch heute abend abreisen zu wollen. Sie sprach lange mit Maria und erzählte ihr alles bis zu dem Augenblick, wo sie dem Kinde nachgesprungen war, und schloß mit den Worten: „Er kommt heute nachmittag, ich kann seine Frau nicht werden, ich will ihn niemals wiedersehen. Du mußt es ihm sagen ...“

Als Jochen gleich nach seiner Rückkehr sich bei Regina melden ließ, empfing ihn Maria und teilte ihm traurig, voll sanfter Teilnahme, Reginas Entschluß mit. Bleich bis in die Lippen erhob sich Jochen, um zu gehen. Auch Maria war aufgestanden und hatte seine Hand erfaßt. „Herr Jovers,“ sprach sie ernst, „wollen Sie meinen Rat? Lassen Sie meiner Schwester Zeit, versuchen Sie nicht, sie zu sehen, schreiben Sie ihr nicht, verschwinden Sie aus ihrem Leben für ein halbes Jahr, dann, wenn Sie sie dann noch lieben wie heute, fragen Sie sie nochmals, ob sie Ihre Frau werden will. Der heftigste Schmerz, die nagendsten Selbstvorwürfe haben sich bis dahin gemildert, ich kenne Regina, ich weiß, sie liebt Sie — und sie wird sehr einsam sein in dieser Zeit.“

Tief beugte sich Jochen über Marias Hände und küßte sie beide. „Haben Sie Dank, ich will thun, was Sie raten — ich komme wieder.“

Am Abend reisten die beiden Damen, begleitet von Kati, ab. Regina kämpfte mutig mit einer Ohnmacht, indem ihr Fuß über die Brücke schritt, von der ihr Kind in die Fluten stürzte, und als sie das Schiff verließ, da fühlte sie, daß ihre Augen nie mehr das Meer sehen, nie mehr ihr Ohr das Rauschen seiner Wogen hören würden; ein nimmersattes, grauenhaftes Ungeheuer war es für sie geworden, dessen brüllender Rachen ihr Lebensglück verschlungen.

Bis Hamburg fuhren die beiden Schwestern zusammen, dann reiste Maria nach Helgoland zurück, während Regina mit Kati allein nach Berlin weiterfuhr.

Dunstschichten von Staub, Hitze und Qualm lagerten über der Stadt, drückend lastete die glühende Sommerhitze auf Berlin. Blaß, mit verdrossenen Gesichtern schlichen die Menschen durch die staubigen Straßen, müde, dem Umfallen nah, trotteten die Droschkengäule übers Pflaster. Rädergerassel, klappernde Hufe, schwirrende Straßenbahnen, das ganze öde, trostlose, dumpfe Hasten der Millionenstadt im Hochsommer umfing Regina, als sie ihrer Wohnung zufuhr. Sie lehnte erschöpft mit geschlossenen Augen in ihrer Droschke, langsam lief Thräne auf Thräne über das totenbleiche Gesicht. Traurig empfingen sie ihre Leute — kein Kranz, keine Blume — alles war anders und doch alles dasselbe.

Sie schritt wie verloren durch die verödeten Zimmer; alles so einsam, dämmernd, still. Zitternd blieb sie an der Thür der Kinderstube stehen, ihr Herzschlag stockte, ihr Fuß wollte die Schwelle nicht überschreiten. Einen Augenblick lehnte sie sich gegen die Wand, dann trat sie ein. Das Wehen des Todes ging durch den Raum, und seine dunklen Fittiche überschatteten ein trostlos

zusammenbrechendes Weib. So ringend in Sehnsucht und Verzweiflung verbrachte sie die Nacht. Am anderen Morgen kam der Arzt, und dem gütigen Zureden dieses treuen Freundes gelang es endlich, Regina zu bewegen, sobald als möglich wieder abzureisen.

Es war ein trübes Wandern, das nun begann. Rastlos ging's von Ort zu Ort; aber ob auf einsamen Bergeshöhen, in lachenden Thälern, in Waldeseinsamkeit oder eleganten Badeorten, was Regina suchte, fand sie nicht.

Als die Winterstürme über die Berge fuhren, da kehrte sie abermals heim, äußerlich ruhig, friedlos im Herzen. „Ich will arbeiten," sprach sie zu sich selbst, „meinem Leben einen Inhalt geben." Und sie begann Arme und Kranke aufzusuchen und sich der leidenden Menschheit zu widmen. Sie gab mit vollen Händen, kein Weg war ihr zu weit, kein Auftrag zu beschwerlich, keine Mühe zu groß, nur ihr Herz war nicht dabei. Wenn sie abends müde und erschöpft an ihrem Theetisch saß, dann vergaß sie alles um sich her, die Gedanken eilten zurück in die Vergangenheit, und sie versank in dumpfes Brüten. Ihr Glück war tot, ihr Kind, ihr liebes Kind hatte es mit sich gerissen in die Tiefe.

Und wo war er, Peters Vater? Er, der noch immer Geliebte? Ach, sie konnte, sie durfte ihn ja nie mehr wiedersehen, denn ihre Hand hatte sein Kind in den Tod gestoßen! Im tiefsten Herzensgrunde, fühlte sie wohl, schlummerte trotzdem eine leise Hoffnung, ihm doch noch einmal in die Augen zu sehen, und diese Hoffnung — das fühlte sie — erhielt sie am Leben. Wie leicht wär's gewesen, auf schroffer Felswand zu straucheln oder jetzt sich Morphium zu verschaffen und hinüberzuschlummern ins schmerzlose Nichts ... So verlebte Regina den Winter, dem ein langsam kommender Frühling folgte.

Es war Anfang Mai. Regina stand am offenen Fenster und sah hinaus in den knospenden Tiergartenfrühling. Ein trauriger Tag für sie! Heute vor dreiviertel Jahren war's, als ihr liebes Kind ertrank, jetzt um diese Stunde traf sie das Leid ihres Lebens.

Da schlüpfte Kati ins Zimmer und reichte ihr eine Karte. Im selben Augenblick trat Jochen über ihre Schwelle und verbeugte sich tief, während die Thür sich hinter Kati schloß. Wortlos, in tiefem Schweigen standen sich die beiden gegenüber, ihre Blicke wurzelten in wehem Verlangen ineinander.

„Regina," sprach Jochen mit schwankender Stimme, „warum verbannst du mich? Was that ich dir? Warum verlor ich deine Liebe?"

Blaß, an allen Gliedern zitternd, stand Regina vor ihm, sie tastete nach einem Sessel. Jochen stürzte vor, um sie zu stützen, sie aber hob abwehrend die Hand.

„Rühre mich nicht an, bis ich dir alles gesagt habe," und mit leiser Stimme fuhr sie zu sprechen fort: „Ich liebe dich wie am ersten Tage, ich habe dich jede Stunde geliebt, sieh, ich verzehre mich vor Sehnsucht nach dir! Du hast mir nichts gethan, Jochen, doch dein kann ich niemals werden, wenn du weißt, was ich dir that!"

„So werde mein Weib und sage mir nichts, laß die Toten ruhen," rief er hastig und wollte sie in seine Arme ziehen.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn traurig an. „Die Toten würden uns nicht ruhen lassen, ich muß dir alles sagen. Du weißt, wie ich mein Heinerle geliebt habe, daß er mein Ein und Alles war, ehe du kamst. Dann liebte ich dich, und mit dieser Liebe zu dir wuchs in meinem Herzen die Abneigung gegen dein Kind. Mit heißem Bemühen habe ich gegen sie angekämpft, denn ich wollte ihm so gern Mutter sein. Dann kam meines Lebens glücklichster Tag, und alle Sorgen gingen an ihm zur Ruhe ... Von dem Unglück werden dir andere erzählt haben, vielleicht weißt du auch, daß dein Kind das meine in die Tiefe riß. Aber eins weißt du nicht, daß diese Hand es war, die deinen Sohn in den Tod gestoßen hat, als er, dem Ertrinken nahe, sich an mich klammerte — mir nur ein Hemmnis, meinen Liebling zu suchen. Sicherlich, ich bin schuldlos in den Augen aller Menschen, nur du, der Mann meiner Liebe, der Vater dieses Kindes, du mußt mich schuldig sprechen!"

Ein langes, banges Schweigen lag zwischen beiden. Vornüber gebeugt, den Kopf gesenkt, saß Jochen. Was er bisher nur bange gehofft, des war er jetzt gewiß: sie liebte ihn noch, die süße Frau, die seine Seele wollte und begehrte — und die Toten

ruhten in Frieden. Langsam hob er den Blick und sah ihre Hand im Schoße liegen, ihre schöne, zarte Hand. Und er sah, wie diese Hand sein Kind erbarmungslos von sich stieß, hinein in den Tod. Er sah sich selbst am Bette seiner sterbenden Frau ein heiliges Versprechen geben, und finster drohend blickten ihn seines toten Weibes Augen an — da wußte er, immerdar würden diese Augen ihn von seinem Glücke trennen, zwischen ihnen stand für immer und ewig der Schatten einer toten Mutter und wandelte alle Wonne in Qual. Langsam erhob sich Jochen und schritt zur Thür, dort wandte er sich noch einmal und blickte auf Regina zurück. Sie lag mit geschlossenen Augen zusammengesunken im Sessel. Leise ging er hinaus, leise fiel die Thür ins Schloß.

Ein Schauer rann durch Reginas Gestalt, dann verharrte sie lange regungslos. Langsam sank die Dämmerung hernieder und breitete sich wie ein Leichentuch über die Welt der stillen Frau.

Begraben war nun alles. Fernes Wogenrauschen klang an ihr Ohr, und die Wellen lockten und riefen und erzählten rastlos von ihrem Kinde. Eine kleine Insel tauchte auf, sonnig und einsam, fern, an der Welt Ende. Da wohnte der Frieden, da konnte sie ausruhen von allem Leid. Und einmal da würden die wilden Meereswellen kommen und sie barmherzig umfangen und sie hinaustragen zu ihm, den sie ihr einst geraubt.

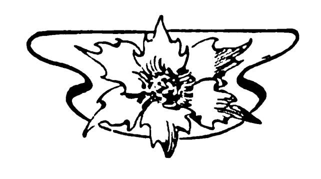
* * *

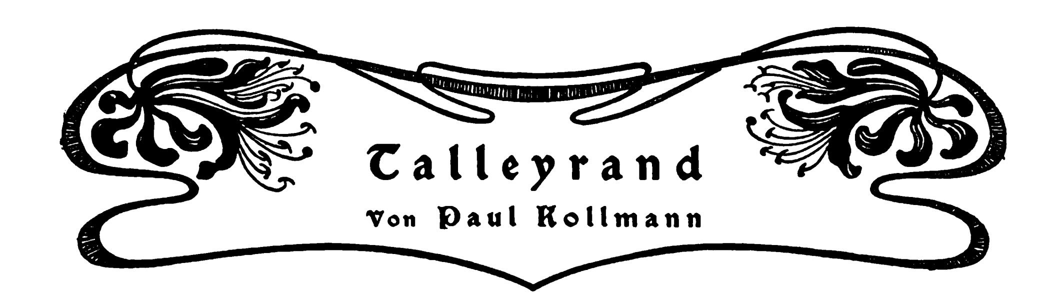
Jahre sind vergangen.

Auf Hooge steht ein stattliches Fischerhaus, neuer, größer und reicher eingerichtet als die anderen, aber sich sonst in nichts von ihnen unterscheidend. In ihm waltet eine schlanke, blonde Frau in Friesentracht. Eben lehnt sie an ihres Hauses Thür und sieht einer fröhlichen, flachsköpfigen Kinderschar nach, die sie verlassen hat, denn ihre Schule ist aus. Ein schwermütiges Lächeln huscht um den noch immer holden Mund, wie sie den Kindern so nachblickt. Ja, sie hat ihr einsam Inselvolk lieben gelernt, sie versteht seine Fehler und schätzt seine Tugenden. Sie ist ihnen allen eine treue Helferin geworden in Not und Tod, denn sie pflegt ihre Kranken und unterrichtet ihre Kinder; sie bangt mit den Daheimgebliebenen um die seefahrenden Männer und Söhne und tröstet, wenn die gewaltige Herrscherin ihre Opfer gefordert, sie teilt ihr Leben in Freud und Leid. Wie eine heilige Frau wird sie verehrt und geliebt: die Männer werden sanfter, wenn sie mit ihnen spricht, der Frauen Augen glänzen, wenn sie sie lobt, und jubelnd umarmen sie die Kinder, wenn ihre Hand sie liebkost.

Selten dringt ein Klang der Außenwelt an Reginas Ohr. Aber gute Bücher finden stets den Weg zu ihr, und in Mußestunden greift sie auch wohl zu ihren Farben, belauscht das Meer und versucht seine ewige Schönheit in Bild und Wort zu bannen.

Und wenn die wilden Winterstürme über Land und See brausen, wenn die Wogenberge sich türmen und Haus und Hof in grauenvoller Umarmung tosend zu verschlingen drohen, dann sitzt Regina am flackernden Herdfeuer, ein verklärtes Lächeln um den ernsten Mund, ein strahlendes Leuchten in den blauen Augen, dann wartet sie auf ihrer Welt Ende.





Talleyrand

Von Paul Kollmann

(Nachdruck ist untersagt.)

Nur wenige Männer, die von dem Sturmwind erfaßt wurden, der Frankreich am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts bis in seine Grundfesten erzittern machte, haben die furchtbare Umwälzung, die er hervorbrachte, überdauert: die meisten sind ihr zum Opfer gefallen oder waren, als das Toben aufhörte, geknickt und unfähig geworden, an dem Wiederaufbau des umgestürzten Staatsgebäudes kräftigen Anteil zu nehmen. Einer dieser wenigen, die von Anfang an in das Revolutionsgetriebe eingegriffen und über Kaiserreich und Restauration hinaus auch der zweiten, der Julirevolution ihre Kraft geliehen haben, war Talleyrand, der einstige Abbé de Périgord, der es mit unvergleichlicher Anpassungsfähigkeit verstanden hat, in all den in überstürzender Eile sich folgenden Wandelungen des politischen Lebens sich zu behaupten, ja gleich einem nach Beute jagenden Condottiere aus jeder wechselnden Strömung einen ergiebigen Fischzug zu thun, aber auch unter jeder neuen politischen Gestaltung und im Geiste der augenblicklichen Zeitrichtung als klarer, nüchterner und zielbewußter Staatsmann die Geschicke seines Vaterlandes in folgenreicher Weise zu beeinflussen. Keineswegs ist das Bild des Mannes in allen Stücken anmutend, doch sowohl in seinen fest umrissenen Zügen als in seiner Buntscheckigkeit der Betrachtung wert. Dazu fordern heute die fünf starke Bände umfassenden Denkwürdigkeiten auf, die der alternde Fürst mit der Bestimmung hinterlassen hat, dreißig Jahre nach seinem Tode veröffentlicht zu werden. Ängstlichkeit der Testamentsvollstrecker haben diese noch um fast fünfundzwanzig Jahre verlängert. Wer freilich in diesen Niederschriften über des Verfassers geheimste Gedanken oder über frivole Dinge, ja auch nur über alle bedeutsameren Lebensvorgänge Auskunft erwartet, wird sich getäuscht finden. Der Meister in der Kunst des Schweigens und des vornehmen Ignorierens bewährt sich auch hier. Viel mehr tritt das Bestreben entgegen, die Wandlungen der Anschauungen unter dem Drange der Ereignisse zu verbergen und alles das beiseite zu lassen, was dem grand seigneur schlecht ansteht, und darum zumal auch über die verhängnisvolle Rolle hinwegzugehen, die der einstige Bischof auf kirchlichem Gebiet gespielt hat. Immer aber bieten die Aufzeichnungen wichtige Aufschlüsse über ein langes, ereignisreiches Leben und lassen es in Verbindung mit den Ergebnissen anderer Quellen, insbesondere der aus ihnen geschöpften Darstellung der Lady Blennerhasset, zu, eine Vorstellung von dem Charakter und der Wirksamkeit dieser zweifellos merkwürdigen Persönlichkeit zu erlangen, merkwürdig auch dadurch, daß an ihr eine allmähliche und folgerichtige Entwickelung nicht erkennbar ist: seit sie in jugendlichem Alter in das öffentliche Leben eintrat, hat sie stets fest im Sattel gesessen, stramm den Zügel in der Hand, hat sie jeder Lage gerecht zu werden vermocht und mit skrupellosem, aber wohl abgemessenem Sprunge über alle Hindernisse hinweg den Übergang von der einen zur anderen genommen.

Charles Maurice de Talleyrand-Périgord, geboren am 13. Februar 1754 als ältester Sohn eines früheren Offiziers und menin du Dauphin, d. h. Kavaliers des Kronprinzen, wurde, weil hinkend und ohne erhebliches elterliches Vermögen, von früh an dem geistlichen Stande bestimmt, welcher durch einflußreiche Verbindungen am ehesten Aussicht auf eine standesgemäße Laufbahn gewährte. Um dem äußersten Widerwillen gegen den priesterlichen Beruf zu begegnen, wurden dem jungen Edelmann, der eine

Wirksamkeit im öffentlichen Dienste erstrebte, die Schriften hervorragender Staatsmänner in der Soutane in die Hände gespielt, aus denen er Nahrung für seine politische Schulung und die Hoffnung auf die Verwertung der erworbenen Kenntnisse im öffentlichen Leben schöpfen sollte. Der zurückgezogene Student von St. Sulpice gab sich mit Eifer der philosophischen wie staatswissenschaftlichen Litteratur hin und maß sie an seinem eigenen Urteil. „Les livres," schreibt er, „m'ont éclairé, mais jamais asservi." Aber zweifellos war er sich klar darüber geworden, daß die bestehenden Einrichtungen in Staat und Kirche angekränkelt waren und eingreifender Änderungen bedurften. Derartige Erwägungen zu vertreten, sollte ihm schon bald nach seiner Ausweihung Gelegenheit gegeben werden.

Als der blutjunge Abbé das Seminar verlassen hatte, nahm er sich nicht lange hernach eine Wohnung im alten Klostergebäude Bellechasse. Nichts lag ihm aber ferner, als sich mit geistlichen oder gar seelsorgerischen Aufgaben zu befassen. Die bis dahin verhaltene Lebenslust tritt offen hervor. Die Frühstückstafeln bei ihm, an der sich durch Stand und Begabung ausgezeichnete Lebemänner beteiligten, genossen wegen ihrer geistsprudelnden Unterhaltung einen gewissen Ruf in den Salons, in welchen manches dort gefallene Witzwort umlief. Und der Hausherr war der ausgelassensten einer, der in frischer Jugendlust all den Genüssen frönte, welche die damalige Zeit den vornehmen Ständen im höfischen wie im geistlichen Kleide gestattete. „Qui n'a pas vécu avant 1789, n'a pas connu le plaisir de vivre," diese Erinnerung an den jugendlichen Freudentaumel stammt von ihm. Dabei war er ein eifriger Spieler, schon um seine Finanzen aufzubessern. Doch bei aller Ausgelassenheit und Frivolität hielt der junge Geistliche nach außen hin stets auf ein gewisses Dekorum. Das hinderte ihn indessen nicht, die Gunst, welche dem geistreichen, formgewandten Weltkinde die Frauen erwiesen, in wechselnder Neigung auszukosten. Auch die Salons jener der Hefe des Volkes entstammenden Buhlerin, welche das Herz des alternden Ludwig XV. besaß, verschmähte er nicht, ja durch sie erschloß sich ihm die erste geistliche Stelle. Als einst die Herrenwelt ihre Liebesabenteuer auskramte, fragte die Dubarry Talleyrand, ob er denn nichts zu erzählen habe. — „Ach, nein, ich machte nur eine betrübende Betrachtung." — „Und welche?" — „Daß es in Paris viel leichter ist, Frauen als Abteien zu bekommen!" Der Erfolg war eine Pfründe, die ihm keine Pflichten auferlegte.

Unter den Vergnügungen des Tages vergaß Talleyrand indessen ernstere Beschäftigung nicht: er vertiefte sich eifrig in volkswirtschaftliche Studien, suchte den gestürzten Minister Choiseul auf seinem Herrensitze Chanteloup auf und ließ sich in die Geheimnisse der auswärtigen Politik einweihen, er knüpfte Verbindungen mit den durch Stellung oder Ruf angesehensten Persönlichkeiten an, mit einer Germaine Necker, mit Calonne, dem bedenklichen Finanzminister, mit Sieyès, mit Mirabeau. Den letzteren schlug er Calonne zu seiner bekannten Sendung nach Berlin vor, um über den dortigen Hof Bericht zu erstatten, Berichte, die durch seine Hand gingen, um für den König mundgerecht gemacht zu werden. Doch auch an den regelmäßigen Versammlungen des geistlichen Standes nahm er Anteil. Und hier erkennen wir zuerst die Zwiespältigkeit seiner Natur. Während er in mehr akademischen Fragen, wie die Wahrung der Standesrechte, die Maßnahmen gegen die Akatholiken, die Verfolgung der atheistischen Presse, es mit der Mehrheit hielt, ging er, wo es die Bedürfnisse des Augenblicks erheischten, seinen eigenen Weg und schlug, wenn auch vergeblich, um das sinkende Ansehen des Klerus zu heben, eine dringend gebotene Besserstellung der Pfarrgeistlichkeit wie die Ablösung des verderblichen Zahlenlottos aus geistlichen Mitteln vor. Jedenfalls machte der jugendliche Priester Eindruck und erzielte es, daß er, erst dreißigjährig, zu einem der beiden Generalagenten des Klerus erwählt wurde, jenem wichtigen Amte, das den Verkehr der Standeskurie mit der Regierung zu unterhalten hatte. Seine hervorragende Thätigkeit in dieser Eigenschaft bewirkte, daß Calonne ihn für die Notabelnversammlung von 1787 mit der Abfassung des Berichtes über die Schulden des Klerus betraute. Es war jene die Vorläuferin der bald folgenden

Generalstände, und auch in Talleyrands Kopf spukte schon etwas von ihrem Geiste. Denn damals schrieb er, die Zeit bräche an, wo „le peuple sera enfin compté pour quelque chose."

Die Einberufung der Generalstände traf Talleyrand als Bischof von Autun. Erst kurz vorher zu der Würde, die ihm ein standesgemäßes Auskommen sicherte, berufen, hat er kaum Gelegenheit zu oberhirtlicher Wirksamkeit gefunden. Ihm selbst erschien die Erhebung als ein weltliches Geschäft, welches eine angesehene Stellung verlieh. Wie so vielen seiner Zeitgenossen fehlte ihm die Hingebung an das heilige Amt. Schon bei der Weihe gab seine Haltung zu Zweifeln an wahrer Frömmigkeit Anlaß. Bald auch durch seinen Klerus in die Stände gewählt, verließ Talleyrand, um in diese einzutreten, seine Diöcese, welche er als Bischof nicht wieder gesehen hat. Damit hob die politische Laufbahn an, der sein ferneres Leben angehören sollte. Von den verschiedensten Stellungen, die er in ihm ausgefüllt hat, ragen zwei hervor, welche für die geschichtliche Bedeutung ihres Trägers und den Gang der geschichtlichen Ereignisse von eingreifender Bedeutung waren: die des geistlichen Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung und die des Vertreters des neuerstandenen Bourbonischen Frankreichs auf dem Wiener Kongresse; die erste die des jugendfrischen, dennoch keineswegs himmelstürmenden Volksvertreters, die zweite die des gereiften, welterfahrenen Diplomaten. Als Abgeordneter begann er schon bald seine Rolle zu spielen.

Was man von dem Deputierten des Klerus von Autun zu erwarten hatte, gab eine Adresse an die Generalstände zu erkennen; er verlangt regelmäßige Wiederkehr der Einberufung der Reichsstände, Provinzialstände, allmähliche Heranbildung des Volkes zur Selbstverwaltung, ausschließliches Recht der Geldbewilligung durch die Stände, gewissenhafte Bezahlung der Staatsgläubiger, Reform der Gesetze und ihre Kodifizierung, dann weiter Habeas-Corpus-Akte, Wahrung des Briefgeheimnisses und merkwürdigerweise auch schon das Recht auf Arbeit, wie er sagt, den „einzigen Besitz derjenigen, die sonst keinen Besitz haben!" Seine verfassungspolitischen Forderungen waren demnach im wesentlichen aus dem englischen Vorbilde abgeleitet. Und daß er darauf ausging, ihnen Geltung zu verschaffen, dafür zeugt, daß er dem Klub der XXX beitrat, dem plus hardi de tous ces clubs, wie er geschildert wird, dem späteren konstitutionellen, aus welchem nachmals der radikale Jakobinerklub hervorging. Wie sehr indessen Talleyrand für einschneidende Umgestaltungen und nicht bloß auf finanziellem Gebiete war, gehörte er doch von Anfang an, wie in seinem ganzen Leben, zu den Besonnenen. Zwar billigte er die Berufung des dritten Standes in doppelter Zahl der beiden anderen Stände, legte dessen Stimme und Einfluß ein großes Gewicht bei; soll er doch dem Abbé Sieyès den Titel zu seiner aufreizenden Flugschrift: „Qu'est-ce que le tiers-état?" eingegeben haben. Aber im Gegensatz zu ihm bekämpfte er es, daß der dritte Stand die wahre und alleinige Vertretung der Nation darstelle; vielmehr ging sein Absehen auf das Zwei-Kammersystem und hielt er gleich Mirabeau an der Lösung des Reformwerkes in Gemeinschaft mit der Krone fest — solange wenigstens als diese selbst dazu die Kraft in sich fühlte. Als dann freilich in den Junitagen der dritte Stand sich zur Nationalversammlung erklärt und durch den Schwur im Ballhause zur fortgesetzten Tagung verbunden, als darauf die königliche Sitzung mit einer Niederlage der Monarchie geendet hatte, als dann noch der schwache Ludwig vor eingreifenden Maßregeln zurückschrak — da gab auch Talleyrand die Sache des Königtums preis. Wenige Tage nach dieser Wendung vollzog er, als einer der ersten des hohen Klerus, unbedenklich seinen Übertritt zum Tiers. Es war offenbar geworden, daß fortan der Schwerpunkt bei der Nationalversammlung lag; daher erkannte er es nunmehr auch für sich geboten, in ihr und durch sie zu einer politischen Rolle zu gelangen.

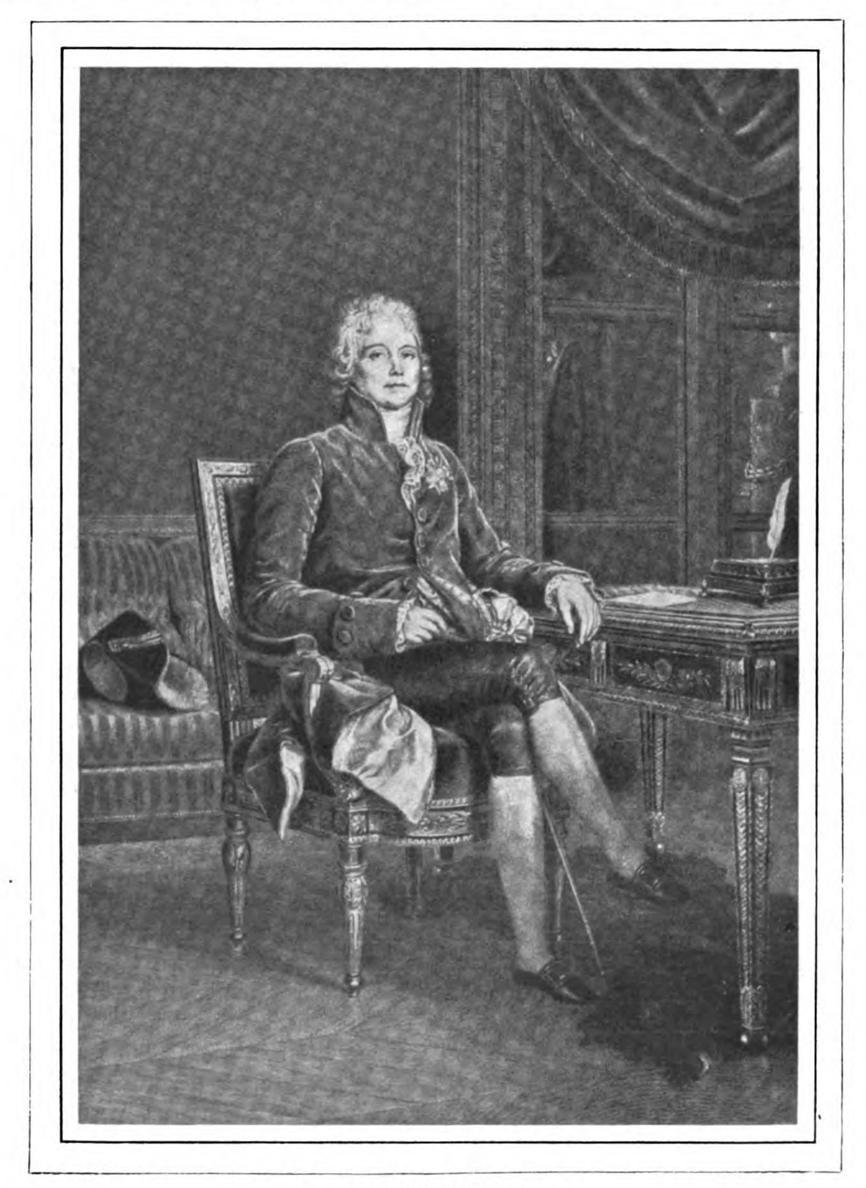
Obwohl kein begeisternder, durch glänzendes Pathos bestechender Redner, wußte der Bischof durch die sachliche, nüchterne, in vornehmer Form sich gebende Vortragsweise Eindruck auf die sonst leicht durch Wortgepränge verführbaren Franzosen zu machen, und selten verfehlten seine Reden einer nachhaltigen Wirkung. Seine erste Rede in der

hochwichtigen Frage, wie weit die den Abgeordneten von den Wählern mitgegebenen Aufträge — die sogenannten Cahiers — für jene bindend sein sollten, war auch sein erster großer Erfolg: die freie Stimmgabe wurde zum Beschluß erhoben. Bald schon stand der Abgeordnete von Autun an der Spitze der Bewegung, und sein Ansehen in der Versammlung wurde durch die Wahl zum Präsidenten anerkannt. Von ihm rührt auch einer jener wenigen Anträge her, dessen Verwirklichung bis auf den heutigen Tag eine Säule des französischen Verwaltungssystems geblieben ist: die Schöpfung der Departementsverfassung und damit die Beseitigung der alten Provinzen und ihrer Sonderrechte wie ihres Widerstandes gegen die neue Ordnung der Dinge, eine der einschneidendsten Maßregeln der Revolution, welche für den gewaltsamen Fortgang von weitgreifendster Bedeutung geworden ist.

Den Höhepunkt seiner Wirksamkeit als Volkstribun erreichte Talleyrand aber in der Kirchenfrage. Bekanntlich hatte die trostlose Finanzlage den nächsten und entscheidenden Berufungsgrund der Stände abgegeben. Bis in den Herbst 1789 war jedoch ein wirksames Abhilfsmittel nicht gefunden worden; noch hatte man sich nicht an die bereits in Vorschlag gebrachte Heranziehung des geistlichen Gutes herangewagt. Inzwischen war aber die Kirche durch jenen in edler Begeisterung, jedoch unüberlegt gefaßten Beschluß der 4. Augustnacht über die entschädigungslose Aufhebung der Feudallasten hart betroffen worden. Da nämlich mit diesen und zumal dem Zehnten der Kirche ein Drittel bis der Hälfte ihres bisherigen Einkommens genommen war, so hielt Talleyrand den Augenblick für die Säkularisierung des Kirchengutes gegen staatlichen Unterhalt des Klerus und der Kultusbedürfnisse für gekommen. Als er auf dieses gewaltige, zu zwei Milliarden geschätzte Besitztum hinwies, befand sich die Versammlung im Banne eines Rettung verheißenden Gedankens. Was auch dagegen — selbst von einem Sieyès — vorgebracht werden mochte, für die Mehrheit bestand kein Bedenken, den ohnehin mit scheelen Augen angesehenen Reichtum des Klerus in die Wagschale zu werfen, wo es galt, Frankreich vor finanziellem Zusammenbruch zu bewahren. Der Beschluß, der die Kirchengüter, den „Brautschatz der Revolution“, der Nation zur Verfügung stellte, wurde unter rauschendem Beifall der Tribünen angenommen. Freilich mit dem Ausführungsverfahren, das diesem Beschlusse folgte, daß zunächst vierhundert Millionen von den Gütern verkauft und als Anweisungen darauf zur augenblicklichen Füllung der leeren Staatskassen für einen gleichen Betrag Papiergeld, die nachmals so berüchtigten Assignaten, ausgegeben werden sollten, war Talleyrand keineswegs einverstanden. Als finanzkundiger Mann wollte er, daß die Staatsgläubiger das Verkaufsrecht erhielten und bei ihren Verkäufen der nicht bar bezahlte Kaufpreis als verzinsliche Hypothek liegen blieb. Er gedachte so einen Tilgungsfonds für die Ablösung des Zehnten zu schaffen und zugleich den Staat von seinen Schulden zu entlasten. Ganz richtig setzte er auseinander, daß so wenig durch das auf den Markt geworfene Kirchengut wie durch die Assignaten eine neue Quelle des Nationalreichtums eröffnet würde, daß vielmehr eine Steigerung aller Preise oder mit anderen Worten ein unumgänglicher Kursfall der Assignaten und damit maßloses Elend die Folge sein müsse, und daß der endliche Zusammenbruch doch nicht vermieden werden könne. Die Geschichte hat ihm recht gegeben.

Der Talleyrandsche Antrag auf Verweltlichung des Kirchengutes hatte aber noch eine fernere umwälzende Folge. Der mit der Vorbereitung beauftragte Ausschuß faßte seine Aufgabe weiter und zog die ganze äußere Stellung der Geistlichen in sein Bereich. Das Ergebnis war die viel berufene Constitution civile du clergé. Sie ordnete an Stelle der 131 Diöcesen 83 Departementsbischöfe und 10 Erzbischöfe an, wobei diese durch die Aktivbürger des Departements, die Pfarrer durch die des Distriktes zu wählen seien. Bischöfe und Pfarrer hatten die Besoldung durch den Staat zu erhalten, dem auch für die sonstigen kirchlichen Bedürfnisse die Sorge auferlegt ward. Die neue Ordnung war von den Geistlichen zu beschwören, ein dem Papst zu leistender Eid wie die von ihm einzuholende Bestätigung der Bischofswahl unzulässig. Diese alle Vorschrif-

ten des kanonischen Rechtes auf den Kopf stellenden Einrichtungen, an denen sich vornehmlich die dem päpstlichen Primate abgeneigten Jansenisten beteiligt hatten, waren von Autun, ihrem bisherigen Oberhirten Vorstellungen zu machen. Dieser jedoch wies ihn kühl ab: „Die Dekrete," schrieb er zurück, „welche die Civilkonstitution regeln, unter-



Charles Maurice de Talleyrand.
Gemalt von F. Gérard, gestochen von Boucher-Desnoyers.

ganz im Sinne des Bischofs von Autun. Die heftige Aufregung und die schwersten Gewissensqualen, die sich ob solcher Verstaatlichung der Kirche weiter Kreise und voran des größeren Teiles der Geistlichkeit bemächtigten, veranlaßten auch den Klerus scheiden auf das genaueste zwischen dem Dogma und solchen Fragen, welche nicht zum Dogma gehören. Sie sind, in fast allen Punkten, eine Rückkehr zu den erhabensten Gesetzen der Kirche." Und Talleyrand war auch sofort bereit, für sich selbst die Folge-

rungen zu ziehen. War es für die kirchenfeindliche Mehrheit der Nationalversammlung ein niederschmetternder Ausgang, daß nur vier aus der großen Zahl von Bischöfen sich zum Bürgereid verstanden, so gehörte doch Talleyrand zu ihnen, ja er half auch aus, als bei den nun erforderlich werdenden Bischofswahlen die Konsekration auf Schwierigkeiten stieß. Dagegen lehnte er das Pariser Erzbistum ab und trat eigenmächtig in den Laienstand zurück. Dieses sein Verhalten trug ihm den — damals freilich völlig wirkungslosen — Bannstrahl des Papstes ein.

Die bald nachher erfolgte Auflösung der Konstituante und der Verzicht der Wiederwahl ihrer Mitglieder in die Legislative beraubte Talleyrand eines angemessenen Wirkungskreises. Die Emigration wollte er nicht, dagegen jede Wendung in Frankreichs Geschick mitmachen: „pourvuque je restasse Français, tout me convenait" gestand er selbst. Er knüpfte mannigfache Beziehungen an und erreichte es, vom Ministerium, allerdings ohne amtliche Stellung, in geheimer Mission nach London gesandt zu werden, um bei dem drohenden Koalitionskriege Englands Neutralität durchzusetzen. Durch die Vergewaltigung des Königtums am 10. Februar 1792 wurden die Verhandlungen unterbrochen. Da nach der schauerlichen Niedermetzelung der Schweizergarde und der Flucht der königlichen Familie in die Nationalversammlung für die Monarchie nichts mehr zu erhoffen war, lag auch für Talleyrand Grund genug vor, sich einen neuen Lebensplan zu machen. Derselbe Mann, der noch kurz zuvor an Fluchtunternehmungen des Hofes beteiligt war, brachte es nun über sich, die Rechtfertigung der entsetzlichen Geschehnisse in einem Rundschreiben an die auswärtigen Mächte zu übernehmen. Es ist ein Meisterstück der Entstellung und Gemeinheit. „Der König," schreibt er, „hat es nicht vermocht, die Vorurteile seiner Erziehung zu überwinden und seinen wahren Freunden zu vertrauen. Sein Geld hat die Feinde der Freiheit bezahlt, seine Machenschaften haben die Grundlage der Verfassung vernichtet; ein ungeheures geheimes Abkommen, das von den Tuilerien ausging, bedrohte den Bestand unserer Revolution und den Erfolg unserer Waffen. Erst angesichts dieser vorbereiteten Gegenrevolution ist das von den Sturmglocken herbeigerufene Volk mit den braven Föderierten aus allen Teilen Frankreichs gegen das Schloß gezogen, wo der Verrat feiger Satelliten" — so wird der heldenmütige Todeskampf der Schweizer bezeichnet — „es zur Gegenwehr zwang. Die Nationalversammlung war Augenzeuge und wäre fast das Opfer so vieler Niederträchtigkeiten geworden. So blieb ihr keine andere Wahl, als im Interesse der Sicherheit des Königs selbst diesen zu suspendieren, im Namen des öffentlichen Wohles die Herrschaft anzutreten und einen Nationalkonvent einzuberufen."

Talleyrand focht das Geschick der Herrscherfamilie nicht an. Nach der Hinrichtung der Königin schrieb er an Frau von Staël: „C'est une maison finie pour la France que la maison de Bourbon. Voilà de quoi penser." Er aber machte sich in diesen grausigen Septembertagen, in denen so viele seiner Freunde hingeschlachtet waren, an den zur Macht gelangten furchtbaren Danton, um sich mit Hilfe eines von ihm erwirkten Passes dem heißen Boden der Hauptstadt zu entziehen. Damit entging er der Verfolgung, die ihm wegen verdächtiger Beziehungen zum Hofe drohte. Das nächste Ziel seiner Flucht war London; dort ausgewiesen, begab er sich in die Vereinigten Staaten, wo ihn der große Staatsmann Alexander Hamilton, der Begründer der amerikanischen Schutzpolitik, fesselte. Seine in dem Lande der Freiheit gewonnenen volkswirtschaftlichen Eindrücke verwertete er schriftstellerisch. Indessen sehnte er sich nach Frankreich zurück. Frau von Staël erwirkte auf seinen Wunsch die Aufhebung der gegen ihn beschlossenen Anklage, und — nach einem längeren Aufenthalt in Hamburg — traf er im Herbst 1796 in Paris wieder ein. Mit sich führte er eine geschiedene Frau Grand, die Tisch und Bett, später auch den Namen mit ihm teilte. In Paris hatte inzwischen die Schreckensherrschaft abgewirtschaftet und das Direktorium die Regierung übernommen. Dessen Seele war Barras. Ihm wurde Talleyrand durch seine Freundin, die Staël, empfohlen, worauf Barras gar bald dessen Ernennung zum Minister des Äußeren durchsetzte.

Nunmehr war Talleyrands Schiff wieder flott und er der richtige Steuermann, es durch die Strömungen und Strudel ungefährdet hindurchzuwinden. Als Minister des Direktoriums kam es ihm freilich nicht zu, selbständig in die Politik einzugreifen. Er zeigte aber einen offenen Blick für die werdenden Ereignisse und war darauf bedacht, sie für sich selbst zu nutzen. Es war die Zeit, in der ein Stern erster Größe aufging. Schon hatte der General Bonaparte den Präliminarfrieden von Leoben geschlossen, und ein Staatsstreich lag in der Luft. Talleyrand fand es daher für gut, dem siegreichen General seinen Amtsantritt anzuzeigen und die Worte einfließen zu lassen: „le nom seul de Bonaparte est un auxiliaire qui tout doit applanir.“ Und als der Friede mit Österreich zu stande gekommen war, begrüßte er den Sieger: „Voilà donc la paix faite, et une paix à la Bonaparte. Recevez donc mon compliment de cœur, mon général; les expressions manquent pour vous dire tout ce qu'on voudrait en ce moment.“ Und zum Schlusse: „Adieu, amitié, admiration, respect, reconnaissance, on ne sait, où s'arrêter dans cette énumeration.“ Damit hatte Talleyrand richtig Worte und Verhalten gewählt: Bonaparte zog ihn in sein Vertrauen.

Bei den vielen internationalen Verhandlungen und Friedensschlüssen der wirrenreichen Zeit vergaß der Minister des Auswärtigen, gleich den übrigen Staatsmännern, den eigenen Vorteil nicht. Bereits anfangs bot ein Vertrag mit Portugal Gelegenheit, acht Millionen herauszuschlagen, von denen je eine die fünf Direktoren, die übrigen Talleyrand in die Tasche gesteckt haben sollen. Welche Summen ihm später zuflossen, davon wußten die Diplomaten, zumal die der Rheinbundstaaten, ein Lied zu singen. Übrigens machte Talleyrand aus seinem Verhalten keineswegs ein Geheimnis. Sagte er doch dem preußischen Gesandten ins Gesicht: er habe sein Amt nicht angenommen, um es als armer Teufel zu verlassen. Ein Rat der Gesandtschaft berichtete nach Berlin von ihm: „orgueilleux comme un paon et vénal comme un laquais ... il ne dit jamais ce qu'il fait et ne fait jamais ce qu'il dit.“

So geschmeidig und verschlagen in seiner Geschäftsführung Talleyrand war, zog er sich doch den Haß der Jakobiner zu. Ihre Anschuldigung, mit Ludwig XVIII. Fühlung zu haben, führte 1799 seinen Rücktritt herbei — doch nur auf kurze Zeit. Denn die plötzliche Rückkehr des heldenmütigen Feldherrn aus Ägypten nach Frankreich brachte Klärung in die verworrenen inneren Verhältnisse und eröffnete Talleyrand bereits wieder günstige Aussichten. Wie er bei den Vorbereitungen zum 18. Brumaire seine Hände im Spiele hatte, so vermittelte er den Rücktritt Barras' und die Verständigung zwischen Siеyès und Bonaparte. Des letzteren Dank blieb nicht aus: noch vor Jahresschluß (1799) ernannte er ihn wieder zum Minister des Auswärtigen.

An diesen traten nunmehr schwierige Aufgaben heran: nicht nur durch Subsidien oder Entschädigungen fremder Staaten die Mittel für die Kriegsführung bereit zu stellen, sondern auch durch Rückkehr geordneter Zustände im Einverständnis mit der Kurie die Voraussetzungen für die weitausschauenden Pläne des ersten Konsuls zu schaffen. Bei letzterem Unternehmen galt es alle Hebel der Überredungskunst und der politischen Druckmittel gegenüber Pius VII. und dem gewandten Kardinal Consalvi in Anwendung zu bringen, um dem Verlangen Bonapartes zu genügen, der überzeugt war, daß der Nation oder richtiger seiner Machtstellung die Zurückführung der Papstkirche und eines von obenher geleiteten Priesterstandes zur geistlichen Beherrschung der Franzosen von nöten sei. Der einstige Bischof von Autun, dem es darauf ankam, die kirchliche Verfassung möglichst im Anschlusse des durch die Revolution Gewordenen zu ordnen, war einmal wieder in seinem Fahrwasser. Da der Papst darauf bestand, daß die katholische Religion durch das Konkordat zur Staatsreligion erklärt werde, umschiffte Talleyrand diesen Stein des Anstoßes und willigte in die nichtssagende Definition der Religion der Mehrzahl der Franzosen. Auch in den beiden anderen hervorragenden Streitpunkten blieb er fest: in der Anerkennung der konstitutionellen, teilweise verheirateten Priester wie in der Enthebung der vorrevolutionären Bischöfe und ferner in der Gutheißung der

Säkularisation des Kirchengutes und damit in der staatlichen Fürsorge für Klerus und Kultus. Den Papst, welcher sich gegen die letztere Forderung heftig sperrte, ließ er wissen, daß die Kirche zu allen Zeiten Eingriffe in ihr Besitztum erduldet und nur dann ihren Bannstrahl geschleudert habe, wenn jene von schwachen Kräften ausgegangen seien. Der Westfälische Frieden, der die Hälfte des geistlichen Gutes in Deutschland verweltlicht habe, sei hingenommen, ohne das Reich zu exkommunizieren. Rom gab nach und mußte es erleben, daß Talleyrand des weiteren Bonaparte dazu drängte, die Säkularisationen auch auf dem linken Rheinufer durchzusetzen. So hatte unter Talleyrands maßgebender Mitwirkung die die ganze Revolution beherrschende Kirchenfrage ihren Abschluß gefunden: mit Wiedereinführung des Priestereides auf die canones, der Kapitel und Seminare, mit der Erleichterung der geistlichen Stiftungen, mit der Verpflichtung der Regierungsmitglieder zu einem persönlichen Glaubensbekenntnis hatte das Papsttum seine alte Macht über die Gewissen der Franzosen wiedererlangt, ja noch mehr, die Grundlagen der Freiheiten der gallikanischen Kirche waren aufgegeben worden. Die neue päpstliche Universalmonarchie, die im neunzehnten Jahrhundert in Europa zur Herrschaft gelangte, war in Frankreich durch das Konkordat von 1801 begründet, und die gendarmerie sacrée, die der Sieger von Marengo für seine Ziele erstrebt hatte, sollte dereinst zu einem gewaltigen Machtmittel in der Hand des Trägers der Tiara werden. Und auch in Deutschland haben die von Talleyrand geförderten Säkularisationen die verhängnisvolle Wirkung gehabt, daß der nicht mehr an ein reiches geistliches Besitztum gebundene hohe Klerus sich versucht sah, seine Stützpunkte außerhalb des nationalen Lebens zu finden, d. h. sich an die Papstmacht anzulehnen. Die Folgen haben wir heute zu tragen und als ein geschichtliches Vermächtnis zu überwinden.

Für Talleyrand selbst hatte der Konkordatsabschluß das schmeichelhafte Ergebnis, daß Pius auf Bonapartes Verlangen durch ein besonderes Breve an „seinen geliebten Sohn" ihm selbst die Säkularisation gewährte und ihm nunmehr ermöglichte, sich mit Madame Grand kirchlich trauen zu lassen. Den Empfang der Frau von Talleyrand lehnte der Papst jedoch ab, als er zur Kaiserkrönung nach Paris entboten war. Die jetzt förmlich geschlossene Ehe wurde durch ein angenommenes Kind belebt, das später einen Vetter des Adoptivvaters heiratete.

War die Regelung der kirchlichen Frage im Sinne des Ministers gewesen, so widerstrebten ihm dagegen die kühnen kriegerischen Verwickelungen, die der von einem Siege zum anderen eilende große Korse herbeiführte. Talleyrand, der stets ein friedliches Einvernehmen mit England als Ziel seiner Politik betrachtete und daher den freilich unhaltbaren Frieden von Amiens mit Genugthuung begrüßt hatte, war mit dessen Bruch, den er auf des ersten Konsuls Geheiß betreiben mußte, keineswegs einverstanden. Dieser aber konnte England die Duldung der französischen Royalisten nicht verzeihen, von denen man wußte, daß sie Anschläge auf seine Beseitigung und die Wiedereinsetzung der Bourbonen vorbereiteten. Die Unruhe, in die ihn die Berichte seiner Spione versetzten, trieb ihn zu der völkerrechtswidrigen Aufhebung und Erschießung des Herzogs von Enghien, der in dem badischen Städtchen Hettenheim lebte. Von dem Entschlusse Bonapartes war der Minister verständigt, doch hat er, wie die beiden Nebenkonsuln, dazu geschwiegen, da sie keine Willensänderung erwartet hätten. Auf die Frage La Bernardières', seines Ministerialdirektors, ob er nach diesem Vorgange im Amte bleiben werde, antwortete er, wenn Bonaparte sich eines Verbrechens schuldig gemacht habe, so wäre das für ihn kein Grund, sich eines Fehlers schuldig zu machen. Und den Gesandten schrieb er, etwaige Einwände kurz abzuweisen, même avec moquerie. Übrigens sind die Höfe meist stillschweigend über den Skandal hinweggegangen.

Die auswärtige Politik nahm indessen nach und nach eine Richtung an, in der Talleyrand nicht zu folgen bereit war. Seitdem die von ihm angeregte Umwandlung des Konsulats in eine Erbmonarchie die Kaiserkrönung nach sich gezogen hatte und in Napoleon der Plan einer Herrschaft über das

Abendland entstanden war, konnte dieser sein Unternehmen lediglich auf die Spitze seines Degens stellen. Damit geriet der Minister, der die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes im Geiste Choiseuls erstrebte, von vornherein in eine schiefe Lage zum Kaiser, die bald in ernste Meinungsverschiedenheiten ausartete. „Je ne veux pas être le bourreau de l'Europe," hat er aus dieser Stimmung heraus zu Gagern gesagt. Und in der That galt Talleyrand im Auslande und selbst noch nach Tilsit in Berlin für einen Staatsmann, der mäßigend auf den Eroberer einzuwirken suchte. Nach Friedland schrieb er ihm: „der Sieg ist mir vor allem deshalb willkommen, weil er hoffentlich der letzte ist, den der Kaiser gezwungen war, über seine Feinde davonzutragen." Napoleon aber fühlte sich bereits derart von seinem Minister beengt, daß diesem nur übrigblieb, um Entlassung einzukommen (1807). Seine äußere Stellung war vorher durch die Erhebung zum Fürsten von Benevent, ironischerweise auf des Papstes Kosten, geregelt worden. Den nachmals ihm verliehenen Titel eines Herzogs von Dino haben erst seine Erben aufgenommen.

Besaß Talleyrand nicht mehr das Vertrauen des Kaisers, so doch immer noch, wie bekannt war, dasjenige Österreichs und Preußens. Deshalb konnte Napoleon seiner nicht entraten, ließ ihn in die geheimen Vorgänge einweihen und vorausgehen zu dem großen Fürstentage von Erfurt, um die Verhandlungen bei den Staatsmännern vorzubereiten. Keineswegs war aber Talleyrand bereit, auf die innersten Herzenswünsche des Kaisers einzugehen. Statt jedoch eine Aufgabe abzulehnen, die er nicht vertreten konnte, übte er Verrat und gab Winke und Ratschläge, welche stracks den erhaltenen Aufträgen zuwiderliefen. Besonders näherte er sich dem Zaren. „Sire," fragte er ihn, „wozu sind Sie gekommen? An Ihnen ist es, Europa zu retten, indem Sie Napoleon standhalten." Wenn schon der Kaiser von dem Gebaren seines Unterhändlers keine genaue Kunde hatte, fühlte er doch, daß etwas nicht richtig sei, und zahlte es mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit Talleyrand aus, indem er ihn der Würde des Großkämmerers enthob. Erst in kritischer Stunde sollten sich ihre Beziehungen wieder erneuern.

Als nämlich Napoleons Stern auf den Schneefeldern Rußlands erblaßt war, erinnerte er sich seines erfahrensten Ratgebers. Der jedoch, der schon Morgenluft witterte, willigte nur zögernd ein, da „es nicht jedermanns Sache sei, sich unter Trümmern begraben zu lassen." Er beobachtete einmal wieder den Lauf der Dinge und näherte sich um so mehr, als die Verbündeten im Vorgehen waren, den Bourbonen. Nach der letzten Sitzung des Regentschaftsrates äußerte er zu Savary: „Es ist Zeit, zu erwägen, was jetzt geschehen soll." Und ebenso klingt das, was aus denselben Tagen die Frau des Gesandten Reinhard, des ehemaligen Tübinger Stiftlers, der in die Dienste Frankreichs getreten war, von einer Äußerung des Fürsten von Benevent gegen ihren Mann berichtet: „Man nähert sich der Lösung, und ich werde mich ihr nicht entziehen." Er wußte auch bereits, woran er war. Als die Verbündeten in Paris einzogen, bot er Alexander I. einen Teil seines Hotels an, und hier bestimmte er den bisher abgeneigten Zaren zur Zurückberufung der verbannten Dynastie, für deren Anerkennung durch Senat und Deputiertenkammer er sich verbürgte. Bald nachher stand Talleyrand an der Spitze der provisorischen Regierung und übte seinen Einfluß auf Herstellung einer liberalen, der englischen nachgebildeten, vom König zu beschwörenden Verfassung. Als dann Graf Artois, der Heißsporn der Reaktion, in Paris erschien, um bis zur Ankunft des Königs Statthalter zu sein, legte Talleyrand ihm im „Moniteur" die nicht gesprochene bekannte Antwort an die Begrüßungsdeputation auf die Zunge: nichts hat sich geändert, Frankreich hat nur einen Franzosen mehr unter seinen Kindern. Das Eintreffen Ludwigs XVIII. bedeutete für Talleyrand wieder das Portefeuille des Äußeren. Denn wenngleich der abgefallene Priester nicht der Mann des zurückgekehrten Bourbonen war, erschien er doch als geeignet, um die Begrenzungsfrage Frankreichs nach Wunsch zu betreiben. Dagegen wurde er von der Gestaltung der inneren Angelegenheiten, auf die sofort die royalistischen Ultras einen unheilvollen Einfluß gewannen, absichtlich fern gehalten.

Was daraus für Frankreich folgte, hat ihm die Zuneigung Alexanders I. gekostet. Übrigens verstand es der Fürst von Benevent, sich dadurch die Gewogenheit des Königs zu verschaffen, daß er die Lehre von der Legitimität erfand, jene Deutung der Herrschaft von Gottes Gnaden, welche, von den Fürsten und ihren Ratgebern eifrig ergriffen, fünfzig Jahre in Europa als die festeste Stütze der Throne angesehen werden sollte.

Der Schwerpunkt für Talleyrands Wirksamkeit lag indessen in der Neuregelung der Verhältnisse Frankreichs im europäischen Konzert, und hierin sollte der Minister der eben niedergeworfenen Macht seine Meisterschaft bekunden, indem er die Sieger vor seinen Wagen spannte. Dazu führte ihn sein Weg nach Wien, wo man begonnen hatte, die Karte von Europa neu aufzulegen.

Getreu seiner alten Theorie zielte Talleyrand auf die Wiederherstellung eines Systems des Gleichgewichts der Großmächte. Zu dem Ende war sein nächstes Absehen, die Ansprüche Rußlands auf das napoleonische Herzogtum Warschau, die Preußens auf Sachsen zu vereiteln. Er suchte darum Fühlung mit England, dessen Nebenbuhlerschaft Rußlands in Asien er bereits damals richtig erkannt hatte. Wie hier, fand er auch wegen Sachsens bei Metternich in geheimen Verhandlungen wohlwollende Aufnahme, zumal auch was die anfänglich nicht beabsichtigte Beteiligung Frankreichs und sämtlicher übrigen Staaten am Kongresse anging.

Immerhin war die Teilnahme eines französischen Vertreters offiziell nicht zugestanden. Talleyrand erhielt daher in Wien auch nur eine Einladung, der Konferenz der größeren Mächte „beizuwohnen“. Er witterte hierin einen Schachzug und nahm sich vor, ihn sofort wettzumachen. Gleich, als Metternich in der Sitzung bei Mitteilung der bisherigen Beschlüsse von „Verbündeten“ sprach, warf Talleyrand ein: „solche kenne er nicht seit dem Friedensschlusse. Nicht die größeren Mächte seien befugt, Kommissionen zu ernennen, sondern der ganze Kongreß.“ Er erreichte, daß man unverrichteter Sache auseinander ging und ihn hinfort zu den Besprechungen der Vormächte zuzog. Günstige Umstände, wie die Entzweiung Alexanders und Metternichs wegen Polen und Neapel, kamen Talleyrand zu Hilfe. Er gab sich als der Minister nicht eines soeben eroberten, sondern in sich gefestigten Reiches, dessen Streitkräfte immer noch in die Wagschale fielen, und er ließ durchblicken, daß gegebenen Falles Frankreich von ihnen Gebrauch machen würde. Aber immer rechnete er mit den Thatsachen. Als er sah, daß ein selbständiges Polen nicht zu erlangen war, trat er für die Wiederherstellung Sachsens ein. War er hierin in der Hauptsache erfolgreich, konnte er es doch nicht verhindern, daß das scheel angesehene Preußen am linken Rheinufer der unmittelbare Nachbar Frankreichs blieb; immerhin hatte er es erreicht, daß diese ihm gefährlich erscheinende Macht in zwei Teile zerrissen ward. Auch für die Erhaltung zahlreicher Kleinstaaten war er eifrig thätig. Sein bedeutsamster Schachzug war aber, daß er anfangs 1815, um Rußland und Preußen matt zu setzen, Castlereagh und Metternich „zur Vervollständigung des Pariser Friedens“ zu einem geheimen Defensivvertrage vermochte, dem deutsche Mittelstaaten beitraten. Damit war der alte Plan der Verbündung mit England und Österreich wieder gelungen und Frankreichs Machtstellung neu begründet.

Mit diesem glänzenden Erfolge seiner Thätigkeit auf dem durch Napoleons Rückkunft von Elba jäh gesprengten Kongresse hatte auch Talleyrand seine politische Rolle für die nächste Zeit ausgespielt. Zwar berief ihn Ludwig XVIII. nach Rückkehr von seiner schimpflichen Flucht nach Gent nochmals in den Rat der Krone. Aber angesichts der Abneigung des Königs und der Prinzen gegen die Bürgschaften der Charte, der Parteikämpfe im Inneren, der berüchtigten, überwiegend aus Reaktionären bestehenden chambre introuvable, der royalistisch-klerikalen Greuel, des sogenannten weißen Schreckens, im Süden fühlte sich der Fürst nicht mehr an seinem Platze: er trat zurück (1816). Und gleichzeitig machte der König dem bereits im Banne der heiligen Allianz stehenden Zaren gegen fernere Unterstützung das Zugeständnis, sich des entlassenen Ministers nicht wieder zu bedienen. So war dieser auch an der folgenden Grenzverlegung gegen Deutschland nicht mehr beteiligt. Artois jubelte auf, und als er König geworden,

übersah er den einstigen Minister seines Bruders vollständig. Der letztere aber hatte jenen mit dem Ehrenamte des Oberstkämmerers nebst hunderttausend Franken Gehalt abgefunden. Von der Schaubühne des öffentlichen Lebens abgetreten, verfolgte er genau die Ereignisse und wartete wieder seine Zeit ab. Daneben ging er an die Abfassung seiner Denkwürdigkeiten und überließ sich in vollen Zügen heiteren Daseinsfreuden. In den Salons übte er seinen schlagenden Witz. Einer schielenden Dame, die ihn fragte: „Comment vont les affaires?“ gab er die boshafte Antwort: „Comme vous voyez!“ Als bei der Nachricht von Napoleons Tode jemand ausrief: „Mon Dieu, quel évènement!“ erwiderte er kühl: „Ce n'est pas un évènement, c'est une nouvelle.“

Seine Stunde sollte noch einmal schlagen. Die Julirevolution und die Losreißung Belgiens führten ihn wieder auf den Plan. Und abermals hielt er sich den neuen Gewalten, wenn auch nicht mehr bedingungslos, zur Verfügung. Von ihm stammte der Rat, daß Ludwig Philipp unverzüglich nach Karls X. Rücktritt nach Paris kommen solle, um als Generalstatthalter die einstweilige Regierung zu übernehmen. „Le reste viendra,“ schrieb er voraussehend Madame Adelaide, Orleans' Schwester. Ludwig Philipp, König geworden, machte den alternden Fürsten zum Botschafter in London, wo damals der Angelpunkt der französischen Politik war. Und mit seiner alten Spannkraft und Umsicht beherrschte hier Talleyrand die Verhältnisse, die für Frankreich von vornherein keineswegs aussichtsreich lagen. Darum bestand er darauf, daß zur Vermeidung unnötiger Verwickelungen der König auf dynastische Gelüste verzichte. Er drohte ihm damals: „Ich habe seit Ludwig XVI. allen Regierungen aus Ergebenheit für mein Vaterland gedient, sie aber alsbald im Stiche gelassen, wenn sie die Interessen Frankreichs eigennützigen Zielen opferten. Will der König auf Familienanwandlungen hören, kann er nicht mehr auf mich zählen.“ Der König, unter dem Beirat seiner einflußreichen, Talleyrand geneigten Schwester Adelaide, fügte sich und setzte ihn dadurch in den Stand, nicht nur die Abneigung der Ostmächte gegen das revolutionäre Frankreich und seinen Bürgerkönig zu überwinden und dessen Anerkennung zu erwirken, sondern auch durch zielbewußte Verträge die Stellung des Königs zu sichern. Besonders wirkte er mäßigend auf die Ansprüche des Hofes und Ministeriums, als es in der belgischen Frage geboten erschien, auf Gebietserweiterungen und die Erhebung Nemours', des Königs Sohn, auf den belgischen Thron Verzicht zu leisten. „L'Europe s'arrangera de nous tranquilles et s'en arrangera parfaitement; de nous propagandistes elle ne s'arrangera jamais,“ lautete sein Bericht nach Haus. So unterzeichnete er über den Kopf des Ministeriums weg das Londoner Protokoll, und der König stimmte seiner besseren Einsicht bei. Hatte auf diese Weise Talleyrand die belgische Angelegenheit zum Vorteil Frankreichs zu Ende und die entente cordiale mit England herbeigeführt, verblieb ihm als letzte Aufgabe noch, die Quadrupelallianz der Westmächte von 1834 gegen die absolutistischen Umtriebe auf der Pyrenäischen Halbinsel zum Abschluß zu bringen. Damit war sein staatsmännisches Lebenswerk erschöpft. Er selbst fühlte sich verbraucht. In einem Brief an Madame Adelaide heißt es: „Ich bin alt und kränklich, und es schmerzt mich, meine Generation verschwinden zu sehen. Ich bin der Mann einer anderen Zeit und fühle mich in dieser fremd.“

Fast vier Jahre blieben dem greisen Fürsten noch nach seiner Verabschiedung, die er als vornehmer Herr in Hingabe an den verfeinerten Lebensgenuß verbrachte. Und auch darin suchte er jetzt den weltmännischen Aristokraten zu bethätigen, daß er dem äußerlichen Anstandsempfinden der Gesellschaft durch seine Versöhnung mit der Kirche Rechnung trug. In seinem Testamente gab er zu oberst die Versicherung, daß er sich zu den Lehren dieser, der katholischen Kirche bekenne. Ja, er ging noch weiter: geraume Zeit vor seinem Tode hatte er den Abbé Dupanloup, der seiner Großnichte Konfirmationsunterricht erteilte, zu Tisch geladen. Da dieser abgelehnt, weil er kein Weltmann sei, hatte zwar Talleyrand geäußert: „Cet homme ne sait pas son métier,“ hatte aber in der Folge Unterredungen mit ihm, bei denen Dupanloup eine von ihm aufgesetzte Erklärung reumütigen Bekenntnisses ver-

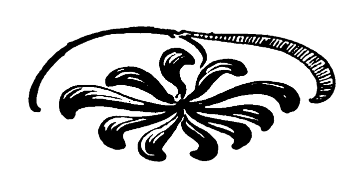
langte. Damals noch meinte Talleyrand: „Pas encore.“ Als ihn dann aber die letzte schmerzliche Krankheit befiel, verstand er sich dazu, dem Erzbischofe von Paris wie dem Papste das Bedauern auszusprechen, Ärgernis gegeben zu haben, doch nicht ohne noch die anzuklagen, die ihm einen Stand aufgezwängt hätten, „für den er nicht geboren sei“. Gregor XVI. hat diese Unterwerfung die größte Errungenschaft seines Pontifikates genannt.

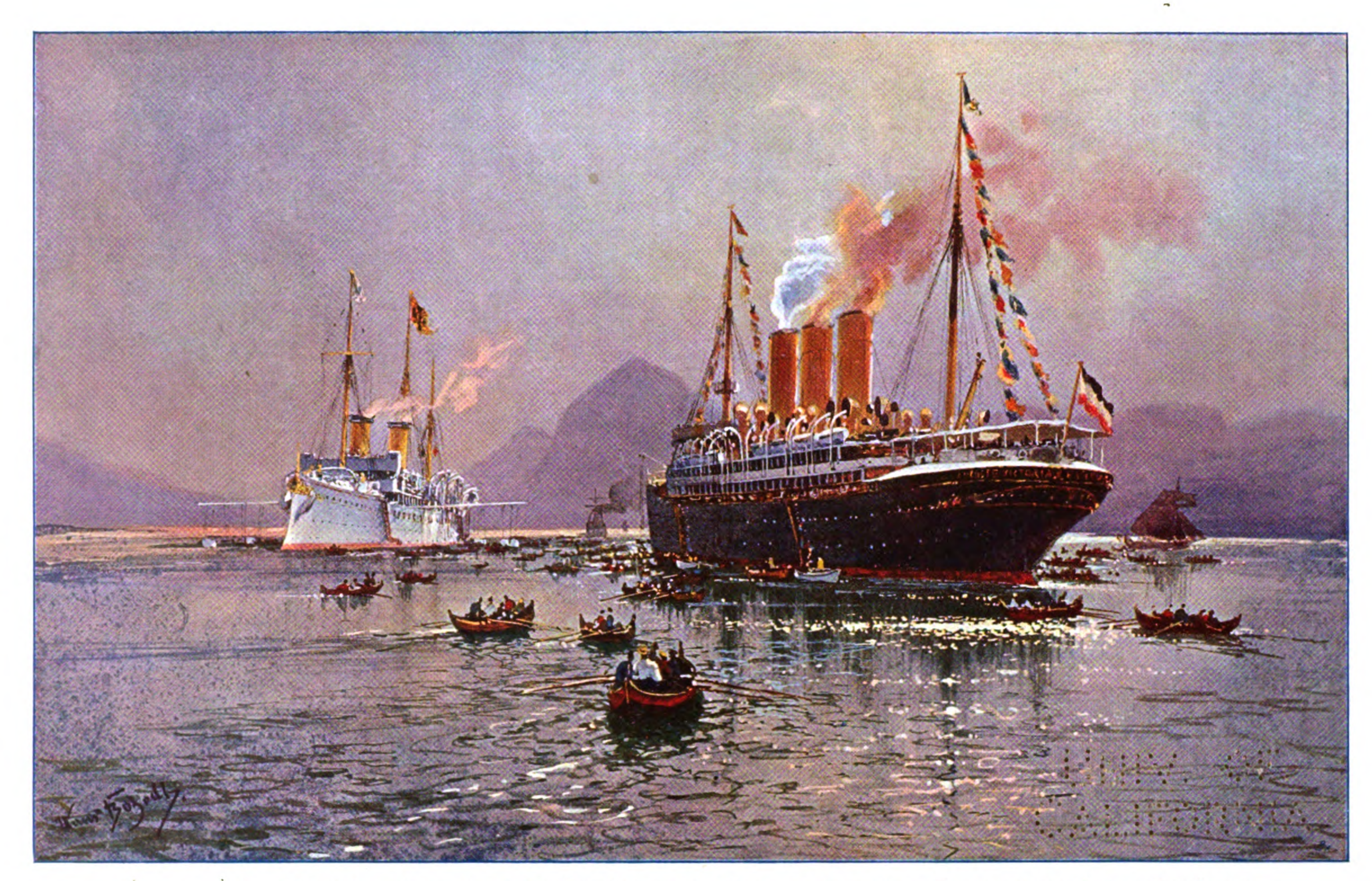
Am 17. Mai 1838 ist der Mann gestorben, der seit 1789 an allen Bewegungen, die Frankreich durchzitterten, seinen hervorragenden Anteil, ja der in allen großen, entscheidenden Stunden das Heft in der Hand hatte. Mit beispiellosem Geschick hat er im gegebenen Augenblick das gewollt und erreicht, was nach seiner überlegenen Einsicht Frankreich frommte oder was zu erlangen war. Denn eben darin war er wahrhafter Staatsmann, daß er nie übers Ziel hinausschoß, daß er nach seiner berühmten Verhaltungsregel: Surtout, point de zèle stets den rechten Zeitpunkt ersah, daß er Personen und Verhältnisse scharf zu durchschauen verstand. Und das Land, dem er diente, ist nicht schlecht bei seiner Wirksamkeit gefahren, es hat ihn stets als den verständigsten und erfolgreichsten Vertreter seiner jeweiligen Interessen gefunden.

Für den Menschen freilich hat ein anderes Urteil Platz zu greifen. Der Mann, der sein ganzes Leben darauf ausging, sich ein genußreiches Dasein und eine einflußreiche Stellung zu verschaffen, der, dabei in seinen Mitteln wenig wählerisch, gewissenlos zugriff, um aus jeder Lage seinen Vorteil zu ziehen, hat auf Achtung keinen Anspruch. Am häßlichsten erscheint sein Bild, wenn man sieht, wie er verschlagenen Sinnes ohne Bedenken immer und immer wieder dem sinkenden Stern sich ab-, dem aufgehenden sich zuwendet, wie er selbst vor gemeinem Verrat nicht zurückschrickt, wenn es seinen Zwecken Vorschub zu leisten verspricht. Er selbst zwar ließ sich durch solche Vorwürfe nicht anfechten: kühlen, selbstgewissen Geistes rechtfertigte er sich: „Ich habe in meinem ganzen Leben nur in jenen Zeitläuften konspiriert, wenn ich die Mehrheit der Franzosen zu Mitschuldigen hatte und mit ihnen das Heil des Vaterlandes erstrebte.“ Welch niedrige Triebfedern ihn bewegten, hat er klüglich verschwiegen. Richtiger gewiß hat ihn in seiner ganzen Erbärmlichkeit ein Zeitgenosse und Landsmann, Lamartine, erfaßt, wenn er von seinem Charakter behauptet: „Courtisan du destin il accompagnait le bonheur, il servait les forts, il méprisait les maladroits, il abandonnait les malheureux.“ Und auch einen deutschen Ausspruch ist man versucht, auf ihn anzuwenden, den, welchen Schiller der Maria Stuart über Englands Lords leiht:

> Ich sehe diese würd'gen Peers mit schnell
> Vertauschter Überzeugung unter vier
> Regierungen den Glauben viermal ändern.

Das muß auch für uns das Urteil über den Menschen Talleyrand bleiben, der niemals gezaudert hat, seine persönliche Überzeugung dem eigenen Nutzen zuliebe preiszugeben.





Begegnung des Schnelldampfers „Auguste Victoria“ und S. M. J. „Hohenzollern“ in den norwegischen Gewässern.


Jacht „Prinzessin Victoria Luise“.

Die Hamburg-Amerika-Linie

Von

Gustav Adolf Erdmann

Auf der Fahrt.

Der Tag der Ausreise mit der „Deutschland“ rückte heran.* Ich hatte die Zwischenzeit mit Studien in Hamburg ausgefüllt, mein russischer Freund aber war inzwischen nach Helgoland gefahren, um erst unmittelbar vor der Abreise wieder zurückzukehren. Da es mich lebhaft interessierte, die Vorbereitungen für die Ausreise an Bord des Schiffes selbst kennen zu lernen, bemühte ich mich, auf besondere Empfehlungen gestützt, bei der Direktion diese Erlaubnis zu erhalten, und hatte auch Glück damit. Ausnahmsweise wurde mir zugestanden, einen Tag vor der vorschriftsmäßigen Zeit an Bord der „Deutschland“ zu gehen, jedoch wurde mir gleich bedeutet, daß ich dann aber auch die Unannehmlichkeiten mit in den Kauf nehmen müsse, die ein verfrühtes Betreten des Schiffes mit sich bringen würde. Darum aber gerade war es mir ja zu thun.

* Vergl. die erste Abteilung dieses Aufsatzes, „In Hamburg“, im Juniheft 1902.

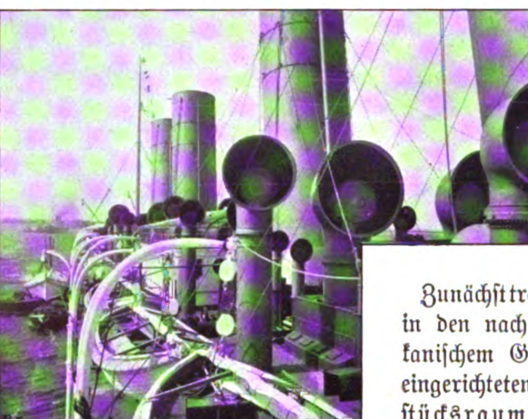
Eine langweilige Bahnfahrt brachte mich nach Cuxhaven, wo ich zunächst die Quaianlagen und Wohlfahrtseinrichtungen der Gesellschaft besichtigte. Immer wieder aber kehrten die Blicke nach der breiten Elbmündung zurück, wo mitten im Strom der imposante Dampfer in stolzer Ruhe lag. Unwillkürlich schweiften die Gedanken von diesem Riesenbau zu dem kleinen Segelschiff gleiches Namens zurück, das 1847 eine für damalige Zeit unerhörte Größe hatte. Welch ein Fortschritt in weniger als einem Menschenalter, und wieviel hatte die stolze Flagge, die über diesem Meeresriesen wehte, dazu beigetragen!

Gegen Vorzeigung meiner Legitimation wurde ich sofort an Bord des Schiffes befördert. Der Kapitän, „Kommodore“ Albers, der als rangältester Kapitän in der Flotte der Hamburg-Amerika-Linie diesen althamburgischen Admiralstitel führt,* begrüßte den vorzeitigen Passagier in liebens-

* Albers ist inzwischen am 29. April d. J. gestorben.

würdigster Weise, zeigte sich allen meinen Wünschen gegenüber entgegenkommend und riet mir nur, mich vorläufig noch nicht in besonders feierliche Toilette zu werfen, da ja das Schiff auch noch nicht völlig im Festtagsschmuck prange. Er stellte mich darauf den Offizieren, dem Arzt und dem Zahlmeister vor, worauf mich der Steward, der sich sogleich meines Handgepäcks bemächtigt hatte, in meine Kabine führte und mir beim Unterbringen der Sachen behilflich war. Die Kabine befand sich im hinteren Teil des Promenadendecks und hatte den Vorzug, für nur einen einzigen Passagier bestimmt zu sein, während die meisten zwei Personen aufnehmen müssen. Die Kammer war mit anheimelnder Bequemlichkeit ausgestattet, alles in ihr strahlte von Sauberkeit. Der Steward machte mich auf alle Einzelheiten und Kunstgriffe aufmerksam und verriet mir mit geheimnisvollem Lächeln, daß ich hier sogar einen elektrischen Haarbrennapparat einschalten könne, was ich jedoch dankend ablehnte.

Mit meinem Führer, einem sehr gewandten Steward, der sich erboten hatte, mich genauer mit dem Schiffe bekannt zu machen, stieg ich nun eine bequeme Treppe zum obersten Deck empor, dem Sonnendeck, welches besonders dadurch interessant ist, daß hier die achtundzwanzig Rettungsboote aufbewahrt werden, über die das Schiff verfügt. Vier von diesen Booten sind stets ausgeschwungen, so daß sie sofort ins Wasser gelassen werden können. Auch das Aussetzen der übrigen Boote, von denen die meisten nach Francis' Patent aus verzinktem Stahl gebaut und über 9 Meter lang und 2,66 Meter breit sind, geschieht schnell mit Hilfe von vier Dampfwinden. Auf dem Sonnendeck befinden sich auch die bequemen Wohnräume des Kapitäns und der Offiziere, die so gelegen sind, daß die Bewohner stets in nächster Nähe derjenigen Stellen sich aufhalten, wo sie ihren Dienst zu verrichten haben, in diesem Falle also in der Nähe der Brücke. In ähnlicher Weise sind die Ingenieure, die Heizer, Schmierer u. s. w. in der Nähe der Maschinen untergebracht, so daß sie schnellstens zur Hand sind.


„Deutschland": Bootsdeck.

Zunächst traten wir in den nach amerikanischem Geschmack eingerichteten **Frühstücksraum**, in welchem man gleich Speisen vom Grill und echt amerikanische Drinks an der Bar haben kann. Die Ausstattung des Raumes, der lauschige Winkel und Nischen enthält, zeigt Möbel aus grünlich gebeiztem Holz. Daß dieses Zimmer besonders von den Amerikanern stark frequentiert wird, bedarf wohl keiner Erwähnung, doch fühlen sich auch andere Nationalitäten dort bald wohl und heimisch. Allerliebst ist das **Kinderzimmer**, welches die Gesellschaft ihren kleinen Passagieren auf dem Brückendeck eingerichtet hat, damit sie sich bei schlechtem Wetter von ihren in der Nähe gelegenen Spielplätzen dorthin zurückziehen können. Der luftige, elegante Raum ist mit allem versehen, was zum Wohlbehagen und zur Zerstreuung der Kinder dienen kann, sogar Karussell und Schaukeln fehlen nicht. Die Wände sind mit Märchenbildern und Darstellungen aus dem Kinderleben geschmückt.

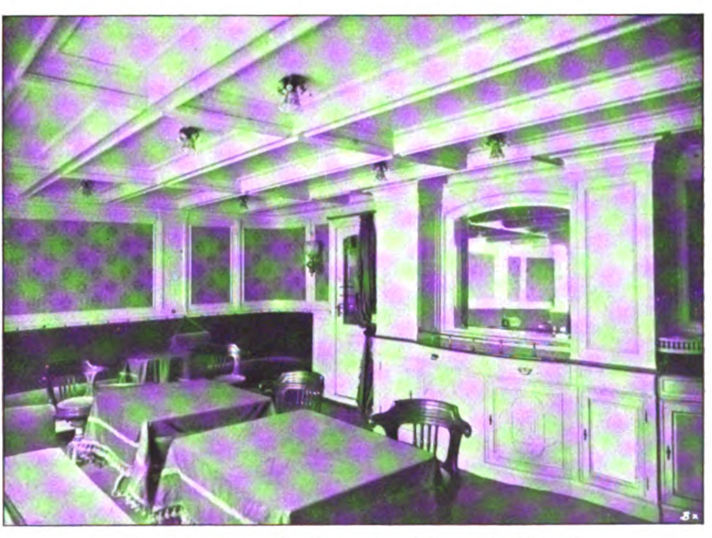
Nach einem Rundgange über das ganze Deck stiegen wir wieder zum Promenadendeck hinab, das diesen Namen in Wirklichkeit verdient; denn es bietet den bewegungsuchenden Passagieren die ausgiebigste Gelegenheit, dieses Bedürfnis auf vor Sonne und Regen geschützten langen Wandelgängen genügend zu befriedigen. Unser Weg führte zunächst in den **Rauchsalon**, ein großes, reich und geschmackvoll ausgestattetes Zimmer, dessen anheimelnde Gemütlichkeit ich auf der Fahrt kennen zu lernen reichlich Gelegenheit fand.

Die mit den Wappen deutscher Städte geschmückte Decke ist im Tone ganz hell gehalten. Die Wände sind mit graublau gebeiztem Holz ausgelegt und die Möbelbezüge dem Ton angepaßt. Über der Eingangsthür befindet sich ein großes Gemälde von Prof. Hans Bohrdt, den Hamburger Hafen darstellend, das rechts und links von allegorischen Darstellungen des Handels und der Schiffahrt, Skulpturen des Bildhauers Haverkamp, flankiert wird. Unterhalb des Bildes geben reiche ornamentale Schnitzereien, die eine Uhr umwinden, dem Ganzen einen wirkungsvollen Abschluß. An den Längsseiten laden behagliche Nischen mit farbigen Figurenfriesen auf Goldgrund vom Maler Eckhardt zum Sitzen ein, und mehrere Ton in Ton einfarbig gemalte amerikanische Landschaften von Schnars-Alquist vollenden die künstlerische Ausstattung dieses ebenso vornehmen wie gemütlichen Raumes.

Ein bequemer Gang führt von dem Rauchsalon direkt in das prachtvolle Gesellschaftszimmer, das den oberen Teil des Lichtschachtes zum Speisesaal erster Klasse umgiebt, von ihm durch Spiegelglaswände mit reicher Tiffany-Verglasung abgeschlossen. Hier ist der Lieblingsaufenthalt der Damenwelt, die in dem größten der fünf untereinander in Verbindung stehenden Salons einen herrlichen Konzertflügel von Steinway & Sons vorfindet. Hier hat auch das von der Hamburger Handelskammer gestiftete Porträt des Kaisers vom Maler Noster hinter einem reichen Blumenarrangement seinen Platz gefunden. Die Decke ist in all diesen Räumen weiß gehalten, und die elektrischen Beleuchtungskörper schließen sich geschickt den ruhigen, klaren Linien der Deckornamentik an. Die Wände sind mit hellgetönten farbigen Stoffen bespannt, denen die Möbelbezüge entsprechen. Im Musiksalon ist Gelb, im Schreib- und Bibliothekszimmer Heliotrop, in den beiden Eckzimmern, wo die Damen die Alleinherrschaft haben, ein helles Grün die Grundfarbe.

Nach dem Heck zu liegt der etwas kleinere und einfacher ausgestattete Rauchsalon zweiter Klasse, der aber ebenfalls an Komfort und Behaglichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Auch findet man auf diesem wie auf allen übrigen Decks reichlich luxuriöse Badeeinrichtungen, die für kalte wie für warme Bäder jederzeit frei zur Verfügung stehen.

Und wieder geht es die breite, vornehme Treppe hinunter auf das nächste Deck, das Oberdeck, das trotz seiner gewaltigen Ausdehnung nur zwei kleinere Versammlungsräume hat, das einfacher ausgestattete Gesellschaftszimmer zweiter Klasse und den Hilfsspeisesalon zweiter Klasse, der sechzehn Sitzplätze bietet. Im übrigen ist dieses Deck ein richtiges Kabinen-, Verwaltungs- und Wirtschaftsdeck; denn außer zahlreichen Kabinen enthält es die Bäckerei, die Küchen zweiter und dritter Klasse, Apotheke, das Hospital u. s. w. Auch das Bureau für die deutsch-amerikanische Seepost findet hier seine Unterkunft in einem ausgiebig bemessenen Raume.



Eins der kleinen Speisezimmer auf der „Deutschland“.

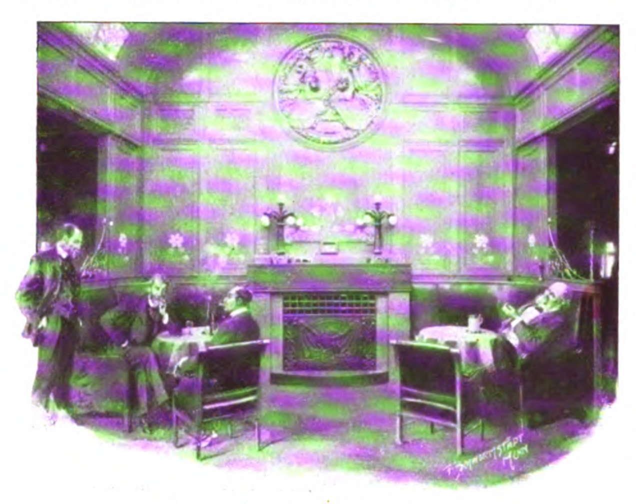
Das Hauptdeck, auf welches uns nun unser Gang führt, könnte man als das Speisedeck



„Deutschland“: Kinderzimmer

bezeichnen; denn es enthält, vom Heck beginnend, den Hauptspeisesaal zweiter Klasse mit 166 Sitzplätzen, den Speiseraum für Heizer, die Maschinistenmesse, Küche und Anrichte erster Klasse, Heizerküche, zwei Hilfsspeisesäle erster Klasse zu je 30 Plätzen und endlich den Glanzpunkt des Schiffes: den großen Speisesaal erster Klasse, der 358 Sitzplätze bietet. Dieser Saal macht auf den Beschauer einen geradezu imponierenden Eindruck. Zunächst ist es der gewaltige, fast 10 Meter hohe Kuppelbau aus Glas, der an die Stelle der älteren Lichtschachte getreten ist, welcher den Blick des Beschauers auf sich zieht. Vom Oberdeck beginnend, findet er auf dem Sonnendeck einen glockenartigen Abschluß, der mit Spiegelglasscheiben und bunten Glasfriesen, welche die Konstruktionslinien hervorheben, geziert ist. Das Tageslicht fällt durch diese Scheiben voll in den riesigen Saal, der ohne jede Überladung, wie sie bei den älteren Schnelldampfern zu finden ist, durch seine romanische Bogenarchitektur einen außerordentlich vornehmen Eindruck macht. In der Höhe des Oberdecks läuft um diesen Kuppelbau ein Umgang mit ebenfalls romanischer Bogenarchitektur, dessen breite Brüstung aus echtem Mahagoniholz besteht.

Voller Bewunderung aber ruht das Auge auf einem Kunstwerk, welches den Hauptschmuck dieses Raumes bildet. Es ist ein über zwei Meter hohes Bronzerelief des Berliner Bildhauers Prof. Wiedemann, das in schwungvoller Komposition das aufsteigende Jahrhundert darstellt. In zwei Nischen an den Längsseiten sind als Verkörperung Deutschlands und Amerikas zwei hohe, künstlerisch wertvolle Bronzefiguren aufgestellt. Von vier mit reicher Ornamentik geschmückten Kronleuchtern strömt abends ein Meer von Licht in den stets sehr besuchten Saal. Dieser selbst zeigt, wie alle übrigen Räume, eine vornehme, ruhige Linienführung in seiner bis aufs kleinste künstlerisch durchdachten Ausschmückung. Er bildet ein wahres Meisterwerk in der Harmonie von Formen und Farben. Die Holzdecke ist kassettenartig eingeteilt, weiß gehalten und durch originelles Schnitzwerk belebt. Das leuchtende Japanischrot der Wände harmoniert mit dem Mahagoni der Möbel. Das strahlende, unruhige Geflimmer der Spiegel an den Wänden würde in diesen Raum nicht passen. Dafür sind als Dekorationsstücke vier



„Deutschland“: Rauchsalon erster Klasse.



Reichspostdampfer „Hamburg“ in Ostasien. Zu Erdmann: Hamburg-Amerika-Linie.

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.

wertvolle Gemälde von je drei Meter Länge angebracht, durch welche deutsche und amerikanische Flußufer dargestellt werden und zwar: die Elbe bei Cuxhaven von Professor Koken-Hannover, die Spree bei Erkner von Professor Bracht-Berlin, der Rhein bei Bacharach von Fritz von Wille-Düsseldorf und der Hudson von Schnars-Alquist. Die elektrische Beleuchtung außer den Kronleuchtern ist so angebracht, daß die Lampen dem Auge möglichst verborgen bleiben. Die Einrichtung der Nebensäle ist jener des Hauptsaales ähnlich.

Besonderes Interesse bereitet auch dem Nichtfachmanne der Besuch der Kombüse (Schiffsküche). Selbst eine fürstliche Küche kann nicht vorzüglicher und vollkommener ausgestattet sein als die Kombüse eines modernen Schnelldampfers. Auf einem Riesenherd mit fünfzehn oder mehr Einsätzen brodelt und wallt, siedet und zischt es in blitzblanken kupfernen Kesseln, Kasserollen, Pfannen und Töpfen, bei denen einundzwanzig Köche ihre ganze Kunstfertigkeit aufbieten, um bei den teilweise sehr verwöhnten Passagieren Ehre einzulegen. Hat doch selbst der deutsche Kaiser, wie man erzählt, so viel Gefallen an der Kunst des Oberkochs der „Deutschland" gefunden, daß er seinen eigenen Küchenchef zu einer Studienreise auf den Schnelldampfer gesandt hat.



Staatskabine auf der „Deutschland", aus drei Zimmern bestehend.

An den Wänden blitzt es von sicher angebrachtem Reserve- und Ergänzungsgeschirr, das an sich allein bereits ein stattliches Vermögen repräsentiert. Auch eine besondere Dampfküche mit einem Dampfkoch befindet sich an Bord. Neben der Küche liegt die Anrichte (Pantry), von welcher aus die Speisen serviert werden. Hier werden die großen und kostbaren Porzellanvorräte, die alle prachtvoll in Gold und Braun dekoriert sind, sorgfältig aufbewahrt, aber alle Sorgfalt kann es nicht immer verhindern, daß einmal bei einer besonders stürmischen Überfahrt der größte Teil des Bestandes in Scherben geht und fast die ganze Einrichtung neu geliefert werden muß.

Von der Wäscheausstattung kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß kurz nach der Ankunft des Schiffes in New-York an eine dortige Dampfwäscherei stets etwa hundert Sack Wäsche zum Reinigen abgeliefert werden, die bis zur Abfahrt des Dampfers wieder in gereinigtem Zustande gerollt und gebügelt, an Bord kommen.

Nur im Heck des Zwischendecks, in welches wir uns nun begaben, sind noch Passagiere zweiter Klasse untergebracht, sonst gehört es den Zwischendeckern, den Auswanderern aus den Hallen am O'Swaldquai. Allerdings: von Bequemlichkeiten im Sinne der ersten und zweiten Klasse kann hier nicht geredet werden, ebensowenig aber auch von unwürdiger Unterkunft. Die Sauberkeit ist hier durchaus nicht geringer als auf irgend einem anderen Teil des Schiffes, die Räume sind hell und luftig. Es stehen auch einfache Räumlichkeiten zum Essen und Plaudern zur Verfügung, und Platz zum Umhertummeln ist ebenfalls zur Genüge vorhanden. Nur wenn das Gespenst der Seekrankheit in diese Räume tritt, muß es nicht gerade sehr erfreulich hier unten sein; aber doch fahren diese Armen jetzt wie die Fürsten gegenüber ihren Vorgängern vor fünfzig Jahren.

Da ich den Wunsch hatte, auch die beiden gewaltigen Hauptmaschinen zu sehen, die diesen schwimmenden Koloß mit Schnellzugsgeschwindigkeit über den Ocean jagen, so übergab der Steward mich nunmehr einem Maschinisten, mit dem ich in die öldunstende Unterwelt kletterte. Da standen nun diese beiden riesenhaften Wunderwerke moderner Maschinentechnik vor mir, mit ihren Hebeln und Kurbeln, Rädern und Rädchen, Ventilen und Röhren schon im ruhenden Zustande so kompliziert, daß der Laie sich nicht darin zurechtzufinden vermag; wieviel weniger erst, wenn bei der Jagd durch die Wasserwüste alles in sinnverwirrender Geschwindigkeit durcheinander wirbelt und schwirrt. Es muß schwer sein, in diesem tollen Maschinengetriebe ruhiges Blut, klaren Blick und sichere Hand zu behalten, und ich habe darum stets den Maschineningenieuren, sowie dem ganzen Maschinenpersonal, das sich auf 24 Personen, mit allen Heizern und Trimmern sogar auf 250 in solchem Dampfer beläuft, aufrichtige Bewunderung gezollt. Die beiden Maschinen sind vierfache Expansions-Hammermaschinen mit je sechs Cylindern. Jede Maschine treibt eine 40 Meter lange Stahlschraubenwelle von 63 Centimetern Durchmesser, an der sich eine riesige vierflügelige Bronzeschraube von 7 Metern Durchmesser befindet. Der Dampfdruck zur Bewegung der Maschinen wird in sechzehn Kesseln erzeugt, die in vier Gruppen eingeteilt sind. Jede Gruppe hat einen Schornstein von 4 Metern Durchmesser und 34,5 Metern Höhe. Die gesamte Heizfläche beträgt 8000 Quadratmeter mit 112 Feuern. Der Kohlenverbrauch ist naturgemäß ein enormer, täglich über fünfzig Doppelwaggons, deshalb müssen auch geräumige Kohlenbunker vorgesehen sein, die 4850 Tons zu fassen vermögen. Sie sind so angeordnet, daß sie im Kriegsfalle mit ihren Vorräten die vitalen Teile des Schiffes einigermaßen schützen.

Aber außer diesen beiden gewaltigen Fortbewegungsmaschinen verfügt unser riesiges Schiff noch über die kleine Kollektion von 66 anderen Dampfmaschinen mit zusammen 112 Dampfcylindern. Sie dienen der Steuerung, den Ankerspills, Winden, Pumpen, Ventilatoren und Dynamos, die über 2000 Lampen mit Elektricität zu speisen haben. Hier unter Deck befindet sich auch die Steuervorrichtung und ein Reservesteuer. Die Verlegung hierher erfolgte ausschließlich im Interesse der Kriegsmarine. Die Verständigung hier sowie im Maschinenraum mit der Kommandobrücke erfolgt durch elektrischen Telegraphen schnell und sicher. Mißverständnisse wie bei mündlichem Zuruf durch das Sprachrohr sind ausgeschlossen.

Der Maschinist machte mich auch näher mit den Sicherheitsvorkehrungen auf der „Deutschland" bekannt, die thatsächlich auch den ängstlichsten Passagier beruhigen müssen. Nicht allein besitzt das Schiff den bei solchen Dampfern üblichen Doppelboden mit wasserdichten Zellen, es ist auch durch ein Längsschott, sowie durch fünfzehn bis zum Oberdeck reichenden Querschotten in siebzehn vollkommen wasserdichte Abteilungen geteilt, von welchen zwei vollständig mit Wasser vollaufen können, ohne daß hierdurch die Schwimmfähigkeit des Schiffes berührt wird. Die Schotten sind so stark, daß sie dem Wasserdruck sicher widerstehen können. Das Manöver „Schotten dicht!" wird häufig vom Schiffsführer befohlen, um die Mannschaften an die äußerste Schnelligkeit hierin zu gewöhnen; bei den Maschinen muß es jeden Tag geübt werden. Zum Bewältigen eindringender Wassermassen befinden sich zwölf gewaltige Dampfpumpen an Bord, darunter vier Centrifugal- und sechs Duplexpumpen, welche gemeinsam viertausend Tons Wasser in der Stunde bewältigen können. Die zahlreichen Rettungsboote, die alle ständig mit Proviant, Wasser und den notwendigsten nautischen Instrumenten ausgerüstet sind, hatte ich schon vorher auf dem Sonnendeck gesehen. Auch gegen Feuersgefahr ist das Schiff aufs beste geschützt. Nicht allein können überall Schläuche an Röhrenleitungen angeschraubt werden, durch welche sich sofort gewaltige Wassermassen durch alle Teile des Schiffes ergießen, es ist auch eine sinnreiche Einrichtung getroffen, welche es gestattet, jeden Raum des Schiffes von der Maschine aus mit dichten Wasserdämpfen zu füllen, in denen sofort jede Flamme ersticken muß. Was also Menschengeist zur Verhütung eines Unglücks und zur Rettung ersinnen konnte, das ist hier zur Ausführung gekommen. Mit diesem beruhigenden Gefühl steige ich allmählich wieder zur Oberwelt empor.

Auf Deck herrscht überall lebhaftes Hasten und geschäftiges Treiben. Während ich unten im Maschinenraum weilte, ist von Hamburg der große Flußdampfer „Kehrwieder“ gekommen, der das große Gepäck der Passagiere zur „Deutschland“ bringt. Da giebt es viele und zeitraubende Arbeit.



Der Lotse geht von Bord.

Stewards und Stewardessen, etwa hundertundfünfzig an der Zahl, sind noch eifrig damit beschäftigt, die letzte Hand an die Kabinen zu legen und die Betten mit schneeigem Linnen zu überziehen. Trotzdem aber hat „mein“ Steward, d. h. derjenige, welcher mich erst durch die verschiedenen Decks führte, und der von nun an gewissermaßen selbstverständlich die Sorge für mein leibliches Wohl auf dem Schiffe übernimmt, Zeit gefunden, mir ein vorzügliches zweites Frühstück (Lunch) von sechs Gängen zu servieren, und dabei entschuldigte sich der Brave auch noch, daß nicht alles ordnungsmäßig sei, und daß er mir kein gedrucktes Menü vorlegen könne, da diese erst mit Beginn der Ausreise angefertigt würden.

Als ich so ziemlich am Schluß meiner gastronomischen Studien angelangt war, denen durch den Mangel an Gesellschaft jedoch die rechte Würze fehlte, kam einer der Decksstewards und teilte mir im Auftrage des Kommodore mit, daß der Dampfer mit den Zwischendeckspassagieren in Sicht sei, ob ich vielleicht die Ankunft der Leute mit ansehen möchte.

Natürlich wollte ich mir das nicht entgehen lassen und eilte auf das Oberdeck. Es dauerte auch nicht lange, bis der dichtbesetzte Dampfer, ein Zwerg gegen unser Riesenschiff, sich längsseit zu uns legte. Die zum Zwischendeck führenden Schiffstreppen klappten nieder, und der Menschenstrom begann sich über unser Schiff zu ergießen. Ich ertappte mich dabei, wie meine Augen aufmerksam die Zwischendecker musterten, als ob sie jemanden suchten. War es das schöne junge Mädchen aus der Auswandererhalle, das mir plötzlich wieder in die Erinnerung kam? Jedenfalls fand ich es nicht unter den Leuten, auch überführte ich mich später bei einem Gange durch das Zwischendeck, daß es sich wirklich nicht auf unserem Schiff befand.

Auf dem Zwischendeck ging es nun recht lebhaft her; die Leute wurden einquartiert, musterten mißtrauisch ihre Betten, für die sie Strohmatratzen und Decken und an Stelle der Keilkissen jeder einen Rettungsring empfingen, und einige Unternehmungslustige machten bereits verunglückte Versuche hineinzukommen, was ihnen reichliches Gelächter eintrug. Man musterte die nähere Umgebung und suchte und fand die gemütlichsten Ecken und Winkel mit erstaunlicher Schnelligkeit heraus. Bewundernd starrte man all das Neue, gänzlich Unbekannte auf dem Schiff an, auch wagten sich bereits einige Frager

hervor, die über dieses und jenes Auskunft heischten und sie in entgegenkommender Weise erhielten. Und dann kam der Augenblick, wo die Kombüse ihre guten und reichlichen Gaben in die Eßgeschirre der mit gutem Appetit versehenen Zwischendecker entleerte und dadurch dreihundert zufriedene Gesichter aufs Schiff zauberte.

Da ging hastig der Doktor mit einem Gehilfen an mir vorbei.

„Wohin des Weges so eilig?“ rief ich ihm zu.

„Ins Zwischendeck! Kommen Sie mit, da können Sie etwas erleben. Jetzt fällt der erste Wermutstropfen den Leuten in den Kelch.“

„Wieso?“

„Sie werden alle geimpft, das ist Vorschrift. Sie glauben gar nicht, was das für Lamentationen verursacht. Wär's nicht zum Lachen, so könnte man oft ärgerlich werden. Thun doch viele, als ginge es ihnen ans Leben.“

Der Arzt hatte wahrlich nicht übertrieben. Zunächst wurde er noch mit einem gewissen Wohlwollen von den Leuten betrachtet, die da glaubten, es handele sich wieder nur um eine der gewohnten Untersuchungen. Als er aber seine Instrumente auspackte und ihnen den Zweck seiner Anwesenheit auseinandersetzte, da begann ein Lamentieren und Parlamentieren, gegen welches die Klage der bestgeschulten Klageweiber ein Kinderspiel gewesen sein muß. Aber es half nichts; hier hieß es: entweder du läßt dich impfen und kommst dann nach Amerika, oder du thust es nicht, dann setzen wir dich wieder an Land und das für die Überfahrt bezahlte Geld ist verloren. Wenn die unschuldige Operation erst an einer Anzahl von Personen vorgenommen ist, dann legt sich auch gewöhnlich die allgemeine Panik mehr und mehr und macht einer ruhigeren Stimmung Platz. Aber die Sympathien des Zwischendecks hat der Arzt als ein „Märtyrer der Wissenschaft“ offenbar gründlich verscherzt.

Doch er selbst verlor keinen Augenblick den Humor bei seiner Arbeit, die ihn bis zum späten Abend im Zwischendeck festhielt und bereits in der ersten Frühe des nächsten Morgens wieder dorthin zurückrufen sollte.

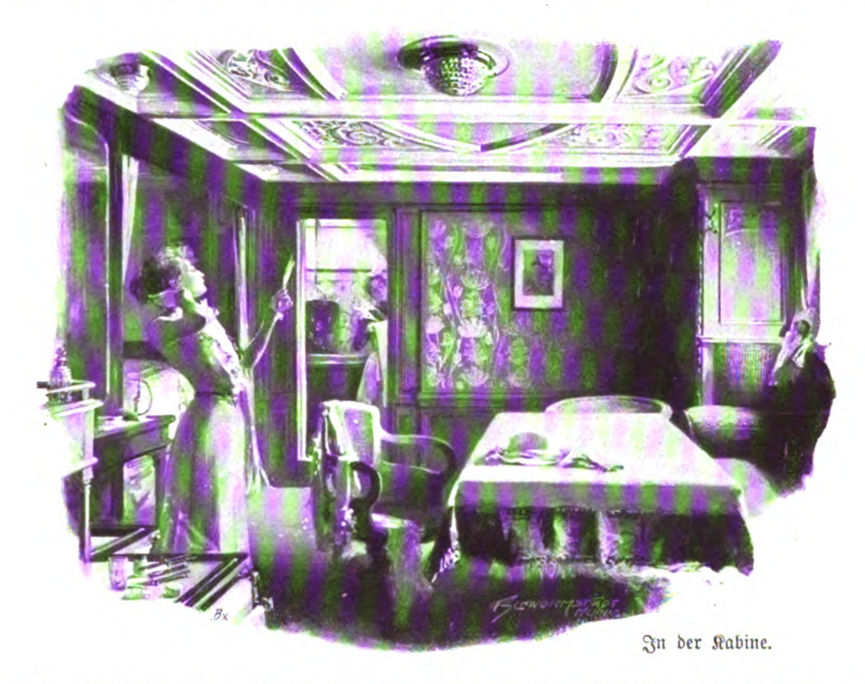
Aber auch das übrige Schiffspersonal kann an diesem letzten Tage vor der Abfahrt nicht feiern, sondern hat angestrengt zu arbeiten. Die Kessel werden von den Pumpen mit Wasser gefüllt, weil es Zeit ist, sie anzuheizen, um rechtzeitig die genügende Dampfspannung zu erzielen. Das Maschinenpersonal ist in lebhaftester Thätigkeit; wahre Bäche von Öl ergießen sich über alle der Reibung ausgesetzten Maschinenteile, und jede Einzelheit wird noch einmal der gewissenhaftesten Prüfung unterzogen. Da ertönt das Signal: „Schotten dicht!“, gleichzeitig wird das Manöver des Bootaussetzens befohlen. Die Revision ergiebt, daß die Verschlüsse tadellos funktionieren; die Boote sind in wenigen Minuten herausgeschwenkt, besetzt und können zu Wasser gelassen werden. Alles ist in bester Ordnung und für die Reise vorbereitet.

In das Ächzen der Dampfwinden mischen sich plötzlich fröhliche Marschweisen. Dem Schalle nachgehend, komme ich zum Speisesal zweiter Klasse, den die Schiffskapelle, in welcher auch Stewards mitwirken, zunächst noch zu ihrem Übungsraum ausersehen hat. Mit zähem Eifer werden die Stunden noch bis spät in die Nacht hinein ausgenützt; denn während der Fahrt müssen die Musiker ein reichhaltiges Programm zur Verfügung haben, und an Üben ist während dieser Zeit nicht zu denken. Aber auch hier ist man offenbar „fertig“.

Da tritt eilig ein Unteroffizier zu dem Dirigenten und macht ihm eine Mitteilung. Der winkt mitten im Stück ab und verläßt schnell mit seiner Kapelle den Saal, um sich auf Deck aufzustellen. Ein riesiger Dampfer, aus dessen einzigem Schornstein gewaltige dunkle Rauchmassen emporqualmen, kommt stolz herangerauscht. Er trägt die Comptoirflagge der Hamburg-Amerika-Linie. Auf den hoch aufgebauten Decks wimmelt es von Menschen. Es ist der P-Dampfer „Graf Waldersee“, der soeben aus New-York heimkehrt. Jetzt setzt unsere Kapelle mit einem flotten Marsch ein, von drüben her tönt deutlich und immer deutlicher: „Deutschland, Deutschland über alles“; jetzt braust das Schiff an uns vorüber, die Kapitäne grüßen sich von der Brücke, die Flaggen werden zum Gruß gedippt, die Maschinen stoppen, die schweren Anker rasseln nieder, und für

den „Graf Waldersee“ ist das Ende dieser Rundfahrt erreicht. Schon setzt auch ein kleiner Dampfer ab, um die Passagiere an Land zu befördern, wo sie sofort in den harrenden Zug steigen, um nach Hamburg gebracht zu werden.

Es ist inzwischen Abend geworden, aber von einem Nachlassen des Treibens auf der „Deutschland“ ist noch nichts zu spüren. Die Schornsteine senden bereits alle leichte Rauchwolken empor zum Zeichen, daß nun alle Kessel in Thätigkeit sind. Plötzlich ertönt Alarm: „Feuer im Schiff!“ Natürlich handelt es sich auch hier nur um eine Übung. Sofort eilt jeder an die ihm für diesen Fall zugewiesene Stelle, schnell sind alle Schläuche in Thätigkeit, und die Wassermassen, welche sie entsenden, lassen keinen Zweifel bestehen, daß im Ernstfalle auch der letzte glimmende Funke gelöscht sein würde. Dann aber kommt allmählich mehr Ruhe ins Schiff, die Offiziere begeben sich zum Diner, an dem ich als einziger Passagier teilnehme, um während desselben die nähere Bekanntschaft der ebenso liebenswürdigen als interessanten Herren zu machen. Dann umfängt mich die Behaglichkeit meiner gemütlichen Kabine, und eingelullt von dem eintönigen Rauschen der regelmäßig gegen den Schiffsrumpf klatschenden Wellen, habe ich bald den Weg in die bunte Traumwelt gefunden.



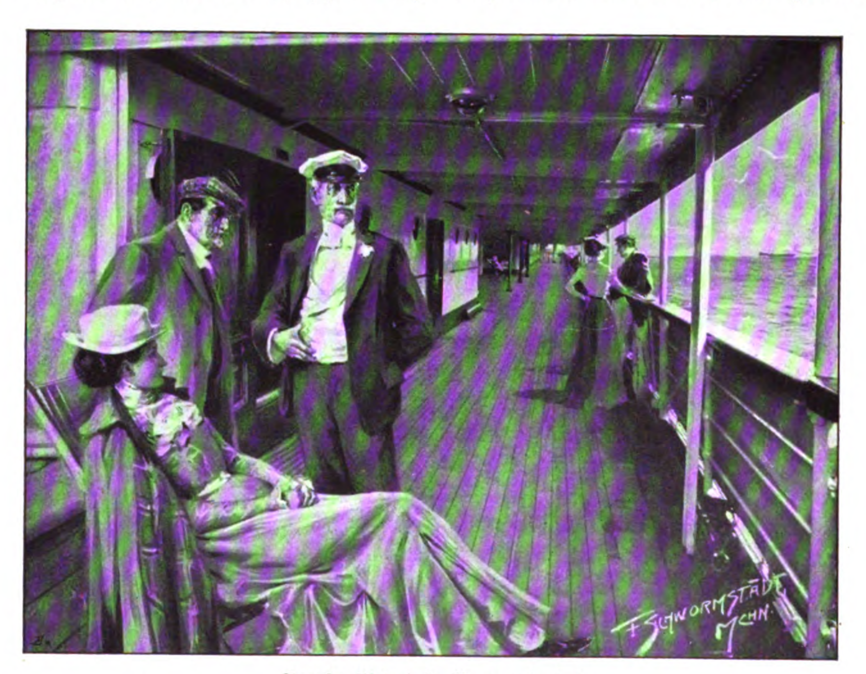
In der Kabine.

Aber die Ruhe im Schiff dauert in dieser Nacht für die Angestellten nicht lange. Es ist erst vier Uhr, als die Stewards und Stewardessen geweckt werden, um ihren Dienst zu beginnen und sich für die große Parade vorzubereiten, die der Obersteward, eine sehr wichtige Persönlichkeit auf dem Schiffe, um sechs Uhr mit scharfem, kritischem Auge über seine Untergebenen abhalten wird, um sich von der Tadellosigkeit ihrer Erscheinung zu dem festlichen Akte des Passagierempfanges zu überzeugen. Sehr frühzeitig tritt auch schon die Schiffskapelle an, um ihre Morgenmusik ertönen zu lassen, dann nimmt der Schiffsstab sein Frühstück ein, nochmals werden die Schotten probiert, und dann bereitet sich jeder durch Anlegen der Paradeuniform auf den großen Augenblick vor. Noch einmal kommt Passagiergepäck an Bord, dann begeben sich auf einem kleinen Dampfer der Inspektor und der Arzt mit dreißig Stewards an Land, erstere, um noch Papiere aller Art vom amerikanischen Konsul unterzeichnen zu lassen, letztere, um den Passagieren behilflich zu sein. Immer dichterer Qualm steigt aus den vier riesigen Schloten der „Deutschland“ empor, und jetzt schmettert

unsere Kapelle den auf Deck des schnell herankommenden kleinen Dampfers dichtgedrängt stehenden Passagieren die fröhlichsten Willkommensgrüße entgegen. Unser Kommodore steht, umgeben von den Offizieren, zum Empfange bereit, die Schiffstreppen werden niedergelassen, und wenige Minuten später wimmelt es auf allen Decks von Menschen.

Die hohe Gestalt Nikiforows hatte ich bereits in beträchtlicher Entfernung herausgefunden und Winke mit dem Freunde ausgetauscht; jetzt war er meinen Blicken entschwunden. Ich beschloß, ihn vorläufig nicht zu stören, sondern lieber die lebhaften Deckscenen zu beobachten, die sich jetzt in großer Eile abspielten; denn die durchdringenden Töne der Dampfpfeife mahnten alle, die nicht auf das Schiff gehörten, zum schleunigen Aufbruch. Während der deutsche und der amerikanische Postbeamte das Übernehmen der Postsäcke überwachen, nehmen die Passagiere von ihren Angehörigen noch einmal Abschied. Schon steht der Seelotse neben dem Kapitän auf der Brücke, schon macht die Schiffsglocke läutet, die Dampfspills treten in Thätigkeit, um die Anker zu lichten. Jetzt geht ein leichtes Zittern durch den Riesenleib: die Schrauben fangen an zu arbeiten. Die eine arbeitet vorwärts, die andere rückwärts, hierdurch dreht sich das Schiff fast um sich selbst. Jetzt zeigt der scharfe Bug in die See. Ein Klingeln des Maschinentelegraphen: beide Schrauben arbeiten vorwärts. „Deutschland, Deutschland über alles“ bläst unsere Schiffskapelle, die Flagge senkt sich grüßend, und mit Volldampf braust unser stolzes Schiff dem offenen Meer entgegen.

Ich steige zum Promenadendeck empor, um meinen Freund Nikiforow aufzusuchen und ihn zu begrüßen. Überall sind die Stewards eilfertig zur Hand, um den Passagieren beim Unterbringen der Sachen behilflich zu sein. Wieviel fremde Gesichter, mit denen man nun fast sieben Tage zusammenhausen und sich unterhalten soll, wieviel abweisende, reservierte Mienen, aber auch bereits wieviel verstecktes Herumlugen



„Auguste Victoria“: Promenadendeck.

sich der kleine Dampfer wieder zum Absetzen fertig; alles, was nicht auf die „Deutschland“ gehört, eilt von Deck. Tücherschwenken hin und her, die Dampfpfeifen schrillen, nach einem angenehmen kleinen Reiseflirt! An verführerischen Mädchenerscheinungen ist, das zeigt sich schon beim eiligen Durchschreiten der Gänge, kein Mangel.



„Auguste Victoria“: Rauchsalon.

Ein schmetterndes Trompetensignal klingt über die Decks. „Futterschütten!“ bedeutet es bei der deutschen Kavallerie, hier aber fordert es uns auf, in den festlich prangenden Speisesaal zu eilen und uns zum erstenmal gemeinsam der Fürsorge der Verpflegungskünstler unseres Schiffes anzuvertrauen. Schnell eilt man in seine Kabine, um Toilette zu machen; denn da die gemeinsame Tafel an Bord als ein festlicher Akt angesehen wird, so wird hierzu auch ein festliches Gewand angelegt, ganz besonders allerdings zu den abends um siebeneinhalb Uhr stattfindenden Diners. Aber dieser erste Lunch ist ebenfalls wichtig. Hier wird zunächst jeder einzelne von vielen kritischen Blicken „gewogen“, und es ist wahrlich nicht angenehm, wenn man bei dieser Musterung „zu leicht befunden“ wird.

Als ich einige Minuten später die breite Treppe zum Hauptdeck hinuntersteige, kommt mein getreuer Steward an mir vorüber und flüstert mir zu: „Sie haben das große Los bei der Platzverteilung an der Tafel gezogen, Herr Doktor. Ihre Tischdame ist eine reizende amerikanische Miß, Ihnen gegenüber sitzt der Herr, nach welchem Sie sich mehrmals erkundigten, und auch sonst werden Sie gewiß mit Ihrer näheren Umgebung sehr zufrieden sein.“

Und der Fürsorgliche hatte vollkommen recht. Als ich in den Saal trat, hatten sich bereits einige Gruppen von Bekannten gebildet, die sich schon vor Antritt der Fahrt zusammengefunden hatten. Ein schneller Blick belehrte mich, daß Freund Nikiforow noch nicht anwesend sei; deshalb begab ich mich sogleich an meinen Platz, in dessen Nähe auch unser liebenswürdiger Schiffsarzt saß. Ein würdiger älterer Herr mit ergrauendem Haupt- und Barthaar stand dort im Gespräch mit einer schlanken, eleganten jungen Dame, die mir vorläufig noch den Rücken zugekehrt hatte. Da ich annahm, daß dies meine Tischgenossen sein würden, steuerte ich

Nikiforows Kabine ist leer, aber sie ist schon von ihrem Besitzer bezogen. Der Steward vermag über das Verbleiben des Herrn keine Auskunft zu geben. Wahrscheinlich befinde er sich bereits in einem der Gesellschaftsräume. Nun, beim Lunch werde ich ihn schon finden, also nur etwas Geduld.

Inzwischen jagt die „Deutschland“ der See entgegen. Das Feuerschiff Nr. 4 ist bereits passiert, Nr. 3 wird bald erreicht sein. Der Lotse auf der Brücke rüstet sich zum Aufbruch. Ein kleiner Dampfer kommt heran, um ihn aufzunehmen. Jetzt stoppen die Maschinen. Ein kurzes Händeschütteln zwischen dem Kommodore und dem Lotsen, dann steigt letzterer in das Nußschälchen, das da tief unten auf den grünen Wellen tanzt. Ein letzter Wink; der Maschinentelegraph klingelt, und das Schiff nimmt „große Fahrt“ auf, um mit Schnellzugsgeschwindigkeit von mehr als dreiundzwanzig Knoten (42½ Kilometer) in der Stunde das Meer zu durchfurchen. Auf der Brücke steht als alleiniger Gebieter jetzt der Kapitän, und mehr und mehr versinkt die Küste der Heimat. Wieviel bange, sehnsuchtsvolle Gedanken mögen sich jetzt noch von unserem Schiffe an diesen schmalen, mehr und mehr verblassenden Landstreifen klammern! Der Mann hoch oben im Ausguck schaut aufmerksam voraus, aber ein Matrose in den Wanten winkt soeben der entschwindenden Heimat den letzten Abschiedsgruß zu. Fahrwohl!

sofort auf sie zu, um mich vorzustellen. Bevor ich noch mein Ziel erreicht hatte, wandte sich die Dame um, wodurch sie mir ihr Gesicht voll zukehrte. Unwillkürlich stockte mein Fuß, und ich stand einen Augenblick wie gebannt: so schön war der Anblick. Einen Kopf von wahrhaft klassischer Form umwogte eine Fülle schwarzen Haares, dem ein natürlicher Metallschimmer einen matten Glanz verlieh. Die Linien des Gesichtes waren von edler Reinheit, ohne die Strenge der klassischen Züge zu haben, vielmehr sah man ihnen sofort an, daß die Grazien der Schelmerei und des Frohsinns sich gern in ihnen versteckten, wie es auch jetzt, als die langbewimperten dunklen Augen sich fragend auf mich richteten, bereits neckisch um den vielleicht etwas eigensinnigen, aber dennoch entzückenden kleinen Mund zuckte, der sich in der Farbe der Edelkoralle verlockend von dem etwas dunklen Teint der frischen, rosigen Wangen abhob. Es wäre indiskret, wollte ich die Erscheinung dieser jungen Dame noch weiter schildern; aber ich konnte es wohl verstehen, wie die Blicke unseres liebenswürdigen Doktors wie verzaubert an ihr hingen. Nun aber mußte ich den Bann überwinden, trat höflich zu den beiden und stellte mich als denjenigen vor, der das Glück habe, während der Überfahrt Tischgenosse der Herrschaften zu sein.

Ich hatte kaum gehofft, daß meine deutsche Anrede verstanden werden würde, war daher freudig überrascht, als die junge Dame mir deutsch antwortete, dabei allerdings den Vater entschuldigte, der nur Spanisch verstehe. Ich war so boshaft, dies in meinem Inneren für kein Unglück zu halten, während ich das umgekehrte Verhältnis allerdings schmerzlich bedauert haben würde.

In dem sich nun entwickelnden Gespräch erfuhr ich, daß Herr Juan Zaleya ausgedehnte Haciendas in der Nähe von Vera-Cruz besitze und jetzt sein Töchterchen Inez aus Dresden, wo es einige Jahre zur Erziehung geweilt hatte, um hierdurch den Wunsch der lange verstorbenen Mutter zu erfüllen, deren Geburtsstadt das schöne Elbflorenz war, nach der Heimat zurückholte. Die Reise ging über New-York, weil beide ebenfalls die Ausstellung in Buffalo besuchen wollten. Meine reizende Nachbarin war also eine Kreolin.

Wir ließen uns nun an der Tafel nieder, um den servierenden Steward um eine stattliche Anzahl Austern zu erleichtern, die den Eingang des Lunch bildeten. Jetzt sammelte sich auch unsere nähere Tischumgebung, eine Engländerin, die nur bis Southampton mitfuhr, ein New-Yorker Kaufmann nebst Gemahlin und Tochter, ein bekannter deutscher Dichter, der drüben eine Vorlesungs-Tournee zu absolvieren hatte, und aus nicht zu weiter Ferne tönte das glockenreine Lachen einer gefeierten Sängerin, die nun schon zum fünftenmal die Hinfahrt über den Ocean machte, um das Gold ihrer Kehle in gemünztes umzusetzen. Es standen uns also mit ziemlicher Sicherheit erlesene Kunstgenüsse auf unserer Reise bevor. Aber von Freund Nikiforow noch immer keine Spur. Da öffnete sich die Thür, und als letzter Gast betrat der Vermißte eilig den Raum, um nach einem kurzen orientierenden Blick sofort auf mich zuzueilen.

Wir begrüßten uns herzlich; ich stellte meinen Freund vor und wunderte mich darüber, daß er kaum einen flüchtigen Blick für die schöne Inez hatte, dann vertiefte auch er sich in die Tafelfreuden.

„Wo steckten Sie denn nur?“ fragte ich endlich. „Es war ja, als habe Sie das Meer verschlungen.“

Nikiforow lächelte, aber mit einem etwas verlegenen Ausdruck. Dann antwortete er: „Ich war inzwischen im Salon der zweiten Kajüte bei Bekannten und habe mich etwas verplaudert.“

„Sie haben Bekannte auf dem Schiff getroffen?“ fragte ich bedauernd. „Da werde ich also das Vergnügen Ihrer Gesellschaft oft entbehren müssen?“

„Wer weiß? — Übrigens handelt es sich um eine gemeinsame Bekanntschaft von uns,“ entgegnete er lächelnd.

„Sie machen mich wirklich neugierig. Was für gemeinsame Bekannte haben wir denn?“

„Denken Sie an unseren Besuch auf dem O'Swaldquai!“

Wie ein Blitz durchleuchtete mich eine Erkenntnis. „Iwan Nikiforow, trägt dieses Schiff etwa ein Schächtelchen deutscher Erde?“

Er nickte.

Ich sah ihn an und dachte: Den Mann hat's! Aber es war ein jubelndes Froh-

gefühl in mir, dem ich am liebsten lauten Ausdruck gegeben hätte. Meine Laune wurde immer rosiger, ich steckte meine Nachbarn an, bald bildeten wir die fröhlichste Ecke im Saal, die Gläser klangen auf gute Reisekameradschaft zusammen, unser Doktor begann die ersten Sturmläufe auf die bisher nur angeschwärmte Festung, wurde aber mit neckischem Humor abgewiesen, ohne hierüber jedoch den Mut zu verlieren. Dazwischen ließ man den vorzüglichen Gaben des Lunch alle Ehre angedeihen und suchte schließlich Wechsel in den Verhältnissen der jungen Dame zu erklären. Wie ist denn das gekommen?"

Einen Augenblick kämpfte er noch mit einer leichten Verlegenheit; dann aber sagte er: „Sie sollen alles wissen; denn Sie werden mich verstehen. Ich vermute, daß es Ihrem Scharfblick nicht entgangen ist, einen wie tiefen Eindruck das junge Mädchen auf mich machte. Das Bild verfolgte mich förmlich; aber ich merkte bald, daß ich mich gar nicht ungern von ihm verfolgen ließ. Als



„Auguste Victoria": Damensalon

zwischen den Krachmandeln eifrig nach Vielliebchen, jeder in der Absicht, es mit der von allen Seiten angeschwärmten Inez teilen zu wollen. Aber die Mandeln wollten keine Zwietracht säen und verweigerten die Vorbedingung zum neckischen Spiel.

Als wir uns von der Tafel erhoben, sagte Nikiforow zu mir: „Kommen Sie mit in den Rauchsalon? Ich bitte! Ich möchte Ihnen etwas sagen."

„Gern!" und so schlenderten wir denn dem gemütlichen Raume zu, wo wir uns bei einem Glase Münchener niederließen.

„Also das schöne junge Mädchen aus der Auswandererhalle ist auf unserem Schiffe unter den Passagieren zweiter Klasse?" begann ich. „Ich vermute, lieber Herr Nikiforow, daß Sie in der Lage sind, mir diesen ich mich damals am Verwaltungsgebäude von Ihnen trennte, erkundigte ich mich im Bureau, ob es gestattet sei, für einen Zwischendeckspassagier eine Karte für eine höhere Klasse zu lösen und ihm diese durch Vermittelung der Gesellschaft unter irgend einer glaubhaften Erklärung zustellen zu lassen, ohne den wahren Sachverhalt zu verraten. Man erbat sich über die näheren Umstände Auskunft von mir, die ich erteilte. Darauf versprach man, zu recherchieren, und bat mich, am nächsten Tage wiederzukommen. Als ich dann wieder im Bureau erschien, teilte man mir mit, daß meine Vermutungen über die gesellschaftliche Stellung der jungen Dame völlig richtig gewesen wären. Fräulein Else Lindner sei die Tochter eines höheren Beamten. Beide Eltern wären kurz nachein-

ander gestorben und hätten sie völlig mittellos zurückgelassen. Um beim Broterwerb ungewohnten und unausbleiblichen Demütigungen in der Heimat zu entgehen, habe sie den Entschluß gefaßt, sich in Amerika eine Stellung zu verschaffen; denn nähere Verwandte besitze sie in Deutschland nicht. Die vorhandenen Geldmittel hätten gerade noch zu einer Überfahrt im Zwischendeck gereicht. Der Dame einen besseren Platz zu verschaffen, würde ein gutes Werk sein, zu dem die Gesellschaft gern die Hand bieten wolle. Ich dankte herzlich für die Bemühungen und wollte sogleich einen Platz erster Kajüte belegen; allein man riet mir mit überzeugenden Gründen hiervon ab, und so ließ ich Fräulein Lindner denn ein Billet zweiter Kajüte zustellen, und die Gesellschaft hat ihre Aufgabe glänzend gelöst, die junge Dame hat keine Ahnung von unserer kleinen Intrigue und ist über den Wechsel in ihrem Geschick so glücklich, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen nur sein kann. Sie ist unter dem Glücksgefühl nur noch schöner geworden und scheint alle ihre Kajütsgenossen völlig zu bezaubern."



„Auguste Victoria": Musiksalon.

„Nur ihre Kajütsgenossen?" Ich lächelte. „Doch für Ihre selbstlose Liebesthat weihe ich Ihnen in aufrichtiger Freude meine Blume, werter Freund. Prosit! Aber — was soll nun weiter werden? Wird unsere Schiffsdruckerei eine Verlobungsanzeige drucken dürfen?" fragte ich weiter. „Das wird ja ein herrliches Fest auf unserem Schiffe geben!"

Er schüttelte den Kopf. „Um mein Glück zu erringen, bedarf ich einer Freundeshand, die etwas Vorsehung für mich spielt."

„Nun, und diese Hand soll ich haben? Man nennt das zwar bei uns in Deutschland ‚sich einen Kuppelpelz verdienen', aber für Sie will ich's gern thun. Zum Dank laden Sie und Ihre junge Frau mich dann zu Ihrem Osterfeste nach Petersburg ein; denn ich möchte gern einmal ein russisches Ostern mitmachen."

Wir drückten uns herzhaft die Hand und verließen den Rauchsalon. Unser Schiff durchquerte in schneller Fahrt die Nordsee, die sich von ihrer liebenswürdigen Seite zeigte, weshalb es auch auf Deck überall zufriedene Gesichter gab. Mehr oder weniger eingepackt in Mäntel und Tücher lagen zahlreiche Passagiere auf den bequemen Deckstühlen und atmeten mit Wohlbehagen und in tiefen Zügen die reine, ozonreiche Seeluft ein, andere lustwandelten plaudernd auf dem Promenadendeck, unterhielten sich mit Angestellten oder lehnten gegen die Reling, um nach vorbeipassierenden Schiffen auszuschauen oder das Spiel der Wellen zu beobachten. Alle aber zeigten inniges Verständnis für die Bemühungen der Stewards, die unaufhörlich mit Platten voller pikanter Appetitsbrötchen und Sandwichs kamen und gingen, um sie den Passagieren anzubieten. Da saß auch die reizende Inez, herzhaft schmausend, und neben ihr natürlich unser Doktor. Beide schienen sich sehr gut zu unterhalten; doch da wurde der Arzt abberufen, und ich benutzte den günstigen Augenblick, um den leeren Platz schleunigst für mich zu erobern.

Bald waren wir in ein eifriges Gespräch vertieft, das nur hin und wieder ein frohes Lachen des schönen Mädchens unterbrach.



„Prinzessin Victoria Luise": Rauchsalon.

Plötzlich sprang sie auf, legte ihre kleine Hand in meine Rechte und sagte: „Wir sind jetzt also zwei Verschworene, die kameradschaftlich zusammenhalten müssen. Jetzt aber will ich in meine Kabine gehen, um zum Diner Toilette zu machen. Auf Wiedersehen, Herr Doktor!"

Damit flatterte sie wie eine Möwe davon. Ich aber begab mich nach dem hinteren Teil des Promenadendecks, um nach dem Schützling meines russischen Freundes auszuspähen. Ich brauchte nicht lange zu suchen; denn ich sah bald die Gestalt des Russen und schloß daraus, daß auch die Dame seines Herzens in der Nähe sein würde. Und so war es in der That. Sie erkannte mich auch sogleich wieder, begrüßte mich mit anmutigem Lächeln und reichte mir die Hand mit den Worten: „Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen und Ihnen für das gute Wort in meiner traurigen Verlassenheit danken zu können. Sie sehen: ein Teil Ihres Wunsches ist bereits in Erfüllung gegangen, ich habe eine gute Fahrt!"

„Und der zweite Teil wird, dessen bin ich sicher, ebenfalls in Erfüllung gehen, mein gnädiges Fräulein; Ihr Talisman ist mächtig und zieht Sie zurück." Einige Zeit gingen wir plaudernd auf und ab und lehnten uns dann gegen die Reling, um das Schauspiel der allmählich untergehenden Sonne zu genießen. Dann aber trennte ich mich, um Dinertoilette zu machen.

Ein Meer von Licht flutete uns in dem Speisesaal entgegen. Unter diesen von feinstem künstlerischen Verständnis zweckentsprechend verteilten Lichtwogen gelangte man erst zum vollen Genuß der Schönheit dieses prächtigen Raumes. Die dienstfreien Offiziere fanden sich in Paradeuniform ein, und ein wahrhaft entzückender Damenflor wogte in heller Gesellschaftstoilette durch den Saal. Jetzt setzte die Kapelle mit einem schmetternden Marsche ein, jeder begab sich an seinen Platz, und das Diner nahm seinen Anfang. Man darf dreist behaupten, daß auf den Schiffen der Hamburg-Amerika-Linie die weltberühmte Hamburger Küche ihre höchsten Triumphe feiert, wenngleich dem amerikanischen Geschmack manche Zugeständnisse gemacht werden müssen. Bei Tische schon konnte ich meiner



„Prinzessin Victoria Luise": Gesellschaftszimmer.

schönen Nachbarin unbemerkt die Mitteilung machen: „Alles geht nach Wunsch. Wir haben, wie mir der Doktor eben verriet, eine Wohlthätigkeitsfestlichkeit an Bord zu erwarten, die unser Kommodore für den jüngsten Passagier unseres Schiffes, der vor wenigen Stunden im Zwischendeck das Licht der Welt erblickte, zu veranstalten gestattet hat. Es ist bereits ein reiches Programm aufgestellt, bei dem auch Herr Nikiforow mitwirkt. Nun beginnt Ihre Aufgabe, meine schöne Verbündete. Fräulein Lindner ist vollendete Klavierspielerin; sie hat mehrere Jahre ein Konservatorium besucht. Sie müssen versuchen, die junge Dame zur Übernahme eines Klaviervortrages zu gewinnen."

Während wir so unsere Pläne schmiedeten, berichteten die New-Yorker ganz begeistert über eine Nordkapfahrt, die sie ebenfalls unter der Flagge der Hamburg-Amerika-Linie im vorigen Jahre auf der prächtigen „Auguste Victoria" unternommen hatten und deren Glanzpunkt das Zusammentreffen des Hamburger Schiffes mit der Jacht „Hohenzollern" mit dem deutschen Kaiser an Bord im Moldefjord gewesen war. Sie schilderten die großartige Erhabenheit der hochnordischen Natur, die wilde, groteske Felsbildung der norwegischen Küsten und versprachen, eine reiche Sammlung photographischer Aufnahmen nachher mit ins Konversationszimmer zu bringen.

Nun zeigte sich bald, daß noch mehr seebefahrene Passagiere an Bord waren. Besonders interessant wußte auch ein Künstler über eine Lustfahrt nach den nordischen Hauptstädten auf der schönen „Prinzessin Victoria Luise" zu erzählen und mußte versprechen, uns einen Blick in sein Skizzenbuch thun zu lassen, das besonders malerische Motive aus Wisby enthielt. Auch Freund Nikiforow beteiligte sich nun lebhaft am Gespräch und gab im Anschluß an die Schilderungen des Malers aus Petersburg und Moskau interessante Aufschlüsse über russisches Volksleben und eigenartige Gebräuche. So flogen anderthalb Stunden dahin, ohne daß man sich der Länge der Zeit recht bewußt geworden war; dann löste sich die Gesellschaft auf und verteilte sich. Die Herren suchten zum überwiegenden Teil das Rauchzimmer auf, um beim schäumenden Münchener, das frisch vom Faß verzapft wurde, noch ein Spielchen zu machen. Die Damen suchten die Konversationsräume und das Musikzimmer auf, aus dem bald ein herrliches Schubertsches Lied erklang, andere blieben plaudernd im großen Salon zurück, ich aber machte einen Rundgang auf dem Promenadendeck und freute mich der Lust, die auf dem Zwischendeck herrschte. In Gruppen saßen die Frauen und Mädchen beieinander und sangen schwermütige Heimatslieder; an anderer Stelle aber hatte sich ein Harmonikaspieler etabliert, zu dessen taktfesten Rhythmen mit Begeisterung das Tanzbein geschwungen wurde.

Wir fuhren schon lange mit Positionslichtern, die uns auch von begegnenden Schiffen entgegenblitzten. Unter der Brücke, zu welcher Kapitän Albers im Interesse des Dienstes keinem Passagier während der Fahrt Zutritt gestattet, wer immer es sei, trat der Kommodore für einen Augenblick zu mir, während über uns die Offiziere, scharf auslugend, ihre Wache gingen, und äußerte: „Leider fürchte ich, daß sich das Bild bei uns an Bord morgen etwas ändern wird. Wir werden morgen im Kanal schwere See haben, und da sieht es an der Tafel gewöhnlich etwas anders aus. Hoffentlich treffen wir aber im Atlantic auf besseres Wetter. Machen Sie mir aber meine Passagiere nicht graulich!"

Ich weihte unseren Schiffskommandanten nun in unsere kleine Heimlichkeit ein, und er versprach, unser gutes Vorhaben nach Kräften zu fördern. „Da scheint sich ja eine rechte Überraschung auf dieser Fahrt vorzubereiten. Nun, um so besser!" meinte er lächelnd, während er wieder zur Brücke hinaufstieg.

Es war zwölf Uhr nachts, als ich meine Kabine aufsuchte. Alles war ruhig; das Rauschen der Wogen war wie ein einschläferndes Lied, dem die müden Passagiere schnell zum Opfer fielen. Auf der Brücke wachten zwei scharfe Augenpaare in gewissenhafter Pflichterfüllung für uns. „An der Back alles wohl!" hörte ich noch undeutlich den singenden, monotonen Ruf der Wache, dann aber hörte ich nichts mehr.

Als ich am nächsten Morgen um acht Uhr das Deck betrat, bot sich mir ein wesentlich anderer Anblick dar. Es stürmte stark, die

Wellen im Kanal gingen hoch und zerschellten rauschend an unserem pfeilschnell dahinjagenden Dampfer, der trotz der Schlingerkiele heftig stampfte und schaukelte. Zersprühende Wassermassen ergossen sich hin und wieder über das Deck, das auch auf der Leeseite von den mit etwas schwankenden Schritten dahineilenden Passagieren gemieden wurde. Und doch war gerade der Anblick der stürmisch bewegten See mit den zahlreichen unter Dampf oder Segel die schaumgekrönten Wellen durchschneidenden Schiffen so schön und hätte zur Aufnahme manches hübschen Bildes Veranlassung gegeben, das später eine Zierde des Reiseerinnerungsbuches gebildet haben würde. Unser Maler ließ sich die herrliche Gelegenheit zum Beobachten und Skizzieren auch nicht entgehen, trotzdem man es ihm ansah, daß er nicht zu den glücklichen seefesten Naturen zählte.

Der Speisesaal zeigte bereits klaffende Lücken, und die Unterhaltung war meist einsilbig. In allen Gesichtern stand schon der Vorbote des beginnenden Jammers zu lesen. Unser Doktor tröstete und beruhigte: „Es legt sich bald und ist daneben eine gesunde Krankheit. Ziehen Sie sich in Ihre Kabine zurück, nehmen Sie horizontale Lage ein, warme Binde fest um den Unterleib, gelegentlich vielleicht ein Glas Rotwein. Sie sollen sehen, bevor wir in Cherbourg sind, ist schon alles überstanden.“ Damit schälte er sich behaglich eine Apfelsine, durch welche das Frühstück eingeleitet wurde, und empfahl mir, das gleiche zu thun, da dies der Verdauung sehr zuträglich sei. Das Frühstück selbst ist wieder sehr vollkommen. Kaffee, Thee oder Schokolade nebst frischgebackenen Brötchen und Butter, dann eine Eierspeise nach Wahl, eine warme Fleischspeise und kalte Platte, ebenfalls nach Wahl. Zunächst kommt dem Neuling auf See dies alles etwas



„Prinzessin Victoria Luise“: Speisesaal.

reichlich vor, später aber lernt man es schätzen. Heute bekamen die Stewards manchen Korb, und die Köche hatten gute Zeit. Meine schöne Tischnachbarin bekam ich nicht zu sehen.

Ich kleidete mich recht warm an und ließ mir dann an eine möglichst geschützte Stelle mittschiffs einen bequemen Deckstuhl stellen, um so besser Herr meiner Gefühle zu werden und gleichzeitig einen Blick auf die wechselnde Scenerie der schönen englischen Küste werfen zu können, der wir uns immer mehr näherten. Auf der Brücke stand jetzt neben dem Kapitän wieder der Lotse und zwar

für Southampton, den wir bereits in Cuxhaven mit an Bord genommen hatten. Jetzt zeigte sich schon die prächtige Insel Wight mit ihren landschaftlich so schönen Küsten, wir fuhren in den Solent ein, das epheuumsponnene Schloß Osborne grüßte zu uns herüber, und bald dehnte sich die Reede von Southampton weit vor uns, auf der gewaltige Panzerkolosse der britischen Flotte sich wiegten. Ein kleiner Dampfer steuerte auf uns zu, mit „God save the King!" von unserer Kapelle begrüßt. Er brachte die Passagiere nebst der Post aus England und den Lotsen für Cherbourg; dagegen nahm er den Lotsen und die für England bestimmten Fahrgäste von uns an Bord. Da unser Schiff sich hier in ruhigem Gewässer befand, füllte sich das Deck schnell mit Neugierigen, die die Ankommenden einer kritischen Musterung unterzogen, dann aber ihre Blicke bald auf das lebhafte und interessante Treiben auf der Wasserfläche richteten, auf der es von Schiffen aller Art und aller Nationen wimmelte. Indessen wurden alle Geschäfte mit möglichster Schnelligkeit erledigt, und ehe noch die neuen Passagiere sich in ihren Kabinen eingerichtet hatten, glitt unser stolzes Schiff schon wieder weiter, an Cowes vorbei der letzten europäischen Station, Cherbourg, entgegen.

Der Lunch führte uns zahlreicher zusammen; denn wir befanden uns noch in ruhigem Fahrwasser. Auch meine schöne Tischdame war anwesend, allerdings etwas angegriffen aussehend, während ihr Vater vorgezogen hatte, in der Kabine zu bleiben. Sie vertraute mir an, daß sie während unseres Aufenthaltes auf der Southampton-Reede Gelegenheit gesucht und gefunden habe, Fräulein Lindner kennen zu lernen, und war ganz entzückt von dem Liebreiz der jungen Dame. „Bevor wir noch in New-York sind, werden wir die besten Freundinnen sein, und dann entführe ich Ihrem Freunde seine entzückende Braut auf einige Zeit auf unsere Hacienda," schloß sie ihren Bericht. Dann eilte sie zu ihrem Vater in die Kabine zurück, war aber, als wir die berüchtigten Needles passierten, pünktlich mit einem photographischen Apparat zur Stelle, um eine Aufnahme zu machen.

In südlichem Kurse durchquerten wir nun den Kanal, um nach etwa dreistündiger Fahrt den französischen Kriegs- und Handelshafen zu erreichen, bei dessen Westmole wir vor Anker gingen, um Lotsen und Passagiere abzugeben und dafür unsere französischen Gäste, die mit der Marseillaise begrüßt wurden, in Empfang zu nehmen. Noch schneller als in Southampton war hier alles erledigt. Das Abfahrtsignal ertönte, die Taue wurden losgeworfen, und mit ihnen löste sich unsere letzte Verbindung mit Europa. Vor uns lag nun die fast sechstägige Oceanfahrt mit der einzigen und Endstation New-York.

Da das Wetter am Nachmittage angenehmer geworden war, so belebte sich das Promenadendeck mehr und mehr mit Passagieren, die den Ansturm des grünen Gespenstes glücklich überwunden hatten. Mit regem Interesse folgte man den mancherlei schwerbeladenen Dampfern und Segelschiffen und den kleinen Fischerbooten, die an unserem Riesenschiff vorüberzogen oder von ihm überholt wurden. Man stellte Beobachtungen über das Zahlenverhältnis der verschiedenen Flaggen an, begrüßte jedes Überholen eines westwärts steuernden Dampfers mit lebhafter Genugthuung und regte endlich im Anschluß hieran die ersten Etmal-Wetten an. „Etmal" nennt man die Summe der Seemeilen, die ein Schiff von einem Mittag zum anderen, also, da wir mit der Sonne laufen, bei uns in etwas mehr als 24 Stunden, zurückgelegt hat. Mittags wird stets durch Messen der Sonnenhöhe mit dem Sextanten und Vergleichung der so gefundenen Zeit mit den Schiffschronometern der Ort bestimmt, wo sich das Schiff nun befindet. Damit ist dann auch die binnen 24 Stunden zurückgelegte Entfernung gegeben, die durch Aushang bekannt gemacht wird, bei welcher Gelegenheit man gleichzeitig auf einer Karte durch ein hineingestecktes Fähnchen den Punkt im Ocean markiert, an dem sich das Schiff gerade befindet. Wir fünf Tischgenossen schlossen uns auch zur Etmalwette zusammen, die uns unser liebenswürdiger Doktor folgendermaßen erklärte: „Es kommt bei dieser Wette auf das richtige Erraten der letzten Ziffer an. Nehmen wir an, wir wetten auf 581 bis 590 Seemeilen, so nimmt jeder von Ihnen zwei Schlußziffern, auf die er wettet, wären wir zehn Beteiligte, so würde

jeder nur eine Ziffer belegen können. Nun schreiben Sie die gewählte Ziffer und Ihren Einsatz auf Papier und übergeben dies einem Vertrauensmanne zur Aufbewahrung, bis der Aushang Ihnen das Resultat verkündet. Um was wollen wir wetten?" Man war bald schlüssig, den Wettbetrag der Unterstützungskasse der Schiffsbesatzung zukommen zu lassen, und Iwan Nikiforow wurde Großzettelbewahrer. Im weiteren Verlaufe der Fahrt aber wetteten wir auch um den Tafelsekt und andere schöne Dinge. Allmählich sank die Dämmerung hernieder, immer einsamer wurde es um uns her; von weither blitzte ein Leuchtfeuer zu uns herüber, das uns vom Kap Lizard die letzten Grüße aus Europa übermittelte, dann verschwand auch dieses, und die lange Dünung des Oceans nahm unser Schiff auf. Als wir nach dem Diner noch einmal an Deck kamen, war außer Wasser und Himmel nichts um uns zu sehen, eine eigenartige Empfindung für denjenigen, der gewohnt ist, seinen Augen stets irgend einen festen Ruhepunkt zu bieten.

Ich hatte mich mit dem Doktor und einem Hamburger Kaufmann zu einer gemütlichen Partie im Rauchsalon niedergelassen, da Freund Nikiforow uns seine Anwesenheit wieder entzogen hatte. „Verreist, ohne Angabe des Ziels," hieß es mit verständnisinnigem Lächeln von verschiedenen Seiten, als nach ihm gefragt wurde; auch das größte Schiff der Welt ist zu klein, um darauf im verborgenen „flirten" zu können; denn daß es sich hier um etwas anderes als um einen Reiseflirt handele, kam noch niemandem in den Sinn.

Aber man sollte sich nicht mit einem Schiffsarzt auf der Fahrt zum Skat niederlassen, denn er ist nur zu oft der begehrteste Mann im Schiff. Eben betrachtete er schmunzelnd die neuempfangenen Karten, als er auch schon wieder abgerufen wurde und seufzend das schöne Spiel fortlegte. Wir beiden Hinterbliebenen gerieten nun bald in eine lebhafte Unterhaltung über Hamburger Handelsbeziehungen, bis der Steward verkündigte, daß in zehn Minuten das Licht gelöscht werden würde. Schnell noch ein Glas zum Abgewöhnen, und eine halbe Stunde später hatte mich das Nixenlied des Weltmeers in den Schlaf gesungen.

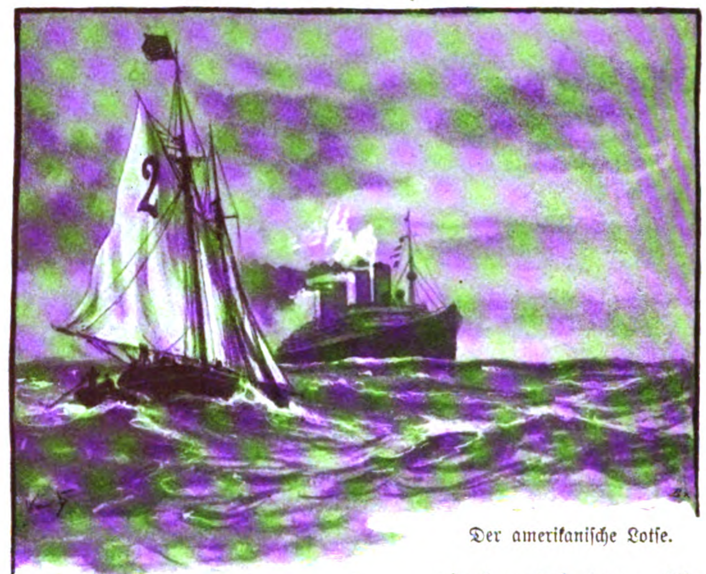
Der Vormittag des nächsten Tages verging für einen Teil der Passagiere unter fleißigen Proben zu der Festlichkeit. Die übrigen promenierten bei dem herrlichen Wetter plaudernd auf Deck oder spielten das so beliebte und viel Geschicklichkeit erfordernde Shuffleboard.

Plötzlich aber ging eine lebhafte Bewegung durch das Schiff. Alles strömte, mit Ferngläsern und photographischen Apparaten bewaffnet, auf Deck zusammen. Wir sollten eine Begegnung auf der unendlichen Wasserwüste haben, und zwar gleich eine doppelte. Zwei riesige Dampfer waren sichtbar; der eine kam uns mit großer Geschwindigkeit entgegen, der andere hatte mit uns gleichen Kurs und mußte bald überholt werden. Jetzt kreuzten sich die beiden Dampfer vor uns und grüßten sich durch Dippen der Flaggen, dann aber brauste das gewaltige Schiff auf uns zu. Hurra! die deutsche Flagge! Im Großtopp die weiße Flagge mit gekreuztem blauem Anker und Schlüssel. Es ist der „Kaiser Wilhelm der Große" vom Norddeutschen Lloyd, der sich jetzt uns zu Ehren mit Signalflaggen und Wimpeln bedeckt. Nun steigen die uns unbekannten Zeichen auch bei uns empor, so geht es hin und her. Da rauschen die beiden stolzesten Schiffe der deutschen Handelsflotte in einigen hundert Metern Entfernung aneinander vorbei. Deutlich schallt das Hurra von drüben herüber, es vermischt sich mit unserem Ruf. Tücherwinken, die Flaggen grüßen sich, und schon sind wir viele hundert Meter voneinander entfernt.

Während wir uns nun immer mehr dem anderen Dampfer nähern, der sich durch seine Flagge als zur Liverpooler White-Star-Linie gehörig ausweist und gleich uns auf der Fahrt nach New-York ist, läßt unser Kommodore den Apparat für drahtlose Telegraphie aufstellen; denn er hat eine kleine Unterhaltung mit dem Kapitän des Lloyddampfers verabredet, von dem wir beim Passieren des englischen Schiffes nur noch undeutlich einen dunklen Körper wahrnehmen. Aber trotz der bedeutenden Entfernung funktionieren die Apparate tadellos, und sie arbeiten noch ebenso sicher, als die Schiffe sich schon längst außer Sicht sind. Der Lloyd teilt u. a. mit, daß wir in der

Nähe der amerikanischen Küste widrige See haben würden. Das kann ja eine hübsche Neuauflage des grünen Gespenstes geben, hoffentlich aber ist der amerikanische Ägir uns gnädig und glättet vorher die Falten in seinem Antlitz.

Reich mit Beute beladen kehrten die photographischen Amateure wieder zu ihrer früheren Beschäftigung zurück, jedoch bildete die Schiffsbegegnung noch lange das Gesprächsthema.



Der amerikanische Lotse.

Freund Nikiforow war den ganzen Tag einsilbig, zerstreut und augenscheinlich nervös. Er suchte jedem Gespräche auszuweichen und vermied es auch augenscheinlich, mit mir zusammenzutreffen. Selbst Fräulein Lindners Nähe schien er nicht zu suchen. Aber auch die junge Dame schien von einer ähnlichen Unruhe befallen zu sein, wie mir Inez mit spitzbübischem Lächeln anvertraute. Alles wies darauf hin, daß zwischen den beiden sich bereits ein seelischer Kontakt gebildet hatte, und daß es nur noch eines Anstoßes bedurfte, um die einander entgegenschlagenden Herzen zu vereinen. Zufällig traf ich beim Schlafengehen vor meiner Kabine mit dem Freunde zusammen. Er schien zu zaudern; dann drückte er mir die Hand, daß sie schmerzte, und sagte nur: „Also morgen!" Damit war er wieder verschwunden.

Der nächste Tag war in Wahrheit ein Festtag für unser Schiff. Himmel und Ocean machten das freundlichste Gesicht, unser Schiff flog nur so durch das ruhige Wasser und ließ wieder zu unser aller Befriedigung Dampfer der Wilson-Linie und der Red Star-Linie hinter sich zurück. Wir machten offenbar kolossale Fahrt, worüber der Kapitän und die Offiziere natürlich hocherfreut waren. Die Mannschaften waren eifrig damit beschäftigt, einen Tanzplatz herzurichten und ihn mit Flaggen und Lampions zu dekorieren. Die Tafel war heute eine Galatafel, zu der es die köstlichsten Delikatessen gab, die anzuzeigen man nur goldgerandete Menüs für würdig hielt. Alle Passagiere befanden sich in festlicher Stimmung, und das Festprogramm für unseren musikalisch-deklamatorischen Unterhaltungsabend, das nun ausgegeben wurde, erregte großes Interesse.

Und dann kam die festliche Aufführung. Iwan Nikiforow hatte äußerst sorgfältig Toilette gemacht. Wie er nun so dastand, jetzt völlig ruhig, die Geige unter dem Arm, mußte jeder anerkennen, daß er ein Mann sei, der auf ein Mädchenherz sehr wohl Eindruck zu machen vermochte. Schüchtern hielt sich Fräulein Lindner in ihrem einfachen, aber geschmackvollen Trauerkostüm im Hintergrunde. Sie schien ihr Gleichgewicht noch nicht wiedergefunden zu haben, war sehr befangen, und man sah es ihr an, daß sie am liebsten aus dem glänzenden Raum geflohen wäre. Mir bangte vor ihrem Debüt; denn sie hatte die erste Nummer.

Jetzt führte Nikiforow sie an den Flügel.

„Sehen Sie nur, wie schön sie ist!" flüsterte mir Inez in neidloser Bewunderung zu, da rauschten auch schon die Wogen der Lisztschen Rhapsodie durch den Saal, und wenige Augenblicke später atmete ich auf: meine Besorgnis war unnötig gewesen. Nikiforows Blicke hingen wie gebannt an der Spielerin; er war so entrückt, daß er unter dem brau-

senden Beifall zusammenzuckte. Nummer für Nummer entfesselte neue Beifallsstürme, so daß selbst der Kapitän erklärte, noch nie eine so schöne Veranstaltung an Bord seines Schiffes erlebt zu haben. Jetzt war nur noch Nikiforows Geigennummer übrig, die er ans Ende zu stellen gebeten hatte. Unter lautloser Stille betrat er das Podium. Und nun klang die Geige unter seinem Bogen. Eine leise, träumerische Introduktion, dann anschwellend eine sehnsuchtsvoll werbende Melodie, offenbar ein russisches Volkslied, das einem Herzen von Liebe spricht, und nun beginnen die Phantasien zunächst das Lied zu umranken, lösen sich dann von ihm los, voller und voller schwellen die Töne an und stürmen dahin, jauchzend und jubelnd, schluchzend und klagend, zagend und hoffend, bis sich die Wogen mehr und mehr beruhigen, der Ton zum zarten Geflüster übergeht und das Spiel leise verhallend in der Melodie des zu Grunde liegenden Liedes erstirbt.

Kein Beifall unterbricht zunächst die tiefe Stille, wie ein Aufatmen nach einem Traum geht es durch den Saal. Dann aber bricht der Sturm los. Jeder will dem Künstler danken für einen Genuß, wie ihn vorher noch keiner hatte und später kaum jemand wieder haben dürfte. Doch — Iwan Nikiforow ist durch eine Nebenthür verschwunden; aber auch — Else Lindner.

Ich ging sogleich, als ich diese Entdeckung machte, zum Kapitän. Der empfing mich mit den Worten: „Der Herr soll ein Großkaufmann sein? Ein Großkünstler ist er; er hat uns alle irregeführt. Ein solches Spiel habe ich noch nie gehört."

„Ich auch noch nicht, Herr Kapitän. Aber ich vermute, wir beide haben heute auch zum ersten- und wohl auch zum letztenmal einen Menschen um ein Herz im Spiele werben hören. Lassen Sie Sekt klar machen, Herr Kapitän, ich glaube, in wenigen Minuten haben wir ein junges Brautpaar unter uns."

Jetzt waren auch den meisten anderen Passagieren die Augen aufgegangen. Mit wahrhaft fieberhafter Spannung erwartete man die Rückkehr der beiden Liebenden. Die Stewards trugen Sekt auf, die Schiffskapelle war schnell herbeigeholt und wartete auf ein Zeichen. Jetzt ging die Thür auf: Iwan Nikiforow, glückstrahlend, an seinem Arm in glückseliger Befangenheit Else Lindner. Ein rauschender Tusch begrüßte die Eintretenden, die von dem Empfange völlig überrascht waren, dann brauste ein jubelndes Hoch, das der Kommodore dem Brautpaar darbrachte, durch den Raum, und unter den Klängen des Brautmarsches defilierten sämtliche Passagiere an den beiden Glücklichen vorbei, um auf ihr Glück anzustoßen ...

Wie der Anschlag bekannt gab, hatte die „Deutschland" in den letzten vierundzwanzig Stunden eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 23½ Knoten entwickelt und ungefähr die Hälfte der Oceanfahrt hinter sich. Auch dieser Tag beförderte uns dem Ziele beträchtlich näher, verstrich aber unter dem Einfluß der Abspannung, die sich vom gestrigen Feste zunächst noch fühlbar machte, etwas langsam und eintönig. Dem Brautpaar hatte sich Inez eng angeschlossen. Zwischen den beiden jungen Mädchen hatte sich schnell eine herzliche Freundschaft gebildet, und mit Erlaubnis ihres Bräutigams hatte Fräulein Lindner die Einladung ihrer Freundin, auf längere Zeit zu ihr nach Vera-Cruz zu kommen, angenommen.

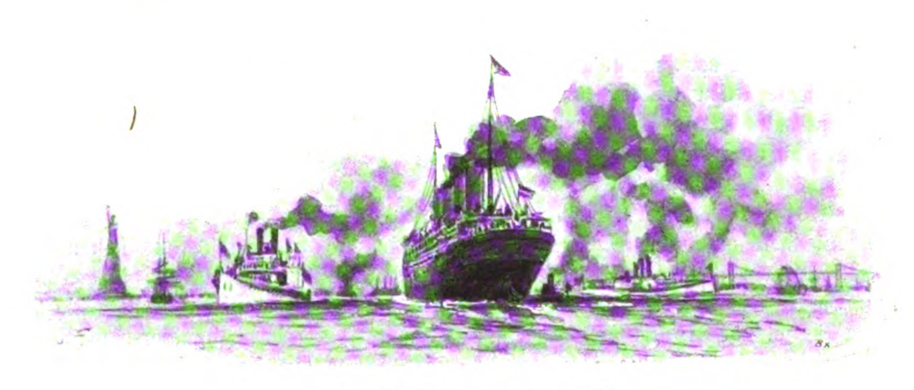
Gegen Abend wurde die See bewegter, das Wetter rauher. Das Barometer fiel stark. Infolgedessen suchte jeder frühzeitig seine Kabine auf. Aus den immer heftigeren Bewegungen des Schiffes konnte man auf die Zunahme des schlechten Wetters schließen. Am nächsten Morgen sah es bös aus. Es stürmte heftig, die Wogen des Oceans gingen hoch, wälzten sich uns brausend entgegen und schlugen donnernd gegen unser Schiff, es in weißen Gischt hüllend und ganze Wasserfluten über das Deck ergießend. Dazwischen prasselten Hagelböen nieder. Offiziere und Mannschaften hatten Ölzeug angelegt; alle Schotten waren, wie das bei schwerem Wetter stets geschieht, geschlossen. Von den Passagieren wagten sich nur wenige aus den Kabinen heraus, und im Zwischendeck herrschte Heulen und Zähneklappern. Gegen Abend legte sich allerdings die Gewalt des Sturmes, und die widrige See beruhigte sich etwas, dafür aber fuhren wir in eine Nebelbank hinein, die an die Aufmerksamkeit der Offiziere und der Besatzung die höchsten Anforderungen stellte.

Keiner von den Offizieren erschien zum Diner, und während der ganzen Nacht wurden Warnungssignale mit dem Nebelhorn gegeben. Erst gegen Mittag des nächsten Tages kamen wir aus dem Nebel heraus und ziemlich unvermittelt in günstige Witterung, die nun auch bis zum Schluß der Reise anhielt.

Nur noch eine Tagereise trennte uns jetzt von unserem Ziel. Die Nähe desselben merkte man an der wachsenden Ungeduld der Reisenden und an den Gesprächen, die sich nun fast nur noch auf Amerika bezogen. Es tauchten auch Schiffe, Dampfer und Segler zahlreicher als bisher auf. Personen, die sich besonders eng aneinander geschlossen, suchten sich zu einem nochmaligen, gemütlichen Beisammensein auf. So fanden denn auch das Brautpaar, Inez Zaleya und ich uns zusammen, und nach einiger Zeit kam auch unser Doktor dazu. Herzliche Dankesworte wurden getauscht, Zukunftspläne geschmiedet, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich denn, daß das Brautpaar beschlossen hatte, sich Ende Dezember in New-York trauen zu lassen. „Else bleibt so lange bei ihrer Freundin, und ich komme zur rechten Zeit hinüber," erklärte Iwan Nikiforow, „und unsere Hochzeitsreise machen wir auf der schönen ‚Prinzessin Victoria Luise'."

Inez und der Doktor tauschten dabei einen eigenartigen Blick, der eine leichte Röte auf die Wangen der jungen Dame zauberte. Sollte auch hier der lose Schelm die Herzen mehr als nur geritzt haben? Übel würde ihm scheinbar keiner der beiden Betroffenen sein lockeres Spiel nehmen.

Um zwölf Uhr am anderen Tage passierten wir Sandy Hook, wo wir den amerikanischen Lotsen an Bord nahmen. Bald darauf bot sich uns ein prächtiger Anblick dar. Der gewaltige Hafen von New-York öffnete sich vor unseren Blicken mit seinem Gewimmel von Dampfern, Seglern und Booten aller Art, die in weitem Bogen die kolossale Freiheitsstatue mitten im Hafen umfuhren. Mit rauschender Musik fuhr der Schnelldampfer „Fürst Bismarck" von unserer Linie an uns vorüber, der Heimat zu, und mit schmetternden Fanfaren legte die „Deutschland" an dem prächtigen Pier der Hamburg-Amerika-Linie an. Pünktlich wurden unter Kommando des dienstthuenden New-Yorker Inspektors der Linie die Laufbrücken gelegt. Schnell war die Sanitäts- und Zollrevision erledigt, noch ein kurzer Abschied vom Kommodore, den Offizieren und Bekannten, und wir betraten über die Brücke amerikanischen Boden.



Einfahrt in den Hafen von New-York.



Johann Kaspar Lavater.

Lavaters Physiognomik

Von

Eduard von der Hellen

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn man erzielen will, daß jemand ein verlegenes Gesicht mache oder gar ein dummes, so muß man ihn bitten, ein anderes, ihm wohlbekanntes Gesicht genau zu beschreiben. Mag er auch noch so zuversichtlich beginnen — nach wenigen, sehr wenig sagenden Worten gerät er ins Stocken, und wenn man Bestimmteres hören will, wird er ärgerlich.

Es ist aber auch wirklich zum Ärgerlichwerden: unter Tausenden würde er jenes Gesicht im Augenblick herausfinden, er würde es sofort wiedererkennen, auch wenn er es in langen Jahren nicht gesehen, und nun kommt er mit dem besten Willen über einige oberflächliche Allgemeinheiten nicht hinaus! Sollte er aber dennoch versuchen, über Stirnhöhe, Augenstellung, Nasenform oder andere entscheidende Merkmale etwas auszusagen, so kann er froh sein, wenn er darauf nicht nachträglich vereidigt wird.

Nun erklärt sich dieses allgemeine Unvermögen zu genauer Gesichtsbeschreibung in sehr vielen Fällen dadurch, daß unsere Erinnerungsbilder eben keine photographischen Platten sind, die ihre Nummer haben und für Nachbestellungen aufbewahrt bleiben. Allein die Hauptschuld dürfen wir doch keineswegs auf das arme Gedächtnis schieben. Denn selbst einen Gegenwärtigen richtig zu beschreiben, das Charakteristische seiner Physiognomie zu erkennen und mit bezeichnenden Worten auszudrücken, macht fast allen Menschen die größte Schwierigkeit, und das Ergebnis ist zumeist die bekannte Paß- und Steckbriefformel: Besondere Kennzeichen — keine.

Von einzelnen Personen abgesehen, machen wohl nur zwei sehr verschiedenartige Berufsgruppen eine Ausnahme von dieser Regel, die Porträtmaler nämlich und die Kriminalbeamten. Denn ihre Thätigkeit bringt es mit sich, daß sie das Wesentliche und das Auffallende menschlicher Gesichter scharf erfassen.



Titelbild des 1. Bandes von Lavaters „Physiognomischen Fragmenten".

Bedürfen denn aber andere Sterbliche dieser Fähigkeit nicht? würde sie nicht auch ihnen nützlich sein können?

Eine höhere Tochter, die ich einmal nach dem Aussehen ihres Lehrers im Deutschen fragte, war völlig ratlos und machte endlich einige durchaus falsche Angaben; ich erzählte das dem Lehrer und schlug ihm vor, er möge seine Schülerinnen doch in der Gesichtsbeschreibung üben, sie das Äußere bekannter Persönlichkeiten, Bismarcks zum Beispiel, schildern lassen. Das sei viel zu schwer, war die Antwort, liege auch außerhalb des Aufgabenkreises der Schule, da es keinen erziehlichen Wert habe.

Insofern hatte er gewiß recht, als wir von der Schule nicht verlangen können, daß sie alle im praktischen Leben wünschenswerten Fähigkeiten den Kindern beibringe. Erziehlichen Wert aber hat jede Bemühung, der Oberflächlichkeit Einhalt zu thun, und kaum in irgend etwas pflegen wir oberflächlicher zu sein als darin, daß wir uns über unsere Mitmenschen Urteile nach Merkmalen bilden, über die wir uns gar keine Rechenschaft zu geben vermögen.

Wer aber handelte nicht so? wer könnte sich dem Eindruck entziehen, den eine jede neue Bekanntschaft beim ersten Anblick auf ihn macht? Und wie oft werden solche unwillkürlich in uns entstehenden Urteile entscheidend für unser Verhalten zu anderen, entscheidend für deren Schicksal! Neigung und Abneigung, Zutrauen und Mißtrauen gründen sich in den wichtigsten Lebensverhältnissen auf solche Eindrücke unklarster Art und führen zu Entschließungen von größter Bedeutung für die so leichtfertig über- oder unterschätzten Personen.

Unter diesem Gesichtspunkt wird es verständlich, warum der Mann, dessen Name mit dem Begriff „Physiognomik" unzertrennlich verbunden ist, warum der Züricher Pfarrer Johann Kaspar Lavater (1741 bis 1801) auf den Titel seines großen physiognomischen Werkes die Worte setzte: „Zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe." Derselbe ungemein starke, geradezu fanatische Gerechtigkeitssinn, der schon den zwanzigjährigen Jüngling zu einer kühnen und erfolgreichen Anklage gegen einen gewaltthätigen Züricher Landvogt trieb, machte ihn auch, so wunderlich das zunächst erscheint, zum Propheten und Meister der Gesichtsdeuterei, zum Physiognomisten: er wollte die Menschen lehren, einander gerecht zu beurteilen, und wer das Ebenbild Gottes gerecht beurteilte in jeglicher Gestalt, der mußte es nach Lavaters Denkart auch lieben.

Freilich, um einen Geistlichen gerade auf diesen eigenartigen Weg zu diesem Ziele zu führen, dazu bedurfte es besonderer Anlagen und Einflüsse.

Lavater besaß für die Beobachtung der Gesichtszüge, für ihre Beschreibung und ihre Vergleichung mit dem Charakter, dann aber auch für die Bestimmung des Charakters aus den Gesichtszügen eine ungewöhnliche Fähigkeit. Zum guten Teil mochte diese auf natürlicher Anlage beruhen, auf einer besonderen Feinheit der in Betracht kommenden Sinneswerkzeuge, wie es ja auch geborene Specialgenies besonders des Gehöres, seltener solche des Geschmacks, Geruchs und des Tastsinnes giebt. Dazu trat bei Lavater ein ursprüngliches Talent für das Porträt-

zeichnen und ein von Kindheit an reger Eifer zur Ausübung dieser Kunst.

Wie sich nun aus solchen Anlagen und Neigungen sein Interesse für die Physiognomik, also für die Lehre von der Deutbarkeit des Charakters aus der Physiognomie entwickelte, das läßt sich aus einigen Nachrichten über sein Leben erkennen, die er an verschiedenen Stellen seiner Schriften gegeben hat.

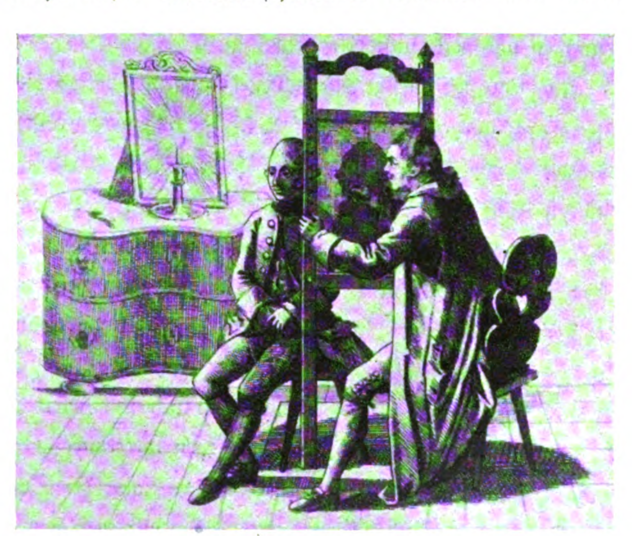
Er war zweiundzwanzig Jahre alt, als ihm bei der Porträtierung eines kranken Freundes auffiel, daß dieser ganz dieselbe Nase habe wie ein vor wenigen Tagen ebenfalls von ihm gezeichneter Gelehrter. Oft hatte er die beiden Männer einzeln, manchmal sogar beisammen gesehen, ohne diese Ähnlichkeit zu entdecken, die ihm nun um so merkwürdiger schien, als die beiden Männer in ihrem ganzen Wesen, ihren Temperamenten und Interessen durchaus ungleich waren: nur hinsichtlich ihres hellen, vielfassenden Verstandes ließ sich eine Ähnlichkeit feststellen, wie auch andererseits eben nur ihre Nasen eine solche aufwiesen bei der größten Verschiedenheit aller anderen Eigenschaften wie der übrigen Gesichtsbildung.

War das ein Zufall, oder beruhte dieses Verhältnis der Charaktere und Physiognomien auf einem höheren Gesetz?

Bei seinen weiteren Porträtstudien dachte Lavater dieser Frage nach, suchte sich auch aus der Litteratur zu belehren, fand aber in ihr keine Förderung. Denn bei Aristoteles lief die ganze Physiognomik im wesentlichen darauf hinaus, daß er aus Ähnlichkeiten menschlicher Gesichtszüge mit tierischen auf das Vorhandensein von Charaktereigenschaften schloß, die der betreffenden Tierart eigentümlich schienen. Über die Autorität des Aristoteles aber hatte sich die Physiognomik seitdem nicht erhoben: die einen hatten ihn nur ausgeschrieben, die anderen waren auf bedenkliche Abwege geraten, indem sie, nach Art der Astrologen und Chiromanten, aus den Gesichtszügen das Schicksal ihrer Besitzer weissagen wollten.

So mußte Lavater sich damit trösten, daß im Alten Testament wie bei manchen hervorragenden Schriftstellern des Altertums und Mittelalters nicht wenige Stellen die Übereinstimmung menschlicher Charaktere mit ihrem Äußern hervorheben. Im übrigen aber ging er durchaus selbständig vor und sammelte, zunächst noch ganz ohne den Versuch systematischer Aufstellung, so viele Beobachtungen über das Zusammentreffen gewisser Gesichtsbildungen mit gewissen Eigenschaften, daß die Annahme eines notwendigen Zusammenhangs zwischen der Seele und dem Körper, dem Inneren und Äußeren des Menschen ihm immer selbstverständlicher und allmählich zur festen Überzeugung wurde. Noch aber scheute er sich, etwas davon laut werden zu lassen, und niemand ahnte, daß solche Dinge den jungen Pfarrer und Dichter beschäftigten, der durch sein oben erwähntes Auftreten gegen den Landvogt, durch zündende Predigten, theologische Streitschriften, geistliche und vaterländische Lieder schon ein sehr bekannter Mann geworden war.

Da entfuhr ihm eines Tages beim Anblick vorbeimarschierender Soldaten über einen derselben ein so bestimmtes Urteil, daß ein anwesender Freund, der nachmals berühmte philosophische Arzt J. G. Zimmermann, in das größte Erstaunen geriet. „Dieses war



Kunstgerechtes Silhouettieren nach Lavaters Methode.

eigentlich die Geburtsstunde meines physiognomischen Studiums," schrieb Lavater später in Erinnerung an das kleine Erlebnis. Denn Zimmermann reizte ihn nun unablässig, mündlich wie brieflich, zu weiteren derartigen Urteilen und suchte Lavaters mehr instinktmäßigem, halb unbewußtem Verfahren Methode zu geben, ihn zu systematischen Beobachtungen zu veranlassen.

In der That gab Lavater, nach langem Sträuben, dem Drängen des Freundes nach, und als er im Jahre 1771 einen Vortrag halten mußte in der Züricher „Naturforschenden Gesellschaft" — der er nicht sowohl durch eigene Interessen als durch verwandtschaftliche Beziehungen zugeführt war —, da half er sich aus der Verlegenheit, indem er die Ergebnisse seiner bisherigen Studien in einer Abhandlung „Von der Physiognomik" zusammenfaßte.

Dieser Vortrag war durchaus nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, aber Zimmermann wußte sich das Manuskript zu verschaffen: zum Entsetzen Lavaters ließ er es im „Hannoverischen Magazin" abdrucken und bald danach auch als Büchlein erscheinen.

Das brachte den Stein vollends ins Rollen. Seiner zu Übertreibungen geneigten Natur gemäß, hatte Lavater seinem Glauben an die Physiognomik als an die „allermenschlichste Wissenschaft" einen recht kräftigen Ausdruck gegeben und die Ungläubigen derb verhöhnt. Dies forderte Widerspruch heraus, und Lavater war ein streitbarer Mann, der die Verteidigung seiner nun einmal der Öffentlichkeit preisgegebenen Ansichten ernst nahm.

Daher veröffentlichte er nunmehr selbst eine zweite Abhandlung zur Ergänzung und näheren Begründung der ersten, wobei es ihm vor allem darauf ankam, seiner Lehre den Anschein einer exakten Wissenschaft zu geben, in der es sich um unwiderlegliche, allgemein zu beobachtende Thatsachen handle.

Was Lavater ernstlich über die Physiognomik gedacht und gelehrt hat, das ist schon in diesen beiden Abhandlungen niedergelegt. Das Riesenwerk, das er in vier dickleibigen Bänden größten Formates später (1775 bis 1778) folgen ließ, und das in mehrere Sprachen übersetzt wurde, hat zwar seinen Weltruhm begründet, kann aber nicht sehr hoch über jene beiden Abhandlungen gestellt werden, da es in seinen Abschnitten allgemeinen Inhalts weder wesentlich Neues bringt noch das früher schon Gebotene vertieft, und da es in der Hauptmasse aus zahllosen Einzelbeschreibungen besteht. Aber eben diese, mit den zugehörigen Abbildungen, waren es, die das zeitgenössische Publikum besonders interessierten. Galten sie doch hauptsächlich bekannten Personen — Fürsten, Staatsmännern, Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern —, und ein nicht geringer Teil der verehrlichen Subskribenten sah sich selbst oder seine Freunde und Gegner abgebildet und physiognomisch charakterisiert, bald mit offener Nennung des Namens, bald mit andeutenden oder irreführenden Buchstaben, deren Erratung natürlich ganz besonders reizvoll war.

In der That beruht auf diesen Einzelbeschreibungen der dauernde Wert des großen Werkes, über dessen wissenschaftlich sein sollende Grundlage schon die Zeitgenossen teils nachsichtig lächelten, teils bitter spotteten. Nichtsdestoweniger ist es interessant und nicht nur eine Forderung der Gerechtigkeit, die wissenschaftliche Begründung der physiognomischen Lehren Lavaters kurz zu beleuchten.

Obwohl sein Vater ein scharfsinniger Arzt war, in engster Verbindung mit dem Sohne lebte und erst 1774 in dessen dreiunddreißigstem Lebensjahre starb, besaß dieser über naturwissenschaftliche Dinge sehr dürftige Kenntnisse, und hieraus erklärt sich der Grundmangel seiner ganzen Lehre. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß die für unser naturwissenschaftliches Denken unentbehrlich gewordenen Grundbegriffe der Entwickelung, insbesondere der Vererbung und Anpassung, moderne Errungenschaften sind, von denen Lavater noch nichts ahnen konnte. Dennoch muß es überraschen, daß er in allen seinen physiognomischen Schriften niemals die Frage erörtert, inwieweit der Charakter des einzelnen die erblich überkommenen Grundlagen seiner Gesichtsbildung überhaupt beeinflussen könne. Vielmehr betrachtete er die Rassen- und Familienähnlichkeiten, die er natürlich nicht übersah, ohne weitere Bedenken als etwas Nebensächliches, über das die rein individuelle, vom eigensten Charak-

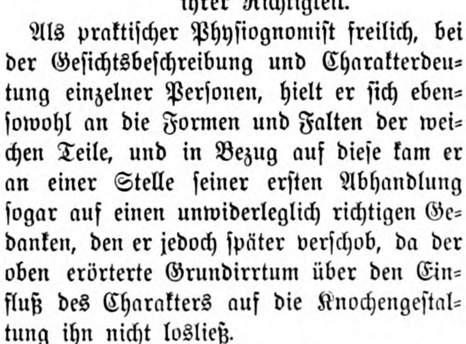
ter des Einzelwesens bestimmte Gesichtsbildung in den physiognomisch überhaupt wichtigen Zügen bald im guten, bald im bösen Sinne triumphiere.

Nur seine durchaus unklaren Vorstellungen über die Entwickelung des menschlichen Körpers machten ihm diese Annahme möglich. „Schon die bloße Vernunft," so schrieb er, sage uns, „daß die Verschiedenheit des Gehirns und seiner Lage notwendiger- und natürlicherweise den Kontur und Bau des anfangs weichen und faserichten Schädels bestimmen müsse; daß die Verschiedenheit des Nervensaftes, der Lebensgeister, kurz desjenigen Vehiculi, das die sinnlichen Wahrnehmungen von der Oberfläche des Körpers zum Mittelpunkt der Nerven bringt, auch eine Verschiedenheit in gewissen feinen Äußerlichkeiten verursachen oder veranlassen könne."



Silhouette eines Unbekannten aus den „Physiognomischen Fragmenten".

Diese wunderbaren Lebensgeister, Nervensäfte und dergleichen sollten also nicht nur die weiche Oberfläche des Gesichts beeinflussen, sondern auch das feste Knochengerüst des Schädels, die Formen der Stirnen, Nasen und Kiefer vor allem. Und da Lavater nicht genauer forschte, wann der Schädel aufhöre, „weich und faserich" zu sein, brauchte die Einwirkung des Charakters auf die Knochen sich nicht auf die ersten Stufen des Lebens zu beschränken. Daß die Verhärtung sehr früh eintritt, mußten ihm zwar die anatomischen Werke beweisen, deren lateinische Titel er feierlich citiert, aber er half sich, indem er schrieb: „Die Zeit, wann diese oder jene Veränderungen mit den Knochen vorgehen, läßt sich nicht leicht genau bestimmen. Diese ist nach der Natur des Menschen und den zufälligen Ursachen verschieden." Und recht angenehm war es ihm, daß er sich über das „Wie" der Verhärtung ebensowenig Gedanken zu machen brauchte wie über das „Wann" — denn „darüber sind die Zergliederer [d. i. Anatomen] ungleicher Meinung, und zu unserem Zwecke mögen sie's. Ein Physiognomist der Zukunft mag sich hier Wege bahnen. Ich ziehe mich zurück und bleibe auf der Heerstraße des Gewissen, dessen, was sich beobachten läßt. Nur so viel ist gewiß, daß die Wirksamkeit der Muskeln, der Gefäße und anderer weichen Teile, welche die Knochen überall umgeben, zur Bildung und zur stufenweisen Verhärtung derselben ungemein vieles beitragen." Man kann diese Ausführung nicht lesen, ohne sich des harten Urteils zu erinnern, das Goethe (1829) gegen Eckermann über Lavater aussprach in den Worten: „Die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere." So glaubte Lavater auch in diesem Falle, sich über die seiner Theorie gefährlichen Thatsachen gewandt genug hinweggesetzt zu haben, um an ihr festhalten zu können — trotz eigener Zweifel an ihrer Richtigkeit.



Als praktischer Physiognomist freilich, bei der Gesichtsbeschreibung und Charakterdeutung einzelner Personen, hielt er sich ebensowohl an die Formen und Falten der weichen Teile, und in Bezug auf diese kam er an einer Stelle seiner ersten Abhandlung sogar auf einen unwiderleglich richtigen Gedanken, den er jedoch später verschob, da der oben erörterte Grundirrtum über den Einfluß des Charakters auf die Knochengestaltung ihn nicht losließ.

An jener Stelle nämlich bemerkt er, daß „gewisse Bestrebungen, Gesinnungen und Situationen der Seele" zu öfteren Wieder-

holungen derselben Bewegungen führen und dadurch „dem Äußerlichen eines Menschen gewisse Modifikationen anhängen oder aufdrücken.“ Und durchaus richtig sagt er dann, „daß die Wiederholungen gewisser Bewegungen der Muskeln, welche Bewegungen mit gewissen Affekten oder Gemütszuständen unzertrennlich verknüpft sind, endlich eine solche Merkbarkeit verursachen müssen, welche leicht ein Gegenstand der Wissenschaft [d. h. physiognomisch wichtig] werden können.“

Aber dieses einschränkende „leicht“ verrät schon, wie geringes Gewicht Lavater diesem seinem Gedanken beimaß, dessen schärfere Verfolgung sein ganzes Lehrgebäude umgestaltet haben würde. So kam er, vielleicht in der Ahnung einer solchen Gefahr, auf diese Erklärungsweise physiognomischer Züge in seinem Hauptwerk nur ein einziges Mal zurück. Und hier verdarb er sie, seiner übrigen Theorie zuliebe, durch den Zusatz, daß „auch auf die knochichten Teile von früher Jugend an“ durch solche Wiederholungen, je häufiger sie erfolgten, ein desto stärkerer, tieferer, unvertilgbarer Eindruck gemacht werde. Sein Versprechen, die Richtigkeit dieser Behauptung an einer späteren Stelle seines Werkes nachzuweisen, löste er nicht ein.

In der That aber ist dieser von Lavater theoretisch vernachlässigte und praktisch nur gelegentlich angewandte Gedanke der einzige, der von seiner ganzen Physiognomik heute noch unbestrittene Geltung hat. Doch ist dies nicht so zu verstehen, als ob die Anerkennung und Weiterbildung dieses Gedankens von den angeführten Sätzen Lavaters ausgegangen wäre. Vielmehr haben neuere Gelehrte ganz unabhängig von Lavater den körperlichen Ausdruck der Gemütsbewegungen zum Gegenstand systematischer Studien gemacht, indem sie erstens untersuchten: wie und warum bei gewissen geistigen oder seelischen Thätigkeiten, Leidenschaften und Stimmungen gewisse Gesichtsmuskeln in Zuckung und Spannung geraten; sodann zweitens: wie und warum solche vorübergehenden, mimischen Züge durch häufige Wiederholung zu bleibenden, physiognomischen Zügen werden. Neben Darwin und anderen, besonders englischen Naturforschern hat vor allem ein deutscher Arzt, Dr. Theodor Piderit, gründliche Beobachtungen auf diesem höchst interessanten Gebiet gemacht und in seinem „Wissenschaftlichen System der Mimik und Physiognomik“ sehr anschaulich verarbeitet. Auch an Schopenhauers kurzen, aber reichen Aufsatz „Zur Physiognomik“ (am Schluß der „Parerga und Paralipomena“) sei hier erinnert.



Ehrlichkeit.

Bauer.

Die „wissenschaftlichen“ Theorien Lavaters sind durch diese Arbeiten für alle Zeit beiseite geschoben, aber niemals werden die Menschen aufhören, praktische Physiognomisten zu sein, d. h. Eindrücke von fremden Gesichtern zu empfangen und dadurch in ihrem Urteil über deren Träger beeinflußt zu werden. In dieser Beziehung sind die physiognomischen Schriften Lavaters auch

heute noch beachtenswert durch die in ihnen gegebenen Muster und Anleitungen zur Beobachtung und — mit großer Vorsicht — auch zur richtigen, gerechten Beurteilung menschlicher Physiognomien. War doch die eigentliche Absicht des frommen Mannes eben diese Erziehung zur Gerechtigkeit, die an Stelle oberflächlicher und darum so leicht falscher Urteile der Menschen über ihre Mitmenschen treten sollte.



Droiture. Bonhomie.

Bäuerin.

Gerade zu der Zeit, in der Lavater als physiognomistischer Lehrer auftrat, war ein besonderes Bedürfnis nach solcher Anleitung entstanden, und dieses muß in Kürze nachgewiesen werden als ein Beleg dafür, daß auch scheinbar ganz unvermittelt auftretende litterarische Erscheinungen ihren festen Grund in allgemeineren Verhältnissen ihrer Zeit haben.

Im dritten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts suchten die regsamen Geister Europas die Schranken zu durchbrechen, welche die vielen Länder und Ländchen voneinander trennten. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Gemeinsamkeit aller Kulturaufgaben ergriff und begeisterte die Gebildeten, und da die technische Entwickelung des Reiseverkehrs noch auf niedriger Stufe stand, suchte man Ersatz im Briefwechsel. So entstand ein wahrer Fanatismus der Korrespondenz, und wer einigermaßen zu den geistig Vornehmen gehören wollte, setzte seinen Stolz in die möglichst weite Ausdehnung seiner brieflichen Beziehungen. Dies aber führte in jenen Tagen gesteigerten Gefühlslebens mit einer uns Modernen sehr befremdlichen Leichtigkeit zu schwärmerischen Freundschaften.

Da war es denn recht schmerzlich, daß die Sehnsucht nach dem Anblick von Angesicht zu Angesicht sich so schwer erfüllen ließ, und so nahm die Kunst des Porträtierens in Bleistift, Kupfer, Öl und Gips, wenigstens was die Masse der Leistungen betrifft, einen starken Aufschwung. Aber alle diese Arten der Darstellung erforderten künstlerische Kräfte, und die Versendung machte Schwierigkeiten: es fehlte an einer sicheren, mechanischen, allgemein leicht anwendbaren und zugleich billigen Methode, das menschliche Angesicht auf ein Blättchen Papier zu bringen.

Diesem Bedürfnis kam, gegen das Jahr 1760, die höchst einfache Erfindung oder doch Wiederentdeckung des Silhouettierens entgegen. Frankreich, das Mutterland aller Moden, gebar auch diese, die nun schnell alle Welt ergriff und ergreifen konnte, da sie lauter glatt rasierte Männergesichter vorfand: mit der Mode des Barttragens würde sich die des Silhouettierens nicht völlig vertragen haben.

Uns freilich, die wir durch die Photographie verwöhnt sind, erscheint der Schattenriß ein äußerst unvollkommenes Bildnis. Jene Zeit aber begrüßte ihn deshalb so freudig, weil diese Methode die erste mechanische und darum zuverlässige war: eben durch den Mangel ausgeführten zeichnerischen oder malerischen Details wurde die Gefahr

auf ein Minimum beschränkt, daß der Verfertiger eines solchen Bildes durch Beimischung seiner besonderen Auffassung des Dargestellten den Betrachter in der Bildung einer eigenen beeinflußte. Ein Porträt, gut oder schlecht, gab immer den Eindruck einer Persönlichkeit durch den Geist einer anderen — der Schattenriß allein war ganz aufrichtig, ganz objektiv wahr. Natürlich galt das im vollen Sinne nur von dem Schattenriß „im großen", das heißt von dem unmittelbar nach dem Profilschatten des Kopfes gezogenen, während beim Verkleinern (mittels des sogenannten Storchschnabels) und beim Ausschneiden manche Feinheit verloren ging.

Nun aber stellte eben die Silhoutte viel größere Anforderungen an die Aufmerksamkeit des Beschauers als jedes andere Bild. Galt es doch, die einfachste Form der bloßen Umrißlinie mit lebendigen Zügen zu erfüllen, und hierfür war die Phantasie auf die Vorstellung angewiesen, die das geschriebene Wort oder die Erzählung vom Wesen und Charakter des Dargestellten erweckt hatte. Hierbei aber mußten Gesichter von Personen ähnlichen Wesens und Charakters vor dem inneren Auge erscheinen und sich gleichsam zur Verfügung stellen zur Ausfüllung der betrachteten Umrisse. Diese geistige Arbeit schärfte die Beobachtungsgabe, weckte bei der sich leicht einprägenden Einfachheit der bloßen Profillinie den Sinn für das Typische und lenkte die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen Wesen und Erscheinung, Charakter und Gesichtsbildung.

In diese damals immer mehr zur Mode gewordene dilettantische Gesichtsdeuterei griff nun Lavater ein, der vermöge seiner besonderen Beobachtungsgabe und seiner außerordentlichen Übung wie kein anderer zum Lehrer in dieser Kunst berufen war.



Moses Mendelssohn.

Betrachtet man sein physiognomisches Hauptwerk unter diesem Gesichtspunkt, so kann man dem ersten der vier gewaltigen Bände die Anerkennung einer planmäßigen Anordnung nicht versagen.

In diesem ersten Bande nämlich behandelt Lavater, wenn wir von den theoretischen Einleitungen und Zwischenkapiteln absehen, in ziemlich folgerechter Abstufung vom Gröberen zum Feineren zunächst Karikaturen sowie ideale Köpfe nach Gemälden, Zeichnungen und Statuen berühmter Meister und wendet sich dann zu systematisch geordneten „Übungen zur Prüfung des physiognomischen Genies". Vollbilder, Umrisse und Silhouetten werden hier teils interpretiert, teils wird der Leser aufgefordert, solche nach den gegebenen Mustern und besonders gestellten Fragen zu beurteilen, worauf dann das nächste Blatt die Antworten des Meisters zur Korrektur giebt. Auch „erdichtete" Silhouetten werden vorgeführt, zur schärferen Erkenntnis und Einprägung typischer Formen sowie zum Beweise, daß jedes wirkliche Gesicht in sich selbst harmonisch und

daß es daher unmöglich sei, aus willkürlich gemischten Zügen verschiedener Menschen ein wahres Gesicht zusammenzusetzen.

Aber schon gegen Ende des ersten Bandes verläßt Lavater diesen methodischen Weg, indem er nun, wie auch in den folgenden drei Bänden, vorwiegend Bilder oder Silhouetten mehr oder minder bekannter Zeitgenossen und historischer Personen bespricht, untermischt mit theoretischen und moralisierenden Abhandlungen sowie mit Betrachtungen einzelner Gesichts- und anderer Körperteile, insbesondere der Hände, wobei es denn auch an einem Kapitel über die der Physiognomik so vielfach eng verwandte Graphologie nicht fehlt. Ein solcher Überblick über das ungeheure Werk kann freilich nur eine höchst unvollständige Vorstellung von der Fülle dessen geben, was Lavater darin über menschliche Gesichter, besonders aber anknüpfend an solche vorträgt, in der ausgiebigsten Befolgung eines Satzes, den er aus Goethes „Stella" citiert: „O, mich dünkt immer, die Gestalt des Menschen ist der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt!"

Goethe spottet später einmal über „die zu Superlativen zugestutzte Feder des großen Lavaters und sein phosphorescierendes Tintenfaß", und ein anderes Mal tadelt er „den Lavaterianismus: das Hetzen, Trümpfe darauffetzen, Schimpfen, Ängstlichkeit, mit Wolken fechten."

Diese Worte kennzeichnen die bald zitternde und bebende, taumelnde und lallende, bald übersprudelnde und zornig aufblitzende Ekstase des Lavaterischen Stils besser, als es Proben vermöchten, Proben, die obendrein in großer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung gegeben werden müßten, damit ein gerechtes, nicht ein karikiertes oder doch wie Karikatur wirkendes Bild entstünde.

Dennoch glaube ich dem Leser einige Proben aus dem sehr seltenen Werk zu schulden, die ich freilich mehr in Rücksicht auf ihre Kürze und auf die Hauptkennzeichen der Lavaterischen Betrachtungsweise auswählen muß, während manche längere die Beobachtungsgabe Lavaters, andere sein unsicheres Tasten nach Gewinnung fester Normen besser veranschaulichen würden. — Im sechsundzwanzigsten Fragment des zweiten Bandes behandelt er „treue, feste Charaktere von Leuten gemeiner Extraktion", unter denen er ein bäuerisches Ehepaar mit folgenden Worten schildert:

Klopstock.

„Beispiele von ehrlicher, treuer Arbeitsamkeit, redlicher Dienstfertigkeit, ohn' alle Feinheit, Kunst und Plan. Der Sitz davon ist vornehmlich im Aug' und Munde. In der Offenheit, Heiterkeit und den Nebenfalten des Auges; — in der Mittellinie und in den etwas aufwärts gehenden Eckchen des Mundes. Weder Mann noch Frau — die wie Bruder und Schwester sich ähnlich sehen, sind dumm. Wenigstens ist im ganzen äußeren Grenzumrisse nichts Dummes, nicht einmal Fades. Höchstens etwas im Kinn der Frau.

Der Blick des Mannes hat etwas Schwaches, das aber ganz als Staunen dienstbegieriger Treuherzigkeit ausgelegt werden kann.

Man muß diesen Gesichtern gut sein. Je mehr ich sie ansehe, desto wöhler (man erlaube mir dieses Schweizerwort, das so wahr und einfältig ist), desto wöhler wird mir. Ha! wie möchte man diesem wackeren, freien, reinlichen, ungezierten, treuherzigen, glücklichen Ehepaar in die Hand schlagen.

Heitere, fröhliche, wohlgebaute, kräftige, selbständige Menschen ohne Schlaffheit und Härte in ihrer Zeichnung — verbreiten immer Zutrauen zu ihrer Ehrlichkeit." (Vgl. die Abbild. auf S. 696 u. 697.)

Um diese Sätze zu schreiben, brauchte man kein geübter Gesichtsdeuter wie Lavater zu sein und keine Ahnung von seinen Theorien zu haben. Es ist überhaupt selten, daß Lavater den festen Teilen des Kopfes besondere Beachtung schenkt, wenn er mehr oder minder volle Bilder vor sich hat. Bei Silhouetten dagegen nötigt ihn die Beschränkung auf ihre bloße Umrißlinie dazu. So zum Beispiel bei der folgenden des Philosophen Moses Mendelssohn (S. 698), die er ohne Namensnennung im ersten Bande bespricht:

„Vermutlich kennst du diese Silhouette? Ich kann dir's kaum verhehlen! Sie ist mir gar zu lieb! gar zu sprechend! ... Kannst du sagen, kannst du einen Augenblick anstehen, ob du sagen wolltest: ‚Vielleicht ein Dummkopf! Eine rohe, geschmacklose Seele!' Der so was sagen könnte, ertragen könnte, daß ein anderer es sagte, der schließe mein Buch zu, werf es von sich — und erlaube mir, meinen Gedanken zu verwehren, daß ich nicht über ihn urteile! Ich weide mich an diesem Umrisse! Mein Blick wälzt sich von diesem herrlichen Bogen der Stirne auf den scharfen Knochen des Auges herab ... In dieser Tiefe des Auges sitzt eine sokratische Seele! Die Bestimmtheit der Nase; — der herrliche Übergang von der Nase zur Oberlippe — die Höhe beider Lippen, ohne daß eine über die andere hervorragt, o wie alles dies zusammenstimmt, mir die göttliche Wahrheit der Physiognomie fühlbar und anschaulich zu machen. Ja, ich seh ihn, den Sohn Abrahams, der einst noch mit Plato und Moses — erkennen und anbeten wird den gekreuzigten Herrn der Herrlichkeit!"

Profil eines Unbekannten.

Diese Worte sind zugleich bezeichnend für das agitatorische Bestreben Lavaters, die Physiognomik über deren eigentlichen Zweck hinaus anderen Absichten dienstbar zu machen: Freunden Liebenswürdigkeiten zu sagen, Gegner durch weitherzige Toleranz und Anerkennung ihrer Bedeutung zu gewinnen, Feinde zu versöhnen, niemals aber zu verhöhnen oder heimlich zu stechen.

In demselben Abschnitte mit Mendelssohn wird Klopstock (S. 699), ebenfalls ohne Nennung seines Namens, wie folgt besprochen:

„Der erhabenste, mutigste, sanfteste und kühnste Dichter des Jahrhunderts. Ein Mann von unverführbarer Geschmacksfestigkeit.

Ein scharfsinniger Beobachter hat über diese Silhouette folgende Anmerkung gemacht: ‚Diese sanft abgehende Stirn bezeichnet reinen Menschenverstand; ihre Höhe über dem Auge Eigenheit und Feinheit; es ist die Nase eines Bemerkers; in dem Munde liegt Lieblichkeit, Präcision und in der Verbindung mit dem Kinn Gewißheit. Über dem Ganzen ruht ein unbeschreiblicher Friede, Reinheit und Mäßigkeit,' — — Trefflich! —

Der obere Teil des Gesichtes ist des Verstandes, der untere der Einbildungskraft. Ich will sagen: Säh ich den oberen Teil allein, würd' ich seinen Verstand, säh ich allein den unteren, würde ich wenig Verstand, noch weniger Klugheit, aber leicht entflammte Einbildungskraft vermuten."

Der Beobachter, dessen treffliche Anmerkung Lavater hier einschaltet, ist der eifrigste und treueste aller seiner Mitarbeiter, kein anderer als Goethe. Die „Physiognomischen Fragmente" sind ein bleibendes Denkmal dieser merkwürdigen Freundschaft, deren dramatischen Verlauf vom schwärmerischen Beginn bis zum feindlich kalten Ende man jetzt überblicken kann in Heinrich Funcks inhaltreicher Veröffentlichung „Goethe und Lavater" (Schriften der Goethegesellschaft Band 16, Weimar 1901). Über des Dichters Anteil an Lavaters Werk geben die darin zum erstenmal mitgeteilten Briefe und Tagebücher leider keine neuen Aufschlüsse, berichtigen aber auch meine bezüglichen früheren Untersuchungen (Frankfurt 1888) in keinem Punkte.

Die Mitarbeit Goethes war eine sehr weitgehende. In der Hoffnung, daß ein für die bildende Kunst bedeutendes Werk entstehen werde, hatte er sich nicht nur an dem Entwurf des Planes beteiligt, sondern auch die gesamte Redaktion übernommen: Lavaters Manuskript ging vom ersten bis zum letzten Buchstaben durch seine Hände, er hatte das Recht, alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte. Für den ersten Band machte Goethe von diesem Rechte den ausgiebigsten Gebrauch. Dann aber verminderte die Übersiedelung von Frankfurt nach Weimar sowie die Unzufriedenheit mit den Leistungen Lavaters sein Interesse. Was die weiteren Bände aus seiner Feder brachten, stammt, von wenigen

Einschaltungen oft nur einzelner Sätze abgesehen, noch aus der Frankfurter Zeit, und mehr und mehr begnügte Goethe sich damit, das Manuskript des Freundes an die Druckerei weiterzugeben.

Wenn er aber in späteren Jahren sein Verhältnis zu dem ganzen Werke so schilderte, wie es nur zu dessen letzten Teilen wirklich war, und wenn er seine positive Mitarbeit fast ganz in Abrede stellte, so hatte das seinen Grund schwerlich in einer Lücke seiner sonst so erstaunlich klaren und sicheren Erinnerung. Vielmehr lag der Grund dieser Verschleierung wohl in folgendem. Seine osteologischen und weiteren morphologischen Arbeiten hatten bei seinen Lebzeiten die ihnen gebührende Anerkennung in Fachkreisen noch nicht gefunden, und so scheute er sich, die Anfänge dieser Studien auf die inzwischen völlig in Mißkredit geratene Physiognomik zurückzuführen, in der sie thatsächlich wurzelten.

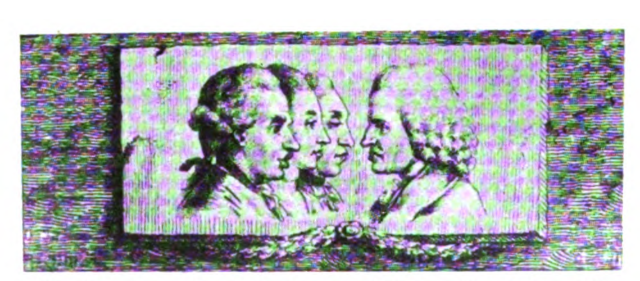
Seine Beiträge sind in mehreren Richtungen bemerkenswert. Gleich im Anfang machte er den Versuch, die allgemeine Erscheinung des Menschen, einschließlich Kleidung und Hausrat, in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, das Individuum nicht nur aus der Physiognomie, sondern aus der Gesamtheit seiner Lebensbedingungen zu erklären — eine Erweiterung, auf die sich Lavater innerhalb dieses Rahmens unmöglich einlassen konnte. Sodann lieferte er vergleichende Beobachtungen über Tierschädel, die ihn das Besondere in der Kopfbildung des Menschen als eine Folge seiner Vergeistigung erkennen ließen. Vor allem aber unterscheiden sich seine Beiträge von den Lavaterischen durch ihre viel eindringlichere Betrachtungsweise und die dichterische Kraft der Darstellung.

In der physiognomischen Erklärung solcher Köpfe allerdings, die ihn innerlich gleichgültig ließen, traf er bisweilen vollständig den Ton Lavaters. So zum Beispiel, wenn er den Umriß eines Unbekannten (Abbild. S. 700) mit folgenden Worten auslegt:

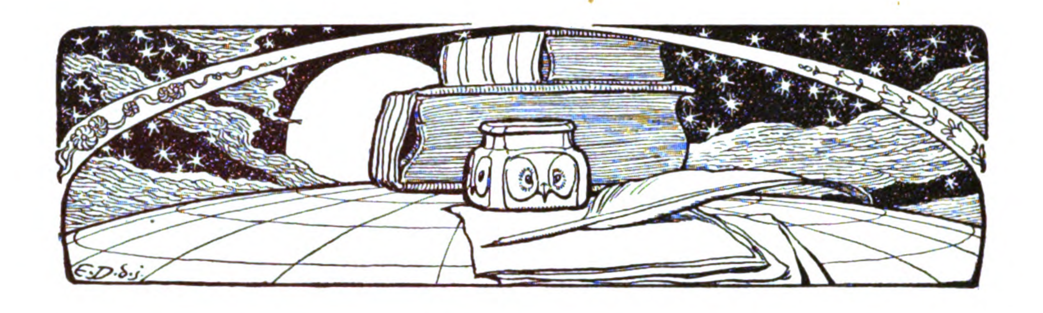
„Richtiger, scharfer Verstand, Zutrauen zu sich selbst, ohne genug Kraft, Liebe und Güte, daher leicht in leere Eitelkeit ausartend. Man vergleiche den oberen und unteren Teil des Kopfes, wie viel jener verspricht, wie wenig dieser hält; wie alles, was oben vordringt, teilzunehmen und zu wirken scheint, schon in der Nase zu Gleichgültigkeit übergeht und unten in kalte Selbstigkeit absinkt. Übrigens glückliche Beweglichkeit."

Auch hier freilich unterscheidet die sichere Plastik der Schilderung sich deutlich von den oben mitgeteilten Proben Lavaterischer Herkunft, würde aber ohne den genauen Nachweis sprachlicher Eigentümlichkeiten Goethes dessen Urheberschaft nicht beweisen, da Lavater an einigen anderen Stellen sich ganz der gleichen ruhigen Klarheit befleißigt.

Dagegen gehören die physiognomischen Aufsätze über Homer, Tiberius, Brutus und andere, die jetzt in alle Ausgaben von Goethes Werken aufgenommen sind, zu den glänzendsten Schöpfungen des jungen Goethe. Und wenn die „Physiognomischen Fragmente" Lavaters auch kein anderes Verdienst gehabt hätten als das der Anregung zu diesen herrlichen Ergüssen, so müßten wir dem frommen Manne noch heute danken für sein wunderliches Werk.



Eine Vignette aus dem 2. Bande der „Physiognomischen Fragmente".



Litterarische Rundschau

Drama und Theater

Seit Aristoteles das Drama als die vornehmste der Dichtungsarten dekretiert hat, ist dieser Satz als eine Art unumstößliches Dogma durch die Jahrhunderte gewandert. Wohl haben litterarische Theorie und Praxis hier und da wider den Stachel zu löcken versucht, aber dann hat immer wieder der starke Atem der Publikumsgunst neuen Wind in die erschlaffenden Segel geblasen, und frisch beflügelt ist dann das dramatische Schiff, allen anderen poetischen Gefährten voran, abermals auf die hohe See der öffentlichen Wirkung hinausgesteuert. Ja, in der Mitte der neunziger Jahre, als die junge Bewegung in der vaterländischen Dichtung den Kinderschuhen litterarischer Diskussionen glücklich entwachsen war und angefangen hatte, sich auf dem Boden der Wirklichkeit zu erproben, da galt das Drama für längere Zeit so allgemein und unbestritten als die „litterarische Vormacht“, daß selbst ein so überzeugter und erprobter Verfechter der epischen Kunst wie Friedrich Spielhagen sich beschied und den edlen Wettstreit zwischen Drama und Roman wenigstens durch einen vorläufigen Waffenstillstand zu Gunsten des ersteren schlichten zu müssen glaubte:

> Ich bin der erste! — Nein ich! — Ihr Jungen verdienet es beide;
> Aber das seht ihr: zur Zeit kann es der eine nur sein.

Ob freilich das Reich dieser ecclesia triumphans von langer Dauer sein werde, wagte auch er nicht zu entscheiden, ausdrücklich betonte er vielmehr, daß er sich bei dieser Schlichtung des Streites bewußt bleibe, nur dem, „was ist“, die Ehre gegeben zu haben. Inzwischen ist der alte Rechts- und Rangstreit der litterarischen Künste abermals einer Revision unterworfen worden, und man darf wohl sagen, daß sich die Chancen der dramatischen Kunst, so fest und überragend ihre äußere Stellung auch immer noch erscheint, sehr zu ihren Ungunsten verschoben haben. Nicht nur daß das Heer ihrer Gegner und Widersacher unter dem nur allzu laut entfalteten Banner der jungen „Heimatkunst“ starken Zuzug erfahren hat, auch in ihrem eigenen Lager ist ihr bewußt und unbewußt mancherlei Abbruch geschehen. Gerade das letzte Theaterjahr hat die hohen Hoffnungen, die man einst auf die Hauptvertreter eines modernen realistischen Dramas zu setzen berechtigt war, sehr herabgestimmt, und auch der, der der Versuchung, sich von der billigen Erfahrung eines oder zweier Jahre zum Propheten der Zukunft weihen zu lassen, mannhaft widersteht, wird zugeben müssen, daß in der dramatischen Produktion unserer Gegenwart, soweit sie als künstlerisch ernst gelten darf, zum mindesten ein bedenklicher Stillstand eingetreten ist. Anderes kommt hinzu: in den Reihen unserer dramatischen Dichter selbst tobt der Kampf, die Realisten sind keineswegs mehr die unbestrittenen Herren der Lage. Zwischen den Beeten der Hauptmann und Halbe, Sudermann und Hartleben ist langsam und leise, aber deshalb nur um so unaufhaltsamer und üppiger eine neue, idealistisch-romantische Kunst emporgeblüht, die sich jenen gegenüber als die jüngere und lebensberechtigtere fühlt und sie als „alten bösen Feind“ empfindet, der ihrem aufstrebenden Organismus Luft und Sonne raubt und der deshalb „wert, daß er zu Grunde geht“. Möglich oder sogar wahrscheinlich, daß aus diesem gärenden Widerstreit der Kräfte über kurz oder lang eine neue Kunst geboren wird, die die Gegensätze versöhnt und zu einer harmonischen Einheit emporführt — vorläufig erweist er sich noch als eine zersetzende und zerstörende Zwietrachtsmacht, die den Verächtern der modernen Bühne Waffen über Waffen in die Hände giebt. Auch die Bewegung des Überbrettls, ursprünglich als eine rettende That geplant, die dem Theater durch litterarische Nobilitierung des Variétés, eines entarteten Zweiges der dramatischen Kunst, neue, frische Hilfstruppen zuführen sollte, hat sich als ein verhängnisvoller Fehlgriff offenbart; heute besteht kein Zweifel mehr darüber, daß sie die allgemeine Achtung vor allem, was

mit Drama und Bühne zusammenhängt, eher vermindert als erhöht hat.

So mußte es denn, sollte man denken, der theaterfeindlichen Kritik leicht werden, aus alledem der dramatischen Kunst unserer Tage einen Strick zu drehen, mit dem, wenn nicht sie selbst, so doch das alte Dogma von ihrer „litterarischen Vormacht" im Handumdrehen erdrosselt werden könnte. Zum Glück aber ist es eine bewährte Erfahrung, daß der Kritik gerade in solchen schwankenden Übergangszeiten das historische Gewissen erwacht, und daß sie gerade dann, wenn das Zünglein der Wage plötzlich nach einer Seite schnellt, den Finger an den Hebel legt, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Unsere deutsche Theater- und Bühnenlitteratur zeigt sich denn auch jetzt wieder dieses schönen sachlichen Richteramtes als in hohem Maße bewußt und würdig; unter den Werken über Drama und Theater, die sich bei uns zur Besprechung angesammelt haben, gipfeln nicht wenige in dem Gedanken, den Dr. **Karl Borinski** an den Schluß seiner populären Vorlesungen über **Das Theater** stellt: „Wahren wir uns die freie Musterung dessen, was das Theater in einem hochentwickelten Staatswesen leisten soll und leisten **kann**, damit das allgemeine Wohl dadurch keinen Schaden leide. Die Kenntnis des Wesens und der Geschichte des Theaters ist dazu die erste Voraussetzung und das letzte Hilfsmittel. Sie wird uns zunächst vor dem bewahren, was in Beurteilung des Theaters das Allerschlimmste ist; was lediglich seiner Ausartung in faulem Schlendrian, in ausbeutendem Pöbeldienst zu gute kommt: vor blinder Voreingenommenheit, die unterschlägt, was auch dies zwiespältige Institut vieles und großes geleistet hat für die Erziehung und Bewahrung der Menschheit." Auch im Verlaufe der Darstellung selbst hat es sich der Verfasser — sein mit acht Bildnissen der hervorragendsten Dramatiker der Weltlitteratur geschmücktes Buch gehört der wissenschaftlich-gemeinverständlichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" an (Leipzig, B. G. Teubner; Nr. 11; geb. Mk. 1,25) — zur Aufgabe gemacht, seinen Gegenstand von der besten Seite zu zeigen und das Ethische am Theater hervorzukehren. Von gründlichen Kenntnissen und gefestigtem, nur allzusehr im „Klassischen" befangenem Urteil getragen, scheint diese ernste Würdigung des Theaters berufen, gerade in den volkstümlichen Kreisen, für die sie bestimmt, wahrhaft belehrend und erziehend zu wirken. — Mehr vom Zweckmäßigkeitsstandpunkt, von Rücksichten auf Neugierde und Interessen der „Menge" geht Spemanns **Goldenes Buch des Theaters** aus (Berlin, W. Spemann; geb. 6 Mk.), doch hat es durch die Auswahl seiner Mitarbeiter dafür gesorgt, daß, wenigstens in den wichtigsten Abschnitten, alles Oberflächliche und Tändelnde, wozu Theaterthemata nur zu leicht verführen, verbannt bleibt. So hat Robert Hessen, der Verfasser der bekannten, unter dem Pseudonym Avonianus veröffentlichen „Dramatischen Handwerkslehre", die Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst, die klassische und die moderne Dramaturgie geschrieben und die dramatischen Aphorismen zusammengestellt, Rudolph Genée die Geschichte der Oper, der Bühneneinrichtungen, der Theatergebäude und der Dekorationen, sowie des Theaterkostüms dargestellt, während G. Weisstein, als eifriger Sammler und Kenner der Theatralia bekannt, seine Studien für die Geschichte des Balletts, der Zauberpossen, der „kleinen dramatischen Künste" (Mysterien, Passionsspiele, Hanswurstpossen, Kasperletheater, Marionetten-, Puppen- und Schattenspiele, Pantominen, Mono- und Psychodramen u. s. w.), des Theaterzettels und der theatralischen Bücherkunde dienstbar gemacht hat. Für die Schilderung der Bühnenpraxis und der Bühnenlaufbahn, des Schauspielerlehrgangs und der Entstehung eines Theaterstückes sind Fachmänner wie Max Grube, der Oberregisseur der Königl. Schauspiele in Berlin, Ernst von Possart, der Intendant des Münchener Hoftheaters, und Paul Lindau, der Direktor des „Berliner Theaters" und Verfasser zahlreicher Bühnenwerke, herangezogen. Die biographischen Charakteristiken von Schauspielern der Gegenwart, die man zum Teil wohl etwas kritischer oder doch weniger konziliant hätte wünschen mögen, hat Eugen Zabel, die Geschichte des Variétés Victor Ottmann, der Redaktor des Bandes, verfaßt; Anweisungen für das Liebhabertheater giebt Rudolf Schroeter. Der Leiter des Unternehmens hat dafür gesorgt, daß fast alle Mitarbeiter, selbst die mit gelehrt-antiquarischen Neigungen, sich eines frischen, anziehenden und festhaltenden Plaudertones befleißigen, der doch deshalb des Ernstes nicht entbehrt; viele aber, die das Buch nicht bloß flüchtig durchblättern und gelegentlich rasch befragen möchten, werden es mit mir bedauern, daß so viele unleidlich aufdringliche und völlig unmotivierte Schlagwörter den Gedankengang barbarisch zerreißen. Auch das reichhaltige und durchweg sehr sauber wiedergegebene Illustrationsmaterial (Bildnisse von Dramatikern, Komponisten, Kritikern, Schauspielern, Tänzerinnen, Abbildungen von Kostümen, Scenarien, Dekorationen, Theaterzetteln u. s. w.) hätte wohl sinngemäßer in den Text verteilt werden können. Mitten in der Schilderung von Hauptmanns Diebskomödie „Der Biberpelz" die Schröder-Devrient ihre schönen Arme entblößen oder in Halbes „Jugend" Lancrets Camargo tanzen zu sehen, findet nicht jedermann vergnüglich. Oder glaubte man, daß in Theaterdingen der Weg zum Kopf und Herzen des Publikums allein durch das Auge gehe, und hat man sich vielleicht jenen echt amerikanischen Theaterzettel zum Muster genommen, der die Yankees zum Genuß von Schillers „Tell" nur glaubte anlocken zu können, wenn darauf zugleich, möglichst fett gedruckt, das Lockwort: „Ball! Ball!" zu lesen stand?

Auch Alfred Frh. von Berger hat es für nötig gehalten, bevor er das Amt eines Wiener Universitätsprofessors mit der Theaterleitung in Hamburg vertauschte, sich in einem öffentlichen

Vortrage deswegen gewissermaßen zu rechtfertigen und ausdrücklich zu erklären, daß er diesen Berufswechsel als ein Hinabsteigen nicht empfunden habe, so sehr auch mancher Freund darüber den Kopf schütteln mochte. Aber er findet von hier den Weg zu sehr beherzigenswerten Ausführungen über die Bedeutung des Theaters für die moderne Gesellschaft, die den Schluß seiner fünf Vorträge über **Drama und Theater** bilden (Leipzig, Eduard Avenarius; 1 Mk.). „Soll man das Vergnügen ernst nehmen?" fragt er und räumt beherzt all die moralischen Zwecke und Wirkungen beiseite, die selbst so begeisterte Freunde des Theaters, wie Lessing und Schiller, die „die Blüte höchsten Strebens, das Leben selbst an dieses Bild des Lebens" wandten, zur Rettung und Weihe des Theaters für nötig hielten. „Ich denke, heute darf man ruhig offen eingestehen, daß Vergnügen der Sinn und Zweck des Theaters ist. Vergnügen! Es gereicht unserem Geschlecht nicht gerade zur Ehre, daß man bei diesem Wort leicht an Dinge denkt, mit denen man keinen Staat machen kann, wenn man sich ihrer auch nicht schämen muß. Und doch erstreckt sich die Bedeutung dieses Wortes über eine Skala seelischer Emotionen, die von der Nachbarschaft des Tieres bis zu der der Götter reicht. Vergnügen ist die Empfindung, mit der ein Säufer ein Glas Branntwein durch den Schlund gleiten läßt, mit der wir den lüsternen Bewegungen einer Serpentintänzerin folgen oder ein schlüpfriges Couplet anhören, Vergnügen läßt sich aber auch die Seligkeit nennen, mit der Goethe einen genialen Gedanken im Geiste empfängt." Der Beruf des Theaterleiters scheint für Berger nur in der Fürsorge zu bestehen, daß diese Licht- und Glücksstrahlen, die von den Sternen der Litteratur ausgehen, die Menschen auch wirklich erreichen und ihre Gemüter erleuchten und erwärmen. Das stumme, einsam gelesene Buch könne das nicht ganz. Mit den Augen sehen, mit den Ohren hören müsse der Mensch alles, was sein Geist ganz verstehen, sein Herz ganz fühlen soll. „In diese allen faßliche Sprache übersetzt das Theater, wie ein vermittelnder Dolmetsch, die beglückenden Botschaften, welche die großen Genien aus ihren lichten Höhen ihren Brüdern in der Dämmerung zukommen lassen. Je mehr es dem Theaterleiter gelingt, daß nichts von den geistigen Freuden, die nach Menschen suchen, von denen sie empfunden werden können, sich verirre und im Nichts verliere, desto getreuer erfüllt er sein Amt. ... Vor allem aber muß dies seine Sorge sein bei den großen Dichtern unseres eigenen Volkes, die nicht mehr sind, und bei jenen, die in unserer Mitte wirken und schaffen und unsere eigene Sprache reden." Solche Kunst muß freilich etwas Feiertägliches und Harmonisches haben. Darum möchte v. Berger auch insonderheit an der großen Arbeit mitwirken, „dem deutschen Volke wieder einen neuen, einen verjüngten und modernen Idealismus zu geben," was man seiner Meinung nach nur kann, wenn man das „Alltagsbedürfnis", auf das das Theater sich gründet, zu befriedigen versteht. Mir will scheinen, als habe hier der Redner dem genius loci der arbeits-, aber auch genußfreudigen Hansestadt etwas weites weltmännisches oder, soll ich sagen: banausisches Entgegenkommen bewiesen, ein Entgegenkommen, das sich zum Teil aus seinem verlegenen Unbehagen vor der rücksichtslosen Konsequenz des modernen Realismus erklärt, wie es sich in seinen Gedanken über die „Ursachen und Ziele der modernsten Litteraturentwickelung" ausspricht, das er aber als praktischer Theaterleiter denn doch nicht unwesentlich und nicht ungeschickt modifiziert hat.

Eine oratio pro domo — in etwas anderem Sinne allerdings als von Bergers Programmrede — ist auch die Studie des dramatischen Schriftstellers Otto von der Pfordten: **Werden und Wesen des historischen Dramas** (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.; geh. Mk. 3,60, geb. Mk. 5,60). Sie behandelt das historische Drama vom geschichtlichen, theoretischen und praktischen Standpunkt aus, wobei dankenswert, daß eine wichtige Frage, das Verhältnis des Dichters zur Geschichtswissenschaft und ihren Ergebnissen, hier zum erstenmal ernsthaft angefaßt ist. Der Verfasser der Geschichtsdramen „1812", „Mohammed", „Michelangelo", „König von Rom" und „Friedrich der Große" mußte einen besonderen Trieb und Beruf dafür in sich spüren. Vieles von dem, was er über die poetische Berechtigung des historischen Dramas sagt, verdient Zustimmung und Beherzigung; die Ehrenrettung des von der Berliner Kritik allzu derbe angefaßten Wildenbruch, seines „liege-lord", wie Byron Goethe einmal genannt hat, wäre erwünscht, auch wenn sie weniger ritterlich wäre. Der unmittelbare Wert des Buches liegt in dem, was der Verfasser aus innerem Erleben und Erfahren über das Verhältnis des historischen Dramas zur historischen Wissenschaft zu sagen weiß, und die Achtung, die es unsere Dramatiker vor dem Gefüge („Geschichte") der historischen Wirklichkeit lehrt, kann auch meiner Überzeugung nach nur zum Schaden der dichterischen Wirkung in den Wind geschlagen werden. Doch auch der erste Teil birgt namentlich in der Gegenüberstellung des mehr lyrischen Dramas der Antike mit dem mehr epischen Shakespeares und dem mehr historischen Schillers manche geistreiche und aufklärende Bemerkung, wenn auch nur Bemerkung. Von der Pfordten stimmt mit Alfred von Berger darin überein, daß auch er der Schaubühne den Beruf der „moralischen Anstalt" nicht zurückzuerobern hofft; aber er meint, daß sie eine belehrende, zu ernster Betrachtung der in die Gegenwart hineinwirkenden Vergangenheit anleitende Anstalt werden könne und müsse.

Es ist selbstverständlich, daß Schiller als historischer Dramatiker in Pfordtens Buch eine hervorragende Rolle spielt. Für ihn bedeutet der Dichter des „Wallenstein" und des „Tell", auch in dramatisch-technischer Beziehung, einen bedeutsamen Fortschritt sogar gegen Shakespeare. Diese liebevolle Schätzung Schillers, die leicht

einigermaßen übers Ziel hinausschießt, weil sie den reformatorischen Stachel im Fleische hat, steht heute keineswegs vereinzelt da. Doch andererseits ist in unserer heutigen Litteraturgeschichte auch die Verstimmung gegen Schiller noch immer nicht ganz ausgerottet. Bis zum Pamphlet steigert sie sich in einer Schrift Ernst Mauerhofs, die **Schiller und Heinrich von Kleist** miteinander vergleicht; durchweg auf Kosten des ersteren (Zürich, Carl Henckell u. Co.). Während Mauerhof den Dichter des „Prinzen von Homburg" und der „Hermannsschlacht" in den Himmel hebt, möchte er den Dichter des „Wallenstein" in den äußersten Pfuhl der Hölle stoßen. Die Epitheta, mit denen Schiller dabei bedacht wird, spotten aller Beschreibung: „geschminkte Fratzen", „kostümierte Wachsfiguren", „Gesalbader", „Pfuscherei", „knabenhafte Unreife" — das sind noch die gelindesten der Censuren, die dem Dichter und seinen Gestalten erteilt werden. Wenn dem „Schillerhaß" nicht ernsthaftere Parteigänger erwachsen wären, man würde sich kaum lange bei ihm aufzuhalten brauchen; aber auch ein Otto Ludwig gehörte einst zu ihnen, und lange hat er denen, die auf Schiller mitleidig herabsehen zu dürfen meinten, als Schild dienen müssen. Dabei stellten sich im Laufe der Zeit arge Übertreibungen heraus, die nun Heinrich Kühnlein in einer verdienstvollen Broschüre mit dem Titel **Otto Ludwigs Kampf gegen Schiller** (Leipzig, Gustav Fock) auf ihr richtiges Maß zurückführt, ohne der bei solchem Beginnen drohenden Charybdis des Gegenteils zum Opfer zu fallen. Otto Ludwigs Verstimmung gegen Schiller ist eigentlich aus einem ganz anderen Gesichtswinkel zu betrachten, als es meistens geschah. Einen schaffenden Künstler zum Bundesgenossen aufzurufen, der, wenn anders er überhaupt einen originalen Wert hat, von der Unfehlbarkeit seiner eignen, sich selber hart erkämpften Theorie felsenfest überzeugt sein muß, hat von vornherein sein Mißliches. Ludwig fußte auf Shakespeare; je tiefer er sich in ihn und seine „charakteristischen" Schönheiten vergrub, desto verächtlicher betrachtete er die „Reflexionsrhetorik" Schillers. Er hatte für sich selber das Recht zu dieser Einseitigkeit, wie es jedes produktive Genie hat; aber den Nachsprechern seiner Kritik erwächst aus seiner Widersetzlichkeit deshalb noch keine Stütze. Sorgfältig und im ganzen treffend setzt Kühnlein den Unterschied auseinander, der zwischen Schillers und Otto Ludwigs Dramatik waltet, und der denn auch Ludwigs kritischen Widerspruch gegen die späteren Dramen Schillers zeitigte. Gegen die späteren; denn den Jugenddramen hat er immer seine Bewunderung geschenkt, eben weil sie ihn in Ton und Stimmung, in Komposition und Charakteristik an Shakespeare erinnerten. Noch der alte Stadtmusikus Miller ist ihm die größte und wahrste Gestalt, die Schiller überhaupt je geschaffen hat. Am ärgsten hat Ludwig gegen „Wallensteins Tod" gewettert. „Wallenstein," sagt er, „vergißt im Stücke selbst immer wieder, wer er eigentlich ist." Und so ging er daran, nach seinen dramatischen Grundsätzen den Plan zu einem eigenen „Wallenstein" zu entwerfen: „Leben und Tod Albrechts von Wallenstein, tragische Historie in fünf Aufzügen". Nicht das Schicksal, sondern der Charakter treibt hier den Helden ins Verderben. Es ist fraglich, ob hier nicht Schiller wie von Ludwig so auch von dessen jüngstem Interpreten gründlich mißverstanden worden ist; mit anderen Worten: ob nicht auch der Begriff „Schicksal", wie Schiller im „Wallenstein" ihn gebraucht, nur eine durch den Zeitgeist bedingte andere Form für die aus dem Charakter selbst und den tragischen Kehrseiten seiner Tugenden herauswachsende Macht ist, die den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt.



Gerhart Hauptmann.

Das war das Vorspiel der Schillerrenaissance, gewissermaßen die Aufklärung und Säuberung des Terrains. Kaum aber war so der wichtigste und bedeutsamste Gegner matt gesetzt, konnte der Spieß umgedreht und Schiller triumphierend auf den Schild gehoben werden, nicht ohne gelegentliche schiefe Seitenblicke hinüber zu Goethe. Bezeichnenderweise ging diese Bewegung von Süddeutschland, von Schwaben, aus, wo ihr bereits Friedr. Th. Vischer und David Friedr. Strauß vorgearbeitet hatten. Der eifrigste Verfechter und Träger der Bewegung ist heute Carl Weitbrecht, Vischers Nachfolger auf dem ästhetischen Lehrstuhl der Technischen Hochschule in Stuttgart. Wie er vor Jahren „Schiller in seinen Dramen" gefeiert und dann in seinem **Deutschen Drama** (Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst), einer geschickten und charaktervollen Vereinigung von induktiver und gesetzgeberischer Methode in der Ästhetik, hauptsächlich

und unverhältnismäßig oft auf Schiller exemplifiziert hat, unter Vernachlässigung der „Charakteristiker“ Kleist, Hebbel und Ludwig, so erörtert er jetzt in einer besonderen Schrift das Thema **Schiller und die Gegenwart** (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.; geh. Mk. 1,80). Seine Überzeugung ist, daß gerade heute Schiller wieder völlig modern wirke, d. h. verschiedenen wesentlichen Bedürfnissen der Gegenwart entgegenkomme und richtunggebend für die Zukunft werden könne. Diese Erwägungen haben ihn veranlaßt, eine Anzahl Reden und Aufsätze aus neuer und alter Zeit zu einem Büchlein zusammenzustellen, dessen Grundgedanke am klarsten in der Tübinger Schillerrede ausgesprochen wird: Kraft und Männlichkeit, Zucht und Begeisterung, weite Horizonte und unbeugsamen Willen, Ganzheit und Tiefe könne und solle uns Schiller geben. Der Redner ist von seiner schönen Aufgabe bis ins Innerste erfüllt und ergriffen; er weiß für seinen Schützling viele herrliche und überzeugende Worte zu finden. Nach unserem Geschmack freilich würden sie noch eindringlicher wirken, wenn mit dieser Schillerbegeisterung nicht eine Gegenwartsverachtung verquickt wäre, die dem Ganzen eine wenig angenehme Folie giebt. — Ein sich mit Weitbrechts Standpunkt mannigfach berührender Aufsatz über „Schiller und die moderne Dramatik“ giebt der dritten Folge der **Litterarischen Essays** von Dr. Ernst Gnad das Gepräge (Graz, Leuschner u. Lubenskys Universitätsbuchhandlung). Der Verfasser weiß mehr beredt als selbständig Schillers Dramen, insbesondere die großen historischen seiner letzten Jahre, gegen die Angriffe zu verteidigen, die sie von einigen einseitigen Rittern der Moderne haben erfahren müssen. Daß er dabei auch für das Gute und Tüchtige in der Produktion der modernen Dramatik nicht blind ist, beweist sein anerkennendes Urteil über Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“. Die übrigen Beiträge der Sammlung behandeln: Goethes Deutschtum in „Hermann und Dorothea“, Heinrich von Kleist und die Penthesilea, Gerhart Hauptmanns Märchendramen, Ada Negri und Gabriele d'Annunzio.

In anderem, weniger freundlichem Lichte als Weitbrecht und Gnad sieht Dr. Martin Berendt den Dichter des „Wallenstein“ in seiner Entwickelungsgeschichte des deutschen Dramas während des letzten Jahrhunderts, der er den bezeichnenden Titel giebt: **Schiller — Wagner** (Berlin, Alexander Duncker). Er verspricht in diesem Werke den leitenden Faden aufzudecken, der die verschiedenen sich ablösenden Richtungen des deutschen Dramas dennoch innerlich verbindet, und will zugleich zeigen, „daß die gewaltigen Versuche der großen deutschen Dramatiker, ein vollendetes deutsches Bühnendrama zu erschaffen, nicht vergebliche waren, daß sie vielmehr schließlich von dem Erfolge gekrönt wurden, ein mustergültiges originales deutsches Bühnendrama ins Leben rufen zu helfen, das dem Shakespeareschen an Größe und Gewalt in seiner Art nicht nachsteht.“ Wer der Schöpfer dieses Dramas ist, verrät schon der Titel des Berendtschen Buches: niemand anders als Wagner. Was zwischen den beiden „Gipfeln“ Schiller-Wagner liegt, mißachtet oder übergeht er. Kleist, Ludwig, Hebbel — sie bedeuten ihm nichts weniger als eine „verkehrte Richtung“, über die man kurzerhand zur Tagesordnung übergehen sollte. Dieser Wahn ist um so auffallender, als der Verfasser über Schiller und seine Dramen sehr viel Gescheites, noch dazu selbständig Gescheites in gut abgewogener Kritik zu sagen hat. Nun aber kommt ein gewaltiger Salto mortale. Von Schiller gelangt Berendt zu Wagner auf der Brücke — Gutzkow. „Wie unendlich höher als der ‚Uriel Acosta‘ steht der ‚Tannhäuser‘ oder gar der ‚Lohengrin‘! Was Schiller nur angestrebt, das hat Wagner vollendet: er hat in seinen Dramen ein ‚Spiegelbild des öffentlichen Lebens‘ gegeben.“ Um das zu beweisen, werden Wagners Dramen nicht weniger verwegen erläutert als in den Kinderjahren der Germanistik die Nibelungen oder die Edda. Und endlich heißt es: „Wagner hat erreicht, was die größten und edelsten Geister der deutschen Nation, was alle früheren großen Dramatiker und Musiker, was ein Lessing, Goethe, Schiller, Kleist, Grillparzer, Weber und Beethoven ersehnt haben.“ Nach alledem entpuppt sich der Verfasser als ein eingeschworener Wagnerfanatiker vom reinsten Wasser, vor dem Wagner selbst den triftigsten Grund hätte, sich zu bekreuzigen: „Gott behüte mich vor meinen Freunden!“ Wobei nicht vergessen werden soll, daß aus dem Buche ein originaler Geist spricht, an dem nicht vorbeigehen sollte, wer es für förderlich hält, die Dinge einmal in einer von der landläufigen Art gründlich abweichenden Beleuchtung zu sehen. — Ein einzelnes Drama Schillers wählt Dr. Joseph Kohm, k. k. Gymnasialprofessor in Wien, zum Gegenstand seiner Erörterung, wenn er in einem Buche von zweihundert Seiten **Schillers Braut von Messina und ihr Verhältnis zu Sophokles' Ödipus Tyrannos** untersucht (Gotha, Friedr. Andreas Perthes; Preis Mk. 2,40). Der Verfasser schlägt den Weg der Analyse ein und geht vergleichend jede einzelne Scene, jedes einzelne bewegende Moment der beiden Dramen durch, manches klärend, vieles erläuternd, noch mehr entseelend. Die schulmäßige Gründlichkeit und Weitschweifigkeit, die für solche Aufgabe beinahe zur Pflicht wird, dürfte dem Buche eher in den akademischen Kreisen und in den oberen Klassen höherer Lehranstalten als in der „großen Menge des gebildeten Publikums“ Leser und Freunde verschaffen.

An den dramatischen Werken unserer Klassiker hat Heinrich Bulthaupt in seiner eindringenden, feinsinnig nachfühlenden und -schaffenden Weise dramaturgische Kritik und Erläuterung geübt. Seine „Dramaturgie des Schauspiels“ ist zu bekannt und verbreitet, als daß sie besonderer Empfehlung oder auch nur Kennzeichnung bedürfte. Es wird deshalb genügen, darauf hinzuweisen, daß der erste Band dieser Dramaturgie, der **Lessing, Goethe, Schiller, Kleist** behandelt, kürzlich in achter, neu durchgesehener Auflage

erschienen ist (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg.; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Die Zusätze der neuen Auflage sind hauptsächlich den Bemerkungen über die theatralische Darstellung der besprochenen Werke zu gute gekommen. Bulthaupt ist aber mit seiner Dramaturgie bei den deutschen „Klassikern“ — zu denen er auch Shakespeare zählt (zweiter Band der „Dramaturgie“) — nicht stehen geblieben; er hat auch die Schöpfungen der nachklassischen Dramatiker beleuchtet, wenn auch nicht immer mit der eigenen und besonderen Fackel, die sie fordern durften, sondern häufig mit der Kerze, die er sich von der Ästhestik der Lessing, Schiller und Goethe hat entzünden und weihen lassen. Sein dritter Band ist **Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube** gewidmet (ebenda; fünfte vermehrte Auflage; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Es muß freudig anerkannt werden, wie der Verfasser, der von dem Ehrentitel eines „guten Katheder-Dramaturgen“ nichts wissen will, aller Metaphysik abhold, überall von der Erfahrung auszugehen und all seine Beobachtungen mit dem Leben der Neuzeit zu verknüpfen weiß. Das hat ihn veranlaßt, der neuen Ausgabe dieses Bandes einen Anhang (45 Seiten) hinzuzufügen, in dem er den Entwickelungsgang der deutschen Dramatik bis zur Gegenwart zu schildern sucht. Es handelt sich dabei hauptsächlich um den Einfluß, den der Naturalismus auf die deutsche Bühnenkunst ausgeübt hat. Nachdem er die Meininger charakterisiert und Zolas, Ibsens und Tolstojs vorbildliche Wirkung erörtert hat, verweilt er längere Zeit bei Hauptmann, dem er kein besonders günstiges Prognostikon stellt, falls er in seiner dramatischen Kunst mit der bloßen Umformung der Wirklichkeit fortfahre. Freundlichere Bilder zeichnet der Schluß: die Schauspielkunst des Wiener Burgtheaters, an deren Spitze Sonnenthal gestellt wird, erfährt Bulthaupts wärmstes Lob und — was bei ihm fast noch mehr bedeutet — eine getreue Eckartwarnung vor dem wilden Heer, das in Gestalt der Hauptmannspieler alljährlich in seinen schönen Capuaner Frieden bricht.

Grabbe hat Bulthaupt in seine „Dramaturgie des Schauspiels“ nicht aufgenommen. Mit Recht; denn ein Werk, das von der Praxis ausgeht, kann sich nicht mit, wenn auch noch so genialen, Wildlingen der dramatischen Litteratur beschäftigen, die es nicht fertig brachten, sich „im Dienst der Bühne zu erziehen“. Im übrigen läßt er der dichterischen Phantasie, dem scharfen Blick für die Wirklichkeit des Lebens, wie sie sich im „Hannibal“ und im „Napoleon“ offenbaren, alle Gerechtigkeit widerfahren, wenn er auch hinzufügen muß: „Grabbe lebt nur im Gedächtnis und der Bewunderung einiger weniger, die sich durch seine Schrullen und Ungeheuerlichkeiten nicht stören lassen; das Volk weiß nichts von ihm.“ Eine desto bedeutsamere Rolle spielt Grabbe in der Litteraturgeschichte als „eine Art Vorbereitung auf Hebbel“, wie Wilhelm Scherer, als ein Bahnweiser zu Gerhart Hauptmann, insbesondere zu dessen „Florian Geyer“, wie Rich. M. Meyer ihn genannt hat. Die Wissenschaft hatte deshalb heute, hundert Jahre nach seiner Geburt, das Recht auf eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke, als die Gottschalls Reclam-Ausgabe, so gut sie ihre mehr populären Zwecke erfüllt, doch nicht gelten konnte. Wir erhalten sie jetzt aus den erprobten Herausgeberhänden Eduard Grisebachs (**Grabbes Werke**; Berlin, B. Behrs Verlag; in vier Bänden, mit textkritischen Anhängen und der Biographie des Dichters; Subskriptionspreis des Bandes 3 Mk., Einzelpreis 4 Mk.). Der vorliegende erste Band dieser streng chronologisch eingerichteten Ausgabe bringt zum erstenmal die Jugendwerke Grabbes, den kannibalischen „Herzog Theodor von Gotland“, das tragische Spiel „Nanette und Maria“, das groteske Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das Fragment „Marius und Sulla“ und den Aufsatz „Über die Shakespeare-Manie“, in der vom Dichter selbst, 1827, ihnen gegebenen Anordnung; der Text dagegen, der vom Verleger damals aus Furcht vor der Censur vielfach verballhornt worden, beruht durchweg auf Grabbes Originalhandschriften. Das beigegebene Bildnis Grabbes, nach einer sehr seltenen Vorlage wiedergegeben, ist selbst eine äußerst beredte Charakteristik seiner menschlichen wie dichterischen Zerrissenheit. „Das ist der vermaledeite Grabbe oder, wie man ihn eigentlich nennen sollte, die zwergigste Krabbe, der Verfasser dieses Stücks! Er ist so dumm wie ein Kuhfuß, schimpft auf alle Schriftsteller und taugt selber nicht, hat verrenkte Beine, schielende Augen und ein fades Affengesicht!“ — so hat er sich selbst am Schlusse seines satirischen Lustspiels karikiert; vor diesem Bilde versteht man die Bitterkeit und zugleich die souveräne Keckheit, die sich darin ausspricht. Die der Ausgabe noch fehlende Biographie findet einen vorläufigen Ersatz in einer kleinen Schrift, die in demselben Verlage Otto Nieten über **C. D. Grabbe** veröffentlicht hat (Preis 60 Pf.). Sie geht in der Voraussetzung,

Emanuel Schikaneder.

„daß die Dichtungen dieses echt nationalen Dichters auf breite Schichten unseres Volkes ihre zündende und enthusiasmierende Wirkung niemals verfehlen können," etwas weit, thut aber ihre guten Dienste als erste Einführung in Grabbes Werke und als ein Führer, der auf die wilden Schönheiten seiner Dichtungen aufmerksam macht, ohne ihren Schwierigkeiten (namentlich im „Don Juan" und „Faust") aus dem Wege zu gehen. — Kritischer wird Grabbe von Dr. Hans Landsberg in einem Heft der „Modernen Essays zur Kunst und Litteratur" behandelt (Heft 13; Berlin, Gose u. Tetzlaff). Auch weiß Landsberg ihn besser in den historischen Zusammenhang der Litteratur einzuordnen und seine bizarre Erscheinung aus dem Zeitgeist abzuleiten, ohne die originellen Linien an ihm zu verwischen. — Mit Grabbes „Napoleon", mit dem „Don Juan und Faust" wie dem „Napoleon" haben Berliner Bühnen schon vor Jahr und Tag interessante Aufführungen veranstaltet. Nun hat C. Spielmann in einer Bearbeitung des **Hannibal** (Halle a. S., Hermann Gesenius; geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.) den Versuch gemacht, auch dies Grabbesche Drama für die deutsche Bühne zu gewinnen. Er ist dabei ziemlich selbstherrlich verfahren, weniger in der Ummodelung des Vorhandenen als in der Ergänzung, die aus der gewollten Skizze eine geschlossene fünfaktige Tragödie machen möchte und dabei natürlich verwegener Konjekturen nicht entraten kann, so sehr sich der Bearbeiter auch in Grabbes dichterische Absichten einstudiert und eingefühlt haben mag. Ich hoffe und fürchte, das Grabbesche Original in seiner fragmentarisch cyklopischen Bauart wird den Freunden des Dichters lieber sein und bleiben als diese theatermäßige und doch nicht bühnengerechte, dämpfende und verschleiernde „Bearbeitung".



Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern schildert Dr. Siegismund Friedmann, ein als Professor an die Academia Scientifico-Letteraria in Mailand berufener deutscher Gelehrter, in einer Reihe von Vorträgen, deren erster Band sich mit den hervorragendsten Werken Kleists, Grabbes, Hebbels, Ludwigs und Grillparzers befaßt (deutsch von Ludwig Weber; Leipzig, Carl Meyers Graphisches Institut; geh. 5 Mk.). Friedmann hat für diese Aufgabe aus seinem Vaterlande die philologische Gründlichkeit, den gewissenhaften Gelehrtenfleiß mitgebracht, damit aber eine gefällige Eleganz und durchsichtige Klarheit des romanischen Geistes zu vereinen gewußt, so daß sich seine gewichtigen Ausführungen leicht und angenehm lesen. Durch seine psychologische Parallelen zwischen den persönlichen Schicksalen der Dichter und ihren Werken verschafft er dem tieferen Verständnis wesentliche Hilfen, wie er es, in glücklichem Gegensatz zu manchem seiner deutschen Kollegen, auch nicht verschmäht, hier und da zur Erholung und Erquickung seiner Leser allerlei freundlichen Schmuck in seine Darstellung zu verstreuen und ausführliche, gut charakterisierende Inhaltsangaben der besprochenen Dramen zu bieten. Vor Bulthaupt hat er die größere Belesenheit, die germanistische Schulung und die entwickelungsgeschichtliche Behandlung voraus.

An der Wiege unseres modernen Dramas steht die gewaltige Gestalt des neuen „Magus des Nordens": Henrik Ibsen, der zur Geschichte der neueren deutschen Litteratur nicht weniger gehört als Shakespeare, Ossian und Rousseau zur Geschichte unserer Sturm- und Drangperiode. Seine **Sämtlichen Werke** besitzen wir jetzt in durchweg sehr guten deutschen Übertragungen in der großen Ausgabe, die, von Georg Brandes, Julius Elias und Paul Schlenther herausgegeben und vom Dichter autorisiert, in dem Verlage von S. Fischer in Berlin erscheint. Sie ist jetzt unmittelbar vor ihrem Abschluß: dem vor ein paar Wochen erschienenen achten Bande, der die Dramen „Rosmersholm", „Die Frau vom Meere", „Hedda Gabler" und „Baumeister Solneß" enthält, wird in wenigen Monaten der letzte Band (I.) folgen, der das „Generalvorwort", die (sehnlichst erwartete) Lebensgeschichte, die Gedichte, die Prosaschriften, die Reden und eine Auswahl von Briefen, sowie den „Catilina" bringen soll (im ganzen neun Bände, je Mk. 3,50 geh., Mk. 4,50 geb. oder in dreiundsechzig Lieferungen zu je 50 Pf.). Wie in den früheren Bänden, so sucht auch in dem vorliegenden achten die Übersetzung sich der Art und dem Wesen der Ibsenschen Dichterrede in freiem und doch treuem Ausdruck künstlerisch anzupassen. Schlenther stellt wieder in gedankenreichen Analysen den geistigen Gehalt wie die künstlerische Technik jedes einzelnen Dramas dar, deckt ihre inneren Zusammenhänge auf und umreißt ihre Stellung in der allgemeinen Litteraturgeschichte. — Wie der würdigen Übertragung und Ausgabe seiner Werke, so haben wir Deutsche uns seit langem auch der biographisch-kritischen Würdigung des nordischen Dichters mit manchmal fast allzu schrankenloser

Liebe angenommen. Henrik Jaegers von Heinrich Zschalig übersetzter Ibsenbiographie (Dresden u. Leipzig, Heinr. Minden) und Brahms bekanntem Buch sind bald Adalbert von Hansteins Vorlesungen über Ibsens Dramen (Leipzig, Georg Freund) gefolgt, bis dann im vergangenen Jahre Roman Woerner eine auf gediegenster historischer Grundlage aufgebaute, umfassende Monographie „Henrik Ibsen" (erster Band, 1828 bis 1873; München, C. H. Beck), Berthold Litzmann seine populären Vorlesungen über „Ibsens Dramen" (Hamburg, Leopold Voß) und Emil Reich seine social-ethischen Studien über dasselbe Thema folgen ließen (dritte vermehrte Auflage; Dresden, E. Pierson). Alle diese Schriften sind bereits früher in unserer „Litterarischen Rundschau" besprochen worden. Zu ihnen gesellt sich neuerdings eine Essaysammlung über das Problem **Henrik Ibsen** aus der Feder Leo Bergs (Köln, Albert Ahn). Die hier vereinigten Studien behandeln den Dichter fast ausschließlich nach den letzten seiner Schöpfungen („John Gabriel Borkmann", „Wenn wir Toten erwachen") und kommen dabei, wie das bei Berg nicht anders zu erwarten, zu wesentlich anderen Resultaten und Anschauungen, „als man sie vordem gewinnen konnte und heute noch überall verficht". Bergs Auffassung und Gedankenprägung bietet sehr viel Überraschendes, Fesselndes und blitzartig Erleuchtendes; aber es ist auch viel Unausgeglichenes, Aphoristisches und aufgeregt Polemisches in seiner Darstellungsart. Litteraten werden das zu schätzen wissen; das große Publikum, das aus einem Buche feste Richtweise und einen einheitlichen Eindruck mitnehmen möchte, wird sich lieber und besser an andere Führer wenden. Als Essay glänzend, fördernd und befreiend, ein kleines Kunstwerk für sich, wirkt dagegen der nur lose mit dem übrigen Inhalt verknüpfte Schlußaufsatz über „Ibsen und das symbolische Drama". Berg hat in seiner Studiensammlung auch ein, nur zu flüchtiges Kapitel über Ibsens Ein- und Durchdringen in Deutschland und über seinen Einfluß auf Hauptmann, Sudermann, Schnitzler, Hirschfeld. Auf umfangreicherem Quellenmaterial beruht Philipp Steins Beitrag **Zur Bühnengeschichte von Henrik Ibsens Dichtungen** (Dramen), wenn er auch eigentlich nur Berlin und seine Bühnen heranzieht (Berlin, Otto Elsner; geh. Mk. 1,50). Doch nicht nur seine Bühnen, auch seine Kritiker! Es sind ergötzliche Aussprüche unter den hier, gewiß nicht immer zur Freude der Propheten, konservierten Urteilen über die den Berlinern zum erstenmal als Dichter der „Kronprätendenten", der „Nora" und der „Gespenster" entgegentretende Sphinx des Nordens. Nur der alte prächtige Fontane hält auch vor diesem heimtückischen Prüfstein Stich. Das mit Bildnissen Ibsens und Rollenbildern der verschiedensten Darsteller seiner Gestalten übersäte Buch gewährt in der That ein lehrreiches Spiegelbild der Wandlung des litterarischen Geschmackes bei Kritik und — Publikum. Junge und Alte sollten es lesen.

Zerline Gabillon.

Wie nur äußerlich aneinander gefügte Essays zur Geschichte des modernen Dramas wirken manchmal Edgar Steigers zweibändige Studien über **Das Werden des neuen Dramas** (Berlin, F. Fontane u. Co.; geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.), so sehr sie augenscheinlich nach einer geschlossenen Form streben. Aber wer wollte auch historische Ruhe und organische Komposition fordern, wo die Schilderungen in der unmittelbaren Gegenwart wurzeln und in der unmittelbaren Gegenwart gipfeln! An den drei Häuptern der modernen Dramatik, an Ibsen, Hauptmann und Maeterlinck, sucht Steiger den Werdegang der neuen Bühnendichtung zu zeichnen. Er verliert sich dabei nicht in kleinliches Detail, sondern wahrt sich den freien Blick für die großen Zusammenhänge und dringt mit selbständiger Gedankenarbeit ins Geistige der Bewegung ein. Der Einfluß Ibsens auf das deutsche Drama der Gegenwart spielt auch hier eine hervorragende Rolle, aber statt im Technischen oder rein Litterarhistorischen stecken zu bleiben, schlingt das Buch ein Band um die gesamte Ideenwelt der einander ablösenden Zeiten. Maeterlinck betrachtet man heute tiefer und reifer, als es der Verfasser (1897) konnte (vgl. Gustav Zielers Aufsatz „Maurice Maeterlinck" in dem vorliegenden Heft), Hauptmann wird manchmal gar zu sehr unter den socialdemokratischen Gesichtspunkt gerückt; aber auch hier fesselt der Gedankenreichtum, die Kühnheit und Ehrlichkeit der Darstellung. Besonderen Wert dürfen die einleitenden Abschnitte in Anspruch nehmen, worin der Verfasser erläutert, was er unter dem „neuen Drama" versteht, worin er mit den Waffen der modernen Erkenntnistheorie den Grundproblemen der Ästhetik zu Leibe geht und das künstlerische Schauen und Schaffen nach eigener innerer Erfahrung zu schildern sucht.

Noch als Heinrich Bulthaupt im Jahre 1894 die Vorrede zum dritten Bande seiner „Dramaturgie des Schauspiels" schrieb (s. oben),

verwahrte er sich gegen die Frage, warum der von ihm umschriebene Kreis der Dramatiker mit Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow und Laube geschlossen und nicht etwa auch der eine oder der andere lebende Dichter ihnen zugesellt sei. „Gewiß hätte uns auch das Werk eines Lebenden manch wertvollen dramaturgischen Aufschluß geben können — aber die Abgeschiedenen gewährten mir alles, was ich suchte.“ Vorsichtig nur und skeptisch fügte er hinzu, daß es ja aber nicht ausgeschlossen sei, daß der Kreis dermaleinst, „wenn sich das Verlangen einstellen sollte,“ abermals erweitert werde. Nun, das Verlangen hat sich eingestellt und, dürfen wir annehmen, damit zugleich beim Verfasser das Gefühl von der inneren Notwendigkeit solcher Fortsetzung. Bulthaupts vierter Dramaturgieband (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung) bringt die Bewegungen und Veränderungen zur Darstellung, die die deutsche Dramatik in jüngster Zeit an und in sich erfahren, und zwar an vier hervorragenden, scharf voneinander unterschiedenen Persönlichkeiten: an **Ibsen, Wildenbruch, Sudermann, Hauptmann.** Bulthaupt hat in einer den Jüngeren heute nur noch halb verständlichen Zaghaftigkeit allzulange mit der Herausgabe dieses Bandes gezögert; dafür hat er nun aber auch den Vorteil, daß sich inzwischen der Staub verzogen hat, den das Getümmel der großen und kleinen litterarischen Schlachten wolkenartig aufgewirbelt hatte. Man sieht jetzt wirklich wieder heller und weiter: die Listen der Toten und Verwundeten liegen öffentlich aus; Augenblickserfolge haben sich nach ihrem Wert ausgewiesen, Übertreibungen der Mode hat die Zeit auf ihr bescheidenes Maß zurückgeführt, „und allmählich,“ fährt das Vorwort fort, „lernt man vielleicht auch wieder gegen die großen Meister früherer Tage einen anständigen Ton anschlagen.“ Mit Verlaub! War das je so schlimm? Oder wenigstens war das je so bös gemeint? Natürlich führt die Jugend einen keckeren und derberen Ton als das in Erfahrungen, in Welt- und Menschenkenntnis gereifte Alter. Bei Frühlingswettern pflegt es eben zu donnern oder doch zu poltern. Aber haben nicht gerade die Jungen, ganz abgesehen von den großen Unantastbaren, einem Hebbel, Ludwig und Anzengruber, einem Keller, Storm, Raabe und Fontane allzeit den schuldigen Respekt bezeigt? Haben sie nicht gerade diese und andere echte Meister aus dem Wust der falschen Modegötzen herausgehauen? Ganz gewiß, eine fibre adorative glühte, wie noch immer, auch in dem jungen Geschlecht der letzten litterarischen Revolution, nur die Auswahl ihrer Götter und Heroen unterschied sich von der der früheren Zeit ... Das nebenbei! Im übrigen geht das Buch mit einer schönen, unbefangenen Freudigkeit an seine Aufgabe: es erkennt an, daß die dramatische Kunst wie jede andere ihre Nahrung allzeit neu und frisch aus dem Leben ihrer Zeit schöpfen muß und daß im Tempel der Kunst tausend Wohnungen. Es respektiert Ibsen als den Arzt, der, wenn keinen Heiltrunk, der Menschheit doch einen Stärkungstrunk von nachhaltigster Wirkung kredenzt hat; es rühmt an Wildenbruch das warme und starke Herz, die heiße Liebe zum Vaterland und die künstlerische Selbstzucht, die in den letzten Werken zu beobachten; es kehrt auch an Sudermann das Tüchtige und Hoffnungsvolle hervor. Hauptmann wird mit den schärfsten, aber wohl auch höchsten Maßstäben gemessen; hier vermißt man am schmerzlichsten die Regeneration der Ästhetik, der es wohl bedurft hätte, wollte ein Bulthaupt den Modernen nicht nur ein gerechter, sondern auch verständnis- und liebevoller Richter sein. — Im Stoff wie im Urteil berühren sich mit dem jüngsten Bulthaupt vielfach die Studien und Kritiken **Zur modernen Dramaturgie,** die Eugen Zabel aus seinen Theaterrecensionen in der „Nationalzeitung“ zu einem ziemlich umfangreichen Buche zusammengestellt hat (ebenda; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Doch geht Zabel über das Gebiet der engeren Dramaturgie hinaus, indem er auch über die „Kunst des Vortrags“ (Legouvé u. Palleske) handelt, aus dem Nachlaß Berthold Auerbachs dessen „dramatische Eindrücke“ bespricht, seine Erinnerungen an den Berliner Ästhetiker Karl Werder zu einer liebevollen Charakteristik ausgestaltet und seine eigenen Theatererfahrungen zu allgemeinen Betrachtungen über das Wesen des Bühnenerfolgs und ähnliches benutzt. Unter den besprochenen Stücken finden sich nicht nur Sudermanns neuere Dramen (Heimat; Glück im Winkel; Schmetterlingsschlacht; Teja; Fritzchen; Das ewig Männliche; Johannes; Die drei Reiherfedern), sowie die Hauptmanns (Weber; College Crampton; Biberpelz; Florian Geyer; Hannele; Versunkene Glocke; Fuhrmann Henschel) und Wildenbruchs (Der neue Herr; Haubenlerche; Heinrich und Heinrichs Geschlecht), auch Paul Lindau (Der Komödiant; Der Andere), Ludwig Fulda (Talisman; Sohn des Kalifen; Herostrat), aus älterer Zeit Raimund, Nestroy, Anzengruber, ferner die Wiener Karlweis, Schnitzler, Burckhard, Bahr, Hofmannsthal, Ebermann und andere sind vertreten. Ja sogar Moser und L'Arronge haben eingehende Würdigungen erfahren. Als Anhang erscheint eine ausgewählte Galerie von Bühnenkünstlerporträts (Charl. Wolter, Mitterwurzer, Sonnenthal, Baumeister, Haase, Barnay, Engels, Vollmer, Matkowsky, Kainz). Zabel ist unter den Berliner Kritikern wohl derjenige, der am meisten Gewicht auf eine möglichst ausführliche Inhaltsangabe der recensierten Stücke legt, eine Kunst, die schwerer und wertvoller ist, als man gemeinhin wahrhaben will. Leser, die fern von regen Theaterstätten sitzen und auf Berichte angewiesen sind, haben sicherlich mehr von ihnen als von mancher an sich viel geistreicheren Kritik, die darauf in berechtigter oder falscher Vornehmheit verzichtet. Nur auf eine bessere Verknüpfung seiner einzelnen Zeitungsfeuilletons hätte Zabel für die Buchausgabe wohl Bedacht nehmen dürfen. Derselbe Verfasser hat in einem zweiten Bande seine in den letzten Jahren entstandenen Studien und Kritiken über das ausländische

Theater gesammelt (**Zur modernen Dramaturgie. Das Ausland.** Ebenda; geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.). Shakespeare, Molière, Scribe, Augier, Labiche, Dumas fils, Sardou, Rostand, Ibsen, Gogol, Madoch unter den Dramatikern, die Ristori, Rossi, Salvini, die Duse und Zacconi unter den Schauspielern sind die Hauptnamen, die dem Inhalt das Gepräge geben. — Auch von anderen Seiten liegen Sammlungen von Theaterkritiken aus dem letzten Jahrzehnt vor. So hat der Klopstockforscher Richard Hamel (Hannover), der inzwischen mit seinem Schauspiel „Zwei Meister" selbst einen schönen Bühnenerfolg errungen hat, seine Theaterbesprechungen zu einer **Hannoverschen Dramaturgie** vereinigt (Hannover, M. u. H. Schaper). Der Titel könnte leichter beschwingten Arbeiten gefährlich werden; Hamels Besprechungen aber haben wirklich viel von der gewissenhaften Gründlichkeit, Ruhe und Ehrlichkeit, für die uns Lessing vorbildlich ist, freilich zuweilen auch etwas von dem doktrinären Ästheticismus, der uns heute etwas altmodisch anmutet. Die meisten dieser Besprechungen runden sich dem Verf. zu gewichtigen Abhandlungen, die nicht zu Unrecht allgemeine Problemtitel tragen (Die Lösung des Learrätsels. Programmatischer Patriotismus im Drama. Förderung der Kunst durch den Kaiser u. s. w.). Anzuerkennen ist, daß Hamel seine Tageskritiken buchmäßig überarbeitet hat. — Behender, unmittelbarer, persönlicher und deshalb oft anregender giebt sich Leopold Schönhoff in seinen ausgewählten **Kritischen Theaterbriefen**, die zehn Jahre Berliner Theater umfassen (Berlin, Verlag von Hugo Bermühler). Das Beste an dem Buche ist die allgemeine Einleitung, die einen klaren Überblick über die litterarischen Kämpfe der neunziger Jahre ermöglicht. Wie dem revoltierenden Aufruhr allmählich der Zug zur Romantik, die Neigung zur Bänglichkeit folgte, das wird an einer Reihe von typischen Erscheinungen verfolgt, unter denen die neu auftauchenden strebenden wie streberhaften Elemente mit ihren jeweiligen Wandlungen hauptsächlich beachtet werden. — In Rudolf Presbers kritischen Tagebuchblättern **Vom Theater um die Jahrhundertwende** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) setzt sich der keimende Zwiespalt zwischen Wirklichkeitskunst und Neuromantik auf der Bühne noch weiter fort, über Maeterlinck und d'Annunzio hinaus. Ein novellistisch unterhaltsamer Zug geht durch diese Feuilletons, die mehr witzige Plaudereien als Kritiken heißen dürften und oft einen weiten Umweg durch allerlei persönliche Erlebnisse machen, bevor sie aufs Theater kommen.


Bernhard Baumeister.

— Als ein Plauderer par excellence zeigt sich auch Hermann Bahr wieder in seinen **Premieren**, Wiener Theaterbesprechungen aus dem Winter 1900 und dem Sommer 1901 (München, Alb. Langen). Doch giebt er mehr litterarische Perspektiven als Presber, dem er auch in nervöser Feinfühligkeit für moderne Stimmungen und Geschmacksnuancen weit überlegen ist. Für das Gesunde und Kräftige im dramatischen Schaffen unserer Tage fehlt ihm der Instinkt, aber für alles Dekante und Exquisite findet seine Ästhetennatur feine Wendungen und berauschende Bilder. Mit Vorliebe verweilt er daher bei der Kunst einer Duse und eines Novelli (siebzig Seiten!), wie bei der Neuromantik des Jungwienertums.

Das Drama der letzten beiden Jahrzehnte bildet auch den Grundstock für die Studien und Kritiken zur Litteratur der Gegenwart, die Eugen Wolff unter dem irreführenden Titel **Zwölf Jahre im litterarischen Kampf** gesammelt hat (ebenda; geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.). Es ist doch heute nicht mehr so ungewöhnlich, wie Wolff glauben machen möchte, daß ein deutscher Universitäts-Professor — Wolff ist Lehrer an der Kieler Hochschule — lebendigen und thätigen Anteil an der Litteraturbewegung seiner Zeit nimmt und sich mit ihren Strömungen kritisch auseinandersetzt. Immerhin hat es sein Verdienst, die Frage zu untersuchen, inwieweit die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts für wissenschaftliche Betrachtung reif ist, mit historischer Kritik die bleibenden Ergebnisse der neueren litterarischen Bewegung in Deutschland festzustellen und das Verhältnis von Universität und Litteratur zu prüfen. Die Abschnitte über das Drama halten sich mehr an die Bucherscheinungen als an die lebendige Bühne und rücken dadurch natürlich manches zu Unrecht vernachlässigte Talent ins Licht. Auch epische und lyrische Werke der letzten Jahrzehnte werden zahlreich besprochen, zu zahlreich vielleicht, wie man denn überhaupt eine Sichtung der Beiträge nach höheren, wesentlichen Gesichtspunkten hätte wünschen mögen und es bedauert, daß der Verfasser das Gute und Große, das er gelegentlich hervorhebt, durch sparsameres Lob für das Mittelmäßige und Belanglose nicht einsamer dastehen läßt. Abgesehen von der polemischen Stimmung gegen die „Berliner Schererclique" bewegen sich die Kritiken in auffallend konziliantem Ton. — Echten, frischfröhlichen Kampfcharakter tragen dagegen die gesammelten litterarischen Aufsätze von Erich Schlaikjer (Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg). Es sind wirklich **Berliner Kämpfe,** die hier von einer charaktervollen Per-

sönlichkeit mit starkem Temperament ausgefochten werden, wenn sie in Wirklichkeit auch keineswegs auf Berlin beschränkt geblieben, sondern überall mit mehr oder weniger Leidenschaft geführt worden sind, wo alte und neue Zeit, epigonenhafter Idealismus und bilderstürmender Realismus, Großstadtkunst und Heimatkunst, Naturalismus und Symbolismus, hohe Kunst und Überbrettl funkensprühend aufeinander stießen.

Während über die Dramatiker des bürgerlichen Realismus immer noch kleinere und größere biographisch-kritische Studien geschrieben werden — ich nenne nur die neuesten: Max Kirschsteins bescheidenes Büchlein über **Gerhart Hauptmann** (Berlin, Hugo Schildberger; geh. 1 Mk.) und Dr. Hans Landsbergs mit historischer Ruhe abwägenden Essay **Hermann Sudermann** (Berlin, Goje u. Tetzlaff) —, und während an einzelnen ihrer Werke, an Sudermanns „Johannes" und „Drei Reiherfedern" wie an Hauptmanns „Schluck und Jau", in eigenen Büchern nicht weniger tiefsinnige allegorisch-symbolische Deutungsversuche angestellt werden (Armin Gimmerthal: **Hinter der Maske.** Berlin, C. A. Schwetichke u. Sohn), als sie vor hundert Jahren am Faust geübt wurden, ertönt schon von anderer Seite der ungestüme Ruf: **Nieder mit dem Realismus!** (eine Streitschrift von Paul Neumann; Berlin, Hermann Walther; geh. Mk. 1,20), „Platz den Märtyrern, Platz den Idealisten! Auf zum Sturm! Hoch die Klassicität! Es lebe Deutschland" oder, was den Schreiern dasselbe ist: **Los von Hauptmann!** (ebenda). So formuliert Dr. Hans Landsberg den ersten Paragraphen des Programms der Zukunft, des Programms der Neuromantik, des Idealismus und des Individualismus. Es steckt noch viel knabenhaft Unreifes in dieser Brausebroschüre mit dem schreiend lauten Plakattitel, dessen sich der Verfasser über kurz oder lang selber schämen wird. Doch bleibt sie als Zeitdokument immerhin bedeutsam und wird nach abermals zwanzig Jahren vielleicht dieselbe litterarhistorische Rolle spielen wie heute Bleibtreus „Revolution der Litteratur" und der Brüder Hart „Kritische Waffengänge" — vorausgesetzt, daß andere Frühlingsboten sich zu ihr gesellen; denn eine litterarische Revolutionsbroschüre macht noch weniger einen neuen Kunstfrühling als eine Schwalbe draußen den Sommer ...

Mit der Landsbergschen Broschüre stehen wir vor der verschlossenen Pforte der Zukunft; es wird uns niemand verargen, wenn wir nicht weiterzudringen suchen und umkehren, um uns von der Geschichte des Dramas der Geschichte des Theaters zuzuwenden.

Freilich, zunächst will es scheinen, als kämen wir dabei aus dem Regen in die Traufe. Eine Streitschrift gegen die Überschätzung des Theaters: **Der Theaterdusel** (Bamberg, Handelsdruckerei) empfängt uns. Ihr Verfasser, Alfred H. Fried, trägt mit Hilfe der Statistik, der Enqueten und anderer zweischneidiger Mittel viele Einzelwahrheiten zusammen, besonders über Mimenkult, Premierenunfug und „Afterkritik"; aber seine Wahrheiten gehören zu jenen, die an ihrer Überzahl zu Grunde gehen und sich schließlich in ihr Gegenteil verkehren. Einstweilen ist wenig Aussicht, daß solche Polemiken in Wirklichkeit etwas fruchten werden, hat doch fast zu gleicher Zeit Avonianus' (Robert Hessens) **Dramatische Handwerkslehre** in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erscheinen können (Berlin, Hermann Walther; geh. 5 Mk.). Der Zweck des empirischen Buches, die Traditionen einer „musterhaft ausgebildeten Kunstform" festzulegen, eine leicht verständliche Technik des Dramas mit entschiedener Betonung der praktischen Fragen der Theaterschriftstellerei zu schaffen, tritt diesmal klarer und reiner hervor. Das Polemische, entstanden in einer litterarisch äußerst erregten Zeit, ist nach Kräften ausgemerzt; einige wertvolle Kapitel vom Dialog, von den Charakteren und Rollen sind eingefügt; neuere und neueste Bühnenwerke, wie „Rosenmontag" und „Der rote Hahn", bereits herangezogen: das alles läßt die gesunden, tüchtigen Grundsätze des nüchtern verständigen Verfassers nur noch deutlicher hervortreten. In einer Zeit, wo man den dekorativen Kleinkünsten einen Platz in der unmittelbaren Nachbarschaft der sogenannten hohen Künste gönnt, wird man an dem Titel keinen Anstoß nehmen, zumal da, wie schon das ursprüngliche Pseudonym des Verfassers sagte, Shakespeare, der „Schwan vom Avon", sein Muster und Vorbild ist.

Über darstellerische Fragen wird heute auch von Schauspielern selbst vielfach theoretisch nachgedacht und theoretisch geschrieben. So hat Ferdinand Gregori, jetzt Mitglied des Wiener Burgtheaters, seine Gedanken über **Das Schaffen des Schauspielers** in einer Broschüre niedergelegt (Berlin, Ferd. Dümmler; geh. 2 Mk., geb. Mk. 2,80), die viele feine Bemerkungen und Analysen (Hamlet) enthält. Verwunderlich bleibt es nur, wie Gregori es für ohne weiteres klar halten kann, „daß die modernen Stücke an die Phantasie des Schauspielers und an seine Technik recht geringe Anforderungen stellen, und daß also für die Schauspieler in dieser Richtung keine gedeihliche Fortentwickelung möglich ist." Ich sollte denken, daß ein genialer Schauspieler gerade hier aus Eigenem zu schöpfen hätte, wobei er sich freilich zuvor gegen die Sirenenlaute der Virtuosenspielerei Wachs in die Ohren stopfen müßte. Auch für Max Martersteig, den Regisseur, Darsteller und Kritiker, ist **Der Schauspieler** (Leipzig, Eugen Diederichs; geh. 2 Mk.; übrigens das erste Buch, das in der Eckmannschrift gedruckt worden ist) ein künstlerisches Problem, über das sich zu spekulieren lohnt. Doch faßt er die Sache ganz anders als Gregori. Hat dieser die Frage philosophisch zu beantworten gesucht, so ist Martersteig gesonnen, sie physiologisch zu lösen: es findet in dem Schauspieler eine „Transfiguration" statt, und zwar mittels der Suggestion und der Hypnose. Mitterwurzer soll das bestätigen. Man sieht an diesem Gegensatz, daß

sich die Unterscheidung, die Gregori für die Schauspielkunst aufstellt: intuitiv schaffende Individualitäten und verstandesmäßig aufbauende Charakteristiker, auch auf die Schauspieltheoretiker ausdehnt. Beides könnte wohl miteinander versöhnt werden. Martersteigs Schrift verdient die höchste Beachtung und wenn nicht rückhaltlose Zustimmung, so doch eingehende Erörterung in den beteiligten Kreisen.

Seit Eduard Devrient seine „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ veröffentlicht hat (Band 1 und 2: 1848; Band 3, 4 und 5: 1874), ist eine Gesamtdarstellung dieses Grenzgebietes der Litteratur mit zureichenden Mitteln nicht wieder versucht worden. Hier wäre also wirklich eine höchst empfindliche Lücke auszufüllen. Robert Prölß' **Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850** (Leipzig, F. A. Berger; geh. 6 Mk., geb. Mk. 7,50) kann nur als eine bescheidene Abschlagszahlung oder als ein Wechsel auf die Zukunft hingenommen werden. Eine Entwickelungsgeschichte bleibt der Verfasser uns schuldig; sein Buch besteht vielmehr, wenigstens was die Neuzeit angeht, im wesentlichen in oft recht lose aneinander gereihten Charakteristiken der einzelnen Bühnen und namhafteren Kräfte, wobei viel zu viel Gewicht auf Äußerlichkeiten gelegt wird. Wir wollen es trotzdem dankbar begrüßen und benutzen, schon weil wir nichts Besseres haben und vorerst auch schwerlich erwarten dürfen.

Adolf von Sonnenthal.

Um so reicher blühen die theatergeschichtlichen Einzelforschungen. In Baden hat sich der ungemein regsame Mannheimer Altertumsverein wie auch die Stadtgemeinde der Sache angenommen. Drei starke Bände, einer zur **Geschichte des Theaters und der Musik am kurpfälzischen Hofe** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), zwei über **Archiv und Bibliothek des Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim 1779 bis 1839** (Leipzig, S. Hirzel), sämtlich von Dr. Friedrich Walter bearbeitet, sind die Früchte dieser Bemühungen. Es braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, welch hohe Bedeutung für unsere vaterländische Litteratur die Bühnenschöpfung Dalbergs und Ifflands hat. Neben Jahren des Glanzes und Ruhmes hat sie Jahre tiefsten Verfalles, neben Epochen hervorragender, weitgerühmter Leistungsfähigkeit Zeiten beklagenswerten Niederganges gesehen, aber immer wieder erstarkte sie — davon geben die Forschungen Walters beredtes Zeugnis, wenn sie auch in der gegenwärtigen Form, wenigstens in den letztgenannten beiden Bänden, nur für den Gelehrten nutzbar sind. Zusammenhängender ist der erste abgefaßt, der deshalb auch von Laien mit Genuß gelesen werden kann. — Was Dalberg und Iffland für Mannheim, bedeutete Klingemann für Braunschweig. Deshalb war es ein verdienstvolles Unternehmen, **Die Bühnenleitung August Klingemanns in Braunschweig** darzustellen, wie es Dr. Heinrich Kopp in dem jüngsten Heft der von Berthold Litzmann herausgegebenen „Theatergeschichtlichen Forschungen“ (Heft 17; Hamburg, Leopold Voß; geh. 3 Mk.) gethan hat. Von dem schwächlichen Dramatiker Klingemann ist dabei ganz abgesehen worden; nur der Bühnenleiter und Dramaturg wird gewürdigt. Und dabei ergiebt sich, daß Klingemann auf diesem Gebiete seine Zeit außerordentlich bezeichnend widerspiegelt, insbesondere den Einfluß Goethes auf die Entwickelung des deutschen Theaters in einem besonders klaren Lichte zeigt, dann aber auch, daß eine ganze Anzahl von den in der Gegenwart wirkenden Faktoren des Bühnenwesens von ihm ihren Ausgang genommen hat. Ein Anhang bringt das Repertoire des Braunschweigischen Nationaltheaters während Klingemanns Leitung (1818 bis 1826).

Wie Klingemann, so ist als schaffender Dramatiker lange der Wiener Theaterleiter und „Dichter **Emanuel Schikaneder** (1751 bis 1812) überschätzt worden. Auch sein jüngster, sonst mit gut geschultem Urteil ausgerüsteter Biograph Dr. Egon von Komorzynski läßt in diesem Punkte noch nicht genug Kritik walten (Berlin, B. Behrs Verlag [E. Bock]; geh. 4 Mk.; mit einem hier in verkleinerter Nachbildung wiedergegebenen Bildnis Schikaneders aus dem Besitz der deutschen Mozartgesellschaft in Berlin). Dem Verfasser kam es in erster Linie auf eine „Rettung“ des vielgeschmähten Librettisten der „Zauberflöte“ an, welchen man nur allzu leicht mit dem Ehrentitel eines Plagiators abthun zu können meinte. Demgegenüber erscheint die barocke Gestalt dem Litterarhistoriker als ein wichtiger Faktor für die Entwickelung des Wiener Volkstheaters. Schikaneders Zauberopern sowohl als auch seine Volksstücke bilden ihm eine Vorstufe für Raimund, und auch Grillparzer, dessen Schaffen zum Teil in der Wiener Volksdramatik wurzelt, lehnt sich mehrfach an ihn an. Allein Schikaneders Einfluß überschritt die lokalen Grenzen. Seine Vorliebe für prächtige Massenscenen und für dekorativen Prunk stempelte ihn für die Zeitgenossen zum typischen Vertreter des Ausstattungsstückes, und so kommt es, daß wir die Anlehnung an ihn bis hinauf zu Goethes zweitem Faust verfolgen können. Durch die „Zauberflöte“ endlich ist Schikaneder — freilich ohne sein Verdienst — für die Geschichte der deutschen Oper bedeutend geworden. Zu dieser von Komorzynski, wie ge-

sagt, etwas überschätzten litterarischen Nachwirkung kommen die Verdienste, die sich Schikaneder um das Wiener und damit auch um das gesamte deutsche Theaterwesen erworben hat. Er hat in seinem kleinen Freihaustheater (1789 bis 1801) die deutsche Oper gepflegt und gefördert, während im Hoftheater stolz und breit die Italiener residierten, und er hat durch die Begründung des Theaters an der Wien (1801) der österreichischen Hauptstadt eine für die damalige Zeit an Vollkommenheit einzige Bühne geschenkt. Komorzynskis Behandlung der „Zauberflöte“ emancipiert sich von der seit Jahren herrschenden Tradition und bringt manches Neue. Schikaneders wechselvolles, abenteuerreiches Leben ist streng wahrheitsgemäß, wenn auch nicht überall nach den ersten Quellen geschildert; von dem Vorwurf, er habe sich gegen Mozart schurkisch benommen, wird er reinzuwaschen versucht (S. 109 f.). Doch sollte man mit dieser Auffassung und Darstellung die in Oskar Fleischers **Mozart** (33. Band der Sammlung „Geisteshelden“; Berlin, Ernst Hofmann u. Co.; geh. Mk. 2,40, geb. Mk. 3,20) vergleichen. Diese liebevolle Biographie vornehmlich des Menschen Mozart verdient auch sonst Beachtung und Verbreitung.

Wien ist auch im folgenden neunzehnten Jahrhundert der klassische Boden des Theaters und der Schauspielkunst geblieben. Nirgends sonst hat Hof- und Publikumsgunst den Lieblingen der Bretterwelt so viel Beachtung geschenkt und so prächtige Triumphbogen gebaut wie an der Donau; nirgends blüht eine so reiche Theaterlitteratur wie in Wien. Um nur bei den letzten Jahren zu verweilen, so erinnern wir an das hier bereits besprochene und empfohlene Lebensbild **Ludwig Gabillons**, das wir seiner Tochter Helene Bettelheim-Gabillon verdanken (Wien, A. Hartlebens Verlag), und dem wir die hier mitgeteilten Porträts Ludwig Gabillons und seiner Gattin Zerline entnehmen, an Rudolf Lothars reich illustriertes Werk über das **Wiener Burgtheater** (Leipzig, E. A. Seemann), sowie an das kostbare Prachtwerk, das die verdienstvolle Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien mit Unterstützung der Generalintendanz der K. K. Hoftheater herausgiebt: **Die Theater Wiens.** Das Bildnis Bernhard Baumeisters, das wir hier in verkleinertem Maßstabe wiedergeben, ist, gleich dem Sonnenthals, diesem nicht genug zu empfehlenden Pantheon österreichischer Theaterkunst entnommen. Es mag zugleich eine Huldigung für den Altmeister deutscher Schauspielkunst selbst sein, der vor kurzem das fünfzigjährige Jubiläum seiner Künstlerthätigkeit am Burgtheater feiern durfte. Im Verein mit dem Wiener Publikum wand ihm bei dieser Gelegenheit auch seine Kollegenschaft in neidloser Bewunderung reiche Lorbeerkränze ums greise Haupt. Aber auch litterarisch ist er gefeiert worden. Außer Paul Schlenther, seinem Direktor, der ihm eine begeisterte Festschrift gewidmet, hat auch einer seiner jüngsten Kollegen am Burgtheater, Ferdinand Gregori, eine warmherzige Würdigung des Menschen und Künstlers **Bernhard Baumeister** erscheinen lassen („Moderne Essays zur Kunst und Litteratur“ Nr. 18; Berlin, Gose u. Tetzlaff; 50 Pf.; mit einem Rollenbilde: Baumeister als Richter von Zalamea), die wir als schöne Bürgschaft für das Fortleben der schlichten und doch so tiefen, aller Pose freien Persönlichkeitskunst Baumeisters hinnehmen möchten. Auch diese Feier eines Veteranen der Kunst ist ein Zeugnis, wie gern und freudig die Jugend anerkennt und bewundert, sobald ihr nur das Echte, Eigene, Naturgewachsene entgegentritt. „Wiens junge Künstler verhalten sich zu Baumeister genau so, wie sich vor zehn Jahren Berlins junge Dichter und Schriftsteller zum alten Fontane verhalten haben. Sie schätzen in ihm den Mann, der ein Leben lang das für sich ruhig gethan hat, was die heutige Jugend für die Allgemeinheit anstrebt: Naturwahrheit, Diskretion, schlichte Treue gegen sich selbst.“ Baumeister ist vielleicht kein schauspielerisches Genie, aber er ist eine Natur, die sich in der Verworrenheit der heutigen Theaterverhältnisse intakt erhalten hat. „Die Persönlichkeit,“ sagt Gregori, „überwiegt bei ihm noch das Talent.“ Der Richter von Zalamea, Falstaff, Götz und der Erbförster, das sind wohl die Gestalten, in denen das Gedächtnis Baumeisters am treuesten fortleben wird. Ihre Liebe und Güte quillt aus seinem Herzen, ihr Zorn und Rechtlichkeitsgefühl flammt in seiner Brust, ihr Humor ist sein eigenes Gewächs. Ein Antipode Baumeisters in mehr als einer Beziehung ist der jetzt an derselben Kunststätte neben ihm wirkende **Josef Kainz**, dem Gregori gleichfalls eine lobschwellende Würdigung hat zu teil werden lassen (ebenda; Nr. 2; mit zwei Rollenbildern). Kein größerer Unterschied als zwischen Kainz und Baumeister, meint Gregori, wenn beide vor rein rhetorischen Aufgaben stehen. Dort die schärfste Gefühls- und Verstandeslogik, eine Steigerung von Viertel- zu Viertelton bis zur Gipfelfanfare, die unsere Begeisterung auslöst; hier Satz für Satz, jeder vom nächsten durch einen Einschnitt getrennt und nach den einzelnen Empfindungswerten einzeln wiedergegeben, allein durch den Blick des lachenden oder zürnenden Auges zusammengehalten. Auf Kainzens rhetorische Kunst, die ihm einer Revolution gleichzukommen scheint, hat Gregori am meisten Gewicht gelegt. Darüber ist dann leider die innere Charakteristik der individualistischen Darstellungskunst dieses großen Stilistikers etwas zu kurz gekommen.

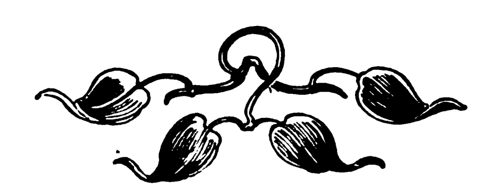
Daß der interessante Versuch, das Variété litterarisch zu heben und es der hohen Kunst dienstbar zu machen, heute als gescheitert angesehen werden muß, ist schon gesagt worden. Doch sollten wir uns hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten und diese dekorativen Kleinkünste der Bretterwelt so ganz zu verachten. Wie hübsche, gefällige und erquickliche Blüten sie mitten zwischen allem Unkraut zu treiben im stande sind, kann das von Karl Freiherrn von Levetzow herausgegebene **Bunte Theater** lehren, darin das

„offizielle Repertoire“ des Wolzogenschen Überbrettls niedergelegt ist (erster Band; in origineller Ausstattung erschienen im Verlage von Julius Bard, Berlin W. 57). Man lasse sich durch die hochtönenden Phrasen der „Vorbemerkung“, die so erhaben auf die „großen Bühnen mit abendfüllenden Stücken und langatmig exponierten Trauerbegebnissen“ herabsieht, nicht die Stimmung verderben — höchstens die Bezeichnung des Variétés als eines Dampfbades der modernen Seele mit nachfolgender kalter Dusche mag man sich merken —, sondern halte sich an den meist satirischen, bald tändelnden, bald kecken Inhalt dieser bunten Capriccios, nasche hier und nippe dort und vergesse schließlich alles wieder so schnell, wie man es genossen hat: ein paar amüsante Stunden wird man dem Büchlein am Ende doch zu danken haben. — Es war nur folgerichtig, daß sich das Überbrettl nicht an Dramen des alten Genres genügen ließ, sondern sich, wie in der Lyrik, so auch auf dem dramatischen Felde seine eigenen Gewächse ziehen wollte. So haben sich zu den Chansons, Tanzduetten u. a. **Überdramen** gesellt, wie ihrer Hanns Freiherr von Gumppenberg unter dem Pseudonym Jodok neuerdings eine kleine Sammlung im Verlage von Th. Mayhofer Nachf. (Berlin; Preis Mk. 1,50; mit einer Umschlagzeichnung von John Jack Vrieslander und dem Bildnis des Verfassers) hat erscheinen lassen: leicht beschwingte, ans Karikaturenhafte streifende Satiren auf Narreteien unserer heutigen Gesellschaft, auf Spiritismus, Salontirolertum u. dergl. — Schwereres Geschütz fährt ein anderes Überbrettlbuch auf, in dem Arthur Moeller-Bruck gewissermaßen die Philosophie und Entwickelungsgeschichte des **Variétés** geben möchte (geh. 7 Mk., geb. 8 Mk.). Das Interessanteste und Wertvollste an dem starken Bande (236 Quartseiten) sind die Illustrationen, 24 Voll- und 104 Textbilder, um deren Sammlung und Reproduktion sich der Verleger, Julius Bard, verdient gemacht hat. Dem Texte sieht man es gar zu deutlich an, daß er in einem Augenblick geschrieben wurde, wo man nicht recht weiß, soll man eine prophetische Taufrede oder einen wehmütig verherrlichenden Nekrolog halten. Wohl wird ihm erst, wo er sich — er thut das deshalb nur zu bald — den modernen Überbrettlgrößen zuwenden kann, und es ist bezeichnend, daß sich auch Kunst und Geschmack in der Auswahl und Wiedergabe der Illustrationen erst recht entfaltet, wo die Barrisons aufmarschieren, eine Fouguère, Duvernois, Otero, Saharet und Loïe Fuller ihre Reize blinken lassen oder die Yvette Guilbert, Bozena Bradsky, d'Estrée und andere auftreten. Hier ist der Hauptreiz des Buches zu suchen. Wieviel dabei freilich die Photographie, auf die man angewiesen ist, von dem pretiösen Duft zerstört, auf den alles Variétéhafte nun mal angewiesen ist, wird man sich denken können. — Will man Kunst im Spiegel der Kunst schauen, so mag man sich an die vortrefflichen Variété-Zeichnungen halten, die John Jack Vrieslander zu einer äußerst amüsanten Mappe zusammengestellt hat (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger; 6 Mk.). Auch auf diesen zwölf Kunstblättern auf Japankarton begegnen uns bekanntere und unbekanntere Brettlleute, aber sie sind durch ein künstlerisches Temperament gesehen und haben uns deshalb viel mehr zu sagen. — In der reizvollsten Provinz des weiten Reiches „Variété“ hat sich Marie Luise Becker mit einer kostbar ausgestatteten und reich illustrierten Monographie über den **Tanz** angesiedelt (ebenda; geb. 8 Mk.). Hier ist überall frische grüne Weide und — man sollte es bei der Verlockung, die das Thema birgt, kaum für möglich halten — fast überall auch noch jungfräulicher Boden. Abgesehen von einigen französischen Versuchen der neueren Zeit, besitzt die Litteratur noch kein Werk, das die Geschichte und die künstlerische Kultur des Tanzes — im weitesten Sinne als eine Kunst der menschlichen Bewegung genommen — mit modernen Darstellungsmitteln auch nur auszuschöpfen versuchte. So kommt denn dem Beckerschen Buche von vornherein das Verdienst einer mutigen Pionierarbeit zu. Vollendetes oder auch nur in sich Abgeschlossenes konnte und wollte die Verfasserin nicht geben, schon weil es an den Vorarbeiten fehlte; aber als erste Anregung darf ihr Werk, das sich auf mehrjähriges Studium, Selbstgeschautes, Selbsterlebtes und Selbstgedachtes stützt, freudig willkommen geheißen werden, auch wenn man manchmal an dem gar zu Aphoristischen der Behandlung, namentlich in den historischen Abschnitten, wenig Freude findet. Dankenswert in höchstem Grade ist dagegen, daß die Verfasserin das volkstümlich-nationale Element in unseren deutschen Tanzweisen aus fremdem Wust hervorhebt und so manchen Rest vergessener deutscher Tanzpoesie zugleich in Beziehung zur Kunst- und Kulturforschung bringt. Viele Kinderreime, wie sie heute noch auf unseren sommerlichen Gassen ertönen, werden so erst ins rechte Licht gerückt und gewinnen ihre tiefere Bedeutung. Ein Buch mit einem so graziösen Stoff hielt es für seine Pflicht, sich von aller akademischen Schwerfälligkeit zu entlasten und Schwebendes schwebend zu behandeln. Daher vermißt man im allgemeinen wohl die rechte Fundierung, wie sie mit geschulterem Fleiß der Kulturkritiker nicht versäumt haben würde, darf sich dafür aber um so behender und leichter vom schaukelnden Boot des Stils über ebene Wellen anmutig dahintragen lassen. Ausstattung, Druck und Illustrierung (210 Seiten mit etwa zweihundert Abbildungen, Notenbeispielen u. s. w.) machen das Werk zu einer äußerst vornehmen Erscheinung des modernen deutschen Büchermarktes.

Während so allerlei loses und lustiges Gesindel um die ernste Muse der hohen dramatischen Kunst herumtänzelt, sie parodiert und karikiert und Ihrer Hoheit ein Schnippchen schlägt, sind zu gleicher Zeit doch auch andere Bestrebungen am Werke, die ihrer bedrohten Würde und Weihe wieder aufzuhelfen suchen. Zwei Mächte,

Religion und bildende **Kunst**, rufen sie dabei als Bundesgenossen auf. Mitten im lauten Großstadtgetriebe Berlins hat sich neuerdings der „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele“ gebildet (Geschäftsstelle Berlin SW. 68, Lindenstraße 89), der sich die Pflege der Volksbühne im allgemeinen, zunächst und vor allem die Aufführung der deutschen Lutherfestspiele zur Aufgabe gemacht hat und auf diese Weise zur Belebung evangelischen Gemeingefühls, zur Kräftigung deutschen Selbstbewußtseins und zur Schaffung einer neuen deutschen Volkskunst mitwirken will. Als Organ des Vereins erscheinen in zwangloser Folge die von Dr. Biesalski geleiteten „Mitteilungen“ (Jahresbeitrag 1 Mk.). Die grundlegenden und richtungweisenden Anregungen für die Bewegung hat der auch dichterisch in diesem edlen, volkserzieherischen Sinne schaffende Fritz Lienhard in seiner feurigen und doch männlich besonnenen Werbeschrift **Deutsch-evangelische Volksschauspiele** gegeben (Berlin, Georg Heinrich Meyer; Neue deutsche Hefte für Kunst und Volkstum). — Die andere Bewegung geht von Darmstadt aus und steht in enger Verbindung mit der deutschen Renaissance, die dort unter dem hohen Schutze des Großherzogs Ernst Ludwig in der Künstlerkolonie zu Tage trat und ein neues harmonisches Gesamtkunstwerk hervorzaubern wollte. **Feste des Lebens und der Kunst** wollte Peter Behrens, einer der Darmstädter Sieben, in dem von Olbrich erbauten Spielhause gefeiert wissen. In einer weihevoll ausgestatteten Schrift (Leipzig, Eugen Diederichs) hat er das Programm dafür gezeichnet. Er betrachtet das Theater als „höchstes Kultursymbol“, das Bühnenspiel selbst als Fest von reinster, erhabenster Stimmung. „Am Saum eines Haines, auf dem Rücken eines Berges soll sich das festliche Haus erheben. So farbenleuchtend, als wolle es sagen: Meine Mauern bedürfen des Sonnenscheines nicht! — Seine Säulen sind umkränzt, und von sieben Masten wehen lange weiße Fahnen. Auf der hohen Empore stehen Tubenbläser in glühenden Gewändern und lassen ihre langgezogenen Rufe weit über das Land und die Wälder ertönen. Es öffnen sich langsam die großen Thorflügel, und man tritt hinein in den großen Raum. Hier sind alle Farben tiefer gestimmt, wie zur Sammlung ... Der Formen überwältigende Kühnheit, der Einklang der Farben, Wohlgerüche feierlicher Art, das Brausen der Orgel, jubelnde Geigen, das Siegesbewußtsein der Trompeten: alles eröffnet unsere Seele einem zweiten, ihrem ewigen Leben. Wir sind größer, umfassender, klarer geworden; wir haben die Unzulänglichkeit des Lebens vergessen, wir haben die Kleinheiten der Seele vergessen... Wir sind geweiht und vorbereitet für die große Kunst der Weltanschauung! Und nun entrolle sich das Spiel des Lebens: wir selber spielen es, das schöne Schauspiel unserer ernsten Freude!“ Nicht die unmögliche Illusion der Natur, sondern die der Erhabenheit über sie soll uns das Theater geben. „Wir werden erhoben werden durch die Kunst, durch die der Dichtung wie der Darstellung, über die rohe Natur hinaus!“ Die Begeisterung giebt dem Sprecher hohe priesterlich-prophetische Worte; nur allzu hoch steigen sie auf Flügeln der Phantasie aus der Erdensphäre empor in den blauen Äther des Ideals, des Traumes und, ach! der Unmöglichkeit. Solche verstiegene Pläne zur künstlerischen Wiedergeburt oder Neuschöpfung würden auch gescheitert sein, wenn sie edlere Dichtungen zur Erprobung ihres Wollens und Könnens gefunden hätten, als es die ganz hübschen, aber doch nur hübschen, lyrischen Stimmungsbildchen sind, die Wilhelm Holzamers **Spiele** (mit Zeichnungen von Olbrich; ebenda; 1 Mk.) zu geben vermögen. Als ihr kurzes Leben auf der Darmstädter Fest- und Weihebühne ein jähes, unfrohes Ende fand, flüchteten sie sich aufs Überbrettl — so nahe berühren sich im Leben die Extreme, so grausam sind seine Brutalitäten.

Friedrich Düsel.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.

XCII. Band
Heft 552

Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte

September
1902

Wir Kinder der Not

Von

Hans Ulrich Beer

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Auf dem Heimwege nahm die Frau Notar ihren Freund Sydekum beiseite. Sie sah Heinz mit anderen Augen an, seitdem sie wußte, daß Marianne Morwitz ihn aus ihrem Kreise vertrieben hatte, und fühlte etwas wie eine Verpflichtung, Heinz wieder der Gesellschaft zuzuführen. Vor allem aber hatte sie ein tiefes Mitleid mit seinem häuslichen Unglück.

Sydekum aber war im Zweifel, ob sich bei Heinz etwas ausrichten ließe.

„Es ist doch ein eigensinniger Mensch, und es ist nicht unmöglich, daß er uns ebenso abblitzen läßt wie damals bei unserem ersten Versuche.“

„Sollte ihn das Unglück nicht weich gemacht haben?“

Sydekum schüttelte nachdenklich den Kopf. „Es giebt Menschen, die macht das Unglück weder weich noch hart, sondern nur scharf und verbittert. Harries hat nicht die Kraft zum Unglück, aber die Kraft und den Willen zum Glück hat er auch nie recht gehabt. Außerdem hat er uns immer mit einem gewissen Mißtrauen angesehen.“

„Ja, er krankte an dem Gefühl, als gehöre er nicht dazu, und das wird in diesen Jahren nicht besser geworden sein. Aber den Versuch könnten wir doch machen, vielleicht geht es gut. Und wenn wir ihn mit Gewalt herausreißen müssen — nachher wird er uns um so dankbarer sein.“

„Ich bin eigentlich nicht für Zwangsbeglückung. Man soll keinen Menschen zwingen, auch dazu nicht.“

„Aber hier liegt die Sache anders. Geschehen muß etwas, wenn nicht für ihn, so für die Frau.“

Sie rief dann ihren Mann, und auch dieser, in der guten Stimmung, die der persönliche Erfolg erzeugt, war ihrer Meinung. Sie wollten wenigstens das Ihrige versuchen, und es wurde nun ein förmlicher Feldzugsplan beraten. Sydekum sollte zunächst bei Heinz einen zwanglosen Besuch machen und den Verkehr anbahnen. Dann mußte es Heinz klar gemacht werden, daß er für seine Frau einen Umgang schaffen müsse, der sie von ihrer Melancholie abzöge, und endlich wollte man dann darangehen, die Harries an Geselligkeit im bescheidensten Umfange zu gewöhnen. — —

Als Heinz am folgenden Morgen erwachte, hatte er im ersten Augenblick nur das sehr animalische Gefühl, ausgezeichnet geschlafen zu haben. Langsam tauchte seine Seele aus der tiefen Vergessenheit empor, und es dauerte eine Weile, bis er sich klar wurde, welches Erlebnis ihm solch ein frohes Behagen verschafft hatte. Dann fiel ihm der

vorige Abend ein, und unwillkürlich richtete er sich auf und schaute nach Anna hinüber, die noch im festen Schlafe lag. Nachdenklich blickte er sie an, und fast wollte sich ein Seufzer seiner Brust entringen. Aber nein! Wozu sich mit Gedanken und Vergleichen quälen, die doch zu nichts führen konnten. Dankbar wollte er sein für einen solchen Lichtblick des Daseins, der ihn endlich einmal einen Menschen, einen Menschen hatte sehen lassen. Er legte sich zurück und ließ die Erlebnisse von gestern an seinem Auge vorüberziehen ...

Am selben Tage noch begegnete er Loni. Er kam aus dem Gericht nach Hause, sie ging in die Stadt. Heinz hatte sie schon von weitem erkannt, sie erschien ihm heute anders als gestern, schlanker und — ja, wie nur? — fast männlicher. Auch die Farbe ihres Gesichts war im Licht des Tages anders, dunkel freilich, aber nicht jugendlich rot, sondern mehr wie im Freilicht gebräunt. Er sah es deutlich, als sie näher kam. Doch dann war es mit dem Beobachten vorbei, und Heinz fühlte, wie er beim Grüßen errötete. Loni aber schien ganz gelassen zu bleiben, sie ging mit freundlichem, aber doch gemessenem Kopfneigen vorüber. Heinz freute sich, daß sie sich gesehen hatten, aber er hatte eigentlich mehr erwartet, als daß sie wie zwei Fremde aneinander vorbeigingen.

Wie es häufig so kommt, nach diesem ersten Wiedersehen gingen Wochen hin, ohne daß er ihr hätte begegnen können. Er sehnte sich nach ihr, wenn er es sich auch nicht eingestehen wollte. Er hätte so gern ihr in die dunklen Augen geblickt, und es gab manches, wonach er sie fragen mochte. Er ging jetzt mehr als sonst spazieren, immer in der heimlichen Hoffnung, sie zu treffen. Namentlich nach dem Stadtparke hinaus und an ihrem Häuschen vorbei. Dies Haus kannte er nun schon ganz genau: hinter dem großen Fenster, dreifach so breit als ein gewöhnliches, mußte das Atelier sein, dort arbeitete sie wohl.

Über seine Gefühle wachte er streng, und er glaubte sich klar zu sein, wie es mit ihm stand. Dies war keine verliebte Sentimentalität, nein, die Sehnsucht nach einem Kameraden, dem man sich anvertrauen und aussprechen konnte. Oder ...? Gewiß, es war auch die Schönheit, die aus ihren Augen lockte, aber die Schönheit, wie sie sich in begnadeten Stunden einem armen Menschenherzen aus dem Dufte des Ährenfeldes, aus dem Blau des Meeres, dem Leuchten der sinkenden Sonne offenbart. Das Vergehende, Erlöschende, das doch ewig und unvergänglich ist, das heilige Geheimnis, das so alt ist und so jung bleibt wie das Geheimnis des Werdens und des Sterbens.

Und Heinz sank tiefer und tiefer in das Grübeln, aber das Grübeln quälte ihn nicht wie bisher, es war ein beseligendes Träumen, das ihn in weiche Harmonien einwiegte.

Ein Mensch, eines Menschen Seele — war das nicht stets das Ziel seiner Träume gewesen?

Seines Traumes vom Glück? —

Wenn er doch etwas von ihr hören könnte! Oder von ihr sehen!

Ob ihre Bilder nicht ausgestellt waren? — Er erinnerte sich, daß sie von Ansichtskarten gesprochen hatte, die von ihr im Handel erschienen waren. Sogleich ging er in die Läden, sie zu kaufen. Sie waren nicht zu haben, aber ein Buchhändler erbot sich, sie beim Verlage zu bestellen. Morwitz? Das ist ja eine ganz moderne? — Einen Augenblick — jawohl, bei Stroefer in Nürnberg. Zwei Serien Landschaften.

Nach ein paar Tagen kamen die Bilder. Heinz war zunächst enttäuscht. Es war so wenig darauf. Ein Stück braunen breitgepflügten Ackers, ein Grasabhang, olivgrün, mit knallgelben Ginsterbüschen, oder ein paar Schienen in einem Hohlweg, auf denen ein Zug heranbraust — alles mit kräftigen Strichen und in breiter Fläche, ohne viel Detailausführung. Aber je länger er sie ansah, desto mehr sah er aus ihnen heraus, und desto besser glaubte er die Künstlerin zu verstehen. Hier diese einfache Halde in einem duffen, fast trüben Grün und darüber der Himmel im tiefen, lachenden Blau, gehoben durch die schneeweißen Wolkenflocken — diese Harmonie der Farben war offenbar gewollt und fein berechnet. Immer länger sah er darauf: das waren ja Farben, wie er sie bisher noch nie gesehen oder doch nie beobachtet hatte.

Und dann das Bild mit den Ginsterbüschen. Diese gelben Flecke, dreist hinge-

worfen, beinahe geklext — aber wie wirkten sie! Sie hoben sich und traten förmlich aus dem Bilde heraus. Die Perspektive überhaupt! Man glaubte den Eisenbahnzug heranbrausen zu hören.

Vor allem aber gefiel ihm die knappe, prunklose Form der Wiedergabe; die ganze Persönlichkeit Lonis mit ihrer schlichten Geradheit lag in diesen Bildern.

Bald darauf stellte der Döringsche Kunstsalon eine Sammlung von Karlsruher Lithographien und Ölgemälden aus. Als Heinz es in der Zeitung las, war er sogleich entschlossen, sie sich anzusehen. Vielleicht traf er auch Loni dort und konnte mit ihr über die Ansichtskarten sprechen. Er hätte sich gern noch einiges erläutern lassen.

Diese Hoffnung erfüllte sich freilich nicht, aber die Bilder fesselten ihn derart, daß er bald alles andere vergaß. Die Ähnlichkeit von Lonis Art mit den Bildern besonders von Campmann und Volkmann war unverkennbar. In der Technik waren diese Künstler ihr wohl noch über, aber gerade das reizte seinen Widerspruch. Es schien ihm, als wäre ihr Schaffen zu raffiniert, als wäre ihre Persönlichkeit nicht so ernst und schlicht wie die der jungen Malerin. So betrachtete er besonders die Ölgemälde mit einer Art Voreingenommenheit, und je mehr er bemerkte, daß das Publikum sie bewunderte, desto skeptischer sah er sie an. Namentlich war da ein Bild von Campmann, das ihn fesselte und doch nicht befriedigte. Kornfelder, breite gelbgrüne Streifen, daraus ein aufragendes Strohdach, eine Graswiese davor, im Hintergrunde ein in Nebel verschwimmender Wald. Alles in bläulichem Duft gehalten und frisch, als wäre es eben erst gemalt. Er betrachtete es lange, aber er konnte es nicht verstehen. Was für eine Zeit war das überhaupt, war das nebliger Mittagsdunst oder Abenddämmerung?

Am nächsten Tage war er wieder da. Und während er in seiner Nische das Campmannsche Bild betrachtete, sah er plötzlich Loni in die Thür treten. Er zwang sich zur Ruhe und schritt sogleich auf sie zu.

Sie gab ihm die Hand und fragte lächelnd: „Wie kommen wir denn zu der Ehre?“

Nun betrachteten sie die Ausstellung zusammen, und Heinz freute sich, wenn er sein Urteil von ihr bestätigt fand. Aber er mußte sich doch gestehen, wie ganz anders ihr geschulter Blick zu sehen verstand als er mit dem Auge des Dilettanten.

Das Campmannsche Bild lobte Loni als besonders fein, Heinz widersprach ihr. Da sagte sie: „Sie wissen nicht, welche Tageszeit das ist? Aber fühlen Sie denn nicht, wieviel Grad wir da haben?“

Heinz sah sie an.

„Jawohl, wieviel Grad? Sehen Sie doch, wie der neblige Dunst vor dem ersten Sonnenstrahl langsam weicht, und den Tau dort auf Halm und Gras und diesen prächtigen kühlen Schatten, das Blau über den Feldern und auf dem Dache. Feucht und kühl: Junimorgen, viereinhalb Uhr, neun Grad Reaumur. Nicht wahr?!“

Heinz war erstaunt und belustigt zugleich. Dann sagte er: „Darauf hatte ich noch nicht gerechnet. Diese Temperaturbestimmung des Lichtes und der Farbe ist mir neu.“

„Die Temperatur des Lichtes? Ganz recht, das ist es, das ist das Eigene an diesem Bilde.“

Ein paar ältere Damen traten an die Bilder heran. Heinz ging mit Loni weiter, und als sie wieder allein waren, sagte er: „Wissen Sie wohl, daß mir Ihre kleinen Bilder doch fast noch lieber sind?“

Loni sah ihn groß an.

„Ich habe mir Ihre Karten gekauft,“ erklärte Heinz, und dann erzählte er, wie es ihm damit gegangen war.

„Und weswegen gefallen sie Ihnen besser als diese hier?“

„Sie sind anspruchsloser und, ich möchte sagen, ehrlicher.“

Loni aber lehnte das Lob ab. „Das liegt vielleicht nur am Format.“

Heinz dachte nach. „Am Format? Gut, aber dann sollte man solche einfachen Vorwürfe nicht zu so großen Bildern ausdehnen wie hier, sondern sie als das lassen, was sie sind, Studien und Skizzen.“

„Und welche Ansprüche stellen Sie an ein großes Bild?“

„Ein Bild sollte sich nicht darauf beschränken, die Natur zu kopieren, sondern etwas Selbständiges geben, eine Komposition, mehr noch, einen Gedanken.“

„Ja, gewiß, das mag das Ziel sein, aber vorläufig haben wir genug zu thun, die

Natur kennen zu lernen. Und lieben zu lernen. Wer sich erst mal in die Natur verliebt hat, der will gar nichts weiter, als nur sie immer tiefer und besser verstehen. Und mit dem Denken! Damit drehen wir uns doch immer im Kreise, die Kunst kann nur von der Anschauung leben. Wenigstens die Malerei. Aber ich glaube, in der Dichtung ist es nicht anders, oder sollte es sein. Sie wissen ja, wie ich darüber denke."

Dabei sah sie Heinz an und schien eine Antwort zu erwarten. Er aber entgegnete: „Für die Kunst mag es reichen, aber die Philosophie, die Religion und die Lebensanschauung?"

„Gerade da sind wir am meisten von der Natur abgekommen und haben sie entweder fürchten oder hassen gelernt. Ehrfurcht vor der Natur und versuchen, ihren heiligen Willen zu verstehen — können Sie sich ein schöneres Ziel für die Religion denken? Dazu gehört aber in erster Linie, daß man die Natur kennt und sich in sie versenkt. Selber, mit eigenen Augen müssen wir sehen, dann lernen wir auch wieder verstehen." Ihre Augen leuchteten, und es schien Heinz, als wenn sie ihn zum Widerspruch reizen wollte. Aber er fühlte es nur unklar und widersprach deshalb nicht, sondern gab sich dem Zauber ihrer Worte und ihres Wesens hin …

Heinz bat, sie nach Hause bringen zu dürfen, und Loni nahm an. Ehe sie aber zur Anton-Ulrichstraße kamen, bog Heinz schon in die enge Maschtwete ein.

„Es ist ein Umweg, aber es geht sich bei gutem Wetter in diesen Heckenstraßen besser als auf unserem Asphalttrottoir. Ich liebe auch die Hintergärten hier mit ihrer ländlichen Einsamkeit."

Er wollte sich nicht eingestehen, daß er mit Loni nicht gern an seinem Hause vorbeigehen mochte. Loni sah ihn an, aber es schien, als ob sie es nicht merkte.

„Schön, dann gehen wir, wenn es Ihnen recht ist, noch ein paar Schritte weiter und durch den Stadtpark zurück."

Heinz fragte, wie es gekommen sei, daß er sie so lange nicht gesehen hatte.

„Ich war die meiste Zeit in der Heide draußen zum Malen. Oft ein paar Tage hintereinander. Ich bleibe dann gleich die Nacht in irgend einem Heidewirtshaus."

„Und dann sind Sie die ganzen Tage völlig allein?"

„Ja, weshalb nicht?"

„Haben Sie keine Furcht, so stets für sich da draußen?"

„Furcht? Mir thut keiner was, und je weiter von der Stadt weg, desto weniger."

„Das meine ich nicht."

Loni sah ihn fragend an.

„Ich meine, Furcht davor, so allein mit sich zu sein."

„Aber wie denn Furcht? Im Gegenteil! Ich kenne nichts Beruhigenderes als das Gefühl, daß ich den Alltag der Menschen und vor allem ihre schreckliche Sonntagswelt weit hinter mir lasse. In die Heide kommen sie nicht, die ist ihnen zu gewöhnlich."

Heinz aber ließ nicht nach. „Wird es Ihnen denn nicht einsam, wie soll ich sagen? langweilig nicht, sondern — unheimlich, wenn Sie da tagelang so ganz verlassen mit Ihren Gedanken allein sind?"

Loni lachte fröhlich auf. „Ich sagte Ihnen ja schon, Gedanken haben wir nicht. Die lassen wir Maler hübsch artig zu Hause. Wir wollen nur die Natur bewältigen. Auge, Auge! Und die Hand natürlich. Aber zwischen Auge und Hand soll sich nichts Fremdes drängen. — Aber," fügte sie ernster hinzu, „ich wundere mich, daß Sie so fragen, Sie sind doch auch ein Mensch der Natur und der Einsamkeit."

„Nein, das bin ich nicht" — fast heftig brach es aus ihm heraus — „und Sie kennen wohl die richtige Einsamkeit nicht, so Jahre und Jahre allein, wenn Sie sich nicht vor ihr fürchten wollen … Aber" — lenkte er ein, „was wollte ich doch sagen? Ja, sehen Sie, früher war auch ich immer draußen, stunden- und halbetagelang. Da habe ich ebenfalls die Natur studiert und ihre Schönheit in mich eingesogen und wollte meine Seele an sie verlieren. Aber dann gerade kam jedesmal die Wucht der Einsamkeit über mich und das Gefühl, allein zu sein in der ganzen Welt, und dann hatte ich dies, was ich meine, diese … diese Angst und diese Sehnsucht, ich wußte selbst nicht, wonach."

„Diese Art habe ich in Ihren Gedichten früher nicht so kennen gelernt. Sie schienen mir weicher — manche auch wohl zu sehr erdacht."

„Vielleicht waren sie es manchmal, aber mit diesen Stimmungen ist es mir immer ernst gewesen. Ich möchte sagen, mir graut oft vor der Natur, und es ist mir furchtbar, mit ihr allein zu sein. Und deswegen könnte ich die Maler beneiden, wenn Sie das bei Ihrer Kunst nicht kennen."

Loni blickte nachdenklich geradeaus. „Vielleicht ist es nur der Unterschied in der Technik. Wir lassen uns gar nicht so unterkriegen, wir Maler, wir fassen unser kleines Stück Wirklichkeit fest beim Kragen und zwingen es auf die Leinewand. Indes ... ich kenne auch Leute, denen es so geht, wie Sie es schildern, und so kann es auch an den einzelnen liegen. Meistens allerdings ..."

„Warum unterbrechen Sie sich?"

„Aber Sie dürfen mich nicht falsch verstehen, bei den Malern sind es meistens die Stümper, die guten Kameraden und schlechten Musikanten, denen die Hand nicht so will, wie die Phantasie es sich denkt und der gute Wille es möchte."

„Die Stümper — ganz recht, das ist es wohl," antwortete Heinz gedrückt.

Aber Loni ließ es nicht gelten. Lebhaft entgegnete sie: „Nun haben Sie es doch falsch aufgefaßt. Ich sprach ja nur von den Malern; die Dichter — bei denen, möchte ich sagen, ist es gerade umgekehrt. Wenigstens bei denen, die sich mit den Rätseln des Lebens abfinden und sie mit Denken und mit dem Wort beherrschen wollen. Wenn das überhaupt geht. Finden Sie nicht auch, das Wort ist doch ein furchtbar ungeschicktes Ding, für die Wiedergabe der Wirklichkeitswelt. Und nun erst für die Gefühle."

Heinz aber hatte seine gute Stimmung schon wieder. „Ja, freilich für den, der nicht damit umgehen kann," lachte er. „Nein, lassen Sie nur, die Sache mit den Stümpern hat ihre Richtigkeit, aber es schadet nicht, man braucht ja kein aktiver Künstler zu sein und kann sich doch an der Welt freuen."

„Nicht wahr?!" rief nun auch Loni fröhlich aus. „Nur keine unnützen Gedanken, ob die Jacke, in der man steckt, paßt oder nicht. Das ist was für die Alten oder — für die ganz Jungen!"

Ehe sie sich trennten, verabredeten sie, sich am nächsten Tage wieder in der Kunstausstellung zu treffen.

Von da an sahen sie sich öfter und regelmäßig und gingen selten auseinander, ohne für den folgenden oder einen der nächsten Tage ein Wiedersehen bestimmt zu haben.

* * *

Sydekum hatte den geplanten Überfall gleich in der auf das Schulfest folgenden Woche ausgeführt und konnte Frau Meta berichten, daß ihre Absichten sich den schönsten Erfolg versprechen durften. Heinz war aufs freudigste von dem Besuche des einstigen Freundes überrascht und war für die teilnehmende Nachfrage nach dem Befinden Annas von Herzen dankbar. Als Sydekum bat, ihn Anna vorzustellen, wußte er anfangs freilich nicht, ob er es thun sollte, so sehr war er gewohnt, seine Frau nur im engsten Familienkreise zu sehen. Sydekum ließ nicht nach, und, wie so oft im Leben, machte sich auch hier das, was man sich vorher gar nicht vorstellen kann, ganz von selbst. Anna empfing den Besuch, zwar etwas befangen, aber mit einer natürlichen Vornehmheit, und wußte, wenn sie auch die meiste Zeit still zuhörte, ein paarmal recht gut auf Sydekums harmlose Plaudereien einzugehen; es war eine fröhliche halbe Stunde, an deren Schlusse sich der Besuch das Versprechen abnehmen ließ, recht oft wiederzukommen.

Bald wurde Sydekum der Freund des Hauses. Meist kam er zum Nachmittagskaffee und plauderte in seiner ungenierten Weise mit den Frauen oder unterhielt sich über ernstere Dinge mit Heinz. Allerdings gab es auch Zeiten, in denen es mit Annas Gesundheit schlecht stand und sie sich tagelang nicht sehen ließ, im ganzen aber besserte sich ihr körperliches und seelisches Befinden zusehends. So wurde es Sydekum nicht schwer, im Laufe der Wochen den Harries die Überzeugung beizubringen, daß sie sich, wenn auch im bescheidensten Maße, der Gesellschaft wieder anschließen müßten, und als er sie erst so weit hatte, war es nicht schwer, zumal nun auch der Notar selbst Heinz dazu aufforderte, die beiden zu einem ersten Besuch bei Poppendicks zu bewegen. Ausdrücklich wurde vorher verabredet, daß es nur ein Verkehr mit den beiden persönlich wer-

den sollte, und daß es namentlich auf ein Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Frauen abgesehen sei.

Heinz hatte durchaus das Bewußtsein, wie er für diesen Dienst, der ganz aus der Sphäre der gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit heraustrat, den Poppendieks und ihrem Freunde verpflichtet war. Dennoch hätte er sich schwerlich so leicht gewinnen lassen, wenn nicht die neue Bekanntschaft solch einen guten Einfluß auf ihn gehabt hätte. Er konnte sich bald nicht mehr der Erkenntnis verschließen, daß er Loni von Herzen gern hatte. Alle seine Gedanken waren bei ihr, und wenn er sie länger nicht sah, so hungerte ihn förmlich nach einem Blick aus ihren tiefen, dunklen Augen. Aber diese Erkenntnis hatte nichts Beunruhigendes; er vermochte sich noch immer einzureden, daß es nur eine geistige Freundschaft war, die sie verband, und er war überzeugt, daß er seine Gefühle zu beherrschen vermochte. Es zog ihn nichts Körperliches, Sinnliches an, er fühlte ganz genau, daß er nur die Seele in ihr suchte. Seelengemeinsamkeit — weshalb sollte er in ihr nicht den Kameraden gefunden haben, den er so lange umsonst gesucht. Aus ihrem Auge leuchtete und aus ihrer Stimme klang ihm das volle Verstehen, das die Sehnsucht seiner Einsamkeitsträume gewesen war. Und diese schöne Freundschaft sollte er sich gewaltsam zerstören, mit gemeiner, niedriger Leidenschaft das geistige Glück vernichten? Nein, er **wollte** stark sein, und — er konnte es, das fühlte er mit überzeugender Bestimmtheit.

Zu Anna stand er in dieser Zeit in einem seltsam sich widersprechenden Verhältnis. Eine große Ruhe war über ihn gekommen, und diese übertrug sich auch auf seinen Verkehr mit ihr. Dazu kam auch die Wahrnehmung, daß Annas Zustand sich besserte, ja die Hoffnung, daß sie geistig wieder nahezu gesunden würde. Hatte er sie früher gleichgültig oder aber mit nervöser Gereiztheit angesehen, so behandelte er sie jetzt fast mit brüderlicher Zärtlichkeit. Er hatte Stunden, in denen er sie mit ähnlichen Empfindungen betrachtete wie früher seine Schwester Paula.

Aber bei diesen geschwisterlichen Empfindungen blieb es, ja — seltsam! — je näher sie sich als Bruder und Schwester rückten, desto sorgsamer war er bestrebt, sein Herzensgeheimnis vor ihr zu hüten. Anfangs war es noch die alte Scheu vor der Vergangenheit, die ihn hinderte, von seiner neuen Bekanntschaft zu sprechen. Er hätte den Namen Morwitz vor den Seinigen, auch der Mutter und den Schwestern, nicht nennen können, ohne das Gefühl zu haben, daß man ihm die alte dumme Geschichte vom Gesicht ablesen könnte. Dann hatte er den heimlichen Verkehr mit Loni angefangen, und nun fürchtete er Mißdeutungen, wenn er davon spräche. Es war auch ein so trauliches Gefühl, dies Geheimnis seiner neuen Freundschaft mit niemandem teilen zu müssen.

Glückliche Wochen, in denen er sich nach nichts sehnte als nach dem Stillstand der Zeit, in denen er das Geschick hätte bitten mögen, ihm nur ja nicht mehr zu gewähren, als er eben genoß.

Aber die Zeit steht nie still, und das veränderlichste Ding in der Welt ist die Freundschaft, die Liebe zweier Menschen, die stets mehr, stets weiter will — wer kann sagen, ob zum Guten oder zum Bösen.

— — — — — — — — — — — — — —

An einem klaren, freundlichen Herbsttage Anfang Dezember hatte Loni jenseit der Buchhorst gemalt, und Heinz hatte versprochen, ihr auf halbem Wege entgegenzukommen. Gleich hinter dem Stadtpark sah er sie um die Ecke biegen; Feldstuhl und Malkasten am Arm, schritt sie rüstig daher, die Südländerin durch die nordisch herbstliche Luft, die ihr die Wangen noch kräftiger gerötet hatte, ein Bild von ruhiger Lebenskraft. Heinz bat, ihr die Sachen tragen zu dürfen; nur der Form wegen, denn er wußte, daß sie es doch nicht zugab. Dann ließ er sich die neuen Skizzen zeigen, und bald waren sie wieder in ihrer gewohnten Unterhaltung.

Heinz bemerkte, daß er noch nie ein ausgeführtes Bild von ihr gesehen hätte: „Warum haben Sie neulich nicht mit den Karlsruhern ausgestellt?"

„Ich darf mich nicht beklagen," antwortete Loni, „Döring hat gleich nach meiner Ankunft hier eine ganze Kollektion von mir gebracht. Im September war's — aber damals haben Sie wohl noch nicht so das intensive Kunstinteresse gehabt?"

Sie sah ihn von der Seite an, aber Heinz schien den gutmütigen Spott nicht zu merken. Einen Augenblick war er still, dann kam es, stotternd beinahe und befangen, heraus: „Könnte ich — würden Sie? — ich möchte mir so gern mal Ihre Bilder und Studien bei Ihnen zu Hause ansehen."

Loni blieb ganz ruhig: „Warum nicht? Wenn es Ihnen recht ist, gleich; es wird ja wohl mit dem Tageslicht noch langen."

Als sie jedoch bald darauf durch die niedrige grüne Gartenpforte ihrem Besuch voranschritt, schien auch sie verlegen zu werden, und wie sie mit lächelndem „Da wären wir" die Hausthür öffnete, sah Heinz deutlich die Röte auf ihrem Antlitz.

Eine Frau oder ein Hausmädchen in mittleren Jahren trat ihnen entgegen und nahm ihr Hut und Sachen ab.

„Guten Tag, Möhlen! Siehst du, jetzt kommen mir die Kunstverständigen schon persönlich ins Haus. Das Geschäft blüht!"

Heinz empfand deutlich den Gegensatz dieser gemachten Lustigkeit zu ihrer sonstigen vornehmen Gelassenheit.

„Übrigens kennen Sie wohl Frau Möhle von früher," fuhr sie fort. „Haben Sie sie nicht bei uns ...?"

Heinz glaubte das Mädchen oder die Frau zu erkennen, die ihm am Sterbetage der Frau Morwitz die Thür geöffnet habe. Er sagte kurz: „Doch — ja — ich erinnere mich." Er wußte nicht recht, wie er sich verhalten sollte; in ihren Gesprächen hatte sie bisher die Erwähnung der Vergangenheit wie auf Verabredung vermieden. Um abzulenken, fuhr er fort: „Also hier haben Sie sich beide nun einquartiert?"

„Ja, dies ist mein Heim," antwortete Loni. „Sehen Sie" — und dabei führte sie ihn in die nächste Thür, während die Frau sich zurückzog —, „dies ist mein Wohnzimmer und Atelier zugleich. Hier die Wand habe ich wegnehmen lassen und so wenigstens einen großen Raum bekommen, und dort sind die zwei Fenster nach Norden hin durch die ausgebrochene Spiegelwand zu einem richtigen Atelierfenster erweitert."

Ein ganz eigenartiger Raum. Lang und schmal, in der Mitte durch eine augenblicklich zurückgezogene Portiere in zwei Abteilungen geschieden. Nach Norden zu, im kühlen Dezembertaglicht das „Atelier", etwas nüchtern mit seinen indifferent getünchten Wänden; der anstoßende Wohnraum dagegen mit Polstermöbeln im wärmsten Bordeauxrot, mit modernen Tapeten, Bildern und allem Komfort ausgestattet und durch Jalousien verdunkelt, in traulicher rotdurchschimmerter Dämmerung. Ein olivfarbiger Diwan, dicht an die Portiere gestellt, mit bunt gemusterter Wolldecke, bildete den Übergang.

Loni rückte in dem nördlichen Raume zwei Sitze zurecht und begann ihre Mappen hervorzukramen.

Heinz saß mit dem Rücken nach dem Fenster, so daß das letzte Licht des Tages noch hell auf die Bilder fiel. Zwischendurch aber glitt sein Blick aus dem kalten Atelierlicht immer wieder in das rotgedämpfte Dunkel des Nebenraumes, und dieser Gegensatz in den Farbentönen hatte für ihn etwas so persönlich Bedeutendes, daß er sich beständig besann, wo er diese Stimmung schon einmal erlebt hatte. Aber er wußte es sich nicht zu sagen.

Loni zeigte nun ihre Studien. Seit sie in dem Atelier war, schien sie ihre Ruhe wiedergefunden zu haben.

Heinz wunderte sich über die bedeutende Zahl ihrer Studien.

„Das ist nicht so schlimm. Solch ein Kornfeld, sehen Sie, das sind ein paar Striche mit breitem Pinsel, und hier hinten die Ulmenchaussee, die ist mit 'nem Dutzend gleichmäßiger Tupfen fertig. Das Malen geht schnell, wenn man es erst raus hat; nur das Sehen und das Treffen der Farben!"

„Wenn man es erst raus hat — aber wieviel gehört dazu! Sie sind doch noch nicht mal — ich kann es mir immer gar nicht vorstellen, daß Sie in Ihrem Alter schon eine fertige Malerin sind."

„Fertig? Um Himmels willen und gottlob nicht. Übrigens habe ich ja schon früh angefangen. Als Kind beinah — mit vierzehn, fünfzehn habe ich es schon ganz gut gekonnt. Sie wissen ja."

Heinz fiel ein, mit welcher Schwärmerei Marianne von ihrer jungen Schwester erzählt hatte, und dann sah er die dunkeläugige Kleine selber wieder auf der Treppe im Hause ihres Vaters.

„Merkwürdig," sagte er träumerisch vor sich hin.

„Ja," antwortete Loni, „wir Orientalen sind eben früher reif als ihr Kinder des Nordens."

Heinz sah auf. „Orientalen, wieso?"

„Ich denke mir immer, ein bißchen kleinasiatische Verwandtschaft steckt doch in mir. Und ich freue mich eigentlich darüber. Finden Sie es nicht auch wunderbar, sich mit urältestem Blut verwandt zu wissen und so die Königin von Saba im Stammbaum zu führen?"

Heinz wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst war. Das Bild ihrer Mutter stand vor seinen Augen, und er sagte: „Ich habe Sie immer als Französin gesehen, als Provençalin. Das ist auch eine uralte Kultur, römisch-keltischer und gotischer Adel. Und uralte Schönheit leuchtet aus ihrem Stamm, das tiefe, blaue Mittelmeer und der Himmel des Südens."

Er sagte es mit einer gewissen Feierlichkeit und hatte das Gefühl, daß er es sagen durfte.

Loni sah still vor sich hin und antwortete dann in derselben Stimmung: „Ein wunderbarer Gedanke, sich so als Schlußstein unendlicher Geschlechter zu sehen. Zu fühlen, daß man da und dort und zu jener Zeit schon mal gewesen ist und doch nichts davon weiß."

„Die Rätsel des Bluts. Was ist Erbe von früher und was ist eigene Persönlichkeit?"

„Ja, man darf es gar nicht zu Ende denken. Es ist ein Gefühl so tief und weit wie ein Morgentraum, aus dem man langsam erwacht."

„Wie jeder Gedanke, mit dem wir aus den Schranken des Ich hinauswollen. Man kommt dann schließlich zu dem Glauben an die Ewigkeit und Einheit alles Gewesenen." Und nach einer Pause. „Wir Stammbaumlosen sind ja nur Kinder des Augenblicks, ohne Wissen von früher und ohne Verantwortung für unser Geschlecht. Ein großes, furchtbares Durcheinander. Aber wenn man durch dieses chaotische Gewirr plötzlich ein geheimnisvolles Aufleuchten aus abgrundtiefer Ferne sieht und sich bewußt wird, daß alles schon einmal war und immer war und ewig wieder sein wird — für uns ein böser Gedanke, aber stolz für den, der sich als Kind adeliger Ahnen fühlen kann."

Loni stand auf und holte eine neue Mappe. „Sehen Sie, aus meiner französischen Zeit. Heute sind sie mir zu weich und zu glatt, aber es ist doch eine andere Luft dort als hier. Ich möchte bald mal wieder hin und sehen, wie ich es jetzt mit meiner neuen Technik wiedergeben kann."

„Haben Sie nicht immer etwas Heimweh nach dem Süden? Ich denke mir, Ihr Vaterland ist doch Südfrankreich?"

„Ja und nein! Es geht mir darin vielleicht wie dem Zugvogel. Der Süden mit seiner Sonne und den weichen, lockenden Fernen ist mir wie ein Märchenland, nach dem man sich sehnt wie nach dem Lande der Kindheit. Ich träume vom Süden und freue mich, daß ich ihn dahinten liegen weiß, aber meine Heimat ist doch Deutschland, wo ich geboren bin und wo meine Mutter begraben liegt."

Es war das erste Mal, daß sie ihre Mutter erwähnte, und es schien, als ob ihr der Name gegen ihre Absicht entschlüpft war. Kaum hatte sie ihn ausgesprochen, als sich ihr Gesicht veränderte und einen Zug von Härte und Verschlossenheit annahm.

Mit gleichgültiger Stimme fuhr sie fort: „So, und jetzt kommen die Anfänge. Sehen Sie, da habe ich noch an die schönen Farben geglaubt und versucht, der Natur nachzuhelfen. Limonade und Honig! Aber damals glaubte ich wunder, was für Glut darin steckte. — Und hier, die ersten Kompositionen. Allegorische Sachen. Hier ..." Sie brach plötzlich ab und zog das Bild zurück.

Heinz, der das vorhergehende beiseite gestellt hatte, streckte mechanisch den Arm aus, das neue in Empfang zu nehmen, und sah sie verwundert an: „Was haben Sie? Weshalb wollen Sie es nicht zeigen?"

Loni aber packte, ohne zu antworten, den Haufen zusammen und stellte ihn wieder in die Ecke. „Es ist überhaupt schon zu dunkel geworden. Warten Sie einen Augenblick, ich besorge gleich Licht, und dann trinken wir eine Tasse Kaffee!"

Damit trat sie in den vorderen Raum, zündete eine Ständerlampe mit orangefarbenem Schleier an und ging hinaus.

Kaum war Heinz allein, so stand er auf und ging an den Packen der Jugendstudien heran. Er fand das gesuchte Bild leicht an dem größeren Format heraus und hielt es ans Licht. Etwas roh und ungeschickt entworfen: eine Gelehrtenstube, beim schmalen Lampenschein ein in Sinnen versunkener Mann; vom Fenster aber schwebt wie wallender Nebel eine graue Gestalt mit fahlem Antlitz und hohläugigem Blick. Unter dem Bilde stand mit breiten, schwarzen Buchstaben in griechischer Schrift:

Daimon Ananke.

Heinz sah es mit wachsendem Staunen. In dem Denker an dem Schreibtisch glaubte er sich selbst zu erkennen, und plötzlich war er sich klar, was dies bedeutete. Zum erstenmal, seitdem er Loni kannte, durchzuckte ihn ein leidenschaftliches sinnliches Verlangen. Es war ihm, als wenn er vor einer Entscheidung stand, das Bild war ihm wie eine Liebeserklärung. Eine mächtige Zärtlichkeit erfüllte ihn, aber zugleich hatte er ein unklares Angstgefühl, als ob er nicht Herr seiner Empfindungen bleiben könne. Er wollte mit Gewalt sich zur Ruhe zwingen, er durfte dem unlauteren Begehren nicht nachgeben.

Als er das Bild wieder wegstellen wollte, hörte er Loni kommen. So behielt er es in der Hand und sah der Kommenden entgegen.

Loni stellte ihr Tablett auf den Tisch und wandte sich dann Heinz zu. Sie stand in dem gedämpften rosigen Licht der Lampe, und Heinz sah deutlich, wie es ihr im Nu über Gesicht und Augen flutete. Sofort aber faßte sie sich, und wieder, wie vorhin, als sie die Mutter erwähnt hatte, bekam ihr Blick den verschlossenen Ausdruck.

Kalt und fast geringschätzig sagte sie: „Lassen Sie doch. Das ist was für Backfische und junge Studenten.“

Heinz wollte etwas entgegnen, sie aber schnitt ihm das Wort ab, indem sie ihn zum Kaffee bat.

Nun saßen sie zusammen in dem kleinen Raume — die Portiere hatte Loni zugezogen — auf den tiefen Sitzen zweier altmodischer Polstersessel einander gegenüber.

„Wollen Sie rauchen?“ fragte Loni. „Ich habe Cigaretten, aber wenn Sie Ihre Cigarren vorziehen …?“ Dabei reichte sie ihm ein halb volles Kästchen russischer Papiros.

„Rauchen Sie mit?“

„Sonst wohl, heute habe ich keine Lust.“

„Ich möchte auch nicht; danke sehr.“

Eine Zeitlang saßen sie schweigend da.

Unvermittelt fing Heinz an: „Wir haben uns am ersten Abend unserer Bekanntschaft gegenseitig völlige Offenheit und ehrliche Aussprache zugesichert. Darf ich Sie nun mal offen etwas fragen, und wollen Sie es mir nicht übel nehmen?“

Loni sah ihn zustimmend und fragend an.

„Wir sind nun so bekannt miteinander, und heute ist mir die Vergangenheit wieder so lebendig geworden — sagen Sie mir das eine, was mich jahrelang beschäftigt und gequält hat: wie ist es denn nur möglich gewesen, daß damals Ihre Schwester … warum hat … warum habe ich damals von Ihrer Familie die Absage bekommen?“

Loni schien doch etwas überrascht. Dann lächelte sie. „Sie haben sich die Sache sehr zu Herzen genommen?“

„Ja, das habe ich. Auf Jahre hat es mich gekränkt, und wenn ich offen sein soll, bis — bis vor kurzem noch habe ich es nicht verwinden können. Was habe ich nur Ihrem Vater gethan, daß er mich so behandelt hat? Und Marianne, hat sie mich überhaupt geliebt?“

„Marianne hat Sie sehr gern gehabt.“

„Aber dann verstehe ich nicht …“

„Was denn? Daß sie Sie aufgegeben hat? Kennen Sie die Welt und die Herzen unserer jungen Mädchen so wenig, daß Sie noch an die Treue auf ewig glauben? Marianne war nicht weniger in Sie verliebt, als jedes junge, gutgeartete Mädchen von achtzehn Jahren gewesen wäre — jedes deutsche natürlich! — und die Trennung ist ihr wirklich nicht leicht geworden — für die ersten drei Tage!“

„So sprechen Sie von Ihrer Schwester?“

„Nein, so spreche ich von den wohlerzogenen deutschen Mädchen. Aber nun mal ohne Ironie. Was verlangen Sie denn von solch einem dummen Dinge, das die Leidenschaft nicht kennt, sich geschmeichelt fühlt, wenn ein junger Mann es in hübscher Weise ansingt und ihm liebenswürdig huldigt? Denken Sie sich solch ein Mädchen einem

Vater gegenüber, dem sie nie zu widersprechen gewagt hat, einem festen, klaren Willen und klugen Kopf, der ihr die Thorheit ihrer Neigung so unwiderleglich zu beweisen versteht —“

„— und mit Zahlen, denen ja auch das beste Mädchen nicht zu widerstehen weiß ...!“

„Sagen Sie das nicht; wenigstens nicht so.“

„Nun, was hatte sonst der Herr Bankier gegen mich? Nehmen Sie es nicht übel, aber ich kann an Ihren Vater auch heute noch nicht ohne bitteren Groll denken!“

„Ich nehme es Ihnen nicht übel, aber Sie schätzen die Sache doch nicht richtig ein. Er hatte seine eigenen Absichten, gewiß, aber er dachte doch immer dabei an das Glück seiner Tochter. Er wollte mit seiner Familie in die Höhe, in die Gesellschaft hier, und dazu konnte er Sie nicht brauchen. Sie dürfen nicht vergessen, daß für den Vater solche Sache doch immer mehr oder weniger ein Verstandesexempel ist.“

Heinz sah vor sich hin. „Hatte er damals einen Bestimmten im Auge?“

„Ich glaube, ja — aber es ist nichts geworden.“

„Überhaupt nicht?“

„Wundert Sie das, in der Stadt hier bei uns?“

„Nein! — Ist Ihre Schwester verheiratet?“

„Ja, in Berlin, und besser, als sie es hier je hätte treffen können.“

„Also doch nicht unterm Preis. Ich kann mir nicht helfen, es ist doch eine eigene Sache, mit dem Herzen und dem Glück seines Kindes höhere Diplomatie zu treiben.“

Loni lachte: „Sie haben wenigstens einen ehrlichen Haß.“

„Ja, den hab ich, weiß Gott! Und ich meine, wenn Sie an Ihre Kindheit dächten, müßten Sie mich verstehen können.“

„Ich habe jetzt meinen Frieden mit ihm geschlossen, und — offen gestanden — von Zeit zu Zeit sehe ich den alten Herrn ganz gern. Wir sind so grundverschieden, aber in dem einen sind wir gleich, in dem festen Willen, in der Energie. Er ist ein Geschäftsmann in dem besten Sinne, ein eisenfester wie sein Bismarck, für den er wunderlicherweise schwärmt, und es ist eine Lust, auch mal die Klinge mit ihm zu kreuzen.“

„Ja, wer die Kraft zum Kämpfen hat!“

„Gewiß, aber nur die Kraft hat Recht auf Sein,“ antwortete Loni, und ihre Augen leuchteten in dem Feuer, das es Heinz auf dem ersten Nachhausewege so angethan hatte. Heute erschrak er fast vor ihm, beinah grausam loderte es in dem Blick.

Und er reizte ihn zu hartem Widerspruch: „Für ein junges Mädchen mag ja die Tyrannei des Vaters nicht das Schlimmste sein, aber es giebt noch andere, gegen die es vielleicht die größte Sünde ist, ihnen Luft und Licht genommen zu haben.“

Fast bereute er, dies Wort gesagt zu haben, solch ein Abglanz eines leidenschaftlichen Schmerzes brach jetzt aus der Tiefe der dunklen Augen hervor: „Ach, was wissen Sie denn von anderer Leute Glück und Unglück, und was ist zuletzt alle Grausamkeit und alle Sünde des Menschen gegen die Brutalität der Natur? Gegen die einzige Brutalität des Sterbenmüssens.“

Heinz war ergriffen, aber gerade weil er es war, konnte er sich die Frage nicht versagen: „Und doch sprechen Sie von der Ehrfurcht vor der Natur und ihrem heiligen Willen?“

Da hatte Loni ihre Gelassenheit wieder, und mit ruhigem Ernst sagte sie: „Gerade darum darf ich's. — Doch nun lassen Sie uns von anderen Sachen sprechen.“ —

Als Heinz sich verabschiedete, meinte er: „Wissen Sie, was mir bei der ganzen Sache mit Marianne am meisten leid thut?“

„Nun,“ lächelte Loni.

„Daß ich Sie nicht zur Schwägerin bekommen habe.“

„Meinen Sie?“ fragte Loni, und dabei hatte sie einen Ausdruck im Blick, den Heinz sich erst lange Zeit später zu deuten lernte.

* *
*

Heinz Harries konnte sich über den Grad seiner Gefühle und über die Gefahr, die sich in ihnen barg, nicht länger täuschen. Um so mehr war er bemüht, sie zu bekämpfen. Er kannte seine Natur, er wußte von früher und aus den letzten Jahren seines mönchischen Lebens, daß die nach Schönheit und Reinheit dürstende Psyche in ihm an eine starke Sinnlichkeit gefesselt war. Gerade

darum war er seiner Freundschaft zu Loni bisher so froh gewesen, weil er sich in dieser Zeit wie erlöst von den sinnlichen Regungen gefühlt hatte. Nun war seinem Blick in dem Moment, wo Lonis Bild ihm eine frühere Neigung für ihn zu verraten schien, der täuschende Schleier gefallen, und er hatte wieder einmal in die häßliche Nachtseite seiner Natur geschaut. Er konnte tieftraurig werden, wenn er daran dachte, aber es war doch auch ein Trost, ja ein erfreuendes Gefühl, daß er sich so schnell hatte überwinden und beherrschen können, und daß sein Verhältnis zu Loni trotz alledem das alte der ruhigen, verstehenden Kameradschaft geblieben war. Dieses sich und der Freundin zu erhalten, sollte nun sein ernstes Bestreben sein.

Loni wieder zu besuchen, wagte er aus diesem Grunde nicht, und sich von Mal zu Mal das Wiedersehen zu verabreden, erschien ihm jetzt fast unwürdig. So kam es, daß er sie seltener traf, und nur wenn der Zufall sie zusammenführte.

Freilich war ein gewisser unbewußter Jesuitismus in dieser seiner Zurückhaltung. Er wußte ziemlich genau, wann er sie auf der Straße oder in der Kunstausstellung treffen konnte, und wenn die Zeit kam, so vermochte er meist der Versuchung, eine Begegnung herbeizuführen, nicht zu widerstehen. Ähnlich war es auch mit der Selbstbewachung seiner Gedanken. Er wollte Lonis nicht anders als eines vertrauten Freundes gedenken, und wirklich hielt er jede sinnliche Regung in sich nieder. Aber er war sich der Gefahr und des Kampfes gegen sie jeden Augenblick bewußt, und dieser Kampf, dieses Spielen mit der Gefahr hatte für ihn einen aufregenden Reiz. Vorläufig hielt er sich noch als Sieger, und daß er sich dessen bewußt war, steigerte sein Vertrauen auf sich und sein Selbstgefühl, so daß er noch immer in einer Zeit des Glücks zu leben glaubte. Das Leben hatte für ihn sogar mehr Reiz als je, er spürte nicht nur die Lust zur Berufsarbeit, sondern war froh, wenn ihm recht verwickelte Probleme übertragen wurden und er seinem Kampfeseifer auch auf dem Gebiete der Prozeßthätigkeit genügen konnte.

Aber sein Gefühlsleben war nicht mehr von der zuversichtlichen Stetigkeit wie in den Wochen vorher. Deutlicher und häufiger kam ihm die Vorstellung, wie sich sein Dasein gestalten würde, wenn er statt Anna ein lebenskräftiges und verstehendes Wesen an der Seite hätte. Freilich ließ er den Gedanken nicht Herr über sich werden, sondern kämpfte ihn mit Energie nieder; aber er kam immer wieder, und es kostete immer mehr Kraft, sich seiner zu erwehren.

Was aber noch schlimmer war und damit Hand in Hand kommen mußte, seine Gleichgültigkeit gegen Anna hatte sich langsam und allmählich in eine instinktive Abneigung verwandelt. Es war am Weihnachtsfeste, als ihm dies zum erstenmal zum Bewußtsein kam. In den früheren Jahren hatte der heilige Abend immer besonders schlimme Stunden gebracht, weil Annas verdüstertes Gemüt dieses echte Kinderfest, das sie ohne Kind feiern mußten, ihren Verlust aufs schmerzvollste fühlen ließ. Dieses Jahr ging sie, dank der körperlichen Besserung und des Verkehrs mit Poppendieks und Sydekum, dem Tage ungleich ruhiger entgegen, ja sie hatte Baum und Geschenke mit stiller Freude vorbereitet und stand nun, einen verklärten Schimmer im Blick, neben Heinz im Scheine der festlichen Kerzen. Sie waren allein, die Mutter und Lisbeth feierten das Fest im Kreise von Paulas Familie in Halle. Da lehnte sie sich leicht gegen Heinzens Schulter und sagte: „Ich habe mich früher so schwer an dir versündigt, Heinz, aber jetzt soll es besser werden, und ich will mich auch immer zusammennehmen.“

Heinz fuhr ganz erschreckt aus seinem Sinnen auf. „Aber Anna, wie kannst du so sprechen?“

„Doch Heinz, ich muß es sagen. Es ist schon furchtbar für dich, daß ich dir keine Kinder schenken kann, gerade für dich, aber ich habe bisher nur immer an mich gedacht und dir mit meinem Leid das bißchen Leben ganz vergällt.“

„Ach was, Anna! Nur du, du mit deinem ... mit deinem ...“

Es klang abwehrend und fast barsch, und er wußte selbst nicht, was er eigentlich sagen wollte; es überkam ihn etwas wie Erbitterung oder Grimm gegen diese Frau, die kein Recht hätte, Gattin zu sein. Ganz deutlich empfand er diesen Gedanken, heute zum

erstenmal, wie er sich später oft genug erinnerte.

„Nein, nicht ich!“ antwortete Anna. „Ich bin immer der Mittelpunkt für eure Sorgen gewesen, du und dann deine Mutter und Lisbeth, ihr habt mich immer mit solcher Liebe gepflegt!“

Heinz hätte aufstöhnen mögen vor innerer Qual, das war ja alles nicht wahr, er war in seinem Egoismus so versteint, und diese Frau war dankbar für jede kleine Gabe des Mitleids. Er schüttelte leise den Kopf, Anna aber sah ihn an und sagte: „Doch, Heinz, ich habe euch viele Sorgen gemacht.“

„Das ist das Recht des Kranken.“

„Und darüber ist dir dein Recht, das Recht des Gesunden verkümmert.“

Ihr Blick in die Ferne bekam wieder den verklärten Glanz, Heinz aber sah ihr mit erschreckten Augen voll ins Gesicht. Das Recht des Gesunden?! Das war ja der Kernpunkt seiner Gedanken in letzter Zeit gewesen, er hatte es sich nur nicht gestehen mögen.

Und wieder faßte ihn ein Zorn, der ratlose Zorn gegen die unschuldige kranke Frau.

Anna aber wandte sich ihm ganz zu und sagte, noch leiser als vorher: „Aber wenn wir uns nur recht lieb haben, Heinz, dann kann doch noch alles gut werden. Wir müssen ja leider für uns bleiben, wir beide, aber dafür wollen wir uns nun auch alles sein.“

In jener Minute wußte Heinz, daß sich eine jener stillen, aber unerbittlichen Tragödien des Lebens zwischen ihm und dieser unglücklichen Frau abspielen würde, jetzt schon abspielte, und fast hätte er es Anna ins Gesicht gesagt; aber er besann sich für den Augenblick, und als er erst ruhiger geworden war, vermochte er sogar selbst noch einmal das peinigende Wissen von sich abzuschütteln und sich in eine freundlichere Auffassung der Verhältnisse hineinzutäuschen.

* *
*

Es war Anfang Januar. Heinz hatte Loni längere Zeit nicht gesehen. Schlechtes Wetter, Kälte und Schnee machten den Verkehr auf der Straße ungemütlich, bei Döring war eine sehr mäßige Sammlung schon vier Wochen ausgestellt, die wenig Anziehungskraft hatte. Vielleicht war das der Grund, daß sich Loni zu den gewohnten Stunden nicht sehen ließ, vielleicht war sie über die Weihnachtsferien verreist. Daß er auch gar nichts von ihr wußte! Diese ewige Heimlichkeit! Als ob sie sich vor den Menschen verstecken müßte! An Poppendieks Donnerstagabenden würde er sie treffen oder wenigstens von ihr hören können, das wußte er genau, und so bekämpfte er schließlich seinen Widerwillen gegen diese Art der Geselligkeit und suchte Gelegenheit, sie wieder mitzumachen.

Es war nur eine Schwierigkeit dabei, er wußte nicht, wie er Anna dazu bewegen sollte. Um so erstaunter war er, als diese eines Tages davon selber anfing. Heinz müsse in größere Gesellschaft; ob sie nicht beide einen Abend zu Poppendieks gehen wollten? Sie brauchten ja nicht lange zu bleiben, nur, daß sie überhaupt einmal zusammen dort gewesen wären, später könnte Heinz recht gut auch ohne Frau dort erscheinen. Sydekum hatte ihr den Gedanken näher gebracht, und — wie stets bei ihr — sobald sie die Sache als eine Pflicht gegen Heinz aufgefaßt hatte, war sie entschlossen, ihm dies Opfer zu bringen.

Da sich Anna körperlich gut fühlte, führten sie den Plan gleich in der folgenden Woche aus. Sie gingen absichtlich ganz früh, um die ersten zu sein und bald wieder aufbrechen zu können. Kurz nach ihnen kam Sydekum mit einem jungen Kollegen — dem stattlichen Probekandidaten, den Heinz am Schulfestabend schon gesehen hatte, etwas später ein paar ältere Damen, dann Anna Thielecke, die, wie Heinz gehört hatte, verheiratet war, samt ihrem Manne, Dr. Toschlag, und andere. Als die Zimmer schon etwas voll waren, erschien auch Loni. Heinz war im Nebensaal mit Sydekum und dem Probekandidaten im Gespräch und hatte seine Frau mit den Damen allein gelassen. So wurde die Vorstellung zwischen Anna und Loni von Meta Poppendiek besorgt. Heinz begrüßte Loni erst später und, wie er glaubte, ohne von Anna beobachtet zu werden. Die Freude des Wiedersehens leuchtete ihm aus den Augen, und er streckte ihr lebhaft die Hand entgegen. Zu einer Aussprache kam es aber nicht, da er bald von ihr getrennt

und von Sydekum in Beschlag genommen wurde.

Heinz hörte kaum, was Sydekum sprach, so sehr lauschte sein Ohr nach Loni hin, die lebhaft mit dem jungen Probekandidaten disputierte. Aber er konnte nicht verstehen, was dort gesprochen wurde. Als er den Kopf nach ihnen wandte, folgte Sydekum seinem Blick und sagte lächelnd: „Da liegen sich die beiden wieder in den Haaren. Lassen Sie uns mal hören."

Er trat an die Gruppe heran, auch Heinz näherte sich ihnen, blieb aber am Thürpfosten stehen und lauschte der Unterhaltung.

„Also doch Nietzsche!" sagte gerade der Probekandidat.

„Aber wozu nur dieses ewige Registrieren der Meinungen!" entgegnete Loni. „Ich kenne Nietzsche noch wenig, muß denn immer alles, was ich ähnliches habe, aus dieser Quelle stammen?"

„Wenn auch nicht direkt, so doch auf Umwegen. Das ist eben das Interessante, wie ein einzelner der Anschauung einer ganzen Zeit seinen Stempel aufdrückt."

„Gewiß, aber die Hauptsache ist doch das Persönliche in uns, das eigene Wollen, das die That bestimmt. Ob Sie nachweisen, daß das, was ich das Recht der Gesundheit nenne, identisch ist mit dem Nietzeschen Machtwillen — ich bestreite es übrigens, aber schließlich ist das ganz einerlei, die Hauptsache ist nicht, daß man es so oder so nennt, sondern daß man es in sich fühlt, und daß man aus dieser seiner Natur handelt."

„Aber kommt man mit diesen Maximen nicht genau zu den Abgründen, die in der Nietzscheschen Moral überall klaffen?" fragte Poppendiek, mit seinem freundlichsten Lächeln herantretend.

„Wo klaffen sie? Bitte, in den Meinungen der Philosophen oder in der Natur, in der Welt?"

„Aber wir haben in unserer Brust die Kraft, diese Widersprüche und Widerwärtigkeiten der Welt zu überwinden."

„Und diese Kraft —?"

„Ist die Liebe."

Eine kleine Pause entstand, die der Probekandidat dazu benutzte, um lächelnd zu bemerken: „Die Liebe läßt das gnädige Fräulein allerdings nicht gelten."

Loni aber fuhr unbeirrt fort: „Es fragt sich, was Sie damit meinen."

„Selbstverständlich nicht die sinnliche Liebe ..." fing Poppendiek an.

„Ach nein, selbstverständlich. Aber davon abgesehen, ist es ein grundlegender Unterschied, ob Sie an die Liebe denken, die aus der Kraft, dem Drange zu schaffen geboren ist, oder an die unglückselige Liebe des Mitleids und Erbarmens."

„Gerade die meine ich, und sie scheint mir das Gegenmittel für die Härten der grausamen Natur zu sein," führte Poppendiek seine Meinung weiter. „Gerade die Liebe, die sich der Schwachen und Kranken annimmt. Ist diese Hilfsbereitschaft für das Schwache und Wehrlose übrigens nicht auch in der Natur begründet? Denken Sie an die Mutterliebe!"

Loni mußte dies zugeben. „Aber," fuhr sie fort, „die Mutter opfert sich für etwas Werdendes, für künftige Kraft. Die eigentliche Mitleidsmoral dagegen ist unnatürlich, widernatürlich, weil der Starke, Gesunde durch sie gezwungen wird, sein heiliges Recht, das Recht des Gesunden, auf Leben und Glück zu Gunsten des Schwachen und Kranken zu opfern."

„Wollen Sie sich nicht lieber an einem Beispiel erklären?"

„Ich spreche ganz allgemein, aber denken Sie meinetwegen an das Verhältnis zwischen einem alternden, absterbenden Mann und einem lebenskräftigen weiblichen Wesen — es braucht nicht gerade die Frau, es kann auch die Tochter, die Nichte, jede jugendliche Pflegerin sein. Wenn in solchen Fällen das Alter, das Lebensunfähige mit seinem Egoismus dem Kraftvollen und der Jugend Jahr um Jahr des Lebens rauben will, so ist das eine ganz schändliche Vergewaltigung des Rechtes, das die Jugend, die Gesundheit auf Glück und Leben hat. — Und das," fuhr sie nochmals fort, „das ist die furchtbare Gefahr der Mitleids-, der Krankenmoral."

Heinz hatte so gespannt zugehört und so mit seinem Blick an Lonis Augen gehangen, daß er es gar nicht merkte, wie Anna schon eine Zeitlang neben ihm stand. Jetzt legte sie die Hand auf seine Schulter, und als er sich umwandte, fragte sie lächelnd, ob sie

nach Hause gehen wollten. Aber sie war blaß, und unter dem Lächeln barg sich der alte müde und vergrämte Zug in ihrem Gesicht. Heinz fragte, ob ihr nicht wohl, sie antwortete, daß ihr die Unruhe zuviel geworden sei.

Auf dem Nachhausewege sprachen sie wenig miteinander. Heinz hing seinen eigenen Gedanken und Betrachtungen nach, und die waren trübe genug; daß in Annas Innerem sich eine furchtbare Erregung abspielen könnte, daran dachte er nicht einmal. Er sah Anna erstaunt und mißtrauisch an, als sie, im Begriff, ins Haus zu treten, wissen wollte, wer die schwarzäugige Dame gewesen sei. Als sie fragte, ob Heinz' sie von früher her kennte, antwortete er: „Ja — das heißt — ich kenne die Familie von früher."

Von dieser Zeit an ging es mit Annas Befinden wieder stark bergab. Sie lag viel zu Bett und wurde still wie früher. Auch gegen Sydekum wurde sie verschlossener. Aber sie duldete nicht, daß Heinz sich ihretwegen irgend welche Beschränkungen auferlegte, ja sie zwang ihn förmlich, jeden Donnerstagabend zu Poppendicks zu gehen.

Diese Abende bildeten für Heinz jetzt die Lichtpunkte seines Lebens. Er fand Gefallen an der Gesellschaft und der Unterhaltung, auch wenn Loni nicht dabei war. Noch schöner aber war der Heimweg mit ihr zusammen, die einzige Gelegenheit, wo sie von nun an allein mit sich waren. Wie eine schweigende Übereinkunft war es zwischen den beiden, daß sie sich sonst nicht mehr trafen und auch, wenn sie allein waren, alles Persönliche und Verfängliche streng vermieden.

Nur daß Heinz ihr jetzt zuweilen von dem Unglück seiner Ehe sprach.

* *
*

Für den zehnten März baten Poppendicks Heinz Harries und Frau zum Souper mit nachfolgendem Balle. Es war der letzte in der Saison; der engere, ästhetische Kreis sollte es sein, dazu etwas Jugend.

Heinz, der die Einladung am Frühstückstisch bekommen hatte, sah zweifelnd auf Anna.

„Aber gewiß nehmen wir an," sagte diese.

„Meinst du, daß wir können? Du bist in letzter Zeit wieder so schwach gewesen."

„Aber ich fühle mich besser — wirklich, Heinz, ich hätte große Lust. Und wenn ich auch schließlich zurücktreten muß, so gehst du eben allein."

„Zum Balle? Das ist doch nicht gut möglich."

„Doch, Heinz, **wir** dürfen das. Jeder weiß, wie die Verhältnisse bei uns sind, und darum darfst du auch einmal allein kommen. Schreib nur gleich zu."

Sie sah ihm lächelnd nach, als er das Zimmer verließ. Sobald sich aber die Thür hinter ihm schloß, bekam ihr Gesicht wieder den müden Zug, und ein seltsam grübelnder Ausdruck trat in ihre Augen.

Heinz ging in sein Bureau. Er freute sich auf den Ball wie ein Zwanzigjähriger; hier wollte er einmal wieder im Genuß der Schönheit schwelgen! Eine mächtige Arbeitslust und Schaffenssehnsucht erfüllte ihn, als er sich an seinen Schreibtisch setzte, und mit voller Befriedigung vertiefte er sich in die Arbeit.

Es handelte sich um eine Schwurgerichtsverteidigung, und zwar gegen eine Anklage auf Kindesmord.

Er pflegte sich sonst auf die einträglichere Civilprozeßpraxis zu beschränken, Verteidigungen übernahm er nur, wenn er ein bestimmtes persönliches oder menschliches Interesse dabei hatte. Das war hier der Fall, wo es sich um ein armes, junges Ding handelte, das von dem Fluche seiner Schuld vernichtet werden sollte. Die krasse Ungerechtigkeit, die das Weib für den mit dem Manne zusammen begangenen Fehltritt allein büßen läßt, hatte sein Mitgefühl, seine Empörung wachgerufen. Diese furchtbare Ungleichheit des Loses, das der Frau nicht nur die Körperqualen, nein, auch die seelischen Leiden, die Angst und die Scham allein zu tragen auferlegt, das sie zum widernatürlichen Verbrechen treibt, auf die Anklagebank und ins Zuchthaus — und der Mann sitzt im Zuschauerraum und sieht der Peinigung der Unglückseligen von weitem zu. Heinz freute sich darauf, hier einmal menschlich sprechen zu dürfen, und er hoffte auf Erfolg. Eine erfreuende Aufgabe!

— — — — — — — — — — — — —

Nun war der Abend des zehnten März da. Anna hatte natürlich in letzter Stunde

abgesagt, und Heinz war allein gegangen. Es war ein milder Vorfrühlingstag gewesen; am Abend wurde die Luft kühler und feucht, man ahnte in ihr das keimende Leben des neuen Jahres.

Heinz war in bester Stimmung gekommen; er wollte genießen!

Solch ein Souper mit Ball im Monat März mochte für den saisonmüden Gesellschaftssklaven nicht gerade ein Ereignis sein, bei Heinz war es anders. Zu Poppendieks ließ man sich überhaupt immer gern einladen; jeder wußte, es war ungezwungen, und man paßte zueinander. Heinz aber fühlte sich geradezu in der Stimmung des künstlerischen Schauens von dem Augenblick an, wo er mit seiner Dame den Eßsaal betrat. Alles war ihm neu, alles von Bedeutung. Mit frischen Augen sah er in die ungewohnte Welt, als wenn er sie mit dem Pinsel auf die Leinwand zu bannen hätte.

Auf dem blanken Parkett die gerichtete Ordnung, die Paradestellung der Tische und Stühle. Die langen Tafeln mit dem feierlichen Weiß: der gedämpfte Glanz des Damastes, das schneeige Porzellan, das blinkende Krystall. Weiß, kühl und frisch. Und frisch und kühl die eingelassene Frühlingsluft, durchduftet von Azaleenblüten und Tannenreisern. Alles so rein und unverbraucht. Von oben aber durch das Grün der Tannenguirlanden flutet sanft das weiche, warme, bernsteingelbe Licht der Wachskerzen und mildert das starre Weiß. Einen Augenblick noch, dann jubelt von drüben der Einzugsmarsch, und von hier naht sich der Zug der fröhlichen, festlich gestimmten Menschen, rauschende, knisternde Kleider, leisduftende Parfums, lustiges Lachen und Scherzen. Nun ein kurzes Suchen, ein Stuhlrücken, schon sitzt man, und im Nu ist der Mechanismus im Gange.

„Sie waren vorigen Sommer in Sylt, gnädiges Fräulein? Sylt ist nun auch vollständig Stadt ...“

„Ja, endlich bin ich mal zu Wüllner gekommen, aber er hat mich enttäuscht; halten Sie nicht auch diese imponieren sollende Natürlichkeit für Mache ...?“

„Richtig, Lissi Gneist fehlt ja mit ihrem Manne; es soll ihm gar nicht gut gehen, und sie ist recht zu bedauern ...“

„Eva Frickens ist überglücklich; es ist aber auch ein zu reizender Junge, ich war gestern da ...“

So rollt und wogt es durcheinander, eine Orgie der Unterhaltung. Alles setzt zu gleicher Zeit ein mit frischer Kehle und Lunge, und eine Weile schwirrt es und klappert's wie in einem Maschinenraum. Allmählich ebnen sich die Wogen. Es bilden sich Gesprächscentren, man lauscht nach hier, nach dort, der feingeschliffene Witz und die Pointe kommt zu ihrem Recht. Man ist Geist, harmlose, unschuldige Fröhlichkeit. Daß man auch Zunge und Gaumen ist, für deren Pläsier die Krebse, Forellen, Poularden ihr Leben haben lassen müssen — wer denkt bei diesen netten, reizenden Menschen daran.

Die Gänge folgen sich prompt und präcis, und bessere Weine lösen die guten ab. Allmählich wird es heißer im Saal. Menschendunst und Eßgeruch haben die frische Frühlingsluft bald niedergekämpft, und die Kerzen brennen nicht mehr so frisch wie anfangs. Die Unterhaltung wird erregter, der ganze Organismus Mensch arbeitet intensiver. Man spricht sich heiß und löscht die Hitze mit Wein. Aber alles bleibt maßvoll, von dem Geist gesellschaftlicher Gewöhnung beherrscht. Mehr als je hat man das beglückende Bewußtsein, etwas Höheres, Besseres zu sein, weiter als je fühlt man sich von der Materie entfernt. Das gesättigte Wohlwollen stellt sich ein — was für ein nettes, prächtiges Tier ist doch das Reh gewesen, das uns hier einen so entzückend zarten Rücken geliefert hat! Plaudern, Lachen, Geigenklang, der Geruch der Speisen und der Duft von Blumen und Frauenhaar.

Was wissen wir noch von der Härte der Natur! Hier ist alles Harmonie, alles Freude und Genuß, das Nachdenken ist für die Hungrigen, und wenn unter der Schwelle des Bewußtseins ein ganz leises Mollmotiv mittönt, so erhöht das nur das ästhetische Behagen.

Heinz ließ sich von der Stimmung tragen. Er lauschte der Unterhaltung und plauderte mit seiner Tischdame, er scherzte und lachte und trank den alten Bekannten zu. Zuweilen aber überkam ihn wieder seine Art, durch die Gegenwart gewissermaßen hindurchzusehen, ein fast visionäres Schauen. Er

erblickte dann nicht den Menschen, wie er gerade neben ihm saß, sondern etwas Abstraktes, ein Leben als Ganzes, einen endlos langen Pfad auf einen Punkt zusammengedrängt. Dann wieder sah er nicht die einzelnen Personen, die die Gesellschaft ausmachten, sondern das Ganze als eine Einheit; das, was sie hier leisteten, sprachen, lachten, ihre Lebenslust und Lebenskraft, das war ihm ein Wesenhaftes, fast mit Sinnen Wahrnehmbares. Er sah dann das, was rund um ihn vorging, plötzlich wie aus einer anderen Dimension. Nicht die einzelnen Schönheiten suchte und fand sein Auge — hier eine runde Schulter im Elfenbeinweiß, dort die aus hellblau und weiß sich hebende Büste, hier schelmische Augen mit schmalen, weichen Brauen, dort ein Märchenblick zwischen langen, seidenen Wimpern durch — nein, die Schönheit um ihn war ein Großes, Mächtiges, Einiges und drang in alle seine Sinne zu gleicher Zeit, übergewaltig, berauschend.

Aber alles gipfelte für ihn in dem einen Blick in der Geliebten Augen. Sie saß ihm schräg gegenüber, zu fern, um mit ihm zu plaudern, aber doch nahe genug, daß er jede Regung in ihrem Gesicht wahrnehmen konnte. Er sah, wie sie lebhafter, lustiger wurde, er beobachtete, wie das Rot ihrer Wangen allmählich den tiefen Ton annahm, und ihr Auge schien ihm immer unergründlicher zu leuchten. Heinz träumte von ihrer Seele, von ihrem Leben. Was lag nur auf dem geheimnisvollen Grunde dieses Wesens? — Warum kann man niemals vom anderen wissen? dachte er. Sollte es gar nicht möglich sein, in die Tiefe eines fremden Ichs hinabzusteigen und damit das Rätsel dessen, was wir selbst sind, zu lösen?

Aus dem Blick der Geliebten drang Heinz ein mildes Weltverstehen herüber. In das Auge des Lebens wähnte er zu schauen und den goldenen Grund aus der Nacht blinken zu sehen ...

Hatte er die Nietzscheschen Verse laut hergesagt? Wohl nicht, aber es war Zeit, daß er sich zusammennahm. So plauderte er wieder eine Viertelstunde und lebte dem Genusse der Gegenwart. Aber sobald er einmal schweigen und zuhören durfte, legte sich der Schleier der Traumseligkeit wieder über ihn, flogen seine Augen zu Lonis Augen hin, und träumte seine Seele von ihrer Seele.

Oder ist das ganze Weltverstehen der Liebe nur ein Wahn? Wie wenig wissen wir doch von dem eigenen Ich — und da sollen wir vom anderen uns die Rätsel der Menschen lösen lassen, die die eigene Brust nicht raten kann. Also doch nur Wahn und ekstatischer Rausch? Der Glanz des Auges nur der Spiegel niederen Begehrens, der Rausch aus sinnlichen Instinkten geboren?

Jetzt überkam Heinz mit einem Male wieder die alte Qual, und gepeinigt lag sein Blick auf Loni, während er doch im Zwange der Gesellschaft heiter scheinen mußte. Ein häßliches Gefühl tauchte in ihm auf, als er zu ihr hinblickte, die so vergnügt, so selbstsicher scherzte und sprach. War es Eifersucht?

Zum erstenmal beobachtete er ihren Tischherrn. Es war der Probekandidat mit der prächtigen Figur und den verführerischen Augen. Wie lustig die beiden waren! Er erinnerte sich, daß er sie schon oft sich hatte lebhaft unterhalten sehen, auch an den früheren Abenden, damals an dem ersten und dann später immer wieder. Mit diesem Menschen konnte sie lachen und scherzen, die gegen ihn so ernst, so zurückhaltend war.

Ja, es war Eifersucht, die ganz gewöhnliche, niedrige Eifersucht! Und mehr noch: der Neid des Gebundenen, des Kranken gegen den Gesunden und Freien kam hinzu. Ach, und nun überfiel ihn wieder mit der ganzen Wucht das Bewußtsein von dem Verluste des Glücks auf ewig, daß er vor Grimm mit den Zähnen knirschte. Dabei hatte er ein Verlangen, eine übermächtige sinnliche Sehnsucht nach der, auf die die Eifersucht ihn zornig und erbittert gemacht hatte.

Mit Gewalt riß er sich von diesen Gedanken los, und er zwang sich, eifriger an der Unterhaltung teilzunehmen als vorher ...

Beim Kaffee nach Tisch war Heinz wieder ruhig, und er plauderte eine Zeitlang mit Loni. Aber in seinem Blick war doch ein Rest der sinnlichen und geistigen Qual von vorhin wahrzunehmen, so daß es Loni auffiel und sie ihn fragte, was er hätte. Heinz antwortete ausweichend, aber sein Auge

glühte dabei so heftig auf, daß Loni schwieg, während ihr Gesicht sich langsam mit dunklem Rot überzog. So standen sie eine Weile in peinlichem Schweigen nebeneinander. Dann ertönten die ersten Klänge der Polonäse, und Heinz ging, seine Tischdame zu holen.

Der Eßsaal war inzwischen ausgeräumt und zum Tanzen hergerichtet. Stühle standen an den beiden Seitenwänden, die Ecken aber waren ganz mit Azaleenbüschen ausgefüllt, auch die Blumen, die vorhin die Tafel geschmückt hatten, waren hinzugekommen. Poppendieks verstanden es, auch in diese Arrangements eine einheitliche Stimmung zu legen, und heute war die Azalee die Blume des Abends: weiß und kirschrot, rosa und karmesin, gelb, orange und feuerrot leuchtete es aus dem dunklen Olivgrün des Laubes. Die Pflanzen waren soeben gesprengt, und die pontische Azalee sandte ihren orientalisch-würzigen Duft in die frische Vorfrühlingsluft. Die Fenster standen halboffen, die weiche Nacht schmiegte sich an die Flügel heran.

Heinz hatte sich nach dem ersten Pflichttanz zurückgezogen. Er hielt sich nicht für einen guten Tänzer, er fühlte sich nicht sicher. So saß er lieber in der Ecke, still für sich, und sah zu.

Aber die Luft um ihn hatte eine ansteckende Kraft. Dieses taktmäßige Drehen, Schleifen und Rasen, die Musik und die von Duft und Dunst geschwängerte Luft, die lockenden Mädchenaugen, die frischen Körper — und dann zusehen zu müssen, wie sie, sie ... Nein! Er mußte es von neuem versuchen! Er versuchte es, und es ging besser, als er dachte, und als er erst einmal Geschmack gefunden, war er bald der Lustigsten und Tollsten einer. Am liebsten hätte er immerfort mit Loni getanzt, aber er hatte noch so viel Selbstbeherrschung, daß er vermied, auffällig zu werden; außerdem war Loni so sehr von den Herren umschwärmt, daß sie nicht allzuoft für ihn zu haben war.

Immer dreister überließ er sich dem Taumel der Sinne, der ihn erfaßt, immer bacchantischer wurde der Rausch.

Die Ballnacht schreitet fort, das Blut wallt, die Luft ist gefüllt mit feiner, prickelnder Sinnlichkeit. Sie ist heiß, aber sie wirkt wie Champagner. Es ist der Dunst der Menschenleiber in ihr, der Duft des Parfums und der schärfer werdende Hauch aus dem gelockerten Haar. Vom Fenster her strömt die keusche Nachtluft in sie ein, eben genug, um die Azaleen in den Ecken stärker ihren Duft ausstrahlen zu lassen. Woran erinnert Heinz dieser Duft, es ist ein so bestimmter Geruch, wie nach Gewürz des Morgenlandes, er erinnert an indische Märchen, an Tausend und eine Nacht. Oder wie ...? An Liebe? Ja, an Liebe, wie sie in traurig werdenden Märchen steht, an Liebe, die weiß, daß sie sterben muß. An Liebesschuld und Sühne für Schuld.

Tristan und Isolde?!

Ja, an Liebestod, an Sterbenssehnsucht.

Doch was soll der Gedanke des Sterbens heute nacht? Hier im Taumel der Ballnacht?!

Wieder tönt die Musik, und der Tanz hebt von neuem an. Noch trockener wird die Luft und heißer, und die Frühlingsnacht flieht vor dem Liebeshauch der ekstatisch berauschten Menschen. Aus jedem Auge lacht dreistes, lustiges Genießenwollen, und die Wangen glühen in Lebensröte. Jeder sieht im anderen, überall um sich, dieselbe Lust und Kraft; wie ein Opferfest des Lebens und der Liebe, so tost es ringsum und schleift und dreht sich, und über die Menschenlust und zwischen sie hernieder sinkt das flimmernde, staubig flirrende Kerzenlicht, mit den rythmisch lachenden, schluchzenden Tönen der Violinen und Flöten durchsetzt.

Doch jetzt hebt ein anderer Tanz an; diese raschen, fallenden Läufe in den aufregenden Harmonien sind Heinz fremd, die Washingtonpost kennt er noch nicht. So muß er zurückbleiben, vielleicht daß er den Tanzenden die Weise absieht. Aber es will nicht gehen, er versucht es sogar mit seiner nachsichtigen Tischdame, vergeblich. So sieht er denn zu, von seiner Azaleennische aus. Aber das ist ja ein schändlicher Tanz; die Körper sind getrennt, doch die Augen hängen gebannt aneinander, und dazu dieses Herauspressen der Brust, dieses Drehen des Halses. Ein koketter Tanz! Aber es ist nur Neid bei ihm, er hätte ihn gern selber mitgetanzt, und es reizt ihn, daß er nicht kann.

Da plötzlich droht ihm das Blut zu stocken. Eben kommt Loni vorbeigeschossen, von dem

Probekandidaten geführt, und Heinz fängt gerade den Blick auf, den dieser ihr zuwirft. Ein brutaler Blick, nein, er irrt sich nicht, ein gemeiner Blick. Und sie reißt sich nicht von ihm los, sie beantwortet diesen Blick mit ihren tiefen, ernsten, jetzt so lustig strahlenden Augen. Es ist Heinz, als hätte sie ihre Augen, ihre Seele geschändet, sich der Verliebtheit eines niedrigen Menschen preisgegeben. Und wieder tobt diese rasende Eifersucht durch seine Adern, die das Weib, das sie selber begehrt und nicht besitzen darf, keinem anderen gönnt — um den Preis der Schuld und des Todes nicht.

Um ihn duften die Azaleen, ganz schwach und wie sterbend in dieser furchtbaren Atmosphäre menschlicher Leidenschaft. Aber jetzt versteht er ihren Hauch, jetzt weiß er, daß man um ein Weib, um die Liebe, um das Glück den Tod sich ersehen kann.

Noch kämpfen zwei Gewalten in ihm, aber aus der Wut der Eifersucht ringt sich schon der Wille zum Leben, der unerbittliche Wille zum Glück empor ...

Der Tanz war zu Ende. Mit blassem Antlitz und verstörtem Blick wollte sich Heinz an Loni vorbeistehlen.

Loni sah ihm nach, erstaunt, erschreckt, dann folgte sie ihm.

In einem leeren Nebenzimmer stellte sie ihn. Jetzt will sie wissen, welcher Schmerz ihn quält.

Heinz ist heftig, brutal gegen sie, er fordert sie auf, zu ihrem Geliebten zu gehen. Er wirft ihr kränkende Vorwürfe ins Gesicht.

Loni entfärbt sich, auch sie wird heftig, aber dann übermannt sie das Mitleid. Als Heinz ruft: „Aber was geht Sie mein Schicksal an, was wissen Sie von meinem Schmerz und meinem Leid?“ antwortet sie mit leiser Stimme und einem Blick, in dem sie ihre Gefühle nicht unterdrücken kann: „Ich weiß wohl davon, ach, Heinz, glauben Sie mir, ich weiß es.“

Da stürzt Heinz vor ihr nieder, und ehe sie es hindern kann, hat er ihre Hand ergriffen und bedeckt sie mit heißen Küssen.

Sie reißt sich los und entflieht.

— — — — — — — — — — — — —

Als Heinz in den Saal zurückkam, hatte gerade ein neuer Tanz begonnen. Auf den leichtfertigen Amerikaner war ein Rheinländer gefolgt, in einer alt-einfachen, schelmischen Weise, der rechte rheinische Ländler. Heinz suchte sofort Loni auf und bat sie um den Tanz. Rheinländer tanzte er am liebsten, ja er tanzte ihn gut. Loni wollte ausweichen, sie sah ihn bittend an, aber Heinz ließ nicht nach. Sie behauptete, Rheinländer nicht zu können; aber Heinz antwortete, sie würde es lernen. So gab sie ihm nach.

Der gute altmodische Rheinländer — halbvergessen heute und mißachtet, und doch welch ein entzückender Tanz! Sanftes Schweben mit raschem Wirbel verschlungen. Erst geht es in leichter Führung und wiegenden Schrittes zur Seite; kaum begonnen, bricht neckisch die Bewegung ab und geht zurück, und dann, ehe der neue Takt es ahnen läßt, sind wir aus dem leichten Hüpfen im schnellen, lustigen Drehen. Aber auch das nur für einen Augenblick. Es ist, als ob alles nur eben angedeutet werden soll. Mitten im Drehen besinnen wir uns schon wieder, schon hemmt der sichere Fuß den dreisten Schwung, und von neuem hebt die zierliche Anmut des Schwebens an.

Und so geht das fort, alles nur andeutend, alles zartes Sichbesinnen. Dazu die lockende, neckische Volksweise, die hüpfenden Klänge der Geigen und Flöten. So traut und so treuherzig.

Aber ein gefährlicher Tanz sollte es für Heinz werden!

Er hatte mit rücksichtsvoller Zartheit Lonis Körper in den Arm genommen. Er war so froh, wieder einig mit ihr zu sein, daß er seine Brutalität niederkämpfen konnte. Sie aber setzte seinem sanften Druck einen deutlichen Widerstand entgegen. Es war, als ob sie sich ihm entwinden wollte, oder vielleicht war ihr wirklich der Tanz neu, und so mußte Heinz sie fester nehmen und kräftiger führen. Aber dieser Widerstand des fremden Leibes regte ihn bis ins Innerste auf, und gerade in den Takten des sanften Schwebens empfand er diese beseligende Nähe der Frauenschönheit. Dann fühlte er, wie sich sein Wollen ihr allmählich mitteilte, und bald wußte er nicht mehr, ob er mit ihrem Körper, mit ihrem ganzen Ich nicht zu einer einzigen Persönlichkeit verschmolzen war. Er sah hinunter auf das

volle, blauschwarze Haar, aus dem sich unzählige feinste, krause Fäden zu einem zitterigen Schleier herausgestohlen hatten, und sah und fühlte ihren lebensvoll atmenden Busen, und ein stärkerer, ihn unsäglich berauschender Duft stieg aus dem Haar und aus dem Ausschnitt des Kleides zu ihm empor.

Da sah auch sie zu ihm hinauf, und dieser eine Blick entschied alles. Sich selbst sah Heinz in ihr gespiegelt, sein Ich, sein Wollen, seine Sinnlichkeit in der fremden, und mit Mühe mußte er sich zwingen, sich nicht völlig gehen zu lassen. Gerade brach die Musik mit einem lustigen Schnörkel ab, und Heinz stand einen Augenblick wie betäubt. Als er zu sich kam, war Loni von seiner Seite verschwunden, und so sehr seine Blicke sie suchten, er vermochte sie nirgends zu entdecken. Hastig eilte er in die Nebenzimmer, aber auch dort war sie nicht. Dann kam ihm plötzlich ein Gedanke, und er eilte hinauf in das Garderobenzimmer der Damen.

„War Fräulein Morwitz hier?"

„Ja," antwortete man ihm, „sie ist eben nach Hause gegangen."

Nun ging er eilig, sich sein Überzeug zu holen, eilte hinunter und stürmte in die laue Frühlingsnacht hinaus. Er sah Loni nicht, aber es konnte, wenn sie ohne Aufenthalt nach Haus wollte, nur einen Weg für sie geben. Diesen eilte er hinab. Endlich sah er in größerer Entfernung eine weibliche Gestalt, wie es schien, im eilenden Gange oder gar Lauf. Dicht vor ihrer Gartenthür holte er sie ein, es war Loni.

Sie drehte sich um, und trotz der Dunkelheit sah Heinz, wie es in ihrem Auge blitzte, als sie ihm im ohnmächtigen Zorn zurief: „Was fällt Ihnen ein? Warum verfolgen Sie mich?"

Er aber nahm sie bei der Hand und zog sie an sich. Sie wehrte sich, und bei dem Ringen entwand er ihr den Schlüssel, den sie in der Hand gehalten hatte.

Loni sah es und schien, wie kraftlos, zusammenzuknicken.

Da umschlang Heinz die Wankende, hob sie mit kräftigen Armen empor, schloß die Thür auf und trug sie über die Schwelle.

* * *

Der Morgen war nicht mehr fern, als Heinz hoch aufatmend vor Lonis Garten stand, den schweren Gang nach seinem Hause, nach Hause zu thun. Er begriff noch immer nicht, was mit ihm geschehen und weswegen er nicht bei der Geliebten geblieben, mit ihr in die weite Welt gegangen war. Er war noch bis zuletzt wie im Traume gewesen, aber aus der seligen Bewußtlosigkeit war es ein Traum der Angst geworden, das Gefühl von der Wirklichkeit, die draußen seiner harrte. Von dieser schrecklichen Wirklichkeit, die immer unter den Fenstern, vor den Wänden wartet, die unser Glück umschließen. Schweigend und still des Augenblicks harrt, wo wir aus der Versunkenheit der Stunde, aus der Heimlichkeit des Märchentraumes aufschrecken und sie wieder gilt und keine Märchenmauer uns schützt vor ihrem eiskalten Hauch.

Der Rausch der Leidenschaft, die über Heinz gekommen war, hatte sich noch gesteigert durch das dunkle Bewußtsein von dem Verbotenen, Verwerflichen seines Thuns und von der Kürze seines Glückes. Endlich aber hatte dieses Bewußtsein die Oberhand bekommen, und die Angst um die Zukunft hatte ihn gepackt. Und da — ja da war das geschehen, was er noch immer nicht verstand. Er hatte mit Loni fliehen wollen, weg, weit weg, nur fort von hier, und er hatte sie gebeten, mit ihm zu ziehen in die Ferne, wo niemand sie kannte, niemand ihnen im Wege war. Aber sie war plötzlich wie ernüchtert gewesen und von einer tiefen Traurigkeit befallen. Sie wollte nicht mit, ja sie hatte ihn von sich gewiesen. Sie hatte ihn gebeten, sie zu verlassen. Bis er heftig wurde und sie mutlos schalt. Da hatte sie ihre alte Festigkeit wieder gefunden und ruhig geantwortet: „Ich warte auf dich, du kannst jeden Augenblick kommen, mich zu dir zu holen. Aber mit der Vergangenheit mußt du fertig sein, ich muß wissen, daß du frei bist für mich."

Heinz hatte erwidert, daß er es wäre, er würde sogleich die Schritte zur Trennung von Anna einleiten, aber sie sagte: „Nein, du bist nicht frei, denn du willst fliehen. Vor wem willst du fliehen? Vor dir selbst, vor der Reue in deiner Brust."

Alle seine Bitten hatten nichts genützt, sie war fest geblieben und beinahe herb, bis zu-

letzt zum Abschied, wo sie sagte: „Ich warte auf dich, Heinz, aber ich zwinge dich nicht zu kommen, und ich zürne dir nicht, wenn du nicht kommst. Geh du jetzt ruhig nach Hause und sieh zu, ob du die Kraft hast, das Glück mit mir zu wagen. Und wenn du es nicht kannst und nicht wiederkommst — meinetwegen sollst du dich nicht grämen. Du weißt, ich bin stark — auch gegen das Unglück." —

Nun stand er draußen, und wie der kühle Hauch der Morgenluft über seine Stirn fuhr, kam ihm plötzlich die Erkenntnis, daß das, was Loni gewollt, das richtige war und er nach Hause mußte, um selbst und persönlich mit Anna zu sprechen und die Entscheidung herbeizuführen. Er dachte noch einen Umweg zu machen, um sich alles noch einmal zu überlegen — der Weg bis zu seiner Wohnung war so kurz! Aber dann fürchtete er, daß die Angst wieder in ihm aufsteigen könnte, vor der er sich scheute, nicht die Furcht vor der Scene, die folgen würde, nicht Feigheit und Unentschlossenheit, sondern das wehe Mitleid und das Gefühl des Unrechtes gegen die arme, unglückliche Frau. Die Reue, vor der ihn Loni gewarnt hatte. Deswegen biß er die Zähne aufeinander und ging geradeswegs auf seine Wohnung zu.

Als er jedoch seine Gartenthür öffnete, sah er in dem Schlafzimmer Licht, und als er in den Korridor trat, kam ihm seine Mutter entgegen mit der Nachricht, daß Anna wieder recht schlimm erkrankt sei. Gleich nachdem er zum Balle weggegangen wäre, hätte sie eine Ohnmacht befallen, und seitdem läge sie fiebernd im Bett.

Heinz stutzte. Gleich nachdem er zum Balle weggegangen war? — Zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß Anna etwas ahnen, ja daß sie schon längst um seinen Zustand gewußt haben könnte. Er trat in das Schlafzimmer und an ihr Bett und suchte im ungewissen Lichte der Nachtkerze in ihrem Auge die Wahrheit zu lesen. Anna sah ihn nur forschend und ängstlich an, und aus ihrem Blicke erkannte Heinz sofort, daß sie in der That von seiner Leidenschaft wußte, und daß sie ahnte, vor welcher Entscheidung sie stand. In dieser Sekunde fühlte Heinz in sich den Mut, ihr alles zu gestehen; eine harte Entschlossenheit trat in sein Auge, ja er verspürte im Angesichte des Leidens geradezu eine Art grausame Lust, die Leidende mit der Wahrheit ganz zu vernichten. Aber nur diese eine Sekunde, dann zwang das Mitleid die Entschlossenheit bereits nieder. Er hatte das entscheidende Wort auf der Zunge, aber er vermochte es nicht auszusprechen, er konnte, er durfte es nicht sagen, nicht jetzt, nicht heute, nicht hier. Er konnte die Grausamkeit nicht übers Herz bringen, einer wehrlosen kranken Frau die letzte Hoffnung schmählich zu rauben.

So wartete er bis zum anderen Morgen — und dann von Morgen zu Morgen, von Tag zu Tag. Er hatte den Augenblick des schnellen Entschlusses versäumt, und nun legte sich seine alles erwägende Bedenklichkeit über den Willen, und er suchte mit Gründen und Betrachtungen die That zu rechtfertigen, ehe er sie gestand. Dabei sah er ganz genau, daß es doch einmal geschehen müsse, ja er wußte, daß es bestimmt einmal geschehen würde, denn der Tag mußte kommen, an dem die Sehnsucht nach der Geliebten, der Drang nach dem Leben und dem Glück alle anderen Empfindungen in ihm überwältigte. Aber das Herz krampfte sich ihm zusammen, wenn er an diesen Tag dachte, und er konnte sich nicht vorstellen, woher er den Mut zu der That nehmen sollte. — —

In diese Zeit fiel die Schwurgerichtsverhandlung gegen das Mädchen, das er wegen Kindesmord verteidigen sollte. Als er zum erstenmal nach dem Balle wieder an die Akten ging und seinen Entwurf der Verteidigungsrede durchlas, war er ganz verwirrt. Die Ungerechtigkeit der Menschen, die dem weiblichen Teile die ganze Schuld aufbürdet und den Mann, den Verführer, den Urheber des Verbrechens, frei laufen läßt ... das hatte er vor ein paar Wochen noch als seine Meinung aufschreiben können?! Mann und Frau sollten eins geworden sein durch ihre That, und jedes hätte für den anderen einzustehen, mit dem anderen die Folgen dieser Liebesvereinigung mit zu tragen, mit zu leiden ... aber das war ja, als wäre es für sein Verhältnis zu Anna geschrieben, das war ja das Urteil gegen sich selbst. Ihre gemeinsame Liebe hatte Anna in das furcht-

bare Leiden gestürzt; er war der Vater des Kindes, dem Anna die Krankheit, das Unglück fürs Leben verdankte. Seine Pflicht war es, bei ihr auszuharren, ihr das traurige Los zu erleichtern. Das sittliche Gebot verurteilte ihn zum Mitdulden des Unglücks.

Aber er konnte und wollte nicht dulden. Seine eigene Natur empörte sich gegen diesen unsinnigen Zwang. Ja, Unsinn war es, diese Forderung eines verschrobenen Sittengesetzes, das von der Stimme des Blutes, von der Natur und ihren unabweisbaren Rechten nichts weiß. Wie will man verlangen, daß Mann und Frau, verschiedene Wesen, für immer getrennte Körper, nur weil sie sich zum Ehebund vereinigt haben, zu einer untrennbaren Einheit verwachsen sollen. Jeder bleibt doch er selbst, jeder hat für sich allein einzustehen.

Aber in der Gerichtsverhandlung sprach er dann doch jene Gedanken aus, schilderte er die Ungerechtigkeit der Menschen gegen das Weib, die die Ungleichheit und Ungerechtigkeit der Natur noch verschärfte. Er hatte die Verteidigung in letzter Stunde abzugeben gewünscht, aber vergebens. Nun suchte er auf das menschliche Empfinden der Richter und der Geschworenen zu wirken, aber weil er selbst nicht überzeugt war von dem, was er sprach, so überzeugte er auch die Hörer nicht. Er erlitt eine völlige Niederlage, er mußte es zugeben, daß der Staatsanwalt in seiner Erwiderung von Spitzfindigkeiten und Künsteleien sprach und von Gründen, an die der Herr Verteidiger im Inneren selbst nicht glauben könne.

Eine Stelle in dieser Erwiderung prägte sich ihm besonders ein.

Der Staatsanwalt hatte zunächst den Satz aufgegriffen, daß der Mann gerechterweise für die Folgen der That mit zu leiden habe. Er fand dies ganz richtig und bestritt nur, daß man aus diesem Grunde eine Freisprechung der Frau beantragen könne. Sodann fuhr er fort: „Von einer Ungerechtigkeit kann von diesem Standpunkt aus keine Rede sein, und wenn sie vorhanden ist, so sind nicht wir daran schuld, sondern die Natur selbst, die uns nun einmal als getrennte, selbständige Persönlichkeiten geschaffen hat. Nun hat ja etwas Ähnliches auch wohl der Herr Verteidiger gemeint, wenn er das Wort von der Ungerechtigkeit der Natur bildete; aber wenn er daraus ein Recht auf Freisprechung herleiten will, so muß ich ihm auch hier energisch widersprechen. Wir wollen uns doch nicht mit sentimentalen Unklarheiten betäuben lassen. Es ist ja so bequem, sich auf die Natur zu berufen, aber, meine Herren Geschworenen, auf die Natur beruft sich auch der Lustmörder, der bestialische Bluthund, der mordet, weil er dem natürlichen Hang in sich nicht widerstehen kann. Mit der Natur kann man alles entschuldigen, aber alle moralischen Begriffe würden schwanken, wir würden nicht nur jede rechtliche, sondern jede sittliche Grundlage verlieren, wollten wir uns in dieser Weise auf die Ungerechtigkeit, auf die Härte der Natur berufen.“ — —

Es kam so weit, daß Heinz aus seinen Grübeleien und Erwägungen keinen Ausweg mehr wußte, daß das Gewirr der sich bekämpfenden Empfindungen wie Dorngestrüpp sich um ihn wand und seinen Willen gänzlich zu lähmen drohte. Er sah ein, daß es für ihn, wenn er mit seinen sittlichen Begriffen von früher nicht brechen wollte, keinen Weg zur Freiheit gab. Gegen diese Begriffe aber, leere Formeln, die der heißen Natur in ihm Hohn sprachen, empörte sich sein Innerstes immer heftiger. Ein Leben an der Seite seiner Frau, ohne Inhalt, ohne Ziel — der Gedanke an die trostlose Zukunft schnürte ihm die Kehle zu. Er war ein Mann, er konnte schaffen, er konnte leisten — und er sollte sich zu resignierender Unthätigkeit verdammen? Das Glück, nach dem er sich jahrelang vergebens gesehnt, jetzt lag es so nahe, so greifbar nahe, er brauchte nur die Hand auszustrecken — und er selber sollte sich den eisernen Gürtel der Pflicht um die kraftvolle Brust legen, sollte sich selber an eine tote Vergangenheit schmieden? Er hatte die Seele gefunden, die ihm von Anbeginn der Welt bestimmt war, er durfte eins werden mit dem geliebten Weibe, zu lebender, schaffender, zeugender Kraft, und ein Schatten, ein blutleerer Schemen sollte sich zwischen ihn und die Geliebte drängen? Hat der Schemen ein Recht gegenüber der Glut des Lebens?

Der Schatten von Leben, den Anna bedeutete! Sie, die abgeschlossen hatte mit

dem Dasein, mit dem Willen zum Sein. Wie er sie haßte in ihrer Güte, ihrer Selbstlosigkeit, ihrer überzarten Schwäche! Wie er sie haßte, weil er keinen Grund hatte, sie zu hassen!

Sein Gemütsleben verdüsterte sich noch schlimmer, als es in den letzten Jahren, vor der Bekanntschaft mit Loni gewesen war. Oft glaubte er das Leben überhaupt nicht mehr ertragen zu können. Vergeblich suchte sein getrübtes Auge nach einem Daseinszwecke, alles Streben starb in ohnmächtiger Regungslosigkeit hin. Der Beruf wurde ihm von Tag zu Tag mehr zur blöden Qual. Seitdem er den entsetzten, verständnislosen Blick seiner Klientin gesehen hatte, als sie, trotz der früheren Versicherung ihres Verteidigers, zu vierjähriger Zuchthausstrafe abgeführt wurde, seitdem war ihm der ganze juristische Apparat, diese verknöcherten Richter, diese Staatsanwälte mit der deutschen Barttracht und der soldatischen Schneidigkeit, war ihm diese ganze Gerechtigkeitsheuchelei von Grund auf ekelhaft. Und in diesem Tretrad sollte er weiterlaufen zu Gunsten des brutalen kapitalistischen Machtwillens einer Gesellschaft, die sich in ihrem Genießen nicht stören lassen will durch den Anblick der Not und des Elends? Wozu, mein Gott, wozu nur? Nur um Geld zu verdienen? Aber wozu verdienen, wozu zusammenscharren? Kein Kind, keinen Erben, für den er schaffte, keine Hoffnung auf einen Erben, einen Sohn überhaupt jemals! Unnützes Dasein, überflüssige Quälerei!

Aber trotzdem er sich mit dieser Selbstpeinigung zur That aufstacheln wollte, konnte er nicht zu einem Entschlusse kommen. Anna schien es allmählich besser zu gehen, sie war seit ein paar Tagen wieder aufgestanden, aber auch jetzt noch vermochte er nicht das entscheidende Wort zu sprechen. In ihrer Haltung und in ihrem Blick lag etwas, als erwartete sie den Schlag, der sie treffen mußte, aber gerade deshalb konnte Heinz sich nicht überwinden, ihn zu führen.

Er fühlte, daß er Hilfe von außen nötig hätte, und deshalb ging er trotz des Verbotes zu Loni hin. Aber dort erfuhr er, daß diese gleich nach dem Ballabend ins Ausland, zu ihren Großeltern abgereist war und ihm nur ihre Adresse hinterlassen hatte. Als er ratlos ihren Garten verließ, kam ihm, wie schon öfter vorher, der Gedanke, Sydekum aufzusuchen. Sydekum war lange nicht bei ihm gewesen, nur ein paarmal hatte er sich zur Zeit, wo er Heinz im Gericht wußte, nach Annas Befinden erkundigt.

Heinz war sicher, daß er, wie auch Poppendieks, von den Vorgängen jener Nacht etwas ahnten, vielleicht sogar Genaueres wußten, und er hätte schon längst gern mit seinem früheren Freund gesprochen. Heute führte er den Entschluß aus.

Sydekum wußte in der That sofort, weswegen Heinz kam, und er war ernster und zurückhaltender, als es sonst in seiner Art lag. Heinz schilderte ihm offen seine Lage und wollte von ihm Rat und Ermutigung für seinen Plan, sich von seiner Frau zu trennen. Sydekums Zurückhaltung reizte und erbitterte ihn, und dringender forderte er seine Zustimmung. Er erinnerte ihn an frühere Unterhaltungen, besonders an jene Unterredung des Maisonntagmorgens, die für Heinzens innere Entwickelung so wichtig geworden war: „Wissen Sie nicht mehr, was Sie mir damals von der Not der Natur gesprochen haben? Wollen Sie das jetzt widerrufen, wo Sie einem Menschen in der Not mit Ihrem Rate beizustehen, ja ihn zu retten vermögen?“

„Ich habe es nicht vergessen,“ sagte Sydekum ernst, „und will es auch nicht widerrufen. Wenn Sie, lieber Harries, mir heute gekommen wären mit der Nachricht: ich habe mich von meiner Frau getrennt und gehe zu einer anderen, weil ich ohne diese andere nicht leben kann — oder auch nur mit dem festen Entschlusse: ich will mich von meiner Frau scheiden — so schlimm es ist, und so weh es gerade mir thun würde, ich hätte Ihnen doch die Hand gereicht und versucht, Sie aufzurichten. Und ich würde mit Ihnen gehen und in Ihrem Namen zu Anna sprechen. Aber nun wollen Sie Rat von mir haben, und ich soll Ihnen sagen, was Sie zu thun haben! Das kann ich nicht, und ich thue es nicht. Denn das kann niemand, das müssen Sie allein mit sich abmachen. Wer sich über Menschensatzungen wegsetzen will, dem nützt auch Menschenrat nichts — wenn er nicht selbst die Kraft zur That in sich hat.“

Heinz mußte ihm recht geben. Er sah ein, daß Menschenmund ihm keinen Trost zusprechen und keine Hilfe geben konnte; aber er sehnte sich fast abergläubisch nach irgend etwas außer ihm, das ihm den Weg wies, nach einem Zeichen, einem Wunder!

* *
*

So war seit der Ballnacht eine Reihe von Wochen verflossen.

Der Frühling war dieses Jahr zeitig da, und die Natur stand früher als sonst in Laub und Blüte. Aber zu Anfang Mai, als schon die Obstbäume in vollem Weiß leuchteten, war ein böser Umschlag des Wetters gekommen. Nachts war es dicht am vernichtenden Froste, und am Tage barg sich die Sonne hinter einem bleigrauen Firmament, von dem eine widerwärtige Kälte auf Welt und Menschen niederschauerte.

Diese Tage, an denen alles Licht im Tode erstarrt schien, waren für Heinz furchtbar. Er war durch seine Seelenkämpfe richtig krank geworden, geistig und körperlich, und bedurfte der Sonne wie der Kranke der Medizin. Diese bleierne Kälte des Lichtes aber drohte ihn zur Verzweiflung zu bringen.

Er fühlte, daß die Entscheidung immer näher kam; seine Natur selbst zwang sie ihm gebieterisch auf ...

Eines Nachts lag er wieder schlaflos und unruhig mit klopfendem Herzen im Bette. Es war gegen Morgen, die Sonne war nicht mehr fern. Als Heinz sich im Bette aufrichtete, sah er in dem bleichen Lichte, das müde und mürrisch in die Kammer schlich, das blasse Gesicht Annas, verhärmt und verblüht, aber in friedlichem Schlafe in den Kissen. Er lauschte nach ihr hinüber und vernahm in der eisigen Ruhe des Morgens ihre langsamen leisen Atemzüge, langsam und leise, ganz leise. Sonst alles still in dem Zimmer, nur das Ticken der Uhr in schläfrigem Takte.

Wie dieses leise Atmen des kranken Menschen neben ihm Heinz aufregte, das kärgliche Zeichen des Lebens. Mußte denn dieses Leben sein, dieses winzige, schwache? Wie wenig reichte aus, es zu vernichten.

Ja, es zu vernichten. Wenn es doch aus der Welt wäre, ihm Platz machte zu seinem Glück. Alle Aufregung, aller Zweifel wären gehoben, wenn der Tod seinen fälligen Tribut hier erhöbe.

Er lauschte ihrem Atem und sah wie gebannt mit heißem Blick sie an. Da stieg ihm der Gedanke auf, ob es nicht möglich sei, mit dem bloßen Wunsche, dem festen Vorsatz, sie zu töten, ihr den Tod gleichsam zu suggerieren. Der Gedanke, so thöricht er war, hielt ihn mit unheimlicher Gewalt fest, und immer heißer bohrte sich sein Blick durch das Halbdunkel auf das friedlich schlummernde Antlitz.

In diesem Augenblicke ereignete sich etwas, was gar nichts Wunderbares in sich hatte und doch auf die aufgeregten, abgespannten Nerven Heinzens einen furchtbaren Eindruck machte.

In der Kammer war es stiller geworden, und nun hörte plötzlich etwas auf, es schwieg, es starb. Etwas Lebendiges hörte auf zu sein und glitt leise hinaus, während der eisige Hauch des Nichtseins sich dem Lauschenden auf die Stirn senkte. Es war nur die Uhr, deren langsamer gewordenes Ticken jetzt ganz schwieg, und es dauerte nicht drei Sekunden, bis Heinz sich dessen bewußt wurde. Aber diese drei Sekunden waren von der unendlichen Länge des Traumfallens, der letzten Augenblicke des Ertrinkenden.

Er fühlte: etwas ist hier gestorben; mit furchtbarer Anstrengung lauschte er nach Annas Atem, und einen Augenblick stieg das dämonische Empfinden in ihm auf: sie ist tot! Sie ist tot, und ich bin frei, ich darf leben. Es giebt keine Fesseln mehr für mich, keine Zweifel, keine Reue. Frei ist der Weg für mich, ein endlos weiter Weg in die sonnige Zukunft, in ein lachendes, blühendes Sommerland. — So jubelte es in ihm auf, und zugleich löste die heiße Sehnsucht in seinem Inneren ein Bild, eine Erinnerung, eine Erscheinung los: ganz hinten in der sonnigen Ebene sah er ein Weib, sah er das Glück seines Traumes: es war die Gestalt der Geliebten. Mit der Hand die Augen beschattend, spähte sie nach ihm, und er flog auf sie zu: ich komme, ich komme!

Wie der Blitz jagte diese Vision durch sein aufgeregtes Hirn. Dann aber war es auch schon vorbei; schwindelnd fand er sich in der Wirklichkeit zurecht — er wußte, daß

Anna lebte, er hörte ihren Atem, es war alles wie zuvor!

Aber während er so zur Besinnung kam, wurde Anna unruhig. War es der unverwandt feindliche Blick oder sonst eine geheimnisvolle Krise, die ihr den schlimmen Wunsch des Mannes verriet — oder war es etwa nur Zufall: sie warf den Kopf zur Seite, schrak plötzlich zusammen und fuhr mit angstvoll sich öffnenden Augen in die Höhe. Heinz wollte sich niederwerfen, sich schlafend stellen, aber er vermochte es nicht, er war noch immer wie gebannt, und so saßen die zwei aufrecht im Bett und starrten sich in dem heller werdenden Morgenlichte an.

Zunächst fand keiner ein Wort. Endlich fragte Anna mit gepreßter Stimme: „Was war das, Heinz?"

Der aber antwortete nicht, sondern blickte sie nur fortgesetzt an.

„Was war denn das eben, Heinz? ... Hast du mich gerufen?"

Und als Heinz noch immer mit demselben Blick ihr Auge festhielt, schrie sie plötzlich auf: „Du hast mich töten wollen ... Sag es, Heinz, du willst mich töten ...!"

Da ließ der Bann langsam nach, der Heinz gelähmt hatte, und er stöhnte: „Ach, laß doch ... laß doch ..."

Anna aber gab nicht nach: „Nein, Heinz, jetzt lasse ich nicht nach, jetzt will ich wissen, was es ist, und wie es mit uns steht ... Was war das eben, sag es!"

Und nun wich die Lähmung ganz von Heinz. Deutlich fühlte er, wie es ihm freier um die Brust wurde, ja wie sich allmählich diese Empfindung des Freien und Leichten seinem ganzen Ich mitteilte und das Starre, Dumpfe von ihm abfiel. Ganz deutlich und fast mit Staunen nahm er es wahr. Er wußte selbst nicht, weshalb, er wußte nur, der Augenblick der Entscheidung war da; ohne ein Zeichen oder Wunder war es gekommen, und er hatte nur das klare Bewußtsein: So ist es recht, so muß es sein!

Noch mit schwerem Atem, aber ruhig und gefaßt antwortete er auf Annas Frage: „Ja, ich will es dir sagen, Anna, wir wollen ein Ende machen. Aber nicht jetzt, nicht hier. Laß uns aufstehen." —

Im Wohnzimmer erwartete er seine Frau. Er stand am Fenster und blickte durch die Scheiben in den Garten, um sich zu überlegen, wie er mit Anna sprechen sollte. Aber er kam nicht dazu, und er brauchte gar keine Überlegung. Es war ihm, als wäre alles schon klar und verstände sich von selbst, und er wüßte, was er zu sagen hatte. Er gab sich einzig dem befreienden Frohgefühl hin, daß die Entscheidung bevorstand, ja daß sie gefallen war. Und immer fragte er sich, wie diese Klarheit nur über ihn gekommen war. War ihm die Unnatur seines Verhältnisses zu der Gattin zum Bewußtsein gekommen, als sein Wunsch sie hatte töten wollen, oder hatte aus der Vision seines Sommertagtraumes eine tiefere Stimme gesprochen? Oder war es nur, weil er nun nicht mehr zurückkonnte? Aber er grübelte nicht darüber, er war seiner Sache sicher, und seine Gedanken schweiften müßig ins Weite. Er sah mit ruhigem Blick die Bäume und Sträucher draußen, in denen die letzte Frostnacht arg gehaust hatte, er sah die Obstblüten gelb und welk und das Laub zerknüllt, und er hörte, wie in ihm eine Stimme sagte: Es wird doch Frühling!

Gefaßt und zuversichtlich blickte er Anna entgegen, als sie kam. Ihr Gesicht hatte in dem bleichen Lichte einen fast schauerlichen Ausdruck, die Angst und das Entsetzen von vorhin spiegelten sich noch immer in ihm.

Sobald ihr Blick Heinzens Augen traf, war er wieder starr und wie hypnotisiert. Heinz aber sah sie ruhig und fest an und nahm sie bei der Hand, sie zu einem Sessel zu führen. Er wollte, daß seine Sicherheit auf sie übergehen sollte.

Anna war zunächst noch ganz aufgeregt und wiederholte heftig und hastig ihre Frage von vorhin. „Sag, was ist das gewesen? Hab ich geträumt ...? Aber nein, ich habe nicht geträumt, mir ist im Schlaf etwas geschehen, du hattest mit mir etwas vor, du — du — hast mich töten wollen?"

„Nein, Anna," entgegnete Heinz, „das wollte ich nicht."

„Doch, doch, ich weiß es, ich habe es gefühlt, du wolltest ... ja, du wolltest, daß ich sterben soll."

„Anna!"

„Du hast mir den Tod angewünscht, ich habe es genau gefühlt!"

„Laß uns ruhig werden, Anna, und ruhig über die Sache sprechen. Es ist ja schlimm genug, was uns, was dir bevorsteht, und wir wollen es uns nicht absichtlich noch schwerer machen."

„Du willst, daß ich sterben soll. Sag es doch nur — meinst du denn, daß es mir so schwer würde zu sterben?"

„Nein, Anna, du sollst nicht sterben, und du darfst es auch gar nicht. Jetzt, in diesem Augenblick weiß ich genau, daß du es nicht darfst." Er nahm ihre Hand, die sie ihm willenlos ließ. „Du weißt, wie es mit mir steht, und du kannst es dir denken, was ich von dir will?"

Anna nickte.

„Sieh, Anna, vor diesem Augenblick hat mir die langen Wochen hindurch gegraut, und ich habe es nicht gewagt, dir damit zu kommen, ich habe es nicht gekonnt. Und so haben wir uns diese schlimme Zeit und all die Not und Qual des Wartens zu dem, was wir doch nicht vermeiden können, dazu geschaffen. Nun laß uns offen und, bitte, Anna, laß uns ruhig über uns sprechen und ein Ende machen, weil es doch nicht anders geht."

„Weil es nicht anders geht," wiederholte Anna tonlos. „Ich weiß es ja selber."

„Und du hast es schon lange gewußt, nicht wahr, und hast schon lange auf das Wort von mir gewartet?"

„Ja, ja, Heinz — ach, hättest du doch früher ein Ende gemacht! Wie habe ich darauf gewartet! Du hättest längst mir sagen sollen: Geh weg von hier, geh mir aus meinem Wege! — Ich will ja gern sterben" — brach es noch einmal leidenschaftlich hervor — „du brauchst es mir nur zu sagen, daß ich sterben soll, daß ich den Mut finde zu sterben. Sag mir's, daß ich's thue."

Heinz sah sie fest an: „Nein, Anna, das thue ich nicht. Hör mich an. Als ich vorhin schlaflos mich im Bette wälzte und meine erregten Nerven mir, ich weiß nicht was, vorspiegelten, da habe ich in der That gewünscht, daß du nicht mehr wärest. Aber das ist ja Thorheit und Verrücktheit, und es ist nur so weit gekommen, weil ich zur rechten Zeit nicht den Mut gefunden habe, dir alles zu bekennen. Und das hätte ich sollen, denn ich weiß ja, wie gut du bist."

Sanft drückte er ihre Hand, und Anna ließ es, bitter lächelnd, geschehen.

Heinz sah dies Lächeln wohl, und er fühlte selbst die bittere Ironie heraus, wenn er — er jetzt von der Güte Annas sprach. Aber er blieb fest, und unbeirrt fuhr er fort: „Ja, wie gut. Aber gerade weil du es bist, viel, viel zu gut bist, deshalb habe ich es nicht gewagt und nicht gekonnt. Sieh, das ist mein Fehler gewesen, meine Schuld, und deswegen mußte es so weit kommen mit mir, daß ich in Gedanken zum Mörder an dir wurde. Du darfst gar nicht sterben, du mußt leben."

„Aber ich würde es so gern thun, Heinz. Für dich. — Und auch für mich. Denn, was soll ich hier auf der Welt? Sag doch selbst, was habe ich hier, wenn nun auch noch das letzte Band für mich zerschnitten wird?"

Heinz antwortete ihr nicht, sie sollte sich aussprechen, ihr Leid sich vom Herzen klagen. So ließ er ihren Worten geduldig freien Lauf.

„Ja, was hab ich? Wozu bin ich noch auf der Welt? — Sag mir nichts, Heinz, es giebt keinen Trost dafür als nur den einen, den du mir doch nicht geben kannst. Du bist frisch und jung, du hast die Kraft und das Recht zum Leben, und du sollst es auch und sollst hinaus, weg von mir. Aber wie bitter es für mich ist, dir nachzuschauen auf deinem Wege in das Leben hinein — Heinz, das mußt du mir nachfühlen, und das will ich dir sagen dürfen, wie ich so oft es mir selber gesagt habe. Keine Zukunft zu haben, nur traurige Gegenwart und Erinnerung an gestorbene Hoffnungen, das ist hart. Glaub mir, ich kann dich verstehen, ich lebte so gern, wie ihr lebt, und ich hätte auch so gern von dem Glücke in der Welt. Nicht für mich, ich selber brauche ja nicht zu sein, aber fortleben möchte ich mich wissen in einem neuen Leben — einem Kinde. Heinz, ich habe oft so entsetzliche Angst vor später, vor dem … vor dem Sterben, weil mit mir alles zu Ende ist und nichts von mir bleibt. Wenigstens hier auf der Erde. Und dann das andere — immer zu grübeln, weshalb es so ist, und ob es nicht anders sein könnte. Aber dort droben muß es und darf es so nicht gerechnet werden wie hier, es

darf nicht! Ich ertrage es nicht, wenn es nicht so ist. Dort gilt mein Kind als meines, auch wenn wir es haben töten müssen, und Gott muß wissen, daß wir schuldlos sind."

Heinz hatte ihren Klagen standgehalten, aber jetzt sprach er begütigend ein. „Gewiß, Anna, dann wird sich alles klären, und dann wirst du sehen, daß du frei bist von Schuld. Aber sprich nicht vom Jenseits. Du sollst weiter leben — du mußt."

„Weshalb soll ich nicht davon sprechen? Warum nicht? Dann wäre ich doch dir nicht mehr im Wege, und du lebtest frei für dein Glück. Sieh, dann hätte ich noch eine Aufgabe hier auf der Erde erfüllt und dich von mir frei gemacht, von einer ... einer toten Frau."

Heinz aber sah ihr fest in die Augen: „Anna, wenn du das willst, wenn du willst, daß ich glücklich werden soll, so darfst du ja gar nicht sterben. Du mußt leben, dein Schatten stände ja ewig zwischen mir und meinem Glück."

Sie verstand ihn nicht gleich, aber sie sah ihn groß und erwartungsvoll an.

„Ja, du mußt leben," fuhr Heinz fort, „für mich! Anna, ich will in dieser Stunde mich rücksichtslos dir offenbaren und nicht das mindeste in mir schonen und beschönigen, und deshalb will ich keine hohen und tönenden Worte machen. Es ist auch dieses wieder die gewöhnliche Selbstsucht in mir, die es verlangt, weiter nichts, täusche dich darüber nicht. Ich möchte so gern ganz frei sein, aber ich kann es nicht werden, wenn du mich nicht dazu machst. Du mußt auch dieses Opfer noch bringen, du bist die einzige, die mir die Freiheit geben kann. Nur wenn du — ich möchte beinah sagen: mit fröhlichem Herzen mich entläßt, wenn du mir in Liebe entsagen kannst — dann steht für mich der Weg zum Glücke offen. Verstehst du nun: deswegen darfst du nicht sterben! Du mußt mir versprechen, weiter zu leben, mit der Mutter und Lisbeth allein, als ... als meine Schwester und mit dem Bewußtsein, mit deiner Liebe das Höchste geleistet zu haben, was es giebt: für das Glück eines anderen entsagt zu haben. Das mußt du, wenn ich frei und glücklich werden soll, und deswegen frage ich dich: Wirst du es können?"

Anna hatte aufmerksam zugehört, leuchtenden Auges fast; immer fester war ihr Blick geworden, und jetzt flog ein froher Schimmer über ihr blasses Gesicht. Zuversichtlich sagte sie: „Ja, Heinz, das werde ich können und will es. Und so ist es recht. Als deine Schwester — ja, das kann ich, denn sieh, das bin ich ja immer gewesen, und so soll es bleiben."

Sie reichte Heinz die Hand, die dieser wortlos ergriff.

Nach einer Weile fuhr sie mit wehmütigem Lächeln fort: „Wie haben wir uns vor dieser Stunde gefürchtet, und doch ist alles so einfach und klar. Aber es ist mir wie eine Binde von den Augen gefallen, und ich begreife jetzt nicht, daß ich es nicht schon früher erkannt habe. Als deine Schwester, ja, ja, das ist doch so ... so muß es doch sein."

Heinz hatte nun doch eine Bitternis auf der Zunge, daß er hätte laut hinausweinen mögen, und das demütigende Gefühl, wie klein er mit seiner Selbsucht dieser aufopfernden Liebe gegenüber war. Aber er unterdrückte diese Regungen mit Gewalt. Er durfte sich in seinem festen Willen nicht mehr beirren lassen.

Nun sprachen sie ruhig von dem, was geschehen war und sich nicht mehr ungeschehen machen ließ. Heinz erzählte von seiner Liebe, wie sie sich trotz seiner Achtsamkeit in sein Herz gestohlen hatte und dann in jener Nacht des zehnten März mit unwiderstehlicher Gewalt zum Ausbruch gekommen war. Er erzählte nicht gern davon, aber der Schwester, die ihr Höchstes für ihn gegeben hatte, war er es schuldig. Von der Ballnacht und von dem, was dann geschehen war, sprach er nur kurz und andeutend; aber er konnte doch bemerken, daß das Weib in Anna, das ihm in der eigenen Ehe immer fremd gewesen war, jetzt mit instinktivem Verstehen das Ganze ahnte. Er glaubte in ihrer Seele zu lesen, als sie mit nach innen gewandtem Blick leise den Kopf schüttelte, und fast war es, als ob sich die Scham in ihr empören wollte; aber dann schien sie gewaltsam die widerstrebenden Empfindungen niederzukämpfen und sagte: „Es ist für mich so schwer, dies zu verstehen, aber ... ja, Heinz, es muß wohl so sein."

Heinz ließ ihr Zeit, sich in die ungewohnten Gedanken zu finden.

Es überraschte ihn nicht, als sie sinnend fortfuhr: „Vielleicht ... liegt da gerade meine Schuld. Vielleicht — ja, Heinz, es ist bitter für mich zu sagen, aber ich kann mir nicht helfen: vielleicht mußte es so kommen, denn unser Leben ist ja gar keine Ehe gewesen.“

Heinz wollte ihr wehren, aber sie schüttelte traurig den Kopf.

„Doch, laß mich es sagen. Ich habe in diesem letzten Halbjahr viel über mich nachgedacht und weiß es nun ganz genau. Vielleicht hätte ich nie deine Frau werden dürfen, und ich denke oft, das, was nachher gekommen ist, das ist so gekommen, weil es die Strafe war.“

„Sprich nicht so!“

„Ich habe oft gedacht, Heinz, und jetzt glaube ich es mehr als je: ich hätte nie deine Frau werden dürfen, weil ich dich wohl nicht so geliebt habe, wie ... verstehst du, nicht so ...“

„Nein, Anna, nicht das! Wir haben beide ... ich wenigstens weiß gewiß, wie ich an dir gefehlt und gefrevelt habe, und wenn einer die Schuld gehabt hat, damals, so war ich's, ich, der Mann. Aber ich habe ehrlich geglaubt, daß wir glücklich werden könnten, und du auch, und darauf kommt es doch wohl an.“

„Vielleicht!“

„Und in der Trennungsstunde wollen wir nicht über Schuld und Unrecht sinnen. Wir haben zusammen eine Zeit des Glückes verlebt, soweit Menschen es können, und dann ist uns unser Glück und unsere Ehe langsam gestorben — ohne unsere Schuld. Hörst du, Anna, wir *wollen* keine Schuld haben, es ist gekommen, was kommen mußte.“

Anna war in tiefes Sinnen versunken. Sie sagte langsam, indem sie sich Mühe gab, die Worte zu finden: „Ja, unsere Ehe! Ich habe vielleicht ... aber auch dafür konnte ich nicht, was können wir denn dafür, wenn der Herrgott uns so geschaffen hat, wie wir sind! Ja, Heinz, ich habe damals, als wir noch jung waren — weißt du, in unseren ersten Jahren — da habe ich wohl gefühlt, wie verschieden unsere Natur ist, und daß ich dir das nicht war, was du haben wolltest. Ich habe mich oft gequält deswegen, aber heute weiß ich, so mußte ich sein, so bin ich nun mal. Und du mußtest auch so sein, wie du warst — jeder in seiner Art. Aber weil ich anders bin als andere, deswegen ist für mich meine Ehe nun auch nicht tot oder gelöst, auch wenn das Gericht es thut. Gerade darin, daß ich dich verlasse, gebe ich dir die Treue, die ich dir schulde. Denn, Heinz, ich weiß ja, wonach du dich sehnst, und daß du, wenn auch in anderer Weise, doch gerade wie ich, dich sehnst, dich ... nach einem ...“ — sie wurde verwirrt, und ihre Wangen röteten sich — „ach, Heinz, ich kann so schwer das sagen, was ich meine. Werde du glücklich, in deiner Weise; ich kann es dir nicht geben, aber ich wünsche dir, daß du bei ihr ... bei deiner ... daß du jetzt das findest, was du haben mußt. Ich sehe dir jetzt mit Freuden nach, und nochmals: werde du glücklich!“

Sie war so rührend in ihrer Hilflosigkeit, daß Heinz sich nicht helfen konnte: er nahm sanft den Kopf in seine Hände und drückte einen Kuß auf ihre Stirn.

Sie aber wand sich leise von ihm los: „Leb wohl!“

* *
*

Eine Stunde später ging ein Telegramm nach Lyon:

Ich bin frei. Bestimme, wann ich dich am Bahnhof in H. erwarten soll.

Heinz.

Aber so schnell, wie Heinz es sich ausmalte, kam die Vereinigung mit Loni nicht zu stande. Die nächste Zeit brachte sogar der Aufregung und des Verdrusses noch mehr als genug. Der Mutter und Lisbeth kam die Nachricht von der beabsichtigten Scheidung völlig unerwartet. Wenn sie auch gewußt hatten, daß Heinz sich unglücklich fühlte, so waren sie doch von dem Drama, das sich in ihrer unmittelbaren Nähe abspielte, nichts gewahr geworden, und Anna selbst hatte ihr eigenes Wissen mit der Kraft der Verzweiflung vor ihnen verborgen. Eine heftige Auseinandersetzung stand Heinz mit Paula bevor, die auf seinen Brief hin sofort von Halle herbeigeeilt war. Sie, von

der er am ersten Verständnis erwartet hatte, wollte nicht begreifen, daß der Mann die Frau jemals verlassen dürfe, und hatte für Heinzens That nur den harten Namen: Ehebruch.

Auch von Anna war der Abschied schwer. Sie hatte sich anfangs wohl die Härte der Trennung nicht so klar gemacht und sich sogar in die Möglichkeit eines Verkehrs mit Heinz und Loni hineingeträumt. Als sie nun hörte, daß Heinz in die benachbarte preußische Provinzialhauptstadt übersiedeln und jede Verbindung mit der Vaterstadt und zunächst auch den Seinen abbrechen wollte, mußte sie ihre ganze Kraft zur Hilfe nehmen, um nicht aufs neue zusammenzubrechen.

Von den früheren Bekannten suchte Heinz nur Sydekum noch einmal auf und bat ihn, den Poppendieks, bei denen er fürchtete, nicht angenommen zu werden, Lebewohl und herzlichen Dank zu sagen für das, was sie immer Gutes mit ihm im Sinne gehabt hatten. Er hörte, daß namentlich die Frau Notar sehr schlecht auf ihn zu sprechen war, aber darauf mußte er ja gefaßt sein. Sydekum versprach ihm auch, nach Kräften für seine Frau zu sorgen; er hat es ehrlich gehalten ...

Loni blieb noch über drei Wochen fort. Sie schrieb nicht viel davon, aber Heinz las doch zwischen den Zeilen der Briefe, daß sie harte Kämpfe mit ihren Großeltern auszufechten hatte. Sie war das einzige Enkelkind, verwöhnt und vergöttert, und es mußte ein harter Schlag für die alten, vornehmen Leute sein, dieses Kind nun ohne den Brautkranz und den Segen der Kirche in die Fremde und in so häßliche Verhältnisse ziehen zu sehen. Aber Loni blieb fest. Sie bat Heinz, die Scheidung möglichst zu beschleunigen; im übrigen sei es ihr gleich, wann ihr Verhältnis bürgerlich legalisiert würde. „Nur deiner muß ich sicher sein, wie ich meiner sicher bin — was gehen uns dann die Leute an.“ Von ihrem Vater schrieb sie nichts; als Heinz sie danach fragte, antwortete sie kurz, die Sache wäre schon geregelt.

Heinz war gleich in den ersten Tagen nach H. gefahren und hatte eine Wohnung für sich und Loni gesucht. Der Zufall wollte es, daß er ein Grundstück ganz draußen vor der Stadt kaufen konnte, jenseits eines lang sich hinstreckenden Parkes und am Rande des Gehölzes, das die Stadt in weitem Bogen fast völlig umgiebt. Das Gebäude war klein und etwas hinfällig, er dachte sich später an seine Stelle ein eigenes Haus zu bauen. Inzwischen richtete er wenigstens ein paar Zimmer behaglich ein, das übrige wollte Loni, wenn sie kam, selber besorgen.

Trotzdem er sich mit all seinen Fibern nach der Geliebten sehnte, gingen die Tage doch schnell hin. Es gab so viel zu thun mit dem Einkauf der Sachen und dann auch brieflich. Die Scheidung machte mancherlei Schwierigkeiten; vor allen hatte er Mühe, Anna zu überzeugen, daß der Antrag zur Scheidung von ihr ausgehen mußte und sie mit dem Gedanken an all das Häßliche, das damit verbunden war, vertraut zu machen; dazu war es sein ernstliches Bestreben, daß seine Praxis keine Einbuße erlitt. Er hatte noch immer das Gebiet der Getreideprozesse zu eigen und war weit über die Grenze seiner Vaterstadt geschätzt und gesucht. Nun galt es, unversäumt bei der Anwaltskammer der Provinz die Zulassung zu erreichen und inzwischen für Vertretung zu sorgen. Heinz hatte seine volle Arbeitslust wieder gewonnen, und er hatte sie nötig, da er nicht nur unabhängig von Lonis Vermögen zu leben sich vorgenommen hatte, sondern auch den Seinigen und Anna eine den Zinsen des Altenschen Kapitals entsprechende Rente aussetzen wollte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Endlich war der Tag da, an dem Heinz die Geliebte einholen durfte. Er war ihr bis Bingerbrück entgegengereist, und nun fuhren sie mit dem Schiff den Rhein hinab, zwischen den Rebenhügeln, an Koblenz vorbei, unterm Drachenfels weg, zunächst bis Godesberg, wo sie die erste Nacht blieben. Heinz war trunken vor Seligkeit. Er kannte den Rhein noch nicht, aber er war ihm von den Träumen seiner Jugend, von der Begeisterung der Wagner-Zeit lieb und teuer; nun fuhr er an der Seite der schönsten Frau, der Heißersehnten, Deutschlands ältesten Strom hinab. Er sah nicht die Entstellung der neuzeitlichen Industrie am Ufer, er sah nur die mildgrünen Wellen, die sanf-

ten Hügel und die feinen Silhouetten der fernen Berge im blauen Dunst. Und wenn er der Geliebten in die unergründlichen Augen blickte, so war ihm, als tauchte uraltes Singen und Sagen von Menschenglück und Menschenschicksal aus der Vergangenheit empor ...

Im „Schaumburger Hof" in Godesberg hatten sie ein Zimmer nach dem Rhein. Die Fenster standen weit offen, die Laternen des Ufers warfen ein schwaches Licht in das Dunkel der Kammer. Es war still. Nur, wenn ein Schlepper vorbeifuhr, hörten sie erst das Schnaufen seiner Räder, dann die Wellen, die rauschend das Ufer trafen, und dann zogen hoch durch die Luft vor ihren Fenstern vorbei die Fockmastlichter, erst ein rotes, dann ein grünes, nach einer Pause nochmal ein rotes und grünes und dann noch einmal so. Langsam glitt es vorbei, den Strom hinab, wie eine Erscheinung, und die beiden sahen ihnen schweigend nach.

Wie das Leben, wie das Glück, dachte Heinz ...

Am nächsten Tage fuhren sie über Köln ihrer neuen Heimat zu. Heinz hatte gehofft, Loni an einem strahlenden Maitage heimzuführen, aber es regnete, als sie einfuhren — warmer Frühlingsregen. Loni lehnte die Droschke, die Heinz ihr anbot, lachend ab, und so schritten sie zu Fuß, unter ihren Regenschirmen, durch die Stadt und dann in den Park hinein, hinter dem ihre Wohnung lag.

Entzückend sah die junge Frau aus in ihrem hellgrauen Reisemantel, das dunkle Gesicht unter dem weißen, breitkrempigen Filzhut.

Als sie in den Park traten, hatte der Regen fast aufgehört, nur ein nebeliger, sprühender Dampf war in der Luft.

Sie gingen über eine hochgelegene Parkwiese, die rings umrahmt von Syringenbüschen war. Feucht und frisch und duftschwer war die Luft, die Wege einsam, die beiden allein. Sie atmeten den herrlichen Flieder, und die Brust hob sich ihnen im vollen Genuß der langsam nahenden Mainacht.

Dann führte Heinz die Geliebte in einen von hohen Hecken eingeschlossenen Teil des Parkes, einen Blumengarten, den das Volk das Paradies nennt. Hier standen Hunderte von Azaleenbüschen, mit Rhododendren gemischt. Gelb und feuerrot, rubin und orange, ein einziges Flammenmeer, ein leuchtendes Wogen von zarter, gedämpfter Glut. In dem befruchtenden Regen hatten sich die Blütenkelche gedehnt und hauchten den brennenden, märchenhaften Duft in den Abend hinaus.

Heinz hatte sich so oft auf diesen Augenblick gefreut und in den Wochen vorher immer geprüft und gewartet, ob sie zur rechten Zeit auch blühen würden. Aber als nun der fremdländische Duft seine Sinne traf, stieg die Erinnerung an die Ballnacht, an all das, was er in der Azaleennische des Ballsaales gefühlt hatte, übermächtig in ihm empor. Einen Augenblick hatte er fast einen Schmerz in der Brust, eine Angst um das Glück, und wie ein böses Ahnen tauchten die Worte von damals in ihm auf: Liebesschuld und Sühne für Schuld ...

Aber er schüttelte dieses Bangen von sich ab, und das Wissen von der Vergänglichkeit des Glückes ließ ihn um so heißer nach der Gegenwart verlangen. „Wir wollen leben, wir lassen es uns nicht rauben," sagte er leidenschaftlich.

Loni sah ihn erstaunt an.

Aber dann fügte er, selber lächelnd, hinzu: „Habe Nachsicht mit mir, ich muß mich erst an das Glück gewöhnen."

Und sie schritten weiter, zu ihrem Heim, das sie erwartete.

* * *

Glückliche Wochen gingen den beiden langsam und in freudigem Genießen der Gegenwart hin.

Heinz hatte Stunden, in denen er wie in einem scheuen Staunen wandelte. Das, was seine Phantasie, seine Sehnsucht so lange Zeit vorausgeträumt, war ihm jetzt erfüllt, im ruhigen Besitz der Geliebten hatte er die wunschlose Glückesseligkeit gefunden, nach der er in seinen Träumen verlangt. Er war in das fremde Ich aufgegangen, hatte seine Seele an die andere verloren und sich in ihr wiedergefunden — und doch war das alles ganz anders, als er es sich vordem ausgemalt. Nichts von Wunder und My-

sterium war dabei; der Fluch des Grübelns war von ihm genommen, der Drang des Geistes, in das Unheimliche, Unerforschbare hinabzusteigen, war wie gestorben. Nicht in die Rätsel des Seins und die Abgründe des Lebens verlangte ihn mehr — sein Träumen und Wünschen endete in der Persönlichkeit der Geliebten, gleichsam als wenn ihm in ihr die wohlthätige Schranke gegen das haltlos ins Leere und Schwarze versinkende Sinnen erstanden wäre.

Natürlich gab es auch andere, weniger glückliche Stunden. Wie ihm Verdruß und Widerwärtigkeit des Alltags nicht fern blieb — der Scheidungsprozeß und die Korrespondenz mit den Seinigen stimmte ihn oft tief herab —, so machte er auch mit Loni die Zeiten der Spannung durch, die keiner Ehe, keiner wahren Freundschaft erspart sind. Besonders in einem schienen er und Loni niemals übereinkommen zu können: sobald die Rede auf Anna kam und Heinz sich dem Mitleid mit ihrem Los überlassen wollte, wurde Loni auffallend kühl und zurückhaltend. Sie hatte dann wieder den verschlossenen, fast feindselig kalten Blick, den Heinz schon von früher an ihr kannte. Es war, als wenn sie sich mit Gewalt verhärtete. Wie ein instinktiver Haß gegen die Frau, von der sie sich den Geliebten erkämpft hatte. Heinz stellte ihr vor, daß Anna mit ihrem freiwilligen Verzicht das Höchste geleistet habe, dessen eine Frau fähig sei, aber Loni blieb unbewegt. Sie konnte oder wollte ihn hierin nicht verstehen.

Heinz aber störte sich sein Glück noch durch eine andere Vorstellung. Vielleicht war es eben nur das Übermaß dieses Glückes, daß er zuweilen das Gefühl hatte, als müsse einmal ein Rückschlag kommen. Er bangte um den Wechsel des Geschickes, und gerade wenn er sich so recht froh seines Reichtumes bewußt war, kam warnend der Gedanke an die Vergänglichkeit und das Ende alles Menschlichen über ihn. Wie eine Ahnung von baldigem Unglück. Und dann jedesmal dasselbe Gefühl, das er damals im Park, im „Paradies", inmitten der blühenden Azaleenbeete und vordem in der Ballnacht, in der Nische hinter der betäubend duftenden Blumengruppe, gehabt hatte: das Gefühl von einer Schuld, die gesühnt werden wollte und sich rächen mußte. Dann konnte er es nicht hindern, daß ihn doch die Zweifel wieder packten, ob er recht gehandelt habe. Es war nicht Reue, auch keine Selbstvorwürfe, die er sich machte, aber es war der Zweifel, ob er nicht doch ein Unrecht auf sich genommen, für das er noch einmal zu büßen hatte.

Derartige Stimmungen hielten nicht vor, und es ward ihm nicht schwer, sie zu bekämpfen; aber sie kamen doch von Zeit zu Zeit und trübten den Glanz seiner sonnigen Tage. — —

Ende Juni war es oder Anfang Juli, als Heinz und Loni eines Nachmittags sich zu einem längeren Spaziergang durch ihr Gehölz und den sich ihm anschließenden Wald gerüstet hatten. Die offene Ebene dahinter war ihr Ziel.

Sie waren wohl eine Stunde im Walde gegangen und hatten eine längere Strecke schweigend zurückgelegt, als Heinz begann: „Wenn ich es recht bedenke — als du damals, in der Poppendieckschen Loge, dich umwandtest und dein Blick mich traf, da wußte ich, was mit mir werden mußte. Mußte! es konnte nicht anders sein."

Loni sah ihm lächelnd ins Gesicht und blickte dann wieder, wie in eigenen Gedanken, vor sich hin.

„Und du —" wollte Heinz fortfahren. Er unterbrach sich aber: „Sag, Loni, was ich dich schon immer fragen wollte — weshalb wurdest du damals, als du mich erkanntest, so glühend rot?"

Loni lächelte wieder, in ihrer eigenen Art. „Du, so was fragt man nicht. Aber wenn du es durchaus wissen mußt — es war wohl eine Art Schuldbewußtsein."

„Schuldbewußtsein? Aber was ging dich das, was die anderen ...?"

„Ach nein, so nicht — eigene Angelegenheit des Empfängers! — Aber du bist schrecklich, Heinz, und ein Menschenkenner bist du nie gewesen."

„Stimmt," lachte Heinz, aber dann wollte er diese Ausflucht nicht gelten lassen.

„Nun gut," entgegnete Loni, „so sollst du es hören. Als ich dich sah, da kam mir eine gewisse Jugendschwärmerei — meinerseits, mein Herr! — wieder so recht zum Bewußtsein, mit all ihrer Thorheit und Un-

sinnigkeit. — Ja, schmunzele du nur, verdient hattest du sie nicht."

„Ich glaube beinah, du bist damals auf deine Schwester eifersüchtig gewesen."

„Meinst du das wirklich?" Sie wollte in dem scherzenden Ton fortfahren, bald aber brach eine Leidenschaft daraus hervor, wie sie Heinz noch nie an ihr erlebt hatte. „Eifersüchtig — es war noch mehr. Mit dem ganzen südländischen Temperament meiner fünfzehn Jahre habe ich Marianne erst beneidet, dann gehaßt, gehaßt — wie ich sie vordem mit dem Ungestüm der jüngeren Schwester geliebt hatte. Gehaßt — ich glaube, es war das unbewußte Gefühl, daß sie deiner nicht wert war, daß sie dich hätte unglücklich machen müssen fürs Leben. O, wie habe ich gerungen mit mir selbst, mit meiner Selbstsucht und Niedrigkeit — Freilich, wenn ich geahnt hätte, daß noch eine andere ... Und dann kam das — dann kam der Tag, wo — wo all das andere verschwand, zu nichte ward in der einen Angst und dem einen entsetzlichen Schmerz, Heinz, wo ich lernte, daß alle Liebe, alles Sich-opfern-wollen nichts gilt und nichts hilft gegen die allmächtige Grausamkeit, die wir die Ordnung der Welt nennen. — Ah, lassen wir das! — Nun, und dann in Ilmenau, damals, du weißt ja — da kam eben zu dem Entsetzen und der Verzweiflung noch ein bißchen Ekel hinzu, nur ein bißchen — ich machte dann bald, daß ich aus Deutschland verschwand."

Sie wollte abbrechen, fing aber noch einmal an, während sie sich über die Stirn strich, als wollte sie die häßliche Erinnerung verscheuchen.

„Und als ich wieder kam und hörte, was mit dir geworden war — aber dazwischen lag ja eine lange Zeit, für mich wohl ebenso lang wie für dich, Heinz, und ich war reifer geworden und hatte verstehen und vergessen gelernt. Ich hätte auch auf dich verzichten können ..."

„Loni!"

„... wenn ich dich mit deinem Geschick im Frieden gefunden hätte. Aber ... Und an dem Abend, in der Nacht damals, als deine Augen um Hilfe schrieen und du versinken, ersticken wolltest in deiner Not — da ging all die durch Jahre gefestigte Gelassenheit in Stücke, und die alte Leidenschaft, von der du nie hattest wissen sollen und nie hättest ahnen können, brach wieder herauf, und es kam, wie es kommen mußte."

„Wie es kommen mußte."

Wieder gingen sie eine Zeitlang schweigend nebeneinander.

„Sag, Loni, glaubst du an eine persönliche Fügung?"

„An eine persönliche Fügung? — Nein, das nicht. Aber an ein Bestimmtsein von Anfang an — füreinander — daran glaube ich."

„Ja, das ist es wohl."

„Wir gehörten einander. — Vielleicht ... ja, es war die Stimme des Lebens, die wir hörten, die dich rief, weil du noch eine Aufgabe zu leisten hattest. Denn das war kein Leben, was du führtest, das war ein Lebendigbegrabensein."

Heinz seufzte. „Wenn wir nur nicht so viel Glück um uns vernichten müßten, um leben zu können."

Loni sah ihn an, aber sie entgegnete nichts.

Sie hatten sich auf eine Bank gesetzt, die am Wege stand, auf einem Damm zwischen zwei breiten, halbversumpften Teichen. Schattendes Gebüsch wölbte sich über dem schmalen Pfad, das Gesträuch war auf beiden Seiten dicht von Geisblatt überwuchert.

Es war still zwischen ihnen, und Heinz fühlte sich plötzlich wieder beengt, von der Ahnung eines künftigen Unglücks bedrückt. Vielleicht war es nur die dumpfe Luft, die ihm den Atem erschwerte, der feuchtwarme Schlammdunst oder der betäubende Duft der Geisblattblüten.

„Loni, ich kann mir nicht helfen, ich denke oft, wir müssen doch einmal büßen."

„Büßen, wofür?"

„Für ... für unser Glück."

Ihr Auge verdüsterte sich. „Ja," sagte sie, „wie wir für alles Glück einmal zu büßen haben, für alles einmal abrechnen müssen. Mit dem Besten, was wir haben — am Tage des Todes."

„Nicht das allein. Aber — es ist mir oft wie ein Raub an Anna, wie ... wie doch eine Schuld."

„Das ist eben die Schwäche in dir, die ich immer gefürchtet habe."

Loni sagte es kurz und hart, und Heinz verstummte. Sein Auge fiel auf die zahl-

losen gelbweißen und fleischroten Blüten des Geisblattes, die sich frech aus dem Strauchwerk drängten, dessen gemordetes Leben sie aushauchen. Die armen morschen Hainbuchen, die ihre Mörder tragen müssen, bis sie selbst zusammenbrechen! Wie geil, wie zudringlich der Duft dieser Wucherpflanze.

Das ist das Leben, dachte Heinz, und laut sagte er mit ausbrechender Heftigkeit: „Eine gemeine, eine schändliche Blume."

Loni sah ihn groß an: „Komm, laß uns gehen; es ist hier schwül."

Nun traten sie aus dem Dunkel des Teichdamms, und die dumpfe Luft blieb hinter ihnen. Und wirklich — je heller es wurde, und je offener und frischer, desto leichter wurde es Heinz ums Herz, und in dem hellen Strahl des Tagesgestirns zerflatterten seine Ängste allmählich wie nächtliche Schatten.

Sie gingen auf dem Wiesenweg wie auf einem Teppich, und eine durchsichtige Klarheit lag auf der Welt. Es war warm, aber leichte frische Luft; ein Windzug kam ihnen entgegen.

Je weiter sie gingen, um so freier wurde der Blick. Anfangs begleiteten sie noch, rechts und links, näher und weiter, kleine Baumgruppen, Hecken und Büsche, dann zogen sich auch diese Ausläufer des Waldes zurück. Nun noch eine letzte Baumcoulisse, hinter ihr stand eine Windmühle verdeckt. Man sah nur immer einen Flügel, der schnell in die Höhe schoß und scheinbar langsamer versank. Immer den einen Flügel — schnell hinauf, langsam hinab.

Die Wiesen waren hier noch nicht gemäht, und es schimmerte bald rosa von Lichtnelken, bald rostrot von Sauerampfer. Dann mal bunt durcheinander mit Glockenblumen, Klee und Margueriten: ein altmodisch geblümtes Kattunkleid.

Zwischendurch jetzt ein gemähtes Stück, das sah fast komisch aus, daß Heinz lächeln mußte: „Sieh nur."

Loni nickte, ebenfalls lächelnd: „Wie ein geschorener Pudel."

„Oder wie ein Straßenjunge, dem die Mutter die Haare geschnitten hat."

Allmählich wandelte sich der Wiesenpfad in einen Feldweg. Immer trockener, grauer, klarer wurde das Licht, und die Luft war voll von Sonne und Lerchensang. Kiebitze kamen geflogen, schwarzweiß, mit stumpfem Leib und kippendem, klappendem Fluge. Sie tauchen in die Wiesen, manchmal sieht man sie noch mit hochgestellter Haube durchs Gras trippeln.

Wogende Ährenfelder. Gelbgrau und hellgrün der Roggen und Weizen, blaugrüne Haferstreifen dazwischen. Alles im Reifen und Trockenen, der kitzelnde Ährengeruch füllt die Luft. Weithin dehnt sich der Blick, nur rechts versinkt ein Dorf hinter einem Getreidehügel, der Kirchturm allein lugt neugierig über die wogenden Halme her.

Stille ringsum. Am Horizont zeichnen sich scharf die Silhouetten arbeitender Mäher ab. Sie gestikulieren miteinander sprechend, aber kein Ton dringt her.

Lautlose Stille. Nur das Sommersummen und das Lerchentrillern.

Jetzt klimmen die beiden den Rand eines Hohlwegs hinauf und suchen im Heidekraut und Thymian einen Platz. In Sonne und Ährenduft.

Alle Verstimmung ist von Heinz abgefallen, er ist ganz in die Schönheit der Stunde versunken. Und in eine unbestimmte Erinnerung an früher Erlebtes, an ersehntes Glück.

Da trägt der Wind in den trockenen Ährengeruch einen anderen, weichen, wunderbar süßen Duft. Er kommt von einem Felde blühender Bohnen, stoßweise, von dem lauen Wind zerrissen und getragen wie die Töne eines fern verhallenden Liedes.

Jedesmal, wenn eine frische Welle sie trifft, atmen die beiden tief auf.

Endlich sagt Heinz, leise, wie für sich: „Wo bleiben alle die Düfte?" Und dann: „Wo bleibt die Schönheit? Und der Sommer und der Sonnenstrahl?"

Er schwieg. Loni aber sagte, wie er, mit leiser Stimme: „Weiter, Heinz, sprich weiter."

Sie lag seitlings ausgestreckt in dem Heidekraut, die Wange auf die Hand gestützt. Den Hut hatte sie abgenommen und das volle weiche Haar dem Luftzug dargeboten. Ihr dunkles Auge sah über Heinz hinweg in die unendliche Tiefe des Himmelsblaus.

Heinz fuhr fort: „Welch eine Fülle des Lichtes und der Schönheit! Wie das alles

unter dem Strahl der Sonne wächst und schwillt. Sieh nur den Reichtum der Welt, von dem kein Mensch hier außer uns weiß und fühlt. In stillem, selbstverständlichem Werden blüht und reift es, mühelos geschaffen, freudig wachsend, ohne Wissen und Ziel. Nur für uns, die flüchtige Schönheit für das einsam sich sehnende Menschenherz. Und in lachender Verschwendung. Sieh, wie es dort über den Halmen zittert und flimmert. Die Überfülle des Sonnenlichtes, die von den grauen Hügeln zurückschäumt. Oder ist es etwa Angst, dieses Zittern des Lichtes, daß es wieder in Kälte und Nichts zerstäuben soll? In die Nacht des Weltenalls vergehen, ehe es das Menschenherz gefunden hat, wo die Lust und die Schönheit zur Ewigkeit wird? Ja, wo bleibt das alles, der Sommer und der Sommerduft? Zu denken, daß es im Umsehen schwindet, zu nichte wird, für ewig stirbt! Und alles dann ist, als wenn es nie gewesen wäre und der Tod nur gilt und der Winter — und die ewige Not!"

Er schwieg. Loni aber nahm das Wort. „Ja, Heinz, die ewige Not! Und wenn du hindurchschauen könntest — unter dem zitternden, schäumenden Duft dort, zwischen den Halmen und in dem blühenden Gras, da ist nichts von Frieden und Seligkeit, da rastet und ruht der Kampf und der Mord und die Qual nicht. Alles ist Arbeit und Hast um das Sein, Vernichten und Vernichtetwerden — aber über der harten Angst des Lebens flimmert und flirrt der Schleier der Schönheit, und beides ist eine Wirklichkeit; die Lust und das Glück, sie sind so wahr und so ewig wie das Leid und die Not."

Heinz ward es weh um die Brust. „Daß es so ist! Und warum nur? Ich hasse die Not!"

Da schüttelte Loni leise den Kopf, und ein helles Leuchten brach aus ihren schwarzen Augen. „Sage das nicht, Heinz! Ich glaube an die Not, und ich denke, es ist ein tiefer Sinn in diesem Zwiespalt der Welt." Sie richtete sich ganz empor und saß auf dem Rande des Hohlweges, die Hand auf das Heidekraut gestützt. „Höre mich an, Heinz. Dies ist die Stunde, da ich mich dir offenbaren und das vielleicht erklären kann, was sonst mir selber unbewußt in der Tiefe meines Wesens ruht. Als meine Mutter starb — Heinz, sie ist entsetzlich schwer gestorben — und mir der Jammer der Welt an dem Heiligsten, das ich besaß, klar gemacht wurde, und das andere dann dazu kam, und ich das trostlose Vaterhaus verließ, und der Haß und der Ekel an der Welt mich in Wochen um Jahre älter gemacht hatte — da habe ich, um den Haß zu bekämpfen, das Leben von Herzen verachten gelernt. Ich bin hart geworden damals — vielleicht zu hart, es hat mir seitdem das Einzelleid der Menschen selten mehr imponiert. Denn ich weiß, daß die Not der Kern der Welt ist, und daß es ohne sie nicht geht, daß das Leben, die große schaffende, zeugende Kraft einen eisernen Willen und ein festes Herz verlangt. Ich habe meinen Frieden mit der Welt geschlossen, er war nicht billig, ich habe viel hingeben müssen an Glück und Anspruch auf Glück, aber ich habe ihn. Seitdem ist die Not mir heilig, und ich weiß: wie das Glück nicht die feile Dirne auf der Seifenblase ist, so ist auch die Not nicht der Dämon, der ... den du, Heinz, mich, das unmündige Mädchen, einst hast schauen lassen. Sie ist der Urgrund alles Werdens und Wollens, und wir — was können wir denn anders thun als ihrer Stimme gehorchen, wir armen Menschen — wir Kinder der Not!"

Atemlos fast war Heinz ihren Worten gefolgt, und sein Auge hing so fest an dem der Geliebten, als wollte er bis auf den Grund ihrer Seele blicken. Leise wiederholten seine Lippen: „Wir Kinder der Not!"

Dann war es still zwischen ihnen. —

Endlich begann er noch einmal: „Und nun weiß ich, Loni, wie das Glück ausschaut. Nein, gewiß, es ist nicht das fade Phantom, dem die Menschen von heute und gestern nachjagen — in seinen Augen ist ein dunkler Glanz, der kommt aus rätselvoller Tiefe, er spiegelt den Blick der Not. — Loni, du bist das Glück, und dich und diese Stunde habe ich längst einmal erlebt, immer, wann? in einem früheren Leben? Du bist das Glück — wer hat dich mir gesandt?"

Und wieder war es still, und ihre Seelen ruhten ineinander. — —

Sie rüsteten sich zum Aufbruch, als Heinz noch einmal unvermittelt fragte: „Sag, Loni, fürchtest du den Tod?"

Loni, die im Begriff war, den Hut aufzusetzen, hielt in der Bewegung inne und sah ihn nun doch erstaunt an. „Warum sprichst du vom Tode?"

Er antwortete: „Weil ich so grenzenlos glücklich bin — und ich weiß nicht, soll ich wünschen, daß ich im vollen Glücke sterbe, daß es niemals weniger werden möge — oder soll ich mich fürchten, weil ich so reich bin, so unendlich reich, und so viel verlieren kann. Sag, fürchtest du den Tod?"

Lonis Auge sah in weite Fernen, und ein Frösteln durchschauerte sie, mitten in der warmen Sonnenflut. „O, Heinz, der Tod ist schwer und das Sterben — wer einmal einen Menschen hat sterben sehen ..." Aber dann hellte sich ihr Blick auf, und die alte mutige Sicherheit sprach aus ihm. „Und doch," fuhr sie fort, „ich glaube, es würde mir jetzt ein leichtes sein — ja, Heinz, ich weiß, ich könnte es."

„Loni! — Diese Schönheit und die Fülle des Sommertages nicht mehr sehen, die reifenden Felder, und den Duft ringsum nicht mehr atmen und uns nicht mehr ins Auge schauen, nicht mehr wissen von dir und mir und unserer Liebe — Loni, nein! nein! nicht jetzt!"

Sie aber erwiderte: „Und dennoch, Heinz, jetzt, wo wir so eins sind mit der Natur, mit dem All, so wunschlos und wehrlos, jetzt sterben, ja! — Aber im Winter, wenn die Welt kahl ist und wir arm sind und nur uns haben und auf den Sommer warten — o, nur nicht im Winter sterben müssen!" Aber dann schüttelte sie heftig ihr Haupt, als wollte sie die ernsten Gedanken von sich werfen, und rief: „Was sprechen wir vom Sterben. Laß uns leben! Laß uns leben, Heinz, so lange die Sonne uns strahlt!"

Und stürmisch warf sie sich ihm in die Arme und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

* *
*

Der Sommer ging hin und der Herbst.

Heinz und Loni lebten ohne jeden geselligen Verkehr, nur sich selbst. Jeder arbeitete des Vormittags für sich, Heinz in seinem Bureau in der Stadt, Loni draußen oder in ihrem Atelier, bis sie sich zur späten Mittagsstunde trafen. Von da an blieben sie zusammen, lasen, plauderten, Loni musizierte auch wohl, oder wenn Heinz noch zu thun hatte, saß sie mit einem Buche neben ihm.

Heinz war allmählich ein völlig anderer geworden. Von der alten Verträumtheit war nichts mehr an ihm, er war ein tüchtiger, nüchterner Geschäftsmann, der fleißig und gern um den Erwerb arbeitete — für die Familie, die er gegründet hatte. Seine poetischen Versuche von früher hatte er liegen lassen. Wenn ihm ein Vers, ein Gedicht mal von selber geriet, so war es gut; aber er mühte sich nicht mehr darum. Es lag ihm auch nichts daran, das Leben dichterisch zu erfassen, er stellte sich immer fester auf den Boden der Wirklichkeit und bemühte sich, das Leben, wie es ist, zu studieren. Er arbeitete sich mit Erfolg in die Geschichte und Volkswirtschaft hinein und hoffte, hier später selber etwas zu schaffen. Im übrigen hatte er seine Lektüre eingeschränkt; wie er selbst nicht mehr dichterisch arbeitete, so widerstrebte es ihm, Verse zu lesen. Sein Leben selbst, der Gedanke an die Zukunft, war ihm ein Gedicht.

Die kleinen Sorgen des Haushaltes nahmen seine freie Zeit viel in Anspruch, besonders der Umbau oder vielmehr der Neubau des Hauses, den sie auf den nächsten Frühling festgesetzt hatten. Es wohnte sich behaglich in dem alten, wenn es sich auch von außen verfallen und unschön ausnahm. Nur der Platz war nicht ausreichend — deshalb war der Neubau eine Notwendigkeit. Sie beschäftigten sich viel mit den Plänen; sie wollten sich ein schönes und wohnliches Heim schaffen.

Außer einem guten Dienstmädchen hatte sich Loni natürlich ihre alte Pflegerin, Frau Möhle, kommen lassen, die den Haushalt, nachdem sie sich erst in die neuen Verhältnisse eingewöhnt hatte, mit sicherer Hand und eifersüchtiger Energie leitete. Sie rechnete sich halb zur Familie, und Loni, auf den Verkehr mit Heinz beschränkt, empfand diese Vertraulichkeit sehr wohlthuend.

Allmählich wurde dann auch der Arzt, den Heinz wegen Lonis Zustand in Rat genommen hatte, Freund des Hauses. Er hatte eine Frauenklinik in der Nähe, an der

anderen Seite des Parkes, und sprach, auch ungerufen, öfter des Abends auf ein Plauderstündchen vor. Er war ein älterer Mann mit noch tiefschwarzem Bart und scharfem Blick, dazu von einer überzeugenden Ruhe und Gelassenheit. Seine Frau war ihm, vor Jahren, in der ersten Woche der Ehe gestorben, und ihr Tod hatte ihn außergewöhnlich schwer getroffen. Aber er wollte nicht daran erinnert sein und versteckte seinen Lebensernst gern unter einem jovialen Humor.

Außer diesem, dem Doktor Herschel, sahen sie niemand bei sich. Auch mit den Seinen stand Heinz nicht gerade in lebhaftem Briefwechsel, wiedergesehen hatte er noch keinen von ihnen. Den Tag ihrer bürgerlichen Trauung ließen sie still, und ohne ihn zu beachten, vorübergehen; für Loni war diese Ceremonie nur ein Akt von juristischer Bedeutung, der mit ihrem inneren Bunde nichts zu thun hatte.

Heinz war auch in seiner Stimmung ruhiger geworden. Nur, je weiter sie in den Winter hineinkamen, um so dringlicher meldete sich die Sorge um Loni. Der Arzt versicherte zwar beständig, daß Gefahr nicht zu besorgen sei und nach menschlicher Berechnung alles normal verlaufen würde, aber auf Heinz hatten die Erlebnisse mit Anna einen zu starken Eindruck gemacht. Er sah dem Kommenden mit stillem Grauen entgegen, und wenn er auch gegen Loni eine zuversichtliche Miene trug, so war er innerlich nur desto unruhiger.

Loni ihrerseits war anfangs gänzlich sorglos. Nur in den letzten Wochen, bald nach Weihnachten, hatte auch sie zuweilen Anwandlungen von Furcht, ja sie sprach von trüben Ahnungen und von der Möglichkeit des Sterbens. Heinz regten diese Stimmungen seiner Frau um so mehr auf, weil er sie an ihr gar nicht gewohnt war; aber der Arzt tröstete ihn damit, daß derartige Beängstigungen in diesem Zustande auch bei den gesundesten und verständigsten Frauen nichts Ungewohntes seien.

Und wirklich verlief die Stunde unerwartet schnell und gut. Eines Morgens, gegen Ende Februar, wurde Loni von einer plötzlichen Angst befallen. Sie bat Heinz, sofort nach dem Arzt zu eilen, und dieser that es. Er fand Doktor Herschel nicht gleich und kam erst nach einer Stunde mit ihm an. Der Arzt wäre fast zu spät gekommen und gar nicht nötig gewesen; kaum eine halbe Stunde später wurde Heinz ein schreiendes, rotes, kleines Ungeheuer in die Arme gelegt, das er ratlos und verlegen der Wärterin zurückgab. Er beugte sich über seine Frau, und zum erstenmal in seinem Leben — und zum einzigen- und letztenmal — sah er sie weinen. Sie versuchte zwar sich zu fassen und wollte immer und immer wieder sich zum Lächeln zwingen, aber die Schwäche siegte, und die Thränen flossen ihr unaufhaltsam über das bleiche Gesicht.

Es war alles gut gegangen, nur viel, sehr viel Blut hatte sie verloren. Die Schwäche hielt noch eine Zeitlang an, aber man sah an dem Gesichte der Kranken, wie sie sich von Tag zu Tag erholte. Und das Glück glänzte in ihren Augen. Es war für Heinz etwas unendlich Rührendes, diese sonst so sichere und fast herbe Persönlichkeit jetzt ganz umgewandelt, als pflegende, sich hingebende Mutter zu sehen.

Aber auch über sich selbst war er erstaunt. Mit dem Dasein des Kindes, des Erben, nach dem er sich unbewußt so lange gesehnt, war seiner eigenen Art das letzte Siegel aufgedrückt. Nun konnte es auch in Zukunft keine Zweifel mehr geben, kein Grübeln über Gewesenes und keine Sorge um kommendes Unheil. Sein Weg hatte ihn aus dem dämmernden Dunkel romantischen Waldes auf die offene Straße, in den hellen, klaren Sonnenschein geführt, und er war froh, die Straße wandern zu dürfen — als ein Mensch unter vielen, der auch den Staub und die Hitze des Tages nicht scheut.

* * *

Heinz saß an Lonis Bett, und sie besprachen die Zukunft. Es war beinah drei Wochen nach der Geburt des Kindes, und Loni hoffte, bald das Bett für immer verlassen zu können. Sie war so stark und lebenslustig wie nur je zuvor, sie brauchte keine Schonung mehr. Und dann hinaus in die Luft! Das Kind sollte in Luft und Licht aufwachsen, es sollte sich früh an die Sonne gewöhnen. Das Kind — das Kind ...

was sollte es nicht alles — Loni war ganz Mutterstolz und Hoffnung, ein neues, junges Leben sollte heranwachsen mit der Kraft zur Freude und zum Glück.

Heinz erzählte, daß draußen sich schon der Frühling rege. Es sei feucht und warm, und im Garten wollten die Schneeglöckchen bald läuten. Nun mußte mit dem Hausbau begonnen werden. Es that ihm so leid, daß der Garten vorn vernichtet und zertreten werden sollte, aber es ging ja nicht anders, die Unruhe mußten sie mit in den Kauf nehmen. Und es schadete auch nicht, das Kind würden sie dann in das Hölzchen fahren. Ja, oder in den Park, wenn erst die Azaleen blühten. Die Azaleen! Glückstrahlend begegneten sich ihre Augen.

Die langen Tage könnte man auch schon merken, berichtete Heinz. Es war bald sechs Uhr, und sie hatten noch kein Licht. Wie schön doch dies Bewußtsein, daß es nun immer mehr bergan geht und das Leben immer schöner wird. Frühling! Sommer!

Aber nun sollte er doch die Lampe holen, bat Loni. Und den Schirm mitbringen, dann könnte er die Lampe an das Bett rücken und ihr vorlesen.

Heinz ging in das Nebenzimmer, aber als er gerade das Streichholz anzünden wollte, hörte er einen Schrei und dann seinen Namen rufen, daß ihm auf der Stelle das Blut erstarrte und die Haare sich sträubten. Er stürzte an das Bett seiner Frau zurück und sah sie mit weitoffenen Augen halb aufgerichtet sitzen, die Hand krampfhaft am Halse. „Heinz — das Kind — das Kind —“ das war alles, was sie mit erstickter Stimme hervorpreßte, dann sank sie zurück. Und während Heinz völlig ratlos, und ohne zu wissen, was vorging, zu der Wiege des Kindes wollte, hörte er das dumpfe Röcheln Lonis, und als er sich über sie warf, merkte er, daß sie im letzten Kampfe lag — daß alles schon vorbei war. Er schrie laut ihren Namen, preßte sie an sich, hob ihren Kopf empor — aber der Körper lag schwer in seinen Armen, und das Haupt mit dem mächtigen, schwarzen Haar sank kraftlos hinten über. Die Augen verdrehten sich, er hörte keinen Atem, kein Röcheln mehr.

Das alles war so schnell gekommen, daß Heinz nach dem ersten, entsetzlichen Schreck völlig gelähmt war. Er lag auf den Knien und starrte, selbst halb bewußtlos, die Tote an. Jetzt kam auf den Schrei hin die Frau Möhle, und das Dienstmädchen folgte ihr. Stumpfsinnig und wie im Traum hörte Heinz das Wehklagen der Frau und das leise Wimmern des jungen Mädchens, das sich draußen an den Thürpfosten lehnte. Das Kind erwachte und mischte seine Stimme in den Jammer der Erwachsenen.

Heinz erhob sich. „Schnell, zum Arzt, zu Doktor Herschel, schnell, schnell!“ rief er dem Mädchen zu, und während dieses davonrannte und die Möhle sich mit dem Kinde beschäftigte, fing er an, im Zimmer auf und ab zu gehen, die Hände fest ineinander gepreßt, daß die Nägel das Fleisch blutig schnitten. Einen Augenblick hatte der Name des Arztes den Wahn in ihm zu wecken vermocht, als ob noch Hilfe möglich wäre; aber dann kam das klare Bewußtsein des Fürchterlichen, und er stöhnte auf wie ein zu Tode getroffenes Tier. Wieder warf er sich über das Bett und suchte in dem Antlitz der Gestorbenen. „Der Arzt, der Arzt!“ schrie er; er glaubte selbst ersticken zu müssen und eilte das Fenster zu öffnen. Auf das niedere Kreuz legte er seine Arme und starrte in den dunkel werdenden Abend, ohne zu sehen, mit trockenen Augen nach Hilfe aus, die doch nicht helfen konnte.

Nun faßte ihn mit einem Male das Gefühl von der Gemeinheit, der niederträchtigen Feigheit dessen, was hier geschehen war. Wie ein Dieb in der Nacht, wie ein gemeiner Mörder hatte das Geschick ihn aus dem Hinterhalt niedergestreckt — das Geschick — das Glück — was, wer?! Die Gottheit ...? O, wenn es doch nur etwas Persönliches wäre, an dessen Brutalität man hier glauben konnte, wenn man es nur fassen könnte mit Händen, mit dem Gedanken nur, dieses schreckliche, schauerliche Etwas, um mit ihm zu rechten, zu ringen, es an dies Bett zu zerren und ihm zuzuschreien: Hier liegt dein wehrloses Opfer! Hier das Zeugnis von deiner Weisheit und Vatergüte!

Ja, mit ihm ringen, es würgen und vernichten! Und im ohnmächtigen Zorn faßte er das Fensterkreuz mit beiden Händen und rüttelte es mit einer Wut, daß das morsche

Holz aus den Fugen ging und das ganze Fenster mit Klirren und Krachen in die Tiefe brach. Dann sank er halb ohnmächtig nieder und lag so, bis der Arzt mit verstörtem Blick in die Kammer trat.

— — — — — — — — — — — — —

Es hat sich nachher herausgestellt, daß alles ganz der Ordnung gemäß verlaufen ist. Widernatürliches oder gar Übernatürliches ist nicht dabei gewesen, physiologische Gesetze sind nicht durchbrochen worden. Aber auch die ärztliche Kunst konnte kein Vorwurf treffen, und noch weniger durfte von einem persönlichen Verschulden die Rede sein. Es war eben einfach einer jener raschen Todesfälle, wie sie bei dieser Gelegenheit öfter vorkommen. Der Blutverlust hatte eine Venenverstopfung zur Folge gehabt, und ein kleines Blutgerinnsel war, ohne vorher gelöst zu sein, ins Herz gedrungen. Eine Thrombose hatte einen Herzschlag herbeigeführt. —

Wie Heinz diese Tage überwunden hat, das hätte er nachher selber nicht sagen können. Er wußte nur, daß seine Gedanken immer denselben Kreislauf nahmen. Zuerst das dumpfe Grausen vor dem unheimlichen Nichts, in das dieser Riß seines Lebens ihn blicken ließ, dann der Schmerz um die Tote, dann eine ziellose, sinnlose Wut, bis diese in stumpfe Gleichgültigkeit umschlug. So ging das immer in derselben Folge, und ein Glück war es, daß die Zwangsarbeit des Berufes und die Besorgung der nötigen Formalitäten seinen Geist für Stunden abzulenken vermochte.

Immer derselbe Kreis, dieses Grausen, der Schmerz und die ohnmächtige Wut. —

Er hatte den Seinigen geschrieben, auch Sydekum; die Mutter, Lisbeth und Anna waren sofort gekommen, während der Freund zum Begräbnis am Sonntag erwartet wurde. Doktor Herschel stand ihm die ganze Zeit helfend und tröstend zur Seite. —

Immer dieselben Gedanken. Nur milderte sich allmählich ihre Starrheit, und der Schmerz überwog und wurde weher und weicher. Er dachte mehr an das Kind, und als er es zum erstenmal aus der Wiege hob und küßte, da brach die eisige Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, und die ersten erlösenden Thränen flossen.

Von da an vermochte er auch an die Zukunft zu denken, an das Kind, und was mit ihm werden sollte, und dann wagte er den wehmütigen Erinnerungen an früher nachzugeben.

Er dachte der Stunden, die er mit der Toten genossen hatte, ihrer festen Gelassenheit, ihres mutigen Blickes in die Abgründe des Daseins, und der Sommertag stand vor seinem Auge, an dem sie mit ihm über sich selbst und über den Tod gesprochen, und wie ihr graute, im Winter sterben zu sollen. Nun war sie im Winter gestorben und doch aus der Fülle des Glückes, jäh, unvorbereitet.

Jetzt glaubte er auch dieses schnelle Ende immer geahnt, gewußt zu haben, damals zuerst, als in ihm zwischen den Azaleenbüschen des Ballsaales die wahnsinnige Leidenschaft aufgelodert war, und dann, als er die Geliebte durch den Park in das neue Heim führte.

Er träumte von der Toten Liebe und meinte von den Düften der Azaleen umflossen zu sein. Und er dachte an Schuld und Sühne, aber der Gedanke peinigte ihn nicht. Schuldlos schuldig waren sie geworden aus der Not der Natur, und sie zahlten die Schuld mit Wucherzins zurück.

Aber dann schrak er aus den Träumen der Wehmut empor und trat an das Sterbelager und sah der Toten in das erstarrte Antlitz. Noch hatte das Vergehen diesen teuren Zügen nichts anhaben können, die Majestät der Ewigkeit lag auf der blassen Stirn. Aber wenn Heinzens Blick nun über die Flut der Haare hinirrte, auf denen das Haupt gebettet war, dann faßte ihn wieder die alte, jähe Verzweiflung, und er hätte laut aufschreien mögen.

— — — — — — — — — — — — —

Sonntagmorgen wurde sie begraben. Ohne Prunk und Ceremonien, nur bevor der Sarg die Kapelle verließ, erschütterte die Orgel mit den gewaltigen Accorden der Eroika den Raum. Und der Sarg war dicht bedeckt von Azaleenzweigen mit den flammenden Blüten. Heinz hatte erst Maiblumen wählen wollen, aber es mußten Azaleen sein ...

Als der geschmückte Schrein sich langsam in das dunkle Grab senkte, war es Heinz, als hörte er von weit, weit her den erstickten Schrei: Mutter, Mutter!

Es war ein schöner, milder Frühlingsmorgen, und die Sonne lächelte freundlich in die sich schließende Gruft.

* * *

Nun saß Heinz in dem Zimmer der Verstorbenen.

Er war mit der Mutter, Anna und Frau Möhle zusammengefahren; die beiden Männer waren mit Lisbeth in der zweiten Droschke gefolgt. Der Doktor hatte sich verabschiedet, Sydekum wollte mit den Frauen am Nachmittag reisen.

Heinz war allein in dem trauten Gemach, in dem er mit Loni so glückliche Abende verbracht hatte. Sein Blick ging über die Bücher hin, die sie gelesen, die Tasten des Klaviers, auf denen ihre Finger geruht. Alles, alles hin. Jede Einzelheit riß eine neue blutende Wunde.

Auf ihrem Schreibtisch stand ein zierlicher Abreißkalender. Er zeigte den 14. Februar, den letzten Tag, an dem sie hier geweilt. Am 15. wär das Kind geboren.

Heinz nahm den Kalender gedankenlos hin und blätterte mechanisch die Seiten um. Plötzlich schrak er zusammen: heute war der 10. März! Der 10. März — heute vor einem Jahre ...!

Ohne daß er es hindern konnte, kam ihm wieder der Gedanke: Schuld und Sühne, gebüßte Schuld! Und diesmal kam es mit einer Wucht über ihn, daß er sich entfärbte und ihm graute. Graute vor dem Fingerzeig des unerbittlichen Verhängnisses.

Aber nur einen kurzen Augenblick, dann hatte er ihn abgewiesen. Eine wunderbare Festigkeit erfüllte ihn, und unerschrocken erhob er das Haupt. Nicht Schuld, nur Not! Die heilige Macht, das Rätsel der Welt, die aus dem Vergehen das Werden, aus der Lust und der Not das neue Leben schafft!

Ja, das neue Leben, das Kind der Verstorbenen — das war das Zeichen, das ihm dem Entsetzen des Todes Trotz bieten ließ. Dem Leben galt ihre Schuld, und in ihm lag die Entsühnung. Mag nun der frische Erdhügel in dem Garten der Verwesung von dem uralten Schrecken zeugen — die Wiege gilt mehr als das Grab, und das Leben ist ewig. Und dein Geist lebt in dem Kinde, Loni, und wie du soll es die Furcht vor dem Leben nicht kennen und lachen lernen und durch die Lust und die Not der Stunde schreiten mit festem Fuß und fröhlichem Herzen.

Er erhob sich, um in die Kammer zu gehen und sich vom Lager des hilflosen, schwachen Wesens, dem nun sein Dasein gelten sollte, Mut und Trost für die Zukunft zu holen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier war es, wo er Anna sah und ihrer — zum erstenmal in diesen Tagen — mit Bewußtsein gewahr wurde. Er hatte sie mit der Mutter und Lisbeth ankommen sehen, ohne einen Gedanken daran, daß es die geschiedene Frau war, die ihm ins Haus kam. Und dann hatte er sie die Trauertage hindurch neben sich gefühlt im Hause, auf dem Friedhofe, in der Droschke, wie man eine entfernte Verwandte um sich weiß, nicht mehr, nicht anders. Jetzt aber, als er sie an der Wiege des Kindes stehen sah, war er sich plötzlich klar, was in ihrer Seele vorging, und daß auch diese Tragödie noch nicht zu Ende gespielt war.

Anna wurde verlegen, als sie Heinz erblickte, und ließ errötend den Vorhang der Wiege fallen. Heinz trat auf sie zu, und indem er ihr stumm ins Auge sah, gab er ihr die Hand. Anna aber brach in ein lautes Schluchzen aus und drückte ihr Tuch vor das Gesicht.

„So sehen wir uns wieder, Heinz," brachte sie mühsam hervor, und Heinz, der selber sich nur mit Gewalt aufrecht hielt, konnte sie nur langsam beruhigen.

In gedämpftem Tone sprach sie dann ein weniges über die Tote und über das Kind. Und nun merkte Heinz, wie Anna mit sich rang, das zum Ausdruck zu bringen, was sie vorhatte, und was Heinz mit Bestimmtheit erwartete. Endlich vermochte sie die Worte für ihren Wunsch zu finden und bot Heinz an, sie an dem Kinde Mutterstelle vertreten zu lassen. Sie wollten wieder zusammenziehen — nicht als Mann und Frau, sondern jedes für sich, aber das Kind müßte doch seine Pflege haben, und für die wollte sie sorgen. Aus ihren Worten aber klang deutlich der heiße Wunsch hervor, ein Kind

ihr eigen nennen und ihm die Liebe erweisen zu dürfen, die sie eigenem Blut und Fleisch nicht erweisen konnte.

Heinz aber blieb unbewegt. Anfangs hatte er etwas wie grimmige Ironie in sich gefühlt über die Scherze, die das Geschick mit uns spielt; er hätte lächeln mögen, wie gut er das Leben nun kannte, daß er dieses so genau vorher gewußt. Aber dann war ihm auch das herbe Lächeln auf den Lippen gestorben und hatte einer harten Sicherheit Platz gemacht. Auch dieses hier gehörte zu der Schule, die das Leben ihn durchmachen ließ, ihm sollte nichts erspart bleiben. Der Frau, deren Glück er in seiner Ehe vernichtet, zertreten hatte, die ihm alles geopfert hatte, mußte er jetzt noch den letzten Trost versagen, die einzige, bescheidene, mit verzweifelter Angst gestellte Bitte abschlagen.

Aber es war nicht anders möglich, wenn er an der Toten nicht zum Dieb werden wollte, wenn die von der Not geheiligte Ehe mit Loni nicht das sein sollte, was Paula sie genannt hatte. Mit ruhiger Offenheit setzte er Anna dies auseinander. Er sah, wie sie bei den ersten Worten zusammenschrak, als ahnte sie, was kommen sollte, und wie sie sich dann entfärbte; aber er blieb fest, weil er that, was er mußte. Er ließ nicht nach, als Anna von der Zukunft des Kindes sprach, das ohne mütterliche Pflege nicht gedeihen könne, und hielt ihr entgegen, daß dieses sich alles einrichten ließe. Und endlich gab Anna den Kampf auf. Stumm standen sie sich gegenüber, Anna müde und gebrochen, mit hoffnungslosem Blick.

Zuletzt raffte sie sich auf. Sie beugte sich über das Kind und sank vor der Wiege in die Knie.

„Nur einmal, zum Abschied nur," murmelte sie und küßte das Kind. Dann stand sie auf und gab Heinz, ohne ihn anzusehen, die Hand. „Es ist hart — und vielleicht ist es doch nicht recht, was du thust, aber der liebe Gott möge dir verzeihen, Heinz."

„Das muß er, Anna, das muß er!" sagte Heinz, und Anna ging unsicheren Schrittes zu der Mutter und Lisbeth hinüber ...

Nachmittags brachte Heinz die Frauen und Sydekum zur Bahn, und dann war er allein — allein mit seinem Kinde.



Wiedersehen

Hinter meines Vaters Garten,
Wo die Wiesenblumen blühn,
Stand ich oft, auf dich zu warten,
Bei der Abendröte Glühn.

Fröhlich kamst du angesprungen,
Und wir ruhten dann im Gras.
Herzlich küßtest du den Jungen
Und erzähltest dies und das.

„Mutter ruft, nun muß ich scheiden —"
Und du schlichest heimlich fort.
„Morgen abend bei den Weiden"
— Sprach ich — „am bekannten Ort."

Und du kamst zur selben Stunde
Dorthin, wo die Weiden stehn,
Brachtest kindlich-süße Kunde;
Niemand hat uns je gesehn.

Einen kurzen Sommer währte
Nur die Zeit, da wir vereint.
Scheiden mußte dein Gefährte —
Und wir haben viel geweint.

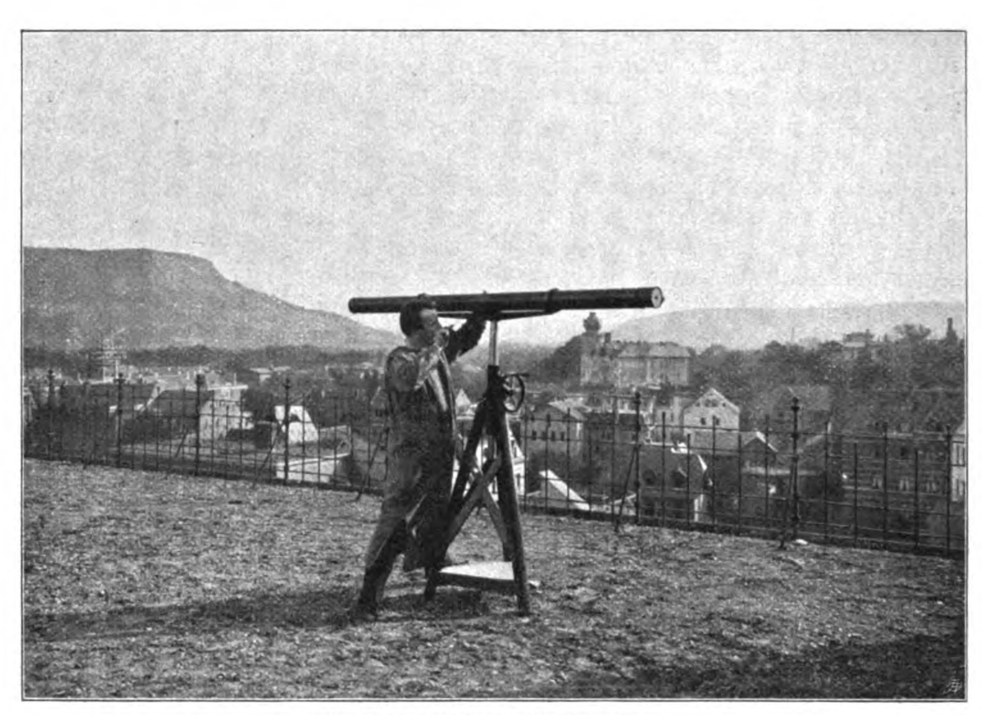
— Jahre schwanden. Manche Lieder
Sang ich meiner Jugendzeit.
Endlich sahen wir uns wieder:
Jüngling ich, du — eine Maid.

Deine Hände mußt' ich drücken,
Mich ergriff es mit Gewalt,
Und ich blickte mit Entzücken
Auf die liebliche Gestalt.

Dir im Herzen konnt' ich lesen,
Als du sprachst, das Auge naß:
„Glücklich nur bin ich gewesen
Bei den Weiden und im Gras."

Wilhelm Kunze.

-›•‹-



Justieren eines Reliefstangenfernrohrs.

Das Zeißwerk in Jena

Von

Freiherr von Beaulieu-Marconnay

(Nachdruck ist untersagt.)

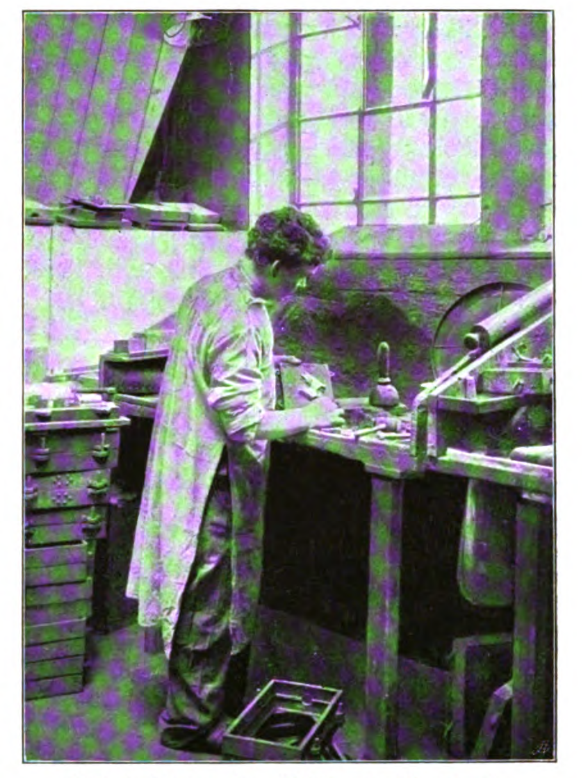
Im altehrwürdigen Hochsitz der Wissenschaften, umkränzt von den Thüringer Bergen und umrauscht von den plätschernden Wellen der Saale, wuchs in der zweiten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts ein industrielles Unternehmen empor, das zunächst nur im stillen, unter der schirmenden Fürsorge der Alma mater, dann aber gar bald selbständig und kraftvoll über die engere Heimat hinaus einen ruhmvollen Namensklang erwarb, der heute in allen fünf Weltteilen, soweit Civilisation und wissenschaftliche Forschung vorgedrungen, siegreich seine Stätte erobert und behauptet.

Wenn schon die optische Industrie an sich eine alte ist und wohl auch in deutschen Landen in ihrer geschichtlichen Entwickelung glänzende Namen aufweist, so war es dennoch den Gründern jener heute in der ganzen Welt einzig in ihrer Art dastehenden Unternehmung vorbehalten, eine neue, glänzende Epoche auf diesem Gebiete zu eröffnen, von welcher ihre Namen für immer untrennbar bleiben werden.

Ende der sechziger Jahre vereinigten sich in Jena der Professor der Mathematik und Physik Dr. Ernst Abbe und der Inhaber und Leiter einer fein-mechanischen und optischen Präcisionswerkstatt, Karl Zeiß, später Ehrendoktor der philosophischen Fakultät, um in gemeinsamer Arbeit und außerordentlich glücklicher Zusammenfassung wissenschaftlichen und praktischen Könnens eine Neugestaltung des optischen Instrumentariums anzubahnen und durchzuführen.

Um die leitenden und in ihren Erfolgen als so überraschend lebensfähig erwiesenen Grundprincipien jener beiden Männer richtig zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, daß es galt, nach zwei Seiten hin

mit der bisherigen Praxis jenes Industriezweiges zu brechen: sowohl in der bisherigen Arbeitsmethode als auch in dem zur Verfügung stehenden Arbeitsmaterial mußte vollständiger Wandel geschaffen werden.



Gießerei: Formen eines Mikroskop-Zwischenträgers.

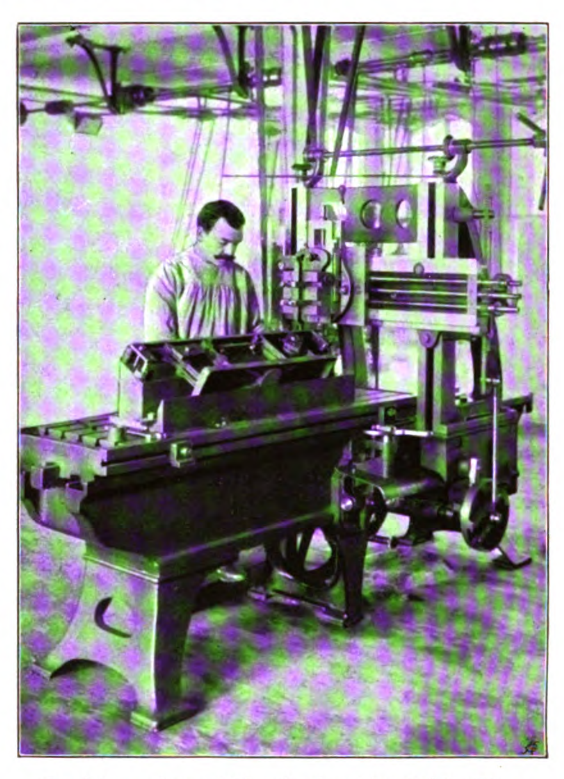
Die von allen Optikern der alten Schule für nahezu unmöglich erklärte fabrikmäßige Massenherstellung feinster Instrumente, welche in allen Einzelheiten den denkbar schärfsten Anforderungen in Bezug auf optische Leistungsfähigkeit und mathematische Präcision genügen könnten, wurde durch die von Professor Dr. Abbe eingeführte Arbeitsmethode zum erstenmal mit überraschendem Erfolge praktisch durchgeführt, und gerade dieser Umstand bildet das Geheimnis der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erfolge des Unternehmens, welche sich von Jahr zu Jahr steigern. Das mit eiserner Konsequenz verfolgte Princip, an Stelle des experimentellen Probierens eine rechnerische Vorausbestimmung aller Elemente zu setzen und die Umsetzung der theoretischen Resultate in die Praxis durch einen von Jugend auf besonders herangezogenen, sich stetig vergrößernden Stamm der intelligentesten Arbeitskräfte mit den technisch vollendetsten Hilfsmitteln und unter stufenweis gesteigerter, unnachsichtlich scharfer Kontrolle zu bewirken, hat hier in der That dazu geführt, daß heute in den zahlreichen Betrieben des Zeißwerkes bereits weit über tausend Personen mit der laufenden Herstellung optischer Instrumente von denkbar höchster Vollkommenheit und beinahe mathematischer Gleichmäßigkeit beschäftigt sind.



Dreherei: Bearbeitung eines Rohrteiles zu einem Reliefferurohr auf einer Universalrevolver-Drehbank.

Ferner aber stand dem Optiker bis zu jener Zeit nur eine verhältnismäßig dürftige Auswahl von Glassorten zur Verfügung, welche selbst den damaligen wissenschaftlichen Forderungen und technischen Ansprüchen kaum genügten; andererseits krankten auch die besten Werkstätten an demselben Übelstand, der ihre wirtschaftliche Entwickelung über eine gewisse, eng gezogene Grenze hinaus unabweislich hinderte, nämlich dem gänzlichen Fehlen einer methodisch-theoretischen Vorausberechnung aller einzelnen Teile

eines wissenschaftlichen Instrumentes vor dem Beginn seiner praktischen Ausführung. An dessen Stelle herrschte eine tastend-experimentelle Konstruktionsweise, deren mehr oder weniger glückliches Resultat nur einem kürzeren oder längeren Probieren sein Dasein dankte. Es liegt auf der Hand, daß bei einer solchen Arbeitsmethode eine geregelte Arbeitsteilung in großem Maßstabe ein Ding der Unmöglichkeit war.



Bearbeitung einer optischen Bank auf der Hobelmaschine.

Nach den beiden vorbezeichneten Richtungen hin ist die Entwickelung der optischen Werkstätte von Karl Zeiß in Jena geradezu bahnbrechend für die optische Industrie der ganzen Welt geworden. Hand in Hand mit einer sich auf alle Gebiete der ihr zufallenden Fabrikation erstreckenden mathematischen Vorausberechnung sämtlicher Konstruktionsdaten gingen die unausgesetzt fortschreitenden Versuche zur Schaffung neuer Glasflüsse, welche den stetig wachsenden Anforderungen der Mikroskopie, sodann der Photographie, endlich der Teleskopie und der optisch-mechanischen Meßinstrumente überhaupt Genüge leisten konnten.

Für ein systematisches Studium über den Einfluß der chemischen Zusammensetzung des optischen Glases in Bezug auf Lichtdurchlässigkeit und Strahlenbrechung, für eine wissenschaftliche Durchforschung des gesamten in Betracht kommenden Materials im Laboratorium und die dann folgende Auswertung ihrer Ergebnisse in einem großen Hütten- und Schmelzbetrieb wurde ein besonderes Institut, das glastechnische Laboratorium von Dr. Schott und Genossen neben dem Zeißwerk (unter Oberleitung von Dr. Otto Schott) ins Leben gerufen. So entstand hier bald neben den altbekannten Flint- und Crown-Glassorten eine von Jahr zu Jahr sich mehrende Reihe neuer Glasflüsse, welche durch ihre bisher noch nicht dagewesenen Wirkungen allen Zweigen der optischen Technik ungeahnte Perspektiven eröffneten: so ist es nicht zu verwundern, wenn heute kaum eine einzige höher stehende optische Werkstätte der Welt für ihre Arbeiten mehr der Jenenser Gläser entraten kann, deren mit äußerster Sorgfalt und Präcision erzeugte Fabrikate in Bezug auf Homogenität und Spannungsfreiheit unerreicht dastehen.

Es leuchtet ein, daß die Arbeitsmethode dieses neuen glastechnischen Werkes, welche ursprünglich in erster Linie auf die Gewinnung optisch brauchbarer Flüsse gerichtet war, hierbei von selbst in fortschreitender Entwickelung auch zu Ergebnissen gelangte, welche nach anderer Seite hin für die Glastechnik äußerst wertvoll wurden und so ihr Arbeitsfeld allmählich weit über den ursprünglichen Rahmen hinauswachsen ließen. Unsere ganze chemische Glasindustrie im weitesten Sinne, die Thermometerfabrikation, die Beleuchtungstechnik und noch manche andere Zweige der gewerblichen Glasindustrie haben auf ihren Specialgebieten weitgehende Verbesserungen zu verzeichnen dank dem Material, das ihnen für ihre Sonderzwecke aus Jena geliefert wird.

Auch der Laie wird ohne weiteres verstehen, daß eine so selten glückliche Vereinigung, wie sie sich nach dem Vorhergesagten durch das Zusammenwirken jener beiden In-

stitute in Jena darbot, auf dem Gebiete der optischen Instrumente nach allen Richtungen hin den glänzenden Aufschwung begründete, welcher die optische Werkstätte von Karl Zeiß rasch und unbestritten weitaus an die Spitze aller bestehenden Institute dieser Industrie stellte.

Bevor wir nun aus der großen Anzahl der verschiedenen Erzeugnisse des Werkes einzelne besonders interessante Konstruktionen eingehender betrachten, dürfte ein kurzer Gang durch das gesamte Etablissement am besten einen Gesamtüberblick über das dortige Arbeitssystem ermöglichen.

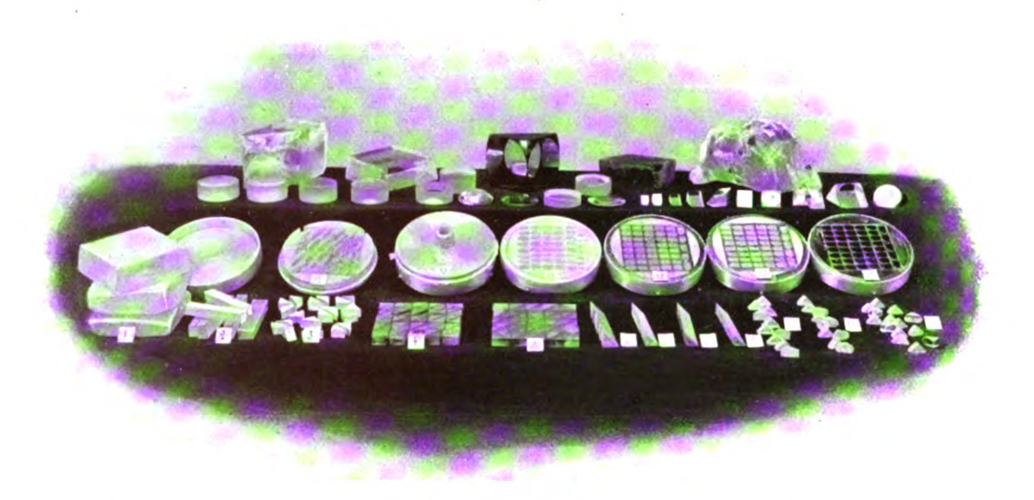
Statt von dem Direktionsgebäude auszugehen, welches hauptsächlich die Administration selbst, sowie den großen Stab der wissenschaftlichen Mitarbeiter mit ihren Laboratorien und eine in ihrer Art unübertroffen vollständige, von Professor Abbe gestiftete Bibliothek beherbergt, folgen wir lieber dem Entstehungsprozeß der Instrumente und betreten zuerst die Former- und Metallgießerabteilung. Sie empfängt ihr Rohmaterial aus dem sogenannten Magazin, das zugleich Warenverkaufsstelle sowie Stapel- und Verteilungsort der Halbfabrikate ist, und liefert letzterem den von ihr erzeugten fertigen Guß, vorzugsweise Aluminium, Rotguß und Messing in den verschiedensten Formen und Legierungen jeder Größe wieder zurück. Die Gußteile verlassen späterhin das Magazin zum erstenmal, um in den Fräser- und Dreherwerkstätten einer weiteren teilweisen oder vollständigen Bearbeitung für die einzelnen Instrumente unterzogen zu werden. Sind diese von hier aus wiederum in das Magazin zurückgekehrt, so wandern sie nunmehr zum zweitenmal hinaus in diejenigen Einzelabteilungen, welchen die Anfertigung einer Specialgruppe von Instrumenten obliegt, wie Mikroskope, Erdfernrohre, photographische Objektive, Meßapparate und astronomische Instrumente. In allen Abteilungen, welche diese Teile durchlaufen, wird nach Zeichnung und Lehre gearbeitet, und die einzelnen Teile werden von den diesen Abteilungen vorstehenden Werkmeistern oder Kontrollbeamten geprüft, ehe sie zur nächsten Station gelangen. Alle Neukonstruktionen sowie Sonderbestellungen gehen zunächst zur zeichnerischen Bearbeitung in das technische Bureau und dann aus diesem an die betreffende Fabrikationsabteilung.

Von dem Magazin gelangt man in die eben erwähnten Dreherabteilungen, wo vorzugsweise auf Revolverdrehbänken gearbeitet wird; weiter sodann in die Fräsabteilungen, welche eine große Anzahl höchst sinnreicher Specialmaschinen, wie Façon-, Profil-Fräsbänke, Triebschneidemaschinen und dergleichen, besitzen, die zum nicht geringen Teil in der eigenen Maschinenwerkstatt des Etablissements konstruiert und ausgeführt sind.

Dem Laufe der so bearbeiteten Werkstücke folgend, betreten wir die Montier- oder eigentlichen Mechanikerwerkstätten, wo die einzelnen Teile gruppenweise zur endgültigen Zusammenstellung gelangen. Von Justierern nochmals in Serien auseinander genommen, gelangen alsdann die mit Arbeitsnummer und Laufzettel versehenen Teile zur



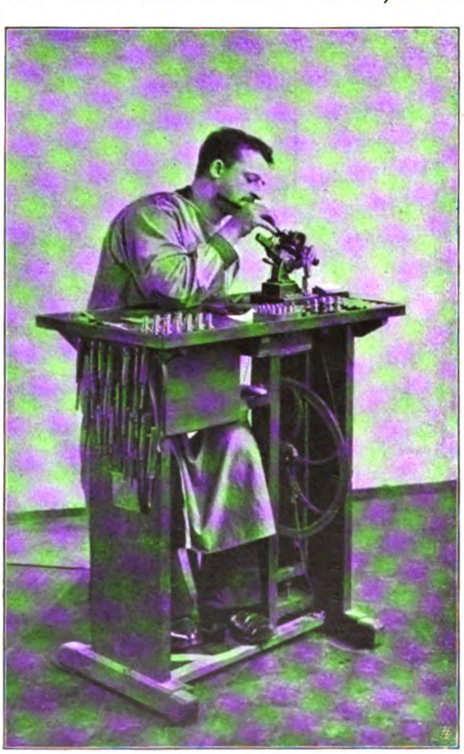
Glasschneidemaschinen.



Arbeitsgang des Prismas.
In der oberen Hälfte des Bildes größere Linsen und Prismen in verschiedenen Stadien der Bearbeitung nebst Rohmaterial.

letzten Oberflächenbearbeitung in die Polier- und Lackierwerkstätten, wo sie gereinigt, teilweise auch mit verschiedenen Säuremischungen farbig gebeizt oder geschwärzt und endlich je nach Bedarf poliert und lackiert werden. An diese Metallbetriebe reihen sich noch Tischler- und Lederarbeiter-Werkstätten an, deren Zweck die Herstellung der mannigfachen Behältnisse für Ausrüstung, Aufbewahrung und Transport der Instrumente bildet.

Die nach ihren Aufgaben bedeutungsvollste Abteilung der Vorbearbeitung, welche der Zusammensetzung der Instrumente vorangeht, ist die optische. Haben wir eben den Entwickelungsgang der metallischen Instrumentteile verfolgt, so beginnen wir hier in den Werkstätten der Glasschneider die Entstehung und Entwickelung der eigentlichen Seele jener Instrumente, nämlich ihrer Optik, kennen zu lernen.



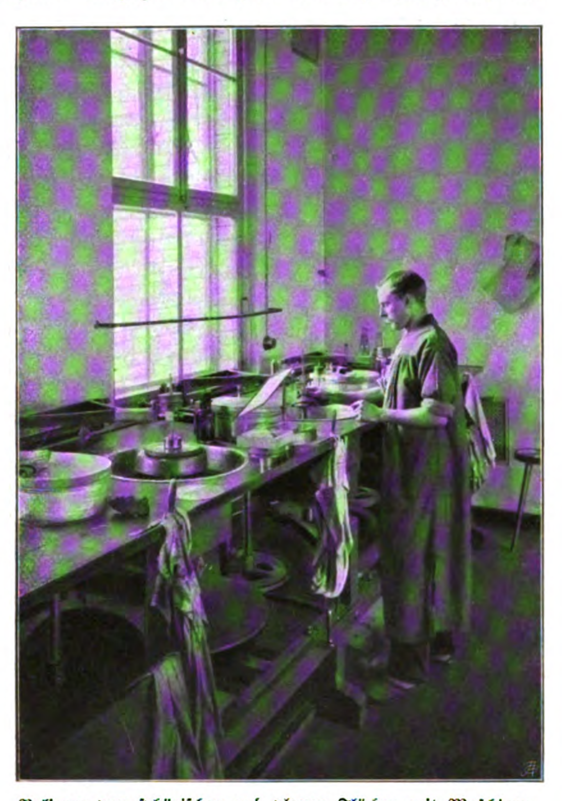
Fassen von mikroskopischen Linsen.

Die aus dem glastechnischen Laboratorium von Schott und Genossen kommenden und auf zwei Seiten zur Durchsicht angeschliffenen Glasblöcke werden hier mittels schnell rotierender Weißblechscheiben, auf deren Kanten Diamantstaub eingedrückt ist, unter gleichzeitiger Befeuchtung mit Petroleum in Prismen oder in Platten für Linsen zerschnitten. Dem Arbeitsgang folgend, gelangen wir in die Abteilung der Linsen- und Prismenschleifer. Dieses Stadium der Arbeit erfordert naturgemäß angesichts der außerordentlich vielseitigen Zwecke und der ebenso vielseitigen Art- und Größen-

unterschiede der benötigten Prismen und Linsen umfangreiche Räume und zahlreiche, in ihren Dimensionen wechselnde Maschinen, da hier ebenso Objektivlinsen kleinster Ordnung für Mikroskope, als auch solche größten Genres für astronomische Fernrohre bearbeitet werden. Nachdem die Glasteile in diesen Sälen die verschiedenen Stadien der Bearbeitung auf ihren einzelnen Flächen nacheinander durchlaufen haben, kommen sie zu ihrer letzten und subtilsten Oberflächenbearbeitung in die eigentlichen Poliersäle. Mehr als in allen bisher durchwanderten Betrieben kann man hier an jeder Polierbank die von dem einzelnen Arbeiter selbständig ausgeübte Kontrolle des jeweilig erreichten Genauigkeitsgrades der von ihm dem Werkstück verliehenen planen oder sphärischen Fläche bewundern, welche ausnahmslos nach der Fraunhoferschen Methode erfolgt. Vermittels mathematisch genauer Probegläser, welche die der zu bearbeitenden Fläche in entgegengesetztem Sinne korrespondierende Fläche besitzen, werden auf diese Weise bekanntlich die charakteristischen Newtonschen Farbenringe erzeugt; die Dickenänderung der Luftschicht zwischen dem Arbeitsstück und dem Probeglas beträgt von einem Farbenringe bis zur Wiederholung der Farbe weniger als drei Zehntausendstel Millimeter!

Die Herstellung der kleinsten Linsen für Mikroskop-Objektive erfolgt im Arbeitsgange weniger getrennt; so die Öl-Immersionsfrontlinsen, welche halbkugelig, ja bei größerer Öffnung über halbkugelig sind und von der geschnittenen, auf einer Seite polierten kleinen Glasplatte bis zur Vollendung von einer einzigen Hand bearbeitet werden. Die so in den wirksamen Flächen vollendeten optischen Elemente kommen nunmehr in die Werkstätten der Linsencentrierer, welche die mit Pech auf Heftchen gekitteten Linsen im Spannfutter mittels Fühlhebel centrisch ausrichten und mit einem zur Rundung annähernd passenden Eisenblech durch Schmirgelwasser auf den richtigen Durchmesser abschleifen.

An diesen optischen Arbeitsraum schließt sich die Linsenprüfungsstation und das Schleifschalenlager, das etwa zwanzigtausend Schalen mit ungefähr siebenhundert verschiedenen Krümmungsradien umfaßt, sowie das Glaslager von mehr als siebzig Glastypen, von denen jede Haupttype wiederum eine Anzahl Nebentypen aufweist. Dieses Glasmagazin korrespondiert also sinngemäß mit



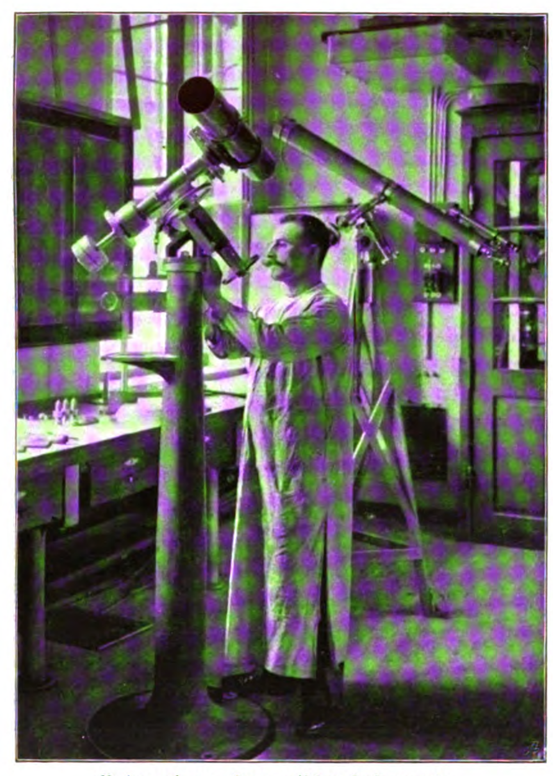
Polieren von sphärischen und planen Flächen mit Maschinen.

dem eingangs geschilderten Magazin der metallischen Instrumententeile.

Mehr oder weniger gleichmäßig, wie schon geschildert, spielt sich die Entwickelung eines jeden Instrumentes, welcher Sonderabteilung es auch immer angehören möge, im großen und ganzen ab. Erst beim näheren Studium der Specialressorts bekommt man indes einen tieferen Einblick in die Art und Weise, wie alle jene Einzelteile, deren bewunderungswürdiger Entwickelung wir bereits mit Staunen folgten, nunmehr endgültig für ihren Zweck zusammengesetzt und justiert werden.

Die erste und älteste Abteilung des Werkes ist die „Mikroabteilung“, eine Folge von

Werkstätten, in welchen die Mikroskop-Ober- und Unterteile, mit den Beleuchtungsapparaten und Objekttischen verbunden, adjustiert und nach nochmaligem Auseinandernehmen zum Zwecke der letzten Oberflächenbearbeitung zum zweitenmal zusammengebaut und endgültig montiert werden; dann erst erfolgt die Einfügung des optischen Apparates, hierauf eine letzte Prüfung und endlich die Ablieferung an das Speciallager.



Rohmontieren astronomischer Instrumente.

Die zweite Abteilung ist die photographische, welche einen sehr bedeutsamen und sich immer noch vergrößernden Teil des Werkes ausmacht. Organisch angegliedert ist ihr ein eigenes photographisches Prüfungslaboratorium, worin jedes einzelne Objektiv vor seinem Ausgang aus der Anstalt mit Hilfe eigenartiger Testtafeln auf seine Güte kontrolliert wird.

Als dritte Abteilung ist die „Meß"abteilung zu nennen, wiederum mit besonderer Werkstätte, Justierraum und Laboratorium: hier erstehen die feinsten Meßinstrumente für physikalische und chemische Zwecke, wie Krystallrefraktometer, Goniometer, Spektrometer u. s. w. Über die interessanteste Gruppe der Erzeugnisse dieser Abteilung, nämlich die stereoskopischen Entfernungsmesser, wird später ausführlicher zu berichten sein.

Hieran schließt sich als vierte die „Teleabteilung", für alle terrestrischen Fernrohre und Fernsehapparate der verschiedensten Art. Sie hat in den letzten Jahren durch eine weitgehende Verwendung von Prismenkombinationen der verschiedensten Art mit Linsen höchste Bedeutung für die gesamte Fernrohrtechnik überhaupt gewonnen und wird namentlich von den Regierungen der verschiedensten Länder für die Zwecke der Landesverteidigung und der Marine in zunehmendem Maße beschäftigt. Die Teleabteilung besitzt ein besonderes Observatorium auf dem Dache der Anstalt, von wo man einen herrlichen Rundblick über das Saalethal und die Thüringer Berge genießt.

Ein fünftes Reich gehört der astronomischen Abteilung, worin die kostbaren, zum Teil ungewöhnlich großen Linsen besonders ins Auge fallen, welche für die Objektive großer Refraktoren bestimmt sind. Die allgemein bekannten Schwierigkeiten, die der Konstruktion riesiger Fernrohrlinsen früher entgegenstanden, beruhten im wesentlichen auf der Unmöglichkeit, eine spannungsfreie Struktur der erforderlichen großen Glaskörper in vollständiger Gleichmäßigkeit herzustellen. Dank den technischen Fortschritten des Jenenser Laboratoriums sind auch diese Hindernisse heute so gut wie beseitigt.

Die sechste und jüngste Abteilung ist diejenige, wo Projektionsapparate der mannigfachsten Art für Mikro- und Makroprojektion, für durchsichtige und opake Objekte in hoher Vollendung hergestellt werden.

Beim Abschluß unserer Wanderung gelangen wir endlich in die historische Sammlung: sie umfaßt optische Instrumente aus den frühesten Zeiten dieser etwa dreihundert Jahre alten Technik, so z. B. ein Campanisches Handmikroskop aus dem Jahre 1660 und viele andere Apparate deutschen, fran-

zösischen und englischen Ursprungs aus den letzten beiden Jahrhunderten, an deren Unvollkommenheit man am besten ermißt, in welcher Vollendung heute diese unentbehrlichen Hilfsmittel wissenschaftlicher Forschung hier entstehen und zu weiterer Vervollkommnung zu wachsen versprechen.

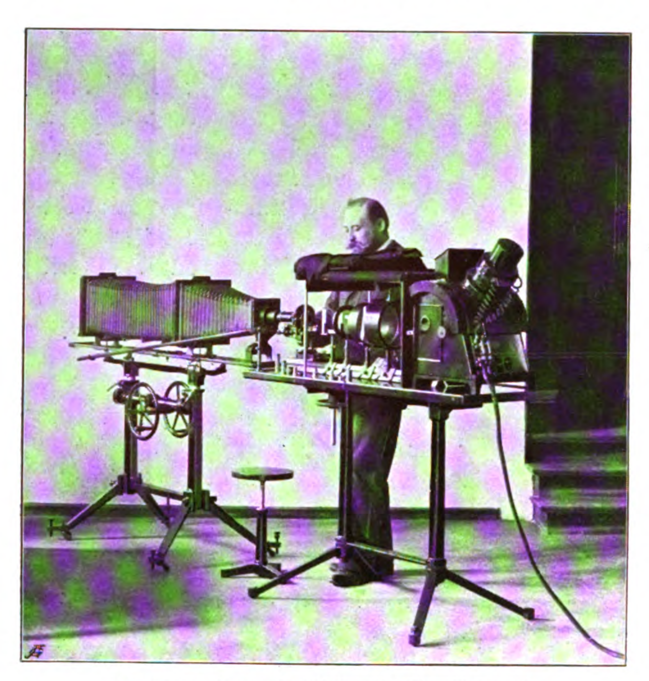
Und diese Betrachtung führt uns zurück in einen besonderen Raum des zuerst von uns betretenen Direktionsgebäudes, welcher gleichsam im Gegensatz zu jener historischen Sammlung eine Ausstellung der interessantesten gegenwärtigen mechanisch-optischen Erzeugnisse des Zeißwerkes umfaßt. Es ist dies die Expeditions-Abteilung, wo die optischen Instrumente nach Bestellzetteln zusammengestellt und vor ihrer Ablieferung an die Besteller noch einer letzten Durchsicht unterzogen werden.

Wenn auch die Vielseitigkeit der Gebiete, auf denen die Arbeit der Firma Karl Zeiß führend geworden, so bedeutend ist, daß es unmöglich erscheint, im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes allen gerecht zu werden, so wollen wir dennoch nunmehr versuchen, besonders interessante Neuschöpfungen der einzelnen Abteilungen näher zu schildern.

Wenden wir uns zunächst derjenigen Abteilung zu, welcher die Firma, als ihrem ältesten Fabrikationszweige, ihre ersten großen Erfolge dankte, nämlich den Mikroskopen und mikroskopischen Hilfsapparaten, so treten hier zwei Typen von gänzlich neuer Konstruktion besonders in die Erscheinung, nämlich einerseits das große „Modell 1899" des monokularen Mikroskops für Mikrophotographie und Projektion, andererseits das stereoskopische Mikroskop für binokulare Beobachtung.

Die wachsenden Bedürfnisse der mikroskopischen Forschung, namentlich auf dem Gebiete der Mikrophotographie, stellten an das Stativ des Mikroskops in zunehmendem Maße Anforderungen, denen im Rahmen des bisherigen Konstruktionstyps auch bei sorgfältigster Anordnung nicht mehr genügt werden konnte. Der verdienstvolle Vorsteher des Zeißschen Konstruktionsbureaus, Max Berger in Jena, ist der Schöpfer eines gänzlich neuen Schemas für den Mikroskopbau geworden, besonders der Stativkonstruktion. Berger äußerte sich über die Leitgedanken, welche seiner Arbeit zu Grunde liegen, in einem Fachblatt folgendermaßen: „Ursprünglich wurde das Mikroskop fast ausschließlich zur Beobachtung kleiner Objekte auf kleinen Objektträgern benutzt. Dementsprechend konnte die Ausladung, d. h. die nutzbare Entfernung von der Tubusachse bis zum Prisma, auch gering sein. Mit dem Anwachsen der den Untersuchungen zu unterwerfenden Objekte, wie sie moderne Forschungsweisen mit sich brachten (Gehirnschnitte, Serienpräparate u. s. w.), machte sich ein Vergrößern der Objekttische und dem entsprechend der Ausladung des Tubusträgers notwendig. Hierdurch wuchs aber auch das einseitige Übergewicht und die Schwierigkeit der Herstellung der Feinbewegung. Es mußte deshalb danach getrachtet werden, dieses einseitige Übergewicht auf ein Mindestmaß zu re-

Parallaktisch montierter Refraktor mit fester Polhöhe und Uhrwerk. Objektivöffnung 150 mm.



Centrieren eines mikrophotographischen Apparates.

Mehr noch als dies eben erwähnte Instrument aber fallen die beiden Mikroskoptypen auf, welche für gleichzeitige Beobachtung mit beiden Augen bestimmt sind.

Mikroskope solcher Art waren zwar seit langem bekannt, jedoch aus verschiedenen Gründen fast nur in englischen und in amerikanischen Amateurkreisen noch in Gebrauch; die älteren Modelle deutscher und französischer Herkunft gerieten dagegen mehr und mehr in Vergessenheit. Erst auf Anregung eines wissenschaftlichen „Amateurs", des in Paris lebenden Amerikaners Greenough, trat die Zeißwerkstätte vor etwa zehn Jahren wieder an die Lösung dieses Problems heran und zwar diesmal auf einer technisch wesentlich veränderten Basis. Weitere Förderung und Ausbildung empfing der Gedanke durch die Anregung der beiden deutschen Forscher Drüner und Braus, deren von der Zeißwerkstätte ausgeführtes binokulares Präparier- und Horizontalmikroskop eine besondere Ausführungsform des erwähnten Mikroskopes darstellt.

Diese Specialtypen wollen naturgemäß nicht etwa das alte monokulare Instrument verdrängen, sondern nur auf denjenigen Gebieten eine Ergänzung desselben bilden, wo sie durch die ihnen eigentümliche Eigenschaft des plastischen Sehens und der hierdurch bedingten Anwendung relativ schwacher Vergrößerungen Vollkommeneres zu leisten vermögen.

Es liegt auf der Hand, daß ein wirklich binokulares Mikroskop, d. h. ein solches mit zwei vollständig voneinander gesonderten optischen Systemen nebeneinander, zunächst ohne weiteres eine größere Helligkeit der Bilder zu liefern vermag, als es bei der bisher hauptsächlich für solche Zwecke angewandten Einrichtung eines bloßen stereoskopischen Okulars möglich war, da dieses ja die von dem einzig vorhandenen Objektiv entworfenen Bilder durch Halbierung der Strah-

duzieren; es gelang dies dadurch, daß die Feinbewegung dicht hinter die Grobbewegung geschaltet und beide ganz unabhängig von der Ausladung an einem kranähnlichen Träger befestigt wurden. Gegen eine beliebige Vergrößerung des Objekttisches liegen damit keinerlei Bedenken mehr vor. So ist unter Zugrundelegung eigener Erfahrungen und unter Berücksichtigung brauchbar erscheinender Vorschläge von anderer Seite ein neues Mikroskop entstanden, welches meines Erachtens nicht allein für photographische Arbeiten, sondern auch für allgemeine mikroskopische Beobachtung wesentliche Vorteile darbietet."

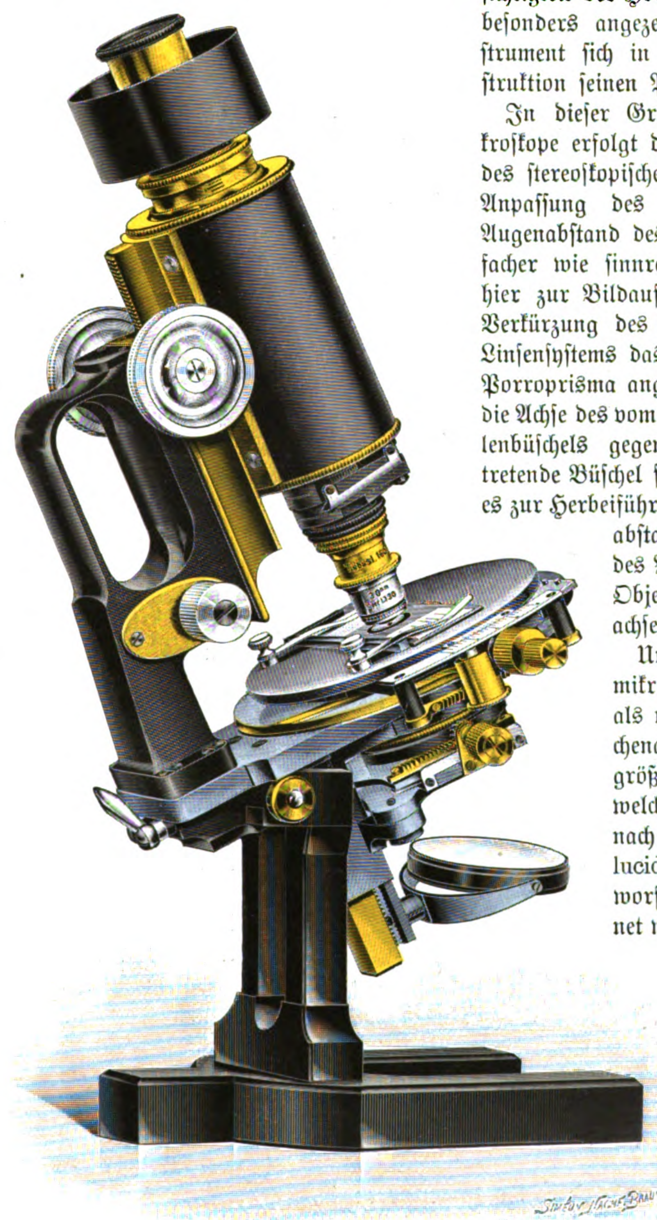
Es ist nicht zu bezweifeln, daß die vielseitigen, auch dem Laien alsbald ins Auge springenden Vorteile dieser Konstruktion, welche nicht nur eine bedeutend umfassendere Ausnutzung des Mikroskops nach verschiedenen Richtungen hin gewährleisten, sondern auch die Praxis des Arbeitens in technischer Hinsicht erleichtern und verbessern, die Einführung des Bergerschen Typs außerordentlich beschleunigen werden, zumal da der Anschaffungspreis kaum den des bisherigen Modells übertrifft, welches gleichen Zwecken zu dienen bestimmt war.

lenbüschel mittels Prismenspiegelung für die Beobachtung mit beiden Augen teilt. Während bei dieser Konstruktion jedes Auge also das Bild nur einer Objektivhälfte aufnehmen kann, werden nunmehr bei der Neukonstruktion in völliger Symmetrie beide Augen von je einem vollen Objektiv bedient.

Mit besonderem Vorteil hat sich, in etwas modifizierter Anordnung, dieses stereoskopische Mikroskop für solche Zwecke eingeführt, bei denen ein manuelles Operieren am Objekt behufs Präparation und dergleichen nötig ist, da naturgemäß das plastische und aufrechte Bild dieses Typs für den Gebrauch der Praxis dem alten Präpariermikroskop gegenüber wesentliche Annehmlichkeiten bietet. Auch für die Beobachtung des lebenden Auges, bei der im Hinblick auf die Durchsichtigkeit der Hornhaut ein plastisches Sehen besonders angezeigt erscheint, hat das Instrument sich in entsprechender Sonderkonstruktion seinen Platz erobert.

In dieser Gruppe der binokularen Mikroskope erfolgt die für das Zustandekommen des stereoskopischen Effektes unbedingt nötige Anpassung des Okularabstandes an den Augenabstand des Beobachters in ebenso einfacher wie sinnreicher Weise dadurch, daß hier zur Bildaufrichtung und gleichzeitigen Verkürzung des Strahlenganges statt eines Linsensystems das jetzt so bekannt gewordene Porroprisma angewendet ist. Da bei diesem die Achse des vom Objektiv kommenden Strahlenbüschels gegen das zum Okular austretende Büschel seitlich versetzt ist, so bedarf es zur Herbeiführung eines variablen Okularabstandes lediglich einer Drehung des Prismenokulars um die vom Objektiv gegebene Hauptrohrachse.

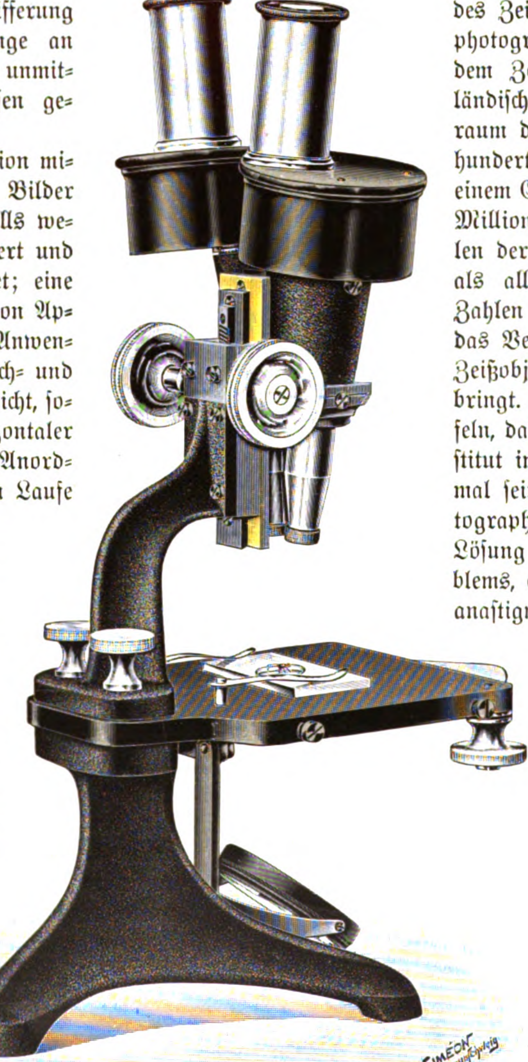
Unter den Hilfsapparaten der mikroskopischen Abteilung wäre als neu weiterhin noch ein Zeichenapparat für schwache Vergrößerungen zu erwähnen, bei welchem das Bild des Objekts nach dem Princip der Camera lucida auf ein Papierblatt geworfen wird, wo es nachgezeichnet werden kann. Auch ein Trichinoskop, das die Trichinenschau durch Projektion vermittelt, verdient Beachtung. Ebenso erscheint bei der zunehmenden Bedeutung genauer Spektraluntersuchungen für zahlreiche Zwecke



Neues mikrophotographisches Stativ.

ein Mikrospektroskop wertvoll, welches durch Vermittelung eines Meßapparates von eigenartiger Konstruktion eine absolute Lagenbestimmung der charakteristischen Spektrallinien mikroskopisch kleiner Objekte (Blut!) durch direkte Angabe ihrer Wellenlänge auszuführen gestattet. Diese Beobachtung erfolgt dadurch, daß eine mikrometrische Skala mittels Spiegelung auf das Spektrum projiziert wird, welche durch ihre Teilung und Bezifferung die Wellenlänge an jeder Stelle unmittelbar abzulesen gestattet.

Die Projektion mikroskopischer Bilder hat sich ebenfalls wesentlich erweitert und vervollkommnet; eine ganze Reihe von Apparaten unter Anwendung von durch- und auffallendem Licht, sowohl in horizontaler wie vertikaler Anordnung, sind im Laufe der Jahre aus der Zeißschen Werkstätte hervorgegangen und übertreffen andere Fabrikate besonders durch ihre Beleuchtungsvorrichtungen, womit wieder verbesserte Systeme der Blendung und Konzentration zusammenhängen. Alles in allem hat die mikroskopische Abteilung seit Bestehen des Instituts über fünfunddreißigtausend Instrumente fabriziert; an Objektiven insbesondere wurden von den älteren achromatischen Typen gegen neunzigtausend, von den neueren Apochromaten über zwölftausend Stück verkauft. Der Jahresumsatz dieser Abteilung allein belief sich in den letzten Jahren regelmäßig auf einen Fakturawert von über eine Million Mark.



Binokulares Präpariermikroskop nach Greenough.

Zu den wichtigsten Abteilungen des Zeißwerkes gehört dann die photographische: wurden doch von dem Zeißwerke und seinen ausländischen Licenznehmern im Zeitraum der letzten zehn Jahre über hunderttausend Anastigmate in einem Gesamtwert von etwa zehn Millionen Mark nach allen Teilen der Welt geliefert, und mehr als alles andere sprechen diese Zahlen für die Wertschätzung und das Vertrauen, welches man den Zeißobjektiven überall entgegenbringt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in dem Jenenser Institut im Jahre 1890 zum erstenmal seit der Erfindung der Photographie überhaupt herbeigeführte Lösung des vielumstrittenen Problems, ein lichtstarkes Objektiv mit anastigmatischer Bildebnung zu konstruieren, kaum minder als die Erfindung der Trockenplatten den unleugbaren, hochbedeutenden Aufschwung auf dem Gesamtgebiet der Photographie angebahnt hat. Wenn die Photographie heute nicht allein in der Reproduktionstechnik eine herrschende Stellung innehat, sondern auch zum Lieblingssport aller Gesellschaftsklassen und zum wichtigsten Behelf künstlerischen Schaffens und wissenschaftlicher Forschung geworden ist, so dankt sie dies nicht zum wenigsten dem mächtigen Impuls, welchen ihr die Erfindungen der photographischen

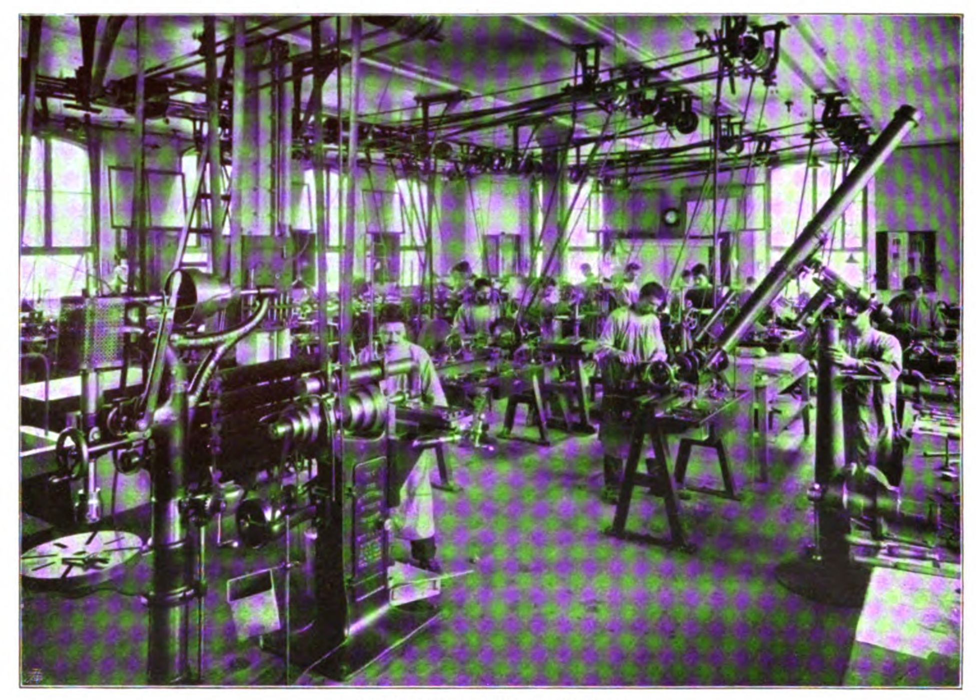
Abteilung der Firma Karl Zeiß gegeben haben und ununterbrochen weiter geben.

Die von der Firma ursprünglich für ihre Objektive gewählte Bezeichnung „Anastigmate“ ist inzwischen fallen gelassen worden, da sie vielfach von Konkurrenzfirmen für minderwertige Nachbildungen benutzt wurde und daher zu schädlichen Verwechselungen zu führen geeignet war. Die drei hauptsächlichsten Typen, welche heute aus der Anstalt hervorgehen, sind durch die gesetzlich geschützten Namen „Protar“, „Planar“, „Unar“ gekennzeichnet.

Verschiedene photographische Objektive mit Umkehrprismen und Momentverschlüssen.

Die Protargruppe zerfällt in die beiden Unterabteilungen der unsymmetrischen Doublets und der symmetrisch gebauten Doppelprotare. Erstere gehören in die Klasse der weitwinkligen Momentobjektive und besitzen ein anastigmatisch geebnetes Bildfeld von einer im Verhältnis zu ihrer relativen Öffnung bemerkenswert großen Winkelausdehnung. Ihr besonderer Vorzug liegt demzufolge in der Möglichkeit, ein und dasselbe Objektiv dieser Gruppe unter Benutzung verschiedener Plattenformate erfolgreich für die verschiedenartigen Aufnahmen brauchen zu können. Die Doppelprotare dagegen sind je nach Wahl zusammengesetzt aus zwei als Einzelobjektive für sich benutzbaren Protarlinsen, welche vorteilhaft da verwendet werden, wo man aus perspektivischen Gründen eine im Verhältnis zum Plattenformat lange Brennweite benötigt; das Doppelprotar besitzt als zusammengesetztes Objektiv naturgemäß kürzere Brennweite und größere Lichtstärke als seine Einzelglieder, für sich allein verwendet. Der Hauptvorteil der praktischen Anwendung dieser Serie liegt also in der Möglichkeit, mit ein und demselben Objektiv verschiedene Brennweiten nutzbar zu machen und somit auf ein und demselben Plattenformat den verschiedensten Zwecken gerecht zu werden. Die Planargruppe dient besonders denjenigen Zwecken, bei welchen entweder eine große relative Öffnung des Objektivs, also für Porträts, sowie kürzeste Moment- und Serienaufnahmen oder Wiedergabe des Objekts mit besonders präciser Schärfenzeichnung verlangt wird, wie dies bei Strichreproduktionen, Vergrößerungen und starken Verkleinerungen der Fall ist. Die Unargruppe endlich ist angesichts ihrer außerordentlichen Lichtstärke und ihres verhältnismäßig geringen Gewichts für Handapparate besonders geeignet und trägt als Universalobjektiv im besten Sinne des Wortes den mannigfaltigen Bedürfnissen des Amateurs Rechnung, bei welchen größere Gesichtswinkel als siebzig Grad nicht erfordert werden, also für Porträts, Gruppen, Momentstraßenscenen und Landschaften, sowie für Intérieurs und Architekturen. Auch für astronomische Verwendungen eignet sich dieser Typ in hohem Maße.

Außer den vorbezeichneten Objektiven werden seit einigen Jahren auch für die Zwecke der Fernphotographie Teleobjektive von hoher Leistungsfähigkeit fabriziert, welche aus einem



Arbeitssaal der Versuchsabteilung.

Einzel- oder Doppelobjektiv als positivem und einer Zerstreuungslinse als negativem Element zusammengesetzt sind. Das Fernobjektiv ist besonders geeignet für landschaftliche Fernansichten und Architekturdetails einerseits, andererseits aber auch für Porträtaufnahmen in großen Abmessungen.

Natürlich sind neben der eigentlichen photographischen Optik auch die zugehörigen Hilfsapparate, besonders die Verschlüsse für Zeit- und Augenblicksbelichtung hervorragend entwickelt. Hierhin gehören in erster Linie die automatischen, regulierbaren und Detektiv-Irisverschlüsse, welche wahre Kunstwerke der Präcisionsmechanik darstellen.

Endlich ist in letzter Zeit noch eine bedeutsame Erweiterung dieser Abteilung dadurch eingetreten, daß das Zeißwerk den in Jena als Aktiengesellschaft unter der Firma „Camerawerk Palmos" errichteten Betrieb für die Herstellung photographischer Apparate angekauft hat. Hierdurch wird nicht nur dem Absatz der von Kennern geschätzten Erzeugnisse dieses Camerawerkes eine möglichst große Entwickelung gewährleistet, sondern vor allem der von Käufern der Zeißobjektive längst empfundene Übelstand beseitigt, erstere von zweiter Hand und häufig ohne fachmännisches Verständnis auf eine der zahllosen im Handel befindlichen Cameratypen montieren lassen zu müssen.

Vor ihrem Ausgang aus der Werkstatt werden sämtliche photographische Objektive in dem eigens hierzu eingerichteten Versuchsatelier der Firma einer genauen Prüfung unterzogen. Diese erfolgt mittels einer neuen Methode, welche die Leistungsfähigkeit des Objektivs bildlich darstellt, indem Probeaufnahmen von einem eigenartigen Testobjekt gemacht werden.

Die Abteilung für optische Meßinstrumente zu technischen und wissenschaftlichen Zwecken hat sich von kleinen Anfängen in der Gegenwart zu großer Bedeutung entfaltet. Ursprünglich wurden in dieser nach Zahl der beschäftigten Personen und Umfang der Produktion verhältnismäßig kleinen Abteilung lediglich für den eigenen Laboratoriums- und Werkstattgebrauch des Instituts Meßinstrumente gebaut; erst seit etwa zehn Jahren hat sie Fabrikation und Verkauf nach außen übernommen und dient nunmehr gleichzeitig als Lehrwerkstätte, sowie auch den Zwecken der kürzlich errichteten besonderen

Versuchswerkstatt für neue Konstruktionen. Hier sind es namentlich die Spektrometer für feinere Messungen und die damit zusammenhängende Herstellung der Prismen und Hohlprismen, welche in den Vordergrund treten. Einem stetig wachsenden Arbeitsgebiet dienen auch die Refraktometer. Ursprünglich hauptsächlich für den Gebrauch des Optikers wertvoll zur Feststellung der Brechungs- und Lichtdurchlässigkeitseigenschaften fester und flüssiger Körper, dienen diese Instrumente heute auch schon anderen gewerblichen Untersuchungs-Methoden, wie z. B. für die Kontrolle der Beschaffenheit gewisser flüssiger oder leicht zu verflüssigender Nahrungsstoffe, für die Bestimmung der Konzentration von Lösungen und dergleichen. Man kann es daher wohl verstehen, daß ein solches, in seiner Anwendung außerordentlich einfaches und schnell arbeitendes Instrument sich mannigfachen Gebieten des täglichen Bedürfnisses in charakteristischen Sonderformen schnell angepaßt hat; Milchfett- und Butterrefraktometer, Eintauchrefraktometer für wässerige Flüssigkeiten und Lösungen mit niedrigem Brechungsindex, z. B. für Alkoholbestimmungen in Wein und Bier, lassen ohne weiteres die vielseitige Anwendungsfähigkeit dieser Instrumentengruppe erkennen.

Ein hochinteressantes Fabrikat der Meßabteilung sind die stereoskopischen Entfernungsmesser, welche unter den zahlreichen Versuchen, terrestrische Entfernungen durch einen einzigen Beobachter und von einem einzigen Standort aus zu messen, zweifellos heute die aussichtsvollste und praktisch brauchbarste Lösung darstellen. Der durch langjährige umfassende und sehr kostspielige Versuche der Firma Zeiß in diesem Instrument verwirklichte geistreiche Gedanke des verstorbenen Ingenieurs de Grousilliers kennzeichnet sich im wesentlichen dadurch, daß in die Brennebenen eines Doppelfernrohrs mit erweitertem Objektivabstande — nach Art des Helmholtzschen Telestereoskops — Meßskalen eingesetzt werden, die in dem Landschaftsbild als eine vom Beobachter aus in die Tiefe führende Reihe von Marken erscheinen. Um diese Wirkung zu erzielen, sind naturgemäß die Meßskalen in den beiden Fernrohren nicht genau gleich, sondern die Differenz ihrer Markenintervalle für die einzelnen Entfernungen wächst als arithmetische Reihe zweiten Gra-

Krystallrefraktometer nach Abbe.

des und berechnet sich aus dem Dreieck, dessen im Instrument selbst liegende Basis der erweiterte Objektivabstand, dessen Spitze aber das Objekt bildet. Die Stellung zweier korrespondierender Marken in beiden Gittern für ein und dieselbe Entfernung schwankt also jeweils genau um denjenigen Betrag, den man bei der bekannten älteren parallaktischen Meßmethode erhielt, wenn man nach Eindeckung der festen Strichmarke des ersten Fernrohrs auf das Meßobjekt die verschiebbare Marke des zweiten Parallelfernrohrs auf dasselbe Ziel einspielen ließ. Somit vereinigen sich die beiden Meßskalen bei binokularer Beobachtung durch das Doppelfernrohr zu einem plastischen Raumbild einer in die Tiefe führenden bezifferten Markenreihe, welche gleichsam über dem stereoskopischen Landschaftsbilde zu schweben scheint und somit den Abstand eines Objekts vom Beobachter durch unmittelbaren Vergleich abzulesen gestattet.

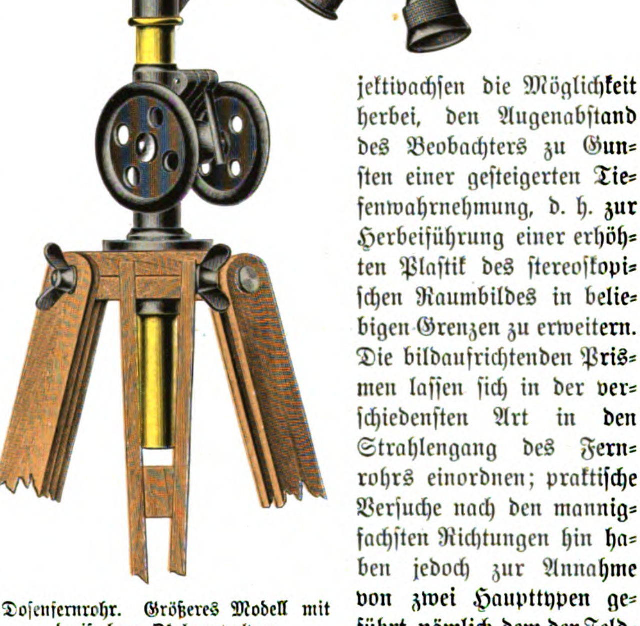
Den überraschenden Eindruck dieser Messungsmethode kann man sich am besten vergegenwärtigen, wenn man sich beispielsweise am Ende einer langen Straße mit Laternenpfählen, einer Allee mit Pappeln oder eines Eisenbahndammes mit Telegraphenpfählen stehend denkt und die Entfernung eines Gegenstandes von uns auf einer solchen Linie dadurch feststellt, daß man die in regelmäßigen Abständen aufeinanderfolgenden Laternen, Bäume oder Telegraphenpfähle zählt, welche zwischen uns und dem Objekt liegen. Der Unterschied ist nur der, daß, während hier eine Reihe von körperlich vorhandenen Marken thatsächlich in die Tiefe der Landschaft hineinführt, dort bei dem stereoskopischen Entfernungsmesser statt dessen eine künstliche, nur im Instrument selbst vorhandene bezifferte Markenreihe in das beobachtete Landschaftsbild hineinprojiziert wird.

Die Zeißwerkstätte hat neuerdings mit der fabrikmäßigen Herstellung solcher Entfernungsmesser in vier verschiedenen Größen begonnen. Das kleinste Modell mit ein drittel Meter Basis dient für Jagdzwecke; das mittlere Modell von einem halben Meter und die großen von einem und eineinhalb Meter Basis sind für militärische Zwecke, und zwar jenes für Infanterie, diese für Artillerie bestimmt. Die Vergrößerung ist bei der Infanterietype eine achtfache, bei den Artillerietypen eine fünfzehn- oder gar dreiundzwanzigfache. Die mit dem Quadrat der Entfernung wachsenden Grenzwerte für Tiefenunterscheidung betragen beispielsweise bei dem Infanteriemodell auf 500 Meter 1,8 Prozent, auf 1000 Meter 3,5 Prozent, auf 2 Kilometer 7 Prozent und auf 3 Kilometer 11 Prozent der wirklichen Entfernung. Hierbei ist als Grenzwert der Tiefenunterscheidung im freien Sehen ein Winkel von 30 Sekunden in Rechnung gesetzt. Naturgemäß sind bei dem großen Modell für Artillerie, welches bei seinem Gewicht von nur 14 Kilogramm immerhin noch als durchaus feldmäßig und leicht transportabel zu bezeichnen ist, die Meßresultate noch weit günstigere. Die Fehler betragen hier bei 3 Kilometer erst 1,3 Prozent, bei 5 Kilometer 2,2 und bei 10 Kilometer nur 4,4 Prozent!

Stereoskopischer Entfernungsmesser. Basis 51 cm. Vergr. achtfach.

Die charakteristischen Vorteile des stereoskopischen Entfernungsmessers gegenüber allen

anderen bekannten Konstruktionen sind folgende: Unmittelbares Ablesen der Entfernung ohne jede Rechnung mit einer von der Art und dem Aussehen der Objekte nahezu unabhängigen Genauigkeit; Anwendbarkeit auf ruhende, sich bewegende und nur kurze Zeit sichtbare Ziele, auf attackierende Kavallerie, Luftballons, fahrende Schiffe, Lichter in der Dunkelheit u. s. w.; Handhabung und Bedienung durch einen einzigen Beobachter. Der Kriegswert der Instrumente hat noch dadurch eine hochbedeutsame Verbesserung erfahren, daß mittels einer dauernd an ihnen angebrachten Justiervorrichtung in kürzester Frist ohne Zuhilfenahme irgend einer außerhalb des Instruments liegenden Vergleichsstrecke eine Prüfung und nötigenfalls Berichtigung der Meßangaben stattfinden kann.



Dosenfernrohr. Größeres Modell mit dreifachem Okularrevolver.

Eine weitere Abteilung, deren Bedeutung sich von Jahr zu Jahr steigert, ist die Teleabteilung, welche im wesentlichen die Massenherstellung von binokularen und monokularen Hand- und Standfernrohren betreibt.

Die kennzeichnende Eigentümlichkeit dieser Instrumentengruppe bildet die grundsätzliche Verwendung von Prismenanordnungen an Stelle der Linsen zur Bildaufrichtung, und zwar vorzugsweise nach dem bekannten Porrosystem. Der Vorteil dieser Einrichtung ist ein dreifacher: zunächst gestattet das bildumkehrende Prisma die Anwendung astronomischer an Stelle der terrestrischen oder holländischen Okulare und gewährt damit ein ganz erheblich größeres Gesichtsfeld. Sodann bewirkt die mehrmalige Knickung des Strahlenganges eine außerordentlich erwünschte Verkürzung des gesamten Fernrohrkörpers und erhöht hierdurch wiederum die Handlichkeit und Verwendbarkeit des Instrumentes für die tägliche Praxis. Endlich aber führt die durch die erwähnte Knickung des Strahlenganges in zwei Ebenen bedingte Versetzung der Okularachsen gegen die Objektivachsen die Möglichkeit herbei, den Augenabstand des Beobachters zu Gunsten einer gesteigerten Tiefenwahrnehmung, d. h. zur Herbeiführung einer erhöhten Plastik des stereoskopischen Raumbildes in beliebigen Grenzen zu erweitern. Die bildaufrichtenden Prismen lassen sich in der verschiedensten Art in den Strahlengang des Fernrohrs einordnen; praktische Versuche nach den mannigfachsten Richtungen hin haben jedoch zur Annahme von zwei Haupttypen geführt, nämlich dem der Feldstecher und dem der Relieffernrohre. Jede dieser beiden Gruppen umfaßt naturgemäß eine große Anzahl von Untertypen, welche nach Vergrößerung, Lichtstärke u. s. w. variieren.

Der Feldstecher ist das handlichere und kompendiösere Instrument und daher vorzugsweise als Reise-, Jagd- und Theaterglas, Armee- und Marineglas in Anwendung. Die Erweiterung des Objektivabstandes beträgt hier das eindreiviertel- bis zweifache des Augenabstandes und erzeugt immerhin auch schon hierdurch eine deutliche Erhöhung der Plastik; die Vergrößerungen schwanken

zwischen vier- und zwölffach. Das kleinste Modell dient bei einem Gewicht von nur 370 Gramm und infolge seiner bedeutenden Helligkeit sowie seines Sehfeldes von annähernd zehn Grad als universelles Taschen-instrument für Theater, Architekturen, Rennen und dergleichen. Für Touristen, Jäger und Militärpersonen empfehlen sich die sechs- und achtfachen Feldstecher, für Beobachtung im Halbdunkel, bei Nebel und Nacht ist ein Modell mit fünf- oder siebeneinhalbfacher Vergrößerung und erhöhter freier Öffnung der Objektive vorzuziehen. Die letzten Modelle mit zehn- und zwölffacher Vergrößerung endlich sind mit besonderem Vorteil auf See zu verwenden, wo auch das etwas erhöhte Gewicht weniger in Frage kommt. Eine besonders wertvolle Anordnung an diesen Marinegläsern ist die Anbringung eines Okularrevolvers, welcher gestattet, ein schwächeres oder stärkeres Okular einzuschalten.

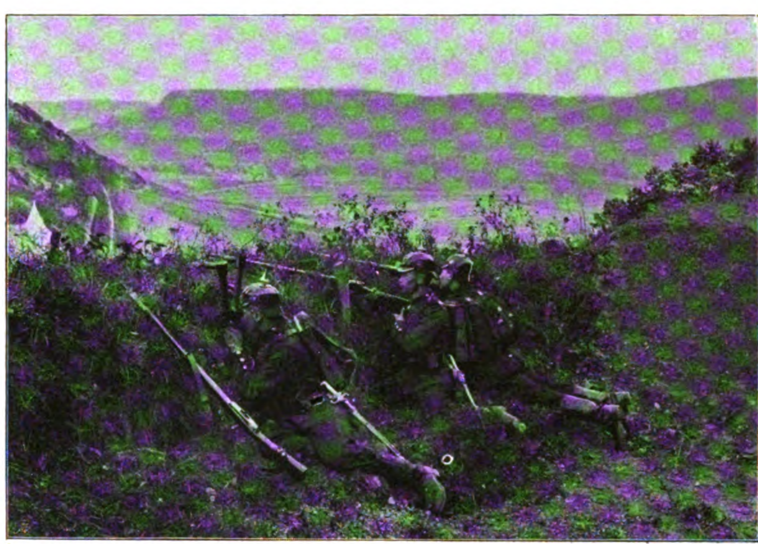
Die zweite Gruppe der Handfernrohre, nämlich die schon erwähnten Relieffernrohre, sind für den Touristen vielleicht weniger bequem als die kompendiösen Feldstecher, aber infolge des ihnen eigentümlichen erheblich erweiterten Objektivabstandes und der dadurch bedingten weit höheren Plastik für alle Beobachtungen von festen Standpunkten aus, sowie zu Feld- und Küstenrekognoscierungen hervorragend geeignet. Durch ihre scherenartige Konstruktion gewähren sie in geöffneter Stellung mit gestreckten Schenkeln auch noch auf große Entfernungen hin eine auf das Fünf- bis Siebenfache gesteigerte stereoskopische Wirkung und gestatten somit, weitliegende Objekte, die in einem gewöhnlichen Doppelfernrohr von gleicher Vergrößerung nebeneinander befindlich erscheinen, nunmehr als in bestimmten Abständen hintereinander liegend zu erkennen. Sowohl in dieser gestreckten, wie auch in der zusammengeklappten Stellung aber ermöglichen diese Relieffernrohre, gleichsam um die Ecke zu sehen. Beispielsweise vermag der hinter einem Baume stehende Beobachter mit ausgebreiteten Fernrohrschenkeln rechts und links daran vorbeizusehen, während das zusammengeklappte und aufwärts gerichtete Instrument ihm die Beobachtung eines Zieles hinter der Deckung eines Walles über dessen Kamm hinweg gestattet.

Neben diesen Handfernrohren werden nun auch binokulare und monokulare Standfernrohre mit Prismenokularen erzeugt. Diese Instrumente, welche infolge ihrer größeren Dimensionen eine beschränkte, infolge ihrer optischen Leistungen aber eine sehr bedeutende Verwendbarkeit besitzen, eignen sich vorzugsweise zur festen Aufstellung an hervorragenden Aussichtspunkten und Beobachtungsstationen von großem Rundblick. Sie werden sowohl als Reliefstangenfernrohre mit fünfundzwanzigmal erhöhter Plastik, bei denen die Optik in ein starres Rohr eingebaut ist, wie auch als Reliefscherenfernrohr erzeugt. Diese unterscheiden sich von den Reliefhandfernrohren hauptsächlich durch eine weitere Erhöhung des Objektivabstandes — bis auf das Neunfache der Augendistanz — und durch eine angemessene Steigerung der Vergrößerung. Sie gewähren selbst noch für Entfernungen bis zu fünfundzwanzig Kilometer plastische Unterscheidungen, welche — bei gleichzeitiger Vergrößerung der Objekte, wunderbarer Schärfe der Konturen und großer Helligkeit — in dieser Weise von anderen technischen Hilfsmitteln nicht geboten werden können. Auf große Abstände hintereinander stehende Objekte, Häuser, Bäume, Terrainwellen und dergleichen, heben sich scharf voneinander ab, so daß man zwischen ihnen durchzusehen glaubt. Menschengruppen, welche aus der Ferne in einer Reihe



Reliefstangenfernrohr.
Basis 2 m.

stehend erscheinen, lösen sich nach vorn und hinten so auf, daß ihre Anordnung nach der Tiefe ebenso deutlich erkennbar wird wie nach der Breite. Waldlisieren, welche dem Auge scheinbar nur eine gestreckte Linie bieten, treten ein und aus, so daß man in der That durch die horizontale Beobachtung eine Erkenntnis der Formengestaltung im Grundriß gewinnt, wie sie sich sonst nur bei vertikaler Beobachtung von erhöhtem Standpunkt darbietet.



Militärische Verwendung des Reliefferurohrs im Gefecht.

Die Abteilung für Astroinstrumente wird gegenwärtig durch das Bedürfnis nach Objektiven von höchster Fehlerlosigkeit für die Zwecke der Astrophotographie, sowie die Spektraluntersuchung der von den Gestirnen ausgesandten Lichtstrahlen besonders in Anspruch genommen. Selbstverständlich muß bei Fernrohrobjektiven die äußerste Sorgfalt darauf gerichtet werden, das sekundäre Spektrum, sowie die chromatische Differenz der sphärischen Aberration auf den denkbar geringsten Betrag zu bringen. Die Fassung der Linsen besteht bei den kleineren Typen bis zu 80 Millimeter Durchmesser vorzugsweise aus Rotgußlegierung, bei den größeren Typen aus Gußstahl.

Ähnliche Fortschritte, wie auf dem Gebiet der Mikroskopie, sind auch auf dem Gebiete der astronomischen Fernrohre erreicht durch die Einführung der zwei- und dreiteiligen apochromatischen Systeme, welche das erwähnte sekundäre Spektrum vollständig beseitigen und demzufolge die erfolgreiche Anwendung stark vergrößernder Okulare gestatten, da das Bild infolge der erheblich verbesserten Strahlenvereinigung auch eine entsprechend größere Lichtstärke besitzt. Für die Zwecke der Astrophotographie dienen Objektive von kurzer Brennweite, bei denen besonderer Wert auf Korrektion des chemisch wirksamen Teiles der Strahlen gelegt ist. Sie besitzen ein verhältnismäßig großes planes Gesichtsfeld ohne Verzeichnung und eignen sich zur Photographie von Nebelflecken, Sternschnuppen, sowie von Sonne und Mond mit Vergrößerungssystem.

Eine Unterabteilung der astronomischen Gruppe ist ausschließlich mit der Herstellung von Objektivprismen befaßt; auch Plan-, Planparallelgläser und sphärische Hohlspiegel sind in die Fabrikation eingeschlossen. Die Leistungsfähigkeit der letzteren erhellt am besten aus der Thatsache, daß die nach einer besonderen Methode erfolgende Herstellung der Planplatten eine nahezu absolute Genauigkeit der Flächen bei einem Höchstfehler von 0,5 Sekunden im Winkel gewährleistet.

Die jüngste Abteilung umfaßt die Projektionsapparate. Angesichts der Thatsache, daß in der neuesten Zeit bei wissenschaftlichen und populären Vorträgen aller Art die bildliche Darstellung sich als unentbehrliches Hilfsmittel mehr und mehr eingebürgert hat, wurden auch die dieser Abteilung gestellten Aufgaben immer zahlreicher und vielseitiger. Die Projektionsapparate dienen in ihren älteren Modellen hauptsächlich zur Projektion von photographischen Diapositiven, sowie von ganz oder teilweise durchsichtigen

kleineren technischen und physikalischen Instrumenten. Die Beleuchtung erfordert starke Lichtquellen, hauptsächlich elektrisches Bogenlicht, in geringerem Maße genügt Kalklicht, endlich für mikrophotographische Arbeiten wohl auch Gas- oder Petroleumlicht.



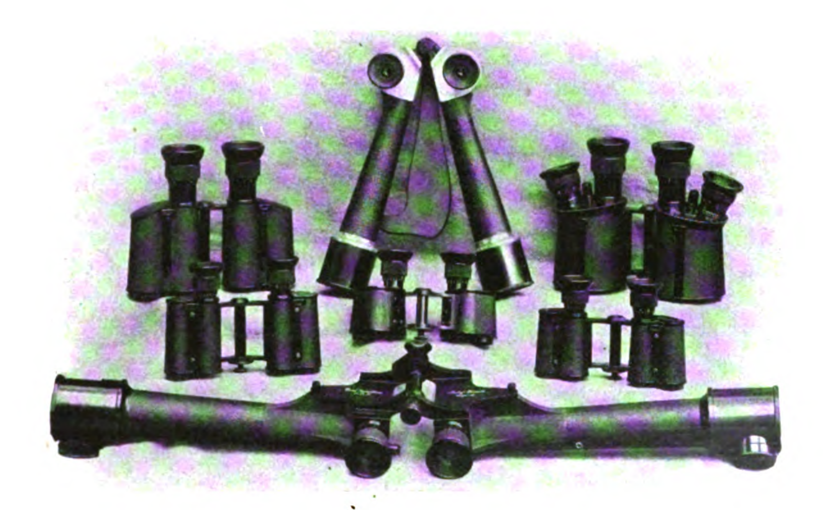
Epidiaskopischer Projektionsapparat.
Projektion einer auf dem Objekttisch ruhenden Hand.

Die neueren Modelle der Fabrikation haben mit Erfolg einen oft schwer empfundenen Übelstand der älteren Systeme beseitigt und dadurch den Verwendungsbereich der Projektionsapparate wesentlich erweitert, nämlich die Projektion undurchsichtiger ebener wie körperlicher Objekte ermöglicht. Dieser neue Projektionsapparat, Epidiaskop genannt, arbeitet bei horizontal liegenden, undurchsichtigen Objekten mit auffallendem und bei durchsichtigen oder durchscheinenden Objekten mit durchfallendem Licht. Der Übergang von einer Beleuchtungsart zu der anderen läßt sich mit einem Handgriff bewerkstelligen. Ein Wechsel in der Vergrößerung läßt sich allerdings nicht an dem Apparat selbst durch Regulierung seiner optischen Teile, sondern nur durch Änderung des Abstandes zwischen ihm und dem Projektionsschirm bewerkstelligen: aus diesem Grunde befindet sich der Projektionsapparat auf einem mit vier Rollen versehenen Wagen. Die obere Vergrößerungsgrenze ist einerseits durch die Stärke der Lichtquelle, andererseits durch Umfang und Beschaffenheit (Eigenhelligkeit) der Objekte gegeben. —

Unsere Betrachtung würde unvollständig sein, wenn wir nicht mit wenigen Worten der einzig in ihrer Art dastehenden Organisation, namentlich in socialer Hinsicht, gedenken wollten. Von 1846 bis 1875 war der Ende 1888 verstorbene Mechaniker Dr. Karl Zeiß alleiniger Inhaber des Werkes; dann trat Professor Dr. Abbe, der bereits seit einer Reihe von Jahren in zunehmendem Maße Mitarbeiter des Instituts gewesen, als zweiter und im Jahre 1881 Dr. Roderich Zeiß, der älteste Sohn des Begründers, als dritter Teilhaber ein. Nach dem Tode des ersteren (1888) und dem im Jahre darauf erfolgten Rücktritt seines Erben von der Geschäftsführung hatte Professor Dr. Abbe bis 1891 die alleinige Leitung. Am 1. Juni dieses Jahres ward das Werk zufolge eines hochherzigen Entschlusses des Gelehrten in das Eigentum der Karl Zeiß-Stiftung übergeführt, welche er bereits zwei Jahre vorher zur Beförderung socialer und wissenschaftlicher Aufgaben aus seinem Privatvermögen ins Leben gerufen hatte. Seitdem wird das Zeißwerk, nachdem die bisherigen Erben entsprechend abgefunden sind, als Eigentum dieser Stiftung und für ihre Rechnung durch einen aus vier Personen bestehenden Vorstand geleitet und verwaltet. Die Oberaufsicht über die Stiftung führt das Kultusdepartement des Großherzogl. Weimarischen Staatsministeriums. Ein von diesem bestellter „Stiftungskommissar" hat die Geschäftsführung der Betriebe dauernd zu kontrollieren und die Statutenmäßigkeit des Verfahrens zu überwachen; ebenso ist er bei allen wichtigen Akten der Geschäftsführung zur Beratung und Beschlußfassung hinzuzuziehen und daher verpflichtet, sich dauernd über Stand und Entwickelung des kaufmännischen und technischen Betriebes unterrichtet zu halten.

Bezeichnend für den Geist des Statuts ist die außerordentlich weitgehende, den Anforderungen der Humanität und Gerechtigkeit im edelsten Sinne Rechnung tragende Fürsorge für die materielle Sicherung der Existenz aller Arbeiter und Angestellten des Werkes. Durch eine Betriebskrankenkasse und durch Pensionsberechtigung einerseits, durch einen reich dotierten und aus den jährlichen Betriebsüberschüssen dauernd verstärkten Reservefonds andererseits wird hier in denkbar umfassendstem Sinne dafür Sorge getragen, daß jedes einzelne Glied des großen Unternehmens, und damit auch dieses selbst, den unvermeidlichen Zufälligkeiten des täglichen Lebens wie den schwankenden Konjunkturen des Marktes finanziell gerüstet gegenübersteht. Alle im Betriebe beschäftigten Personen, von den wissenschaftlichen Mitarbeitern, den Abteilungsvorstehern und Werkführern bis herunter zu den letzten Arbeitern (nur mit Ausnahme der Vorstandsmitglieder), nehmen, entsprechend ihrem Lohn, auch an dem Reingewinn des Unternehmens teil, wodurch sich ihr Verdienst durchschnittlich um 8 bis 10 Prozent des sonstigen Jahreseinkommens zu erhöhen pflegt. Dieses bezifferte sich im letzten Jahre für jüngere Arbeiter im Alter von 18 bis 21 Jahren auf fast 1300, für solche von 21 bis 24 Jahren auf etwa 1600 und endlich für alle über 24 Jahre alten und mehr als drei Jahre dem Betriebe angehörenden Arbeiter auf über 1800 Mark. Hierbei ist als Jahresverdienst das Dreihundertdreizehnfache des wahren Tagesverdienstes gerechnet.

Die glänzende innere und äußere Entwickelung des Zeißwerks während des nunmehr über zehnjährigen Bestehens der Stiftung hat den unwiderleglichen Beweis erbracht, daß die maßgebenden Grundsätze ihres Begründers die richtigen waren und daß sie jedenfalls die glücklichste heut bekannte Lösung des viel umstrittenen Problems der socialen Frage darstellen. Wenn die Zukunft dazu führen wird, daß die wirtschaftliche Organisation des Zeißwerks in gleicher Weise bahnbrechend auf socialem Gebiete wirken sollte, wie dies ihrer technischen Arbeitsweise auf dem Gesamtgebiet des wissenschaftlichen Instrumentenbaues längst gelungen ist, so wird dies den schönsten Lohn für den greisen Gelehrten und seine Mitarbeiter bilden und ihr Lebenswerk unvergänglich machen.



Hand- und Reliefffernrohre. (1/3 natürl. Größe.)



Wilhelm Wundt

Zu seinem siebzigsten Geburtstage

Von

Thomas Achelis

(Nachdruck ist untersagt.)

Die gegenwärtige Philosophie ist von den seltsamsten, einander fast unmittelbar entgegengesetzten Strömungen beherrscht, so daß sie einem oberflächlichen Blick fast wie ein wüstes Chaos vorkommen möchte. Überall tobt Kampf und Zank; kein großes, alle Einzelheiten zusammenfassendes System wie in der gelobten Zeit des philosophischen Klassicismus, die Einheit der Weltanschauung vielmehr von dem Sauerteig naturwissenschaftlicher Kritik zerfressen und zersetzt, zwischen den alten Gegnern, dem Idealismus und Realismus, eine Fülle neuer, meist naturwissenschaftlicher Bildungen, am zuversichtlichsten der aus englischen und französischen Einflüssen stammende Positivismus oder, wie seine jüngste Abart lautet, der Empiriokriticismus. Und doch ist diese Zerfahrenheit und Unfertigkeit unseres Erachtens kein Zeichen des Niederganges, wie öfter triumphierend und schadenfroh behauptet wird, sondern einer vielleicht noch durch mancherlei Rückfälle verzögerten Wiedergeburt unserer wissenschaftlichen Weltbetrachtung. Eine wesentliche Bürgschaft für diese Hoffnung glauben wir in dem Umstand erblicken zu dürfen, daß gerade diejenige Disciplin, welche bis vor kurzem sich nicht genug daran thun konnte, die ehemalige, von ihrem Thron gestürzte Königin mit Fußtritten oder wenigstens groben Beleidigungen zu verunglimpfen, nämlich die Naturwissenschaft, neuerdings bestrebt ist, eine bessere Fühlung wiederherzustellen und für ihre Probleme eine gewisse allgemeinere Perspektive zu gewinnen.

Einer der führenden Geister, der neben Lotze, Fechner und anderen sich dieser bedeutsamen Aufgabe widmet, ist Wilhelm Wundt, Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, dessen Ehrentag — er feiert in diesem Jahre seinen siebzigsten Geburtstag — die akademische Welt festlich zu begehen sich anschickt. Auch an dieser Stelle, wo es gilt, das „gesamte geistige Leben der Gegenwart" zu verfolgen, gebührt ihm wohl eine kurze Charakteristik und Würdigung, wobei darauf hingewiesen sein mag, daß ich im Jahrgang 1893 der „Monatshefte" (Maiheft, S. 245 bis 256) bereits ausführlicher über Wilhelm Wundt gehandelt habe.

Wundt wurde als der Sohn eines Pfarrers in dem badischen Ort Neckarau bei Mannheim geboren und zwar am 16. August 1832. Nach Erlangung des Reifezeugnisses auf dem Gymnasium besuchte er die Hochschulen in Tübingen, Heidelberg und Berlin, wo er sich dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften widmete. In den Jahren 1857 bis 1874 lehrte er in Heidelberg, anfangs unter den Auspizien des berühmten Anatomen Arnold und des Pathologen Hasse, später unter Helmholtz, der 1858 nach der Neckarstadt berufen wurde, um dann einem Rufe als ordentlicher Professor der Philosophie nach Zürich zu folgen. Schon 1875 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Leipzig berufen, wo er noch heute eine der Zierden der Universität bildet. Dem politischen Leben hat er nur vorübergehend angehört, nämlich in den Jahren 1866 bis 1868 als Abgeordneter des badischen Land-

tages. Charakteristisch aber für die ganze Richtung unseres Denkers ist die zu Ende der siebziger Jahre erfolgende Eröffnung eines psychologischen Laboratoriums in Leipzig, da in gewissem Sinne gerade die Psychologie, wie wir noch näher sehen werden, nach seiner Auffassung die centrale Wissenschaft für die Philosophie überhaupt ist. Dies Institut — zunächst rein privater Art — blühte so schnell auf, daß auch eine litterarische Verwertung der erzielten Ergebnisse sich als zweckmäßig und notwendig erwies; diese erfolgte in den „Philosophischen Studien“, einer Zeitschrift, die sich sichtlich immer größeres Terrain erobert (bisher sind achtzehn Bände erschienen).*

Ehe wir es versuchen, einen Umriß der Wundtschen Philosophie zu entwerfen, wird es nötig sein, gegenüber den vielfach radikalen Angriffen gegen die Selbständigkeit dieser Wissenschaft uns in aller Kürze über ihre Aufgabe und Geltung zu verständigen. Unser Gewährsmann geht, um den Streit der Meinungen zu schlichten, von dem bedauerlichen Zustand aus, den die Gegenwart aufweist, indem er sich folgendermaßen äußert: Der Versuch, der Philosophie die Stellung zurückzuerobern, die sie im Altertum besessen, hat bewirkt, daß sie sich, statt über den Wissenschaften, außerhalb derselben befindet. Es ist eine falsche und den thatsächlichen Einheitsbedürfnissen des menschlichen Denkens widersprechende Ausflucht, wenn heutige Philosophen diese Lage damit rechtfertigen wollen, es gäbe zwei voneinander verschiedene Weisen, die Gegenstände zu erkennen, die gewöhnliche, mit der sich die Einzelwissenschaften behelfen, und eine besondere höhere, zu der sich erst die Philosophie erhebe. Entweder ist die erste dieser Erkenntnisweisen falsch oder die zweite: ein drittes giebt es nicht. Nun läßt sich aber unschwer nachweisen, daß die Dissonanzen zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Betrachtung in hundert Fällen etwa achtzigmal darin ihren Grund haben mögen, daß der Philosoph sich nicht in den Vollbesitz der Thatsachen gesetzt hat, über welche die wissenschaftliche Erfahrung gebietet; in den zwanzig übrigen hat die Specialforschung es verabsäumt, Psychologie und Logik gründlich zu Rate zu ziehen oder sich um die Ergebnisse benachbarter Wissensgebiete zu kümmern. In beiden Fällen ist die Dissonanz eine solche, die aufgelöst werden kann und muß, und gerade die Aufgabe der Philosophie sollte es sein, den Widersprüchen, welche sich zwischen verschiedenen Erkenntnisgebieten herausstellen, auf den Grund zu gehen und, wenn es möglich ist, sie zu beseitigen (Essays, S. 17).

Deshalb muß sich zunächst die Philosophie rückhaltlos auf den Boden der Erfahrung stellen (so in der experimentellen Begründung der Psychologie), nicht aber, wie vordem häufig, sie aus ihrer metaphysischen Höhe meistern. Freilich gilt diese Verpflichtung auch in umgekehrter Richtung, und das ist ganz besonders für die in unseren Tagen manchmal allzu spekulative und in ihren Folgerungen vorschnelle Naturwissenschaft von Wichtigkeit. Mit vollem Recht wird deshalb hinzugefügt: Sobald innerhalb der Einzelforschung ein wichtiges Problem von allgemeinerer Tragweite sich aufthut, so wird es von selbst, indem es die Hilfe anderer Wissensgebiete und unter ihnen insbesondere auch diejenige der Psychologie und Erkenntnistheorie voraussetzt, zu einer philosophischen Aufgabe. So erhebt sich aus der Mitte der Einzelwissenschaften selbst die Forderung nach einer Wissenschaft der Principien, der allgemeinen Grundbegriffe und Grundgesetze, für die der Name der Metaphysik beibehalten werden mag, vorausgesetzt, daß man das Zerrbild, das häufig unter diesem Namen gegangen ist, nicht mit der berechtigten und notwendigen Aufgabe einer solchen Principienwissenschaft verwechseln will. Es leuchtet somit ein, daß bei einer einigermaßen unbefangenen Auffassung der Dinge eigentlich sich ganz von selbst die Dissonanz lösen läßt, von jeder methodischen Schulung

* Die Werke Wundts hier vollständig aufzuzählen, mit Einschluß gar der früheren speciell naturwissenschaftlichen, ist wohl kaum angebracht. Wir wollen nur hervorheben, daß für den Laien die „Essays“ (Leipzig 1885) am besten in die Weltanschauung Wundts einführen; von den größeren Werken möchte sich dann am ehesten die „Ethik“ (zweite Auflage; Stuttgart 1892) zum Studium eignen, doch ist auch der größte Teil seines „Systems der Philosophie“ (zweite Auflage; Leipzig 1897) für weitere Kreise zugängig. Neuerdings arbeitet der unermüdliche Forscher an einer groß angelegten „Völkerpsychologie“, von der bisher ein Band in zwei Abteilungen erschienen ist.

noch abgesehen. Wundt hat in seinem System diese führende Rolle der Philosophie allen Fachwissenschaften gegenüber programmatisch bestimmt, so daß wir uns noch auf eine Ausführung aus seinen Erörterungen hier beziehen möchten: Sie erscheint als die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System zu vereinigen hat. Durch diese Definition ist der Inhalt der philosophischen Wissenschaft so bestimmt, daß der Zweck, welchen dieselbe während ihrer ganzen historischen Entwickelung festgehalten hat, dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften angepaßt wird.

Es ist aber in dieser Definition ein Doppeltes enthalten, was sie von früheren Auffassungen, die älteren Wissenschaften angemessen sein mochten, unterscheidet. Erstens: die Philosophie ist nicht die Grundlage der Einzelwissenschaften, sondern hat diese zur Grundlage, und zwar hat sie sich mit vollem Bewußtsein auf diese Basis zu stellen und jede einseitige Bevorzugung wissenschaftlicher Gesichtspunkte, welche nur einem beschränkten Gebiet entlehnt sind, zu vermeiden. Zweitens: indem die Philosophie ihren Zweck darin sieht, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einer widerspruchslosen Weltanschauung zu vereinigen, tritt sie hinwiederum jenen selbst regulierend und richtunggebend gegenüber. Überall, wo sich zwischen den Auffassungen auf verschiedenen Gebieten ein Widerspruch herausstellen sollte, ist es die Philosophie, die den Grund aufzuklären und dadurch den Widerspruch zu beseitigen sucht.

Es ist uns hier begreiflicherweise völlig unmöglich, in die eigentlichen erkenntnistheoretischen Untersuchungen einzutreten, die Beziehungen unseres Ich zur Außenwelt zu prüfen und das Verhältnis der verschiedenen Standpunkte zueinander auch nur in den flüchtigsten Umrissen anzudeuten — es muß genügen, wenn wir erklären, daß Wundt den Standpunkt eines Idealrealismus vertritt, der auf dem Grundsatz beruht, daß die Objekte unseres Denkens, wie er sich ausdrückt, diesem konform sein müssen, weil sonst überhaupt das Zustandekommen einer Erkenntnis unbegreiflich wäre; dagegen werden wir es nicht ablehnen können, ganz kurz die Psychologie unseres Denkers zu skizzieren, schon allein deshalb, weil Wundt sich auf diesem Felde unbestritten die größten Lorbeeren erworben hat.

Mit köstlichem Humor geißelt Wundt einmal die früher so gepriesene und gewissen Anzeichen nach immer noch in manchen Kreisen beliebte Methode der Selbstbeobachtung. Es ist nichts Besonderes dabei, meint er, sich einen Menschen zu denken, der irgend ein äußeres Objekt aufmerksam beobachtet. Aber die Vorstellung eines solchen, der in die Selbstbeobachtung vertieft ist, wirkt fast mit unwiderstehlicher Komik. Seine Situation gleicht genau der eines Münchhausen, der sich an dem eigenen Zopf aus dem Sumpf ziehen will. Das Objekt der Selbstbeobachtung ist ja eben der Beobachter selber. Das Merkmal, wodurch sich die Beobachtung unterscheidet von der zufälligen Wahrnehmung, besteht aber gerade darin, daß wir die Objekte selbst so viel als möglich unabhängig machen von dem Beobachter. Und hier ist ja die Beobachtung, welche diese Abhängigkeit um so mehr steigert, je aufmerksamer und planvoller sie zu Werke geht. Demgegenüber führt uns erst die experimentelle und physiologische Psychologie auf den Boden fester Erfahrung und zwar um so eher, als sie sich durchaus nicht vermißt, uns das Wesen der Seele gleichsam von Angesicht kennen zu lehren, sondern uns mit den allgemeinen gesetzlichen Bedingungen bekannt zu machen, unter denen überhaupt erst seelisches Leben entsteht. Indem sie — so leitet Wundt sein großes Werk über die „Grundzüge der physiologischen Psychologie" ein — die Wege zwischen innerem und äußerem Leben durchmißt, schlägt sie zunächst diejenigen ein, welche von außen nach innen führen. Mit den physiologischen Vorgängen beginnt sie und sucht nachzuweisen, wie diese das Gebiet der inneren Beobachtung beeinflussen; erst in zweiter Linie stehen ihr die Rückwirkungen, welche das äußere durch das innere Sein empfängt. So sind denn auch die Ausblicke, welche sie nach den beiden Grundwissenschaften, zwischen denen sie sich eingeschoben hat, wirft, vorzugsweise nach der einen, nach der psychologischen Seite gerichtet. Der Name physiologische Psychologie

deutet dies an, indem er als den eigentlichen Gegenstand unserer Wissenschaft die Psychologie bezeichnet und den physiologischen Standpunkt nur als nähere Bestimmung hinzufügt. Der Grund dieses Verhältnisses liegt wesentlich darin, daß alle Probleme, welche sich auf die Wechselbeziehungen des inneren und äußeren Lebens erstrecken, bisher im wesentlichen einen Bestandteil der Psychologie gebildet haben, während die Physiologie Gegenstände, bei deren Untersuchung der Spekulation eine wesentliche Rolle zufallen mußte, gern aus dem Bereich ihrer Untersuchung ausschloß.



W. Wundt.

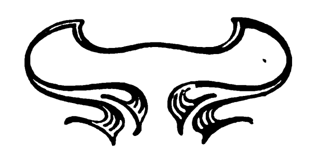
Es ist uns hier selbstverständlich völlig unmöglich, aus der Fülle des vorliegenden Stoffes auch nur einen beschränkten Auszug zu geben; wir ziehen es vor, zwei besonders bedeutsame und deshalb vielumstrittene Probleme von diesem experimentell-psychologischen Gesichtspunkt aus zu beleuchten, nämlich die Entstehung unseres Bewußtseins und sodann den Zusammenhang desselben mit dem Willen. In Übereinstimmung mit Schopenhauer und Helmholtz hat Wundt in den einfachen Empfindungen ein unbewußtes Schlußverfahren angenommen, so daß er die Schlußthätigkeit geradezu die Grundverrichtung des geistigen Lebens nennt. Aus diesem ursprünglichen Princip entwickelt er dann die weitere Entfaltung des Bewußtseins, das sich in langsamem Stufengang aus der Nacht des Unbewußten zu klarer Bestimmtheit emporringt. Es heißt hier unter anderem: Der Schluß, durch den sich das Bewußtsein feststellt, ist deshalb von so unendlicher Wichtigkeit für die Entwickelung der Seele, weil er erst Licht und Ordnung in das Besitztum derselben hineinbringt. Denn Licht und Ordnung entsteht erst in der Seele, wenn die Bilder, welche die sinnliche Wahrnehmung liefert, mit bestimmten Grenzen umzogen werden und dadurch in der Anschauung sich das einzelne vom einzelnen scheidet. Der erste Schritt zu dieser Scheidung liegt darin, daß das Individuum sich selbst scheidet von der Masse anderer Dinge ... So ist demnach das Selbstbewußtsein eigentlich die erste That, und erst aus ihm entwickelt sich das objektive Bewußtsein, das in die Außenwelt greifend die Gegenstände unterscheidet und ihnen diejenige Stelle zuweist, die in Bezug auf das Ich ihnen zukommt (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, I, 300).

Die zweite heißumstrittene Frage bezieht sich auf das Verhältnis des Willens zum Bewußtsein, das ja Hartmann und seine Anhänger als schärfsten Gegensatz, wenigstens für die ersten Entwickelungsstufen, fassen. Es geht dieser Irrtum aus einem bedauernswerten Mangel psychologischer Erfahrung und der damit zusammenhängenden Neigung zu allgemeinen metaphysischen Hypothesen hervor. Unser Denker ist ganz anderer Meinung: So bestätigt denn die Beobachtung durchaus, was der innige Zusammenhang der psychischen Funktionen schon annehmen läßt, daß der Wille keine erst später im Bewußtsein entstehende Eigenschaft, sondern daß er ursprünglich an das Bewußtsein gebunden ist. Freilich aber giebt es für uns ebensowenig einen Willen ohne Bewußtsein, wie es ein Bewußtsein ohne Willen giebt. Wenn Schopenhauer dem fallenden Stein einen Willen zuschrieb, so ist dieser Gedanke die Ausgeburt einer phantastischen Metaphysik, welche den

Ausdruck Willen in einem Sinn verwendet, der mit dem psychologischen Begriff des Willens gar nichts zu thun hat ... Der Wille kann in gar keiner anderen Weise Gegenstand unserer inneren Erfahrung sein als die Vorstellung oder das Gefühl, nämlich als Thatbestand unseres Bewußtseins. Wir empfinden uns unmittelbar als selbstthätig, und an diese Empfindung von eigener Thätigkeit knüpfen wir bestimmte innere und äußere Veränderungen als ihre Wirkungen. Jene Empfindung der Selbstthätigkeit nennen wir Willen, diese mit ihr verbundenen Veränderungen nennen wir Willenshandlungen (Essays, S. 294).

Auch hier, wie überall — das gilt auch ganz besonders von der Ethik —, verbindet sich bei Wundt nüchterne Einzelforschung mit besonnener Spekulation, Erfahrung mit Denken, und diese organische Vereinigung sichert ihm eine ganz hervorragende Stellung in der Entwickelung der modernen Philosophie, weil eben gerade hier, wie wir früher schon sahen, die Gegensätze scharf aufeinander platzen. Als er mit seinem umfassenden System an die Öffentlichkeit trat, fühlte er selbst gegenüber allen naturwissenschaftlichen Gesinnungsgenossen das Bedürfnis, die Bedeutung einer solchen, alle Ergebnisse der fachwissenschaftlichen Forschung in sich aufnehmenden allgemeinen Wissenschaft zu begründen, indem er in dem Vorwort zu dem genannten Werke erklärte: Ich halte die Metaphysik weder für eine Begriffsdichtung noch auch für ein mittels specifischer Methoden aus a priori gültigen Voraussetzungen zu konstruierendes Vernunftsystem, sondern es gilt mir als die Grundlage derselben die Erfahrung, als ihre allein zulässige Methode die schon in den Einzelwissenschaften überall angewandte Verbindung der Thatsachen nach dem Princip von Grund und Folge. Ihre eigentümliche Aufgabe erblicke ich aber darin, daß sie jene Verbindung nicht auf bestimmte Erfahrungsgebiete beschränkt, sondern auf die Gesamtheit aller gegebenen Erfahrung auszudehnen strebt. Daß die Aufgabe der Wissenschaft nur unter Zuhilfenahme von Voraussetzungen gelöst werden kann, die selbst nicht empirisch gegeben sind, ist ein den Erfahrungswissenschaften geläufiger Gedanke. Darum hat, wie ich meine, die philosophische Metaphysik ihr Gebäude nicht völlig neu aufzurichten, sondern von den hypothetischen Elementen auszugehen, die ihr durch die Einzelwissenschaften dargeboten werden. Diese hat sie logisch zu prüfen, in Übereinstimmung miteinander zu bringen und so zu einem widerspruchslosen Ganzen zu vereinigen. Zu einer solchen, freilich, genau genommen, recht schwierigen Aufgabe ist der Jubilar durch die seltene Schärfe seines Denkens, durch die Unbefangenheit der Auffassung und vor allem durch die erstaunliche Vielseitigkeit seines Wissens vor anderen berufen, damit endlich einmal der alte Streit zwischen Philosophie und Naturwissenschaft verstummen und die bekannte Warnung Schillers damit überflüssig werden möge:

Feindschaft sei zwischen euch beiden! Noch kommt das Bündnis zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.





Das Kind und das Venn

Von

Clara Viebig

Das Dorf ist nicht wie andere Dörfer. Durch seine Mitte führt keine holperig gepflasterte Hauptstraße, an der die Weiber, Kartoffeln schälend und schwatzend, auf ihren Thürschwellen sitzen und die vielen Kinder lustig miteinander lärmen; über die der Hirt, wenn die Morgensonne das Leben weckt, mit Tuten und Tröten die Gemeindeherde austreibt und wieder eintreibt, wenn in der Abendsonne die glatten Rücken der braunen Rinder rötlich spiegeln; auf der am Sonntag die kichernden Mädchen lustwandeln, in langer Reihe, Arm in Arm, und die grinsenden Jungen, die Mütze schief auf dem Ohr, die neumodische Cigarre im Mundwinkel, hinterher klabastern.

Das Venndorf ist ungesellig. Kein Haus lehnt sich ans andere. Verstreut liegen die Gehöfte, jedes für sich, auf Rufweite voneinander geschieden.

Keine belebte Dorfstraße mit flottem Räderrollen und Peitschenknallen; viele, wenig begangene Einzelpfade und -pfädchen, auf denen der Karren schwankt, die Räder mühsam mahlen und jeder Huf tiefe Spuren läßt.

Und um jedes Haus herum die hohe Hainbuchenhecke, dieser Stolz des Besitzers, dieser Schutz gegen Sturm, dieser Wall gegen Schnee, diese Mauer gegen die Welt da draußen. — —

Linnert Leis hatte die schönste Hecke im Dorf, die zeigten die Kutscher, wenn sie einmal einen Fremden durchfuhren. Die hatte dem Leis sein Großvater schon angelegt; die war so hoch wie das Dach und fein gerade beschoren, auf den Strich. Nur an den Ecken waren kleine Bäumchen stehen gelassen und rund gezogen wie grüne Kugeln; und die Einfahrt war ausgeschnitten zu einem schöngerundeten Thorbogen. Sonst zeigte die ganze Hecke aber auch keine Lücke; mauerfest, schier hundertjährig, wehrte sie mit ihrem dicht verknoteten Astgefüge den Vennwind vom Haus ab. Aber auch keine Sonne ließ sie in die Fenster, dämmerig war's immer innen in den alten Stuben.

Linnert Leis machte den Beschluß im Dorf, das Venn fing an gleich hinter seiner Hecke.

Wenn die Sonne schien, saß hier der kleine Girret. Er saß da im kargen Schatten, den die Hecke warf, und starrte mit blinzelnden Augen aufs weite, weite Venn, das keine Grenzen hatte, das so fortging in die Ewigkeit.

Er sah am Sommermittag die Heupferdchen hupsen, dann streckte er sehnsüchtig seine Hände aus und rief, wie er die anderen Kinder hatte rufen hören: „Heusprenger, wahr geiste?* Heusprenger, gang honnesch, 'schwind, hol mer en Söster!** Heusprenger, Heusprenger!"

Der Heuspringer machte einen Satz — fort war er — aber er brachte dem Knaben keine Schwester; so sehr der auch wartete, geduldig, stundenlang — er blieb allein.

Das große Venn war auch einsam, aber das reckte und dehnte sich in geheimnisvoller Freude ob der eigenen, einsamen Größe, während der kleine Junge erschauerte und ganz in sich zusammenduckte.

* Wohin gehst du?

** Geh zurück, geschwind, hol mir eine Schwester.

Girret verstand nicht die Musik der Winde, die jauchzend die offene Brust des Venn zerwühlen, verstand nicht den stummen Kuß der Sonne, die in kurzer und desto glühenderer Liebeshast fast schmerzlich brennt.

Er sah nicht die Regenbogen vom endlosen Hochland aufstehen und sich verdoppeln in der unbegrenzten Weite; sah nicht das Kreuz auf der Richelsley rot flammen im Abendstrahl, wie ins Blut Christi getaucht.

Girret war nicht von hier zu Haus.

Unten am sonnenfrohen Rhein war er geboren. Da hatte seine Mutter, „das Steng“, die Jüngste von Linnert Leis, im Dienst gestanden und sich dann hinverheiratet. Es war ihr nicht wohl bekommen. Ihr Mann war ein Bahnschaffner gewesen, der jahraus, jahrein durch die Welt fährt; allzu früh hatte er ganz aus der Welt herausfahren müssen. So kam die junge Witwe wieder herauf zu den Eltern und brachte ihren Einzigen mit, den Gerhard; vier Jahre war der.

Viel Worte wurden nicht gemacht, als die Tochter heimkam. Die Mutter vergoß wohl ein paar Thränen, als sie das neue Trauerkleid des Steng befühlte, aber im Grunde sagten sich beide Eltern, daß es nun, da sie anfingen alt zu werden, doch gut sei, wieder eine Hilfe im Haus zu haben; auf die beiden Söhne, den Manes und den Nates,* war sowieso nicht zu rechnen, denen war die Vennerde zu mager gewesen, sie hatten nach Amerika gemacht, um reich zu werden.

Steng fand gleich ihre Arbeit; den Jungen aber nahm der Großvater an die Hand und führte ihn hinter die Hecke aufs Venn. Da sollte er spielen. Jedoch der kleine Kerl im Botzekleid** spielte nicht. Er stand wie ein Pünktchen, verloren in der großen Weite, und sah sich verlegen um.

Unten am Rhein, in der Stadt, wo Girret zu Hause gewesen, hatten die Menschen dichter beisammen gewohnt, so dicht, daß man sich nicht zu fürchten brauchte. Und viele Wagen waren da gefahren, er und andere Buben hatten sich hinten angehängt und waren mitgesaust, hast du nicht gesehen.

Hier rollte keine Kutsche.

* Hermann und Ignatz.
** Kleid für kleine Knaben; Jacke und Höschen aus einem Stück, hinten mit Knöpfen zugemacht.

An den Schaufenstern hatten sie miteinander geguckt und, mit den Fingern die Scheiben betupfend, sich das Schönste dahinter ausgesucht.

Hier gab's keine bunte Pracht.

Und in den Rheinanlagen hatten sie sich auf den Bänken gesonnt unter Kastanien und Linden und sich süß umduften lassen von Nägelchen und Jasmin.

Hier roch's herb.

Von der Böschung hatten sie weiße Kiesel heruntergeflitscht übers Wasser und die milde Luft, geschwängert von Tang und Teer und köstlicher Feuchte, eingeatmet.

Hier oben bekam Girret gleich im ersten Winter einen Husten, und den kriegte er immer wieder, sobald nur die Erika auf dem Venn braun ward und die Vorläufer der Herbststürme die wenigen hochragenden Hainbuchen im Dorf entblätterten. Gleich Besen standen dann die Bäume, emporgereckt aus dem Grau des Venn zum Grau des Himmels.

Großvater Leis konnte es nicht begreifen, daß der Junge seine roten Backen verlor, die er doch mit heraufgebracht.

„Wat fehlt dem Kenk*?“ fragte er wohl einmal an Sonntagen, denn Wochentags hatte er keine Zeit dazu; da trieb er sein Vieh aufs Venn, überallhin, wo nur ein Hälmchen Futter zu holen war, trug Milch und Butter herunter nach Montjoie, der Stadt, und bastelte sorglich an seiner Hecke. „Haste Ping, minge Son?“** Und stellte sich den Jungen zwischen die Knie und besah sich kopfschüttelnd das blasse Kindergesicht. Unwirsch zog er dann die Dose von Birkenrinde und stopfte sich eine Prise in die Nase: der Girret war ja gar kein Eifeler Jung, der war ein Schmachtlappes!

Ja, was fehlte dem Jung'?! Steng wußte es auch nicht: der Wind ging hier so stark, vielleicht, daß er sich erst daran gewöhnen mußte!

Sie selbst hatte sich rasch wieder oben eingelebt — sie war ja hier geboren. Sie blühte noch einmal auf, ihre Gestalt, zwar hager und nicht zur Fülle neigend, gewann an Kraft.

* Kind.
** Hast du Pein, mein Sohn?

Wenn sie, die Ärmel aufgestreift, das Gedruckskleid hochgeschürzt, die nackten Füße in Holzklumpen, die Haare verweht, Melkkübel und Buttergefäße scheuerte und auf die Eimerbank an der Hecke zum Trocknen stülpte, dann sah ihr Girret fröstelnd zu. Ihm wurde nie warm, selbst wenn er im Winter dicht beim Herd hockte; dann erst recht nicht. Dann heulte der Wind so schaurig im Rauchfang wie die armen Seelen draußen auf dem Venn, die jagen müssen, immer jagen; winselte, wie der Mann ohne Kopf, der unten auf der Monschauer Burg spazieren geht.

Angst überfiel ihn in der dunklen Stube, vor deren Fenster die Hecke aufragte, so hoch, daß man kein Stückchen Himmel sah. Er lief hinaus vors Haus; auch hier hinderte die Hecke. Er stellte sich ins Heckenthor — nun sah er. Huh, eine Riesenweite, in der sich Nebel, lauter Nebel wälzten, Wolken, mit denen der Sturm Ball spielte. Auch hier kein Stück Himmel, auch hier kein helles Licht. Und aus dem Grau rieselte es; es rieselte von der Hecke, es rieselte am Boden, die Erde zerfloß unter den Füßen wie Brei. Der Wind holte aus und gab ihm einen Stoß, daß er umfiel, sich nur mühsam wieder aufrichtete und weinend zurück in den Schutz der Hecke torkelte.

Es war das beste, er kroch ins Bett. Da lag er, das Federbett bis an die Nase gezogen, ins Kissen eingewühlt und hielt sich das mit beiden Händen fest gegen die Ohren. Wie es draußen tobte, gellte, schrillte, brüllte — das Venn, das Venn — wenn das nur nicht hereinkam!

Seine Mutter teilte mit ihm das Bett, aber wenn sie sich am Abend bei ihm niederlegte, schlief sie gleich ein und schnarchte mit offenem Munde. So lag er stumm und schwitzte und fror doch. —

„De Jong moß en de Scholl, dat hän alert gitt,“* sagte Linnert Leis, führte den Enkel zum Herrn Lehrer und meldete ihn an.

Die anderen Kinder im Dorf scheuten die Schule; sie mochten lieber bei Kühen und Geisen auf dem Venn lungern oder bei Frost mit dem Handschlitten heruntergletschen bis zum Lauscherbüschel und sehen, wie der Eisenbahnzug mühsam auf Station Montjoie zukeuchte. Girret freute sich auf die Schule, da waren so viele seinesgleichen. Er nahm's gar nicht übel, daß die anderen ihn gleich am ersten Schultag auf dem Nachhauseweg verhauten.

„Haste de Huck geschurt kritt?“* fragte der Großvater, als der Enkel mit rotgeschwollenen Ohren heimkam, und lachte — die würden ihn schon munter kriegen!

Girret lachte auch, sein seltenes, leises Lachen. Wo er früher gewohnt hatte — ach ja! — da hatten sich die Jungens auch immer gehauen. Wenigstens etwas war hier so wie da! Aber Freunde gewann er eigentlich nicht. Im Winter mußte er auch zu oft in der Schule fehlen; wenn das Wetter wild war, kam er nicht durch. Das Haus seines Großvaters war das letzte im Dorf, kein anderer hatte einen so weiten Weg zur Schule wie er — wenigstens dünkte ihn das so.

So entwöhnte er sich des aufmerksamen Lernens und Zuhörens, und in der ewigen Winterdunkelheit der Stube fiel es auf seine Seele wie ein Schleier. —

Steng sorgte sich darum: ihr Girret war doch früher so ein lustiges, dickes Jüngelchen gewesen, der mußte Würmer haben! Oder war er am Ende gar behext? Zu dieser letzteren Ansicht neigte die Großmutter. Hatte man nicht schon ganz seltsamliche Beispiele erlebt?!

Aber der Großvater wollte so was nicht hören, er war ein ganz Aufgeklärter und hielt mehr von den Würmern. Er zog eines Tags, als er, wie gewöhnlich, Butter und Milch zur Stadt trug, einen schwarzen Sonntagsrock unter seinen blauen Kittel, hieß Steng den Jungen „staats“ machen und führte ihn an der Hand hinunter gen Montjoie.

Girret war noch nie so weit gekommen. Also das war Monschau, die Stadt?! Eingeklemmt, klein und eng, fand sie mit ihren grauen Häusern kaum Platz zwischen grauen Felsen; kaum hoben sich die dunklen Dächer vom dunklen Gestein. Und keine Gärten. Grüne Fleckchen nur hingen schwindelhoch an den Felsen, durch Treppchen und Pfäd-

* in die Schule, daß er munter wird.

* Hast du Prügel gekriegt?

chen erreichbar, vor denen es Girret grauste. Die Straßen so schmal, daß sich zwei Wagen nicht ausweichen konnten. Und unheimlich sah die große Burgruine herunter auf das Häuserklümpchen; und drüben der alte Wachtturm war noch trotziger und unfreundlicher!

Eine große Enttäuschung kam über Girret, hatte er sich doch so gefreut, als es hieß: zur Stadt. Er hatte sich alles ganz anders gedacht; eine dunkle Erinnerung war in ihm aufgestiegen, ein Städtebild von heiterer Schönheit. Beschreiben hätte er dies nicht mehr können, aber er fühlte es noch. Sein Blick suchte bunte Schaufenster voll aller möglicher Pracht — er fand keine — und dort am Fluß, der rauschend und brausend dahinstürmt im felsigen Bett, keine blühenden Anlagen! Nicht einmal Platz hätten die da gehabt neben dem ungebärdigen Wasser.

An der gelben, mit weißen Schaumköpfen wie beperlten Roer entlang, vorbei an uralten Häusern, die, von Pfählen gestützt, sich über den Fluß neigen, führte der Großvater den Knaben zum Doktor.

„Hähr Dokter, de Jong hat Wörm!" Damit betrat er die Studierstube.

Der Doktor kannte den Linnert Leis vom Vennhof, war der doch seiner Frau Butterlieferant. Er untersuchte den Knaben gründlich, beklopfte ihn hier, behorchte ihn da und schüttelte den Kopf: „Mit euren Würm' Unsinn! Der Jung hat nicht die richtige Konstitution für euch da oben! Vennluft — hm, hm! Gesund ist er soweit; no, ich denk, er wird sich schon nach und nach eingewöhnen!"

Nun natürlich, das meinte der Großvater auch. Wenn's weiter nix war! Zufrieden zog er ab, aber entschlossen, doch noch in der Apotheke Wurmsamen zu kaufen — eßlöffelweise zu nehmen zwischen Syrup gemischt — und einen Thee von Pfefferminzkraut und Stiefmütterchen für alle Fälle.

Der Doktor sah den beiden nach, wie der kantige Bauer dahinschob, weitausholenden, aber bedächtigen Schrittes, und den Knaben mit der gesenkten Stirn und den festgeschlossenen Lippen hinter sich drein zog. Der Junge that ihm leid. Und doch hätte er eigentlich nicht sagen können: warum.

* * *

Girret half nun schon seinem Großvater das Vieh hüten. Bald überließ es ihm der Alte ganz selbständig.

Vieh hüten war das Amt aller Jungen im Dorf; ihrer zwei, drei thaten sich immer zusammen, lagen auf dem Bauch im harten Venngras, spielten Karten oder rauchten eine „Piep", während das Vieh rundum suchte, wo es etwas fand.

Girret gesellte sich zu keinem. Er mochte nicht sprechen. Wenn seine Kühe schwammen im endlosen Meer des Heidekrautes und er ihnen langsam folgte, am Stengel einer der zähen Farren nagend, die, unfruchtbar, das Gras des Venn untermengen, war immer etwas um ihn, über ihm, das hob den Finger und sagte: Sei still!

Das war das Venn, das machte ihn stumm. Das kam auf ihn zu, ein Gewaltiges, Übermenschliches — das rückte ihm immer näher, immer näher — das bedrückte ihn — das erdrückte ihn schier. Er rang nach Luft, aber wehren konnte er sich nicht. Ganz still saß er, wie gebannt, starren Blickes.

Und raffte er sich endlich auf, riß sich gewaltsam los, lief davon und trieb seine Kühe heimwärts, und saß er dann bei den Großeltern am Tisch oder in der Schule, auf derselben Bank mit den anderen Kindern, lag er bei seiner Mutter im Bett — nirgends, nie mehr vergaß er das Venn.

Er fühlte dumpf: sie, die da wohnte, draußen in der ungeheuren Weite, die mit den schweren, nachtdunklen Flügeln, die senkte sich auf ihn.

Er hätte gern geklagt, aber er wußte nicht, was er klagen sollte. —

Jetzt war die schönste Zeit fürs Venndorf gekommen: die Heide blühte, und dazwischen reiften die Preißelbeeren. Die Schule hatte Ferien gegeben, damit alle, alle hinauslaufen konnten und von dem köstlichen Obst sammeln. Trüppchen von Kindern, Alte, die nichts Rechts mehr daheim nutzten, und auch Weiber, die sonst wacker in Haus und Hof schafften, zogen aus.

Das Gras war noch taubeperlt, die schwarzen Ginsterstauden trugen noch Schleierhauben von silberigem Reifgespinst, kühles Wehen jagte die Nebelfetzen, die noch überm Moor lungerten, vor sich her und hängte sie niederwärts den dunklen Tannen der Richels-

ley zwischen die Äste. Mit nackten Füßen gingen die Beerensucher ins feuchte Kraut — daß sie nur Beeren finden, Beeren, den Matolter* voll, der ihnen am Hals hängt, die Eimer voll, die sie mitschleppen! Der Herr Lehrer drüben von Kalterherberg schickte die Vennbeeren in die ganze weite Welt, und sie kriegten's Geld dafür.

Weit über das Venn hin sah man die halbgebückten Gestalten der Weiber sich scharf abheben vom hellichten Äther, der sie umfloß. Und in der Mittagssonne, die so mörderisch brennt, weil kein deckender Bergrücken, kein schattender Wald ihre Strahlen auffängt, hockten die Kinder am Boden, mit beiden Händen reife und unreife Beeren der roten Träubchen abstreifend und in den Matolter raffend.

Großmutter Leis hatte Girret auch einen Matolter umgehängt und ihn zum Sammeln ausgeschickt. Aber er kam ohne Beeren zurück. Das Venn hatte im Sonnenglast seltsam geflimmert; und als er ein Stück hineingeschlichen war, so weit, daß die Schornsteine der Gehöfte hinter den Hecken versanken, als er nichts mehr sah als Venn, Venn und den leeren Himmel darüber, da hatte er sich nicht weiter getraut. Da war er stehen geblieben und hatte die Beeren nicht gesehen, die am Boden blinkten. Gestarrt hatte er, immer gestarrt, bis das Sonnenlicht vor seinen Augen schwarz wurde. Dann hatte er Fersengeld gegeben und war zurückgerannt bis zu seiner Hecke, hatte sich niedergeworfen und die Augen fest zugekniffen. Und doch zwang es ihm wieder die Augen auf, er mußte sehen, unverwandt hinsehen auf den grausamen Glanz und Glimmer.

Nun sollte er mit den anderen Kindern gehen; und zwar am Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr so braunte. Der Tünnes und der Hansneckel wußten eine gute Stelle; sie nahmen Girret in die Mitte. Ein ganzer Schwarm folgte noch hintennach: der Jup und die Kät, die Liehn und die Brun, und wie sie alle hießen.

Auf Kaiser Karls Bettstatt zu ging der Marsch, eine halbe Stunde weit. Der Hansneckel führte nicht immer gerade den besten Weg, den kenntlichen getretenen Pfad zwischen den Mooren; rechts, links ab schweifte er, sie patschten und quatschten. Aber lustig war das; selbst Girret lachte, die fröhlichen Kinderstimmen verscheuchten das Grauen.

Ihre Maße waren bald voll. Da krochen sie auf den großen Stein, der, breit und massiv, mitten im Venn hingelagert, der Sage nach einst Kaiser Karl dem Großen, als der sich auf der Saujagd im wilden Moor verirrt, zur Bettstatt gedient. Nun hockten die Dorfkinder darauf und baumelten mit den bloßen Beinen.

Sie schrien, als sie den Sonnenball wie ein ungeheures Feuer im tiefen Violett des Venn verlodern sahen und das Blau des Himmels und die weißen Wolkenschiffe von züngelnden Flammen verzehrt wurden, jenes uralte Lied in den Abend hinein, das gesungen wird, wenn man am ersten Fastensonntag die Strohpuppe verbrennt:

> Strüh, Strüh —
> Die Ahl oss verbrannt,
> Die Neu kömmt ent Land!*

Sie rutschten vom Stein herunter, faßten sich an den Händen und tanzten einen mutwilligen Ringelreihen um den langsameren Girret. Der Hansneckel packte ihn bei den Schultern und drehte ihn herum, so geschwind, so rasend rasch, daß ihm Sehen und Hören verging, daß er schwindelig wurde und, halb lachend, halb zeternd zu Boden taumelnd, die Augen schloß.

Als er wieder klar sehen konnte, waren die Kinder fort. Er rief nach ihnen — ein Kichern antwortete, dann nichts mehr. Ihre Matolter hatten sie mitgenommen; auch den seinen. Und nun war es auf einmal Nacht.

Girret fühlte seinen Atem stocken, aber er schrie noch, schrie: „Hansneckel! Jup! Tünnes! Tün—nes!"

Ein langes Hallen echote nach.

War da jemand?! Er rannte um den Stein herum — huh, da war das Grauen, das Venn selber! Es sagte: Still!

Und der Knabe wagte keinen Laut mehr. An die Bettstatt gedrückt, kauerte er sich nieder und riß die Augen weit auf.

Seine Gedanken jagten: wenn er jetzt fort liefe, rasch, rasch! Ach, er konnte ja nicht!

* Maßgefäß von Holz zum Beerensuchen.

* Stroh, Stroh —
Die Alte ist verbrannt,
Die Neue kommt ins Land!

Eine Faust reckte sich aus dem Boden und hielt ihn fest. Wild pochte sein Herz gegen den harten Stein. Und wie kalt war der!

Girret fror, daß ihm die Zähne klapperten. Seine nackten Füße waren ganz erstarrt und seine Hände auch.

Ob sie ihn nicht vermissen würden zu Haus? Ob sie ihn nicht suchen würden, holen kommen, der Großvater oder die Mutter?!

Ein Schluchzen würgte ihn, aber er traute sich nicht, laut herauszuweinen; nur seine Lippen zitterten.

Jetzt konnte er gar nichts mehr denken; alles war weg, nur nicht das Venn, das Venn!

Unermeßlich war es, größer als die ganze Welt! Immer sah er's, auch wenn er die Augen schloß — nein, nicht zumachen, lieber sehen, sehen, was da geschah!

Die Fledermäuse huschten auf; aus den Ritzen und Spalten der Bettstatt flatterten sie und streiften dem Knaben das Gesicht. Aber die schreckten ihn nicht — die waren ja lebendig — nur das Starre, das Tote, das vor ihm lag, entsetzte ihn. Es war tot und hatte doch eine Stimme — es war ein Gespenst!

„Girret! Girret!"

Er glaubte flüstern zu hören; durch die Nacht ging ein Raunen.

Jetzt hörte er's noch deutlicher: „Girret! Girret!"

Er machte sich so klein, als er nur konnte, zog die Beine ganz unter sich und quetschte den schlanken Körper in eine Rinne des Gesteins. Daß es ihn nur nicht fand — weh! weh!

Weiße Nebel rückten heran und streckten die Hände nach ihm aus. In höchster Not irrten seine Augen empor. Am gleichmäßig dunklen Himmel, schwarz gefärbt wie ein Trauertuch, flinzelten Sterne. Und ihrer immer mehr kamen; in einer ungeahnten Pracht, in einer wunderbaren Fülle, in goldenem Reichtum lächelten sie nieder. Aber die tückischen Nebel nahmen auch diesen Trost. Sie reckten sich empor und rissen die Sterne herunter und vergruben sie in die schmutzigen Wasserlöcher des Moorlandes.

Die armen Sterne, konnten die auch nicht entfliehen?! Hier — da — dort blinkte ihrer noch einer auf, huschte hin und her, tauchte unter, tauchte wieder empor, wandte sich nach rechts, nach links, vor, zurück, unruhig, zuckend, zitternd, züngelnd — weh, das waren die Treulichter,* die den Wanderer in den Sumpf locken! Die schickte das Venn nach ihm aus, die sollten ihn holen!

Girret warf sich zu Boden und krampfte sich mit beiden Händen in die zähen Sträuchlein des Heidekrauts — nein, nein, er ging nicht mit, er wollte nicht kommen!

Jetzt schrie ein Nachtfalke; nun ein Uhu. Der Knabe fühlte ein Wehen über sich von schweren Flügeln; lautlos senkten sie sich herab. Kein Entrinnen — schon fühlte er ihre Last — nur ein weniges, und schon schlugen sie über ihn zusammen — Hilfe!

Die Angst des Todes öffnete Girrets stumme Lippen, sein verzweifelter Hilfeschrei gellte übers Venn.

— — — — — — — — — — — — — —

Linnert Leis, der ausgezogen war, den Enkel zu suchen, als der mit den anderen Kindern nicht heimgekommen, hörte den Schrei von Kaiser Karls Bettstatt her schallen und im spottenden Echo des nächtlichen Venn widerhallen. War das Girrets Stimme oder war sie es nicht?! So hatte der Junge noch nie geschrien. Der Großvater tappte noch einmal zum Stein zurück, sich mit der Stalllaterne leuchtend, und suchte, wo er schon einmal gesucht, und rief, wie er schon vorhin gerufen hatte.

Jetzt fand er den Knaben, platt auf dem Boden hingestreckt, ganz vergraben im Heidegestrüpp.

„Dau Hurrleburle,** dau Schlotterkopp, dau Schlummerkopp, dau Schlipprian,*** kannste net Antwort gäwen?!" Großvater gab dem Jungen einen gehörigen „hinten vor"; er wollte es ihm wohl austreiben, alte Leute zu vexieren! Aber dann mußte er ihn doch auf den Buckel laden, denn Girret war nicht im stande zu gehen. Seine Füße waren wie gelähmt. Er weinte nicht, er sagte kein Wort, aber aus seinen weit aufgerissenen, starren Augen sprach eine solche Angst, daß er zu Haus die Prügel nicht

* Irrlichter.
** Ganz verwirrter Mensch.
*** Saumseliger Mensch.

bekam, die ihm eigentlich noch zugedacht waren. —

Nun ging Girret nicht mehr Preißelbeeren suchen. Er war nicht gerade krank, aber auch nicht gesund und noch stiller als zuvor. Die Großmutter ließ sich's nicht nehmen: dem war was angethan! Da sie's zum Mann nicht sagen durfte, sagte sie es zur Tochter, und die lachte nicht darüber, wie sie unten in der Stadt darüber gelacht haben würde; die machte ein ganz betroffenes Gesicht. Aber dann faßte sie eine ärgerliche Scham: so ein Schlappjeh, wie kam sie zu dem?!

Die Großmutter machte es sich jetzt zur Pflicht, alle Woche mindestens einmal mit dem Girret beten zu gehen, niederwärts nach der Richelsley, dem Riesenstein im Venn, wo, größer als ein Mensch, das wunderthätige Muttergottesbild in bunten Gewändern im Felsspalt steht.

Es war ein beschwerlicher Weg dahin, sie hatten nicht einmal Schatten. Und das Heidekraut war auch schon verblüht, dürr und braun raschelte es um ihre Füße, und die harten Farne färbten sich gelb. Nur die Tannen um die Ley waren grün, aber so dunkelgrün, daß sie fast schwarz, wie in Trauer standen. Das Kind empfand nicht den heimlichen Zauber, der sich zwischen ihnen spinnt, zarter als die weißen Fäden, die der scheidende Sommer ihnen an die Nadeln hängt. Das Kind fürchtete sich vor diesen einsamen Bäumen, die nicht mit Blättern rauschen; vor diesen stummen Wächtern einer ungeheuren Einsamkeit.

Den ganzen Weg betete die Großmutter, leis murmelnd, an ihrem Rosenkranz, Kügelchen rollte auf Kügelchen; wenn sie mitunter, sich verpustend, stehen blieb, drängte sich Girret dicht an ihren Rock. Und wenn sie ins nächtige Dunkel der Tannen eintraten, dann faßte er ihre Hand und ließ sich, stolpernd, mit widerstrebenden Füßen, voranziehen. Und wenn ihn dann die Großmutter neben sich knien hieß auf das schmale Betbänkchen, das vor dem von frommen Händen mit Papierrosen umkränzten Felsspalt angebracht war, wenn dann die Muttergottes auf ihn niederschaute mit ihren großen blauen Augen und das sternbesäte Gewand ihr schön auf die Füße fiel, so fand er doch kein Gebet. Die Heilige stand in einem starren Felsen, der sich wie eine schwarze Grabesgruft über ihr wölbte. Und die Rosen, die in jedem Windhauch knisternd raschelten, waren Totenblumen.

Regungslos kniete Girret neben der emsig betenden Großmutter; auch er hielt die Hände, zum Gebet zusammengelegt, an die Lippen. Aber keine Andacht kam in seine Seele, obgleich die Tannen rundum herrlicher dufteten als all die Altarkerzen droben zu Kalterherberg im Eifeler Dom. Verloren blickten seine Augen. Und wenn ihn dann die Großmutter am Ärmel zupfte oder ihn anstieß, zum Aufbruch mahnend, dann erschreckte er sich so, daß er lallte.

Die Bittgänge zur Richelsley nutzten nichts; nun würde auch die Muttergottes im Stein bald zugeweht werden von Schnee — so gaben sie das Beten auf. Wenn's wieder lenzte, würde man auch wieder damit anfangen. Ein paar alte kluge Frauen sprachen von Echternach, drüben im Luxemburgischen, wo sie zu Pfingsten springen gegen allerlei Not, vorzüglich gegen die fallende Sucht bei Mensch und Vieh. Aber Steng ereiferte sich: ihr Girret war doch kein Epileptischer oder ein mit dem Veitstanz Behafteter! Die frommen Brüder zu Mariawald im Trappistenkloster, die das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt, die würden ihren stummen Girret am besten verstehen; dahin wollte sie ihn bringen, wenn das Frühjahr kam, und deren Segen würde ihn auferwecken.

Und Girret, der von der Wallfahrt gen Mariawald sprechen hörte, öffnete diesem Gedanken sein Herz. Er fühlte etwas wie Hoffnung aufsteigen in der dumpfen Schwere seiner Tage. Wenn der Winter doch erst vorbei wäre! Dann zog er an der Mutter Seite gen Mariawald — er lispelte das Wort in seinen Träumen: Mariawald, Mariawald! — dahin konnte ihm das Venn nicht nach!

Aber vorerst gab's Schnee. Und der lastete auf dem Venndorf wie seit Jahren nicht. Man konnte nicht zueinander gelangen; nicht bis zum nächsten Hof. Inseln gleich schwammen die einsamen Gehöfte im uferlosen Schneemeer des Venn. Die Kinder konnten nicht zur Schule. Da gewöhnte

sich Girret das Sprechen ganz ab; es hatte auch niemand Muße, ihm die Worte herauszuziehen. Die Großmutter hatte Gliederweh, lag im Bett mit doppelt und dreifach umwundenem Kopf, und Linnert Leis und sein Steng hatten genug zu thun, um bei dem harten Winter das alltägliche Leben zu beschaffen. Oft brüllte das Vieh vor Hunger; denn allnächtlich verschneite immer wieder das Pfädchen, das sie sich mit Mühe vom Haus zum Stall gebahnt, und vor den Thüren türmten sich Wälle. Jetzt war auch die Hecke kein allmächtiger Schutz mehr — das Venn mit seinen Schrecken war hereingekommen, noch dichter zu den Menschen.

Und Girret zitterte. Er wagte nicht laut aufzutreten — daß es ihn nur nicht hörte, daß es ihn nur nicht hörte! Er wagte nur noch zu schleichen, den Rücken gebückt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Die Furcht verließ ihn einzig, wenn er schlief. Und wenn's nur ein Duseln war, in das er versank, so that das doch auch schon gut. Er schlief mit offenen Augen, beim Gehen und Stehen, beim Essen und Trinken — schlief immer.

Als der Winter endlich vorbei war, wachte Girret noch einmal auf. Die erste Lerche schwang sich vom tauenden Vennrain trillernd in die Höhe, und: Mariawald, Mariawald, das war das Wort, das ihn weckte. Das war wie der Gruß des Lenzes, der die erstarrte Erde zum Leben ruft.

Nach Ostern, am „Weißen Sonntag", hätte Girret eigentlich wie seine Altersgenossen zur ersten heiligen Kommunion gehen sollen, das Alter dazu hatte er; aber der geistliche Herr stellte ihn noch um ein halb Jahr zurück. Herbst war's vielleicht besser mit ihm geworden! Jetzt war er noch gar zu unverständig, zu wenig reif für die heilige Handlung, auf keine Frage wußte er zu antworten, saß immer als letzter auf der letzten Bank und kaute an seinen Nägeln. —

Mariawald, Mariawald — sprach Steng davon, so röteten sich des Knaben Wangen. Großvater kaufte ihm zu Montjoie einen staatsen Anzug, aus Buckskin, dem besten Tuch, das daselbst fabriziert wird. Und auch Steng legte ihr bestes Gewand — das Trauerkleid war's um ihren Mann selig, das sie sonst nur zum Hochamt getragen — zur Wallfahrt an. Essen und Trinken nahmen sie mit, denn der Fußpfad längs der Roer ist einsam, und einkehren wollten sie nur bei der Möhn zu Wollseifen, wenn der Girret etwa gar zu müde werden sollte vom vielstündigen Marsch.

Aber Girret brauchte keine Rast. Er eilte, lief, daß die Mutter kaum Schritt halten konnte; er sehnte sich nach Mariawald. Da würden die frommen Mönche schon wissen, was ihn krank machte, besser als es einstmals der Herr Doktor zu Montjoie gewußt.

Als sie im Kermeter wanderten, dem großen Forst, der Kloster Mariawald umschließt, versuchte er ein Pfeifen. So hell war ihm noch nie eins geglückt. Die Mutter horchte verwundert: war's möglich, ihr Girret pfiff so schön?! In steigenden und fallenden Rhythmen schwebte eine heilige Weise empor zu den vielhundertjährigen, nun neu knospenden Buchenwipfeln. Da wollte auch sie nicht zurückbleiben, ließ das murmelnde Rosenkranzbeten und erhub ihre Stimme zu dem Pilgerlied, das die Prozessionen singen.

Also singend und flötend erreichten sie rasch die Klosterpforte. Da waren noch andere Bittgänger, die draußen lagerten. Steng wollte anschellen, aber die anderen unterwiesen sie: jetzt sei nicht die Stunde für Pilger, jetzt beteten die drinnen in ihren Zellen in stiller Andacht; um sieben Uhr abends erst werde wieder aufgethan. Und Weibspersonen sei überhaupt der Eintritt verboten, die dürften nur in die Kirche hinter das Gitter des Vorraums.

Steng ergoß sich in Klagen: erst um sieben wurde wieder aufgemacht?! Jeses, da war's ja schon Abend, wie fand sie im Dunkel des Waldes zur nächsten Ortschaft?! Aber was half's, sie mußte doch warten, dem Jungen zuliebe.

Ratlos irrte sie mit dem Knaben um die Klostermauer. Sie kamen auch an die Kirchenpforte. Die war offen, aber ein dichtes Gitter entzog das Innere neugierigen Blicken. Und so still war's, so todesstill, daß man den eigenen Atem, schreckhaft laut, hörte. Kein Mensch zu sehen — Steng bekreuzte sich —, hier war's wie ein Kirchhof! Auch der Wald rundum rührte sich nicht; er hatte noch keine Blätter und streckte die

zartgrauen Äste und Ästchen der Wipfel wie Silberfiligran regungslos in den regungslosen Äther.

Gottlob, endlich etwas Lebendiges! Dort auf dem Acker, der dem Wald abgewonnen, dort, hinter dem Pflug her, ging eine Gestalt in brauner Kutte, barhaupt und barfuß! Das war einer aus dem Kloster! Schnell ging Steng auf ihn zu, aber der Schweiger wandte noch schneller sein Antlitz und zeigte sich nicht.

Da hieß Steng ihren Girret hineilen und dem heiligen Bruder die Hand küssen. Und der Knabe lief.

Nun hatte er ihn erreicht — nun war er dicht vor ihm — beugte die Knie, stammelte atemlos sein frommes: „Gelobt sei Jesus Christus!" — blickte bebend und rot, heiß vor Erwartung, klopfenden Herzens, voll seliger Spannung dem Helfer, dem Retter, dem Erlöser entgegen — da — ein stummer Gruß — und jetzt — ach, ein Angesicht, das Girret nur zu gut kannte!

Da war dieselbe unermeßliche Einsamkeit, die ihn immer anstarrte, alltäglich, stündlich! Dieselbe starre Öde! Dieselbe ewige Traurigkeit!

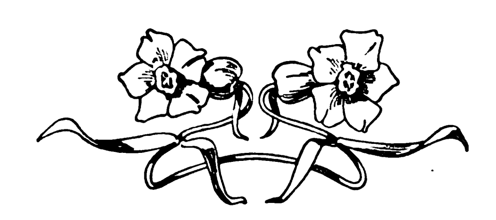
Zitternd fuhr Girret zurück vor dem Antlitz des Mönches — weh, auch hier war das Venn, das Venn! — —

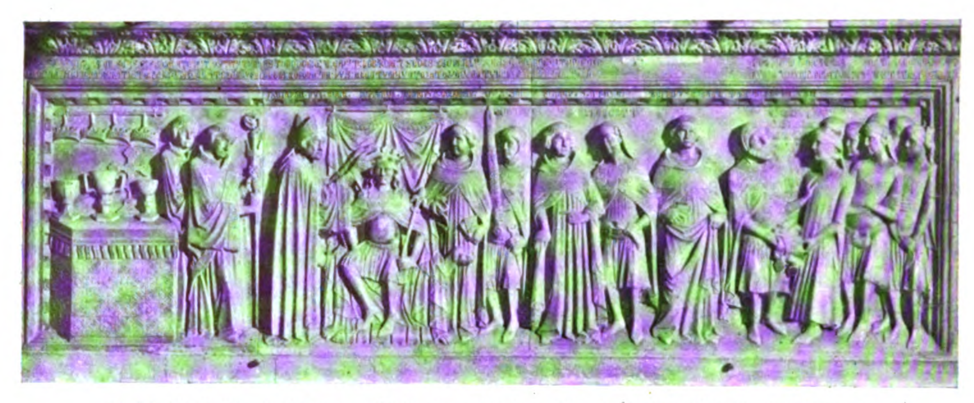
Die Wallfahrt nach Mariawald hatte nichts genutzt, ebensowenig wie die Bittgänge zur Richelsley. Der Junge war womöglich noch schlimmer heimgekommen. Und Steng hatte sich's doch nicht verdrießen lassen, bis zum sinkenden Abend zu warten, inbrünstig betend, und dann den Knaben segnen zu lassen und eine Spende in die Büchse bei der Pforte, „fromme Gaben für das arme Kloster Mariawald", zu stecken, fast über ihre Kraft. Kaum heimgebracht hatte sie den Girret am anderen Tag. Führen hatte sie ihn müssen den ganzen Weg; er hatte die Füße gesetzt wie ein kleines Kind, das erst das Gehen lernen soll, oder wie ein Alter, der das Gehen schon wieder verlernt hat.

Und so blieb es mit ihm. Er wurde nicht mehr munter. Wenn der Großvater an seiner Hecke schaffte, die jetzt in neuer Lebensfülle trieb und schoß, sah der Enkel stumm dabei zu. Und als der Großvater fertig war mit Schneiden und Binden und Ausholzen und Basteln und die Hecke über und über grünte, fein sorglich beschoren auf den Strich, setzte sich Girret wieder in ihren kargen Schatten, wie einst im „Botzenkleid", und starrte mit blöden Augen aufs weite, weite Venn, das kein Ende hatte, das sich streckte bis in die Ewigkeit.

Und sie, die da wohnte auf dem Venn, die mit den schweren, schwarzen Flügeln, nahm des Kindes Seele.

Und das Venn that bald sein Maul auf und nahm auch des Kindes Leib.





Relief im Dome zu Monza. (Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

Die mittelalterlichen Darstellungen der deutschen Königs- und römischen Kaiserkrönungen

Von

A. Hoff

An bedeutungsvoller Stätte hat vor nicht allzu langer Zeit der deutsche Kaiser des Tages gedacht, da Kaiser Wilhelm I. sich die preußische Königskrone aufs Haupt setzte, die „nur von Gott allein ihm gegeben und als von Gott allein ihm zustehend erachtet wurde". Der historisch weniger Geschulte nimmt an solchen Worten vielleicht Anstoß: er will nichts hören von dem Königtum von Gottes Gnaden, da es den Wunsch erkennen lasse, daß der Gehorsam gegen die Krone und das Vertrauen zu ihrem Träger als eine religiöse Pflicht im Volke empfunden werde. Nichts unrichtiger als diese oder eine ähnliche Deutung. Die Monarchie ist weltlichen Ursprungs und Sinnes; jener Zusatz „von Gottes Gnaden" will allein zum Ausdruck bringen, daß, wie Heinrich von Treitschke ausgeführt hat, es eine unerforschliche Fügung der Vorsehung ist, wenn gerade das herrschende Geschlecht über alle anderen im Lande sich emporhob, und Bismarck sieht in ihm „das Bekenntnis, daß die Fürsten das Scepter, welches ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen sollen". Kein theokratischer Zug hat der Krönung vom 18. Oktober 1861 sein Gepräge aufgedrückt; wie Adolf Menzel den weihevollen Akt geschildert hat, wird er im Gedächtnis der Zukunft fortleben. Keine theokratische Anschauung hat Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg geleitet, als er am 18. Januar 1701 sich mit dem Symbol der Königswürde schmückte. Er wollte zum Ausdruck bringen, daß Preußen, seines eigenen Rechts und der ihm innewohnenden Kraft sich bewußt, neben das Kaisertum des heiligen römischen Reiches getreten sei, neben Habsburger und Lothringer, die noch beinahe ein Jahrhundert lang an der Krönung durch Priesterhand festhielten. Keine andere Erzählung als diejenige Goethes in „Dichtung und Wahrheit" vermag eine Anschauung zu geben von der Verquickung von Staat und Kirche, dem Erbteil mittelalterlichen Lebens, das die Menge ob seines äußeren Glanzes bewunderte, während ein nüchterner Beobachter wie Ritter Lang es in Wahrheit als längst verblaßt bezeichnen mußte.

Warum aber ein Erbteil des Mittelalters? Unsere Skizze möchte diese Frage zu beantworten unternehmen. Vielleicht läge es nahe, an der Hand der älteren Berichte und der Aufzeichnungen über das Ceremoniell der

Kaiser- und Königskrönungen ein gleichsam typisches Bild derartiger Feiern zu entwerfen, — allein jedweder Versuch würde nur verschwommene Kenntnis vermitteln. Ganz naturgemäß gestaltete sich die Krönung selbst jeweils nach der Person des zu Krönenden — des deutschen Königs oder dieses in seiner Eigenschaft als König der Lombarden oder römischer Kaiser — sowie nach Ort und Zeit verschieden. Hier sollen allein die mittelalterlichen Darstellungen aus den Werkstätten zeitgenössischer Maler und Bildhauer erläutert werden. Sie gewähren besseren Einblick in den Gedankenkreis der vergangenen Jahrhunderte und ihr künstlerisches Können, als ausführliche Beschreibungen es vermöchten; sie sind, wie man wohl gesagt hat, da noch wirksam, wo das Wort des Erzählers die Grenze seiner Wirkung erreicht hat.

Mancher unserer Leser ist wohl schon durch die Abteilung der Gipsabgüsse im Berliner Museum gewandert, um an den Nachbildungen plastischer Bildwerke aus der Zeit der italienischen Renaissance sein Auge zu weiden. Bewundernd haftete sein Blick an den Arbeiten der Robbia, Donatello und Michelangelo; vielleicht streifte er auch einmal die in einer Seitennische angebrachte Gruppe der sogenannten „Krönung eines deutschen Kaisers“ aus der Kirche S. Caterina in Florenz. Das Hochrelief zeigt zwei Figuren, die eine sitzend auf einem Thronstuhl mit hoher Lehne, die andere stehend, im Begriff den Sitzenden zu krönen. Wohl sind Hand und Krone spätere Zuthat, sie entsprechen jedoch dem vom Künstler gewählten Moment. Dessen Bedeutung aber erhellt aus dem Reichsapfel und dem Scepter — von letzterem ist nur ein kleiner Teil erhalten — in den Händen des Thronenden wie seine Bekleidung mit Dalmatica, Stola und Cingulum. An eine bestimmte Krönung, sei es die Ludwigs des Bayern (17. Jan. 1328), sei es Karls IV. (5. April 1355), wird nicht zu denken sein. Sie durch ein Marmorwerk zu verewigen, fehlte in Florenz jeder Anlaß. Da die Gruppe aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, vermutlich aus Luca della Robbias Werkstätte, stammt, wird sie mit A. Schmarsow als eine Idealkomposition angesehen werden dürfen, in der die Kaiserkrönung nach mittelalterlichem Brauche dargestellt wird. Vielleicht spielt sie auf Karl den Großen an, dem die Florentiner Lokaltradition die Aufrichtung der Mauern und das Privileg der Selbstverwaltung zuschrieb. Noch trägt ja der krönende Priester, un-



Original im Bargello zu Florenz.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

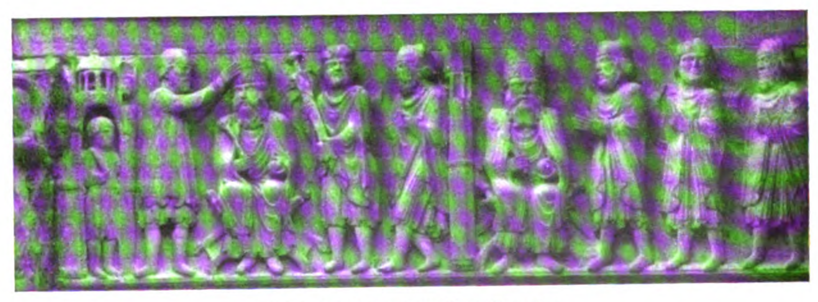


Krönung Karls des Großen in einer Handschrift der Chroniques de St. Denis.
(Nach Lacroix und Seré.)

tasie kann die Zeichnung aus einer Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts beanspruchen (s. nebenstehende Abbild.). Das Gleiche gilt von dem Gemälde in der ersten Stanze des Vatikans, auf dem der Künstler — sei es nun Raffael, sei es einer seiner Schüler — in den Zügen des Papstes die Leos X. (1513 bis 1521), in denen des Kaisers diejenigen Franz' I. von Frankreich (1515 bis 1547) verewigt hat. Als Krönungsbilder im eigentlichen Sinne des Wortes können auch nicht drei Miniaturen angesehen werden, die erste in einem Meßkanon aus dem Schatz der Kirche von Metz (zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts), die zweite in einem Münchener Missale, auf der Kaiser Heinrich II. (1002 bis 1024), angethan mit langem Prachtgewand, von Christus selbst die Krone erhält, während St. Ulrich und St. Emmeran seine Arme stützen, zwei Engel ihm Schwert und Lanze überreichen; die dritte in einer Cambridger Handschrift der Chronik des sogenannten Ekkehard von Aura veranschaulicht, wie Kaiser Heinrich V. (1106 bis 1125) von Papst Paschalis II. (1099 bis 1118) die Reichsinsignien empfängt. Wir erinnern schließlich an die Skulpturen des Domes von Borgo San Donnino bei Padua aus dem dreizehnten Jahrhundert. Naiven Sinnes

zweifelhaft der Papst, nicht die Tiara, sondern die bischöfliche Mitra; der Kopf des Kaisers ist bartlos, wie er auch in Rom zu sehen war (Abbild. S. 791).

Kein gleichzeitiges Bild also schildert die folgenschwerste aller Kaiserkrönungen vom Weihnachtstage 800, als der Papst den Frankenkönig mit dem Zeichen der imperialen Würde schmückte. Das Mosaikbild vom Triklinium Leos III. (795 bis 816) im Lateran zu Rom hat die Überreichung der Fahne an Karl, der Stola an den römischen Bischof



Relief am Dom von San Donnino.
(Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.)

folgte der Bildhauer, Benedetto Antellami, der Legende, die den heiligen Domninus am römischen Kaiser Maximinian (gest. 310) die

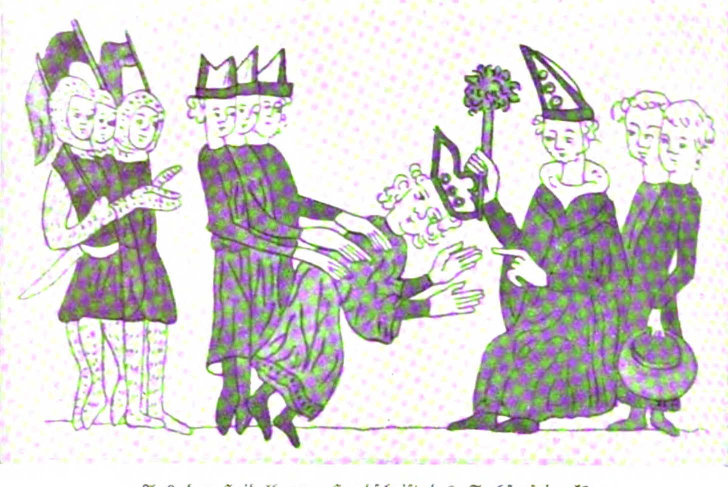
durch den heiligen Petrus als den Verleiher weltlicher und geistlicher Herrschaft zum Gegenstand; nur die Bedeutung einer Phan-

Krönung vollziehen läßt; sein Werk verdient als Darstellung der feierlichen Ceremonie Beachtung, mag es gleich des historischen Untergrundes entbehren (Abbild. S. 792, unten).

So ist denn die Krönung Kaiser Heinrichs VI. durch Papst Cölestin III. am 14. April 1191 die erste, die ein beinahe gleichzeitiger Künstler uns zu vergegenwärtigen unternimmt. Hoch zu Roß reitet der Sohn Friedrich Barbarossas in Rom ein; in der Vorhalle von St. Peter empfängt ihn das Oberhaupt der Kirche. Wir sehen, wie die Hände Heinrichs mit Chrisma benetzt und seine Arme gesalbt werden; der Papst übergiebt Schwert, Scepter und Ring, um endlich den Kaiser mit der Mitra zu schmücken. Nicht ganz entsprechen die einzelnen Teile unseres Bildes den wirklichen Vorgängen, wie sie eine ausführliche Aufzeichnung jener Tage schildert. Darunter leidet sein Wert, gewiß; aber zweierlei mag den Zeichner entschuldigen. Er wollte die Worte des Dichters Petrus von Ebulo illustrieren, der gleich ihm nur die eindrucksvollsten Momente der Feier berücksichtigt; schwerlich war er Augenzeuge, und es wäre ungerecht, von ihm die Treue des modernen Historienmalers zu fordern, der unter weit günstigeren Bedingungen seiner Kunst obzuliegen vermag. Anerkennung jedenfalls verdient die unmittelbare Frische der Auffassung, die annähernde Korrektheit der Linienführung, (s. vorstehende Abbild.), denen gegenüber das Bild aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels weit älter erscheint, während es in Wahrheit vielleicht ein halbes Jahr-



Aus der Berner Handschrift des Petrus de Ebulo.
(Nach G. del Re, Cronisti Napoletani.)



Aus der Heidelberger Handschrift des Sachsenspiegels.
(Nach Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit.)

hundert jünger ist. Nur auf Verständlichkeit in Haltung und Bewegung der einzelnen Figuren ist Wert gelegt, der Grad künstlerischer Durchbildung steht sehr niedrig. Ein typisches Bild soll gegeben werden, nicht als hätte der Maler im entferntesten daran gedacht, eine bestimmte Krönung zu veranschaulichen. Er will den abstrakten Satz des Rechtsbuches im Bilde festhalten, allein geleitet von seiner Phantasie, unbekümmert um den wirklichen Hergang, von dem er wohl nur durch Hörensagen wußte. Vor dem sitzenden Papst, dessen Kopfbedeckung allem Anschein nach die Mitra sein soll, kniet der Kaiser im Schmuck der kaiserlichen Krone. Die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier — einer von ihnen ist bärtig — haben ihn über die Alpen begleitet; hinter ihnen erscheinen der Pfalzgraf bei Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg mit ihren Fahnen und in vollständiger Rüstung: ihre Verpflichtung zur Heeresfolge beim Römerzuge soll damit angedeutet werden. In seiner Rechten hält der Papst den Weihwedel, um ihn über den Knieenden zu senken; zwei Geistliche, deren Charakter durch die Tonsur bezeichnet wird, bilden sein Gefolge, wobei der eine in seiner Linken den Weihkessel trägt (s. die obenstehende Abbild.).

Nur im Vorübergehen sei an dieser Stelle der Grabdenkmäler zweier Mainzer Erzbischöfe gedacht, Siegfrieds III. von Eppstein (gest. 1249) und Peters II. von Aspelt (gest. 1320). Wir kennen keine bildnerischen Darstellungen, die bezeichnender die mittelalterliche Auffassung von dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche wiedergäben (Abbild. S. 795 u. 796). Jener ist ja nach ihr dem Monde vergleichbar, diese der Sonne, und weil die Sonne erst dem Monde ihr Licht mitteilt, steht das geistliche Regiment an Bedeutung und Macht über dem weltlichen. Die Gestalten der Erzbischöfe scheinen zu groß für den sie umgebenden Rahmen; beinah gewaltsam drücken sie die Könige nieder, als habe der Steinmetz darauf hinweisen wollen, daß sie allein durch Unterwürfigkeit unter die Gebote der Kirche ihre Stellung erhalten könnten. „Der Gesalbte ist kleiner als der, welcher salbt" — so hatte einst Papst Innocenz III. (1198 bis 1216) den Boten des deutschen Königs erklärt. Immerhin bedarf das Grabmal Peters von Aspelt einer Korrektur. Neben den Erzbischof stellt es Heinrich VII. von Luxemburg (1308 bis 1313) und dessen Sohn Johann von Böhmen (gest. 1346) wie Ludwig den Bayer (1314 bis 1347). Aber nicht aus der Hand des Mainzer Kurfürsten, sondern aus der Heinrichs von Köln hat Heinrich VII. am 6. Januar 1309 zu Aachen die deutsche Königskrone empfangen. Hier treten die Malereien des Codex Balduineus in ihre Rechte ein, jener Bilderchronik zur Geschichte des Luxemburgers, die den Anregungen seines Bruders, des Erzbischofs Balduin von Trier (gest. 1354), ihr Entstehen verdankt. Mit Recht ist sie das hervorragendste Werk deutscher Illustrationstechnik aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts genannt worden. Der Künstler schildert als Augenzeuge; in der Darstellung der Hauptpersonen sucht er Bildnistreue zu erreichen, mag gleich

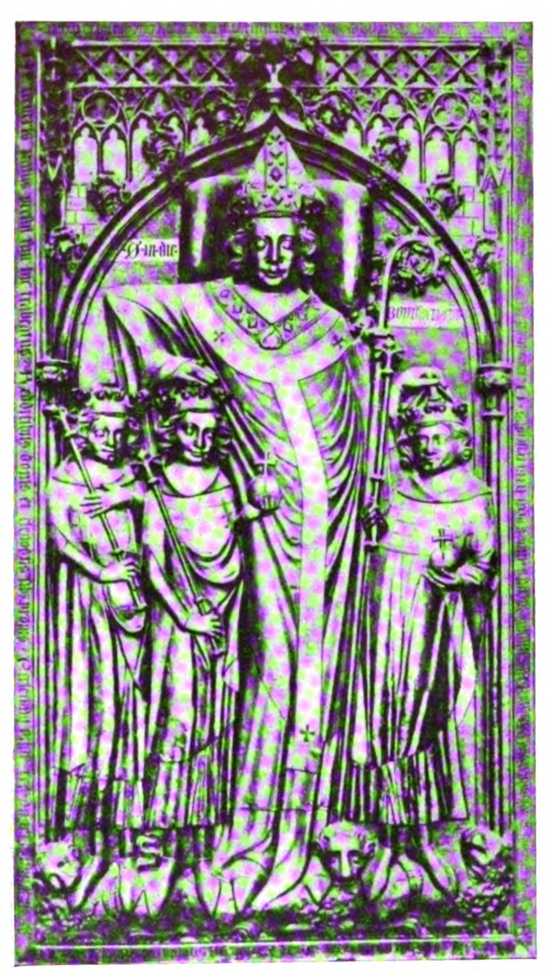
das Streben das Können weit hinter sich lassen. Dadurch wird der Reiz der Bilder keineswegs gemindert. Wieviel besser wäre es um unsere Kenntnis bestellt, besäßen wir eine größere Anzahl derartiger Bilderfolgen: ihr zuliebe möchte man gern auf manches andere Gemälde jener Tage mit seinem konventionell kirchlichen Gegenstand verzichten. All dies sichert jener Handschrift im Koblenzer Staatsarchiv dauernde Bedeutung. Zum erstenmal wagt sich die Malerei an die Darstellung der Vorgänge bei der Wahl und der symbolischen Altarsetzung eines deutschen Königs; sichtbar verwendet der Künstler alle Mühe, um die Krönung des Luxemburgers so getreu als möglich zu veranschaulichen, wie er selbst sie gesehen hat (Abbild. S. 797, oben). Sein Auftraggeber Balduin steht zur Seite, leicht kenntlich an dem charakteristisch breiten, etwas vorgeschobenen Kinn, das wie überhaupt der sich stets gleichbleibende Typus der Wirklichkeit entsprechen wird. Geistliche und weltliche Große umgeben den mit einer Decke belegten Altar. Auf ihm erkennt man zwei Leuchter mit brennenden Kerzen, den Kelch, das aufgeschlagene Evangelienbuch und schließlich die Krone für Margarete von Brabant, Heinrichs Gemahlin. Im Augenblick knien König und Königin vor Erzbischof Heinrich von Köln (gest. 1332). Im Schmuck seiner pontifikalen Gewandung drückt er gerade, leise vornüber gebeugt, dem neuen Herrscher die Krone Karls des Großen auf die blonden Locken. Der Segensspruch: „Nimm hin die Krone des Reiches, die Dir von unwürdigen Händen der Bischöfe auf Dein Haupt gesetzt wird im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes,“ ertönt dabei durch die Kirche.



Grabmal des Erzbischofs Siegfried III. von Mainz.
(Nach einer Photographie.)

Heinrich VII. hat sich nicht mit der deutschen Königskrone begnügt; ihn verlangte nach der eisernen lombardischen und dem Glanz des Kaiserdiadems. Seinen romantischen Sinn zog es nach Italien, wo überschwengliche Hoffnungen die ghibellinische Partei erfüllten und Dantes begeisternde Worte lauten Widerhall gefunden hatten: „Juble auf, Italien! Bald wirst du von aller Welt beneidet sein, sogar von den Saracenen. Denn dein Bräutigam, die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes, der fromme Arrigo, der erlauchte Augustus und Cäsar, schickt sich an, zu deiner Hochzeit zu kommen.“ Heinrich folgt diesen Lockungen. Im Herbst 1310 zieht er über den beschneiten Mont Cenis, und wiederum ist es der Zeichner des Balduineums, der uns die feierliche Handlung am Dreikönigstag (6. Januar) 1311 schildert (Abbild. S. 797, unten). Nicht wie üblich in

St. Giovanni zu Monza, sondern in der Ambrosiuskirche der lombardischen Hauptstadt vollzog sie der Erzbischof Cassone von Mailand (1308 bis 1316); nicht jener Reif ward benutzt, den die gläubige Sage aus einem Nagel vom Kreuz Christi gefertigt sein ließ — das Kleinod wurde erst viele Jahre



Grabmal des Erzbischofs Peter von Aspelt im Dom zu Mainz. (Nach einer Photographie.)

später bei einem Pfandleiher wieder aufgefunden —, sondern eine neue, von einem Sienesen geschmiedete Krone. Wieder wie auf dem ersten Bilde ist die Feier unmittelbar vor den Altar verlegt, auf dem wie dort Leuchter mit Kerzen, Kelch und Evangelienbuch sichtbar werden. Rechts und links stehen die Gefolgsleute Heinrichs, unter ihnen Balduin in erzbischöflicher Tracht mit Mitra und Stab. Heinrich, der soeben Salbung, Ring und Schwert erhalten hat, kniet vor dem Erzbischof von Mailand, um aus dessen Händen die Krone entgegenzunehmen. Nach dem Empfang von Stab, Scepter und Reichsapfel wurde alsbald die Königin hereingeführt; auch sie wurde gesalbt und mit Ring und Krone geschmückt.

Der Mailänder Tag war vielleicht der Höhepunkt im Römerzuge des Luxemburgers, der ohne Schwertstreich Herr der Lombardei geworden war. In der Krönungsstadt brachen Unruhen aus: blutig mußten sie niedergeschlagen werden. Brescia leistete dem deutschen Heere hartnäckigen Widerstand, in Genua verwandelte sich die Parteinahme für Heinrich bald in Abfall.

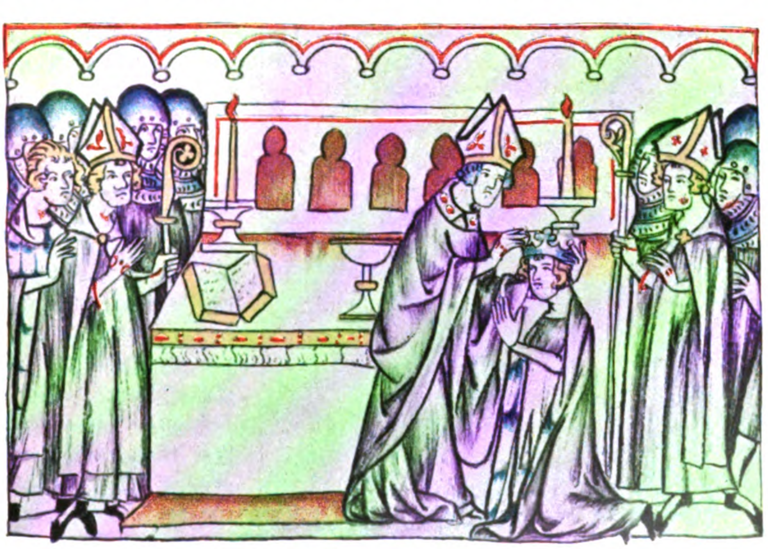
Florenz verlegte den Weg, so daß der König zu Schiff Pisa aufsuchen mußte, bis Verstärkungen aus der Heimat den Marsch nach Rom ermöglichten. Kampf und Blutvergießen begleiteten den Einzug. Da Vatikan und Peterskirche von den Gegnern besetzt gehalten wurden, wählte man zur Stätte der Kaiserkrönung die Kirche S. Giovanni im Lateran, an deren Portal der römische Klerus den Herrscher empfing (29. Juni 1312). Zum Altar geleitet, beugte Heinrich das Knie, um zu den Füßen der Kardinäle — Papst Clemens V. (1305 bis 1314) weilte ja seit 1309 in Avignon — einen goldgefüllten Beutel niederzulegen. Nach feierlicher Eidesleistung schmücken ihn die Legaten mit der dreispitzigen Mitra zum Zeichen dessen, daß ihm die Rechte des Klerikers verliehen sind. Der Kardinalbischof von Ostia salbt ihn am rechten Arm und zwischen den Schultern; dreimal schwingt der König das Schwert, das alsbald samt dem goldenen Schilde auf dem Altar seinen Platz findet: nun hat er die Kirche in seinen Schutz genommen. Die Aufsetzung der Kaiserkrone wie die Überreichung von Reichsapfel und Scepter beschließen die Feier, die gleich ihren Vorgängerinnen dem Trierer Maler Anlaß zu einer stimmungsvollen Komposition gegeben hat. Auf einem einfachen Sessel, der auf Löwentatzen ruht



Aus dem Codex Balduineus im Staatsarchiv zu Koblenz.
(Nach Irmer, Romfahrt Heinrichs VII.)

und zu beiden Seiten in Hunds- oder Löwenköpfe ausläuft, sitzt Heinrich, angethan mit Gewand und ärmellosem Pelzmantel. Seine Rechte trägt das Scepter, die Linke ist auf die Brust gelegt. Die Kardinäle, kenntlich an ihren Hüten, sind gerade beschäftigt, die Krönung vorzunehmen. Im Umkreis stehen weltliche Große in voller Rüstung und Geistliche mit Kappen und Pelzmänteln; zur Linken läßt die dunkelgrüne Mütze Balduin leicht aus der Umgebung seines Bruders herausfinden. Merkwürdig freilich und unerklärbar bleibt nur, daß der Künstler die Handlung auf den grünen Rasen, also unter freien Himmel, zu verlegen scheint (Abbild. S. 798, oben). Allzulange hat Heinrich sich der kaiserlichen Würde nicht erfreuen dürfen. Beschäftigt mit den Vorbereitungen zur Abrechnung mit Florenz und Robert von Sicilien, ist er am 24. August 1313 im Gebiet von Siena gestorben. Im Campo Santo zu Pisa gemahnt das prachtvolle Marmordenkmal von Tino da Gamaino an das letzte Aufflackern der Idee des Ghibellinentums und damit der Kaiserherrlichkeit im Sinne der Hohenstaufen.

Über den Parteien hatte Heinrich VII. stehen wollen, bis ihn diese in ihr Getriebe verstrickten; sein Nachfolger in der deutschen Königswürde, Ludwig der Bayer (1314 bis 1347), kam als erklärtes Parteihaupt der Ghibellinen und Minoriten über die Alpen, in offnem Kampf mit Johann XXII. (1316 bis 1334), den er für einen Ketzer und Afterpapst erklärt hatte. Am 31. Mai 1327 em-



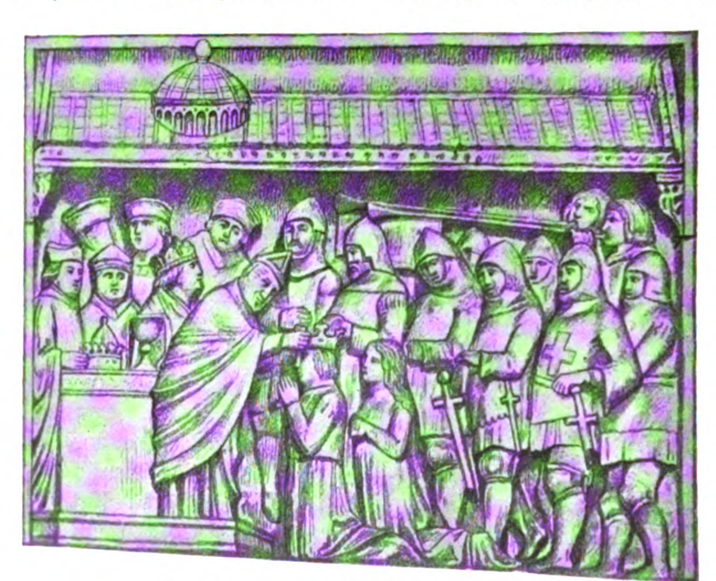
Aus dem Codex Balduineus im Staatsarchiv zu Koblenz.
(Nach Irmer, Romfahrt Heinrichs VII.)

pfing er die Krone der Lombardei, am 17. Januar 1328 die des römischen Kaisers, deren Verleihung die Bevölkerung der ewigen Stadt als ihre Gerechtsame bezeichnete. Nur der Pfingsttag des Jahres 1327 hat eine bildnerische, die erste plastische Darstellung erhalten. Ein Werk der Sienesen Agostino di Giovanni und Agnolo di Ventura aus dem Jahre 1330, bildet das Relief einen Bestandteil des Marmorgrabmals Guido Tarlatis di Pietramale, des Bischofs von Arezzo (1306 bis 1327). Zum zweitenmal erscheint die Kirche von St. Ambrogio in Mailand als Schauplatz. Den Altar — man bemerkt auf ihm neben dem Kelche die Krone für die Königin — umringen sechs Geistliche; ihnen zur Seite stehen die gewappneten Mannen Ludwigs, während zwei Herolde in die Trompeten stoßen. Der Bischof von Arezzo ist im Begriff, den König zu krönen. Dieser aber kniet vor ihm mit gefalteten Händen, hinter ihm seine Gemahlin Margarete, welche nicht allein die Fährlichkeiten des Unternehmens mit ihm teilen sollte (s. untenstehende Abbildung).



Aus dem **Codex Balduineus** im Staatsarchiv zu Koblenz.
(Nach Irmer, Romfahrt Heinrichs VII.)

Der alten Übung widersprechend, hat auch Karl IV. (1346 bis 1378) sich nicht in Monza mit der eisernen Krone schmücken lassen. Gerade der dortige Dom aber bewahrt die bedeutendste plastische Darstellung, ein künstlerisches Memorandum, wie man gesagt hat, dessen, was bei der Krönung der deutschen Könige in S. Giovanni als Brauch angenommen oder gewünscht wurde. Wir meinen das Marmorrelief von Matteo da Campione an der Rückwand der Kanzel aus dem letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts. Zwei Handlungen wollte der Künstler in seinem Ceremonienbild dem Beschauer näher bringen, zur Linken die Krönung, zur Rechten die Bestätigung der Privilegien von Monza. Erläuternde Inschriften erleichtern die Deutung. Über der Hauptgruppe stehen zwei Zeilen: Altissimi Dei et sancte apostolice sedis cura concedente, prout constitutum est, Modoetie, que caput Lombardie et sedes regni illius



Vom Grabdenkmal des Bischofs von Arezzo.
(Nach Stacke, Deutsche Geschichte.)

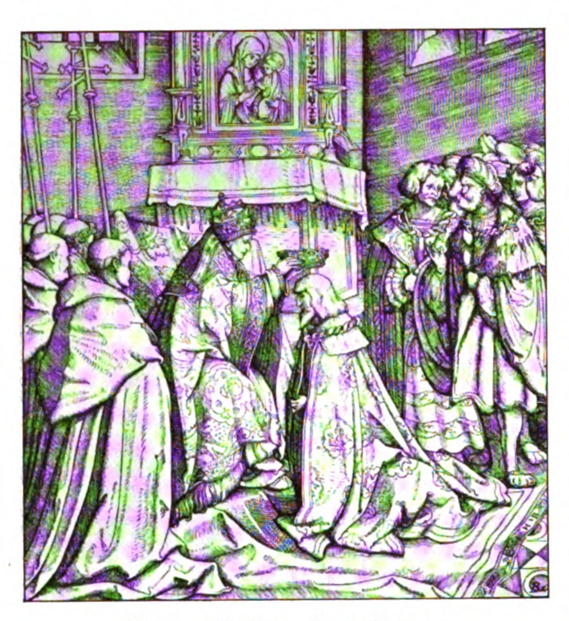
esse dignoscitur, in sancto oraculo sancti Johanis Batiste fereo diademate de iure regni corono te pius electum iuste atque unctum regem fertilis Italie, das heißt: „Mit Erlaubnis des allerhöchsten Gottes und des heiligen apostolischen Stuhles kröne ich in Ehrfurcht, wie es festgesetzt ist, zu Monza, das man kennt als Hauptstadt der Lombardei und Sitz jenes Reiches, im heiligen Bethause des heiligen Johannes des Täufers Dich mit der eisernen Krone als den rechtmäßig erwählten und gesalbten König des fruchtbaren Italien." In voller Rüstung, das Scepter in der Linken, die Rechte auf das Knie gestützt, sitzt der König (Impetator) auf einem Stuhle, der ähnlich dem im Bildercyklus des Balduineums Löwentatzen und Hundsköpfe aufweist. Links waltet der Erzpriester von Monza (Archipresbiter huius ecclesie) seines Amtes, unter Mitwirkung seines Diakons und Subdiakons, die am Altar Aufstellung genommen haben. Dem König zunächst steht der Erzbischof von Köln (Archiepiscopus Coloniensis) als Kanzler für Italien; es schließen sich an der Herzog von Sachsen (Dux Sanxonie) mit dem Reichsschwert, der Erzbischof von Trier (Archiepiscopus Trevirensis), der Pfalzgraf bei Rhein (Landegravius nennt ihn irrtümlich die Überschrift), der Erzbischof von Mainz (Archiepiscopus Magancie) und endlich, da der König von Böhmen fehlt, der Markgraf von Brandenburg (Marchio Brandenburgensis). An den zuletzt Genannten als den Kämmerer des Reiches wenden sich gerade die Vertreter der Bürgerschaft. „Die Männer von Monza," läßt sie die Inschrift sagen, „vom Höchsten bis zum Niedrigsten, waren und sind stets der kaiserlichen Majestät Getreue" (Homines Modoetie a maiore usque ad minorem semper fuere et sunt imperatorie mayestatis fideles). Ihre Versicherung findet freundliche Aufnahme. Mit den Worten: „Der König weiß wohl, was ihr gesagt habt; darum wird er eure Privilegien kräftig erweitern und bestätigen" (Dominus rex bene novit quod dixistis; ideo amplificabit fortiter et confirmabit privilegia vestra), überreicht der Brandenburger den bereits besiegelten Gnadenbrief, die „Privilegia civitatis Modoetie" enthaltend. So wohnt dem großen Relief gleichsam der Charakter einer Rechtsverwahrung inne: das Anrecht der Stadt auf die Feier innerhalb ihrer Mauern und die dabei erforderliche Erneuerung der bürgerlichen Freiheiten soll in einem Bilde überliefert werden (Abbild. S. 790). Thatsächliche Folgen allerdings sind nicht zu verzeichnen: am 25. November 1431 empfing Sigmund (1410 bis 1437) in Mailand die eiserne Krone, mit der zwei Jahrzehnte später, am 16. März 1452, Friedrich III. (1440 bis 1493) zu St. Peter in Rom sich schmücken ließ.



Relief am Bronzeportal von St. Peter in Rom.
(Nach Lacroix und Seré.)

Nach Rom führt das vorletzte uns erhaltene Bild einer mittelalterlichen Kaiserkrönung. Am Flügel der ehernen Bronzethür von St. Peter tritt es dem Besucher der Tiberstadt entgegen, ein Werk von Antonio Averlino, genannt Filarete, und Simone Donatello aus dem Jahre 1447 (s. vorstehende Abbildung). Blumengewinde durchzieht die Kirche. Vor dem Altar sitzt Papst Eugen IV. (1431 bis 1447), die Rechte zum Segnen erhoben, mit der Linken Kaiser Sigmund

krönend, der vor ihm niedergesunken ist und dabei sich des Schwertes als Stütze bedient (31. Mai 1433). Zwei Kardinäle und eine Anzahl weltlicher Gefolgsleute, an ihrer Spitze der Präfekt von Rom mit dem Schwert als dem Zeichen seiner Würde, wohnen dem Akte bei: kein Zweifel, daß die Anordnung der Figuren mehr der künstlerischen als der historischen Wahrheit Rechnung trägt, obwohl die annähernde Porträtähnlichkeit der beiden Hauptpersonen das Urteil über das Relief selbst günstig gestalten wird.



Aus dem Weißkunig Maximilians I.
(Nach dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses.)

Die ewige Stadt sah noch eine einzige Kaiserkrönung, die Friedrichs III. am 19. März 1452, zu der sich die Feier seiner Vermählung mit Eleonore von Portugal gesellte. Der Sohn beider, Maximilian I. (1493 bis 1519), hat sie anschaulich im „Weißkunig" beschrieben, d. h. in jener Erzählung seines politischen Lebens, die der Geheimschreiber Marx Treitzsauerwein von Ehrentreitz nach den Diktaten und eigenhändigen Aufzeichnungen seines Herrn zusammenstellte. Freilich darf dem Werke die Bedeutung einer historischen Quelle im eigentlichen Sinne dieses Wortes nicht zugebilligt werden — andere Berichte geben ein weit zuverlässigeres Bild der römischen Festtage —, sein Wert beruht vielmehr auf den zahlreichen Holzschnitten von Hans Burgkmair, Leonhard Beck und anderen Künstlern, die Maximilian zu beschäftigen verstand. Dank seiner Kontrolle sind diese Zeichnungen zuverlässig, zumal auf Treue namentlich der Trachten besonderes Gewicht gelegt wurde, ohne daß deshalb die schöpferische Phantasie jener Männer in Anlage und Komposition der einzelnen Holzschnitte an freier Bewegung gehindert worden wäre (s. nebenstehende Abbild. und Abbild. S. 801, oben).

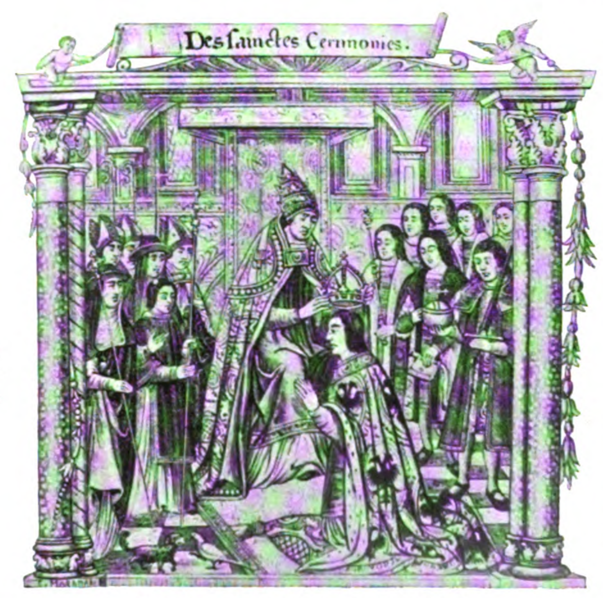
Friedrich III. hatte am 16. März 1452 aus der Hand Nikolaus' V. (1447 bis 1455) eine silberne Krone empfangen: sie sollte die eiserne lombardische ersetzen, die sich ja in Mailand befand. Drei Tage später, am Sonntag Lätare, ward ihm die Kaiserkrone zu teil. Geleitet von zwei Kardinaldiakonen hatte der König am frühen Morgen die Peterskirche betreten, wo er nach Leistung des herkömmlichen Eides, die römische Kirche fortan zu schirmen, unter die Chorherren von St. Peter aufgenommen wurde. In der Gregorskapelle wird er alsdann mit dem Krönungsornat bekleidet. Nach stillem Gebete an der Confessio Petri und der Salbung durch den Kardinal von Portus nimmt Friedrich, seiner Gemahlin gegenüber, auf dem für ihn bestimmten Sessel am Petersaltar Platz, wo auch der Thronstuhl für Nikolaus hergerichtet war. Der Ablegung des Glaubensbekenntnisses durch Friedrich und dem Friedenskuß des Papstes folgt die von diesem selbst celebrierte Messe, in deren Verlauf die einzelnen Kleinode unter den ihnen entsprechenden Ermahnungen dem Kaiser dargereicht werden. Er erhält das Schwert, das Scepter und den Reichsapfel, schließlich die Mitra und die Kaiserkrone. „Nym hin ain zaichen der eer," so giebt der „Weißkunig" die lateinische Ansprache des Oberhauptes der Kirche wieder, „ain dyadem des reichs und die cron des gewalts, das du versmähest den altn pösen veind mit allen sunden und lastern und das du lieb habest gerechtigkait, parmherzigkait und gerechtes urtail, das du von unsern herren Jhesu Christo

in der geselschaft aller seiner auserwelten heilign emphahest die ewig cron. Ich setz dir auf dein haupt ain cron von edlin gestain und bis (d. h. sei) ain gewaltiger furst uber alle dise welt. In dem namen Gotes vaters ... Darnach setzet der babst der kunigin aine schöne kron auf ir haupt, gar kostlichen gemacht, die ir in sonderhait mit grosser zier was (d. h. war) zuberait, und der babst sprach dise wort: Durch das ampt unser wirdigkait bist du erwelt und gesegent zu ainer kunigin und nym hin die cron, die dir mit unsern unwirdigen bapstlichen henden ist aufgesetzt, und als du auswendig bist gezieret mit gold und vein perlin, also geruech (d. h. sei bestrebt) und vleyss dich inwendig geziert zu werden mit goldgötlicher weishait und mit vein perl der tugend, das du nach disem leben dem ewigen preutigam mitsampt den weisen junkfrawen, ain wirdige kunigin, entgegen komest.“ Zum Zeichen des Dankes küßte nun Friedrich die Füße des Papstes, um darauf die Huldigungen seiner Getreuen entgegenzunehmen, bis schließlich die Erteilung der Kommunion und des Ablasses an alle Teilnehmer der kirchlichen Feier ein Ziel setzte.



Aus dem Weißkunig Maximilians I.
(Nach dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses.)

Die kaiserliche Zeit des Habsburgers hat den Hoffnungen, die man an seine Krönung knüpfen mochte, nicht entsprochen. Sein geringes Interesse für das Reich, während nur die Vermehrung der Hausmacht ihn beschäftigte, seine Ohnmacht und Unthätigkeit trotz der von äußeren und inneren Gefahren bedrohten Lage Deutschlands, dessen Geschichte in jenen Tagen sich unendlich zersplittert — all dies lenkte die Blicke auf den jugendfrischen Maximilian. Mochte Friedrich anfänglich sich sträuben, die einhellige Wahl zu Frankfurt berief am 16. Februar 1486 seinen Sohn zur Würde des römischen Königs, die nach deutschem Staatsrecht die Designation zum Nachfolger des noch lebenden Vaters in sich schloß. Zwei Monate später, am 9. April, schmückte ihn im Aachener Münster die Krone Karls des Großen; samt den übrigen Insignien und Kleinodien hatte sie ihre treue Hüterin, die Reichs-



Aus einem französischen Ceremonialbuch.
(Nach Lacroix und Seré.)

stadt Nürnberg, zur Feier nach dem altehrwürdigen „Sitz des Reiches“ entsandt.

Während ein französisches Ceremonialbuch des sechzehnten Jahrhunderts (Abbild. S. 801, unten) nur ein typisches Bild der Kaiserkrönung geben will — die Züge des Kaisers sind diejenigen Maximilians I., der niemals von irgend welchem Papst die Krone erhielt —, führt Burgkmairs Holzschnitt im „Weißkunig“ zurück in die deutsche Heimat, das Aachener Fest vom 9. April 1486 veranschaulichend (s. nachstehende Abbild.). Umgeben von den Wählern thront in seinem Mittelpunkt Maximilian, der letzte Ritter, wie man ihn oft genannt hat, und zugleich der Vertreter einer neuen Zeit. Unter ihm ist das Mittelalter der deutschen Geschichte zur Rüste gegangen, die Neuzeit kam herauf mit anderen Tendenzen und neuen Aufgaben. Karls V. (1519 bis 1556) Krönung in der Kirche St. Petronio zu Bologna am 24. Februar 1530 blieb ohne Nachahmung. Ihr Schauplatz war ein schwaches Abbild vom Petersdom in Rom gewesen; spanische Granden und italienische Lehnfürsten, nicht die deutschen Kurfürsten, hatten das Krönungsgefolge gebildet; mürrischen Blickes hatte der Papst eine symbolische Handlung vollzogen, die, wie mit Recht gesagt worden ist, in der Gegenwart nicht mehr die rechte Stätte noch die rechte Bedeutung finden konnte. Fortan empfingen die deutschen Könige allein in Aachen, später in Frankfurt a. M., das Symbol ihrer Würde; seit Ferdinand I. (1556 bis 1564) deutete der Titel des „erwählten römischen Kaisers“ darauf hin, daß veränderte Anschauungen den Papst als den Spender der kaiserlichen Krone ausgeschaltet hatten. Aber „noch immer schwenkte der Herold bei der Krönung das Kaiserschwert nach allen vier Winden, weil die weite Christenheit dem Doppeladler gehorche“, nachdem das hellstimmige Fiat! der Chorknaben von St. Bartholomäi in Frankfurt im Namen der deutschen Nation die Wahl des Weltherrschers genehmigt hatte. Erst die Stürme des napoleonischen Zeitalters haben mit dem Reich auch die Reliquien seiner Bräuche hinweggefegt.



Aus dem Weißkunig Maximilians I.
(Nach dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses.)

Alte Bilder sind am Auge des Lesers vorübergezogen; ihre Bestimmung ist erfüllt, wenn sie ein ehrwürdiges Fest der Vergangenheit vergegenwärtigt haben.* Sie weisen zugleich auf eine noch zu lösende Aufgabe hin. In beinahe lückenloser Reihe sind uns die Gestalten der deutschen Könige aus den Lehrjahren unseres Volkes überliefert, sei es in den Zeichnungen der Handschriften, sei es in Werken von Stein und Marmor. Sie vollständig zu sammeln, wäre ein lohnendes Ziel für einen Freund der vaterländischen Geschichte, sobald es ihm nur gelingt, die Fortschritte der künstlerischen Reproduktionstechnik unserer Tage sich dienstbar zu machen. Neben Könneckes prächtigem Bilderatlas zur deutschen Litteraturgeschichte würde ein solcher zur politischen Geschichte seinen Platz sich erobern und behaupten.

* Wir gehen nicht ein auf die Abbildungen von Krönungen, wie sie die Drucke des Pontificale Romanum aus dem sechzehnten Jahrhundert enthalten, auch nicht auf die Darstellungen der Wahlvorgänge in der Wiener Handschrift der Goldenen Bulle, herausgegeben von Thülemarius (1697).



Der Tod und der Ritter

Von

Irene Forbes-Mosse

Der Ritter lag im Sterben
Allein und ohne Wehr;
Was groß und stolz, nun dünkt ihm's klein,
Und mancher helle Edelstein
Schien trübe sich zu färben,
Da ward das Herz ihm schwer.

Er hört und zählt mit Schauern
Die Glocken in der Nacht.
Die Stunden gehen still und schwer,
Die Todesstunde kommt einher,
Die Schildwach' vor den Mauern,
Sie hat ihn nicht bewacht.

„Georg, du heil'ger Ritter,
Du stehst und blickst so streng!
Hielt ich nicht allzeit treu zu dir,
Baut' Kirchen und Kapellen hier,
Du Starker! Tod ist bitter,
Hilf mir aus dem Gedräng."

„Mit Kerzen und Kapellen
Ist's wahrlich nicht gethan;
Du sangst Tedeum Gott dem Herrn,
Und Hochmut war dein Altarstern,
Die blauen Weihrauchwellen,
Sie waren eitler Wahn."

„Ich will zur Jungfrau rufen!" —
„Die Jungfrau hört dich nicht:
Sie sucht verlaßne Kinderlein,
Wenn draußen weiße Flocken schnei'n
Auf kalten Kirchenstufen
Im klaren Sternenlicht."

„Ich will zum Heiland beten!" —
„Der Heiland hört dich nicht:
Er wäscht der Armen Füße lind,
Die hungrig hier gegangen sind,
An deiner Thüre flehten
Mit blassem Angesicht."

„Will zu den Engeln flehen!" —
„Die Engel hören's nicht:
Am Schlachtfeld wandeln sie entlang,
Die Toten wiegt ihr leiser Sang,
Die goldnen Ähren wehen,
Das Korn wächst dort so dicht."

Da sinkt sein Haupt zur Seite,
Das kühler Hauch umspielt ...
„Ach, schimmert mir aus ferner Zeit
Kein milder Geist der Lindigkeit,
Der mir den Mantel breite,
Die Hand im Scheiden hielt?"

Der Ritter fühlt es pochen
An seinem Herzen leis:
Die reine Liebe einer Stund,
Die schwillt und schluchzt im tiefen Grund,
Die hat ihn freigesprochen,
Sie quillt so rein und heiß.

Willkommen letzter Morgen,
So liebereich entbrannt,
Die Sonne flutet durchs Gemach,
O Sonne, küß die Hoffnung wach,
Nimm alle Angst und Sorgen
In deine goldne Hand.

Im lichten Glanz der Sonnen
Liegt meines Ritters Grab.
Zu Häupten ihm zwei Birken stehn,
Im Frühling grünen Segen wehn,
Im Herbst wie Feuerbronnen
Träuft ihr Gezweig herab.



A. Golowin: Zimmerdekoration und Bücherschrein
für die Redaktionsräume der Kunstzeitschrift „Mir Ißkustwa" („Die Kunstwelt").

Kunstgewerbe in Russland

Von

Julius Norden

Wer auf der Pariser Weltausstellung 1900 das „russische Dorf" auf dem Trocadero besuchte, erlebte eine Überraschung: also auch dort, in Rußland, das für Westeuropa noch so vielfach ein ultima Thule ist, giebt's ein Kunstgewerbe und gar eines von unverkennbar modernem Geiste!

Gewiß — russische Künstler sind, seit sie im Auslande zum erstenmal auf der Londoner Ausstellung 1862 auftraten, auch später wiederholt auf diesen großen internationalen Handels-, Gewerbe- und Kunstbazaren erschienen und zwar nicht bloß solche, die in Paris, Rom, München, Düsseldorf ständig lebten, sondern sogar solche, die nur in ihrem Vaterlande thätig sind.

So wandte sich denn ganz allmählich die Fachlitteratur auch dem russischen Kunstleben zu. Aber sie ist immerhin nur kleinen Kreisen zugänglich, und der Raum, den sie russischer Kunstentwickelung widmet, ist gar kärglich zugemessen. Zum Teil ist das freilich die Schuld der Künstler Rußlands selbst. Es liegt ihnen meistens wenig daran, zu zeigen, was sie können. Das „Nitschewo", dieser bezeichnende Ausdruck slavischer Indolenz, beherrscht auch sie. Die große nationale Kunst- und Gewerbeausstellung in Nishnij Nowgorod im Jahre 1896 bereitete jedem Kenner russischer Kunst eine herbe Enttäuschung. Nur der ganz Fremde mag sich nicht gewundert haben — ihm erschien diese Unzulänglichkeit wohl ganz natürlich.

Dazu kommt, daß auf westeuropäischen Ausstellungen die russischen Abteilungen in der Regel den Stempel des nur zufällig Zusammengetragenen zeigen; der Mangel an guten Werken vervielfältigender Künste, die sprachliche Unzulänglichkeit der russischen Kunstlitteratur, die zudem sehr spärlich ist — das alles erklärt die Unkenntnis und die vielen falschen Vorstellungen von russischer Kunst vollauf.

Und nun gar erst das Kunstgewerbe! Ich bin überzeugt, daß selbst manche Russen überrascht waren von dem, was sie im „russischen Dorf“ in Paris fanden. Denn sehr jung ist in Rußland erst die systematische Pflege der Kunstgewerbe; noch jünger sind die selbständigen nationalen Bestrebungen auf diesem Gebiete. Vor einem Jahre erst hat man den ersten kunstgewerblichen Verein bestätigt, und die Ausstellung, die er demnächst veranstalten will, wird die erste ihrer Art in Rußland sein, wenn man von den häufig kläglichen kunstgewerblichen Gruppen auf den großen Ausstellungen in Nishnij Nowgorod, Moskau, St. Petersburg während der letzten dreißig Jahre absieht.

Und trotz allem läßt sich über Geschichte und Wesen des Kunstgewerbes in Rußland auch heute schon manches sagen. Mehr, als in dem mir hier zu Gebote stehenden Raum gesagt werden kann. Denn ich muß zunächst etwas weit ausholen. —

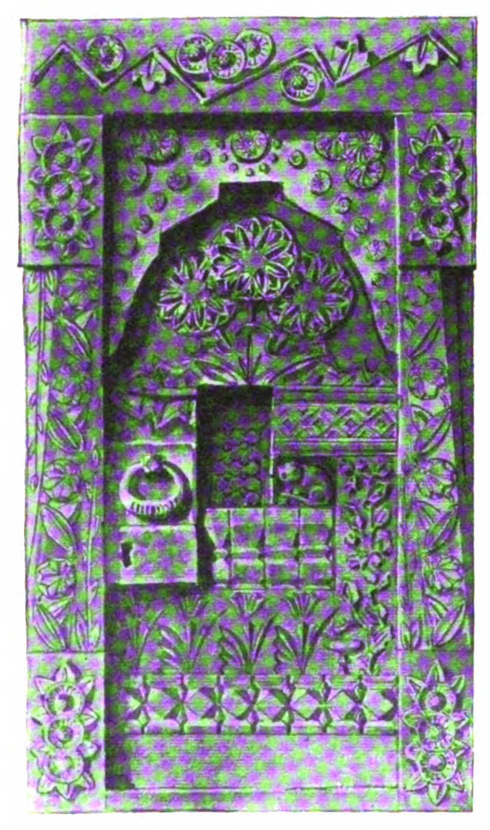
Von einer richtigen russischen „Kunstschule“ im westeuropäischen Sinne zu sprechen, ist erst seit kurzem möglich. Wurde doch das Zarenreich europäischem Kulturleben überhaupt erst vor zwei Jahrhunderten erschlossen. Politische Verhältnisse und zum Teil die geographische Lage haben es mit sich gebracht, daß es abseits stand von der gewaltigen geistigen Bewegung, die den Westen im vierzehnten Jahrhundert ergriff und die bis tief ins sechzehnte Jahrhundert hinein währte. Und als dann zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der weitausschauende Zar Peter sein Volk und Land in den Kreis der Kulturstaaten einzureihen begann, da geschah es so plötzlich und gewaltsam, daß gerade in der Entwickelung der Kunst zunächst ein verhängnisvoller Stillstand eintreten mußte, der gleichbedeutend mit Rückschritt war. Wenigstens so weit von einer nationalen Kunst die Rede sein kann. Auf lange Zeit hinaus trat hier eine Fremdherrschaft ein, und was die mit sich brachte auf dem Gebiete der Kunstpflege, das trug für die „Großen“ und „Gebildeten“ zumeist nur den Charakter eines vergnüglichen oder aber bloß „modernen“ Zeitvertreibes, aus dem Westen stammend, wie alles, was in jenen Zeiten den Russen über das Niveau gemeiner Alltäglichkeit emporhob, wie auch Kleidertracht, Lebenssitten u. s. w. Und doch legte schon Peter auch zu einer Art Kunstakademie den Grund.

Sieht man näher zu, so zeigt sich aber, daß die Kunstpflege in Rußland ebenso alt ist wie das Christentum dort, und daß gerade in den ersten Zeiten eine verhängnisvolle Scheidung von reiner und angewandter Kunst nicht vorhanden war. Wie in Griechenland einst, wie in Japan vielfach noch heute, waren die Grenzen zwischen ihnen verwischt.

Von der Kirche aus nahm die Kunst ihren Weg ins Haus. Und zwar über Byzanz. Von dort kam den Völkern der sarmatischen Tiefebene das Christentum, zu dem sich Großfürst Wladimir von Kiew mit seinen Mannen im Jahre 988 bekannte, und das dann rasch sich weiter verbreitete, Kultur und Civilisation im Gefolge. So zeigten denn auch die Tempel, die man dem neuen Gott baute, im Bau und Ornament byzantinischen Geist. Und derselbe Geist wurde vielfach für die Großen des Volkes beim Bau ihrer Paläste und Hallen maßgebend, wie bei der Herstellung der Kleider, des Hausgerätes, der Waffen, ja auch wie bei den Sitten. Immer und überall war Byzanz vorbildlich, wie viele Jahrhunderte später etwa Versailles für Mitteleuropa. Griechische Künstler und Handwerker, Bauleute, Heiligenbildmaler, Waffenschmiede riefen die Großfürsten ins Land, und in Kiew, Nowgorod und anderen Städten wurden von ihnen Kirchen und Burgen erbaut, mit reichem musivischem Schmuck, mit Holzschnitzereien, Malereien in streng byzantinischem Stil, dessen deutlichen Spuren wir im heutigen „russischen Stil“ noch unverkennbar begegnen.

Die Ansicht ist falsch, die in Laienkreisen so oft laut wird, als wäre russischer und byzantinischer Stil eigentlich dasselbe. Die Kunst Byzanz’ war nur die Mutter der russischen, die sich dann unter der Mitwirkung vieler anderer Einflüsse entwickelt hat. Denn der russische oder richtiger der „moskowitische“ Stil, wie er vornehmlich vom vierzehnten Jahrhundert ab in der Baukunst, Ornamentik und im Kunstgewerbe zu Tage tritt, ist ein Gemisch, das aber durch das Zusammen- und Aufeinanderwirken seiner Elemente schließlich etwas Neues und Eigenartiges darstellte. Einerseits trat zum rein byzantinischen Stil früh schon der Ein-

fluß des armenisch=grusinischen hinzu, der selbst ein Gemisch byzantinischer, maurischer und durch Kreuzritter verbreiteter romanischer Einflüsse war. Andererseits kamen von Norden und Nordwesten her andere, europäische Einflüsse, rein romanische, frühgotische, finnisch=skandinavische. Die Entwicklung aber der aus so vielen Elementen zusammengesetzten, eigenen, nationalen Kunst war eine sehr langsame und vollzog sich in großen Zwischenräumen. Es erklärt sich das einmal durch die kirchliche Orthodoxie mit ihrem starren und erstarren machenden Gesetzesbau, sodann durch das Tatarenjoch, das während dritthalb Jahrhunderten allen wirklichen Kulturfortschritt unmöglich machte, dafür aber vielen asiatischen Elementen Eingang verschaffte, die ihrerseits auch im Baustil und Ornament Spuren hinterließen.



Helene (Jelena) Polenowa: Entwurf einer Thür in Holzschnitzerei mit Eisenbeschlag. Ausgeführt in den Werkstätten zu Abramzowo.

Als dann aber gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die mongolische Fremdherrschaft abgeschüttelt war, als unter der Vorherrschaft Moskaus eine rasche nationale Entwickelung Platz zu greifen begann, da waren es gerade die angewandten Künste, denen dieser glückliche Umschwung zu gute kam, lange bevor man in Rußland von einer Pflege der reinen Kunst sprechen konnte. Auf Form und Ausschmückung der Tafelgeräte, der Waffen, der Möbel, auf die Herstellung von Schmuck= und Prachtgewändern aus Brokatgeweben und mit reichen Stickereien, auf die Wandverzierung in den Kremls der Zaren und Häusern der Bojaren wurde viel Sorgfalt verwendet.

Im siebzehnten Jahrhundert ging dieses Bestreben allmählich wieder zurück, und mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts hörte die Pflege des Nationalen im Kunstgewerbe fast ganz auf. Es brach wieder eine Zeit der Fremdherrschaft an und wieder eine lange; aber sie war dieses Mal natürlich keine kulturfeindliche — nur eine national=feindliche. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß bei dem immer stärker erwachenden Nationalempfinden in dem letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts jene in Rußland als „mittelalterlich“ bezeichneten nationalen Elemente der kunstgewerblichen Formensprache und Ornamentideen geradezu wieder aufs neue entdeckt werden mußten.

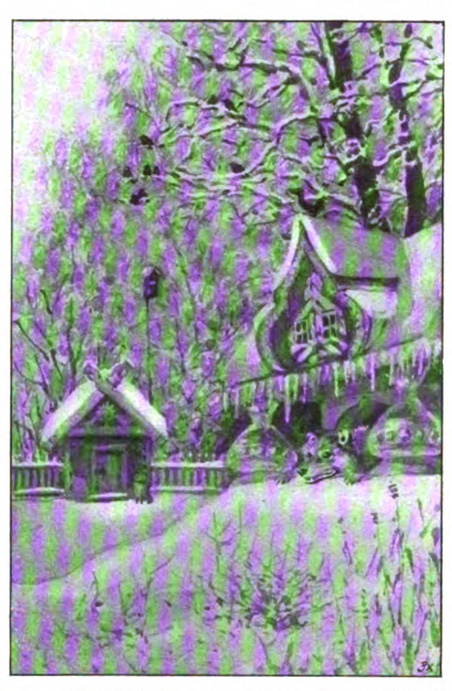
Sie waren also vorhanden? Gewiß. Im Volke selbst hatten sie fortleben können als oft kümmerliche, dürftige Reste, neben den prunkenden „Antiquitäten“ in den Schlössern, Kirchen und einzelnen Sammlungen. Hier waren sie überall etwas Totes; dort — was Lebendiges.

Die Hausindustrie hat sich kaum in einem anderen Lande so stark entwickelt wie in Rußland, dem lange Zeit so fabrikarmen. Namentlich in den um Moskau gelegenen mittel= oder großrussischen Gouvernements (Provinzen), von wo aus sie ihren Weg ostwärts, südöstlich bis nach Mittelasien hinein und zum Teil auch nordwärts ihren Weg nahm. Daß die Bevölkerung nicht die Möglichkeit hat, nur vom Ertrage der Landwirtschaft zu leben, leistete der Entwickelung der Hausindustrie begreiflicherweise Vorschub.

Die Geschichte dieser Entwickelung, die feste Organisation des Hausfleißes auf dem Boden des Genossenschaftswesens gehört nicht

hierher. Nur eines: man unterscheidet im großen und ganzen fünf Gruppen — Textil-, Metall-, Leder-, Holzindustrie; zu einer fünften Gruppe gehören dann die übrigen Gewerbezweige. Und es ist wohl kaum ein Gewerbsgegenstand vorhanden, vom Schrank bis zum Lederhandschuh, vom Bettlaken bis zum Schrot, von der Theemaschine bis zum Fischernetz, vom Pferdegeschirr bis zum Schreibzeug, vom Strohhut bis zur Cigarrentasche, vom Kochtopf bis zum Spitzentuch, vom Teppich bis zum Fernglas, von der Brosche bis zum Holzkrug, den wir nicht in diesen fünf Gruppen vertreten fänden.

Man begann der Hausindustrie in wachsendem Maße Aufmerksamkeit zuzuwenden gleich nach dem Krimkriege; ganz besonders aber in den letzten zwölf bis fünfzehn Jahren. Beschaffung billiger Kredite, Gründung von gewerblichen Mustersammlungen und von Schulen waren dabei die Hauptmittel, und die Presse förderte ihre Anwendung energisch. Besonders verdient machten sich um die Sache die Ministerien der Finanzen und der Landwirtschaft und dann einzelne Semstwos, d. h. die ständischen Vertretungskörperschaften der Landbezirke. Vor etwa zehn Jahren trat dann in St. Petersburg die Gesellschaft „Rabótnik“ („Der Arbeiter“) zusammen, die in dem angedeuteten Sinne eine wohlerwogene Thätigkeit eröffnete und beim Petersburger „Museum für Hausindustrie“ eine eigene Warenniederlage nebst periodisch wiederkehrenden Ausstellungen eröffnete, um in uneigennütziger Weise zwischen Arbeiter und Käufer zu vermitteln und allen schädigenden Zwischenhandel zu beseitigen. Sie unterhält eine Schar von Agenten, sorgt für die Verbreitung guter Vorbilder, veröffentlicht Preisverzeichnisse u. s. w. Die Teppichweber von Tjumen (Gouvernement Perm), die Steinschleifer von Jekaterinburg, die Silberarbeiter im Gouvernement Moskau und in Kostroma, die Arbeiter von buntlackiertem und geschnitztem Eßgeschirr in Nishnij Nowgorod, die Klempner und die Ssamowarfabrikanten von Tula, die an japanische Lackarbeiten erinnernden Kästchen, Schatullen, Albums, Cigarrentaschen der Kartonemaillisten von Moskau, die Spitzenklöpplerinnen, die Stickerinnen und Weber von Wologda, Tambow, Rjäsan, Kursk, Tschernigow, Orenburg, von wo die weltberühmten federleichten, gestrickten, wollenen Tücher herkommen — sie alle haben dem



Helene (Jelena) Polenowa: Vorlage für eine Wand- oder Schirmstickerei. Motiv aus einem russischen Volksmärchen.

„Rabótnik“ sehr viel zu danken. Nur erstreckt er leider seine Thätigkeit noch nicht aufs Ausland, wo sich gewiß bald Absatzgebiete für diese Artikel finden. Bloß in Paris bin ich zwei, drei Geschäften begegnet, wo die eigenartigen Zier- und Schmuckgegenstände aus Halbedelsteinen, aber auch aus Saphiren, Rubinen u. s. w. der Jekaterinburgschen und Permschen Steinschleifer, Moskauer Silberfiligran- und sogenannte „Tula“-Silberarbeiten, jene Lackarbeiten und das bunte hölzerne Eßgeschirr, bunte Stickereien und prächtige Spitzen aus russischen Hausfleißdorfschaften feilgehalten werden.

Die Zahl der in der Hausindustrie beschäftigten Bevölkerung wird auf mehr als 7000000 geschätzt und ist sechsmal größer als die der Fabrikarbeiter. Am ausgebreitetsten ist die Handweberei; es folgt die Metallbearbeitung, dann die Töpferei, eines der ältesten und am besten entwickelten Gewerbe. Von großer Bedeutung sind auch die Heiligenbildmalerei, die Spielzeugfabrikation,

die Horndrechslerei, Holzschnitzerei, billige Schmuckgegenstände: lauter Gewerbe, wo die Kunst am ehesten zu Worte kommen kann.

Aber hat sie hierzu die Möglichkeit? Das ist die Frage, um die es sich hier vor allem handelt.

Eine Beantwortung dieser Frage liegt teilweise schon in der Thatsache, daß die allrussische Landesausstellung zu Nishnij Nowgorod im Jahre 1896 die erste war, die eine sorgfältiger zusammengestellte Abteilung für Kunstgewerbe aufwies, und daß diese immerhin besser ausfiel als die Gruppe der Malerei und Skulptur. Es war gewissermaßen die offizielle Anerkennung dieses bedeutsamen Elementes der Kulturentwickelung. Aber es war nicht die einzige. In anderer Art hatte man sich schon früher hierauf besonnen. Bereits in die Mitte der siebziger Jahre fielen die ersten systematischen Bestrebungen, kunstgewerblichen Unterricht zu fördern. Er entwickelte sich, wie im Westen auch, natürlich in den Zeichenschulen, deren Begründung heute bereits nahezu hundert Jahre alt ist. Zweck dieser Schulen war, Zeichenlehrer und Zeichner für Fabriken aller Art heranzubilden. Manche waren auch Vorschulen für die Kunstakademie zu St. Petersburg und für die höhere Kunstschule in Moskau. Kunstgewerbliche Unterrichtsaufgaben erhielten sie aber erst seit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren. Heute sind die kunstgewerblichen und technischen Zeichenschulen auch in Rußland recht zahlreich. Man zählt schon über fünfzehn. Sie werden vom Staat, von Städten, Landschaften, Fabriken unterhalten und stehen unter Aufsicht einer besonderen, beim Finanzministerium gebildeten Inspektion. Von hervorragenderer Bedeutung sind drei, die eine Zwischenstellung zwischen Mittel- und Hochschule einnehmen: die kunstgewerbliche Zeichenschule der „Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der Künste", die „Centralzeichenschule des Barons von Stieglitz" in St. Petersburg und die „Stroganowsche Schule für technisches Zeichnen" in Moskau. Die Stieglitzsche Schule ist eine Gründung des bekannten Erzmillionärs, der Ende der achtziger Jahre starb. Durch eine Spende von 15000000 Mark stampfte er eine große kunstgewerbliche Schule und ein erstklassiges Kunstgewerbemuseum sozusagen aus der Erde. Die Organisation all dieser Schulen ist der der deutschen, namentlich der der Berliner, sehr ähnlich.

Aber die Schule allein macht's nicht. Wir wissen es heute überall, daß sie gerade auf dem Gebiete der Kunst nicht das letzte Wort sagen, nicht die fruchtbarste Anregung bieten kann. Der Schematismus und die Tradition, die sie mit sich bringen muß, erklären das ausreichend. Ihr muß die Gesellschaft, müssen einzelne Mäcene, an denen es in Rußland übrigens nie fehlt, müssen vor allem die Künstler selbst zur Seite stehen.

Auch in dieser Beziehung giebt's dort erfreuliche Erscheinungen. Wenn der „Rabótnik" allerdings vornehmlich rein geschäftliche Zwecke verfolgt — es sind andere Körperschaften da, bei denen künstlerische Absichten im Vordergrund stehen. Da giebt es in St. Petersburg den „Verein zur Förderung kunstgewerblicher Frauenhandarbeit", die „Gesellschaft zur Förderung der Frauenhandarbeit" zu Twer und andere noch, die allerdings oft die gefährliche Klippe einer Großziehung des Dilettantismus nicht ganz glücklich zu umschiffen wissen. Dazu kommen dann, wie gesagt, einzelne Persönlichkeiten, die sich um die gute Sache große Verdienste erworben haben. So Frau von Schabelska in Moskau, die ein über fünftausend Nummern aufweisendes großartiges Museum für Stickarbeiten angelegt hat, dessen Hauptsammlungen seiner Zeit in Berlin und Wien großes Aufsehen erregten. Bei dem Museum unterhält sie außerdem eine Schule für nationale Stickerei. Besonders beachtenswert erscheint mir, daß in dieser Schule beim Unterricht immer auf die originalen Muster im Museum zurückgegriffen wird, daß die Gründerin außerdem durch Zeichner immer neue Vorlagen nach Inkunabeln, Randleisten u. s. w. aus alten Handschriften herstellen läßt, ganz so wie in Deutschland etwa die Baronin Clementine von Münchhausen in Apelern bei Bad Nenndorf.

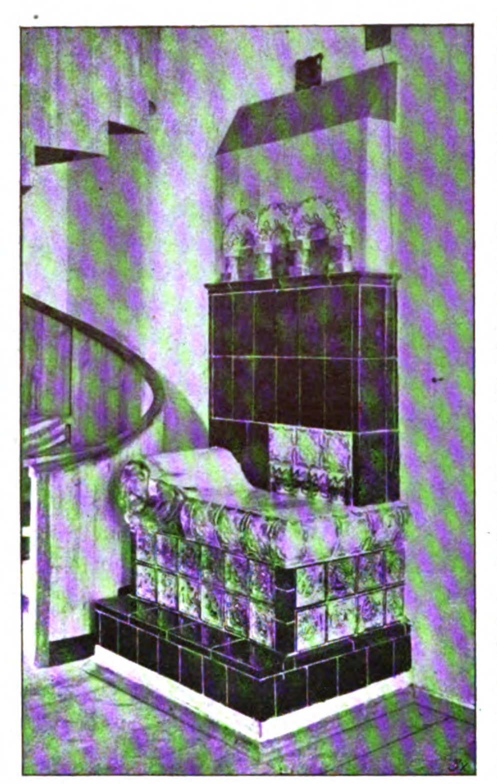
Eine andere bedeutende Vorkämpferin volkstümlichen Kunstgewerbes war das im vorigen Winter im Alter von sechsundsechzig Jahren verstorbene Fräulein Elisabeth von Nowossilzewa, die ebenfalls in Moskau Bauernmädchen in allen möglichen künstlerischen Frauenarbeiten unterrichtete, nament-

lich in der Spitzenklöppelei. Ihre Points de Moscou, die die venetianische Nadeltechnik mit nationalrussischer Zeichnung verbanden, trugen ihr auf europäischen Ausstellungen wiederholt Auszeichnungen ein. Mitte der siebziger Jahre gründete sie die „Gesellschaft der Spitzenklöpplerinnen", die nach Vorlagen arbeiteten, welche sich durchweg an die Ornamentik von Klosterhandschriften anlehnten. Später trat sie an die Spitze der Dawydowschen „Schule für Spitzenklöppelei" in St. Petersburg, deren wundervolle Arbeiten meist an die russischen und an ausländische Höfe gingen. Fräulein Nowossilzewa beherrschte ihr Gebiet so sehr, daß es ihr z. B. gelang, das Geheimnis der koptischen Spitzenklöppelei aus dem dritten Jahrhundert n. Chr. zu ergründen, was bis dahin niemand zuwege gebracht hatte.



A. Golowin: Bunter Krug in Majolika. Ausgeführt in den Werkstätten zu Abramzowo.

Noch einer anderen Schule im Moskauschen Gouvernement muß ich gedenken. Sie ist zum Ausgangspunkt der heutigen national-modernen kunstgewerblichen Bewegung in Rußland geworden. Und auch hier haben sich nun mehrere namhafte Künstler und Künstlerinnen mit ihrem ganzen Können in den Dienst der Sache gestellt. Das Gut Abramzowo bei Moskau, das vor Jahrzehnten einmal schon der Mittelpunkt eines regen geistigen Lebens, damals eines litterarischen, gewesen ist, wurde unter dem jetzigen Besitzer, dem Moskauer Millionär Mamontow, zu einer Pflegestätte künstlerischer Bestrebungen. Repin, Waßnezow, Nesterow, Sserow, Levitan, Polenow und andere vortreffliche Vertreter nationaler Malerei, namentlich aus dem Moskauer Künstlerkreise, waren dort ständige Gäste, und des Geschichts- und Religionsbildmalers Polenow Schwester Jelena, die vor etwa drei Jahren im Alter von erst achtundvierzig Jahren gestorben ist, eine Künstlerin von stark ausgeprägter Eigenart, ward bald die treibende Kraft einer von Mamontow begründeten Schule für Holzschnitzerei, Kunsttischlerei und Töpferei in nationalem Geist. Für diese Schule beschaffte Jelena Polenowa die Vorlagen, legte sie ein Museum an. Wie richtig sie ihre Aufgabe erfaßte, beweist dieses Mustermuseum. Seine Hauptschätze bildeten sorgsam ausgewählte Hausgerätschaften, Webereien, Stickereien der Bauern selbst aus den umliegenden Dörfern und — Pflanzensammlungen. Diese Dinge auch benutzte sie als Anregung für ihre Vorlagen-Entwürfe. Immer griff sie zurück auf Leben und Natur, Volk und Sitte, auf die nächstliegende Landschaft. Die so gewonnenen Eindrücke verarbeitete sie an der Hand ihrer gründlichen kulturgeschichtlichen und archäologischen Studien. Auch im Volksliede und im Volksmärchen war sie gut zu Hause und fand in ihnen reichste Anregung. Eine sehr beachtenswerte Malerin, wird sie in der russischen Kunstgeschichte doch vornehmlich als Kunstgewerblerin von starker Eigenart und großer Anregungskraft fortleben. Außer einer Fülle von Entwürfen für Stickereien, Buchschmuck, Tapeten, Teppiche hat sie auch sehr wertvolle keramische Arbeiten hinterlassen. Viele von diesen Werken und den Arbeiten anderer Künstler des Mamontowschen Kreises waren in Paris zu sehen. Wer sie dort gesehen hat — einige Proben bieten wir hier in Abbildungen —, dem ist jedenfalls eines aufgefallen: die Stileinheit in den Bauformen und Hauseinrichtungen, die sich bis auf das kleinste Ornament und die Muster aller Stoffe erstreckte. Das Holzornament, die Ausmalung der Wände, die Formen der Thüren, Tische, Truhen, Öfen



M. Wrubel: Entwurf eines Ofens nebst Ofenbank in Majolikatacheln. Ausgeführt in den Werkstätten zu Abramzowo.

u. s. w. und ihre malerische Ausschmückung — alles wie aus einem Guß. Und nicht auf künstlichem Wege wurde das erreicht. Es ist herausgewachsen aus Volkssitte, Naturanschauung und Kunstübung auf dem Boden einer oft uralten Überlieferung. Es ist vor allem dem Volke selbst ganz geläufig, in der Holzarchitektur und in dem von dieser ausgegangenen Ornament, war doch das Volk von jeher gewohnt, dem Muster seiner gestickten Hemden in dem Wandausputz des Kremls, der Schnitzerei am Dachfirst des eigenen Hauses in dem Rahmen des Heiligenbildes in der Kirche dem Wesen nach wieder zu begegnen. Der national empfindende Künstler hat es daher nirgend so leicht, für das Volk mit dem Volke zu arbeiten, wie in Rußland. Man kann sagen, daß jene so überraschend ausgefallene Ausstellung in Paris im wahrsten Sinne des Wortes vom Künstler und Bauer in schönem Einverständnis zusammen geschaffen wurde. Ein Bauer ist ja der „Kustár" — wie im Russischen der „Hausindustrielle" heißt —, und mit ihm wird sich der russische Kunstgewerbler immer leichter verstehen als mit dem städtischen Handwerker, erst recht, wenn dieser irgend eine technische Elementarschule besucht und seine Eigenwüchsigkeit verloren hat.

Noch eine ganze Reihe anderer volkstümlicher Kunstgewerbeschulen wäre zu nennen. Sehr interessant ist z. B. auch die Jakuntschikowasche Stickereischule im Gouvernement Tambow. Abermals ein Privatunternehmen, das der Kunst und der Bauernschaft gleichzeitig dient. Für diese Schule arbeitet unter anderen auch die Moskowiterin Natalie Dawydowa. Ihre Entwürfe lehnen sich teilweise an die alten „Naboika"-Muster bedruckter Leinwand an. Diese mit Holzstempeln hergestellten Ornamentdrucke zeigen immer nur zwei Farben, weiß und blau oder blau und gelb, rosa und weiß am häufigsten. Frau Jakuntschikowa pflegt namentlich die Leinenapplikation. Die farbigen Stücke, aus denen die Bilder und Ornamente zusammengesetzt werden, färben die Bäuerinnen ausschließlich selbst in reinen Pflanzenfarben. In diesem Stil hergestellte Vorhänge, wie „Jwan der Narr" (nach einem Volksmärchen) von Jelena Polenowa und „Das verirrte Kind" von Marie Jakuntschikowa, hatten in Paris einen außerordentlichen Erfolg, ebenso wie die graublauen und mattblauen grobleinenen Tischtücher, Tischläufer, Vorhänge mit Blumen und Ornamente in seidener Buntstickerei (Fäden und Flecken) nach Dawydowaschen Entwürfen.

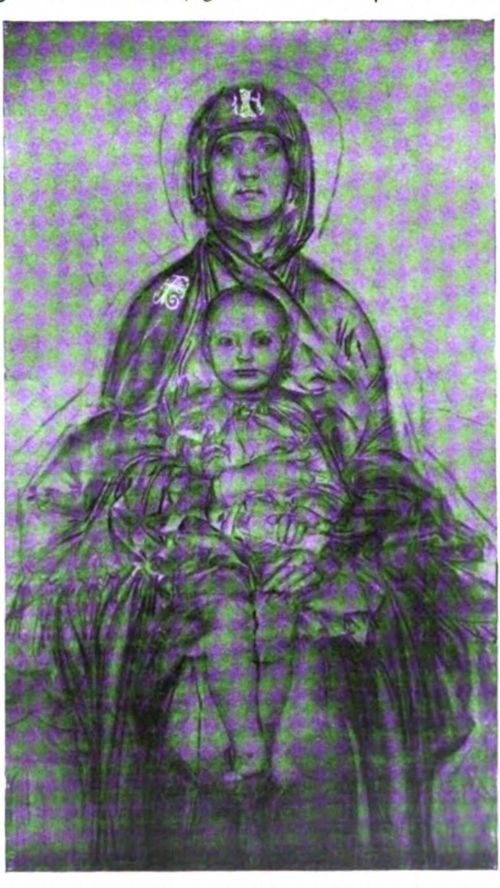
Zu den Vertretern dieser neunationalen kunstgewerblichen Bewegung des Moskauer Kreises, der seine Hauptunterstützung seitens der Presse übrigens in der trefflich redigierten Djagilewschen Kunst- und Kunstgewerbezeitschrift „Mir Jßkustwa" („Die Kunstwelt") in St. Petersburg erfährt,* gehören unter anderen auch noch die nicht minder begabten Künstler Konstantin Korowin und Alexander Golowin. Korowin ist ein sehr vielseitiger Maler von äußerst nervösem Temperament, der sich selbst erst gefunden zu haben scheint, als er sich dem Dekorativen

* Auch wir verdanken dem liebenswürdigen Entgegenkommen dieses Vorkämpfers moderner Kunstbestrebungen in Rußland das Jllustrationsmaterial zu diesem Aufsatz.

zuwandte. So hatte er bereits 1896 in Nishnij Nowgorod als Dekorator Aufmerksamkeit erregt, dann als Dekorationsmaler für die kaiserliche und die Privatoper in Moskau gearbeitet und ebenso für die Pariser Ausstellung, wo nicht nur die großen Panneaux für die sibirische, die mittelasiatische, die nordische und andere Abteilungen von ihm herrührten, sondern auch das ganze „russische Dorf“ von ihm entworfen war, das im „Kremlhof“ die kunstgewerbliche Ausstellung beherbergte. Von Golowin seien die keramischen — namentlich Entwürfe für Öfen, die in Rußland ja eine so große Rolle spielen und immer auch mit Sitzgelegenheiten versehen sind, der leshánka, und Möbelentwürfe hervorgehoben. Auch Maljutin und Wrubel sind mit Buchschmuck, Möbeln, keramischem Hausgerät an erster Stelle zu nennen, ebenso Viktor Waßnezow, der berühmte Maler der Kirchenlegenden und Volkssagen, wie unter anderen seine Malereien in der Kiewschen Wladimir-Kathedrale und im Moskauer Rumjanzow-Museum sie behandeln.

Außer der ersterwähnten Stileinheit haben übrigens fast alle diese Öfen, Möbel, Tischgeräte u. s. w. noch etwas gemeinsam, was nun weniger erfreulich ist — eine große Schwerfälligkeit der Formen. Das scheint mir denn doch ein Zutodehetzen des Nationalismus zu sein. Die Menschen, auch die Russen, des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts sind andere als die des fünfzehnten bis siebzehnten. Warum heute Stühle und Bänke schaffen, Thüren und Humpen u. s. w., die mit ihren grellen Farben und plumpen Formen so wenig zum heutigen Russen passen, und zu denen man sich eigentlich nur wohlbeleibte, starkbärtige, langröckige, in bunte Sammet- und gleißende Brokatstoffe gehüllte moskowitische Bojaren denken kann? So notwendig und daher erfreulich das zweckentsprechende Zurückgreifen auf nationale Formen und Ornamentgedanken ist — warum nicht dabei doch ein Kind seiner Zeit bleiben und das Altüberlieferte entsprechend umwerten? Etwas Ähnliches haben wir ja auch bei uns in den Tagen der epidemischen Deutsch-Renaissance-Sucht durchgemacht. Fräulein Polenowa, vielleicht weil sie ein Weib war, hatte hierin ein weit feineres ästhetisches Taktgefühl.

Immerhin — erfreulich bleibt, trotz dieser Auswüchse, das Zurückgreifen auf Volkssinn und Naturformen. Und nun erst gar, wenn wir der „erstklassigen“ Kunstgewerbeschulen gedenken, namentlich der Petersburger. Man kommt hier über Gotik und Renaissance, Louis XV. und Barock und über ebenso entlehnten modern style nicht hinaus. Wie? Und das Nationale — wird's in diesen Schulen gar nicht gepflegt? O doch. In großem Umfange sogar. Aber ich habe während der vielen Jahre, wo ich Gelegenheit hatte, zahlreiche Ausstellungen dieser Schulen kennen zu lernen, wohl sehr viel russische Formen in all den Ornamentik-, Kompositions- und sonstigen Klassen gesehen — aber ich



M. Wrubel: Mutter Gottes mit Christkind. Entwurf zu einem Gemälde in der St. Kyrilluskirche in Kiew.

konnte nur sehr wenig lebendigen, selbständig schaffenden Geist entdecken. Mit demselben Eifer und Fleiß wurde gestern ein gotischer Stuhl, wird heute ein romanischer Becher, morgen eine Vase Louis' XVI. kopiert und übermorgen eine altslavische Kirchenlampe. Und so, in dieser Art, tagaus, tagein. Was man dann von all den Formen im Gedächtnis aufgespeichert hat, das wird gelegentlich hervorgeholt, wenn es gilt, „selbständig" zu entwerfen. Auf die Sammlung von Vorbildern wird ein ungeheurer Nachdruck gelegt. Die besten Schülerarbeiten werden angekauft, kostbare Mappen mit Kopien von Meisterhand nach alten Gerätschaften und Stoffen werden herausgegeben u. s. w. An „Bildungsmaterial" also fehlt es nicht. Aber kein Untertauchen ins pulsierende Leben und in die blühende Natur. Man möchte, Goethes Verse verändernd, ausrufen: „Es erben sich Kopie, Schablone — wie eine ew'ge Krankheit fort."

Erst in jüngster Zeit hat man begonnen, nach frischen Pflanzen, Wiesenblumen, Kräutern u. s. w. zu zeichnen. Hoffentlich werden sie auch selbständiger Ornamenterfindung untergelegt. Hoffentlich kommt auch bald eine Zeit, wo man den Schüler vor die Aufgabe stellt, aus der nationalen Holzarchitektur und -ornamentik neue, jener wesensverwandte Formen abzuleiten und diese anzuwenden auf Gerätschaften, in Stoffmustern. Dann werden wohl auch solche Geschmacklosigkeiten nicht mehr vorkommen, Behrenssche, Eckmannsche, Van de Veldesche Liniengedanken auf moskowitische Formen zu übertragen, wie wir das bei einigen Stürmern und Drängern erleben.

Aber, gesetzt den Fall, einer oder der andere besonders begabte Jüngling hat sich trotz allem eine schaffensfreudige künstlerische Selbständigkeit erhalten; man hat ihm sogar ein reiches Reisestipendium bewilligt, das mitunter bis zu fünftausend Mark jährlich beträgt, und er hat sich ein paar Jahre draußen umthun dürfen. Dann kommt er zurück. Was nun? Vielleicht hat er außerordentliches Glück, viel Protektion und dergleichen angenehme Lebensgehilfen. Er wird also gleich Lehrer an derselben Anstalt, die er einst besuchte. Und — bald trabt er fröhlich — nur anfangs vielleicht nicht ganz so fröhlich — in der kunstgewerblichen Tretmühle auf und ab und ab und auf ... Oder er wird, wie die meisten minder glücklich gewesenen Kameraden, Zeichenlehrer an einem Gymnasium in der grauen Provinz, an einer technischen, einer Realschule. Es behagt ihm anfangs nicht. Aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran, an die sichere Stellung mit Rang und Titel und Orden und Pensionsberechtigung. Und die Kunst? Pah — die Kunst! Manche, die meisten wohl, wollen überhaupt nichts anderes: die geräumige, schön geheizte Amtswohnung, der Rang eines Rates fünfter oder sechster Klasse stehen ihnen als leuchtendes Ideal vor Augen. Und wenn ihnen Gott Leben und Gesundheit schenkt und die Vorgesetzten sie nicht „chicanieren", so müssen sie es unbedingt erreichen. Endlich eine ganze große Gruppe gerät in Leibeigenschaft verschiedener Fabrikanten, wo sie fast immer maschinengleich als Musterzeichner arbeiten müssen, bis ihnen alles Denken und Empfinden für immer gründlich vergangen ist.

Mit einem Wort: noch fehlt die richtige Mitte, ein Milieu allgemeinen Bedürfnisses, in dem der Strebende ersprießlich sich bethätigen könnte. Das aber wird erst dann zu Tage treten, wenn der „Kunstgewerbeverstand" selbst allgemeiner geworden sein wird. Hier harrt des Künstlers eine große, schöne Aufgabe. Von ihm selbst in erster Linie hängt es ab, ob es bald anders werden soll und kann, wie es, dank ihm, bei uns anders zu werden begonnen hat.

Und ich möchte glauben, daß eben die Bewegung, die seit bald einem Jahrzehnt von Moskau aus ihren Weg genommen hat, einen sehr heilsamen Einfluß ausüben wird auf Künstler, Kunstgewerbler und auf das Publikum. Sie muß nur auswachsen und gewisse Kinderkrankheiten überwinden.

Denn im übrigen ist noch immer alles Heil für Rußlands nationale Entwickelung auf jedem Gebiet von der alten kreml- und kirchengeschmückten, historisch so bedeutsamen, kulturgeschichtlich so maßgebenden Zarenstadt gekommen — von Moskau.



Die Sünde der Frau Agnes Helfert

Novelle

von

Alfred W. Fred

(Nachdruck ist untersagt)

Auf dem kleinen grünen Friedhof zu St. Peter in Salzburg steht ein Grabstein, der nur wenige Worte trägt:

Hier ist Frau Agnes Helfert begraben.
Geboren am 15. Mai 1841.
Gestorben am 17. Mai 1886.

Das ist die herbe und harte Inschrift, die in unverzierten Antiqualettern in den rauhen, vom Regen immer körniger gestalteten und nun, nach sechzehn Jahren, fast schon ausgewaschenen Granit gemeißelt ist. Das Grab, das diese Inschrift zeigt, ist nur durch wenige wilde Blumen geschmückt. Es wächst da die rote Alpenrose neben vielen grünen kleinblättrigen Stauden. Nur das Mitleid Fremder, vielleicht die Fürsorge eines alten Totengräbers, der es seinem Friedhofe zuliebe thut, pflanzt hier Zeichen des Lebens. Nie kommt ein Besucher her, keine Thränen netzen dieses Grab, keine wehmütige Stunde geht angesichts dieses Steines vorbei. Und der fremde Besucher des Totengartens, der zu der kleinen Kapelle geht, um die Grabstätten von Fürsten und Bischöfen zu besichtigen, schreitet meist achtlos vorbei. Niemandem fällt es ein, der toten Frau da unten ein Gedenken zu weihen. Wie ihr Leben in den letzten Jahren ihres Daseins war, so ist ihr Tod. Jene Ruhe, die Teilnahmlosigkeit, Entferntheit von allem Lebenden bedeutet, kennzeichnete ihre Geschichte; so war dann auch das Sterben, so liegt sie im Grabe, die Frau Agnes Helfert, die einst schön war, ach so schön. Die Spaziergänger, die manchmal, wenn es im Sommer kühle Nächte giebt, sich den Friedhof zum stimmungsvollen Ziele ihrer Wanderung wählen, sind meistens junge Leute. Sie sind auch nicht hier, um den Einzelheiten eines bald heiteren, bald traurigen Geschickes nachzuspüren, das im Tode ersehntes Ende oder trotz allem gefürchteten Abschluß gefunden hat. Sie gehen nur der weichen Stimmung nach, die aus dem Erdreiche, den Blumen und Kränzen kommt, sie ahnen den Duft des Todes, aber sie verspüren nur seine weiche erlösende Kraft, und über ihre Brust legt sich ein zarter Hauch von Beklommenheit, Ahnungen — der nächste Morgen trägt sie wieder weg. Allein ich glaube, daß Menschen, die zusammen durch Friedhöfe gewandert sind, meist eine innigere, festere Beziehung zueinander gewinnen; es ist, als ob der Tod, der da herrscht, die Macht hätte, zum Leben zu vereinen. Wer aber einsam über die Friedhöfe geht, thut oft gut daran, die Inschriften auf den Steinen zu betrachten oder die ungelenken Figuren, die ein kleiner, meist absichtsreicher, aber nicht ausdrucksfähiger Bildhauer zum ewigen Gedächtnis gemeißelt hat.

Nur wenige Meter von dem Steine, der kurz, ohne Wehmut, ohne dankbare Erinnerung an das Leben das Sterben der Frau Agnes Helfert anzeigt, liegt eine Familiengruft, eine der stattlichsten in St. Peter. Ein Stein aus Laaser Marmor trägt in goldenen

gotischen Lettern die Namen der Familienglieder, die verschieden und hier bestattet sind. Zärtliche Worte, der jähen Trauer entsprungen, begleiten die einzelnen Einzeichnungen. Dem einen, dem Ernst Christian Helfert, wird nachgesagt, daß er im einundsechzigsten Lebensjahre starb, „nachdem er für seine große Familie gesorgt hatte, wie es einem christlichen Hausherrn geziemt.“ Einer Frau, welche die Taufnamen Christine Elisabeth Maria führte, war nachgerühmt, daß keine Stunde ihres Frauenlebens anderen Zielen als der Erziehung ihrer Kinder gewidmet war. Von Kindern, die vorzeitig dem Schoße dieser, wie die Gruft andeutet, eng aneinander geschlossenen Familie entrissen wurden, wird gesagt, wie sie nach kurzem, von vielen Leiden gemartertem Leben, als eben den Eltern in ihnen eine Hoffnung zu entstehen schien, im Alter von vier bis sechs Jahren vom Herrn abberufen worden. Noch mancherlei Inschrift erzählt von den Gliedern dieses anscheinend reichen Hauses, die jung oder alt, am Eingange ihres Lebens oder nachdem sie ihr Werk vollbracht, gestorben waren, bestattet und betrauert wurden, und zu deren Gräbern Hinterbliebene kamen, ihnen Kränze und Sträuße brachten, die ersten Schneeglöckchen oder die letzten Alpenrosen. Und die letzte Eintragung gilt einem Knaben Ernst Christian Helfert, wohl dem Enkel jenes ersten Familienvaters, dem seine Fürsorglichkeit so nachgerühmt wird. Ernst Christian verstarb zehn Jahre alt anno domini 1874.

Kein Hinweis schlägt eine Brücke von dieser Familiengruft zu dem einsamen, wortkargen Steine der Frau Agnes Helfert, und doch war auch sie ein Glied des Hauses. Und das ist eine Geschichte. Sie verschlingt auch noch einen Lebenden in sich, doch kommt er nie auf den Friedhof in St. Peter, war seit Jahren nie da, auch nicht bevor man seine Frau Agnes begrub, auch nicht als Ernst Christian bestattet wurde, sein Sohn. Denn dieser einzig Überlebende war der Ehegatte von Frau Agnes und ist heute fast siebzig Jahr alt, hat sein Amt als Beamter der Finanzprokuratur längst niedergelegt und ist nun Hofrat in Pension. Aber er ist noch so ernst, hart und schweigsam wie seit vielen Jahren, und daß er nie zu St. Peter kam, das hat seinen Grund in einem Grabstein, der nur zwanzig Schritt von der Familiengruft entfernt ist und den Leichnam eines jung Verstorbenen deckt, und der hatte von der Hand Ernst Christian Helferts, des mittleren, sterben müssen — so hat der Tod sie doch alle in enger Nähe vereint; der kleine Gottesgarten wird ja auch in der Familiengruft den alten Mann aufnehmen, den letzten dieses Stammes. Nur Agnes' Grab wird einsam bleiben, denke ich.

Der Grabstein, von dem ich aber früher sprach, zeigt an, daß hier der im einundzwanzigsten Lebensjahre verstorbene Student und Reserveleutnant Karl Friedrich von Furtenstein bestattet ist, und Inschriften in vielen fremden Sprachen sollen sagen, daß der Verstorbene ein Kenner der Litteraturen war, dem das Griechische und Lateinische so wenig fremd gewesen ist wie das Französische, Englische und Italienische. Sehr seltsam mutet einen diese Sammlung von fremdländischen Citaten ja an, und man wird sinnend, wenn man auch die deutsche Inschrift liest: „Hienieden die Freude seiner Eltern, Jenseits schauend die Quelle des Rechtes.“ Eine eigentümliche Stimmung umfängt dieses Grab und deutet auf die Begebnisse sonderbarer Art hin, die den Jüngling vom Leben zum Tode brachten. Und nun will ich die Geschichte der Frau Agnes Helfert erzählen. —

Im Jahre 1856 wurde Ernst Christian Helfert aus Salzburg an die Wiener Finanzprokuratur versetzt. Dieser Wechsel in seiner Lebensweise, die Entfernung von der väterlichen Familie war ein Schicksalsschlag, auf den der junge Beamte seit zwei Jahren gewartet hatte, auf sein erkämpftes Glück. Seit den drei knappen Studentenjahren in Graz hatte er nie mehr von Salzburg weg dürfen. Der Vater verstand solche Wünsche nicht, oder aber er hatte keine Billigung für sie. Er war ja auch hier in Ehren grau geworden, jetzt Regierungsrat. Er hatte eine brave Frau, die Tochter eines Vorgesetzten, geheiratet, sie hatte ihm zwei Kinder geboren. Die Luis', die Tochter, war vierzehnjährig gestorben — das war ein Unglück, das die Familie schwer, aber mit Fassung getragen hatte, Ernst Christian aber, der den Namen seines Vaters geerbt hatte, sollte auch dasselbe Beamtenschicksal auf sich nehmen; vielleicht war es ihm vergönnt, eine Stufe wei-

ter zu rücken im Range; aber Neuerungen im Lebenswandel der Familie einzuführen, lag nicht im Plan des alten Regierungsrates, für den neben der kaiserlichen und staatlichen Autorität die väterliche als die höchste galt.

Und doch erreichte der junge Beamte seine Versetzung in die Hauptstadt. Er schmeichelte den Vorgesetzten, er war hart den Untergebenen, er war getreu in seiner Pflicht, und als die Erledigung seines Gesuches zweimal versagend lautete, erlahmte er nicht, und beim drittenmal kam er dann mit der Berufung zum Vater, und auf seine Beamtenpflicht pochend, erklärte er, er müsse weggehen, und erlangte auch die Zulage, die er neben dem schmalen Gehalt wollte. Vier Jahre nach seiner Übersiedelung — Jahre, in denen nur die Festtage Briefe zwischen den Eltern und den Kindern brachten und die Familienbande loser wurden — reichte Ernst Christian nun seine Rückversetzung ein, und als er das Avancement erhalten hatte, kehrte er mit einer jungen Frau in die kleine Stadt zurück. Frau Agnes aber war so zart, schmächtig, elegant und wienerisch wie ihr Mann kräftig, ohne Bedenken und Zagen, ohne kleine Sorgen, provinzlerisch. Die Jahre in der Hauptstadt hatten weder seiner Sprache viel vom herben Klange der Alpen genommen, noch seinen Manieren viel Verfeinerung gegeben. Doch hatte ihm das fremde Leben auch nichts von der Ruhelosigkeit, dem Suchen und der Sehnsucht in die Seele getragen, die der kleinen Stadt ewig fremd ist. Es ist natürlich, daß er manches gesehen, daß er über die Kleinbürgerlichkeiten zu Hause die Achseln zu zucken gelernt und sich vorgenommen hatte, in seinem Hause großzügiger und zeitgemäßer zu sein, so weit die Mittel und der Stand es erlaubten. Ja, er hatte seine Frau als Mädchen hauptsächlich um der Leichtigkeit ihrer Natur wegen, der keine Fesseln anhingen, die keine Scheu kannte, geliebt. Und es war ihm eine wohlthuende Vorstellung gewesen, an die Blicke derer in Salzburg zu denken, wenn er eine kleine Gesellschaft gäbe und seine Frau alles mit Sicherheit beherrschte, die Großstädterin, elegant und modern. Um dieser Eigenschaft willen sah er über manches Befremdende im Wesen des schönen Mädchens hinweg. Er hatte sie auf Bällen getroffen, im Hause der Mutter wiedergefunden, die, zart und schlank, auch schön, eine junge Frau noch, als Witwe in der Stille lebte. Ernst Christian liebte dieses Mädchen nach einigen Wochen, und seine Absichten waren stets klar. Er liebte sie so, wie man seine „künftige Gattin“ liebt. Niemals klopfte ihm das Herz auf der Stiege, niemals ging er ruhelos und mit heißen Wangen durch die Nacht, wenn er mit ihr zusammengewesen war, niemals berührte er ihren Arm, küßte er ihre Hand, bevor er sie um ihr Jawort gebeten hatte. Niemals war ihm auch der Gedanke gekommen, daß Agnes ihn zurückweisen könnte; denn ihr Leben schien ihm klar und durchsichtig; er sah ja, wer sich um sie bewarb, er sah ihre ruhige Art, mit allen zu sprechen. Er fühlte, daß nie in einem Worte das Feuer einer heimlichen Leidenschaft oder auch nur eines jähen Wunsches durchbrach.

Agnes gab sich ihm zur Braut. Die Mutter war glücklich; die Schwiegereltern kamen nach Wien. Das Mädchen gefiel ihnen, der Traum einer großen enggeschlossenen, kindergesegneten Familie zog durch die Herzen dieser Kleinbürger, versöhnte sie mit dem Fremdartigen der neuen Tochter. Sie dachten sich: die Macht unserer kleinen Heimatstadt, die vielen Jahre, die dahingehen, das Wasser, das unablässig durch die Salzach leise rauschen wird, nimmt euch die Pläne, ihr jungen Leute, nimmt dir dein Hastiges, du kleines Mädchen — ihr werdet so wie ich und eure Mutter. Und der Vater lächelte, wenn der Sohn davon sprach, daß er darauf rechne, nicht allzulange in Salzburg zu bleiben, wieder nach Wien zu kommen, ins Ministerium. Er lächelte nur, er sagte nichts, nahm den beiden nichts von ihren Hoffnungen.

Inmitten all der Besuche, der Vorbereitungen ging Agnes ihren Weg, den sie als Mädchen geschritten war. Freundinnen kamen und wünschten Glück, waren neidisch und stellten Fragen. Manchmal schlich in ihre Brust eine Beklemmung ein, die nicht weichen wollte, bis sie in ihrem Mädchenzimmer eine Viertelstunde ausgeruht hatte, an schönen Blumen gerochen, die der Bräutigam Tag für Tag brachte, leise und oft heftig geweint hatte und dann mit einem lauten Lachen

über sich selbst zur Mutter hinabgelaufen war und sich halb ernst, halb spöttisch hatte ausschelten lassen, weil sie so „dumm“ sei.

Jede Nacht, wenn sich Agnes zu Bett legte, sagte sie es sich viele Male vor, wie glücklich sie sei. Er liebe sie, sie würde seine Frau sein. Ach, wie frei wird dann ihr Dasein sein. Agnes und ihre Mutter liebten sich nämlich, aber sie vertrugen sich schlecht. Ein junger Freund des Hauses hatte einmal gesagt, es sei ein zu geringer Altersunterschied zwischen ihnen. Die Mutter war siebenunddreißig, die Tochter neunzehn Jahre alt, da gab es manchen Streit. Und dann die Mutter war krank, oder, wie Agnes damals glaubte, sie bildete sich schwere Krankheiten ein. Und die Tochter sollte sie pflegen, sollte gut sein — aber das konnte sie nicht. Sie wollte aufs Eis, sie wollte das Leben fühlen, sie wollte Lachen und laute Menschen, Fröhlichkeit um sich haben. Zu Hause war's so still. Da mußten einem ja die traurigsten Gedanken zufliegen, die düstersten Bilder vor die kleine, bange Mädchenseele ziehen. Nur unter vielen Menschen, in der Umgebung anderer wurde Agnes sicher; da konnte sie sich an der Wirkung ihrer Anmut — denn schön erschien sie in den Mädchenjahren nur dem Bräutigam — weiden, da konnte sie lustig werden, sich als Mittelpunkt einer Gesellschaft fühlen, der sie den Ton gab. Dann liebte sie auch Ernst Christian, war stolz auf sie. Er liebte sie um jener Eigenschaften willen, die ihm fehlten, und er nahm es als gutes Zeichen ihres verborgenen ernsten Sinnes, ihres innerlichen guten Kerns, daß sie in kleinem Kreise so ganz anders war, sinnend und nachdenklich, selten heiter; und er freute sich, daß sie oft Träumen nachzuhängen schien. Dies deutete ja auf ihre Sehnsucht, sein Weib zu werden. Und in der That, Agnes sehnte sich; aber die Freiheit war ihr Traum, und das Bild des Bräutigams war nicht fest mit ihren Luftschlössern verknüpft, auch ein anderer Freund hätte in ihnen wohnen können. Und wie selig das junge Mädchen des Abends auch einschlief, am Morgen wollte sie die Augen nicht öffnen, nicht ins wirkliche Leben blicken, und wenn der Tag hell ins Zimmer schien, war sie müde, und eine leise Traurigkeit wollte nicht weichen. Oft aber war sie auch reizbar, nervös und zanksüchtig, und wenn die Mutter den Tanten ihr Leid klagte, daß es mit dem Mädchen nicht auszuhalten sei, gab es ein kleines Gelächter, zwinkernde Augen; „das ist so die Ungeduld einer Braut,“ pflegte man die Mutter zu trösten.

Acht Tage vor der Hochzeit, die auf dem Lande sein sollte, in der kleinen Kirche am Faakersee in Kärnten, wo Agnes und ihre Mutter von früher Zeit an alljährlich den Sommer verbrachten, lief das Mädchen einmal am Abend aus dem Hause, während die Mutter und Ernst die Pläne der Hochzeitsreise besprachen. Das interessierte sie gar nicht. Zuerst lief sie eilig den Weg, der zum See und dem kleinen Walde führte, hinab, dann aber wurden ihre Schritte langsamer wie die Gedanken, die durch ihr Hirn, die Gefühle, die durch ihre Brust stürmten. Wenn es also wieder Montag sei, so werde sie Frau sein. Seine Frau. Und allmählich begann Agnes zu begreifen, daß dies vielleicht ein letzter Schritt ihres Lebens sein könne, und eine Unruhe überkam sie, eine Zagheit. Und die Knie ließen an Kraft nach, und Agnes ging ein paar Schritte in den Wald vom Wege ab und legte sich auf den Boden hin, stützte den Kopf in die Hand und sah zum See hinab, der unten lag, und auf dem ein kleines Bot schaukelte, und ein Herr küßte darin ein Mädchen. Vielleicht auch küßte er sie nicht, sondern beugte sich nur zärtlich zu ihr.

Auch Agnes sehnte sich nach Küssen; nach seiner Liebe. In acht Tagen sollte Hochzeit sein. Doch vom Bilde des zärtlichen Gatten gingen die Gedanken immer weg ... Einmal vorher hatte sie ein Mann geküßt, vor dem Bräutigam. Auf einem Kränzchen, im Winkel des Büffetts, in dem niemand war, und Agnes war dann davongelaufen, zitternd am ganzen Körper, erschüttert und fast in Thränen. Es war förmlich ein Schmerz gewesen, der durch ihren Leib gefahren war, ihn zusammengezogen und ihre Lippen eine flüchtige Sekunde gezwungen hatte, sich an seine zu pressen. Und er hatte mit seiner Hand an ihren Körper gefaßt wie beim Tanze, nur so heftig, so bezwingend — Monate nach dieser ersten Zärtlichkeit, die sie vom Tändeln mit geliebten Freundinnen erlöst hatte, war in ihren Gliedern

eine Lähmung zurückgeblieben, wenn ihr der Gedanke kam, ein Mann könne sie wieder so küssen — denn sie war sonst unberührt und kühl. Manchmal auf einem Spaziergange, wenn es im Garten dunkel wurde, oder beim Tanzen bemerkte sie mit Heiterkeit und guter Laune, daß ihr Kavalier ihre Hand suchte, vielleicht auch ihren Arm dabei berührte oder ihren Fuß. Sie verspürte nichts dabei, sie fragte Freundinnen, die erlebten das Gleiche. Die eine lachte Agnes aus, als sie wissen wollte, warum man das thut. Die anderen wunderten sich mit ihr, ließen es geschehen oder wehrten ab. Sie dachten sich eben, das gehört mit zu den rätselhaften Dingen, die die Männer an sich haben. Als aber ein halbes Jahr oder ein ganzes verstrichen war seit jenem ersten erzwungenen Kusse, verflüchtigte sich die Erinnerung an den Schmerz, und der Unmut, der damals über das Mädchen gekommen war, zerstob in die Lüfte wie Blüten im Winde, und übrigblieb ein leises Sehnen, eine fast körperlich qualvolle Unruhe, deren Grund sie sich selbst manchmal nicht bewußt war, bis sie sich einer Sekunde entsann und sich schämte, hilflos gegen den Drang ihres Inneren.

Als dann Ernst Christian um ihre Hand anhielt, sie auf einem Gange durch den eben erblühenden Prater fragte, ob sie ihm gehören wolle, ob er ihre Mutter um sie bitten solle, da tauchte blitzschnell das Bild jenes Augenblickes auf, und die Erwartung, daß wiederum eine solche Seligkeit, wenn auch unerhört schmerzlicher Art, über sie kommen könne, ließ sie ja sagen. Dann nahm er ihre Hand und küßte sie. Mehr aber noch als er erwartete sie den nächsten Tag, den Kuß, die Zärtlichkeit.

Aber nichts Wundervolles ereignete sich da. Er war lieb und gut zu ihr; oft nahm er ihr Gesicht liebkosend zwischen die Hände, küßte ihren Mund. Allein niemals war dies eine starke Erregung für das Mädchen, sie küßte seine warmen Lippen, sie erwiderte seinen Kuß, sie wartete auf den Augenblick, da ihr Leib sich zusammenkrampfen, ihr Atem mit dem seinen sich verbinden, die Besinnung ihr halb in Schmerz, halb in Seligkeit vergehen solle. Nichts von alledem geschah. Ernst wurde zärtlicher, als die Tage der Brautschaft länger wurden, er preßte sie an sich, er streichelte ihre Arme, manchmal wurden seine Küsse heftiger, seine Worte heißer, wie Versprechungen. Niemals aber ging durch die Seele des Mädchens der Schauer der Liebe. Niemals verlor sie sich an ihn in einer wenn auch keuschen Zärtlichkeit.

Und davon träumte sie, im Walde liegend, acht Tage vor der Vermählung. Den Duft des Erdbodens atmete sie ein, neigte ihren Mund ganz nahe zu den Gräsern, der schwarz feuchten Erde, breitete die Arme aus, wollte eins werden mit dieser Waldesnatur, Ruhe finden. Dabei verstand sie sich selbst nicht, jede Minute rauschte der Gedanke durch ihren Kopf: du bist ja überspannt; was soll das alles? Er liebt dich. Er ist so gut. Wir werden glücklich sein, in Salzburg der schönen Stadt. Ich werde seine Frau sein, freie Frau … Und Agnes wurde ruhiger. Der stille Wald hatte ihr Kraft geschenkt. Sie ging nach Hause zurück, und als der Bräutigam ihr entgegenkam, lehnte sie sich an seine Brust und lächelte in der Hoffnung auf die schöne Sicherheit, die an seiner Seite ihr Leben erfüllen würde. — —

In ihrer Brautnacht weinte Agnes. Im kleinen Hotel am Gardasee lehnte sie sich — das war fünf Tage nach der Hochzeit — einmal zum Fenster hinaus und war sehr unglücklich. Ihr Gatte schlief noch, mit ungemein heiteren Zügen, Agnes aber war so gequält. Sie fühlte sich unfrei, und keine Innigkeit der Liebe, der erweckten Sinneslust versöhnte sie.

* *
*

Die Stube der Frau Agnes ging in einen kleinen Garten. Da blühten aber keine Bäume. Nur englischer Rasen war da, wenige Sträucher und die Nachbarhäuser stießen eng an die kleinen Blumenbeete, wo Levkojen sproßten. Allein wenn sich die junge Frau an ihrem Nähtischchen zurechtsetzte, war es ihr doch möglich, einen Blick zu gewinnen, der sie in die Ferne sehen ließ, zwischen Häusern hindurch zu den Bergen. Hier saß Frau Agnes oft.

Ernst Christian, ihr Mann, ging ins Amt, und wenn er wiederkam, küßte er ihre Lippen, umarmte sie wohl auch, denn Ernst Christian liebte seine Frau, die sein Haus gut hielt, seine Freunde empfing — er durfte

wahrhaftig stolz auf sie sein. In den ersten Zeiten war ihm ja allerdings nicht recht wohl gewesen; Agnes fragte so viel, er sollte abends mit ihr sprechen; ihre Augen suchten, verlangten, warteten — er merkte das ja, auch daß sie nicht so recht glücklich war, ihm in der That oft zu still. Ja, es war zum Ärgern, geradezu kopfhängerisch. Aber alles Fragen half nichts; sie wollte nicht sagen, was ihr fehle. Ja, sie konnte es auch nicht sagen. Es ging ihr ja gut, der Frau Agnes.

Im ersten Ehejahre spazierte sie gerne und viel über die schönen Wege der Stadt. Fast täglich am frühen Morgen ging sie vom Mönchsberge auf der Höhe zum alten Schloß, sah gern auf die Stadt hinab, sank auch manchmal auf eine Bank und legte die Hände in den Schoß. Wenn dann die Sonne über ihren Körper streifte, war sie sehr froh. Aber die Gänge stellte sie nach einigen Monaten ein. Sie blieb zu Haus, wartete, bis die Schwiegermutter kam, las in ihrem Auge die Frage, ob ein Enkelkind zu erwarten sei, und besprach dann Dinge der Wirtschaft, Ereignisse der Bekanntschaft — Kleinbürgersorgen. Zuerst hatte sie gelacht über all das, dann war es bloß ein kleines Lächeln gewesen, das ihre Lippen bog, wenn sie an einem Gespräche über die neue Absonderlichkeit der Frau Notar teilnahm, und schließlich wurde sie neugierig, wurde sie eingeweiht — die Wichtigkeit all der Nichtigkeiten für die Ausfüllung ihres Lebens wurde ihr offenbar. Noch ein anderes Lächeln war aus ihrem Antlitz verschwunden, das war den Wünschen der Großeltern nach einem Kinde gegenüber. In dem dritten Ehejahre war all das Sehnen dieser Frau auf die Mutterschaft gerichtet. Zuerst hatte sie ja nicht gewollt; Schauer waren durch ihren Leib gegangen bei dieser Vorstellung, und wenn sie einmal lange darüber nachgedacht hatte, war sie ganz müde geworden vor erstickten und verschluckten Thränen, vor Angst, sie könnte ein Kind haben, das all ihre Kraft, all ihre Gefühle fortnehmen werde mit ihrer zarten Schönheit, das sie häßlich und kleinlich und verzagt machen werde.

Dann aber gingen die Tage dieses ehelichen Lebens einer wie der andere. Ich sagte schon: die Augen der Frau Agnes fragten, und es wurde ihnen keine Antwort. Die Zärtlichkeiten des Mannes banden sie nicht. Niemals bebte sie in der Erinnerung an seine Liebe, selten sehnte sie sich nach seiner Gegenwart. Manchmal war ja noch die Hoffnung gekeimt; wenn er nach Hause kam, war sie dann zu ihm hingegangen, ein Lächeln war auf ihren Lippen gewesen, und ihre Hand lag fest und weich in der seinen. Dann war der Abend gekommen. Aber entweder kamen Freunde, oder Ernst Christian ging noch fort, wollte seine Frau auch gern mitnehmen, und wenn sie einmal zu Hause blieben und um den Speisezimmertisch saßen, da rauchte er eine Cigarre, war fröhlich, sagte einen neuen Witz oder eine komische Sache aus dem Bureau, und Frau Agnes kauerte sich in ihrem Stuhle zusammen, die Worte fehlten ihr — sie hatte sich alles so anders gedacht. Und an solchen Abenden und Nächten, die von den besten Vorsätzen eingeleitet waren, konnte es dann auch geschehen, daß das Häßlichste und Unreinste, das Brutalste und Roheste in diesen beiden Menschen laut wurde, sie sich zornige Dinge sagten und ein Haß in ihnen wuchs, den auch die Umarmungen der Versöhnung dann nicht auslöschen konnten. Denn Ernst Christian war nicht der Mann, die grundlosen Launen einer Frau auszustehen, der es nur zu gut ging. Was sollte denn das? So war sie allein. Und da kam der Wunsch nach dem Kinde, der Erfüllung. Sie hegte den Gedanken in den langen, langweiligen Stunden, sie malte sich alles aus. Sie wollte dann eine schöne, sorgliche Mutter sein, nichts sonst. Auch er würde dann wieder gut mit ihr sein, das Kind sie vereinigen. Und es werde nicht mehr so unsagbar leer sein in ihr; auch das bange Gefühl, dieses verzweifelte Warten würde sicherlich aufhören — ach, ein Kind!

Agnes gebar im vierten Sommer, den sie Frau war, einen Buben. Und die Zeit, die sonst für jede voller Qualen, Ahnungen und Schrecknissen ist, war für sie eine heitere, glückliche Ruhezeit. Keinen Morgen gab es da, an dem sie nicht mit einem kleinen Schrei der Glückseligkeit erwachte, keine Nacht, die nicht die süßesten Hoffnungen brachte. Dann — sie wurde ja bald wieder gesund und frisch, ja schöner als je — ging

sie tagelang mit dem Kleinen umher, küßte und pflegte ihn. Der Vater sah das gern, nur fand er sich vernachlässigt. Er machte auch kein Hehl daraus, daß ihm das nicht passe, wenn jetzt das Essen weniger gut sei und vor allem nicht zur rechten Zeit auf den Tisch komme. Und er fand es auch nicht richtig, daß seine Frau am Abend immer am Kinderbett sitze. Schließlich, es war ja ein Dienstmädchen da. Die Mutter zuckte bei diesen Vorwürfen die Achseln. Immer weiter entfernte sie sich von ihm. Die unausgesprochene, grundlose Feindschaft der Ehe breitete sich zwischen beide, die Gemeinschaft löste sich auf, in keinem Worte verstanden sie sich mehr. Agnes verlernte es, bei seinem Zorne zu weinen, und nur manche Nacht sah noch ihre Thränen.

Ernst Christian versuchte vielerlei, um sich die Frau wiederzugewinnen. Denn im Sinne hatte er das Bild des heiteren Wiener Mädchens, die Vorstellung eines lustigen Lebens, das sie führen wollten. Und während sie sich im Laufe der Jahre gar nicht mehr die Mühe gab, zu verhehlen, daß seine Zärtlichkeit ihr gleichgültig, seine Liebe ihr verhaßt sei, erstand in ihm wider seinen Willen das alte Gefühl für sie, und er hätte sie gern warm und zärtlich im Arme gehalten, hätte sich gerne von ihr geliebt gewußt. Er bat, er schrie auch. Er höhnte sie, und er warb neu um sie. Er verwöhnte sie, war wirklich gut zu ihr. Ja — Frau Agnes machte sich ja selbst das eine oder andere Mal die bittersten Vorwürfe. Sie hatte doch gar keinen Grund, ihm böse zu sein. Allein dann kam wieder die Erinnerung an die ersten Jahre, an die Zeit, wo sie sich so gesehnt hatte, wo sie ihm in die Arme geflogen wäre, wenn er nur das rechte Wort gesagt hätte, verstanden hätte, was die leisen, zagen Wünsche junger Frauen sind, die fast noch Mädchen, unerblühte Blumen. Und wie oft Frau Agnes auch den Weg zu ihrem Manne wieder suchte — eine Dummheit stieß sie immer wieder zurück. Sie konnte keine Zärtlichkeit mehr für ihn aufbringen.

Ernst Christian wurde stolz. Er hatte dann kalte Augen, maßlos harte Worte. Oft traf ein Satz seine Frau so tief, daß sie tagelang gebückt einherging und ihre Augen zuckten; oft half dann auch die Schmeichelei des Kindes nicht, und dann lief sie, wenn es auch regnete, eine Stunde über Landwege, ließ sich vom Winde das Wasser aus den Augen wehen, und wenn sie nach Hause kam, war sie blaß, und ihre Stimme klang hart, selbst gegen das Kind hart.

* * *

Die Stadt Salzburg schickte alljährlich so und so viel Söhne wohlhabender Leute auf die Universität nach Wien oder nach Graz. Wenn die zu den Ferien oder gar nach ihren Studien heimkamen, erhielt die Geselligkeit Frische. Man war immer von neuem erstaunt, zu sehen, wie verändert die jungen Leute heimkehrten. Im Frühsommer einmal, bei einem Waldfeste, traf Agnes den jungen Herrn von Furtenstein, den sie als Gymnasiasten gekannt hatte, als sie nach Salzburg gezogen war. Er war nun drei Jahre weg gewesen und erwies sich als ein überlegener, lächelnder Mensch. Seine braunen Augen sagten mancherlei, versprachen auch viel. Er konnte dabei weiche Worte sagen, und man glaubte ihm, wenn er von Liebe sprach. Es war — ich sagte es schon — damals Frühsommer. Frau Agnes und der überlegen lächelnde Jüngling, der so vielerlei wußte, von Büchern, aber doch auch aus dem Leben selbst, gingen oft miteinander spazieren. Sie fanden sich immer wieder und waren höchst erstaunt, als sie einst merkten, sich geküßt zu haben. Kein Wort der Liebe war vorher auf ihren Lippen gewesen. So kommt manchmal die Liebe wie selige Wunder im Märchen, auch wenn man sie verbrecherisch nennt. Oft war nun Liebe in den Augen dieser zwei jungen Menschen und Küsse auf ihren Lippen.

Frau Agnes wurde heiter. Das Kind wuchs heran, ging jeden Nachmittag mit seiner Mutter spazieren und hatte schöne Kleidchen, die Mama selbst nähte, und dabei sang sie leise Liedchen. Einmal wurde Frau Agnes krank, und der Hausarzt schickte sie auf einige Wochen ins Hochgebirge; als sie aber aus Tirol heimkam, war sie ganz gesund, und sogar das Verhältnis zwischen Ernst Christian und ihr wurde fast friedlich. Von ihrer Reise hatte Frau Agnes die Gewohnheit langer Spaziergänge mitgebracht,

und niemand wunderte sich, die frische Frau zu allen möglichen Zeiten rüstig ausschreiten zu sehen. Sonst ist nichts von ihrem Leben in diesen Jahren zu berichten.

Sie war eine von vielen Beamtenfrauen der Stadt Salzburg, hatte ein hübsches Kind und sah zweimal im Monat Gäste bei sich.

* * *

Frau Agnes war schon dreißig Jahre alt, als sie eines Morgens diesen Brief schrieb:

Mein Freund!

Nun bist du also von mir gegangen. Langsam haben wir beide den Tag an uns herankommen lassen. Er stand uns manchmal näher, als der eine von uns glaubte. Ich weiß einen Tag, da ich zu dir kam, bereit, adieu zu sagen. Ich war von allerlei peinigenden Gedanken gequält worden, ich hatte die Nacht hindurch geweint — und ich bin doch nicht allein gewesen —, dann hatte ich den Entschluß gefaßt, von dir zu gehen. Unsere Wege sollten sich trennen. Ich weiß noch, wie der Morgen war, trotzdem es nun zwei Jahre sind (und ein Tag war doch für mich wie der andere: peinigend und so weniges Glück war da für mich zu finden — dafür aber danke ich dir). An jenem Morgen also ging ich durch die stillen Straßen unserer Stadt zum Bahnhof, ich wollte aufs Land hinaus; in der Wohnung hatte ich alles stehen lassen, wie es war, der Bub war ja bei den Großeltern wie jeden Samstag — ich hatte drei Stunden. Ich war ruhig, da ich entschlossen war. Eine leise Traurigkeit war in mir, müde fühlte ich mich damals, da ich ja die letzte Nacht nicht geschlafen hatte, aber es war keine Verzweiflung in mir. Nur manchmal hatte ich Mitleid mit dir und mit mir. Ich dachte an das Leben, das mir jetzt kommen würde; ein Suchen wird es sein nach Erregungen, nach ärmlichem Ernst, großen Empfindungen, ich werde in unsere Gesellschaften gehen — es giebt wenig Ablenkung hier, du weißt es ja. Und ich bin doch noch an Wien gewöhnt — ja, wehmütig bin ich dann geworden, weil ich mir so leid that. Und ich dachte: Auch du wirst verlassen sein, ein trauriger Mensch. Ich bin dann durch die Wiesen zu dem kleinen Haus gegangen, das zwischen Föhren steht und im Frühling so viel Heiterkeit ausstrahlen kann. Ich habe mir am Weg die Handschuhe ausgezogen, weil ich daran dachte, daß du es nie gern hattest, zum Willkomm meine Handschuhe zu küssen oder zu berühren.

Ich hab damals nicht Abschied von dir genommen. Du küßtest mich. Ich war glücklich, als ich nach Hause fuhr. Und doch hatte ich unter deinen Küssen gespürt, daß du mich nicht so liebtest wie in jenem ersten Jahr. Nur deine Geliebte war ich noch. Ich habe mich so oft geschämt. Ich habe gekämpft, ich bin zu schwach gewesen, von dir weg zu können. Immer wieder bin ich zu dir gekommen. So schwach, so demütig wird man. Und dies ist wohl die Sünde meines Lebens. Und für sie werde ich wohl büßen.

Du darfst nicht lachen. — Ich habe dich nie geplagt mit Worten, in denen ich von Reue sagte. Ich habe auch lange nichts davon gespürt, ein ganzes Jahr. Erst als ich es mir selbst sagen mußte, daß unsere Liebe — die deine — nicht mehr war wie einst, erst seit damals fühle ich Schuld, fühle ich mich sündig. Nun schickst du mich weg. Aber ich wußte es an jenem Abend: Jetzt war es sicher, daß du der Stärkere bist, daß ich leiden werde und mich fügen. Ich hatte nicht die Kraft gehabt, nun hattest du sie.

Und nun: Wir haben so oft gespielt mit dem Abschied. Bevor wir uns liebten, sagten wir einander davon. Und dann noch oft. — Wir wollen uns die Hand geben, frei „in Schönheit", sagtest du. Ich glaube nicht mehr an all das, verzeih! Und nun, mein Freund, du schreibst mir einen wehmütigen Brief, sehr weich, du sagst von deiner Liebe für mich: „aber es muß sein." Du weißt wohl, was du sagst: Es muß sein. Du hast mich nicht mehr lieb, so wenig, daß du nun sogar das Herz hast, mir es zu sagen.

Ich bin nicht so unglücklich, als du vielleicht glaubst. Ich kann spazieren gehen, ich hab den lieben Buben, niemand quält mich, ich kann so viel allein sein, als ich will — manchmal ist es, als fehle mir gar nichts. Ich bin auch nicht neidisch auf sie, der du jetzt gehörst. Du mußt dich nicht wundern, daß ich auch das weiß. Ich kenn dich ja, ich weiß ja so viel von dir. Alle die Mo-

nate habe ich gewußt, daß du eine andere begehrtest. Jetzt gehört sie wohl dir. Wenn sie dich doch so lieb hat, wie ich dich hatte. Denn jetzt fühle ich nichts mehr. Dein Brief weckt kaum einen Widerhall in mir. Nur daß ich mich erinnere. Aber ich bin ja so gleichgültig — denn verloren hatte ich dich doch so lange. Glaubst du es nicht, daß eine Frau es spürt? wie die Zärtlichkeiten, die Blicke müde, erzwungen werden, wie deine Liebe nur träg erfüllte Pflicht wurde? Und mir hat nur der Mut gefehlt, ein Ende zu machen. Ich bin doch eine Frau, und trotzdem du mir kein Glück mehr gabst, nichts mehr von dir schenktest — ich habe doch immer gefürchtet, dich zu verlassen. Ich glaubte, es müsse doch noch ein Tag kommen, wo wir beide so füreinander fühlen wie einst. Jetzt schäme ich mich und schicke dir alle Briefe zurück, die ich noch habe. Es sind ja nur so wenige. Die Blumen habe ich ins Feuer geworfen — auch jenes kleine Messer, das du mir gabst, ist in den Fluß gefallen, als ich heute über die Brücke in die Stadt ging.

Ich hoffe, du fährst bald weg. Wenn wir uns zu dritt träfen, wäre es peinlich.

Nie wirst du jetzt mehr einen Brief von mir bekommen. Du wirst dich also auch nicht mehr kränken müssen, daß ich oft die Worte „abhacke“, wie du sagst. Doch erinnere ich mich, daß du einst selig warst, wenn ich dir auf ganz kleinen Zetteln schrieb: Ich hab dich lieb. — Leb wohl!

Dieser Brief wurde an einem Freitag geschrieben. Sonntag lag er, als Frau Agnes zur Messe ging, mit dem Paket alter Briefe noch auf dem kleinen Nähtische. Sie hatte nicht den Mut gehabt, ihn wegzusenden. So lange er nicht in seinen Händen war, dachte sie, gäbe es noch eine Brücke, einen Steig zwischen ihnen.

Und dann war das Leben so leer.

Als sie aber beim Essen saß, dem Manne mit der sonntäglichen Laune gegenüber und den Buben zur Seite, da stieg ihr plötzlich ein heißer Schmerz auf. Reue überkam sie, Scham, daß sie den Mann, der sie nicht liebe, hatte festhalten wollen; sie hatte die Empfindung, eine Sünderin zu sein, von der sie schon seit Monaten manchmal geplagt wurde, nun heftiger als je; denn sie mußte sich eingestehen, daß sie nun nicht mehr aus unbezwinglicher Leidenschaft handle, sondern aus Angst vor der Gleichgültigkeit ihres Lebens — ihr Gewissen klang, da ihre Liebe schon lange den Weg des Sterbens gegangen war. Daß sie die Gebärden der Leidenschaft nur kühl weitergetrieben habe, aber ganz schlecht sei, das kam ihr jetzt zum Bewußtsein, als sie beim Sonntagsmahle saß. Und zwischen Braten und Mehlspeise sprang sie ganz schnell und jäh auf, lief in ihr Zimmer und nahm das Paket, um es dem Mädchen zu geben, die es wegschicken sollte. Es war ja wohl verpackt. Dann wurde sie heiter, scherzte mit dem Kinde, und eine große Friedlichkeit kam über sie. Jedoch nach Tisch ging sie in ihr Zimmer und weinte. Sie dachte gar nicht so eigentlich an den Geliebten, sie war wirklich so gar nicht eifersüchtig, auch Sehnsucht hatte sie keine. Die Thränen flossen leise und mild, um das Leid ausströmen zu lassen, das aber nicht von außen kam, das ihr keiner zugefügt hatte, nur sie selbst war schuld. Denn sie weinte über die Monate, die sie gesündigt hatte, die sie sich weggeworfen hatte ohne Liebe, und wohl ahnend, daß sie nicht mehr geliebt werde wie einst ... Zu diesem „einst ...“ aber kehrten ihre Gedanken immer zurück, wie sie daher kamen, und dabei kam ein Schluchzen über die junge Frau Agnes. — —

Herr Helfert ging in die Küche, um Kielfedern zu suchen, mit denen er seine Pfeife zu reinigen pflegte. Er hatte eine ganz kleine englische Pfeife, die er hegte und pflegte und nur am Sonntagnachmittag, weil er da Muße hatte, rauchte. Die Küche war leer, was Herrn Helfert ärgerlich machte. Er ging durch den kleinen Raum durch, dachte an die Unzuverlässigkeit der Dienstboten und trommelte mit den Fingern auf dem Küchentisch, auf dem noch die ungewaschenen Teller und Gläser standen. Sein Auge fiel auf ein kleines Paket, das die Schrift seiner Frau trug. Er nahm es auf und las den Namen des Herrn von Furtenstein als Adresse. Mechanisch, ohne sich über die Seltsamkeit, daß seine Frau jungen Herren kleine Briefpakete schickte, zu wundern, nahm er das Paketchen mit in sein Zimmer. Fünf Minuten später stürzte er, ohne seiner

Frau ein Wort zu sagen, aus dem Hause, und der Notar Höller, der ihm im Mirabellgarten, den er eiligen Schrittes durchging, begegnete, erzählte abends am Stammtisch im Café Bazar, daß er den Helfert nur einmal vorher mit so verzerrtem, hilflosem und doch brutalem Gesicht gesehen habe, und zwar war das vor zwei und einem halben Jahre gewesen, als im Bureau eine Unterschlagung vorgekommen sei, und da er in demselben Hause wohne, habe er u. s. w. Man dachte nun viel darüber nach, was Herrn Helfert über die Leber gelaufen sein könne. Allein es wußte keiner eine Erklärung zu geben, denn die weiteren Begebnisse des Nachmittages kannte ja noch niemand. Geschehen war dieses: Herr Helfert hatte den Herrn von Furtenstein vor dem Hausthor getroffen, als der junge Mann eben im Begriff war, mit seinem Freunde, dem Oberleutnant Hauser von den Kaiserjägern, nach Reichenhall zu fahren. Die beiden wollten mit einem flüchtigen Gruße vorbei, doch Helfert drängte sich an den schmächtigen, jungen Mann heran, sah ihn einige Sekunden mit roten, immer größer werdenden Augen an, suchte nach Worten, öffnete den Mund, stieß ein paar leise, schnappende Laute aus, und während der Offizier sich über das alles keine Erklärung geben konnte und wartete, was nun kommen sollte, sah ihn der Jüngling mit ruhigem Antlitz an und wartete auf das erste Wort. Plötzlich aber hob Helfert seine Hand und schlug den anderen ins Gesicht. Der Oberleutnant Hauser riß die beiden auseinander, führte seinen Freund in die Wohnung hinauf, und eine Viertelstunde später waren Zeugen für einen Zweikampf bestimmt.

Herr Helfert war plötzlich ganz ruhig geworden. Er saß bei seinem Vater, der nicht zu Hause war, am Schreibtisch, nachdem die beiden Offiziere, die seine Sache übernommen hatten, weggegangen waren, und hatte nur einen Gedanken: In der Früh um fünf Uhr, also …

Kein Gedanke ging zu seiner Frau, keine Sekunde überdachte er seine Beziehungen zu ihr, die Schmach, die sie ihm angethan habe und was sie wohl bewogen hatte. In seiner Rocktasche steckten noch die Briefe. Er hatte nur einen einzigen gelesen, einen Zettel seiner Frau, der eine Zusammenkunft bestimmte, keinen Zweifel offen ließ. Den hatte er nicht aus der Hand gelassen, seit er ihn aus dem Couvert genommen, und als er die Faust öffnete, um den Geliebten seiner Frau ins Gesicht zu schlagen, da war das kleine graue Papier zu Boden gefallen, und erst der Oberleutnant hatte es dann aufgenommen und oben in dem Zimmer seines Freundes langsam verbrannt, nachdem ihm ein Blick auf die Schrift die ganze Angelegenheit erklärt hatte. Aber kein Wort fiel in den Besprechungen dieses Tages über den Grund des Vorfalles.

Als es dämmerte, kam der alte Vater von seinem Spaziergange in die Einsamkeit seiner Wirtschaft zurück. Bedächtig zog er im Dunkeln der Stube seinen Rock aus, ohne den Sohn zu bemerken. Erst als er zum Tisch trat, sah er ihm ins harte, bleiche Gesicht. Einige Worte genügten den beiden. Kein Wort wurde von dem alten Manne gesprochen, um den Sohn vom Duell abzuhalten. Er kannte die Pflichten, sprach nur von Äußerlichkeiten, schickte eine Nachricht zu Agnes, daß ihr Mann nicht komme, daß sie sich aber nicht ängstigen solle, und drang dann in den Sohn, sich früh zu Bett zu legen. Das alles geschah, ohne daß ein Wort die Erregung zeigte, die in den beiden war. Am Morgen, der langsam in die Schlafkammern der beiden, die wenig geruht hatten, hereinbrach, gaben sie sich die Hände, und in einem einzigen Satze nahm der Vater dem Sohne die größte Sorge ab: „Ich nehme ihn zu mir.“

Beim zweiten Kugelwechsel wankte Herr von Furtenstein. Er war leblos, bevor ihm der Gegner die Hand zur Versöhnung hatte verweigern können. Mit festen Schritten ging der Sieger in die Wohnung des Vaters und verließ sie nicht mehr, bis das Gericht auf kaiserlichen Befehl die Untersuchung eingestellt hatte. Dann sah man ihn wieder ins Bureau, ins Caféhaus gehen, ohne daß ein Wort das Vergangene berührte, ohne daß je im Gespräch, selbst zwischen ihm und dem Vater, der Frau oder des Toten Erwähnung gethan wurde.

Noch am Morgen des Zweikampfes, bevor das Gerücht von dem Geschehenen das kleine Haus am Mönchsberg erreichen konnte,

war der alte Herr Helfert, wenige Minuten nachdem der Sohn unversehrt zurückgekommen war, zur Schwiegertochter gegangen. Er hatte sie am Fenster sitzend gefunden, sehr bleich, mit aufgerissenen Augen, zerbissenen Lippen und doch — nicht zerknirscht, ganz anders, als er sie erwartet hatte. Er berichtete nur: Ernst hat ihn erschossen. Frau Agnes faßte mit beiden Händen den Winterrock des Schwiegervaters, hielt sich daran fest. Eine Sekunde schien es, als wolle sich ihr Schmerz lösen, als wolle sie sich bei ihm ausweinen. Aber sie ließ die Hände sinken und fiel wieder in den Stuhl zurück, auf dem sie nun schon seit vielen Stunden saß.

Der alte Herr Helfert sprach ganz ruhig von der Zukunft. Nun sein Sohn lebte, war sein Zorn über die Frau nicht mehr so heftig. Aber er verstand den Ehemann, der keine Gemeinschaft mit ihr haben, ihr das Kind nehmen wollte. Frau Agnes sollte wählen, ob sie zu ihrer Mutter zurückkehren wollte oder anderswo leben, in Salzburg solle sie nicht bleiben; man werde die Scheidung bald durchsetzen, das Kind müsse sie verlassen …

Ein kleiner Schrei kam aus dem Munde der Frau, als sie hörte, daß sie ihr Kind hergeben müsse. Nun weinte sie auch, — ihren Kopf beugte sie, hielt sich mit beiden Händen am Sitz des Sessels, während ihr Leib bebte, und die Thränen rannen über ihr Gesicht. Aber sie wehrte sich nicht. Sie führte das Kind aus seinem Zimmer, küßte seine Händchen, ihre Thränen fielen auf sein verwundertes Gesicht, dann führte es der Großvater aus dem Hause seiner Mutter.

Als er durch die Thür schritt und Frau Agnes wieder am Fenster saß, wie als er kam, da sagte er noch ganz leise: „Vielleicht wird alles wieder gut.“ Als er aber ausgesprochen hatte, reuten ihn seine Worte, und jeden Tag der kommenden Monate kränkte er sich dieser Milde wegen.

Frau Agnes hatte aber nur den Kopf geschüttelt. Fast hätte sie gelächelt, es wäre aber ein herzzerbrechend wehes Lächeln geworden. Lange, lange Wochen kam kein heller Gedanke über sie. Sie packte ihre Sachen, wenige Tage nach dieser Besprechung zog sie aufs Land, nach einem ganz winzigen bayerischen Städtchen, nahe der österreichischen Grenze. Dort lebte sie, dort habe ich sie kennen gelernt, als ich einmal im jüngsten Frühling mich vor allerlei Ärger in die Einsamkeit flüchtete. Sie wohnte in einem kleinen einstöckigen Häuschen, das eigentlich gar nicht mehr in der Stadt selbst lag. Aber in diesen kleinen Orten verliert sich ja die Stadt im Land, Weinberge lösen die Häuserreihen ab.

So lag dieses kleine Haus, das sich in gar nichts von den Wohnungen der Kleinbürger sonst unterschied, fast eine Viertelstunde von dem eigentlichen Orte ab, und nur eine alte Kirche, in der längst keine Messe mehr gelesen wird, war die Nachbarschaft; denn der Ort hatte sich nach der anderen Richtung hin ausgedehnt, ein neues Gotteshaus war auf dem Platze gegenüber dem Gemeindehaus und der Filiale der Sparkasse aus weißem Sandstein aufgebaut worden, und niemand kümmerte sich mehr um die alte Dorfkirche, deren Turm nur eine Sonnenuhr hatte. So lag das kleine Haus ganz einsam da; allein es war von einem hübschen Garten umgeben, in dem Rosen wuchsen und gelbe Sonnenblumen. Später sah ich auch, daß man aus dem südlichen Winkel des Gartens eine schöne Aussicht über das Thal hatte. Bis zu den letzten Häusern der nächsten Ansiedelung konnte man sehen, wenn man dort saß und den Blick in die Weite gehen ließ. Ganz weit auf einem Hügel war auch noch die Knaben- und Mädchenschule zu erblicken, wo die neuen Menschen heranreifen. Das alles, daß man von dem kleinen abgelegenen Hause also gleichsam das ganze Dorf überwachen konnte, habe ich ja allerdings erst später erfahren, als ich selbst Abend für Abend auf einer Bank unter einer wilden Kastanie saß und mit der Besitzerin sprach.

Zu dieser Zeit war Frau Agnes eine ruhige, blonde Frau mit hellen Augen, zart, aber nicht gebrechlich, und kein leidender Zug war in ihrem Antlitz. Ja für mich, der ich täglich in ihrem kleinen Garten saß und immer mehr von ihrem Schicksal erfuhr, war es ein Wunder, sie so ruhig und sicher zu sehen. Die hohe Stirn, die das volle Haar ganz frei ließ, zeigte nur eine Sorgenlinie, und auch die war nur leise, wie geglättet von der Zeit. Ich schätzte das Alter der

Frau Agnes auf dreißig Jahre. Ich hatte, sie selbst belehrte mich, zu tief gegriffen.

Wie ich ihr das sagte, blieb sie ernst, und erst nach einer ganzen Weile kamen ihr die Worte langsam und zögernd aus dem Munde: „Ich habe früher wohl immer älter ausgesehen, als ich war. Die Jahre, die ich nun hier lebe, haben mich verjüngt. Es ist mir selbst manchmal, als wische jeder Tag, den ich hier bin, etwas hinweg von meinen Jahren und meinem Leid."

Es läßt sich denken, daß ich während der Tage, die ich in dem Städtchen verlebte, auch von anderen manches über das Leben der Frau Agnes erfuhr. Es war bewegungslos. Kaum daß hier und da ein Brief zu ihr kam. Von ihrem Eheschicksal wußten manche einiges; sie hatte nie die geringste Sorge getragen, den Ehebund zu verheimlichen.

Einmal war die Mutter der Frau Agnes in das kleine Haus, das sie zuerst gemietet, dann aber mit all dem alten Hausrat käuflich erworben hatte, zu Besuch gekommen. Das war im ersten Jahre des Aufenthaltes gewesen. Allein es war der Wienerin zu still gewesen, so war sie bald wieder abgereist, und da der Tod sie im Jahre darauf holte, war nie wieder Besuch in das Thal gekommen. Die Scheidung der Ehe war bald ausgesprochen worden, und Frau Agnes hatte das Recht erhalten, ihr Kind allmonatlich einmal bei sich zu sehen und im Sommer vier volle Wochen als Gast zu haben. Nie aber hatte die Mutter dieses Recht verlangt, nie ausgenutzt. Es kam vor, daß sie deshalb gescholten, für herzlos gehalten wurde. Ja, sogar der Ortsgeistliche war bei ihr gewesen, um sie an ihre Mutterpflicht zu gemahnen. Frau Agnes aber hatte ihm keine Antwort, keine Aufklärung gegeben. Man sah ihr überhaupt nichts von ihrem Leide mehr an; sie ging alltäglich einige Stunden durch die Felder, sie saß in ihrem Garten, spielte mit Kindern. Zu Weihnachten beschenkte sie die Kleinen, und da soll es einmal vorgefallen sein, daß sie bitterlich geweint hat. Dies wird wohl in jenem Jahre gewesen sein, da in Salzburg ihr Kind, das einsam bei Vater und Großvater lebte, schnell dahinstarb. Dem Enkel folgte der alte Herr Helfert bald ins Grab. Und der Frau Agnes wurde eines Tages ein Testament durch den Notar zugesandt, in dem ihr der verstorbene Schwiegervater eine kleine Uhr vermachte, und in dem der Wunsch ausgesprochen war, Mann und Frau sollten doch wieder zueinander finden. Und allen unverständlich war der Zusatz: Ernst möge es ihr leicht machen, wenn er seine Mutter je geliebt habe.

Und doch, es wurde keine Gemeinschaft mehr zwischen den beiden. Keiner machte einen Schritt zum anderen. Ernst Christian ging in sein Amt, rückte vor und fand neue Bekannte zu den alten; im kleinen Städtchen zogen die Tage langsam an Frau Agnes vorüber, die von ihrem Hause aus zusah, wie die Reben sprießen, kleine, harte grüne Beerchen und dann volle freudige Früchte tragen. Niemals ist Frau Agnes in Verkehr mit irgend einem Menschen getreten, und als sie starb — ein rasches Leiden kam über Nacht und zersetzte ihr Blut —, fehlte sie in niemandes Leben. Vielleicht ist sie gerade deshalb leichter geschieden. Ihr letzter Wille trug aber auf, daß sie in Salzburg, auf dem grünen Friedhof zu St. Peter, bestattet werde. Und diese Bestimmung hat man durch Erfüllung geehrt. Da aber im Testament keine Grabschrift für den Stein vorher bestimmt war und es keinen gab, der sich um die Inschrift sorgte, so ließ der Friedhofsverwalter, da die Mittel hierzu reichten, nur darauf setzen: Hier liegt Frau Agnes Helfert ...

Aber selbst von den Einheimischen, die an dem Grabe vorbeigehen, wissen nur die wenigsten, was dieses Leben bedeutet habe. Denn die langen Jahre, die Frau Agnes fern von Salzburg verbracht hatte, hatten Vergessenheit über ihre Sünde, ihr Leid und ihre Geschichte gebreitet. Nur einer lebt noch als Greis, der sie wohl nie vergessen wird. Seine Züge sind immer härter geworden, wie die ihren immer weicher und milder. Und während ihre Augen es lernten, den hellen Tag zu durchschauen, die Sonne und die Natur zu lieben, kann man den pensionierten Hofrat mit verkniffenen Augen und scharfen Blicken die Salzach entlang schreiten sehen, in Grübeleien versunken und altem Leide nachdenkend.



Kaiser Napoleon I. (Nach Stich von David.)

Gedruckt bei George Westermann in Braunschweig.



Napoleons Wohnhaus Longwood (vorn der Aufgang zum Spielzimmer).
(Documens pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Bonaparte à Sainte-Hélène. Paris 1821.)

Napoleon auf St. Helena

Von

Julius von Pflugk-Harttung

Der Italiener Napoleone Buonaparte war in jungen Jahren ein heftiger Feind Frankreichs gewesen, aber vom Schicksale bestimmt, der gewaltigste Vertreter des Franzosentums zu werden. Er, ein Fremder, der niemals ein gutes Französisch gelernt hat, bildete geradezu die Verkörperung des durch ihn beherrschten Volkes, von dessen Licht- und Schattenseiten, seinem schrankenlosen Ehrgeiz, seiner Sucht nach Ruhm und Eroberung. Alle Nachbarstaaten, die sich dem entgegenstellten, wurden über den Haufen geworfen bis an die Straße von Gibraltar und die Moskwa fern in Rußland; ja, sie wurden nicht bloß auf dem Schlachtfelde geschlagen, sondern ihre Hilfsmittel auch dem Allbezwinger dienstbar gemacht, um, wollend oder nicht, seinen Siegeswagen weiterzuziehen. Aber stärker wie sein Wille war das Meer, und ferner, wie seine Kanonenkugeln trugen, dehnte sich Englands Strand längs Frankreichs Nordküste. Und gerade der Brite war der alte Rassengegner des Franzosen. Die angestammte Feindschaft traf in ihm zusammen mit dem Ingrimm wider den Unerreichbaren, dem Neide wider den Schätzereichen und Kolonialgewaltigen. Der Krieg zwischen England und Frankreich wurde zu einer Entscheidung zwischen dem unter Napoleons Eisenfaust geeinigten Festlandeuropa und der seegewaltigen Meeresinsel, wurde zu einem Ringen zweier entgegengesetzten Systeme, zweier wettbewerbenden Weltreiche. Auf der einen Seite das vorstürmende, leidenschaftlich unternehmende Galliertum, der mächtige Wille eines einzelnen, auf der anderen die Bulldoggenzähigkeit, der unerschütterliche Widerstand eines germanischen Gesamtvolkes mit parlamentarischer Regierung.

Napoleon hat diesen Krieg nicht gesucht und auch nicht herbeigeführt, sondern er übernahm ihn schon von der französischen Republik. Ungewollt, aber vorbedeutend

richtete sich seine erste Waffenthat bei der Belagerung von Toulon gegen die Engländer, und ihnen galt auch sein letztes verzweifeltes Ringen auf dem blutgedüngten Schlachtfelde von Belle-Alliance. Je weiter sich Napoleons Herrschaft entwickelte, desto mehr trat für ihn der englische Krieg in den Vordergrund, ja, man kann sagen, seitdem Preußen gebrochen war, war der englische nicht mehr ein Krieg für den Kaiser, sondern es war *der* Krieg, dem die übrigen Unternehmungen, fast seine ganze Politik mehr oder weniger zu dienen hatten; als seine Schwäche auf dem eigentlichen Kampfplatze, dem Meere, zunahm, suchte er sie durch Nebenmittel zu ersetzen. Aber es gelang dem gewaltigen Korsen nicht, Europa dem englischen Handel zu verschließen, so zu verschließen, daß es unverwindbaren Schaden erlitt, statt dessen mußte die übrige Welt den englischen Schiffen anheimgegeben werden, die diese ungemein günstige Sachlage benutzten, um England einen Welthandel zu schaffen, England ein Weltreich zusammenzuerobern. Napoleon ist also gegen England in jeder Weise unterlegen: sowohl in seiner Politik, als in seinen Flotten und auf dem Schlachtfelde. Und da hat es dann das Geschick gewollt, daß er gerade diesem seinem furchtbarsten Feinde in die Hände fiel und von ihm bis an sein Lebensende gefangen gehalten wurde. Kein Wunder, daß sich in dieser Gefangenschaft jener Krieg im kleinen fortsetzte, welcher Napoleons ganzes Kaisertum durchwirkt hat: der Krieg zwischen ihm und dem Briten war eben das beiderseitige Lebenselement.

Dennoch darf es zweifelhaft erscheinen, ob das Ergebnis der außerenglischen Welt besonders vorteilhaft gewesen ist. Wie die Dinge lagen, war der Korse doch nun einmal der Titan, welcher sich dem Werdegang der englischen Welthoheit entgegenstemmte. So persönlich und selbstsüchtig seine Beweggründe und Ziele sein mochten, thatsächlich vertrat er die nichtenglische Außenwelt, in erster Linie die Mitansprüche des Festlandeuropas, auf europäischen Einfluß und Kolonialbesitz. Sein Unterliegen hat die nichteuropäische Welt der englischen Übermacht schrankenlos preisgegeben, die erst in der letzten Zeit nachzulassen beginnt, seitdem auch andere Staaten ihre Blicke ernstlich dem Meere zuwenden. Kein Volk hat größeren Nutzen aus dem Kaisertum Napoleons gezogen als gerade England. Das Denkmal aber, welches es ihm setzte, war eine niedrige Hütte auf menschenfernem Eilande im Ocean, war ein umgitterter Grabhügel mit Trauerweiden, auf welche die Kanonen eines englischen Bergforts herniederschauten.

Längst war Napoleons Gesundheit untergraben gewesen, sein zäher Körper sträubte sich gegen Krankheiten wie sein mächtiger Wille.* Aber unterdrücken ließen sie sich nicht ganz: Arbeit und Aufregung waren ihre mächtigen Verbündeten. Napoleon war nerven- und auch sonst leidend, seit Jahren quälte ihn Schlaflosigkeit. Schon im Feldzuge 1813 versagten bisweilen seine Kräfte, aber immer raffte er sich wieder empor; die Wucht der Ereignisse zwang ihn zur äußersten Kraftentfaltung, bis er in Fontainebleau zusammenbrach und seine Abdankung unterzeichnete.

Graf von Las Cases.
(Nach Stich eines Gemäldes aus der Schule Davids.)

* Vergl. J. von Pflugk-Harttung: „Napoleon I. Das Erwachen der Völker." Nr. 6. E. Meyer.

In der Stille des meerumrauschten Elba erholte er sich, so daß er 1815 siegesgewiß den Schauplatz seines Ruhmes betreten konnte. Aber die vielen Widerwärtigkeiten, denen er während der hundert Tage begegnete, nutzten ihn ab; kein Geringerer als Marschall Marmont wußte zu sagen: „Er besitzt immer noch seinen erstaunlichen Geist, aber keinen Entschluß mehr, keinen Willen, keinen Charakter. Diese bei ihm einst so bemerkenswerten Eigenschaften sind verschwunden. Es bleibt ihm nur noch der Geist.“ So zog Napoleon in den furchtbaren Krieg gegen Blücher und Wellington. Abermals glänzte sein Feldherrngenie in hellstem Lichte, doch der Wurm nagte im Inneren: der Korse war nicht mehr, der er gewesen, und auch sein Heer war ein anderes, war weniger zuverlässig geworden, zumal in seinen Spitzen. Heer und Genie zerschellten an der Eisenmauer der britisch-deutschen Bataillone auf der Höhe von Belle-Alliance. Die Preußen kamen von seitwärts und gestalteten den Verlust der Schlacht zu einer Niederlage so vernichtend, wie Napoleon sie in seiner langen Laufbahn nie einem Gegner beigebracht hatte. Wie mit einem Zauberschlage brach das ganze prahlerische Gebäude zusammen, welches sich französisches Kaiserreich nannte.

Es geschah nicht, weil es keine Mittel mehr zum Widerstande besaß, sondern weil der Träger des Kaiserreiches, weil der Kaiser sich selbst verloren hatte. Der einstige Titan dämmerte willen- und entschlußlos seinem Untergange entgegen. Ungestraft durften seine Widersacher daheim das Haupt erheben und die Preußen sich in Eilmärschen auf Paris bewegen. Von seinem alten Kriegskameraden, dem Marschall Davout, ließ er sich abermals zur Abdankung nötigen. Noch kurze Zeit verweilte er in Malmaison, dem Orte seiner Konsulatspläne, dem Wohnsitze seiner verstorbenen Gemahlin Josephine, dann fuhr er in unansehnlichem Wagen, bürgerlich gekleidet, mit wenigen Getreuen von dannen. Noch war die Möglichkeit, unentdeckt aus Frankreich zu entkommen, doch auch sie verscherzte der gestürzte Gewalthaber. Er wußte nicht mehr, was er wollte, was er konnte. Schließlich blieb ihm nur noch, sich im Hafen von Rochefort den Engländern zu ergeben. Dem Prinzregenten schrieb er: er komme gleich Themistokles, um am Herde des britischen Volkes niederzusitzen, er stelle sich unter den Schutz seiner Gesetze. Bis zuletzt umgaukelte ihn Phrase und Selbsttäuschung, und das einem Volke gegenüber, dessen Nüchternheit so wenig Sinn für solche Dinge besaß.



General Graf von Bertrand.
(Nach Stich von Naricot.)

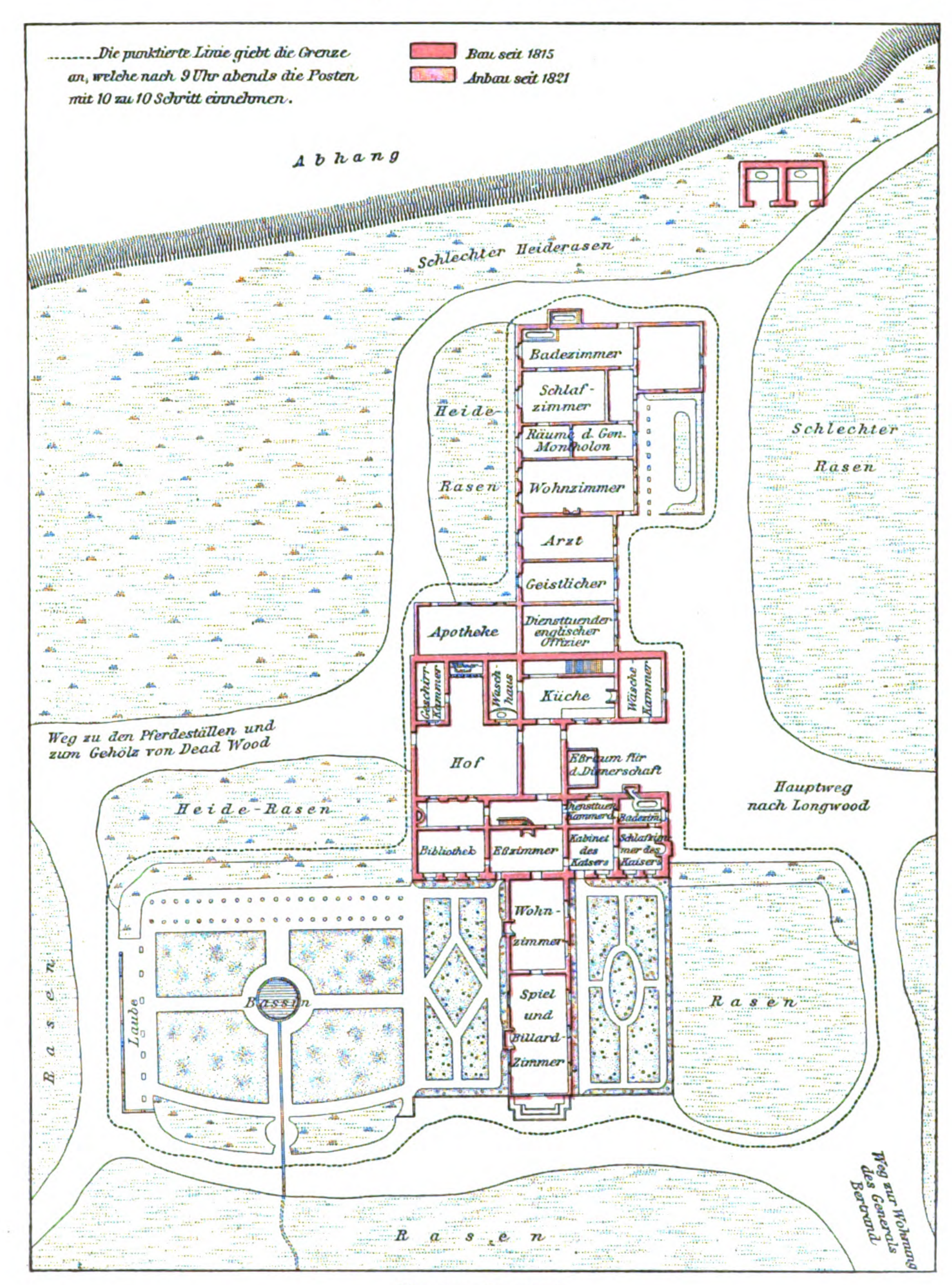
Das englische Linienschiff „Bellerophon“ brachte den Gefangenen in langsamer Fahrt an die britische Küste, wo Napoleon bald erkennen mußte, daß für ihn nichts mehr zu hoffen, man keineswegs zu großmütiger Milde geneigt sei. Am 31. Juli eröffnete ihm Lord Keith, der Admiral des Kanalgeschwaders, daß er mit drei Begleitern und zwölf Dienern samt einem Arzte nach St. Helena gebracht werde. Napoleon verfiel in dumpfe Verzweiflung. Auf den Rat seines Freundes, des Grafen von Las Cases, erließ er eine öffentliche Erklärung gegen seine Einkerkerung, „angesichts des Himmels und der Menschen“. Er sei als Gast des englischen Volkes gekommen und sei getäuscht, die englische Ehre sei befleckt, die englische Flagge entehrt. Solche Worte verhallten umsonst. Am 7. August mußte er das Boot besteigen,

welches ihn nach dem „Northumberland“ übersetzte. Er sah bleich und angegriffen aus; tief erschüttert blieben seine Freunde zurück. Abends ging der „Northumberland“ mit zehn Begleitschiffen, welche die Besatzung für St. Helena und allerlei Bedarf führten, unter Segel. Das Gefolge Napoleons bestand aus einundfünfzig Personen, unter diesen die Generale Bertrand, Gourgaud und Montholon, samt dem gelehrten Staatsrate Las Cases und dem Arzte O'Meara; Bertrand und Montholon wurden von ihren Gemahlinnen begleitet, das übrige waren Diener und Kammerfrauen. Die Reise verlief eintönig und langsam. Napoleon hatte viel zu sagen, und ihm lag an dem Urteile der Welt; so begann er schon während der Fahrt seinen Begleitern allerlei Erinnerungen und Betrachtungen zu diktieren, die er auf St. Helena fortsetzte und später, 1822 bis 1825, als „Memoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste. Hélène sous sa dictée“ in acht Bänden erscheinen ließ.

Nach siebenundsechzigtägiger Fahrt kam am Sonntag, den 15. Oktober, die kahle Felseninsel in Sicht, welche von jetzt an die Welt eines Mannes werden sollte, dessen schrankenlosem Ehrgeize der Erdkreis zu eng gewesen war. Von vornherein verursachte seine Unterbringung Schwierigkeiten. Das beste Haus der Insel, Plantation House, schön in einem großen Garten gelegen, war der Sommersitz des Gouverneurs. Als zweitbestes Haus außerhalb der heißen Hauptstadt Jamestown galt Longwood. Aber es war nicht auf den Empfang von so viel Personen eingerichtet und mußte deshalb erst in stand gesetzt und umgebaut werden. Als Napoleon unfern Jamestown, abseits der Straße, in üppigem Grün ein kleines Landhaus bemerkte, wurde er mit dem Besitzer desselben, einem wohlhabenden Kaufmann, einig, einen kleinen Pavillon dicht beim Hause beziehen zu dürfen. Hier in den „Briars“ (d. h. Heckenrosen, eigentlich Brombeeren) hat Napoleon die ersten zwei Monate seiner Haft verbracht, in einem einzigen kleinen Zimmer mit einem noch kleineren Vorraum. Den Menschenverächter hatte die Seeluft der Reise erfrischt, und bald zeigte sich, wie in jedem wahren Genie eine Kindesseele schlummert. Mit den Kindern seines Wirtes, zwei halbwüchsigen frischen Mädchen von dreizehn und fünfzehn Jahren, ward Napoleon auch wieder Kind und trieb als ausgelassener Spielkamerad die tollsten Streiche, zum Ärger seiner hochmütigen Umgebung, zur Freude der klatschsüchtigen Basen von Jamestown. Aber in seine heitere, kleinumgrenzte Welt fielen auch tiefe Schatten, zumal der des Druckes der Gefangenschaft, welche ihm fortwährend durch einen Offizier und zwei Unteroffiziere vor Augen geführt wurde, die ebenfalls in den Briars Aufenthalt hatten nehmen müssen. Hinzu gesellten sich vielfache Klagen seiner Begleiter, welche das glänzende Leben in Paris schwer zu vermissen begannen, sich von der eintönigen Ödigkeit des Daseins einer kleinen, weltentlegenen Stadt angeekelt fanden und von gegenseitiger Eifersucht gequält wurden, um so mehr, als Las Cases am höchsten in der Gunst seines Gebieters stand, obwohl er ihm vor der Reise nahezu unbekannt gewesen.

Langsam und eintönig schlichen die Tage dahin. Morgens diktierte Napoleon bisweilen Teile seiner Memoiren. Eine gewisse Erregung brachte stets die Ankunft von Zeitungen, denn noch war der Gestürzte weit entfernt, sich als endgültig abgethan zu betrachten; er hoffte auf Umwälzungen oder Zufälligkeiten in Europa, die ihn wieder auf den Thron bringen würden. Gespannt las er die Berichte der Gerichtsverhandlungen gegen Labédoyère und Ney wegen Verrat an Ludwig XVIII. Er hatte wenig Mitgefühl mit ihnen und äußerte einmal: „Labédoyère handelte wie ein Mann ohne Ehre, und Ney entehrte sich selber.“ Auch Murats Schicksal ließ ihn kalt; er meinte, Murat müsse verrückt gewesen sein, um ein Abenteuer zu unternehmen, wie er es that.

Inzwischen gestalteten sich die Verhältnisse der französischen Kolonie auf St. Helena recht unerquicklich sowohl im Inneren als nach außen. Sie erzeugten eine gereizte Stimmung, die einen Ausweg im Gegensatze zu England suchte. Da noch kein Gouverneur für St. Helena ernannt war, so führte vorläufig der Kommandant des „Northumberland“, Admiral Cockburn, den Oberbefehl. Er hatte von seiner Regierung strenge Wei-



Plan von Longwood.
(Vergl. Montholon, L'empereur Napoléon à Sainte-Hélène.)

sung zur Bewachung des Gefangenen und seines Anhanges, deren Durchführung allerlei Unbequemlichkeiten und Verdruß bereitete. Napoleon, gewohnt zu herrschen, voll des Bedürfnisses nach Bethätigung, vermochte nicht lange stillzusitzen. Da er sich selber aber zu hoch hielt, so schickte er seine Begleiter vor. Am 24. Oktober beklagte sich Bertrand bitter in einem Schreiben, nach St. Helena gebracht zu sein, einem unerträglichen Orte, wo man stets in Todesangst schwebe. Nur das Christentum verhindere ihn, seinem entsetzlichen Dasein ein gewaltsames Ende zu bereiten. Napoleon redete sich ein, daß er

für die Unterdrückung der Götter kämpfe und die Wünsche der Völker ihn begleiteten. Übellaunig drängte er seine Getreuen zu immer neuen Beschwerden gegen Cockburn. Dieser erklärte, er kenne keinen „Kaiser“ in St. Helena, sondern nur einen „General“, und verstärkte seine Bewachungsmaßregeln. Der Krieg war erklärt, und beide Teile waren froh, als am 10. Dezember nach Longwood übergesiedelt werden konnte.

Longwood liegt 1700 Fuß über dem Meere in malerischer Umgebung auf der Südseite einer Hochebene, die fast den ganzen Nordosten der Insel einnimmt und von tiefeingeschnittenen Thälern begrenzt wird, auf welche sich die Fahrstraße in Serpentinen emporwindet. Das Haus, ursprünglich eine Scheune, war einstöckig und niedrig. Es enthielt für Napoleon ein Wohn- und ein Schlafzimmer. Hinter denselben zog sich eine Art Korridor entlang, der in vier Gelasse geteilt war: in Napoleons Badestube und Kammern für die Dienerschaft. Vor dem Speisezimmer befand sich ein Anbau mit zwei etwas höheren und größeren Räumlichkeiten: ein Billard- und Empfangszimmer. Südlich vom Hauptgebäude lag ein zweistöckiges Wirtschaftshaus mit Küche und das Haus der Familie Montholon, beide durch einen Anbau verbunden, den Gourgaud, der Arzt O'Meara und der englische Ordonnanzoffizier bewohnten. Ostwärts erhob sich ein Haus für Las Cases und seinen Sohn, während Bertrand anfänglich etwas abseits ein kleines Gehöft für sich bewohnte, um später ein neu errichtetes Gebäude unfern von Montholon zu beziehen. Die Ausstattung aller Räume war einfach, doch besaß Napoleon einige eigene wertvolle Sachen, unter anderem die Weckeruhr Friedrichs des Großen, die er aus Potsdam mitgenommen hatte. Von den Fenstern blickte man auf einen kleinen Garten und Rasenplätze mit einigen Bäumen. Das umgebende Hochland, ein unregelmäßiges Dreieck, stand Napoleon zur Verfügung; es soll 13 Kilometer betragen haben. An der Grenze war es durch eine Kette von Posten abgesperrt, welche sich abends bis dicht an das Haus heranzogen. Täglich überzeugte sich ein Offizier zweimal von der Anwesenheit des Gefangenen. Außerhalb seiner Grenzen durfte er sich nur in Begleitung eines britischen Offiziers bewegen. Alle Briefe und Sendungen, die nach Longwood gingen oder von dort kamen, unterlagen der Prüfung durch den Gouverneur.

Nach der Enge in den Briars fühlte man sich anfangs auf Longwood wohl; aber auch hier reihte sich bald bleiern ein Tag an den anderen, ohne Eindrücke, ohne Abwechselung. Spät pflegte Napoleon sich aus dem Bette zu erheben, von zwei bis vier Uhr nachmittags mit einem seiner Begleiter an den Memoiren zu arbeiten, dann eine Spazierfahrt oder einen Ritt zu machen, bis um acht Uhr das gemeinsame, aber kurze Diner erfolgte. Nach demselben las er gern vor aus Tragödien und Lustspielen, ja selbst aus Homer und der Bibel. Um zehn Uhr verabschiedete er seine Begleitung, behielt aber gewöhnlich ein Mitglied derselben zurück, mit dem er sprach oder arbeitete, bis er müde wurde. Neben seinen Memoiren beschäftigte er sich eifrig mit Lektüre. Besuche kamen und gingen. Dabei wurde aber die Stimmung gegen die Regierung und deren Vertreter Cockburn nicht besser, sondern immer gereizter. Napoleon fand ihn grob und heftig, kleinlich und eifersüchtig.

Ein Hauptgrund für die üble Laune Napoleons und seiner Umgebung war die Erkenntnis, daß man auf St. Helena bleiben werde, daß ihn so leicht keine Ereignisse in Europa zurückriefen, und daß Flucht unmöglich sei. Vorsichtig hatte Cockburn alle Fremden, deren Anwesenheit unerwünscht schien, von der Insel entfernt; nur Kaufleute der Ostindien-Compagnie durften landen, und vier Kriegsschiffe lagen segelfertig im Hafen. Napoleon ärgerte sich über alle diese Vorsichtsmaßregeln, so wenig ernstlich er an Flucht dachte, weil er überall unsicherer gewesen wäre als unter Englands Schutz.

Ein Mann der Bewegung, des Kampfes, drängte er Bertrand zu einer Beschwerdeschrift. Cockburn wies sie ab, versprach aber, die Lage der Gefangenen so wenig unangenehm als möglich zu gestalten. Damit war den Bewohnern von Longwood nicht gedient. Im Dezember beklagte sich Montholon in einem von Napoleon diktierten Briefe über die Ödigkeit und Nässe seines Aufenthaltsortes, die Behandlung der Verbannten würde die Verurteilung aller Völker und aller Zei-

ten hervorrufen. Der Admiral erwiderte darauf, Longwood sei der angenehmste und gesundeste Punkt auf der sehr gesunden Insel.

So wurde das gegenseitige Verhältnis immer unerquicklicher, gespannt sah man der Ankunft des eigentlichen Gouverneurs entgegen. Es war Hudson Lowe, ein wortkarger, mißtrauischer, pedantischer, unbeugsamer Mann, der auf äußere Formen wenig gab. Verschiedentlich hatte er gegen die Franzosen im Felde gestanden und war 1813 und 1814 als englischer Bevollmächtigter dem Blücherschen Hauptquartiere zugeteilt gewesen, wo er nicht viel Gutes über Napoleon zu hören bekam. Seine Natur und Gesinnung machten ihn also der englischen Regierung sehr brauchbar, welche sicher sein konnte, daß er die Gefangenen nicht entwischen lassen und sie in Schranken halten würde. Für Napoleon und die Seinen konnte der Gouverneur aber leicht zum Kerkermeister werden.

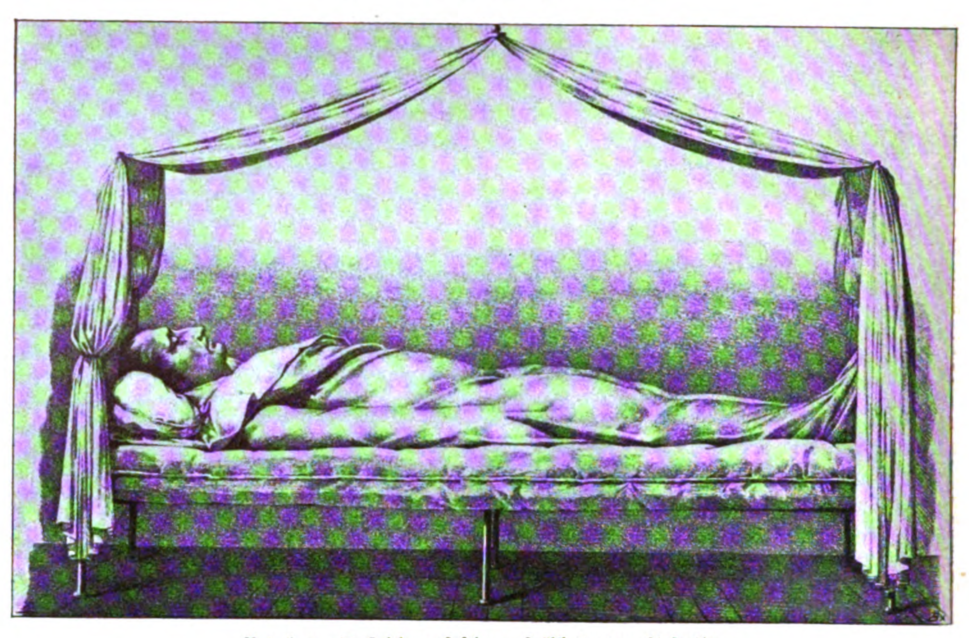
Lowes Absicht ist gewesen, den Franzosen ihre Lage erträglicher zu machen, als sie in letzter Zeit gewesen war, doch daran hinderten ihn sein Wesen und die Instruktionen, welche er mitbrachte, und andererseits thaten die Gefangenen alles, seine Absichten zu zerstören. Den ersten Mißton bewirkte seine Forderung einer schriftlichen Erklärung von Napoleons Begleitern, daß sie freiwillig blieben und sich allen Beschränkungen unterwerfen würden, welche für Napoleon nötig seien; dazu gehörte eine schärfere Überwachung der Korrespondenz und die Verfügung, daß nur solche Fremde in Longwood Zutritt haben sollten, welche mit einem Passe des Gouverneurs versehen seien. Natürlich wurde die Laune Napoleons bald die schlechteste; bei einem persönlichen Besuche Lowes brauste er auf und machte ihm die heftigsten Vorwürfe. Der volle Gegensatz romanischen und englischen Wesens stieß aufeinander. Die Gesamtsachlage gestaltete sich dadurch noch verwickelter, daß nach Cockburns Abreise ein anderer Admiral, Malcolm, eintraf und Vertreter Österreichs, Frankreichs und Rußlands



Hudson Lowe
Lt General

(London, John Murray. Nach einem Familienporträt.)

mitbrachte, welche auf St. Helena bleiben sollten. Bald glaubte Lowe begründetes Mißtrauen gegen einige ihrer Begleiter hegen zu müssen, weil sie Durchstechereien mit Longwood trieben. Immer gereizter wurde die Stimmung. Als Lowe am 18. August 1816 Napoleon besuchte, nannte dieser ihn einen Schreiber Blüchers, einen Mörder und Henker. Der Gouverneur brach kurz ab und



Napoleon als Leiche auf seinem Feldbette von Austerlitz.
(Nach einer Zeichnung des Schiffskapitäns Marryat.)

hat sich seitdem fern gehalten. Ein Hauptgrund des Zerwürfnisses war die Beschränkung der Ausgaben für die Gefangenen, welche die englische Regierung verlangte. Um die Augen der Welt auf sich zu lenken, um zu zeigen, wie sehr er unter übertriebener englischer Sparsamkeit leide, ließ Napoleon einen Teil seines kunstvollen Silberservices zerschlagen und verkaufen. In Wirklichkeit hatte er es nicht nötig, da er über nicht unbeträchtliche Barmittel verfügte. Bald mußten vier Begleiter St. Helena verlassen, und neue Beschränkungen traten ein. Ja, als eine heimliche Korrespondenz von Las Cases entdeckt wurde, nahm man ihn in Haft und sandte ihn Ende 1817 nach Europa zurück.

Las Cases ist es in erster Linie gewesen, der Napoleons Mißstimmung nährte und steigerte. Übrigens verfolgte dieser hiermit bestimmte Absichten, er hoffte auf einen Sieg der britischen Opposition oder Vertreibung der Bourbonen aus Frankreich, auf zwei Ereignisse, die ihm die Freiheit wiedergeben sollten. Deshalb galt es ihm, den Vertreter des Toryministeriums, den Gouverneur, möglichst anzuschwärzen und sich als das Opfer unwürdigster Behandlung hinzustellen.

Namentlich geschah es durch „Briefe vom Kap der guten Hoffnung“, welche Napoleon selbst diktierte oder von Las Cases schreiben ließ, die in London aber als Erzeugnisse eines Engländers erschienen. Der alte Haß gegen England hatte sich in dem Kopfe des phantasievollen, leidenschaftlichen Korsen zu einem persönlichen Hasse gegen seinen Kerkermeister verdichtet. Ganz erfolglos blieb die Politik des vielgewandten Intriganten nicht. Im März 1817 brachte Lord Holland die Klagen Napoleons vor das Oberhaus, wurde jedoch abgewiesen. Fiel dessen Sache damit in England zusammen, so kam noch verschärfend hinzu, daß die europäischen Großmächte im November 1818 die Maßnahmen Lowes anerkannten und erklärten, „daß aller Briefwechsel mit dem Gefangenen, jede Geldsendung oder sonstige Mitteilung, die nicht der Aufsicht des Gouverneurs unterworfen werde, als ein Angriff auf die öffentliche Sicherheit angesehen und bestraft werden müßte.“

Inzwischen schleppte sich der Kleinkrieg auf St. Helena weiter. Zu den Zerwürfnissen zwischen den Franzosen und Engländern kamen solche der Franzosen untereinander, welche so weit gingen, daß Gourgaud den von Napoleon bevorzugten Montholon zum Zweikampf forderte. Gourgaud und bald auch der Arzt O'Meara verließen die Insel, beide um in Europa desto heftiger

gegen Lowe aufzutreten. Seit der Abreise des Arztes wurde es schwierig, oft unmöglich, regelmäßig Napoleons Anwesenheit festzustellen, weil derselbe tagelang das Zimmer hütete. Lowe befahl den diensthabenden Offizieren, das Haus selbst zu betreten, bis eine verschlossene Tür ihnen Halt gebiete. Napoleon seinerseits drohte jeden niederzuschießen, der bei ihm eindringe.

Die üble Laune des Gefangenen beruhte großenteils auf Siechtum, auf körperlichem Unwohlsein. In den Tagen seiner Macht hat er einmal geäußert: „Ich liebe nicht sonderlich die Frauen, nicht das Spiel, eigentlich nichts; ich bin ganz ein politisches Wesen." Macht und Bethätigung waren die Lebensluft, in der Napoleon atmete. Und an beiden gebrach es auf St. Helena völlig: sie vermochten sich höchstens in Intriguen zu äußern, in welchen er den Verhältnissen nach unterliegen mußte, was wieder Verdruß und Ärger bereitete. Für die kleinen Zerstreuungen, welche Jagd, Musik, Ausflüge und dergleichen gewähren konnten, hatte Napoleon keinen Sinn; so fühlte er sich zunehmend mehr bedrückt, was sich schließlich auch körperlich geltend machte. Er wurde wohlbeleibt, unbehilflich und blutarm. Mitte Oktober 1817 befiel ihn zum erstenmal eine starke Erkältung mit Fiebererscheinung; oft waren seine Beine geschwollen. Anstatt sich nun möglichst viele Bewegung zu machen, verurteilte er sich selber zu langdauerndem Stubensitzen, um die Engländer dadurch zu ärgern. Stundenlang nahm er warme Bäder, bisweilen dreimal am Tage. So ging es denn langsam bergab, seine inneren Leiden und zerrütteten Nerven steigerten die Gereiztheit und Verbissenheit. Vergeblich suchte er durch Lektüre und Arbeit gegen den zunehmenden Verfall anzukämpfen; sein Körper wurde dicker und welker, sein Gemüt war niedergeschlagen, und dies steigerte sich bis zur Selbstquälerei. Leichte Schwindelanfälle stellten sich ein, welche in der Nacht des 17. Januar 1819 zu schwerer Heimsuchung gediehen. Napoleon bekam das dumpfe Gefühl, es gehe zu Ende.

Eine tiefe Veränderung ging in ihm vor. Er ersuchte den Kardinal Fesch, ihm Geistliche zu senden. Dieser that es und ließ sie von einem Arzt Antommarchi begleiten, einem glühenden Bewunderer Napoleons. Doch derselbe erschien dem einstigen Menschenverächter jetzt zu frivol, er suchte vielmehr die Gesellschaft der beiden Geistlichen, bei denen er leider nur zu sehr theologische Kenntnisse vermißte. Daneben begann er auf Antommarchis Antrieb im Garten zu arbeiten und selbst gelegentlich auszureiten. Das Befinden besserte sich infolgedessen, aber gesund wurde er nicht: seine Kräfte nahmen ab. Am 2. September 1820 ließ er durch Bertrand ein Gesuch an die englische Regierung um Erlaubnis zum Besuche eines europäischen Mineralbades einreichen.

Auch seine alten Magenbeschwerden traten heftiger auf und bewirkten bei ihm die Überzeugung, daß er, wie sein Vater, am Magenkrebs leide. Am Neujahrstage 1821 meinte er, er fühle sich nicht krank, aber unlustig zu allem. Unter stetem Kräfteschwund befiel ihn am 17 März starkes Erbrechen, verbunden mit anderen beunruhigenden Erscheinungen. Es war der Beginn der Todeskrankheit, der sein zäher Körper am 5. Mai erlegen ist, nachdem er vom Priester das Viatikum erhalten hatte. Als Lowe die



Napoleon in der Uniform der reitenden Gardejäger auf seinem Totenbette.

Todesnachricht erhielt, sagte er: „Napoleon war Englands größter Feind und auch der meine.“ Die Sektion ergab Magenkrebs.

In seinem schwarz ausgeschlagenen Sterbezimmer wurde der Heimgegangene öffentlich ausgestellt, angethan mit der grünen Uniform der reitenden Gardejäger und dem Orden der Ehrenlegion. Der Zudrang war groß. Dann bestattete man ihn unter Trauerweiden bei der nahen Talbotquelle, deren Wasser er gern getrunken hatte. Englische Truppen bildeten Spalier, englische Musik ertönte und englische Geschütze donnerten den Scheidegruß.

Aber unversöhnlich setzte Napoleon seinen Kampf gegen das Inselvolk auch noch nach seinem Tode in seinem Testamente fort, in dessen ersten Sätzen es hieß: „Ich sterbe vor der Zeit, ermordet von der englischen Oligarchie und ihrem Meuchelmörder.“ Auch seine Memoiren gipfeln im Kampfe: es ist ein Kampf um das Urteil der Nachwelt. Er eröffnete sie mit dem Feldzuge 1815, ein Teil, der bereits 1818 durch Gourgaud veröffentlicht wurde, und worin es ihm galt, die Schuld an der Niederlage von Belle-Alliance von sich auf Erlon, Grouchy und Ney abzulenken. Napoleon hat hierin wesentlich recht gehabt. Die übrigen Memoiren begannen mit Toulon und wurden mannigfach ergänzt, auch die Kriege anderer Feldherren: Cäsars, Turennes und Friedrichs des Großen finden sich behandelt. Dazu kamen zahlreiche Erörterungen über Vergangenheit und Zukunft in Gesprächen mit seinen Begleitern, die diese aufzeichneten und bekannt machten. Überall verfolgte er das bestimmte Ziel: sein Ansehen als Krieger in Ehren zu halten und Frankreich für die Thronfolge seines Sohnes empfänglich zu machen.

So hat Napoleon den unfreiwilligen Aufenthalt auf St. Helena unermüdlich und großartig benutzt. Man darf nicht verkennen, daß in seinen Schriften ein subjektiver Riesengeist arbeitete, dessen Stärke nie die objektive Wahrheit gewesen, die es kraft seiner Eigenart gar nicht sein konnte. Und dieser Geist, diese siedende Leidenschaft waren vergrämt und verbittert, waren angekrankt in einem siechen Körper, hatten eine Reizbarkeit erzeugt, welche seine ganze Schriftstellerei durchziehen mußte. Dabei fehlten ihm die Hilfsmittel, sich selber zu korrigieren; er mußte aus dem Gedächtnisse arbeiten, mußte schöpfen oft aus dumpfer, phantasieüberspannter Grübelei.

Gewöhnt nicht bloß zu herrschen, sondern eine Welt vor sich im Staube zu sehen, mußte er jetzt in ödem Einerlei einen fremden, engherzigen Willen über sich erdulden. Ohne das Rückenmark einer festen Sittlichkeit, büßte er mit dem Glück auch den äußeren Halt, die wahre Würde ein. Napoleon war kein Mann, sein Schicksal groß und schweigend zu ertragen. Ein Genie der That, sah er sich verdammt, thatenlos seinem Ende entgegenzudämmern. Gewaltig wie sein Verschulden ist seine Strafe gewesen. Sie zeigt den zermalmenden Tritt der ehern und unerbittlich waltenden Gerechtigkeit des Schicksals.



Die Grabstätte Napoleons auf St. Helena.



Goethes persönliches und litterarisches Verhältnis zu Kotzebue

Von

Rudolf Schlösser

Obwohl seit dem gewaltsamen Ende Augusts von Kotzebue bereits mehr als acht Jahrzehnte über Deutschland dahingegangen sind, ist es durchaus noch nicht lange her, seit die letzten Werke des einst so beliebten Dramatikers von unseren Bühnen haben verschwinden müssen. Die ältere Generation weiß sich seiner rührenden Schauspiele und lustigen Schwänke noch wohl zu entsinnen, und selbst Jüngeren bot sich noch vor zehn bis zwölf Jahren Gelegenheit, irgend einen Virtuosen der alten Schule etwa in den „Beiden Klingsberg“ zu bewundern. Mit dem Aussterben dieser Gattung von Künstlern schien dann allerdings auch Kotzebues Schicksal besiegelt: sein Name wurde außerordentlich schnell zur bloßen Sage, und nur die Litteraturgeschichte, die sich gerade jetzt ernster mit ihm zu befassen begann, wußte seinen Werken noch Interesse abzugewinnen. Um so mehr mußte es überraschen, daß sich der bereits totgeglaubte Dichter im Winter des Jahres 1900 auf 1901 auf einmal wieder recht kräftig zu regen begann: von Berlin ausgehend, verbreitete sich eines seiner wirksamsten Stücke, „Die deutschen Kleinstädter“, über verschiedene Bühnen, und wer der Vorstellung dieses Lustspieles in Weimar beiwohnte, konnte sich davon überzeugen, daß die frisch-fröhliche Aufnahme, die es mehr als einmal fand, nicht auf Rechnung einiger litterarischer Feinschmecker kam, sondern der ehrliche Meinungsausdruck eines wirklichen Publikums war. Diese späte Kraftprobe, die des Dichters Talent in seiner Vaterstadt bestanden hat, ist wohl geeignet, allerlei Gedanken an alte Zeiten wachzurufen. Wir erinnern uns daran, daß zur Zeit von Kotzebues Blüte Goethe die Leitung der Weimarischen Bühne in Händen hatte und somit Gelegenheit fand, sich über die starken und schwachen Seiten des beliebten Dramatikers ein gründliches Urteil zu bilden; wir erinnern uns nicht minder, daß gerade die „Deutschen Kleinstädter“ es waren, die in dem schweren Konflikt, der Goethe und Kotzebue im Februar und März 1802, also vor nunmehr hundert Jahren, für immer voneinander schied, eine hervorragende Rolle spielten, und mögen uns so vielleicht gelockt fühlen, den Dingen von Anno dazumal etwas näher zu treten.

Als Goethe Ende 1775 nach Weimar gekommen war, fand er im Hause der verwitweten Legationsrätin Kotzebue einen schönen, munteren Knaben vor, dessen gewecktes Wesen ihn alsbald anzog. Der vierzehnjährige August war schon damals auf dem Felde der Poesie kein Neuling mehr: die ersten kindlichen Versuche lagen längst hinter ihm, und bereits hatten ihn frühe Theatereindrücke auf das Gebiet der dramatischen Dichtung gelockt. Der Verfasser des „Götz“ und „Werther“ war liebenswürdig genug, sich von der Mutter eines der Werkchen seines jugendlichen Kollegen zum Durchlesen zu erbitten, hütete sich aber mit sehr richtigem pädagogischem Takt wohl davor, dem Knaben seine Meinung darüber zu verraten. Wohl aber beschäftigte er sich sonst gern mit ihm: er erlaubte ihm, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, und wenn dann der kleine Kotzebue in aller Frühe kam, nach seiner Beute zu sehen, unterhielt sich der

Dichter freundlich mit ihm und ermahnte ihn zum Fleiß. Er zog ihn auch heran, als im November 1776 auf dem Privattheater des Hofes seine neuentstandenen „Geschwister“ aufgeführt wurden: neben dem Verfasser und Kotzebues anmutiger Schwester Amalia, die Wilhelms und Mariannens Rollen übernommen hatten, durfte sich August zu seinem nicht geringen Stolze in der bescheidenen Partie des Briefträgers bewundern lassen.

Aus Kindern werden Leute, aber nicht immer die Leute, die wir gewünscht und erhofft haben: als Kotzebue 1780 von der Universität nach Hause zurückkehrte, war aus dem lebhaften Jungen von einst ein eingebildeter, mokanter Bengel geworden, dessen verhängnisvolle Neigung zur Satire nicht einmal vor der verehrungswürdigsten Dame des regierenden Hauses, der Herzogin-Witwe Anna Amalia, Halt machte und infolgedessen Ursache wurde, daß er alsbald der Heimat wieder den Rücken kehren mußte. Er suchte sein Glück im fernen Rußland und fand es mit unglaublicher Schnelligkeit: schon 1785 ist der Vierundzwanzigjährige Präsident des Gouvernementsmagistrats von Esthland und im Besitz des erblichen Adels. Von dem Liebhabertheater aus, das er in Reval gründet, erobern bald darauf seine ersten entscheidenden Dramen die deutschen Bühnen im Sturm, überaus gewandte Fortbildungen der bürgerlichen Rührstücke Ifflands, die mit ihrer süßlichen Empfindsamkeit und schielenden Halbmoral vorzüglich auf die Schwächen des zeitgenössischen Publikums spekulieren. Auch Kotzebues Vaterstadt vermochte ihrem Ansturm nicht zu widerstehen: bald erschienen mehrere der Werke, wie „Menschenhaß und Reue“, „Die Indianer in England“ und ähnliche, auf der Bühne Bellomos und gaben den Weimarern Kunde von dem Ruhme ihres fast schon verschollenen Landsmannes.

So konnte es Kotzebue wagen, 1790 zu längerem Besuch nach Weimar zurückzukehren, allerdings nur, um seinen Landsleuten ein seltsames Schauspiel zu geben: angeblich aus übergroßem Jammer riß er sich vom Schmerzenslager seiner sterbenden Frau los, um — spornstreichs eine Vergnügungsreise nach Paris anzutreten. Warf schon dieser Vorgang auf seinen Charakter ein eigentümliches Licht, so mußten üble litterarische Händel, in die er sich damals verwickelte, und aus denen er sich in wenig ehrenvoller Weise herauszog, ihn Ernstgesinnten erst recht als eine zweifelhafte Persönlichkeit erscheinen lassen.

Das hinderte jedoch keineswegs, daß das Weimarische Theater, auch nachdem Goethe 1791 seine Leitung übernommen hatte, den Dramen Kotzebues nach wie vor eine liebevolle Aufmerksamkeit widmete: bürgerliche Rührstücke, abenteuerliche Ritter- und Indianerdramen, lustige Schwänke — alle fanden sie vorübergehend oder gar dauernd den Beifall der Weimarer Residenzler oder des vornehmen Badepublikums in Lauchstädt, und selbst vereinzelte Mißerfolge änderten nichts daran, daß Kotzebue mehr und mehr zum Herrn des Repertoires wurde. Und bei dieser auffallenden Bevorzugung des Dichters folgte der Theaterleiter Goethe nicht etwa bloß der Not: so wenig ihm der innere Unwert der Kotzebueschen Dramen verborgen bleiben konnte, so sehr wußte er doch die Virtuosität ihres Verfassers zu schätzen, der die theatralischen Mittel kannte wie kein Zweiter und die Lachmuskeln und Thränendrüsen des Publikums mit gleicher Sicherheit in Bewegung setzte. Goethe betrachtete das Vorhandensein solcher neuartiger Werke als einen unschätzbaren Vorteil für seine Bühne und schämte sich nicht, sich um ihre sorgfältige Aufführung ernstlich zu bemühen. Freilich hinderte das nicht, daß, wenn auch nicht Goethe persönlich, so doch sein Freund und Bundesgenosse Schiller in den „Xenien“ des Jahres 1796 einige seiner allerschärfsten Pfeile gegen den platten Naturalismus und den nassen Jammer der Iffland-Kotzebueschen Familienstücke richtete — ein beredter Beweis dafür, daß die Dioskuren von Jena und Weimar wohl wußten, welch tiefe Kluft ihre Kunst von der des gewandten Vielschreibers trennte.

Inzwischen hatte Kotzebue 1797 Rußland verlassen und in Wien die Stelle eines kaiserlichen Theatersekretärs übernommen, die er jedoch schon nach anderthalb Jahren infolge von Zwistigkeiten niederlegte. Er scheint nicht lange geschwankt zu haben, wohin er sich wenden solle: als ein angesehener und berühmter Schriftsteller glaubte er getrost seinen Wohnsitz dort aufschlagen zu dürfen,

wo der Berühmtheiten schon so viele waren — in seiner Heimat. In Rücksicht auf seine Jugendsünden hielt er es freilich für geraten, sich zunächst in Jena niederzulassen, wo er vor dem Johannisthor einen Garten erwarb. Erst der schöne Erfolg seiner Komödie „Das Epigramm", mit der er sich deutlich genug um Verzeihung seiner boshaften Satiren von einst bemühte, scheint ihn im Sommer 1799 zur Übersiedelung nach Weimar ermutigt zu haben. Schiller in Jena und Goethe in Weimar fühlten sich offenbar bei dieser Lage der Dinge nicht ganz wohl, doch fiel nichts vor, was einer Feindseligkeit gleich gesehen hätte. Im Gegenteil fuhr Goethe fort, sein Repertoire mit Kotzebueschen Stücken zu bereichern, ja, er ließ vor der Aufführung des „Epigrammes" den Autor von Theater wegen begrüßen und ihm freien Eintritt anbieten, und den 28. Oktober, Anna Amalias Geburtstag, einen altberühmten Weimarer Theatertag, wußte er nicht besser zu feiern als durch die erste Aufführung der „Beiden Klingsberg". Trotzdem scheint Kotzebue Mißtrauen gegen ihn gehegt zu haben: wenigstens vermag ich es anders nicht zu erklären, daß er im Oktober 1799 seine Römertragödie „Oktavia" Goethe anonym einreichen ließ und ausdrücklich um sein Urteil bat, das Goethe, nach einer Besprechung mit Schiller, im Dezember mit kühl-vorsichtigen Worten abgab; das Stück wurde trotzdem 1801 aufgeführt. Da aber Kotzebue ein artiger und liebenswürdiger Gesellschafter war, fehlte es ihm nicht an Gönnern: sogar die Herzogin-Mutter Anna Amalia scheint ihn nicht ungern gesehen zu haben: so fand in ihrem Salon im Januar 1800, am Tage vor der ersten Aufführung, eine Vorlesung seines „Gustav Wasa" statt, welcher sehr gegen ihren Willen auch Goethe und Schiller beiwohnen mußten. Kotzebue ahnte damals wohl noch nicht, daß das Tischtuch zwischen ihm und Goethe bereits zerschnitten war. Den Anlaß dazu hatte Kotzebues Verhältnis zu der jungen Romantik gegeben.

Als der Dichter von „Menschenhaß und Reue" nach Jena gekommen war, hatte er dort bereits August Wilhelm Schlegel in Amt und Würden angetroffen: im Herbst waren ihm Friedrich Schlegel und Tieck gefolgt, und so war Jena zum Hauptsitz der Romantik geworden, eben der Romantik, die der dramatischen Dichtung der Iffland und Kotzebue den Tod geschworen und aus ihrer heftigen Abneigung gegen diese Afterkunst nie ein Hehl gemacht hatte. Die unmittelbare Nähe der Gegner mußte Kotzebues Groll gegen ihr Thun und Lassen noch steigern: ohne in seiner platten Selbstgefälligkeit zu ahnen, daß die Feinde ihm an Tiefe der Bildung und Ernst der künstlerischen Ziele überlegen sein könnten, holte er zu einem wuchtigen Schlage aus und trat Ende 1799 mit seiner satirischen Komödie „Der hyperboreische Esel" ans Licht. Der Held des Stückes ist ein aus Jena zurückkehrender Student, der in der Schule der Romantiker zum vollendeten Narren geworden ist: er führt nichts im Munde als die genial-orakelhaften Aphorismen, mit denen die Schlegel und ihre Freunde im „Athenäum" das Evangelium ihrer neuen Kunst- und Weltanschauung verkündet hatten, vermischt nur mit gleich grotesken Citaten aus Friedrich Schlegels gewagtem Roman „Lucinde". Kotzebue merkte die Herkunft der Stellen unter dem Texte sorfältig an und schickte dem Ganzen mit höhnischem Grinsen eine Widmungsschrift an die Brüder Schlegel vorauf.

Gelegentliche Seitenhiebe Kotzebues gegen Schiller und ihn selbst hatte Goethe schweigend hingenommen; nicht so dieses giftgeschwollene Pamphlet, das ihm, dem Schutzherrn der Romantik, nur als eine großartige Unverschämtheit erscheinen konnte. Das sprach er denn auch alsbald in einem Spottsonett auf Kotzebue und seinen Verbündeten, den anrüchigen Weimarischen Archäologen Böttiger, mehr als deutlich aus; ein zweites, nicht minder derbes Sonett geißelte neben den beiden noch den vorwitzigen Livländer Garlieb Merkel. Auch vor dem Dichter Kotzebue machte Goethes Verachtung nicht mehr Halt: die weiblichen Gestalten seiner Stücke werden in einer Weise charakterisiert, die sich der Wiedergabe entzieht, ihr Dichter wird geradezu als Schmierer bezeichnet, dessen Ziel die Vernichtung aller ernsten Kunst sei. Die Sonette wurden nur handschriftlich verbreitet und sind Kotzebue schwerlich zu Gesicht gekommen. Trotzdem war ein Konflikt von Stund an unvermeidlich, und nur eigenartige Umstände schoben ihn hinaus.

Kotzebue war nämlich im April 1800 nach Rußland gereist, wurde aber sofort nach Überschreitung der Grenze aus nicht ganz klarliegenden Gründen verhaftet und nach Tobolsk verschickt. Ein Wunder rettete ihn: Zar Paul las sein Lustspiel „Der alte Leibkutscher Peters III.“, das ihm eine zarte Huldigung darbrachte, berief Kotzebue sofort nach Petersburg und überhäufte ihn mit Ehren. Goethe meinte damals spöttisch, der Kaiser möge ihn gut behandeln, aber auch möglichst lange bei sich behalten. Dieser Wunsch ging jedoch nicht in Erfüllung: nach dem gewaltsamen Tode des Kaisers im März 1801 machte sich Kotzebue auf die Heimfahrt, schwerlich zur Freude Goethes, der erst kurz zuvor die stachlige litterarische „Ehrenpforte“, die August Wilhelm Schlegel seinem Feinde errichtet, mit großem Wohlgefallen gelesen hatte. Trotzdem erwies das Weimarische Theater dem Heimkehrenden eine zarte Aufmerksamkeit, indem es zur Feier seiner Ankunft den „Alten Leibkutscher“ aufführte, eben jenes Stück, dem Kotzebue seine Befreiung verdankte.

Der drohende Zusammenstoß wurde zunächst noch vermieden, da Goethe den größten Teil des Sommers fern von Weimar verbrachte. Aber nur um so schärfer platzten dann in dem denkwürdigen Winter 1801/2, dank Kotzebues zudringlicher Taktlosigkeit, die Geister aufeinander.

Goethe hatte gerade damals seine sogenannte Cour d'amour gegründet, jenes Mittwochskränzchen, das sich nach dem Theater in seinem Hause zusammenfand und dem neben den Ehepaaren Schiller und Wolzogen die Gräfin Henriette von Egloffstein, die Hofdame Fräulein von Göchhausen, Heinrich Meyer und einige andere Mitglieder der geistigen und gesellschaftlichen Aristokratie Weimars angehörten. Kotzebue, der seit seinen russischen Erlebnissen nicht nur eine berühmte, sondern auch eine interessante Persönlichkeit geworden war, glaubte alle Voraussetzungen zu erfüllen, die zur Aufnahme in einen solchen Kreis berechtigten, und wußte alsbald Fräulein von Göchhausen als seine Fürsprecherin zu gewinnen. Aber es kam bei Besprechung dieser Frage zwischen Goethe und seiner alten Freundin zu einem erregten Auftritt, der damit endete, daß Goethe unter Berufung auf die Satzungen nicht nur Kotzebues Aufnahme, sondern sogar seine einmalige Einführung als Gast auf das allerentschiedenste ablehnte. Verschärft wurde der Gegensatz noch durch das Witzwort Goethes: es helfe Kotzebue nichts, wenn er am weltlichen Hofe zu Japan — d. h. dem Herzoglichen Hof zu Weimar — zugelassen sei, so lange ihm der geistliche — die Cour d'amour — verschlossen bleibe. Rechnet man endlich noch hinzu, daß gerade damals das mit Kotzebueschen Stücken schon reichlich versehene Weimarer Theater zwei geschichtliche Schauspiele aus seiner Feder ablehnte, während es gleichzeitig dem „Jon“ von August Wilhelm Schlegel bereitwillig seine Pforten öffnete, so wird man leicht ermessen können, in welch grenzenlose Wut Kotzebue geriet. Seine Partei versuchte auch alsbald einen Vorstoß, indem Böttiger nach der Aufführung des „Jon“ eine mißwollende Besprechung im „Journal des Luxus“ zu veröffentlichen suchte; aber Goethe warf sein ganzes persönliches und amtliches Ansehen in die Wagschale, um den Druck dieser Recension zu verhindern.

Kotzebue sann inzwischen auf Rache und hatte alsbald einen feinen Plan ausgeheckt: es galt nichts Geringeres, als Schiller auf Kosten Goethes zu verherrlichen; der mächtige Gegner sollte auf diese Weise gedemütigt, mit seinem bedeutendsten Freunde entzweit und seine Cour d'amour auseinander gesprengt werden. In aller Unbefangenheit trug er eines Tages den Gästen seines Salons die Bitte vor, sie möchten ihn bei einem Feste unterstützen, das er am 5. März, dem Namenstage des lange nicht nach Gebühr geschätzten Schiller, veranstalten wolle, da ohne ihre Beihilfe der Gipfel der Feier, der in der Darstellung Schillerscher Scenen bestehen sollte, nicht erreicht werden könne. Die guten Leute gingen ihm thatsächlich auf den Leim, und er hatte sogar die Genugthuung, der Partnerin Goethes aus der Cour d'amour, der Gräfin Egloffstein, die Rolle der Jungfrau von Orleans zuteilen zu können.

Goethe bekam bald genug von dem Unternehmen Wind. War doch die Gräfin Egloffstein naiv genug, ihn wegen ihres Kostüms um Rat zu fragen, den er denn auch bereit-

willig erteilte, ohne daß die Freundin die heitere Ironie seiner Worte erkannte. Noch weniger wohl zu Mute war Schiller bei der Sache: ihm war die ganze zudringliche Huldigung ein Greuel, und nur familiäre und gesellschaftliche Einflüsse vermochten ihn, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Inzwischen waren Kotzebue und die Seinen munter am Werke: ganz Weimar redete nur noch vom 5. März und traf zu seiner Feier die umfassendsten Vorbereitungen. Der große Kotzebue selbst sollte als der „Meister“ aus der Glocke auftreten und die Form mit einem mächtigen Hammer zerschlagen, aus der dann zur allgemeinen Überraschung Schillers Büste ans Licht treten sollte.

Aber eben hier lag eine der Klippen, an denen der wohlersonnene Plan scheitern sollte: es gab in Weimar nur die einzige Danneckersche Schillerbüste, welche die Bibliothek besaß.* Man war unverfroren genug, sich diese auszubitten, obwohl das nichts anderes hieß, als Goethe selbst und seine nächsten Freunde zu Mithelfern des gegen ihn gerichteten Unternehmens zu machen. Mit Goethes Einverständnis erfolgte denn auch durch Heinrich Meyer der Bescheid, die Hergabe der Büste sei nicht angängig, da man eine solche noch nie unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Wirkte schon diese Kunde wie ein Donnerschlag, so stieg die Erregung noch mehr, als am Morgen des 4. März die Handwerker, welche im großen Saale des Stadthauses die Bühne aufschlagen sollten, den Bescheid erhielten, der Bürgermeister Schulze habe den Zutritt verboten; vergeblich sperrte sich Kotzebue: Schulze erklärte auch ihm, der Saal sei eben erst neu hergerichtet und deshalb für den Trubel des Festes nicht der geeignete Platz. Er handelte damit wohl schwerlich im Auftrage Goethes, wohl aber ohne Zweifel im Einverständnis mit seinem Landesherrn, dessen geradem Sinne die Kotzebuesche Komödie ein Greuel sein mußte.

Wir müssen hier nachtragen, daß Kotzebue gleichzeitig noch einen anderen Versuch gemacht hatte, mit Goethe anzubinden. Er hatte sein Lustspiel „Die deutschen Kleinstädter“ eingereicht, das auch zur Aufführung gelangen sollte, aber erst nach Vornahme einiger Änderungen, derentwegen Goethe mit dem Verfasser in Verbindung trat. Die Rolle des lächerlichen Poeten Sperling enthielt eine Reihe deutlicher Ausfälle gegen die Brüder Schlegel: Sperling ist ein eifriger Sonettdichter, er hat die neuere Ästhetik studiert, daß er alle Tage Kollegia darüber lesen könnte, und droht zum Schlusse seinem Nebenbuhler in deutlicher Anspielung auf Schlegels Satire gegen Kotzebue: „Warte nur, eine Ehrenpforte will ich dir schreiben, ein Kunstwerk!“ Nicht minder hatte Kotzebue die Räuberromane von Goethes Schwager Vulpius als willkommenes Stichblatt für seinen Witz benutzt. Goethe wünschte diese Dinge getilgt zu sehen, aber Kotzebue sperrte sich dagegen: er erklärte, wenn es Vulpius in seiner Oper „Die theatralischen Abenteuer“ gestattet sei, eine Kotzebuesche Figur zum Ausgangspunkt eines gelegentlichen Scherzes zu machen, so stehe ihm das gleiche Recht zu, und bestand darauf, daß gerade die schärfsten Stellen erhalten blieben. Goethe ließ daraufhin, zwar durch den Hofkammerrat Kirms, seine rechte Hand in theatralibus, sein Bedauern aussprechen, daß Kotzebue an Vulpius' Oper Anstoß genommen habe, und versprach, die betreffende Stelle sofort zu streichen, sah sich aber im übrigen aus principiellen Gründen nicht in der Lage, Kotzebue nachzugeben. Auch ein weiterer Versuch Kotzebues, wenigstens die bissige Anspielung auf Schlegels Ehrenpforte zu retten, prallte an Goethes festem Willen ab.

Diese Angelegenheit, die sich Ende Februar abspielte, gab Kotzebue Anlaß zu einem raffinierten Versuch, Goethe und Schiller zu verfeinden: der Dichter Sperling schloß einen Akt der „Kleinstädter“ mit einer lächerlichen Stanze — ein Spott also auf einen Kunstgriff Schillers! Goethe hatte die Stelle unbeanstandet gelassen, und hier setzte Kotzebue bei einer Unterredung mit Schiller ein, um ihn gegen Goethe zu verstimmen: die Schlegel, muß er ihm gesagt haben, werden ängstlich geschont — du nicht. Er kam aber bei Schiller nicht an den Rechten: dieser bat sich vielmehr von Goethe das Manuskript aus, erklärte sich mit den Strichen einver-

* Vergl. den Aufsatz „Danneckers Schillerbüsten“ von Rudolf Krauß im Julihest 1902 der „Monatshefte“ (S. 451 bis 462).

standen und betonte deutlich, daß er sich nicht im geringsten getroffen oder beleidigt fühle. Ein Versuch Kotzebues, mit Hilfe seiner Mutter auf Goethe zu wirken, schlug nicht minder fehl: Goethe beantwortete ihr schulmeisterliches Schreiben am 3. März mit einem Billet von geradezu klassischer Grobheit. Tags darauf, als Goethe in der Mittagsstunde für längere Zeit nach Jena fuhr, war, wie wir wissen, das Schicksal des geplanten Festes schon entschieden.

Während Schiller froh war, daß der bedenkliche Tag so gnädig an ihm vorbeigegangen war und seine Gattin die Ereignisse sogar zum Gegenstande eines heiteren Schwankes, „Der verunglückte fünfte März," machte, sann Kotzbue darauf, wie er seine empfindliche Niederlage wettmachen könne. Eine willkommene Gelegenheit zur vorläufigen Befriedigung seiner Rache bot ihm im Mai die erste Aufführung des Friedrich Schlegelschen „Alarkos": er scheint von vornherein gegen das Werk seines Feindes Stimmung gemacht zu haben, und in der That brach das Publikum an einer gewagten Stelle des Stückes in tobende Heiterkeit aus, welche Kotzebue, der sich schon vor Beginn der Vorstellung auf dem vollgedrängten Balkon recht bemerkbar gemacht hatte, durch wütendes Beifallklatschen noch zu vermehren suchte. Aber der Erfolg war ein anderer, als er erwartet hatte: blitzschnell sprang Goethe von seinem Sitze im Parterre auf und brachte mit dem Donnerruf: „Man lache nicht!" allen weiteren Widerspruch zum Schweigen. Eine erfreulichere Genugthuung bot dem Verfasser der „Kleinstädter" bald darauf, Anfang Juni, die Weimarische Gesellschaft, indem sie sein Werk, das die Hofbühne verschmäht, in einer Privataufführung zu Gehör brachte, bei welcher Kotzebue selbst den „Sperling" spielte und gewiß keine der litterarischen Anspielungen unterschlug. Ein improvisierter Epilog der Dichterin Amalie von Imhof gab dem Ganzen einen festlichen Abschluß. Aber Kotzebue scheint in Weimar doch nicht mehr recht warm geworden und noch im Laufe des Sommers wieder nach Jena übergesiedelt zu sein. Goethe seinerseits, obwohl durch die Auflösung der Cour d'amour aufs schmerzlichste berührt, gewann seine Fassung schnell wieder: bei einem Besuch, den er Anfang April bei Wieland abstattete, sprach er im Vorbeigehen von Kotzebue, d. h. wohl von seinem Talent, unbefangen und gut und machte auf den Alten überhaupt den Eindruck eines Mannes, der sich nichts vorzuwerfen habe; ein Zeugnis, das um so schwerer wiegt, als Wieland, dank seiner Verbindung mit Böttiger, nicht ohne Fühlung mit der Gegenpartei war.

Kotzebue sann inzwischen weiter auf Rache und machte sich zu Beginn des nächsten Jahres thätig ans Werk. Er hatte sich nach nur kurzem Aufenthalt von Jena aus nach Berlin gewandt, wo sein würdiger Freund Merkel schon seit 1801 dem löblichen Geschäft oblag, Goethe und die Romantiker in „Briefen an ein Frauenzimmer" zu begeifern. Die Zeitschrift „Der Freimütige" trieb es in ihrer ersten Zeit, Januar bis September. 1803, wo Kotzebue ihr alleiniger Herausgeber war, noch ärger. Sie strotzt von den gemeinsten Angriffen auf Goethe, bei denen der edle Böttiger von Weimar aus geholfen zu haben scheint. Nicht nur dem Dichter wird in der kleinlichsten Weise am Zeuge geflickt, auch der Mensch Goethe muß herhalten: die sämtlichen Skandalgeschichten des Jahres 1802, die Jon-, die Alarkos-, die Kleinstädter-Angelegenheit werden wieder aufgewärmt, rücksichtsloser litterarischer Despotismus, Mißbrauch seiner Amtsgewalt in Sachen des Geschmacks, Ungerechtigkeit, Empfänglichkeit für die niedrigste Schmeichelei Goethe zum Vorwurf gemacht. Ja, sogar der Umstand, daß Goethe in seinem Lauchstädter Theatervorspiel „Was wir bringen" zwei Kotzebuesche Figuren in einer für ihren Autor durchaus schmeichelhaften Weise episodisch hatte auftreten lassen, wurde als hämischer Angriff auf Kotzebue hingestellt und mußte als Beweis dafür dienen, daß Goethe sein Wort, auf seiner Bühne litterarische Satire nicht mehr zu dulden, schmählich gebrochen habe. Dasselbe, was der „Freimütige" in Prosa, brachte dann im Oktober 1803 nach Kotzebues Abschied von Berlin ein nichtswürdiges Pamphlet aus seiner Feder, „Expektorationen" betitelt, in Versen und dramatischer Form noch einmal vor. Näheres Eingehen auf den Inhalt des widerwärtigen Machwerks sei uns erspart; nur so viel mag angedeutet werden, daß

Goethe auch hier als der aufgeblasenste und charakterloseste Patron, als Geschmackstyrann und Schutzherr der Talentlosigkeit erscheint, der sich die Speichelleckerei der beiden Schlegel und Falks mit Behagen gefallen läßt. Obenein hatte Kotzebue die Dreistigkeit, die Verfasserschaft dieser Satire so lange abzuleugnen, bis er, durch litterarische Angriffe des Schriftstellers Spazier in die Enge getrieben, zum Bekenntnis geradezu gezwungen wurde.

Gleich die ersten Stücke des „Freimütigen" erregten in Weimar großes Aufsehen. Es ist nicht wahr, was Böttiger behauptet, daß Goethe nie eine Nummer der Zeitschrift gelesen habe, vielmehr besitzen wir glaubwürdige Zeugnisse dafür, daß ihn Kotzebues Angriffe furchtbar mitnahmen. Briefe seines Schwagers Vulpius aus dem Jahre 1803 spiegeln deutlich die gewaltige Erregung wieder, die in seinem Hause wie in ganz Weimar herrschte. „Der verwitwete Hof," heißt es dort unter anderem, „hat gleichsam offene Fehde gegen Goethe, und dort hängt alles auf des Kotzen Buben Seite. — Das Volk verdient Goethen gar nicht. Der Schuft hat sogar Partie hier. — Nur der Herzog steht fest bei Goethe." Vulpius wollte sogar wissen, Karl August habe Kotzebue sein Land verboten, und in der That wagte Kotzebue auf seiner Reise nach Paris im Januar 1804 nur einen ganz kurzen nächtlichen Besuch bei seiner Mutter, ohne am Thor seinen Namen zu nennen.

Goethe schwieg zunächst zu alledem, nahm aber seine Rache im stillen. Schon im Sommer 1802 hatte er mit launigem Spott das Leben Kotzebues in seinem Jenaer Garten besungen, das, verklärt durch die Huld der Minderwertigen und dank Kotzebues gewaltiger Eitelkeit, herrlich dahinfloß wie das Leben des alten Phäakenkönigs Alkinoos. Wie in seinem Lieblingsspiele die Kegel mit den Kugeln, hatte es weiter geheißen, glaube Kotzebue mit seinen satirischen Komödien die Helden der zeitgenössischen Litteratur umwerfen zu können. — Ganz andere Saiten ziehen dagegen die Invektiven auf, die zur Zeit des „Freimütigen" entstanden sind: jetzt sind Kotzebue und Böttiger für Goethe „die gründlichsten Schuften, die Gott erschuf", Unfriedenstifter und Ehrabschneider schlimmster Art, sie werden mit einer Schärfe behandelt, die sich mit den rücksichtslosesten Angriffen der Romantiker messen kann und ohne Zweifel nicht mehr der Ausdruck fröhlicher Überlegenheit, sondern tiefster Erbitterung ist.

Während alles dies im verborgenen blieb und Goethe es sogar trotz einer Aufforderung Schillers noch 1805 ablehnte, Kotzebuesche Stücke in der „Jenaischen Litteraturzeitung" zu besprechen, vielmehr dergleichen mit dem Redakteur ganz sachlich beriet, konnte er doch im gleichen Jahre der Versuchung nicht widerstehen, sich auch öffentlich, und zwar in überaus gemessener, vornehmer Form, mit seinem Gegner auseinanderzusetzen. Er hatte im Winter 1804/5 Diderots „Neveu de Rameau" übersetzt und begleitete das Werk mit litterarischen Anmerkungen über französische Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts. Dabei stieß ihm Verschiedenes auf, was ihn so lebhaft an Kotzebue erinnern mußte, daß er sich veranlaßt sah, dies zwar ohne Nennung des Namens, aber für den Eingeweihten deutlich genug auszusprechen. Oder wer würde nicht an Kotzebue und Goethe denken, wenn es von dem Schriftsteller Fréron und seinem Verhältnis zu Voltaire heißt: „Seine Kühnheit, sich einem außerordentlichen, hochberühmtem Manne zu widersetzen, behagte einem Publikum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer herabgesetzt werden, da es sich von der anderen Seite einer streng behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt" oder wem stünde nicht der Herausgeber des „Freimütigen" vor Augen bei den Worten: „Derjenige, der aus Mangel an Sinn und Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzu geneigt, das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, heraufzuheben." Nicht minder deutlich wird anderwärts auf Kotzebues Kampf gegen die Romantik und seine satirischen Komödien angespielt, vor allem wird ihm aber gründlich der Text gelesen wegen seiner Angriffe auf Goethes sittlichen Charakter. Man sehe häufig, heißt es, Litteratoren, die ihrem Gegner vor dem Publikum schaden wollten, ihnen moralische Mängel vorwerfen, wodurch der rechte Gesichtspunkt zur Beurteilung eines besonders Begabten gänzlich verschoben

werde. „Niemand," fährt Goethe fort, „gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen Forderungen mache jeder an sich selbst. — Nur als Mann von Kraft, Fähigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt, und diese bilde sich nicht ein, daß sie befugt sei, in irgend einem anderen Sinne zu Gericht zu sitzen."

Damit war für Goethe die Angelegenheit des „Freimütigen" erledigt.

Es ist wohl nicht ohne Interesse, die Frage aufzuwerfen, wie sich nach solchen Erlebnissen Goethes Ansicht von dem Menschen wie dem Dichter Kotzebue gestaltete; wir können darauf mit gutem Gewissen antworten, daß sie nach wie vor auffallend gleichmäßig und unparteiisch blieb. Das Weimarische Theater verschmähte es auch jetzt nicht, die schätzenswerten Gaben, die Kotzebue bot, dankbar hinzunehmen. In der Zeit von Goethes Leitung, 1791 bis 1817, hat es im ganzen nicht weniger als vierundachtzig seiner Stücke gebracht, die weit über sechshundert Abende füllten — eine Zahl, die kein anderer Dichter auch nur annähernd erreicht hat. Selbst die „Kleinstädter" wurden, sobald ihr Druck Goethe freie Verfügung gab, d. h. unmittelbar nach den Angriffen des „Freimütigen" 1803, aufgeführt. Freilich war unter den Stücken manches, das sehr wenig nach Goethes Geschmack war; so scheint insonderheit das Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg", das durch den wohlfeilen Gegensatz der unschuldigen Kindlein zu den rauhen Kriegern Prokops gar zu grob an die Rührseligkeit appellierte, seine Spottlust gereizt zu haben. Bei der ersten Aufführung des Stückes in Weimar 1804 blieb er selbst ruhig zu Hause, schickte aber seinen Bedienten hinein, der ihm von Akt zu Akt über den Erfolg Bericht erstatten mußte; gleichzeitig verlor er eine Wette gegen seinen Sohn, weil er nicht glauben wollte, daß der Dichter einem der Hussiten die schönen Worte in den Mund gelegt habe: „Wenn in den Flammen alte Weiber knistern, das giebt ganz andere Töne." Zwei Jahre später sah er mit Riemer auf der Reise nach Karlsbad einen Akt des Stückes zu Franzensbrunn in einer Scheune aufführen und meinte scherzend, vor Kotzebue sei man doch nirgend in der Welt sicher; übrigens sei er ein vortrefflicher Mann, er speise eine Menge Menschen ab, die wie hungrige Raben auf ihn warteten. Stärker regte sich sein Unwille, als 1813 „Don Ranudo de Colibrados" aufgeführt wurde, die Komödie vom verhungerten Junker, die Kotzebue dem alten Holberg noch einmal nachgedichtet hatte: ein Brief Goethes an Zelter redet von der Grundnichtswürdigkeit des Stückes, von der unsittlichen Forderung, daß der Geburtsadel auf seinen Schatz unwürdig Verzicht leisten solle — Aussprüche, die bei den Anschauungen Goethes über diesen Punkt wohl verständlich erscheinen.

Solchen Worten des Tadels stehen aber genug andere gegenüber, die Goethes ernstliches Wohlwollen gegen den Dramatiker Kotzebue bezeugen: schon ein Aufsatz des Jahres 1802 tadelte es, daß das Publikum gegen Kotzebuesche Possen leicht ungerecht sei, hauptsächlich weil die Darsteller, nicht gewohnt, die verschiedenen Arten dramatischer Dichtung auseinanderzuhalten, den Anforderungen solcher Werke nicht zu genügen wüßten; der gleiche Aufsatz nannte unter den Stücken, welche die Ausbildung rednerischer Deklamation bei den Schauspielern gefördert hätten, unmittelbar neben Goethes „Mahomed" und „Tankred", neben Schillers „Macbeth" und „Maria Stuart" Kotzebues Versdramen „Oktavia" und „Bayard". 1815 studierte er nach dem Zeugnis von Kotzebues eigener Mutter die in moralischer Beziehung nicht unbedenkliche flotte Posse „Der Rehbock" mit vollster Lust und Liebe persönlich ein; er verschob sogar seine Badereise, um der ersten Aufführung beiwohnen zu können, und sagte den zimperlichen Damen, die über das Stück die Nase rümpften, gründlich seine Meinung. Noch bemerkenswerter ist ein Vorgang aus dem Jahre 1817: Goethe sah Kotzebues phantastisch-opernhaftes Ritterstück „Der Schutzgeist" von dem Schicksal bedroht, wegen allzu großer Länge von der Bühne verschwinden zu müssen. Da ihm aber das zusammengestoppelte Werk manches Interessante und Wirksame zu bieten schien, scheute er die Mühe nicht, vier Wochen lang Tag und Nacht auf eine geschickte und möglichst gewissenhafte verkürzte Umarbeitung des Dramas zu verwenden. Unmittelbar darauf unterzog er Kotzebues Lustspiel „Die Be-

stohlenen“ einer nicht minder sorgsamen Umgestaltung. Zu alledem stimmen durchaus Goethes mündliche Urteile aus den Jahren 1807 bis 1812. Wohl ist ihm Kotzebue einmal der Hanswurst, der die Exercitien, die der Künstler auf dem Seile macht, zu ebener Erde nachahmt und dann behauptet, er könne das Gleiche auch, aber ein andermal vergleicht er doch Kotzebue selbst mit einem gewandten Seiltänzer: er habe sich auf dem Seil erhalten, von seinem ersten bis zum letzten Stück, wenn er auch manchmal mit der Balancierstange auf die Erde gestoßen. So kamen denn auch jugendliche Freunde, die in seiner Gegenwart Kotzebues Seichtigkeit nicht genug zu tadeln wußten, nicht wohl bei ihm an: „Wenn dieser Kotzebue,“ mußten sie sich belehren lassen, „den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talentes und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewandt hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt: die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen wie wenige.“ Ganz ähnlich äußerte Goethe einmal im Gespräch mit Falk, daß er Kotzebues vorzügliches Talent für alles Technische gern anerkenne. Nach hundert Jahren werde es sich schon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren sei, wenn ihr auch leider Gehalt und Charakter mangele. Die kleine Komödie „Der verbannte Amor“ nannte er mehr als geistvoll, stellenweise sogar genial, was nicht minder von den „Beiden Klingsberg“ gelte, wie denn überhaupt die Verderbtheit der höheren Stände Kotzebues eigentliches Element sei. Ja, selbst das Schauspiel „Die Korsen“, ein ganz landläufiges, bürgerliches Stück, dem nichts nachzurühmen ist als geschickte Mache, fand seinen lebhaften Beifall. Gerade solche technische Vorzüge, wie man sie bei Kotzebue finde, seien in Deutschland zu selten, um sie verächtlich übersehen zu können — ein treffendes Urteil, das bis auf den heutigen Tag seine Geltung nicht verloren hat. Dankbar hob denn endlich auch ein Aufsatz des Jahres 1817 hervor, was Goethe als Theaterleiter Kotzebue verdanke, und wie sehr die Beobachtung seiner Laufbahn sein litterarisches Urteil geschärft habe: „Er hat mir Gelegenheit gegeben, das ganze Publikum kennen zu lernen; ja, was noch mehr ist, ich finde öfter Anlaß, seine Leistungen gegen überhinfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.“

Aber Goethe hatte Kotzebue zu tief ins Herz geschaut, um zu verkennen, daß die Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Bosheit, die trotz des schönen Talentes in seinen Werken zu finden waren, sich auch in seinem menschlichen Wesen ausprägten. So spendete er denn dem Gegner und seinem Charakter schon 1803 ein sehr fragwürdiges Lob. „Jeden individuellen Charakter,“ so berichtete damals der junge Heinrich Voß in einem Briefe über Goethe, „achtet er, selbst einen Kotzebue, insofern er, wenn der liebe Gott ihm nun eine eselhafte Natur gegeben hat, dieser konsequent folgt und seinen Wirkungskreis ausfüllt.“ Noch rückhaltloser und eingehender sprach sich Goethe etwa 1805 gegen Falk über Kotzebues Wesen aus. Es sei gewiß, meinte er, daß ihm (Goethe), wenn er im Frühling durch die Wiesen von Oberweimar nach Belvedere gehe, tausendmal Merkwürdigeres passiere als Kotzebue auf seiner Reise ins hinterste Sibirien. Und das komme nur daher, daß Kotzebue unfähig sei, aus sich heraus in irgend welche Betrachtung einzugehen. Überall finde er nur sich; und wenn er nach Tobolsk komme, er wisse nichts anderes zu thun, als seine Stücke zu spielen. Trotzdem könne er aber nicht in seinem Kreise bleiben und mische sich, oberflächlich und eitel, wie er sei, in tausend Dinge, die er nicht verstehe. „Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben sich leiden, und wenn es ein Land und wenn es eine Stadt und wenn es eine Statue wäre. In seiner ‚Reise nach Italien‘ (1805) hat er dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern selbst alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, besonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm so berühmt gewesen wäre. Aber da sitzt der Knoten! Zur Hälfte ist er ein Schelm, zur anderen Hälfte aber, besonders da, wo es die Philosophie oder die Kunst betrifft, ist er ehrlich genug, kann aber nichts dafür, daß er sich und den anderen, wo davon die Rede ist,

jedesmal irgend etwas weismacht.“ Wer sich die Mühe giebt, Kotzebues Lebensgang näher zu studieren und seine „Reise nach Italien“ — die übrigens auch ein Epigramm Goethes witzig durchhechelt — aufmerksam durchzulesen, wird sich schnell überzeugen können, daß von Goethes Urteil kein Wort abzudingen ist. So werden wir es denn auch verstehen, wie Goethe in einem feierlichen Moment von seiner Nation geradezu fordern konnte, daß er und seine Kunst vor Kotzebueschen Bübereien geschützt werde. Es war einige Monate nach der Katastrophe von Jena, im Januar 1807, als Goethe sich in einem tiefernsten Gespräch mit Fernow über die wünschenswerten Folgen der verhängnisvollen Schlacht ausließ: jetzt, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin das bis jetzt noch unangetastete Palladium seiner Litteratur aufs eifersüchtigste zu bewahren, dürften Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklätsch der Müßiggänger dienten, nicht mehr geduldet werden. Nach dem 14. Oktober müsse kein „Freimütiger“ mehr existieren.

Es ist nunmehr an der Zeit, uns zu fragen, was inzwischen aus Kotzebue geworden war. Der Krieg des Jahres 1806 hatte ihn nach Rußland verscheucht, von wo aus er in neugegründeten Zeitschriften eifrig gegen Napoleon zu wirken bemüht war, wohl weniger aus edler vaterländischer Gesinnung, als weil er, wie Goethe so treffend gesagt hatte, nun einmal nichts Großes neben sich leiden konnte. Die Freiheitskriege brachten ihn nach Deutschland zurück, und mit dem Ende des Jahres 1816 traf er zu dauerndem Aufenthalt wieder in Weimar ein, auch diesmal ein Bringer bitteren und gefährlichen Unfriedens. Schon sein „Archiv der Thorheiten unserer Zeit“, 1817, ließ keinen Zweifel darüber, daß er den politischen Idealen des jungen Geschlechtes, das sich vor allem in Jena rührte, feindselig gegenüberstand, und so kann es kaum verwundern, daß sich unter den Schriften, welche die Burschenschafter auf ihrem berühmten Wartburgfest am 18. Oktober dem Feuer überantworteten, auch seine „Geschichte des Deutschen Reiches“ befand. Goethe, obwohl gewiß kein Parteigänger der Burschenschaft, konnte bei der Kunde hiervon nicht umhin, eine stille Genugthuung zu empfinden: in launigen Versen sprach er seine Befriedigung darüber aus, daß, wie einst die tüchtigen Zeitgenossen, so jetzt auch die Jugend Kotzebues tiefste Niedertracht erkenne, daß der christlich-romantische Geist, den der platte Aufklärer immer bekämpft, ihm nunmehr über den Kopf wachse. Aber wie er es überhaupt vermied, mit Kotzebue in Berührung zu kommen, so behielt er auch dieses Spottgedicht für sich.

Kotzebue war nicht gesonnen, die Ungezogenheit der Studenten ohne weiteres hinzunehmen: er eröffnete 1818/19 in seinem „Litterarischen Wochenblatt“ einen rücksichtslosen Kampf gegen die akademische Freiheit, der die Studenten sowohl wie ihre freiheitlich gesinnten Professoren aufs tiefste erbitterte. Schlimmer noch war es, daß einer der monatlichen Berichte, in denen er den russischen Hof über deutsche Verhältnisse auf dem laufenden erhielt, dem Jenaer Historiker Luden in die Hände fiel, der daraufhin in seiner „Nemesis“ mit wilder Erbitterung auf Kotzebue eindrang und ihn — schwerlich mit vollem Recht — geradezu der Spionage beschuldigte. Kotzebue blieb ihm und anderen Gegnern nichts schuldig — es entspann sich ein wütender Kampf auf Tod und Leben. Mit Besorgnis sah Goethe dem unerquicklichen Schauspiel zu. Er hatte, wie ein Brief an seinen Kollegen von Voigt vom Januar 1818 zeigt, in Jena Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie der Haß gegen Kotzebue die bürgerlichen wie studentischen Kreise bis zur Ausschließlichkeit beherrschte, und glaubte schon damals vorauszusehen, daß die Sache für seinen alten Feind ein schlimmes Ende nehmen würde. Aber auch in dieses Gefühl mischte sich eine leise Genugthuung. Ein Epigramm, das wir wohl in diese Zeit setzen dürfen, lautet:

> Warum bekämpfst du nicht den Kotzebue,
> Der scharfe Pfeile, dir zu schaden, richtet?
> Ich sehe schadenfroh im stillen zu,
> Wie dieser Feind sich selbst vernichtet.

Goethes Ahnungen sollten schneller und furchtbarer in Erfüllung gehen, als er selbst geglaubt: am 23. März 1819 fiel Kotzebue, der inzwischen nach Mannheim übergesiedelt

war, unter dem Dolch des fanatischen Studenten Karl Ludwig Sand.

Wenn irgend jemand in Deutschland war, dessen gesamter Veranlagung und Anschauungsweise diese entsetzliche That schnurstracks zuwiderlaufen mußte, so war es ganz gewiß Goethe. Eine um so furchtbarere Anklage gegen Kotzebue liegt daher in den Worten, mit denen er sich ein paar Tage später dem Kanzler von Müller gegenüber über den Vorfall aussprach: wo man über die Grenzen der Individualität herausgreife, frevelnd, störend, unwahr, da verhänge die Nemesis früh oder spät angemessene Strafe. So sei in Kotzebues Tod eine gewisse notwendige Folge einer höheren Weltordnung erkennbar. Wesentlich milder sprach er sich ein Jahr vor seinem Tode Eckermann gegenüber aus: „Der Haß schadet niemandem, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen.“ Wir vermögen aber dieser Worte nicht recht froh zu werden, denn es kann kaum als gerecht bezeichnet werden, wenn Goethe hier die Verantwortung für die verhängnisvolle That Sands von Kotzebue ab auf die Schulter Ludens und seiner Freunde zu wälzen sucht. Treffender bleibt ohne Zweifel das alte, unter dem frischen Eindruck der That gesprochene Urteil.

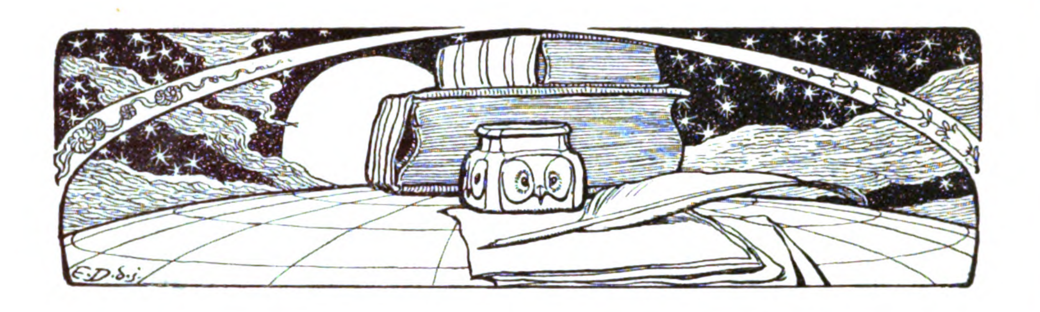
Auch nach Kotzebues Tode verschoben sich Goethes Ansichten über ihn und seine Werke nicht. Es hieße nur bereits Gesagtes wiederholen, wollten wir alles im einzelnen aufführen, was er in seinen Altersgesprächen darüber geäußert. Wohl amüsiert er sich mit leicht behaglicher Ironie darüber, wenn seine Kinder aus dem Theater heimkommen und sich in einem Kotzebueschen Rührstück recht satt geweint haben, aber nach wie vor betont er im ganzen wie im einzelnen Kotzebues reiches und echt populäres Talent, seinen erstaunlichen Reichtum an Motiven, gegen den neuere Autoren nicht aufzukommen vermöchten. Kurz vor seinem Tode, 1828, waren ihm sogar die bösen Händel der Jahre 1802 und 1803 zur heiteren Erinnerung geworden, und es hat etwas Ergreifendes, wenn wir hören, daß selbst der Sterbende in seinen Fieberphantasien noch nach seiner Bearbeitung des Kotzebueschen „Schutzgeistes“ verlangte. Aber die Gerechtigkeit fordert, daß wir mit diesen versöhnlichen Klängen nicht schließen, wir dürfen ein Urteil nicht unterdrücken, in dem Goethe, wohl nicht lange nach dem Tode des alten Gegners, gewissermaßen die Summe von dessen Existenz zog: „Kotzebue,“ so schrieb er, „hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nötigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja, sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden.“

Dazu sei endlich noch ein Gedicht auf Kotzebue gestellt, das im Februar 1816 aus unbekanntem Anlaß entstanden ist:

> Natur gab dir so schöne Gaben,
> Als tausend andre Menschen nicht haben;
> Sie versagte dir aber den schönen Gewinst,
> Zu schätzen mit Freude fremdes Verdienst.
>
> Könntest du dich deiner Nachbarn freuen,
> Du stelltest dich ehrenvoll mit in die Reihen;
> Nun aber hat dich das Rechte verdrossen
> Und hast dich selber ausgeschlossen.
>
> Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
> Deiner Werke gedenkt und deiner,
> So darf er es nicht anders sagen,
> Du kannst ihn beim Jüngsten Gericht verklagen.

Wenn je eine Prophezeiung Goethes in Erfüllung gegangen ist, so ist es diese. Noch ist das Jahrhundert seit Kotzebues Tode nicht voll, aber das Urteil der Geschichte über ihn steht bereits fest und deckt sich Wort für Wort mit dem von Goethe gefällten. Weder pietätvolle noch frivole Rettungsversuche werden etwas daran ändern können.





Litterarische Rundschau

Nikolaus Lenau

Am 13. August dieses Jahres kehrt zum hundertsten Male der Tag wieder, an dem Nikolaus Lenau zu Csatád im Banat geboren wurde. Wir dürfen ihn zu unseren deutschen Dichtern zählen, weniger weil sein eigentlicher Name Niembsch „deutsch“ bedeutet, als weil seine Ahnen deutsch waren, weil noch heute das Heidedorf, wo seine Wiege stand, deutsch ist, und weil er sich selbst immer als „deutschen Dichter“ gefühlt hat. Bei keinem unserer deutschen Schriftsteller — auch Heine nicht ausgenommen — hat sich der Weltschmerz der Zeit so individuell und doch zugleich so typisch deutsch ausgeprägt. Auch die große schmerzliche Sehnsucht nach Weib und Kind, nach stillem Familienglück, die ihn durch sein Leben bis ans zerstörte Ende begleitet hat, weiht ihn in Leid und Glück zu einem der Unseren. Lenau ist denn auch bei uns Jahrzehnte hindurch der Lieblingsdichter weiter, namentlich jugendlicher Kreise gewesen und hat in der späteren deutschen Lyrik bis auf die allerjüngste Zeit seine deutlichen litterarischen Spuren hinterlassen. Heute — wenn man litterarische Wirkung von allgemeiner Publikumswirkung zu sondern vermag — darf man wohl sagen, daß er wirklich lebendig nur noch als Lyriker ist und auch als solcher nur mit nicht allzu zahlreichen Gedichten und Liedern, die außerdem eine bestimmte, eigentlich nur in gewissen Lebensaltern oder gewissen Lebensstunden vorherrschende Stimmung beanspruchen. Das Populärste in unserer Lenaulitteratur wird deshalb immer eine Ausgabe seiner Gedichte bleiben. Wir haben ihrer so viele, daß die Wahl schwer fallen könnte, wenn wir sie alle mustern wollten. Nur die jüngste, sehr ansprechend und doch schlicht ausgestattete: **Lenaus Gedichte** (Miniaturausgabe 30 Bogen; in Liebhabereinband 3 Mk.; Stuttgart, Carl Krabbe) sei deshalb hier hervorgehoben und namentlich zu Geschenken warm empfohlen. Eine gute Gesamtausgabe: **Lenaus sämtliche Werke** ist neuerdings in Max Hesses Neuen Leipziger Klassikerausgaben in zwei Bänden, mit Bildnis und Faksimile, erschienen (geh. Mk. 1,25; in Originalleinenband Mk. 1,75; in Halbfranzband Mk. 2,70; Luxusausgabe in Liebhaber-Halbfrzbd. und Kasten Mk. 3,50). Eduard Castle, ein junger Litterarhistoriker aus der Wiener Germanistenschule Prof. Jakob Minors, hat die ziemlich ausführliche biographisch-kritische Einleitung dazu geschrieben, die außerdem, sorgsam durchgesehen und nach den neuesten Forschungen überarbeitet, auch einzeln zu haben ist unter dem Titel: **Nikolaus Lenau.** Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt (mit neun Bildnissen und einer Schriftprobe; 120 S.; Leipzig, Max Hesses Verlag; Preis Mk. 1,50). Hier liegt in litterarhistorischer Hinsicht zweifellos die gründlichste und sorgsamste Würdigung Lenaus vor, die wir besitzen. Sie hat sich alle neueren und neuesten Veröffentlichungen über den Dichter zu nutze gemacht und sich dadurch doch keineswegs das eigene Urteil verwirren oder die künstlerische Darstellung stören lassen. Wie der Verfasser die Gestalt des Dichters aus dem Unbehagen des alten Wiens in der franziscëischen Periode und aus den geistigen Kämpfen der drei-

Nikolaus Lenau.

ßiger Jahre gleichsam herauswachsen läßt und dann weiter seine seelische Art völlig zu durchleuchten weiß, das ist ein kleines Meisterstück biographischer Darstellung. Auf die innere Entwickelung des Lenauschen Gedanken- und Vorstellungslebens ist viel Sorgfalt verwandt. Doch wird, wie zu Anfang, auch in der Fortführung der Arbeit die persönliche, zeitliche und örtliche Umgebung des Dichters nirgends vernachlässigt. Dabei spielen naturgemäß die verschiedenen Frauengestalten, die meistens so verhängnisvoll in Lenaus Leben eingegriffen haben, eine hervorragende Rolle. Diese selbst — **Lenaus Frauengestalten** — hat ein anderer Autor, Adolf Wilhelm Ernst, in einem besonderen Buche geschildert, das als Gegenstück zu den bekannten Darstellungen „Goethes Frauengestalten" von Lewes und „Schillers Frauengestalten" von Burggraf willkommen sein wird (Stuttgart, Carl Krabbe; geh. 5 Mk., in Leinen geb. 6 Mk., in Halbfranzband 7 Mk.). Der Verfasser läßt Lenaus Mutter, Bertha Hauser, Lotte Gmelin (Lenaus „Schilflottchen"), Sophie Schwab, Emilie Reinbeck, Sophie Löwenthal, Karoline Unger und Marie Behrends, die er einzeln in besonderen Abschnitten behandelt, möglichst viel selbst erzählen, indem er deren Briefe, Tagebuchblätter und anderes reichlich heranzieht. Doch läßt das Buch die Blicke auch über diese nächsten Stoffe hinausschweifen, um weitere Aufschlüsse über Beziehungen Lenaus zum weiblichen Geschlechte zu geben und allgemeine psychologische Schlüsse daraus zu ziehen. — In einem seiner Abschnitte berührt sich mit diesem populären Lenaubuche eine Schrift von C. Klein-Hattingen: **Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines** (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.; geh. Mk. 4,50). Auch Klein ist ein Freund sehr ausgiebiger Citate, die ganze Seiten füllen; doch sind diese das bei weitem Erquicklichste und Gedankenreichste in seinem Werke: seine eigenen Ausführungen sind, wenn nicht trivial, sehr anfechtbar und schief ausgefallen. Insbesondere seine Auffassung und Darstellung des Verhältnisses von Lenau zu Sophie Löwenthal krankt an logischen Unklarheiten, Widersprüchen und falschen Voraussetzungen. Daß die Untersuchungen Klein-Hattingens trotzdem mancherlei interessante Einzelheiten und fesselnde Ausblicke enthalten, ist bei dem Stoff selbstverständlich. Wer mit immer reger Wachsamkeit und Kritik zu lesen versteht, wird also auch aus dieser Blüte noch Honig saugen. — Endlich sei noch auf eine eigene Abhandlung von Theodor Gesky verwiesen, die **Lenau als Naturdichter** würdigt (Leipzig, Verlag von O. Gracklauer [Richard Goldacker]), dabei aber auch das Biographische nicht ganz außer acht läßt. Die Darstellung zeugt von feinem Verständnis für alle, auch die intimsten Naturschönheiten und findet für die Charakteristik der schwermutvollen Lenauschen Naturpoesie und ihrer reichen, so außerordentlich wechselvollen Anschauung und Symbolik glückliche Bilder. Der Anhang enthält eine sehr dankenswerte Zusammenstellung der gesamten Lenaulitteratur.

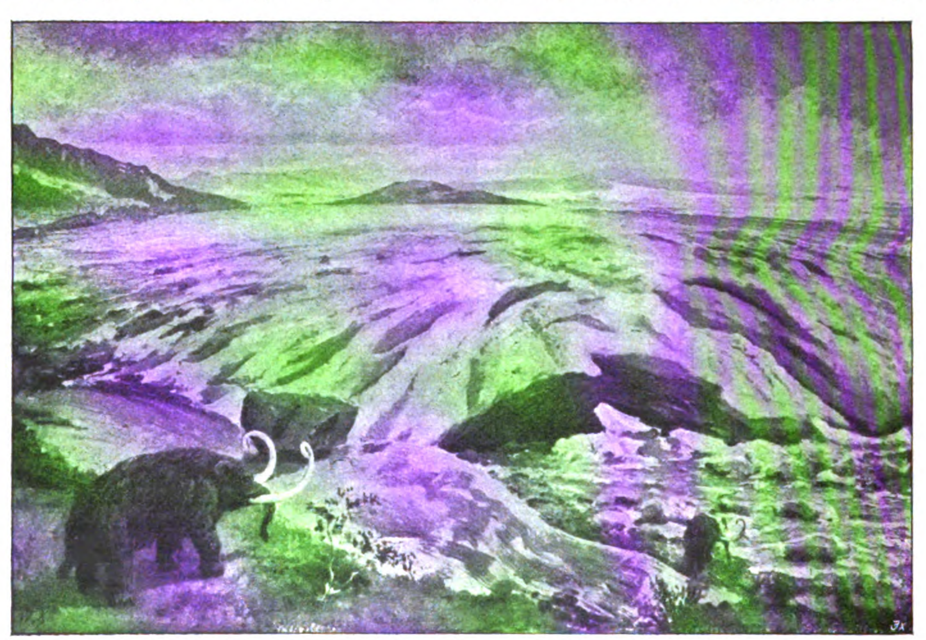
F. D.

Naturwissenschaftliche Schriften

Für die organischen Naturwissenschaften fehlte es lange an einem ihre neuere und neueste Geschichte darstellenden, nicht bloß für den Fachmann lesenswerten, sondern auch dem Laien verständlichen Werke. Diese empfindliche Lücke ist seit kurzem durch das Erscheinen der **Geschichte der organischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert** von Dr. Franz Carl Müller ausgefüllt worden (Berlin, Georg Bondi; Preis geh. 10 Mk., geb. Mk. 12,50). Das umfassende Werk (714 Seiten), das hier vorläufig mit nachdrücklicher Empfehlung nur angezeigt werden soll, um später seine ausführliche Besprechung zu finden, gehört dem von Dr. Paul Schlenther herausgegebenen monumentalen Sammelwerk „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwickelung" an und strebt, den Grundsätzen dieses Unternehmens entsprechend, nach einer möglichst anschaulich lebendigen und geschlossenen Darstellung. In einem einleitenden Kapitel zeichnet es die Vorläufer des neunzehnten Jahrhunderts auf dem Gebiete der Medizin und deren Hilfswissenschaften, der Zoologie und der Botanik, einen Albrecht von Haller, Brown, Mesmer, Jenner und andere, um sich dann in besonderen Abschnitten der Anatomie und Entwickelungsgeschichte (Bichat, Stilling, Johannes von Müller, Schwann, Virchow, Darwin, Haeckel u. s. w.), der pathologischen Anatomie (Rokitansky, Virchow, Cohnheim), der Physiologie (Helmholtz, Du Bois-Reymond, Moleschott, Berzelius, Liebig), der Bakteriologie (Pasteur, Ferd. Cohn, Lister, Billroth, Koch, Behring), der Hygiene (Pettenkofer), der Chirurgie (Esmarch, Bergmann, Billroth, Graefe), der inneren Medizin und deren Hilfswissenschaften, den Frauen- und Kinderkrankheiten, Geistes- und Nervenkrankheiten und endlich der gerichtlichen Medizin zuzuwenden. Die Schlußkapitel gelten der Geschichte der Zoologie und der Botanik. Sechzehn ganzseitige Bildnisse der Koryphäen der medizinischen, zoologischen und botanischen Wissenschaft nach Gemälden berühmter Maler (Lenbach), guten Stichen oder photographischen Aufnahmen sind dem Werke beigegeben.

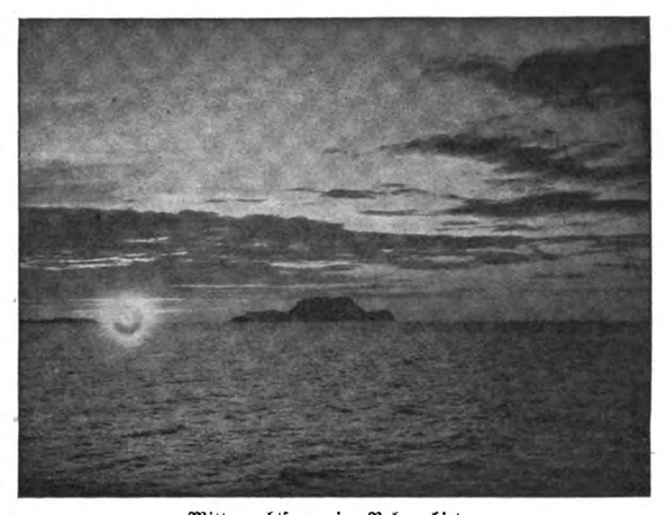
Eine neue Veröffentlichung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien bringt ein Werk von Prof. Friedrich Ratzel (vgl. das Charakterbild in unseren „Monatsheften", Mai 1901): **Die Erde und das Leben**, dessen erster Band uns vorliegt (706 Seiten mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung). Die gute Erwartung, mit der der Leser längst gewöhnt ist, alle Veröffentlichungen der

rühmlichst bekannten Verlagshandlung in die Hand zu nehmen, wird auch diesmal nicht getäuscht. Die vollendete, fast künstlerisch vollendete Darstellungskunst des Verfassers hat auch diesmal dafür gesorgt, daß das behandelte, im allgemeinen keineswegs leichtverständliche Forschungsgebiet dem Laien klar und lebendig veranschaulicht wird. Es giebt wohl kaum ein anderes, auf dem die jüngste Zeit so viel umwälzende Fortschritte zu verzeichnen hat wie das der Erdkunde im weitesten Sinne. Jeder, mag er sich auch vor Jahren gut darauf umgesehen haben, hat heute bis in die Grundbegriffe umzulernen. Wir wüßten kein populär geschriebenes Werk, das ihm dazu besser helfen könnte als das von Ratzel. Der gelehrte Verfasser ist im Besitze aller neueren und neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse der Einzelforschung, aber er beherrscht sie mit so sicherer Kritik und Freiheit, daß sie ihn bei der schwierigen Darstellung der gerade hier so wichtigen Zusammenhänge nirgends behindern oder in specialistischem Sinne belasten. Er führt den Anfänger ebenso sicher ein, wie er den Fortgeschritteneren bei der Revision und Korrektur seiner Kenntnisse unterstützt und zu eigenem Weiterdenken anregt. Ratzel giebt seinem Buche mit Recht den Nebentitel „Vergleichende Erdkunde", weil es vorzugsweise die Wechselbeziehungen der Erscheinungen der Erdoberfläche darstellt, also im Sinne von Karl Ritter verfährt. Die übliche Klassifikation der geographischen Erscheinungen war zwar aus praktischen Gründen nicht zu entbehren; aber die Fülle der Thatsachen in deren Kategorien hineinzuzwängen, hat sich Ratzel gehütet. Der Leser findet daher in diesem ersten Bande nach der historischen und kosmologischen Einleitung die Vulkane (hier viel Neues!), Erdbeben, Küstenschwankungen und die Gebirgsbildung, die Festländer, Inseln und Küsten, den Boden, seine Zusammensetzung, seine Höhen und Tiefen und seine Formen, wie er im zweiten Bande die Welt des Wassers, der Luft und des Lebens darin, sowie der Menschen als Gegenstände der „Geographie" behandelt finden wird. Aber es sind keine unübersteiglichen Begriffsschranken zwischen den Dingen aufgerichtet, die ja auch in der Natur durch unzählige Wirkungen und Übergänge verbunden sind. Daher schließt sich an die Betrachtung des Festlandes und der Inseln die Darstellung ihres Einflusses auf die Lebensverbreitung, und ebenso folgt der Besprechung der Küsten ein Abschnitt über das Leben der Küsten, in dem auch ihre Bedeutung im Völkerleben gestreift wird. Landschaftliche Beschreibungen von dichterischer Kraft und Schönheit zeigen, wie die Vulkane, die Berge u. s. w. in ihren Umgebungen, überhaupt in der Natur, stehen und aus ihr heraus auf den Beschauer wirken. Aus demselben Grundgedanken gehen zahlreiche Ausführungen über die Entwickelung unseres Wissens von der Erde hervor, die eingestreut sind. Denn nach Ratzels Auffassung gehört zum Bild der Erde nicht bloß die Registrierung der geographischen Thatsachen, sondern auch ihre Wirkung auf Sinn und Geist des Menschen. Was Abbildungen dazu beitragen können, Geographisches zu veranschaulichen, das ist hier gethan.



Landschaft aus der Eiszeit. Nach einem Gemälde von W. Kranz.
(Aus: „Weltall und Menschheit." Herausgeg. von Hans Kraemer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

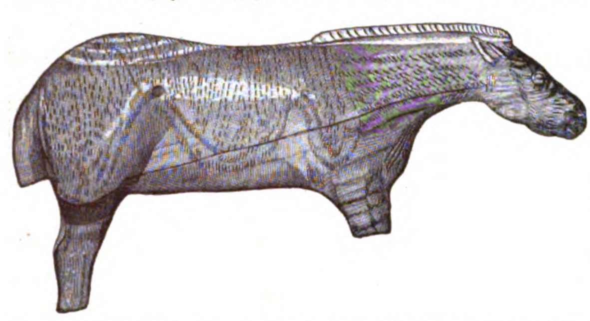
Mannigfache Berührungspunkte mit dem Ratzelschen Werke hat eine populär gedachte, von Hans Kraemer herausgegebene Publikation des Deutschen Verlagshauses Bong u. Co. in Berlin, deren Titel **Weltall und Menschheit** schon andeutet, daß es sich hier im wesentlichen um die Geschichte und Schilderung der Beziehungen des Menschengeschlechtes zum Weltall und seinen Kräften handelt. Da uns zunächst nur die ersten Lieferungen des auf fünf Bände oder hundert Lieferungen (zu je 60 Pf.) berechneten Werkes vorliegen (mit etwa zweitausend schwarzen und bunten Illustrationen sowie vielen Faksimilebeilagen), so begnügen wir uns vorerst damit, den Plan und die Grundsätze des Werkes zu kennzeichnen. Naturgemäß tritt die Darstellung zuerst an den Sitz des Menschengeschlechtes, die Erde, heran und betrachtet in erster Linie die Kräfte, die seinen Bewohnern die Möglichkeit der Entstehung und Entwickelung schaffen. Hieran wird sich eine Geschichte der Erforschung der Erdrinde (Prof. Dr. Karl Sapper von der Universität Tübingen) schließen, deren Aufgabe es sein soll, den Anschauungen über die Entstehung der Erde nachzugehen. Aber zugleich wird auch die praktische Verwertung der neueren Geologie gezeigt werden (Bergbau, moderne Industrie und Technik). Alsdann gedenkt sich das Werk den Bewohnern der Erde selbst zuzuwenden und zunächst die Entstehung des Menschengeschlechtes und dessen Entwickelungsgang zu verfolgen, wie sich von selbst versteht, auf Grund der neuesten Forschungsresultate, die jedoch der betreffende Verfasser, Prof. Dr. Herm. Klaatsch von der Universität Heidelberg, in diesem Falle selbständig und eigenartig zu modifizieren unternehmen wird. Die Entwickelung der Pflanzenwelt und der Tierwelt werden die Professoren Dr. Potonié und Dr. Beushausen von der Königl. Bergakademie in Berlin schildern, während Prof. Dr. Karl Weule, der Direktor des Leipziger Völkermuseums, die Erforschung der Erdoberfläche, Prof. Dr. Wilh. Foerster, der Leiter der Berliner Königl. Sternwarte, die Erforschung des Weltalls, Dr. Ad. Marcuse, sein Assistent, die erdphysikalischen Probleme (Ebbe und Flut u. s. w.) behandeln wird. Die weiteren Bände sollen sich sodann speciell der Erforschung und Erschließung der Naturkräfte und ihrer praktischen Verwertung im Dienste der Völker widmen und werden unter anderem eine Entwickelungsgeschichte der Technik (Geh. Hofrat Max von Eyth in Ulm) sowie eine Schilderung der Verwertung der Naturkräfte in Haus und Familie umschließen. Die Abbildungen, von denen wir hier nur ein paar, des beschränkten Raumes wegen, schwache Proben geben können, lassen sich keine Hilfe der modernen Illustrationstechnik entgehen. Besonders die farbigen Beilagen sind mustergültig. Wie die erste Lieferung in fünf Farbentafeln die Entstehung und die verschiedenen Stadien eines Gewitters veranschaulicht, so führt uns die zweite mit Hilfe einer vierteiligen Klappenbeilage einen Geyserausbruch vor Augen, und ein Transparentbild prägt uns das Entstehen der Mondphasen ein. In der dritten Lieferung begegnen wir der Frage nach dem Zusammenhang zwischen den Vulkanen und dem glühenden Erdkerne, die angesichts der Katastrophe auf Martinique jetzt noch besonderes Interesse beanspruchen darf. Wir kommen auf das Werk von Zeit zu Zeit zurück.



Mitternachtsonne im Polargebiet.
(Aus: „Weltall und Menschheit." Herausgeg. von Hans Kraemer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

Ein anderes reich illustriertes Lieferungswerk, herausgegeben von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart, betitelt **Die Völker der Erde** (vollständig in 35 Lieferungen zu je 60 Pf.), bringt Schilderungen der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker aus der Feder des Oberstudienrats Dr. Kurt Lampert. Augenscheinlich ist es diesem Unternehmen, von dem uns die ersten Lieferungen vorliegen, weniger um eine systematische Völkerkunde zu thun, die nach strengen anthropologisch-historischen Grundsätzen gearbeitet ist, als vielmehr um die wirkungsvolle Hervorhebung und genaue Beschreibung alles dessen, was uns ferner liegt oder besonderen Wissensreiz für uns hat. Deshalb rückt das Werk denn auch dasjenige Gebiet an die Spitze, in dem Deutschlands jüngste Kolonien liegen: Polynesien. Samoa insbesondere zeigt sich in den imposanten oder lieblichen Bevölkerungstypen, die hier in prächtigen Photographien, zum Teil auch farbig wiedergegeben werden, von der besten Seite. Im Gegensatz zu dem Bongschen Verlagswerke, das gelegentlich auch zu Gebilden der Phantasie greift, wenn es

gilt, dem Text seinen illustrativen Schmuck zu geben, hält sich dieses streng an die Wirklichkeit und bringt nur unmittelbare Aufnahmen nach der Natur und dem Leben (im ganzen sind etwa 650 geplant). Nicht ein schwer wissenschaftliches Lehrbuch der Ethnologie soll geboten werden, sondern ein populäres Buch, das in unterhaltender und doch zuverlässiger Darstellung in die Wissenschaft der Völkerkunde einführt. Besonders sollen die äußere Erscheinung der verschiedenen Rassen, ihre Kleidung und ihr Schmuck, ihre Waffen und Hausgeräte, Nahrung und Wohnung in Krieg und Frieden, Sitten und Gebräuche berücksichtigt werden.



Aus einem Renntierknochen geschnitzte Pferdefigur (Kunstwerk aus der Renntierperiode Südfrankreichs).
(Aus: „Weltall und Menschheit.“ Herausgeg. von Hans Kraemer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

Wie stark heute das Bedürfnis nach gediegenen naturwissenschaftlichen Bildungswerken im großen Publikum ist, beweist der Umstand, daß unmittelbar nach der Vollendung des „Tierlebens“ von Haacke und Kuhnert, das fast allzuviel Gewicht auf die Illustrationen legte, ein neues zu erscheinen begonnen hat, das dem gleichen oder doch einem ganz ähnlichen Stoffe gewidmet ist: **Die Verbreitung der Tierwelt** von Dr. W. Kobelt (Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz; vollständig in zwölf Lieferungen zu je Mk. 1,50; mit acht bis zwölf nach Aquarellen Aug. Spechts gefertigten Tafeln in Farbendruck und Autotypie sowie vielen Textabbildungen). Der als Tiergeograph rühmlich bekannte Verfasser bürgt für die wissenschaftliche Gediegenheit der Darstellung, ohne daß man bei allem Ernst, mit dem er an seine Aufgabe herangeht, einen trockenen Kompendiumton zu befürchten brauchte. Im Gegenteil rückt Kobelt gerade den Zusammenhang des Tiergeographischen mit dem Landschaftlichen in den Vordergrund und giebt der Darstellung dadurch Leben und Bewegung, wie er auch in seinen Naturbildern und in seinen psychologischen Schilderungen aus dem Seelenleben der gut beobachteten Tierwelt ein warmes Gefühl und eine glückliche Hand bewährt. Kobelt sieht seine Aufgabe nicht etwa darin, die einzelnen Species in mehr oder minder ausführlicher Weise zu beschreiben oder ihr Zusammenleben zu schildern; er will vielmehr in der Hauptsache die Ergebnisse seiner auf ernsten Studien beruhenden wissenschaftlichen Forschungen einem größeren Publikum vorlegen. So schildert er in der ersten Abteilung die Verbreitung der Tierwelt durch die gemäßigte Zone der Alten wie der Neuen Welt und erörtert dabei die wichtigsten erdgeschichtlichen Probleme, wobei er namentlich auch den ehemaligen Zusammenhang beider Welten eingehend betrachtet. Die zweite Abteilung beschäftigt sich mit dem Kampf der Tierwelt gegen ihren Hauptfeind, den Winter (Vorratsammeln, Winterschlaf, Wanderung u. s. w.); die dritte bringt eine Reihe Essays über einzelne Fragen: Höhlentiere, Relikten, Tiere und Menschen, giftige, schädliche, Jagd- und Haustiere u. s. w. Spechts Bilder entbehren bei aller zoologischen Sorgfalt und Genauigkeit nicht einer ansprechenden poesievoll traulichen Auffassung, was sich namentlich in den heimischen Tierdarstellungen äußert.

Botanische Interessen herrschen in kürzlich veröffentlichten malaiischen Streifzügen **Auf Java und Sumatra** vor, die denn auch einen Botaniker, Prof. Dr. K. Giesenhagen, zum Verfasser haben. Sein im B. G. Teubnerschen Verlage (Leipzig) erschienenes, sehr reich mit Abbildungen ausgestattetes Buch (270 S. mit etwa 200 Abbildungen und einer Kartenbeilage; geb. 10 Mk.) ist ganz durchsonnt von der Freude und Lust an seinem wissenschaftlichen Forscherberuf. Von Jugend auf ein leidenschaftlicher Naturfreund, nahm er den Auftrag, als Erster, ausgerüstet mit den auf Vorschlag der kartellierten Akademien von der deutschen Reichsregierung bewilligten Mitteln, eine neunmonatige botanische Studienreise nach dem malaiischen Inselreiche zu unternehmen, mit Freuden an. Was er dort treiben würde, war ganz seinem Ermessen überlassen, nur sollte er, falls sich Gelegenheit bot, auch die tropischen Nutzpflanzen, die für unsere deutschen Kolonien allenfalls Bedeutung gewinnen könnten, beobachten und mit nach Hause bringen. Für ihn selber aber sollte die Tropenreise eine Gelegenheit sein, Materialien für wissenschaftliche Arbeiten einzuheimsen, Studien anzustellen über wissenschaftliche Fragen, die nur in der Heimat der Tropengewächse erledigt werden können, und vor allem durch eigene Anschauungen sichere Vorstellungen von dem Pflanzenleben der heißen Länder zu gewinnen, Vorstellungen, wie sie heute in der Botanik als Grundlage jedes tieferen Verständnisses unerläßlich sind. Der Verfasser hat dies schöne Programm möglichst zu erfüllen gewußt, daneben aber auch für die rein künstlerischen Schönheiten der Natur in den durchstreiften Gebieten ein offenes Herz und Auge bewiesen. Nicht die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Tropenreise bietet er in diesem Buche dem Leser dar, sondern seine persönlichen, subjektiv erfaßten und ausgeprägten Erlebnisse und Erfahrungen auf Java und Sumatra bilden den Gegenstand der Darstellung, wenn sich diese auch, der Neigung und Bildung des Reisenden ebenso

entsprechend wie der Natur der bereisten Länder, vornehmlich auf die Flora erstreckt.

Die letzten Jahrzehnte haben die Blicke des deutschen Volkes mehr denn je auf die See hinausgelenkt. Damit ist auch das wissenschaftliche Interesse für das Meer und sein Leben stetig gewachsen, besonders seit die Tiefsee-Expeditionen mit so reichen und originellen Schätzen heimgekehrt sind. So dürfen die belehrenden Abhandlungen, die Dr. Otto Janson in seinem Büchlein **Meeresforschung und Meeresleben** zusammengestellt hat (mit 41 Figuren im Text), von vornherein ihres Publikums gewiß sein (ebenda; „Aus Natur und Geisteswelt“ Nr. 30; geb. Mk. 1,15). Sie erörtern die wichtigsten Erfolge der modernen Meeresforschung und bieten so für das Verständnis der demnächst zu erwartenden wissenschaftlichen Veröffentlichungen über die Erfolge der Tiefsee-Expeditionen die beste Vorbereitung.

Welch wundervolle Gebilde schon die ältere Tiefseeforschung zu Tage gefördert hat, ist weiteren Kreisen eigentlich erst durch die **Kunstformen der Natur** zur Erkenntnis gekommen, die Prof. Dr. Ernst Haeckel mit Hilfe des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien zunächst in fünf zusammenhängenden Heften, neuerdings in einer neuen Serie, herausgegeben hat. Das sechste Heft (Preis 3 Mk.) berücksichtigt im Gegensatz zu den früheren, deren Anschauungsstoff fast ausschließlich den niederen Tierformen entnommen war, auch die höheren Organismen. Unter den prächtigen Tafeln verdienen namentlich zwei: die Muscheltafel „Murex“ und die zart abgetönte farbige Quallentafel „Strobalia“, hervorgehoben zu werden.

Wie Haeckels „Kunstformen der Natur“ dereinst den sogenannten niederen Lebewesen, namentlich denen des Meeres, zu einer Auferstehung in den Gebilden der Kunst verholfen haben, so wenden sich **Meurers Pflanzenbilder** (erscheinen in zwanglosen Heften von je zehn Tafeln; jedes Heft 6 Mk.; Dresden, Gerh. Kühtmann) der Flora zu, um sie den Architekten, Kunsthandwerkern, Musterzeichnern, Illustratoren, überhaupt dem bildenden Künstler für die Gestaltung ornamentaler Aufgaben nahe zu bringen. Neben mehr naturalistischen Zeichnungen und photographischen Aufnahmen von Pflanzen und Pflanzenteilen sollen besonders solche Nachbildungen der Naturformen gegeben werden, die durch Hervorhebung der konstruktiven Eigenschaften des Pflanzenbaus zur ornamentalen Verwertung der Pflanze überleiten. Zu diesem Zwecke werden außer zeichnerischen Studien auch Aufnahmen nach vergrößerten freiliegenden oder in Relief ausgeführten Modellen aus der Schule des Herausgebers gebracht werden. Dieser möchte vor allem dahin wirken, daß der Künstler die ornamentale Vorbildlichkeit der natürlichen Formen aus eigener Anschauung erkennen und selbständig nützen lerne; deshalb will er auch keine stilisierten Formen zu direkter Verwendung, sondern nur Anregungen zu kompositioneller Thätigkeit geben.

Für die praktische Gartenpflege bringt die auf diesem Gebiete führende Verlagshandlung von Trowitzsch u. Sohn (Frankfurt a. d. O.) eine ganze Reihe neuer und bewährter alter Leitfäden und Lehrbücher auf den Markt. Da ist zunächst **Der Jugend Gartenbuch**, eine praktische Unterweisung im Obstbau, in der Gemüsezucht, der Blumenpflege, der Pflanzen- und Insektenkunde, verfaßt von Marie Teuscher, erweitert und mit 207 Bildern geschmückt von Heinr. Frh. von Schilling (geb. 3 Mk.). In frisch-fröhlichem Anregungs- und Unterhaltungston geschrieben, wird es seinen jungen Lesern und Zöglingen Lust und Liebe zu gärtnerischen Beschäftigungen einflößen. — Das **Gartenbuch für Anfänger** von Johannes Böttner, einer Autorität auf diesem Gebiete (ebenda; 5. Aufl.; 552 Seiten mit 517 Abbildungen und 20 Plänen; geb. 6 Mk.), enthält im wesentlichen Unterweisungen im Anlegen, Bepflanzen und Pflegen des Hausgartens, im Obstbau, Gemüsebau und in der Blumenzucht und erfreut sich nicht nur der Anerkennung der wissenschaftlich gebildeten Fachmänner, sondern auch — was mehr sagen will — der dankbaren Bewunderung all der Laien, die sich daran geschult haben. — Ein drittes Werk aus demselben Verlage ist **Der neue Gartenbau**, eine mit zwanzig Abbildungen versehene Schrift von H. M. Stringfellow (übersetzt aus dem Englischen von Warnieck; Preis in solidem Ganzleinenband 3 Mk.), die für eine natürlichere Methode des Gartenbaus eintritt und Gemüse- und Obstbau eingehend behandelt. In zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage ist Johannes Böttners **Praktisches Lehrbuch des Obstbaues** erschienen (mit 570 Abbildungen, geb. 6 Mk.), ein klar und volkstümlich geschriebenes Unterrichtsbuch für den Landwirt, Obstzüchter und Gärtner. **Die Frühbeettreiberei der Gemüse** behandelt derselbe Verfasser in einem mit 84 Abbildungen versehenen Buche (Preis



Skelett eines Riesen-Faultieres der Tertiärzeit.
(Aus: „Weltall und Menschheit.“ Herausgeg. von Hans Kraemer. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.)

2 Mk.), dessen Darstellung so gehalten ist, daß auch der Laie ohne weiteres an die praktische Verwertung seiner Lehren gehen kann. Mit der Rebenkultur, die namentlich in Norddeutschland noch immer so unrationell betrieben wird, beschäftigt sich Robert Betten in seiner Schrift **Erziehung, Schnitt und Pflege des Weinstocks im kalten Klima** (zweite Auflage; mit 152 Abbildungen; Preis geb. 3 Mk.); die Belehrungen werden durch sorgfältig ausgeführte Illustrationen unterstützt, die zur richtigen Behandlung anleiten und vor der falschen durch Beispiele warnen. Eine **Anleitung zur Pfirsichzucht** endlich giebt Fr. Buche (zweite Auflage; mit 18 Abbildungen; Preis Mk. 1,80), ein alter Praktiker auf diesem Gebiete, der sich aber auch die neuesten Erfahrungen anderer zu nutze gemacht hat.

Ein paar Bändchen der hübsch ausgestatteten Sammlung wissenschaftlich=gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens, die bei B. G. Teubner in Leipzig unter dem Titel „Aus Natur und Geisteswelt“ erscheint, und die sich zum großen Teil aus Vorträgen der Hochschulvereine zusammensetzt, werden sich vorzüglich zu Geschenken an die reifere Jugend verwenden lassen, sobald bei ihr ein besonderes Interesse für naturwissenschaftliche Dinge vorhanden ist (Preis für das geheftete Bändchen Mk. 1,25). Wir führen von den hierher gehörenden Schriften besonders an: eine illustrierte Abhandlung über Entstehung, Verwendung und wirtschaftliche Bedeutung der **Metalle** von Prof. Dr. K. Scheid (Nr. 29 der Sammlung), ferner sechs Vorträge, die Prof. Dr. L. Graetz über **Das Licht und die Farben** gehalten hat. Die Vorträge gehen von den durch gute Abbildungen ersetzten wichtigsten optischen Erscheinungen aus, um aus ihnen die Gesetze des Lichtes abzuleiten. Der dabei beobachtete Aufstieg vom Einfachen zum Komplizierten wird als besonders fördernd empfunden werden. Die Ausführungen des Büchleins gipfeln in der Erläuterung der Photographie. In einem weiteren Büchlein derselben Sammlung hat Dr. Jos. Clem. Kreibig **Die fünf Sinne des Menschen** zum Gegenstand seiner Darstellung genommen, um das Schwergewicht auf den Gehör= und Gesichtssinn zu legen und insbesondere die Gebiete der Töne und Farben zu behandeln, überall, wie es bei diesem Unternehmen selbstverständlich, auf den neuesten Ergebnissen der Wissenschaft fußend. Auch hier erläutern schematische Abbildungen den Text. Von einem allgemeinen Standpunkt aus führt eine Abhandlung von Dr. E. Biernacki (deutsch von Dr. Ebel) in **Die moderne Heilwissenschaft** und den Inhalt des ärztlichen Könnens und Wissens ein. Am eingehendsten beschäftigt sich der Verfasser mit den psychologischen Faktoren in der Entwickelung der Medizin und in der Berufsthätigkeit des Arztes, alle seine Ausführungen mit konkreten Beispielen aus den verschiedensten Zweigen der Wissenschaften begleitend. — In die nächste Nachbarschaft dieser Studie gehören auch die **Akademischen Erinnerungen eines alten Arztes an Berliner Größen**, die Dr. Otto Braus zunächst für seinen Sohn niedergeschrieben hat (Leipzig, F. C. W. Vogel; 3 Mk.), die aber auch weiteren medizinischen Kreisen manches Interessante mitzuteilen haben werden. Der Verfasser hat seine medizinischen Studien mit glühender Begeisterung betrieben — davon legt sein Buch auf jeder Seite beredtes Zeugnis ab — und zu Johannes Müller und der Anatomie in besonders innigem Verhältnis gestanden. Daneben treten die Professoren Graefe und Martin hervor; aber auch allerlei studentische Allotria, wie sie in medizinischen Kreisen blühen, sind dazwischen gestreut. — Ein gleichfalls in diesen Zusammenhang gehörendes Buch von dem schwedischen Naturforscher Troels=Lund **Gesundheit und Krankheit** (vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch, mit dem Bildnis Troels=Lund; Leipzig, B. G. Teubner) könnte mit seinem Titel irreführen, wenn es nicht den Zusatz trüge: „in der Anschauung aller Zeiten“. Dadurch charakterisiert es sich als einen im wesentlichen geschichtlichen Überblick über die Gesundheits= und Krankheitsbegriffe seit Hippokrates bis auf die Gegenwart und als eine kritische Geschichte der Arzneiwissenschaft. Wir erfahren, wie die alten Griechen und Römer über die Krankheiten gedacht haben, und welche abergläubische Anschauungen und Bräuche namentlich das Mittelalter damit verquickte. Eine besondere Aufmerksamkeit wird sodann den Wundärzten der alten und neuen Zeit gewidmet; aber immer bleibt der Blick des Verfassers auf der Erkenntnis haften, daß die scheinbaren Gegensätze Gesundheit und Krankheit, Leben und Tod sich als Keimblätter um ein Unbekanntes, Höheres, Unfaßbares zusammenfalten.

A. Str.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin=Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.

